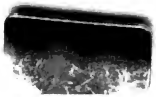
4° Eph. pol. 17 m / 2



Digitized by Google

<36618614040011

<36618614040011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

M. f. d. n. W. 1. Qf. 1808.

JÉROME NAPOLEON

König von Westphalen &c. &c.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Herausgegeben

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des Aargauischen Ober-Forst- und Bergamtes, der königlichen Societät der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, und der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich.

Zweiter Jahrgang, 1808.

Mit vier Kupfern, nebst kritischen Beiblättern und Intelligenzblättern.

Aarau

im Verlage bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

BIBLIOTECA
REGLA
MONACENSIS

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 1. — den 2 Jänner 1808.

Der einmal für dieses Journal festgesetzte und bekannte Plan wird keinerlei unabgeändert beibehalten, und in dasselbe nur das aufgenommen, was Bezug hat auf unsere Zeiten, auf Geschichte der Staatenverhältnisse, der Volkskultur, der merkwürdigern Zeitgenossen, des Handels, der Entdeckungen, Erfindungen, Naturbegebenheiten, des Luxus, der Moden, der Literatur, der Kunst, der öffentlichen Anstalten u. s. w.

Beiträge von nicht gewöhnlichen Mitarbeitern, wenn sie den Plan und der Tendenz dieser Blätter entsprechen, werden angenommen und auf honorirt. Sie werden entweder an den Herausgeber, oder an die Verlagshandlung gesandt. Bedingung aber ists, daß der Nachdruck verbürgt werden. Verschweigung des Namens wird, sobald es erlangt ist, angelobt.

Alle Woche erscheinen von dieser Zeitschrift zwei halbe Bogen

Alle Vierteljahr komme ein sauber gearbeiteter Kupferstich hinzu.

Wer Bekanntmachungen in das Intelligenzblatt, welchedem Blätteln für die neueste Weltkunde beigefügt wird, einrücken will, zahlt für die Zeile 4 1/2 Kreuzer oder 1 gGr.

Kunst- und Buchhandlungen, welche in dieser Zeitschrift Vortheilungen ihrer vorzüglichern Werke zu erhalten wünschen, haben dieselben postfrei einzusenden.

Der erste Tag des Jahres 1808.

. . . *servate . . mei .*
Pollicis ictum!
HORAT.

Sie hallt, sie hallt, die festliche Glocke, die
Im Feiergang den Erstling des Jahres grüßt,
Und hoher Alpenlande Völkern
Ruhmvoller Freiheit Geburt verkündet! *)

Schon naher dämmernd Eos, die rosige: —
Herauf denn, Phöbos! schnell mir das harrende
Gespann zum raschen Lauf geschirrt, nicht
Hufeberührender Peitsche schonend.

Hal früher müssten heute des Araxibas
Breite Zinnen baden im Lichtstrom sich,
Und glänzender dein Krahlend Haupt der
Tiefe Bewohner zum Jubel wecken!

Komm! reiche selbst, unsterblicher Lieder voll
Die goldbesaunte Leier dem Sänger hin,
Daß, Hoses kündend, er bebenden
Fingers durchrausche die kühnen Saiten. — —

Ich fühle dich, du Götterbeherrschers Sohn!
Von dir begeistert, delphischer Seher, reißt
Der Zukunft siebenfacher Schleier
Plötzlich dem wetheschirrten Auge.

So höre denn wahrsagende Worte jetzt,
Mein Vaterland! —
Ein Hundert von Lustren wird
Am Himmel gleitend umgelenkt, seit
Mauthios Söhne die Ketten sprengten,

*) Das Silbenmaaß ist das Alkäische.

Digitized by Google

Die Tyrannei, durch niedriger Knechte Hand
Um jenes Edeln edel sich sträubenden,
In langem Heldenfluss erstarkten
Nacken zu schmieden (zur Schmach sich!) träumte:

Und noch bestehet der ehebeschworne, oft
Erbeute, nie zertrümmerte Väterbund!
Nie groß, gefürchter Ein Mal nur, doch
Immer geachtet in großen Thaten;

Indeß ringsum ins gähnende Grab der Zeit
Der Reiche manches stürzte, daß Riesenbau
Mit diamantnen Fugen, stolz der
Ewigkeit zu, himmelan sich thürmte.

Und forthin wird (so lehret der Gott es mich)
Dein Bund bestehen! Heilige Schrn ergreift
Die Götter selbst vor den geweihten
Stätten der Wiege der hehren Freiheit!

Als sinnig der Menschenhasserinde Habsucht sich
Vermaß, die hohen Stützen der Sterblichen
Zu rütteln, daß Verderben weit, und
Tod, in das baumlose Thal hinrollte;

(Schon wälzte die geschuckelten Felsen er
Nach in den See, daß stürmend die Fluth sich hob,
Und Schwanau's Rest, vom Jungfernraube
Bübisch bestellt, zu tilgen drohte) —

Da rief, laut donnernd, ihm der Plumpler:
Halt ein mit Raten! daß nicht, vor allen werth
Mir, Werner's Stammort von der Wogen
Freywind anbeingender Wuth hinsinke.

Und folglam hemmt, erschrocken, der Schatten Fürst
Die drauende Zerstörung. —
Zur Warnung euch,
Die ihr den langen Epoer führet
Hundert gehorsame Lande streckel!

Nie lüstert nach beschiedenem Erbe, das
Ein Häuflein frommer Helden den Enkeln ließ;
Von rauher Zirn umlagert, nur durch
Eigne Gesetze begluckt, und Sitten:

Denn schrecklich fällt, was eines Eroberers
Ruchlose Faust entreißen dem Schwächeren, ein
Gewisser Raub dem nach ihm Stärkeren,
Daß an Vergeltung, o Welt, du glaubest!

So übet furchtbar Zeus (den wort Zeuge!) die
Jtuchwürdige Gier, die Völker verschlingt, und wild
Den ehernen Fuß auf feste Nacken,
Göttern und Menschen ein Gräuel, setzt.

Häfeli.

Anmerkungen.

— Schwanau's Rest, vom Jungfernraube
Bübisch bestellt —

Auf der größern Insel des Lowerzer See's stehen noch Reste des Schlosses Schwanau. Ein Unterthann des Landvogt Gessler hatte im Jahre 1307 ein Mädchen vom Rath geraubt, und in seine Insel gebracht.

— Werner's Stammort —

In Steinen, nicht weit von dem Lowerzer See, wohnte das edle Geschlecht der Stauffacher. Wem ist Werner, einer der Männer in Rütli, unbekannt? Bei dem vorjährigen Beerdigung von Gesslau schwoll der Lowerzer See, in welchen sich der verheerende Schutt senkte, so an, daß seine Wogen nicht nur über Schwanau noch emporschlugen, sondern auch Steinen bedrohten, und Fische bis an den Fuß seiner Häuser tarfen.

In den beiden letzten Strophen bekennt sich der Verfasser zu dem, zwar vos verachteten, Glauben an einen Weltregierer, „der da beimsuchet die Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.“ Je ganze Geschichte (man lese besonders Raleigh's unvergleichliche Vorrede seiner history of the world — eine wahre Fürstenbibel!) ist der Kommentar zu jener Drohung des israelitischen Jehova. Der große Mann, welcher den Bundesstaat unserer Väter berstellte, und dessen Kaisermort uns eine Epistenz durch, die durch nichts als ihre tiefe glückliche Ruhe so wie beneidenswerth ist — war er nicht unter andern ein Werkzeug in der Hand der nie schlummernden Nemesis, die Theilung eines Reichs zu rächen, deren Rechtmäßigkeit zu verantworten, die Väter-Majestätsrechte vergessen ihre rohthirtischen Feinden sitzen?

Sizze einer Geschichte von Zürich's Hülfsgesellschaft.

(Vom Herausgeber.)

Das Unglück Deutschlands in den letzten Kriegesjahren, das Elend und die Hülflosigkeit des Volks, das Verschwinden des baaren Geldes, der Ruin des Handels und der Manufakturen weckten das Herz jedes Menschenfreundes aufs Tiefe bewegen, und vielleicht der Geschichte einer Stiftung Werth geben, die Nachahmung verdient, wo Nothleidende wohnen und Menschenfreunde leben. Denn woran Deutschland heut blutet, daran hat die ärmere Schweiz Jahre lang gelitten. Konnte größerer Jammer erfunden werden, als ihn diesen Verathälern? Dennoch richteten sich die beklagenswürdigen Schweizer durch eigene Kraft wieder empor.

Es war im Sommer des Jahes 1799, als nach einer Reihe von schrecklichen Gefechten die Waffen der Oesterreiche durch das verheerte Land drangen, und Meister von Zürich wurden. Zu ihnen gesellten sich nachher die Russen. Eine Stunde von den Stadtmauern standen drohend die verdrängten Kriegsvölker Frankreichs.

In den beiden ersten Kriegesjahren 1798 und 1799 hatte der Kanton Zürich allein, sonst einer der wohlhabendsten der Schweiz, auf eine Bevölkerung von 163,139 Seelen 6549 Aeme, die nichts verdienen konnten, und 21674 Arme, denen Verdienst und Arbeit fehlte. Die Einquartierung hatte in diesen zwei Jahren den Kanton gekostet 3,433,130 Franken; die Requisitionsfuhren beliefen sich auf die Summe von 702,377 Franken; die Lieferungen von Lebensmitteln überstiegen die Summe von 3,173,032 Fr.; die Lieferungen an Fourage 690,040 Fr.; der Verlust durch Raub, Brand und Verheerungen die Summe von 5,213,376 Fr. — Genug, die Totalsumme der Kriegskosten

Digitized by Google

und Verluste in diesen beiden Jahren allein betrug 14,564,485 Franken! —

Während die Zeitungen und die Nationen Europens den Siegern Lorbeeren streuten, schmachteten Tausend Unglückliche des Volkes in verödeten Hütten, unter Blut und Trümmern, und ihrer achtete man kaum.

Aber es war ein Mann in Zürich, des Namens seiner Väter werth; er sah nicht auf die Lorbeeren des Siegers, er sah auf das Elend des zertretenen Volks. Selbst kein Millionär, selbst nicht an der Spitze des Staats, beschloß er dennoch ein fürstliches Werk — seiner Mitbürger Rettung. — Dies war der Stadtarzt Johann Kaspar Hirzel, der Sohn Hirzels des Biographen vom philosophischen Bauer.

Als obrigkeitlich verordneter Armenarzt war er der täglich unmittelbare Zeuge grenzenloser Noth; Zeuge, wie gewissenloser Egoismus Wucher die Masse des Uebels durch Fürkäuferei vermehrte. Wenn aber Verbrecher unersträft Triumphe feiern, muß die kleine Schaar der Redlichen sich enger um das Panner der Tugend schließen.

Hirzel verband sich mit einigen edeln Freunden, Hülfe für die Leidenden zu sammeln auf allen Wegen; Kleider und Nahrung aufzukaufen in minder beschädigten Gegenden, und, ohne allen Vortheil, wohlfeil, wie sie gekauft waren, der nothleidenden Bürgerklasse zu überlassen; die Aermsten unentgeltlich zu speisen, und alles das, und jede Mühwaltung, ohne Bezahlung zu übernehmen.

Am 31 Okt. 1799 traten diese gefühlvollen, entschlossenen Männer zusammen. Sie waren ihrer zwölf an der Zahl. Ihr erstes in Eil zusammengebrachtes Kapital betrug vier Louisd'or. Unter dem Namen einer Hülfsgesellschaft machten sie ihre Absichten dem Publikum bekannt in einer Druckschrift.

Freilich mangelte es dem Lande nicht an Armenanstalten; aber ausserordentliche Schicksale und Zwecke fordern ausserordentliche Mittel. Freilich stand eine Regierung da, mit der Pflicht, den Unglücklichen zu helfen. Aber eine Regierung von Kriegen und bürgerlichen Unruhen umringt, ein Land theils von den Feinden erobert, theils von Kriegslasten erschöpft, verlustig der Staatsschätze, die von ehmaligen Regierungen mühsam gesammelt, von französischen Kommissären entführt waren — konnte Hülfe von diesen erwartet werden?

Unterdessen wuchs mit jedem neuen Tage neues Elend an. Die Schaaren der Verarmten, Beraubten, Brandbeschädigten, Arbeitslosen und Hungernden wurden zahlloser. Die Männer der Hülfsgesellschaft feierten aber nicht. Jeder von ihnen ward Beistand von nahen und fernen Freunden. Der verewigte Dichter Bürkli, Glied dieses menschenfreundlichen Bundes, gab seine gesammelten Gedichte zum Besten der Anstalt heraus; im vertraulichen Gespräch, und von der Kanzel herab, und in allen Lagen und Verhältnissen, ward dafür geredet von den Mitgliedern. Nie traten sie in ihre Versammlung, ohne selbst den heiligen Zweck derselben zu erfüllen, Almosen zu geben. Soviel Muth und soviel Treue rührte der Mitbürger Herz, und fand den Segen des Himmels.

Schon im Laufe des ersten Jahres sammelte die Hülfsgesellschaft eine Summe von 1465 Louisd'or, von denen sie 1283 austheilte. Geschenke von Lebensmitteln und Kleidern kamen aus entlegenen Ortschaften; es erboten sich Bürger, freie Fuhren zu leisten. Die helvetische Regierung gab 3105 Gulden zur Austheilung der rumfordischen Suppen. Man kaufte in geringen Preisen rohes Garn und Reisten zusammen, ließ es von Verdienstlosen spinnen, weben und zu Hemden verarbeiten; verkaufte davon in niedrigen Preisen, verschenkte davon an die Dürftigsten. Man beschäftigte andere Hausarmen mit Strumpfstricken. Der menschenfreundliche Lavater diktirte zu Gunsten der Armuth einen kleinen Kunst- und Bücherhandel. So rang und trieb alles mit himmlischschönem Eifer zusammen, die Noth zu mindern, und wie das Elend wuchs, wuchs das Erbarmen.

Die Hülfsgesellschaft erweiterte sich inzwischen. Mit der Zahl ihrer Arbeiten stieg die Zahl ihrer Mitglieder. Sie schuf sich Verfassung und Gesetze, ihre Vorsteher, Zahlmeister u. s. w. und vertheilte sich in Kommissionen. Ein Blick auf diese, als den wesentlichsten Theil ihrer Organisation, ist der lehrreichste.

Auf den Fall vieler Geschäfte ward eine Zentralkommission angeordnet, bestehend aus den Beamten der Gesellschaft, und sechs Mitgliedern, von welchen letztern alle zwei Monate eine Hälfte neu ergänzt wird. Aber auch allen andern Mitgliedern steht der Zutritt offen. Daher hat sie das Recht zu beschließen, nur muß dann das Protokoll in der Gesellschaft verlesen werden.

Eben diese Kommission bildet aus sich eine Geheim-Kommission, von welcher andere Mitglieder ausgeschlossen sind. Der Präsident ruft sie zusammen, wenn es nöthig ist. Sie ist einzig bestimmt, Verfügungen für schamhafte Arme zu treffen. Ihr Protokoll liegt in den Händen des Präsidenten, und der Gesellschaft wird nur berichtet, daß die Geheimkommission diese oder jene Summe verwendet habe. Sie kann nicht verfügen, es wären denn sechs Mitglieder beisammen, deren Namen jedesmal ins Protokoll eingetragen werden müssen.

Ausserdem bestehen noch zwei Informationskommissionen, welche das Namenregister über alle von der Gesellschaft unterstützte Personen führen, und über die häusliche Lage und die Sittlichkeit derer genaue Erkundigung einziehn, die Hülfe begehren; worüber sie dann der Gesellschaft Bericht geben.

So sind noch Kommissionen für das Fabrikwesen der Gesellschaft — für die Anlerhungskasse, von welcher ich weiter unten reden will — für das Armenschulwesen u. s. w. Die Vorräthe von Früchten, von Kleidern, von Gerätschaften sind besondern Mitgliedern zur Aufsicht anvertrauet; eben so müssen täglich zwei Mitglieder der Speisung mit rumfordischer Suppe beiwohnen.

Ein rastlos thätiger, um Zürichs Schulwesen hochverdienter Biedermann, der Professor Schulthes, ward im Jahre 1800 Mitglied der Gesellschaft. Schon früher (im J. 1793) hatte er, mit Beistand wohlthätiger Zürcher Familien, eine Armenlehr- und Arbeitsschule errichtet, die er, da endlich die Unterstützungen zum Theil ausblieben, mit ruhmvollem Eifer allein im Gange erhielt, bis die Hülfsgesellschaft zu voller Kraft gediehen war, der er dann das Lieblingswerk seiner menschenfreundlichen Sorgen übergab. Er wirkte nun unverdrossen auch ferner mit, und die Gesellschaft, im Gefühl, wie rohe Unwissenheit die Quelle des Verarmens und Sittenverderbens zugleich sei, weihte sich diesem wichtigen Gegenstande

Digitized by Google

mit solchem Interesse, daß sie gegenwärtig drei solcher Lehr- und Arbeitsschulen besorgt, in welcher 111 Kinder der Armen sich des besten Unterrichts erfreuen. *)

Wie diese Männer des heiligen Geschäftes nicht müde wurden, für Leidende zu bitten und zu arbeiten, wurde auch Zürich nicht müde im Wohlthun. Im zweiten Jahre ihrer Stiftung vom Jul. 1800 bis Jul. 1801 ernderte die Gesellschaft eine Summe von 1046 Louisd'or ein; im dritten 363, — im vierten 535, — im fünften 808, — im sechsten 577, — im achten Jahre, von 1806 bis 1807, die Summe von 416 Louisd'or, so daß sie im Zeitraum von acht Jahren 5140 Louisd'or einsammelte, und davon, laut ihren acht öffentlichen, im Druck jährlich erschienenen Rechenschaften, 4494 Louisd'or zweckmäßig für Hülfsbedürftige verwendete.

In gleichem Verhältnisse, wie sich die Schrecken des Kriegs von den Gegenden Helvetiens entfernten, die Unglücksfälle seltener wurden, die Verarmten thätiger werden konnten, sich selbst zu helfen, so sich auch allmählig, wie die Ueberschüsse der jährlich bezogenen Summen lehrt, die Freigebigkeit der Zürcher zurück. Die Hülfsgesellschaft aber, gegründet in den Tagen der tiefsten Noth, verläugnete auch in den bessern Zeiten den Geist ihrer Stiftung nicht. Dem, der wohlthun will, bietet jede Stunde des Lebens eine Gelegenheit zur Tugend.

*) Die nähern Nachrichten, wie sich diese nützlichen Anstalten gründeten, und durch welche Mittel sie erhalten wurden, enthalten fast vor mir liegende, im Druck erschienene öffentliche Rechenschaften von der Zürcherischen Lehr- und Arbeitsschule von den Jahren 1794–1804 — 1807, die von der Gesellschaft zum Besten der Armen verkauft werden.

Sie sann auf Fortdauer ihrer Hülfsquellen in Zürich.

Es ist in dieser Stadt ein alter löblicher Brauch, daß verschiedene öffentliche Gesellschaften am Neujahrsfeste, zur Freude und Belehrung der vaterstädtischen Jugend, eine kleine Denkschrift, irgend einen interessanten Gegenstand behandelnd, und mit einem zierlichen Kupfer begleitet, herausgeben. Die Jugend eilt fröhlich zu den Gesellschaftsstuben, empfängt das „Neujahrsblatt“ und bringt von den Eltern das freundliche Gegengeschenk zum Besten nützlicher Stiftungen.

Die Hülfsgesellschaft benutzte diesen Anlaß. Auch sie gab seit ihrer Entstehung jährlich ihr Neujahrsblatt, jedesmal durch meisterhafte Arbeit eines der größten Künstler von Zürich verschönt, und gewann damit den Armen im Jahre mehr denn hundert Louisd'or. Eben so trug der Verkauf ihrer jährlichen Rechenschaften, begleitet von der Geschichte ihrer verschiedenen Institute, der Verkauf der öffentlichen, am Jahresfeste der Gesellschaft gehaltenen Vorlesungen ihres Vorstehers Hirzel, der Armenkasse manchen schönen Gewinn ein. **)

(Der Beschluß folgt.)

**) Man muß die Geschichte vom Anwuchs und der bedeutenden Ausbreitung dieser musterhaften Gesellschaft auf ihren einzelnen Lauf selbst studiren, um alle ihr wichtige Details kennen zu lernen. Vorzüglich lehrreich sind die Vorlesungen des Präsidenten. Sämmtliche werden zum Besten der Armen verkauft, und man hat sich deswegen nur an den Präsidenten der Hülfsgesellschaft, Herrn Oberbibliothekar Hirzel in Zürich, zu wenden. Ich sage dies in der Hoffnung, daß sich in vielen Gegenden des deutschen Vaterlandes ähnliche Hülfsgesellschaften bilden werden, um dürftige Kinder zu unterrichten. Denn sollte in dem Deutschen minder Kraft und Tugend gefunden werden, als unter Schweizern?

Varietäten.

Aus Servien.

— Man erzählt sich über den Ursprung der Insurrexion von Servien, und über den Chef derselben, Czerny Georg, folgende Anekdote.

Ein Janitscharenhaufe hatte sich, von Paswan Oglu unterstützt, zur Zeit der Revolution des letztern, Belgrads bemeistert, um von hier aus dann Servien zu beunruhigen und zu plündern. Sie streiften in einzelnen Korps bald in diese, bald in jene Gegend, boten die ansehnlichsten Einwohner auf, oder machten sie nieder, und konfiszierten deren Vermögen. Die Griechen besonders und ausschließlich waren der Gegenstand ihrer Wuth.

So kamen sie auch nach dem Dorfe Ramenika, um daselbst einen der ansehnlichsten Bürger zu rauben, und sein Vermögen in Beschlag zu nehmen. Dies war Georg Petrowitsch, oder der schwarze Georg (Czerny Georg) genannt. Er aber, der als Soldat unter den Oesterreichern gedient, und sich durch auszeichnete Bravour schon zu einer Offizierstelle hinaufgeschwungen hatte, sprang, mit zwei Pistolen, einer Flinte und dem Säbel bewaffnet, plötzlich mitten unter die Janitscharen, welche sein Haus schon umzingelten. Er drängte sich über ihre Leichen den Weg, und entkam glücklich in einen benachbarten Wald, wo schon mehrere Hundert Griechen umherirrten, die, aus Furcht vor den Janitscharen, Haus und Heerd verlassen hatten. Georg stellte sich an ihre Spitze. Verzweiflung gab ihnen Muth. Sie schlugen einige Streifpartheien zurück, und nun war die Fahne des Aufstands durch ganz Servien geschwungen.

Anfangs kam es darauf an, die Janitscharen zu vertreiben, die von Paswan Oglu unterstützt waren. Daher gaben selbst mehrere türkische Kommandanten, die der Pforte treu waren, den Servien zu dieser Unternehmung Artillerie und Munition. Nachher aber wollten die Servier nie wieder türkische Herren — so kam es zur Rebellion gegen die Pforte.

Czerny Georg wird als ein wackerer Soldat geschildert, der übrigens wenig Kenntniß haben soll, und nicht einmal schreiben könne; Nadis Petrowitsch ist es eigentlich, der die militarischen Operationen leitet, und Jakob Stepanowitsch soll unter den Häuptern der Insurgenten derjenige sein, welcher die meisten Kenntnisse und den richtigsten Blick in der Politik hat.

Aus der Schweiz.

— * Der diesjährige Wechsel der schweizerischen Landammannschaft hatte in der Stadt Zug statt, und zwar unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Formalitäten. Der diesjährige Landammann der Schweiz ist Sr. Excellenz Hr. Vincenz Rüttimann, Schultheiß des Kantons Luzern.

In verschiedenen Orten der kleinen Kantone wurde der erste Tag des Jahrs 1808 als Jubiläum der fünfhundertjährigen Freiheit dieser Hirtenländer mit Hochgefühl gefeiert.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 2. — den 6 Jänner 1808.

Aus dem Tagebuche einer Sommerreise durch die Mark Ankona, im Jahr 1807.

Von C. G...t.

Ich habe Ihnen aus der Nachlese meiner Erinnerungen eines und das andere aufzuzeichnen versprochen, nachdem mich die Nothwendigkeit, bessere Luft zu suchen, in jene Gegend des adriatischen Meeres geführt hatte. Meine fortdauernde Unpäßlichkeit und die ausserordentliche Hitze des Sommers 1807 hinderten mich, meinen Aufenthalt in einer in mancher Rücksicht interessanten Provinz ganz, wie ich es gewünscht hatte, zu benutzen. Ich beschränke mich daher, Ihnen einige Details zu zeichnen, die ich an meinem Wege fand; genug, wenn sie Ihnen eine anschauliche Idee von einer vielleicht von wenigen reisenden Fremden genauer gekannten Gegend, von ihren Menschen, Sitten, Eigenthümlichkeiten geben können.

Allgemeinere Uebersicht.

Der Karakter der Gegenden in der Mark ist von denen der Provinz Umbria, und noch mehr von denen des Herzogthums Urbino, verschieden, wie alle diese genannten von dem Karakter der römischen Gegenden abweichen. Urbino ist durchaus Bergland; Umbria schließt in seinen Bergen noch große Flächen und liebliche Thäler ein. Die Mark ist ein ausgebreitetes Hügelland, mit Dörfern und Städten besäet, die fast alle wenigstens etwas vom Meere sehen. Die Apenninenkette, die von Abruzzo herablauft, zieht auf der einen Seite um dies glücklich gelegene paradiesische Land eine mächtige Grenzmauer; das Meer bespült auf der andern seine Küsten, und ein fast sizilischer Himmel ruht über dem weiten freundlichen Gebiete.

Nirgends sah' ich eine Landgegend, die mehr sizilisches hätte, als diese. Ihre Hügel sind oft gleichsam an einander hingeschaufelt, wie auf jener Insel, und die Linien der Ferne dehnen sich unermeßlich weit, wie dort. Flüßchen, die von den Bergen herabkommen, wälzen sich, gleich den sizilischen Fiumaren, durch ein sandiges oder mit Steinen bewogenes Flußbett, in langem geradem Lauf oder in sanften Krümmungen dem Meere zu. Pappeln entsteigen den Ufern; Eichen bekränzen die Saatenhügel; Oliven- und Feigenbäume mischen sich zwischen ihnen, und Rebenfelder unterbrechen das Ackerland. Auf den Anhöhen, in weitem Kreise umher, ragen, wie Mährler der Vorzeit, romantisch gelegene Dörfchen oder Städte, und im Hintergrunde erhebt sich über die niedrigern Berge oder über die fiebenden Bergketten der Gran Sasso d'Italia, auch Monte Corno genannt, wie ein zweiter Aetna.

Es ist unmöglich, an einem schönen Tage durch die Mark zu reisen, ohne von einem seltenen Wohlgefühl durchdrungen und von dem Gedanken ergriffen zu werden: „Hier müssen glückliche Menschen wohnen!“

Wie romantisch sind Tausende von kleinen Hütten und Häusern zwischen den Produkten des üppigsten Bodens verstreuet! Eine gewisse Energie, die Folge des Wohlstands ist, bezeichnet die an Thätigkeit gewöhnten Menschen. Aus dem sonnenverbrannten Gesichte der Männer leuchtet ein heiles Auge hervor, und ein Blick auf die reinlich gekleideten Weiber läßt vermuthen, daß Ordnung in ihren Wohnungen herrschen müße. Die Kinder gehen oder kürzen mit sorgloser Unbekümmertheit

Digitized by Google

dahin, und tragen das Gepräge des frohen Lebens auf ihrer Stirn und in allen ihren natürlichen und zwanglosen Bewegungen, wie Pestalozzi's Zöglinge. Alles singt in der Mark, vom Kleinsten bis zum Größesten, und mit jugendlicher Fröhlichkeit wandeln noch selbst Bejahrtere dahin. Nirgends bin ich weniger von Bettlern angesprochen worden, als in der Mark, und die mehresten darunter schienen Fremde zu sein.

Thalgegend zwischen Muchio und Tolentino.

Auf dem Wege von Fuligno bis in die Mark giebt es keine reichere Gegend, als diese, und schwerlich dürfte sich in dem ganzen Umkreise eine finden, die malerischer wäre, oder mehr malerische Details enthielte.

Sobald man aus den öderen Bergengen von Serravalle, einem alten bis auf einige ansehnliche Mauerreste zertrümmerten Schlosse, das in ältern Zeiten zur Thalspeere diente, herabgekommen ist, eröffnet sich bald nach und nach und immer mehr das Thal, bis es sich hinter Tolentino, dem Orte, wo Napoleon den bekannten Frieden mit Pius VI schloß, in eine schöne freundliche Ebene auflöst, durch die der Chienti dem Meere zufließt.

Wie ist diese ganze Strecke so reich bebaut und angepflanzt! Und doch scheint alles nur Werk der Natur zu sein, weil Zahmes und Wildes, Oelbaum und Weide, Pappel und Eiche, Hügel und Gebüsche, sich hier gleichsam die Hände reichen, um ein schönes Ganze zu bilden. Mit duftigen Tönen umhüllt, und in den verschiedensten Formen steigen die Hügel zu Bergen empor. Die nähern Felsenhöhen werfen ihre kühlenden Schatten über grüne Thalwiesen in den schäumenden Silberbach, und röthlich erheben sich über den ganzen Kreis der reichen Umgebung die lange mit Schnee bedeckten Berge von Norcia.

Hier windet sich eine Wiesenbachleitung in lieblicher Krümmung dahin. Idyllisch leitet ein Kind die kleine weidende Schafheerde. Dort vereinigt sich das Bächlein mit dem Thalflusse, der über einen natürlichen, künstlich benutzten Felsendamm herabstürzt, eine Mühle zu treiben.

Wie viele Wohnungen und Dörfchen erblickt das Auge auf den Hügeln under! Wie lieblich werden sie oft von den hohen Laubwollen Pappeln und den mit Epheu und Geisblatt umwundenen Eichen versteckt! Und wie malerisch haben dort Klausner auf dem emporragenden, senkrecht abgebrochenen, aber mit Reben bepflanzten Abhange das stattliche Kloster gebauet!

Steiler werden die Felsen am Meae: kühner hebt sich die Fabrstraße. In der Tiefe wühlt der Fluß rauschende Strom. Auf einem sonderbar geschieferten Felsenvorsprunge ragt im Abendstrahl die alte Burg Belforte, und dem Auge thut es wohl, sie nur friedlich mit offenen Fensterlöchern in dem Abendhimmel ragen zu sehen, wie dem Geiste, zu denken: „Jene Zeiten, als zitternd der Wanderer durch diese einst schaudervollen Gründe schlich, sind vorüber.

Ich vergaß über dem reizenden Anblicke immer neuer, immer verschiedener und immer reizender Gemälde mein Nachtquartier. Ich dürnte der kommenden Nacht, die mir einen Theil der Aussicht unter dem Städtchen Belforte und dem gegenüber liegenden Orte entzog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizze einer Geschichte von Zürich's Hülfsgesellschaft.

(Beschluß.)

Noch ist in Zürich's Mauern heutiges Tages keine Seltenheit, was schon in vielen andern größeren, reicheren Städten nur noch als schöne Tugend der Vorwelt bewundert wird, durch fromme Stiftungen nämlich und reiche Vermächtnisse nützliche Anstalten und besonders Armeninstitute zu unterstützen. Auch über die Hülfsgesellschaft und ihre Unternehmungen dehnte sich diese Art edelmüner Wohlthätigkeit aus. Bereichert durch ansehnliche Legate, konnte sie verschiedenen ihrer edelsten Werke eine Dauer zusichern, die sie unabhängig machte vom Wechsel der Zeiten, Schicksale und Sitten. Durch weise Sparsamkeit erhob sie das Erübrigte zu kleinen, bleibenden Kapitalen, die langsam, aber sicher anwachsen, auf deren Dasein der Bürger Zürich's mit Wohlgefallen, der Arme mit Beruhigung blickt. So, nun nur ein Beispiel anzuführen, haben die drei Armenschulanstalten, welche im Jahre 1800 mit einem Vermögen von 2495 Gulden an die Gesellschaft kamen, durch Beiträge und Legate, nach Abzug aller Ausgaben, binnen sechs Jahren, einen Fond von 3726 Gulden gewonnen, der niemals angegriffen werden darf.

Muß man der Männer Muth bewundern, die in den bittersten Momenten des Vaterlandes den Entschluß faßten und vollstreckten, der leidenden Menschheit aufzuhelfen, nie müde zu werden im Bitten und Bemühen — wahrlich, so gebührt nicht weniger Bewunderung den Bürgern einer von Freund und Feind mißhandelten Schweizerstadt, die im Wohlthun unermüdlich blieben. Und was sie thaten, es geschah noch weniger für eigene verarmte Stadtbürger, als für andere. So sind in den drei Armenschulen geöffnetentheils Kinder der Anstalten und benachbarten Dörfer.

Noch einzelne lehrreiche Thatsachen will ich ausheben, um das Bild von der Wirksamkeit einer Gesellschaft zu vervollständigen, die es werth ist, eben in diesen Tagen, von Deutschland gekannt und nachgeahmt zu werden.

Seit dem Jahre 1800 stiftete und unterhielt sie die Austheilung der rumfordischen Suppen. *) Gleich im ersten Jahre vertheilte sie 49,150 Portionen dieser Suppen, zu zwei Kreuzer die Portion, und 19,350 Pfund Brod, das Pfund zu sechs Kr. — Im J. 1801 stieg der Absatz auf 70,650 Portionen und 25,681 Pfund Brod. — Seitdem minderte sich zwar der Absatz davon etwas, doch blieb er sich immer ziemlich gleich, so daß alljährlich im Durchschnitte 30,000 Portionen Suppe und 20,000 Pfund Brod vertheilt werden, welches in sieben Jahren eine Summe von 2927 Louisd'or betrug.

Diese Stiftung hatte Anfangs nur den Zweck, das Versinken unglücklicher Menschen bis zum Gassenbettel zu verhüten, und das dazu erforderliche Geld wurde wöchentlich (nachher

*) Der Oberstdragarit Hr. Hirzel schrieb, in Betreff dieser Suppen, einer hohen Tarifen, die unter die Hülfsgesellschaft Auskunft wünschte: „Als Arzt kann und soll ich, nach meiner langer eigentlicher Ausübung, heilig zusichern, daß dieses Gericht ausschließend, allein, ohne andere Speisen, ein wenig Brod ausgenommen, bei Jahren fortgesetzt, nicht nur für Gesunde, sondern selbst für kranke Menschen, dienlich und nahrhaft sey, selbst mit der von unsern Erfordernissen selbst geforderten Abänderung ohne Fleisch."

Digitized by Google

vierzehntäglich) durch Kollekten von Haus zu Haus in verschlossenen Büchsen eingesammelt. Späterhin aber nahmen auch viele Leute aus der Stadt und vom Lande, bisher noch durch ein gewisses Ehrgefühl abgehalten, nur durch die äußerste Noth gezwungen, Antheil daran.

Nicht minder kräftig strebte die Hülfsgesellschaft der steigenden Armuth vieler Stadtbewohner dadurch entgegen, daß sie ein Fabrikwesen einführte, bei welchem an hundert Personen mit Arbeit versehen wurden. Hier wurden wollene und floretseidene Strümpfe gestrickt, Hemden genähet, Tücher gewebt, Reifen gesponnen, Strohbänder und Strohhüte geflochten u. s. w. Man setzte den Arbeitslohn gering an — denn nur der, dem jedes andere Erwerbsmittel fehlte, sollte hier Erwerb finden — aber doch reichte er hin, thätige, genügsame Menschen vor dem Almosennehmen zu bewahren. Aus Mangel hinlänglichen Absatzes würde diese Anstalt ihren unvermeidlichen Untergang finden. Aber die Kantons-Almosenpflege tritt liebreich ins Mittel. Sie kauft den größten Theil dieser Fabrikate an, um sie den Bedürftigen im Lande zu ertheilen. So erwirbt sie sich den Ruhm doppelter Wohlthätigkeit.

Auch in den Arbeitsschulen, deren ich schon erwähnte, empfangen die Kinder einen Arbeitslohn, mit dem sie ihre Eltern unterstützen. Aber nur die Hälfte davon wird ihnen mit nach Hause gegeben; die andere Hälfte wird jedem Kinde in einer Sparbüchse aufbewahrt. So erlernen sie ein nützliches Geschäft, stehen den dürftigen Eltern bei, und sammeln sich ein nützliches Kapital.

Ein höchst glücklicher Gedanke der Hülfsgesellschaft war die Errichtung einer zinstragenden Ersparungskasse für alle Einwohner des Kantons Zürich, die im Jahr 1805 begann. Der Arme, welcher von seinem Verdienste nur zwei Schillinge in der Woche, nur einen Gulden im Vierteljahr ersparen konnte, hatte hier Gelegenheit, dies Wenige sogleich an Zins zu legen. Wirthen, Taglöhner, Dienstboten, Kinder u. s. w. gewannen ein Hülfsmittel, welches gewöhnlich nur Wohlhabendern zu Gebote steht, ihr Vermögen ohne Mühe zu vergrößern. Jedermann fühlt es, von welchem wohlthätigen Einfluß eine Anstalt wie diese, auf Oekonomie und Moralität der ärmern Volksklasse sein müsse; wie mühsam dies Geschäft, dem zwölf der angesehensten Bürger Zürich's, Mitglieder der Hülfsgesellschaft, vorstehen, sein müsse durch die Menge der geringfügigen Details. Aber auch hierin herrscht eine Ordnung und Genauigkeit, welche jede Verwirrung verhütet, und das Vertrauen des Volkes erhöhet. *)

Mit unerlöschenem Eifer, Gutes zu thun, wirkt die Hülfsgesellschaft noch immer fort, wie in den ersten schrecklichen Jahren ihrer Gründung. Andere Hülfsgesellschaften haben sich nach ihrem Beispiele gebildet, und dauernde Verbindungen mit ihr angeknüpft. Sie genießt durch ganz Helvetien die öffentliche Achtung, welche sie durch eine achtjährige Reihe schöner Handlungen so wohl erworben hat. Sie hat selbst die Achtung auswärtiger ähnlicher Stiftungen gewonnen, und lebt im Briefwechsel mit ihnen, wo durch gegenseitige Belehrung im Geiste der Mitglieder neue Ideen zur Milderung menschlichen Elends erwachen. So ist das Archiv der Gesellschaft ein Schatz wichtiger Mittheilungen und Erfahrungen in diesem Fache geworden, wie denn der vortreffliche Erzbischof Hohenwart in Wien es mit den Schriften und Plänen über Wiener Armenanstalten, H. van Breugel, Mitglied der Generalkommission für Armenpflege in Holland, mit vielen interessanten Arbeiten in Druck und Handschrift, und andere es eben so bereicherten.

Ich schließe hiermit den Abriß der Geschichte einer der nützlichsten und nachahmenswürdigsten Gesellschaften. Der Stoff, welchen ich theils aus dem Briefwechsel einzelner Mitglieder derselben, theils aus ihren kleinen Schriften sammelte, ist noch unerschöpft. Aber der Plan dieser Zeitschrift gestattete kaum eine umständlichere Ausführung. Doch, und ich glaube meine Ahnung wird mich nicht trügen, auch dies Wenige, was ich hier sagte, wird in Deutschlands und Preußens verwüsteten Gegenden, und selbst im südlichen Germanien, bei Menschenfreunden eine Aufmerksamkeit erregen, der eine solche Erzählung würdig ist.

*) Der Raum dieser Blätter verhindert mich, hier die Organisation dieser nachahmenswerthesten Anstalt detaillirt zu entwickeln. Diejenigen aber, welche die schon erwähnten Schriften der Gesellschaft ankaufen, werden auch in dieser Hinsicht die nöthigen Belege und Rechnungsformulare ohne Mühe durch die Gefälligkeit des würdigen Hrn. Präsidenten empfangen können.

Varietäten.

Aus Holland.

— Unter den Schlachtopfern der schrecklichen Explosion, die einen großen Theil der Stadt Leyden zerstörte, war auch Johann Luzac, einer der achtungswürdigsten Gelehrten, der Redakteur der durch ihn erst so weit berühmt gewordenen Leydener Zeitung.

Luzac war aus einer französischen Familie, die sich nach Widerrufung des Edikts von Nantes nach Holland zurückgezogen hatte, und wurde den 2 Aug. 1746 zu Leyden geboren. Er widmete sich Anfangs den Rechtswissenschaften, übernahm aber bald nachher die Redaktion der Leydener Zeitung, deren Eigenthümer und Redakteur bisher sein Oheim Stephan Luzac gewesen war.

Seit dem Jahre 1770 schrieb er sie nun unter dem Titel: *Nouvelles extraordinaires de divers endroits*, allein. Sie ward von allen Ministern und Geschäftsmännern am liebsten gelesen, und wurde zu Konstantinopel sogar für den Divan übersetzt. In Amerika, Indien und selbst in China fand man sie. Besonders sah der amerikanische Freiheitskrieg seiner Feder den schönsten Stoff. Der Kongreß der vereinigten Staaten hielt ihm daher durch seinen Minister in Holland auch ein ehrenvolles Zeugniß der Achtung geben.

Durch den Parteigeist — denn Luzac blieb immer, was er war, Republikaner — verlor er endlich bei der Universität Leyden den Lehrstuhl der Geschichte und der griechischen Literatur; selbst seine Zeitung mußte er einstellen. Erst als die Ruhe in sein Vaterland zurückkehrte, erhielt er seine Stellen wieder.

Digitized by Google

Unter der Ausgabe von des trefflichen Philologen Walkenaer's Schriften, arbeitete Lujac noch an einem eigenen Werke, worin er den Schatz seiner auf vieljährigen Studien der griechischen Klassiker gegogenen Erfahrungen und Bemerkungen niederlegte. Es wird nächstens unter dem Titel: *Lectiones atticae* herausgegeben werden.

Der 12 Jänner 1807 war der Todestag dieses gelehrten tugendhaften Mannes.

Aus Frankreich.

— Paris. Das Wintereszimmer einer eleganten Pariserin muß von oben bis unten mit seinen Stoffen drapyrirt sein. Thüren, Fenster, Lambris sind auf Gouvernan- oder Damast-Art drapyrirt. Selbst die Zimmerdecke, von welcher breeds an drei goldenen Ketten eine antike Lampe von Alabaster schwebt, ist bekleidet, und den Fußboden verhüllt ein Teppich, dessen Abtheilungen mosaische Arbeit darstellen. Wenn man so Säulen, das Innere eines Domes, ein Bett in Form eines Nestes, einen Tritt mit Sammet überhängt, rauchende Vasen und dergleichen erblickt, glaubt man sich unter der Kuppel eines antiken Tempels versetzt.

Die Cachemire-Mode, oder vielmehr Cachemire-Sucht, wächst von Tag zu Tag. Ein Shawl kostet jetzund, achtzig bis hundert Louisd'or, und was das erstaunlichste ist, ein gestreifter Cachemir, zum Kleide, wird bis auf tausend Louis bezahlt. Statt eines einfachen Schleiers muß vor allen Dingen heutiges Tages ein Cachemir im Körbchen getragen werden.

Die Pariser Stutzer gefallen sich, wie soll immer, nur in der Karrikatur. Die Redingots haben ihre zehn bis zwölf Kragen: je mehr und je länger, je eleganter.

Metereologische Beobachtungen im Aargau. Dezember 1807.

Tag des Monats	Barometer. Vormit.	Barometer. Nachmitt.	Thermometer. Vorm.	Thermometer. Mittags.	Thermometer. Nachm.	Schnee oder Regen. Nachts.	Schnee oder Regen. Vorm.	Schnee oder Regen. Nachm.	Thau oder Reif	Winde. Vorm.	Winde. Nachm.	Nebel.	Himmels-Beschaffenheit. Vorm.	Himmels-Beschaffenheit. Nachm.
1	27.	27. 9/10	+ 6	+ 9	+ 8	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 8/10	27. 5/10	+ 5	+ 8	+ 8	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 8 3/10	26. 9 9/10	+ 3	+ 4	+ 4	Regen	—	Schnee	—	N. W.*	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
4	27. 4/10	27. 7/10	+ 1	+ 3	+ 4	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 7/10	26. 9 9/10	+ 3	+ 6	+ 5	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
6	26. 8 9/10	26. 8 3/10	— 1	+ 2	+ 3	—	—	Reegn	Reif	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
7	26. 6 9/10	26. 6 3/10	+ 4	+ 5	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
8	26. 4 9/10	26. 5 3/10	+ 4	+ 2	+ 2	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
9	26. 6 3/10	26. 7 3/10	— 3	0	— 3	Schnee	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
10	26. 8 3/10	26. 8 9/10	— 7	— 3	— 3	—	—	Schnee	Reif	N. W.	O.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 8 7/10	27. —	— 3	0	— 2	Schnee	Schnee	—	—	O.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	27. 1 3/10	27. 1 6/10	— 3	+ 2	0	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 1 3/10	27. 1 5/10	0	+ 5	+ 3	Schnee	—	—	—	N.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
14	27. 1 1/10	27. 3/10	+ 1	+ 3	+ 2	Schnee	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
15	27. 1	27. 1	0	+ 6	+ 1	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
16	27. 7/10	27. —	— 4	+ 2	— 1	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	Morm.	heiter	heiter
17	27. —	27. 1	— 4	— 1	— 2	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
18	27. 1	27. 1 1/10	— 2	0	— 2	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	Morm.	bewölkt	bewölkt
19	27. 1 5/10	27. 1 9/10	— 1	+ 1	0	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	Morm.	bewölkt	bewölkt
20	27. 2 7/10	27. 2 3/10	— 2	0	— 1	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	Nachm	bewölkt	bewölkt
21	27. 3	27. 3 1/10	— 3	— 2	— 3	—	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 2 5/10	27. 2 3/10	— 5	— 3	— 3	—	—	—	Reif	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 2 1/10	27. 2 3/10	— 5	— 3	— 4	—	—	—	—	S. W.	N. W.	Morm.	bewölkt	bewölkt
24	27. 2 4/10	27. 2 4/10	— 3	— 2	— 2	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
25	27. 2 8/10	27. 2 6/10	— 6	— 3	— 3	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	27. 2 7/10	27. 2 7/10	— 4	— 2	— 3	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
27	27. 2 3/10	27. 1	— 4	— 1	— 2	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	27. 2 3/10	27. 2 6/10	— 1	+ 3	0	Schnee	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
29	27. 2 6/10	27. 2 3/10	— 3	— 1	— 1	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
30	27. 2 2/10	27. 1 6/10	— 1	— 1	— 1	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
31	27. 1	27. 1 6/10	0	+ 2	0	Schnee	—	—	—	N. W.	N. W.	Morm.	bewölkt	heiter

Anmerkung.

Erst in der Nacht vom 7 zum 8 Dezember fieng der Schnee von den Bergen, wo er schon mehrere Schuh hoch lag, in die Ebenen und Thäler nieder, wo er nun unvergehend bis Ende des Monats liegen blieb.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 3. — den 9 Jänner 1808.

Noch Etwas von und über Bologna.

Obgleich es scheint, daß ich wirklich dazu verurtheilt sei, das interessante Bologna bloß im Fluge zu betrachten, da ich auch diesmal, nach Abzug der Geschäfte, kaum wenige Stunden dazu widmen konnte; so will ich Ihnen doch wieder Etwas davon mittheilen. Aber erwarten Sie nicht zu viel.

Welch einen Abbruch die Universität an Zöglingen erlitten hat, ergiebt sich daraus, daß im Anfange des vorigen Jahrhunderts dreizehn bis vierzehn Tausend Schüler sich daselbst befanden; noch vor dreißig Jahren zählte man über viertausend; jetzt steigt ihre Anzahl selten über zweitausend. Sollte sie noch mehr abnehmen, so läßet sie sich mit der Zeit auf.

Bologna ist ungemein reich an Armenfonds. Sie belaufen sich auf 200,000 Thaler jährlicher Einkünfte, die aber, wenigstens zum Theil, besser verwaltet werden könnten. Zwar hat es eine sehr schöne und große Armenanstalt; doch wimmelt es noch von Bettlern. Ein Mitglied der Verwaltung der Armenfonds sagte mir indeß, man hoffe das Betteln nach und nach ganz abzustellen; auch würde dieses schon geschehen sein, wenn nicht selbst ein großer Theil des Publikums es verhinderte.

Am schönsten präsentirt sich Bologna von dem Monte di Guardia, an dessen Fuß es liegt. Auf diesen Berg, zu dessen Ersteigung beinah eine Stunde erfordert wird, führt, von der Stadt an, ein von Ziegeln gemauerter, gedeckter Bogengang; auf der Höhe steht die Kirche Madonna di San Luca. Sowohl dieser Bogengang, dessen Erbauung aus lauter Almosen bestritten wurde und viele Millionen gekostet haben muß, als die prächtige Kirche, wurden zu Ehren des schon im Jahr 1160 von einem Griechen Jeokle Kmnia von Konstantinopel nach Bologna gebrachten wunderthätigen Marienbildes gebauet, das von dem Evangelisten Lukas gemalt sein soll; der Bau ward aber erst im Jahre 1674 angefangen. Der ganze Gang ist gewölbt, am Boden besetzt, und immer nur auf einer Seite offen. Sie sehe ich auch die Schönheit, Kostbarkeit, ja selbst Bequemlichkeit dieses sonderbaren Spazierganges bewundernde, konnte ich mich doch des Gedankens nicht erwehren, daß diese ungeheuren Summen unendlich viel besser zu Erleichterung der leidenden Menschheit hätten verwendet werden können. Als wir den Berg erstiegen hatten, bot sich meinem Auge eine Aussicht dar, die gewiß jeden, der nicht ganz gefühllos ist, alles andere um sich her vergessen macht. O! daß ich ein Dichter wäre, um Ihnen diese prächtige Aussicht zu schildern, wie sie es verdient! Ich wage es kaum, Grundstriche dazu zu liefern; wollen Sie dann Ihrer Einbildungskraft eine Lusteise in diese schönen Gefilde erlauben, so mögen Sie es thun.

Der kleine Monte di Guardia ist rund, bis zum Gipfel bebauet, und mit Bäumen und Weinreben bepflanzt. Oben stehen die Kirche und das Kloster, die gleichsam die Krone bilden. Der höchst verschiedenen, sich den Rang der Schönheit streitig machenden Aussichten sind drei. Auf einer Seite dehnt sich eine unübersehbare Ebene aus, die aber nicht das ermüdende Einerlei, das so viele Ebenen unangenehm auszeichnet, an sich hat. Das Auge irrt durch ein unermeßliches Mannigfaltige, und ermüdet nicht und wird der seltenen Lust nimmer satt.

Es ist wahr, man erblickt wenig Städte und Dörfer, aber eine endlose Zahl zerstreuter Wohnungen, weil jedes Gut seine eigenen Gebäude trägt, wo der Besitzer oder Beständer wohnt. Diese Gebäude, mitten in den prächtigen von Bäumen und

Digitized by Google

Weinreben geschmückten Gütern, machen eine bezaubernde Wirkung. Hin und wieder ragt ein einsamer Kirchthurm aus den Gebüschen, an andern Orten prachtvolle Paläste, umringt von niedrigen Hütten des Landmanns. Vor der Weinlese, wann die Trauben reif sind, muß der Anblick am schönsten sein; denn die Reben sind oben alle zusammengezogen, und bilden, von einem Baum zum andern schwebend, Guirlanden.

Ich wandte mich nun links. Da war ich, wie durch Magie in eine andere Welt geworfen. Nichts als Berge. Sie erhoben sich, Gipfel über Gipfel, amphitheatralisch, und im Hintergrunde streckten die schönen Apenninen ihr weißes Haupt weit über alle empor. Die kleinern Berge bilden reizende Partien. Die Engländer durchwanderten sie sonst gern. Der Lieblingsaufenthalt dieser Reisenden war immer der Monte di Guardia, von wo aus sie dann ihre Streifzüge in die Gebirge begannen. Auch diese Berge sind meistens bewohnt, haben aber, so wie die Ebenen, wenig Dörfer, sondern die Wohnungen sind in den Gütern zerstreut. Das Hauptprodukt der Bewohner sind Kastanien, von denen sie leben. Zwar wird auch etwas Frucht gebauet, aber lange nicht hinreichend für den Bedarf.

Wendet man sich gegen Norden, so hat man den Anblick der Stadt Bologna, mit den prächtigsten Landsitzen umgeben, und die Straßen voll regen Getümmels.

Und nun noch einen — aber keinen wonnigen, sondern einen ernst-traurigen — Blick auf die Bewohner dieser paradiesischen Gegenden. Ach sie sind nicht das glückliche, gesegnete Volk, das sie sein könnten. Unwissenheit, Rohheit, Aberglauben, dumme Vorurtheile sind noch so allgemein herrschend, daß man mit Grund darüber erstaunt. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, das italienische Volk sei in Rücksicht der Aufklärung und Bildung um ein ganzes Jahrhundert gegen seine Nachbarn zurück; wohlverstanden, daß ich bloß vom gemeinen Manne rede. Es gibt Gemeinden, worin kein Mensch seinen Namen schreiben kann, selbst nicht einmal das Mitglied der Municipalität. Ein Bauer, welcher schreiben kann, ist die größte Seltenheit; doch was darf man sich über den Bauern wundern, da es noch Geistliche gibt, die nicht einmal die Messe recht lesen können, geschweige sie dann verstehen!

Die Lebensart des Landmanns ist höchst elend. Geringer Wasser-Brei von Türkenmehl ist ihre Hauptnahrung; Brod essen viele gar keines, oder schlechtes; auch Fleisch ist den meisten fremd. Der Wein, den sie trinken, ist der schlechteste, der sogenannte vino piccolo, aus zwei Drittheilen Wasser bestehend. Kastanien werden viel genossen; an Erdäpfel wollen sie sich nicht gewöhnen. Den Winter bringen sie meistens in den Ställen beim Vieh zu. Die Häuser sind zwar ziemlich massiv, aber sehr unbequem, und sehen meistens einer Räuberhöle nicht unähnlich; auch ihre Möbeln sind so wenig schön als bequem. Demungeachtet muß man die Konstributte oft gebunden zu den Regimentern führen, wo doch gewiß die meisten es hundertmal besser haben, als in ihrer Heimath. Daß die Moralität des Volks, bei gänzlichem Mangel an Bildung und Unterricht der Jugend, nicht die beste ist, darf man sich nicht wundern; man schreibt dieses aber ganz unrichtig einem schlechten Nationalcharakter zu, was blos Mangel an Unterricht und Bildung ist.

Ich kehre nun wieder nach der Stadt zurück. Ihre Lage ist sowohl für Industrie als Handlung die glücklichste. Das Klima ist so angenehm als gesund, welches letztere die große Zahl alter Leute beweiset, deren die Geschichte Bologna's mehrere nennt, die über 150 Jahre alt geworden sind. Der Umkreis der von Ziegeln erbauten Stadtmauer beträgt ohngefähr fünf italienische Meilen. Die Stadt ist reich an schönen Gebäuden aller Art, an Kirchen, Klöstern, Palästen, Häusern. Man rechnet die Zahl der Gebäude auf 10,000. Die Vorstädte sind schön und groß, und dehnen sich mehrere Meilen weit aus. Zu den Merkwürdigkeiten Bologna's gehören, unter andern, folgende: Der große Platz, 370 Fuß lang und 300 Fuß breit; das Gemeindehaus, 1420 Fuß im Umfange, mit vielen kolossalen Statuen geziert; der Palast bei Re Enzio, der viel Merkwürdiges enthält, und unter anderm einen Saal von 170 Fuß Länge und 74 Fuß weite; die sehr schöne Fontaine, mit der großen Statue Neptuns, von andern kleinern Statuen umgeben — das Ganze von Erz; die Kirche San Petronio, des Schutzpatrons der Stadt, ein altes gothisches Gebäude; die öffentlichen Schulen, oder das Archi-Gymnasium, im Jahre 1562 erbauet; die frommen Schulen, vom Kardinal Ludovisi, nachherigen Gregor XV, gestiftet; die Münze, ein altes Gebäude von 1578; der Münster, oder die Metropolitankirche, ein prächtiges modernes Gebäude; die beiden Residenze del monte di pietà (man rechnet, daß in denselben jährlich über 200,000 Scudi deponirt, und Anlehen dagegen angenommen werden; es ist nur für Arme, doch werden auch Sicherheits halber viele Gelder daselbst hinterlegt. Dieser Monte di pietà ist nach dem von Rom der größte und reichste weit umher); das Waisen-Hospital von San Bartolomeo di Reno; das Hospital Santa Maria della Vita; verschiedene sehr künstliche Seiden-Spinnmaschinen; Kirche und Hospital der heiligen Dreifaltigkeit, für Pilgrime und Genesende; der schiffbare Kanal, nützlich für Handel und Gewerbe, wegen der Kommunikation mit Ferrara und Venedig; la Montagnuola, ein schöner öffentlicher Spaziergang; die Thürme Asinelli und Garisendi; die Börse, von prächtiger Architektur; der botanische Garten, sehr reich an fremden, seltenen Gewächsen; das Schauspielhaus.

Doch ich würde zu weitläufig werden, wenn ich Ihnen alle sehenswerthe Gebäude nur nennen wollte. Was die Handlung betrift, so stockt sie leider noch immer sehr, wie ich schon in meinem ersten Fluge nach Bologna meldete. Zwar sind seit Juli keine Banferote mehr ausgebrochen, aber die vorhergehenden haben dem Kredit des Platzes einen so übeln Streich versetzt, daß er ihn noch lange fühlen wird.

Der Karakter der Bologneser ist übrigens jeden Lobes werth. Sie sind wohlthätig, großmüthig, mitheigierig; sie sind fröhlich, gefällig, thätig, industriös und freundschaftlich. Soviel über Bologna; ein andermal vielleicht mehr.

Aegyptens Bedeutung für Europa.

Der Eroberungszug Napoleon Bonaparte's nach dem Lande der Pyramiden und Hieroglyphen steht im Drama seiner Geschichte wie eine einsame Episode, die noch Verknüpfung erwartet mit der Einheit des Ganzen. Frankreich bezahlte den

Digitized by Google

Zug mit dem Keen seiner Marine, die bei Abukir unterging, mit vielen seiner Tapferſten; ſelbſt keine Spanne Bodens behielt es an den Ufern des Nilſtroms, und ſogar der Felſen von Malta, von welchem es den beinah tauſendjährigen Orden vertrieben hatte, ward ein Raub der Britten.

In dem ganzen Kriege, welchen England gegen Frankreich ſeit fünfzehn Jahren führt, hat es keine glänzendere Thaten vollführt, als in der Vernichtung dieſes Bonaparte'ſchen Eroberungsplans und ſeiner Folgen.

Noch aber iſt das fürchterliche Spiel nicht geſchloſſen, und Aegypten wird früher oder ſpäter wieder in der Geſchichte deſſelben erſcheinen; denn vergeſſen iſt es wahrſcheinlich von dem Helden nicht, der ein kaum begonnenes Werk verlaſſen mußte, um ein größeres zu unternehmen — ſein Vaterland vom Untergange zu retten.

Welchen Werth Napoleon, als Obergeneral ſeiner Republik, noch im J. 1799, auf die Behauptung Aegyptens ſetzte, erhellt aus vielen Zügen ſeiner damaligen Korreſpondenz und derjenigen, die ſeiner Perſon in Aegypten am nächſten ſtanden. Wir führen einige derſelben aus den von den Engländern im Mittelmeere aufgefangenen Depeſchen der ägyptiſchen Armee an, die zu London im Jänner 1800 auf höchſten Befehl gedruckt wurden. *)

„Sie wiſſen ſo gut, als einer," ſchrieb Bonaparte bei ſeiner Abreiſe von Aegypten dem General Kleber, welchem er den Oberbefehl der Armee daſelbſt übertrug, „wie wichtig der Beſitz Aegyptens für Frankreich iſt. Das türkiſche Reich, von allen Seiten mit dem Untergange bedroht, kürzt zuſammen; die Räumung Aegyptens würde daher für Frankreich ein um ſo größeres Unglück ſein, da wir alsdann dieſe ſchöne Provinz in die Hände anderer Europäer würden fallen ſehen."

„Was die politiſche Behandlungsart Aegyptens ſelbſt belangt, ſo kennen Sie, Bürger General, darüber meine Anſichten. Was Sie auch thun mögen, die Chriſten ſind immer unſere Freunde. Man muß nur verhüten, daß ſie nicht allzu feech werden, damit die Türken nicht gegen uns denſelben Fanatismus faſſen, wie gegen die Chriſten; denn das machte ſie unverſöhnlich. Man muß, bis man den Fanatismus gänzlich vertilgen kann, ihn einſchläfern. Hat man das Zutrauen der großen Scheikhs von Kahiro gewonnen, ſo hat man ganz Aegypten für ſich; und von allen Häuptern, die dies Volk haben kann, ſind keine für uns minder gefährlich, als die Scheikhs, die furchtſam ſind, ſich nicht zu ſchlagen verſtehen, und die, ohne Fanatiker zu ſein, Fanatismus einflößen."

„Was die Feſtungen von Aegypten betrifft: Alexandrien und El-Arifch ſind die Schlüſſel des Landes" u. ſ. w.

„Gewöhnt den Lohn aller Arbeiten und Mühen des Lebens in der Meinung der Nachwelt zu ſehen, verlaß' ich Aegypten mit dem tiefſten Schmerz. Das Intereſſe des Vaterlandes, ſein Ruhm, der Gehorſam, die auſſerordentlichen Ereigniſſe, die dort vorgefallen ſind, haben mich allein bewegen können, mitten durch die feindlichen Flotten zu gehen, und mich nach Europa zu begeben."

*) *Published by Authority. Lettres de l'armée en Egypte au gouv. franç. interceptées par la corvette de S. M. Brittann. et Vinceio dans la méditerranée. London*, 1808. 8.

Wie ſehr es ihm darum zu thun war, den Geiſt der Aegypter zu feſſeln und mit dem der Europäer gleichſam zu amalgamiren, trotz ihrer Sprödigkeit, leuchtet aus der großen Maasregel hervor, die er dem General Kleber vorſchlägt.

„Suchen Sie" ſagte er zu ihm, „fünf- bis ſechshundert Mamelucken zu vereinigen, die Sie, wenn franzöſiſche Schiffe ankommen, an einem Tage in Kahiro oder andern Gegenden verbaiten und nach Frankreich einſchiffen könnten. Gäb' es keine Mamelucken, ſo mögen es auch Araber, Scheiks-el-Beled ſein, die, unter irgend einem Vorwande feſtgenommen, dazu dienen könnten. Dieſe Individuen, in Frankreich angekommen, würden dort ein oder zwei Jahre behalten; ſie würden die Größe der Nation erblicken, eine Idee von unſern Sitten, unſrer Sprache bekommen, und, bei ihrer Rückkunft in Aegypten, eben ſo viele Freunde und Stützen für uns werden."

„Ich hatte ſchon mehrmals eine Schauſpielertruppe begehrt. Ich will ganz beſonders darür ſorgen, Ihnen ſolche zu ſchicken. Dieſer Artikel iſt für die Armee wichtig, als auch um in den Sitten des Landes die Umänderung anzufangen."

Der General Kleber ſchrieb an das franzöſiſche Vollziehungsdirektorium: „Auch ich kenne die Wichtigkeit des Beſitzes von Aegypten in ganzer Größe. Ich ſagte ſchon in Europa, Aegypten iſt für Frankreich der Stützpunkt, auf welchem es dem Handelsſyſtem von allen vier Welttheilen den Umſchwung geben könne. Aber dazu bedarf es eines gewaltigen Hebels. Und dieſer Hebel iſt die Marine. — Die unſrige aber hat exiſtirt. Seitdem iſt alles anders geworden, und der Friede mit der Pforte kann, wie ich glaube, uns allein noch einen ehrenvollen Rückweg von einer Unternehmung öffnen, die den Zweck nicht mehr erreichte, der ſie veranlaßte."

Der Generaladminiſtrator der Hauptſchen Finanzen, E. Poufſielgue, ſchrieb dem Direktorium über den gleichen Gegenſtand. „Es iſt auſſer allem Zweifel," ſagte er, „wären wir ruhige Beſitzer von Aegypten, in wenigen Jahren würden wir die Geiſſeln dieſes Landes, wie die Peſt und die Araberhorden ſind, verbannen, dem Ackerbau und Handel ein neues Leben gewähren, das den alten Glanz dieſes Staates wieder verjüngen ſollte. Aegypten würde die ſchönſte Provinz des Erdballs und bald diejenige ſein, die den Welthandel leitete."

„Aber Aegypten iſt durch zwei Meere und durch Wüſten eingefaßt."

„Man muß eine mächtige Marine haben, um Herr vom Geſtade zu ſein, beſonders um den Handel ſchützen und alle Vortheile ziehn zu können, die er verſpricht."

Seitdem die Franzoſen Aegypten räumten, ſind nun ſieben Jahre verſtrichen. Seitdem ſind alle ſüdeuropäiſche Küſten, mit Ausnahme des Kaps von Gibraltar und der Felſeninſel Malta, unter franzöſiſchem Machteinfluſſe. Die weiland durch den levantiſchen Handel berühmt gewordenen Staaten am Mittelmeere ſind heut franzöſiſche Staaten. Neapel, Sizilien, Livorno, Venedig, Genua, könnten wieder zu der ehmaligen Herrlichkeit und Größe zurückkehren, von der ſie nur langſam niederſanken. Sie werden es aber nie, ohne daß vorher Aegypten eine franzöſiſche Kolonie iſt, welche ſich über das rothe Meer mit Perſien, Arabien und beſonders Oſtindien in Verkehr ſetzt.

Um Herrn des ganzen mittelländiſchen Meeres zu ſein, um dort jedes brittiſche Schiff verbannen zu können, ihm jede Frei-

Digitized by Google

stätte, jeden Hafen zu verschließen, ist die Eroberung Siziliens, Malta's und Gibraltars unumgänglich nöthig für die Franzosen. Sind die Britten einmal aus dem Mittelmeere verjagt, fällt Aegypten freiwillig den Gebietern desselben zu. Und dieser für die Geschichte Europa's, für die Restoreszenz der südeuropäischen Küstengegenden über alles entscheidende Zeitpunkt scheint nicht mehr entfernt zu sein. Welcher Friede dereinst auch Frankreich und Großbrittannien wieder mit einander auf längere oder kürzere Zeit aussöhne — die Herrschaft über das Mittelmeer und Aegypten werden darin immer eine Hauptrolle spielen. Diejenige Parthei hat verloren, die sie der andern einräumt. Verlöre sie England: so hätt' es die Basis seiner Größe aufgeopfert. Was London heut ist, würden binnen einigen Jahrzehnden Marseille und Toulon, Venedig und Alexandrien sein — Marktplätze der Welt.

Es ist leichter für Frankreich, die Eroberungen am Mittelmeere zu machen, und den alten vergessenen Landweg von Aegypten nach dem unerschöpflichen Indien wieder anzubahnen, als eine Marine zu erschaffen, die der brittischen, wie sie jetzt ist, überlegen wäre.

Mag dann England die Straßen des Weltmeers um das Südkap von Afrika behaupten: Frankreich würde den levantischen Handel dennoch über Aegypten ziehn; würde dennoch in Ostindien neue Kolonien gründen, neue Eroberungen machen und den Absatz seiner Waaren in Europa mit einer Ueberlegenheit gegen England bewerkstelligen, die seiner politischen Ueberlegenheit auf dem festen Lande gleich ist.

Bonaparte's Expedition nach Aegypten in den Jahren 1798 und 1799, obgleich damals zu früh unternommen und mißlungen, war für Frankreich nicht ganz vergebens. Im Laufe weniger Jahre erleben wir wahrscheinlich die zweite.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— G. de la Loire machte in einem von Serajo in Bosnien unterm 29 Oktober datirten Briefe bekannt, daß er, während seiner letzten Reise im Königreich Neapel, unter den Ruinen eines alten Gebäudes (einer Inschrift zufolge war' es Eigenthum eines römischen Ritters gewesen) das bisher verlorene geachtete Manuskript von Ovid's Medea gefunden habe. Er zeigte zugleich an, daß er mit seiner Uebersetzung davon zugleich den Text dieses „Meisterhaftesten aller ovidischen Werke" in wenigen Monaten durch den Druck bekannt machen wolle. — Noch ist davon nichts erschienen. In jedem Falle wird es dem Herausgeber schwer werden, die Aechtheit und Authentizität dieser Medea unserm schwergläubigen Zeitalter zu beweisen, und daß sie nicht etwa eine unterschobene Waare sei, wie man deren manche unter Ovid's Namen fabrizirt hat. Auch hat man wahrhaftig viel tiefsuchen zu zweifeln, daß die ovidische Tragödie Medea das Meisterhafteste seiner Werke sei. Denn was wir von seinen Werken kennen, worin die Natur so oft vernachlässigt ist, und der Gedanke meistens nur in einem Meere harmonischer Zeilen schwimmt, bürge dafür, daß Ovid ein schlechter dramatischer Dichter sein mußte.

Aus der Schweiz.

— Folgende durch ein Schweizerblatt bekannt gewordene Nachrichten sind für die Sittengeschichte der Schweiz sehr merkwürdig. Herr Huber, von Basel, Chirurgus bei Sr. kais. Hoheit dem Vicekönig von Italien, zog den Vorhang von lange im Verborgenen genährten Unordnungen hinweg.

In der Schweiz wird der Kindermord mit dem Tode bestraft — ein entehrtes Mädchen ist der öffentlichen Verachtung Preis gegeben — ein unsrer der Ehe geborenes Kind hat keinen Anspruch auf Vaterland, Stand und Erbe. Aber alles dieses war nicht im Stande, hier, und zwar schon längst vor der Revolution, Ausschweifungen beider Geschlechter zu verhüten, die nicht selten ohne verrätherische Folgen blieben.

Man hatte bisher, neben so vielen andern schönen Stiftungen, in der Schweiz noch kein Findelhaus. Die unglücklichen, unehlichen Kinder wurden daher dienstfertigen Unterhändlern übergeben, welche für eine Summe Geldes diese unschuldigen Zeugen geheimer Verbrechen, oft mitten im strengen Winter über den St. Gotthardsberg nach Mailand verschleppten, um sie dort entweder ins Findelhaus, oder anderswo, anzubringen.

Noch am 20 Dezember des letzten Winters, zu einer Zeit, da schon Reisende auf den hohen Bergen erfroren sind, kamen solche Kinderverträger über den Gotthard, und brachten ein schönes, einjähriges Mädchen nach Mailand. Es hatte sich einen Nadelstich geschrieen!

Viele dieser Kinder starben in den rauhen Gebirgen, in ihrem Unrath, ehe sie noch die Lombardei erreichten. Ein gewisser Schulmeister von Uri, Namens Franz Jost Kämpf, machte, laut seiner eigenen Aussage, schon seit zwanzig Jahren mit diesem Kinderhandel verabscheuliche Geschäfte. Ja selbst ein Geistlicher soll sich, wie man aus dem Berichte des menschenfreundlichen Hrn. Huber schließen muß, durch diesen Kinderhandel entweiht haben.

Kaum war der Gegenstand zum erstenmal zur Sprache gebracht worden: so erschienen bald andere Meldungen, aus welchen bekannt ward, daß man auch in der westlichen Schweiz längst schon auf die gleiche Art verfahren sei, und die verrätherischen Früchte verderbenen Umgangs den Nachbarn im Gebiete von Neufchatel und im französischen aufgebürdet habe.

— * Die Gesellschaft der Künstler und Gelehrten zu Genf hat den Emanuel Fellenberg, Schöpfer des verbesserten landwirthschaftlichen Systems zu Hofwyl, auf den Bericht hin, welchen für der Generalinspektor Hr. Pictet über die Anstalten zu Hofwyl mittheilte, par acclamation zum Ehrenmitgliede ernennen.

Druckfehler

in der Ode in Nr. 1.

Strophe 1. anstatt Felsregion; lese man Felsellang.
— 6. — denn l. m. dann.
— 9. — daß l. m. des.
— 17. — jetzt l. m. setzt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 4. — den 13 Jänner 1808.

Fellenberg's landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl in der Schweiz.

Wie in unsern Tagen ein Schweizer, Heinrich Pestalozzi, durch die einfachsten, naturgemäßesten Verbesserungen des ersten Jugendunterrichts ein Verdienst um die Menschheit erwarb, hat ein anderer Schweizer sich zu dem gleichen Verdienst neue Bahnen gebrochen, indem er die Landwirthschaft, diese Hauptsäule des öffentlichen Wohlstandes, des innern Reichthums der Staaten, in einem Grade vervollkommnete, wie man bisher, nach dem Urtheil der kompetentesten Richter, nicht kannte. Seine Anstalten verdienen daher nicht etwa nur die Aufmerksamkeit der Oekonomen überhaupt, sondern selbst derjenigen Männer, welche an der Spitze der Verwaltung des Innern den Flor der Agrikultur in ihren Provinzen mit Ernst befördern wollen.

Emanuel Fellenberg, Bürger der Stadt Bern, gewesener Gesandschaftssekretär zu Paris, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, humanem Sinn und festem Willen, widmete sich dem Landbau, und ward durch seine Talente und durch sein Vermögen fähig, nach einer Reihe wohl berechneter Versuche, die Landwirthschaft aus ihrer Unvollkommenheit einer höhern Stufe der Vollendung zuzuführen. Acht Jahre lang arbeitete er ununterbrochen in der Stille seinem Zwecke zu; und seine Bemühungen blieben nicht unbelohnt.

Zwei Stunden von Bern liegt das Gut Hofwyl. Auf einem an drei Orten sanft verflächten Hügel, welcher durch einen schmalen Rücken an höhere Berge geknüpft ist, die zu den Emmenthaler Gebirgen gehören, befanden sich die ansehnlichen und weitläuftigen Gebäude des Gutes, welches über dreihundert Juchart im Umfange hat, die ein Drittheil Gewässerungswiesen, und zwei Drittheile Ackerland enthalten; die Waldung ungerechnet.

Als Hr. Fellenberg dies Gut kaufte, warf es einen jährlichen Zins von 4500 Franken ab. Gegenwärtig rentirt es, nach Abzug aller Unkosten, 24,000 Livres jährlich. Die Einnahme ist also aufs Fünffache gestiegert. Als er es kaufte, lieferte es nicht mehr als 300 Mütt Getraide — er hofft es zu einem jährlichen bleibenden Ertrage von 3000 Mütt zu treiben, dem es sich jetzt schon genähert hat.

Um diese ansehnliche Besitzung zu höherer Ausbeute zu bringen, mußte er den Boden selbst erst verbessern. Eine Menge kleiner Wasserquellen lag unter der Oberfläche seiner Felder, und machte ihren Anbau beschwerlich und undankbar. Durch einen unterirrdischen 150 Lachter langen Stollen schnitt er diese Quellen ab, gewann damit Wassers genug, um ein Mühlrad zu treiben, leate seine Felder trocken, und hatte zur Bewässerung der Matten neue Mittel gewonnen. Große Strecken torfigen Moorlandes lagen in der Nähe eines kleinen Sees, der zum Gute gehört. Er erhöhte dieselben durch darüber gefahrene Erde, und verwandelte sie in reichlicher eintragende Matten, oder Wässerungswiesen.

Der Boden des Gutes selbst konnte nicht zum fruchtbarsten gezählt werden. Zwei Drittheile desselben bestehen nämlich aus einem vier Schuh tiefen, gelblichen, über Grien ruhendem Thon, der das Wasser nicht durchdringen läßt; ein Drittheil besteht aus schwarzer, lockerer, etwas torfartiger Erde über Muschelmergel, von welchem man bisher zur Befruchtung des Erdreichs keinen Nutzen zu ziehen wußte. Der Boden mußte veredelt, jede Spanne desselben aufs höchste benutzt, und das

alles mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Kräften errungen werden. Dies war hier die Aufgabe. Es iſt die letzte Aufgabe jedes Landmanns.

Wir wollen unſere Leſer hier nicht mit der Weitläufigkeit eines unermeßlichen Details ermüden, und keine Chronik von hundert Verſuchen geben, wie ſie in einer Reihe von acht Jahren auf einander folgten, um den philoſophiſchen Landwirth von Hofwyl zu einem Syſtem von richtigen, durch Erfahrung bewährten Grundſätzen der Oekonomie zu leiten. Genug, daß ſein Scharfſinn ihn ſicherte gegen die Menge voreiliger, übel berechneter Experimente, die den Ruin ſo vieler ſpekulirenden Oekonomen zu bewirken pflegten; daß ſeine Vermögensumſtände hinreichend waren, den erſten Hinderniſſen die Spitze zu bieten und keinen Aufwand zu ſcheuen, um die einfachern Hülfsmittel zu ergründen; daß er Beharrlichkeit genug beſaß, die erwählte Bahn zu durchlaufen, bis er das Ziel gewonnen.

Statt ſich zu begnügen, die obere Dammerdenſchichte mit dem Pfluge aufzureißen, drang er ums Doppelte tiefer in den untern wilden Boden. Er gab dieſem den Dünger, und bereitete ſich alſo gleichſam unter dem erſten Gute ein zweites. So gewann er den Wurzeln der Gewächſe tiefern Spielraum, dem darauf fallenden Waſſer bei naſſer Witterung beſſern Abzug, und bewahrte ſich in trockener Zeit tief im Boden einen Vorrath nährender Feuchtigkeit. Sobald die bisherige Oberfläche ihren Dienſt geleiſtet hat und auszehren muß, wird die untere, gedüngte, ausgeruhete Feldſchichte obenauf gebracht, und die bisher kultivirte darunter. So wird mit beträchtlichem Vortheil periodiſch im Anbau der zwei über einander liegenden Güter gewechſelt; die Erſchöpflichkeit der Erndten muß auſſerdem noch durch einen wohl berechneten Kulturwechſel begünſtigt werden. So erhielt Fellenberg von dem gleichen Acker, der ihm ſonſt den Sack Korn nur 136 Pfund ſchwer lieferte, den Sack Korn 144 bis 152 Pfund wiegend, mit ſtärkerm und längerm Stroh.

In Verbindung damit ſteht der Wieſenbau. Es iſt bekannt, mit welchem Fleiſſe und Vortheil in der Schweiz, wie in England, die Bewäſſerung der Wieſen getrieben wird. Wichtig aber, wie das Anwäſſern, iſt auch das Abwäſſern; nicht überall ſind die Schweizer Meiſter im letztern. Fellenberg gab zu Hofwyl das Beiſpiel einer vollkommenen Irrkulation der Waſſermaſſe, die ihm zu Gebote ſtand, durch ſein ganzes Gut.

Es iſt keine gleichgültige Sache für den Landwirth, die vortheilhaftеſten Pflanzen auf jedem Strich Landes unvermerkt mit andern, weniger nützlichen, früher oder ſpäter reifenden, zu ziehen. Nur war es immer noch Problem, wie auf die einfachſte Weiſe die Körner-, die Wurzelgewächs- und die Gemüſekulturen rein von jeder feindſeligen Pflanze erhalten — wie alle Grasarten und Kräuter, welche für das Vieh unſchmackhaft und kraftlos ſind, und ſchon durch ihr Daſein nahebeſtehe verdrängen, von Wieſen und Weidplätzen entfernt, wie überhaupt Wieſen und Weidplätze dahin gebracht werden können, nur ſolche Grasarten zu tragen, welche eben für diejenige Gattung von Vieh, für welche ſie beſtimmt ſind, das angenehmſte und bekömmlichſte Futter gewähren. In der Wirthſchaft zu Hofwyl iſt dies Problem, wie manches andere, gelöſet, z. B. die Verbannung des Unkrauts und des Ungeziefers, die Vervollkommnung und Verbeſſerung des Düngungsmittel, die beſte Aufbewahrung und Benutzung der Landesprodukte u. ſ. w.

Eine ſolche Verwandlung der Landwirthſchaftskunſt, wo ein Theil den andern begründen und befördern, wo alles zu einander in berechnetem Ebenmaas wirken muß, ſo ganz verſchieden von der gewöhnlichen mangelhaften Art des Landbaues, wie ſie den Vorfahren dieſelbe wurde, konnte nicht ohne eine Totalreform des Feldgeräthes möglich werden.

Um Fellenberg's Landbau nachzuahmen, muß man ſeine Werkzeuge beſitzen und ſie zu handhaben wiſſen. Die Erfindungen der Engländer leiteten ihn zu den einigen. Ein Pflug von Small, eine Säemaſchine von Coote, und eine engliſche Hacke gaben ihm die Idee eines Pfluges, der das Vollendetſte iſt für eine Art Bodens, wie der ſeinige, — zu einer Säemaſchine, die mit unglaublicher Leichtigkeit zu allen Operationen mit den verſchiedenſten Saamenarten angewandt werden kann, und eines andern Inſtruments, das, je nachdem es verſchieden bewaffnet iſt, zum Ackern, zum Abſchälen des Bodens, zum Eggen, zum Zerſtören der Wurzeln vom Unkraut, oder auch nur zum bloſen Auffurchen des Bodens dient. Dies iſt die von ihm ſogenannte Pferdhacke, durch welche im gleichen Zeitraum vermittelſt zweier Menſchen eben ſo viel, als ſonſt kaum durch fünfzig Arbeiter, bewirkt wird.

Es liegt ganz auſſer dem Plan dieſes Journals, Beſchreibung der Fellenberg'ſchen Ackergeräthe zu geben; und wäre ohnehin ein undankbares Geſchäft, da die genaueſte Beſchreibung von Inſtrumenten nur unvollkommene und verworrene Vorſtellungen von denſelben erzeugen kann. Der Erfinder ſelbſt macht daraus kein Geheimniß. Er läßt ſie, theils von geaqeſſenem Eiſen, theils von Holz, auf ſeinem Gute in Menge verfertigen, weil aus den verſchiedenſten Gegenden die nützlichen Werkzeuge begehrt werden, die man käuflich bei ihm erhält.

Der berühmte landwirthſchaftliche Schriftſteller, Karl Pictet, hat für ſich ſelbſt ein ganzes Aboetiment vom Fellenberg'ſchen Ackergeräth anaeſchaft. Der Prof. Döbelin that das gleiche für den Friedensliebenden in Spanien. Eben dieſer Hr. Döbelin, nachdem er die neue Landwirthſchaft in Hofwyl erlernt hatte, ging nach Spanien, von wo er nun die befriedigendſten Berichte über die Einführung der Fellenberg'ſchen Landkultur mitzutheilt hat.

Hofwyl iſt dadurch ſeit einigen Jahren nicht nur ein Gegenſtand der höchſten Aufmerkſamkeit für alle ſelbſtdenkende Landwirthe der Schweiz geworden, ſondern für alle Reiſende, welche die Schweiz ſahen und ihre Merkwürdigkeiten kennen lernen wollten. Am Stärkſten aber war das Zuſtrömen von Fremden aus allen Gegenden der Schweiz, als Hr. Fellenberg am 3 Mai vorigen Jahrs ſeinen Arbeitern ein Frühlingsfeſt gab, welchem Mitglieder der Regierungen von Bern und andern Kantonen, die Geſandten der verſchiedenen europäiſchen Monarchen in der Schweiz, und eine zahlloſe Menge beaüterter und wißbegieriger Landleute beiwohnten. Er ließ bei dieſem Feſte alle ſeine Ackergeräthe thätig werden, und ihre Einrichtung, ihren Gebrauch und Zweck jedem Fragenden erklären.

Ihm ſelbſt iſt es darum zu thun, ſeine Methode zum Vortheil der Welt bekannter und allgemeiner ausgeübt zu wiſſen. Sein großes Unternehmen wird nur dadurch vollendet, daß es, unabhängig von ſeinem Leben, dauere und fortwiete. Zöglinge, welche bei ihm die Landwirthſchaft ſtudieren ſollen, nimmt er daher auf. Sie ſind ſeine Tiſchgenoſſen, ſeine Geſchäftsgehülfen; abwechſelnd bald Handarbeiter, bald Aufſeher; ſie

Digitized by Google

treten einer um den andern in die mannigfaltigen Verrichtungen ein, und steigen so durch alle Details, von der ersten Leitung des Pfluges, bis zur Buchhaltung und Direktion der gesammten Wirthschaft empor. So leben mehrere junge talentvolle Männer, oft Söhne angesehener und achtungswürdiger Personen mit ihm. Sie werden in entlegenen Gegenden, auf fremdem Boden seine Hülfsmittel, seine Grundsätze zur Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes in ihrem Vaterlande anwenden, ohne die großen Aufopferungen zu wagen, welche der Erfinder nicht scheuen durfte, nicht meiden konnte, um sein menschenfreundliches Ziel zu gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Dramen der Fremden in Deutschland.

Es geht in Deutschland den dramatischen Dichtern des Auslandes nicht besser, als es den Dichtern deutscher Schauspiele im Auslande geht. Man übersetzt, man liest, aber mag sie gar nicht lange auf der Bühne dulden. Sensation eigentlich machen sie selten oder nie. Kotzebue's Menschenhaß und Reue konnte eine Zeit lang allein als Ausnahme gelten. Das Theatre des variétés étrangères in Paris hat ein ungeheures Repertorium von Uebersetzungen. Die Schauspiele mußten fast alle Woche ein neues Stück einführen, und doch hielt sich keines lange — man sah eine Menge Neuigkeiten vorüberfliegen und verschwinden, und nur der Reiz der Neuheit fülte immer das Haus.

Jede Nation hat, wenn ich so sagen darf, ihren eigenthümlichen Ton des Gemüths, welchen der Dichter mit aller Fülle ausdrücken muß, wenn er verstanden, gefühlt und willkommen sein will. Jeder Verstoß dagegen, auch der leiseste, raubt dem besten Werke die Wirkung und gibt ihm das Fremdartige, Unpassende. Wir haben viele und gute Uebersetzungen ausländischer Dramen; aber den meisten hängt noch immer ein gewisses Etwas an, das ihr fremdes Vaterland verräth, und dem zarten Sinne so unbehaglich ist, wie das Fremdartige in der deutschen Sprache des Ausländers, auch wenn er sie noch so geläufig spräche. Sogar Hamlet, Lear, Macbeth und Othello gehn nur äußerst selten über unsere Bühnen, ungeachtet doch selbst deutsche Meister, Schröder und Bürger, Schiller u. s. w. sich daran machten, diese Meisterstücke dem deutschen Gemüthe entsprechender darzustellen. Göthe's Mahomet von Voltaire wird noch seltener gesehen, und Racine's Phädra erfreuet sich eben so wenig eines bessern Schicksals. Diejenigen, welche nun, wiederholt über dies Mißgeschick, den Deutschen allen besseren Geschmack absprechen, beachten eine Unterschiedigkeit, die sie gewiß vermieden haben würden, hätten sie über die nehmen Gründe des Mißfallens an Werken fremder (dramatischer) Kunst psychologisch-richtiger gedacht.

Was den Italiener entzückt, läßt den Deutschen kalt. Was der Franzose verabtreet, findet der Dritte fade. — Und doch können es alles Meisterwerke sein, worüber sich der Geschmack, oder vielmehr die individuell gestimmte Gemüthston der Nationen, entzweiet. Schillee fand das französische médiocre et rompant der Verdeutschung würdig und doch — so sehr Schiller der Liebling seiner Nation ist — mag man seinen Parasiten nicht.

Tscharner und Reichard führten den italienischen Theaterspieldichter Alfieri unter uns ein, dem sein Vaterland Bildsäulen errichtet — er ward mit schröder Kälte empfangen. Kotzebue, Zschokke und Heinrich von Kleist lieferten den Deutschen fast gleichzeitig Molière's Lustspiele. Kotzebue, ein gewandter Kopf, fehlte dennoch des Zwecks; Kleist idealisirte in Molière's Amphitryon etwas hinein, das ihn darum nicht deutscher machte: Zschokke's Bearbeitung des Molière war nur darum glücklicher, weil er mehr freie Nachbildung als Uebersetzung gab. Dennoch erkennt man unter den deutschen Namen bald auf allen Bühnen den fremden Gast.

Eben so geht es den neuren Stücken des trefflichen Iffland, die, bis jetzt, meistens Uebersetzungen aus dem Französischen des Picard sind, den man wohl den Iffland der Franzosen nennen kann. Sie machen aber sogar auf dem Berliner Theater, wo der Uebersetzer selbst, mit aller Gewalt seiner Kunst, den Dichter unterstützt, nur höchst mäßige Wirkung, während die Pariser sich an den niedlichen Kleinigkeiten Picard's nicht satt sehen können.

Renouard's Tempelherrn, die in Frankreich Aufsehen machten, erregten, da Cramer sie in Deutschland einführte, so wie die Gemälde der Leidenschaften seiner Miß Jane, kaum ein flüchtiges Hinsehen; die harten, frohenen Jamben des Uebersetzers waren wahrlich nicht allein daran Schuld. Der Grund des Mißfallens lag tiefer; er wird eben so Kanneaisser's Bemühungen die Krone rauben, die nun angefangen hat, uns Beaumont's und Fletcher's Schauspiele deutsch zu geben.

In keiner andern Kunst werden die Gemüthseigenheiten dessen, für den gedichtet wird, so sehr in Anspruch genommen, als in der Dichtkunst, besonders in der dramatischen. Malerei, Bildhauerkunst und Musik lassen diese Individualitäten fast ganz unberührt, weil ihnen die Macht des Wortes fehlt. Der dramatische Dichter aber, wie der Redner, muß sich in die zarten, fast unnennbaren Modifikationen des Gemüths seiner Nation einstimmen, wenn er Effekt erregen will — Modifikationen, welche selbst nur Wirkungen des Klimas, der Regierungsformen, Gesetze, Relationen, Sitten und Schicksale sind, und den Nationalcharakter gründen. Nicht so sehr durch mühsames Studium, als durch Instinkt, wird er mit ihnen vertraut. Er selbst, als Theil der Nation, theilt schon mit ihr den Karakter, und wird eben dadurch Sänger im Geist der Nation. Kein Fremder kann dies.

Daher wünschen wir, daß unsere guten Schauspieldichter, statt Uebersetzungen, uns Originalstücke liefern mögten. Gute Dichter leben selten; gute Uebersetzer immer.

Junot,
Oberbefehlshaber der französischen Armee in Portugal.

Ohne die ewig denkwürdige Nacht vom 4 August 1789 in der konstituirenden Versammlung zu Paris, wo die französische Geistlichkeit und der Adel alle ihre Vorrechte aufopferten, und das europäische Feudalwesen den ersten zerstörenden Schlag empfing, wäre Frankreich vielleicht noch in seinen alten Grenzen,

Digitized by Google

wie unter den Ludwigen. Ohne diese Nacht hätten wir von keiner fränkischen Republik, von keinem französischen Kaiserthron gehört, hätten wir von keinen Schlachten in Syrien und Polen erfahren, hätten wir keinen Napoleon gesehen.

Diese Nacht, der das stärkste Licht entsprang, welches seit den Tagen der Kirchenreform wohlthätig auf die Veredelung der Nationen wirkte, entseelte das an subalterne Rollen gefesselte Genie, und rief in Frankreich aus den sonstnannten geringern Gründen eine Reihe von Helden und Staatsmännern hervor binnen zwei Jahrzehnden, zahlreicher und glänzender, als das französische Volk seit eben so vielen Jahrhunderten aufzuweisen hatte.

Auch Junot, der französische Feldherr, welcher heut im Namen seines Monarchen das Königreich Portugal wie eine den Beiten entzogene Eroberung behauptet, konnte nur auf der allen grossen Talenten geöffneten Bahn die Kraft der seinigen entwickeln, zum Stolz des Vaterlandes.

Im Jahre 1792, da Preussen, das deutsche Reich und Oesterreich ihre Armeen zur Rettung des königlichen Throns von Frankreich verbanden, da ein allgemeiner Enthusiasmus das französische Volk begeisterte, und alle Departements Bataillone von Freiwilligen aufstellten, trat Junot, gebürtig von Semur, in eins derselben als Grenadier ein. Es war das Freiwilligen-Bataillon seines Departements, vom General Pille kommandirt, der vor der Revolution als Generalsekretär des Intendanten von Bourgogne gelebt hatte, und von Napoleon zuletzt zum Inspektor der Kronen gemacht wurde.

Aber Geist und Muth zeichneten schnell den jungen republikanischen Grenadier vor allen seinen Kriegsgefährten rühmlich aus. Er, mit geräthtem Bajonnett, war, wo alles wankte, ihr Anführer. Soldaten u. d Offiziere bewunderten seine Kühnheit, die oft an wilde Verwegenheit grenzte. So errang er durch meine als eine That endlich die Stelle eines Offiziers.

Napoleon Bonaparte fand ihn in seiner Armee im Jahre 1796, als der Feldzug in Italien eröffnet werden sollte. Der Kennerblick des grossen Mannes fand den hehrgten und gewandten Krieger bald aus der Menge hervor. Er machte ihn zu seinem Aide-de-Camp. Junot vollendete sich in der Schule des erhabenen Meisters, und dieser ehrte ihn dadurch, daß er ihn auswählte, den Kriegszug nach Aegypten mitzumachen.

Auch hier wetteiferte Junot mit allen seinen Gefährten um den schönsten Lorbeer — am rühmlichsten aber erschien er in dem Feldzuge nach Syrien, und zwar damals, als er allein, nur von dreihundert tapfren Franzosen unterstützt, gegen ein türkisches Armeekorps von 10,000 Mann das Treffen von Nazareth lieferte, ein Seitenstück zu dem Kampfe der Spartaner bei Termopylä, oder dem Treffen der alten Schweizer bei St. Jakob, ohnweit Basel. Diese glänzende Waffenthat machte ihn in den Kriegsannalen des französischen Reichs unsterblich. Die Regierung befahl im J. 1801, solche Handlung durch ein grosses Gemälde zu feiern, das Preisaufgabe für die besten Künstler ward.

Junot hatte als Soldat und Feldherr seine Probe geleistet. Er empfing zu Ende Juli's 1801 die Kommandantenstelle von der Hauptstadt des Reichs. Hier blieb er bis zum Februar 1804, wo er zu der gegen England bestimmten Armee an den Küsten des Kanals ging. Denn die Landung in Grossbrittannien war damals aller französischen Krieger letzter Wunsch, und jeder rechnete es sich zum Ruhm, Theilhaber solcher Grosthat sein zu dürfen. Noch im gleichen Jahre machte ihn sein Kaiser zum Generalobersten der Husaren, und im Februar des folgenden schmückte er ihn mit dem rothen Bande.

Die Landung unterblieb. Napoleon sandte den General Junot als Bevollmächtigten nach Lissabon zum Prinz-Regent von Portugal. Dieser ehrte ihn durch Mittheilung des portugiesischen Christordens.

Unterdessen brach im Herbst 1805 der Krieg in Deutschland wieder aus. Junot verliess Lissabon, eilte zur Armee, und kämpfte hier beständig an der Seite seines Monarchen. Auch er war einer von den Tapfern in der Schlacht von Austerlitz.

Mit dem Frieden kehrte er wieder auf den verlassenen Posten zurück nach Lissabon, um dies verwahrloste Königreich mit den Waffen der Diplomatik gegen England zu vertheidigen. Seine Warnungen waren fruchtlos.

Das Jahr 1807 sah ihn mit den Waffen in der Hand die englische Intrigue zerstören. Der Prinz von Brasilien und sein ganzer Hof floh übers Meer. Junot regierte nun als Feldherr in dem Königreiche, worin er kurz vorher als Gesandter Napoleons Zweck nicht erlangen konnte.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Die Deutschen dürfen sich nicht allein mehr rühmen, eine Monatsschrift für Frauen zu besitzen, nur von Frauenzimmern geschrieben. Die französischen Schriftstellerinnen machen ihnen den Rang streitig. Seit dem Anfange dieses Monats erscheint hier in Paris ein *Athénée des Dames*, in zwei Heften monatlich. Es wird nur von Frauenzimmern geschrieben, von Frauenzimmern redigirt, nichts enthalten, als was nur Frauenzimmer vorzüglich interessiren kann, selbst der Gegenstand einer Anekdote muß ein Frauenzimmer sein. Warum nicht auch ein Mann? Gehört der Mann in Paris nicht auch zu den interessanten Gegenständen der Damen?) Sogar die Kupferstiche müssen von Frauenzimmern gezeichnet, von Künstlerinnen gestochen sein. Es fehlt noch, daß das Papier von schönen Papiermüllerinnen gemacht, und der Druck von weiblichen Händen besorgt wäre. An der Spitze dieses entweiblichen gelehrten Unternehmens steht eine „Madame de Remonville." — Dies zum Trost unserer schriftstellernden Schönen in Deutschland, denen man eben wegen ihrer Gelehrsamkeit oft so übel will.

Aus Deutschland.

— * Haben Sie die niedliche Sammlung von kleinen Gedichten gelesen, die der dänische Dichter Jens Baggesen, unter dem Titel Heidblumen, Anfangs dieses Jahres in Amsterdam herausgegeben? — Alle atmen einen heitern, leichten, originalen Geist, und werden Ihnen angenehme Minuten gewähren wenn die Sprache gleich nicht klassisch rein und immer melodisch genug ist, und dem Ganzen hin und wieder die eigentliche Politur mangelt. — Es hat einige Proben seines grossen Gedichts, der Oreania, beigelegt. Aus Deutschlichen läßt sich nicht wohl aus Ganze raten. Aber wie kommen diese Fragmente einer Epopée etwas in prosaisch und gedunkelt vor — man liest, und sieht sich von keiner Begeisterung entführt, wie es wohl bei Klopstock's Messias, Wieland's Oberon und Voss's Louise der Fall wird. Und doch haben Verse, wie „den Wanderer wittern der luftflammenden Tag' und meerfunkelnden Nächte in der Nähe des landdonnernden Glut, rings" (in Prosa die Linie gebrochen) so herrlichen Stoff!

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 5. — den 16 Jänner 1808.

Fellenberg's landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl in der Schweiz.

(Beschluß.)

Man täuscht sich, wenn man glaubt, dieser merkwürdige Mann habe am Ende keine andere Absicht gehabt, als durch die verbesserte Methode der Landwirthschaft seine eigenen Einkünfte zu vergrößern, und nebenbei, durch Aufnahme und Erziehung von Jüngern seines Systems, einigen Ruhm in der Welt zu erwerben. Fellenberg ist, und dies hat er schon längst bewiesen, kein Mensch des großen Haufens; daher ward er auch vom großen Haufen nie recht begriffen. Dieser dagegen konnte durch seine vorgefaßten Meinungen ihn nie beherrschen; aber er wird die Meinung der Menge einst beherrschen.

Indem er ein verbessertes System der Landökonomie in der Wirklichkeit und im Großen ausführte, wollte er zugleich das Ideal dessen darstellen, was in höchster Vollendung ein Gut werden könne, wie das seinige. Daher eine Menge Anstalten und Einrichtungen, die ihren Gewinn zwar früher oder später bringen, aber doch zuerst einen Aufwand von Kosten forderten, welche nicht leicht ein anderer Privatmann daran wagen würde. Seine Wohn- und Arbeitsgebäude, Scheunen, Magazine, Ställe, Düngerbehälter u. s. w. haben die zweckmäßigste Beschaffenheit. Es ist jedem Landwirth genug, sie zu sehen, um lernen zu können. — Seine zahlreichen Arbeiter sind, man möchte sagen, zu militärischer Ordnung gehalten; Aufseher bewachen sie; jedes Werk hat seinen Mann, jede Stunde ihr Geschäft. Versäumnisse und Nachlässigkeiten werden fast unmöglich. Um sich jederzeit von der Thätigkeit der Leute auf dem weitläuftigen Gute überzeugen zu können, hat Fellenberg über seinem Hause einen Thurm errichten lassen, worin sein Arbeitszimmer und Observatorium ist. Von hier aus übersieht er das Ganze, und vermittelst eines Fernrohrs und Sprachrohrs beobachtet und befiehlt er, wo es nöthig ist, und wird er unter den Seinigen gleichsam allgegenwärtig.

Ungeachtet der strengen Thätigkeit, in welcher er alles erhält, wird er doch von allen mit kindlichem Geiste geliebt. Er ist ihr Versorger, ihr Freund, ihr Lehrer. Jeder weiß es, jeder erkennt es an. Als vor vier Jahren eine bösartige Krankheit zu Hofwyl einriß, und einundzwanzig Personen daniederlagen, denen es an Pflege zu gebrechen begann, weil jeder angesteckt zu werden befürchtete; als selbst Fellenberg's Gemahlin, von dieser Krankheit ergriffen, in Bern zwischen Leben und Tod schwebte: war er's, der von dem Schmerzenslager seiner Gemahlin wegflog, nur um seine Kranken in Hofwyl zu besorgen, und, wann diese gepflegt waren, wieder zu seiner geliebten Gattin zurückeilte. Ein einziger Zug, wie dieser, ist hinreichend, den Mann ehrwürdig zu machen. — Wir kennen deren manche.

Die Armuth, Rohheit, Hülflosigkeit des gemeinen Volks waren es, die von jeher seinem Herzen nahe lagen. Für dies Volk wollte er arbeiten, und, durch Veredlung der von demselben gedankenlos und mechanisch betriebenen Arbeiten, den Wohlstand und die Sittlichkeit desselben zugleich verbessern. Viele Reisen machte er, um mit den dürftigen Einrichtungen, den Vorurtheilen, den Beschwerden, den Hauptquellen des Uebels in den niedrigsten Volksklassen vertrauter zu werden. Bald diente er unter ihnen, in schlechte Kleider verhüllt, als Tag-

Digitized by Google

lähner auf dem Felde, oder in den Werkstätten; bald trieb er sich in dieser Verkleidung von Dorf zu Dorf umher, und studirte so die Hülfsmittel, die Lage der Landbewohner zu verbessern.

Jetzt erst, zu Hofwyl, nähert er sich nun dem Ziel seines langen, ähnlichen Strebens. Nicht zufrieden, das Beispiel des Bessern aufzustellen für andere, oder Söhne reicher Familien in seinen Unterricht zu nehmen, damit sie, in andern Gegenden, auf ihren Gütern, wie er, dem Volke das Beispiel des Bessern geben können, nimmt er selbst arme, aber talentvolle junge Leute auf, nährt und unterrichtet sie, damit sie einst ihre Kenntnisse den geringsten ihres Standes mittheilen. Seine Kräfte reichen nicht aus, alle seine Wünsche zu vollziehn. Aber die wenigen Armen, welche vorhanden sind, bilden jetzt schon den Anfang einer Armen-Landwirthschaftsschule, woein er wahrscheinlich noch durch die landesväterlichen Gesinnungen der Regierung seines Kantons kräftiger unterstützt werden wird.

Zu gleicher Zeit denkt er darauf, das andere landwirthschaftliche Institute, gleich dem seinigen, auf verschiedenen Punkten der Schweiz gegründet, und durch Korrespondenz mit einander zur Vervollkommnung des Landbaus, zur Veredelung des Landmanns, verknüpft werden. Wirklich sollen zu solchem Zwecke schon im Kanton Fryburg mit dem Kloster Hauterive die Akkorde so gut als geschlossen sein. Eben so sind auch schon für die Linthgegenden Abreden getroffen. — Stiftungen wie diese wirken durch Zweckmäßigkeit und Kraft den Werth aller ökonomischen Societäten auf, und verdienten in allen kultivirten Staaten Nachahmung. Wie rechnen diese Idee Fellenberg's zu einer seiner erhabensten und nützlichsten, gegen welche Fürsten und Staatsmänner nicht gleichgültig bleiben werden. Sie gibt das wohlberechnetste Mittel, den Landbau zu verbessern und in Aufnahme zu bringen.

Bei einem solchen, sich selbst aufopfernden Streben fällt der Verdacht des bloßen Eigennutzes denn wohl ganz hinweg. Fellenberg konnte und wollte keine Schätze häufen; zufrieden mit seinem Verdienen, opferte er den Gewinn wieder zur Realisirung besserer Entwürfe.

„Er ist ein Schwärmer!“ sagt wohl mancher, dessen blöder Geist den edlern nicht erkennen, dessen selbstsüchtiges Herz für nichts, als eigenen Profit, schlagen kann. Lasset diesen erbärmlichen Wesen ihren pöbelhaften Glauben, der heutiges Tages der gemeine ist, und das Zeitalter karakterisirt, in welchem man Seelengebäude für Wahnsinn, Tugend für eaffinirten Egoismus hält.

Es sei uns genug, den Mann mit Pieter's Worten zu schildren, wie dieser ihn bei seinem Besuche zu Hofwyl kennen lernte.

„Ich war erstaunt,“ schreib Herr Pictet in einem Briefe vorigen Monats, „erstaunt über die Kaltblütigkeit, mit der Herr Fellenberg sprach, und über die ausserordentliche Klarheit seiner Ideen. Es herrscht in seinen Begriffen eine Ordnung, eine Richtigkeit, die nur mit der Kraft der Gefühle verglichen werden kann, die sein Herz bewegen. Statt jener regellosen Gedankenfülle, oder jenes leidenschaftlichen Vorliebe für seine Sache, die man sonst bei einem Manne von energischem Karaktre zu finden fürchten muß, der sich ausschliessend einer Lieblingssache weiht, wird man nur ruhige Ueberlegung, Richtigkeit des Blicks, Sanftheit gewahr. Er begnügt sich, den Verstand zu überzeugen, ohne zur Einbildungskraft zu reden. Er hört an, er prüft, er setzt aus einander. Wie in seinen Grundsätzen unbeweglich, ist er im Raisonnement nachgebend. Wenn er von den Hindernissen spricht, die ihm der üble Wille der Menschen, oder die Natur der Sachen entgegensetzten, so geschieht es mit der Mäßigung eines Philosophen; spricht er von den herben Schicksalen seines Lebens, so geschieht es mit der Resignation eines Christen. — Seine Stimme, seine Blicke werden nur dann lebhafter, wenn er von den Aussichten für seine Armenschule redet, von dieser Industrieschule nach seinem Sinn und Herzen wo er die besten Köpfe die dürftigsten Volksklasse vereinigen möchte, um daraus seine Schüler und Adoptivkinder zu machen. Dann bebt man in ihm den Apostel der Arikultue, den Missionnäe der Vorsehung, dessen Bestimmung es wird, die erste von allen menschlichen Künsten aus dem Staube zu erheben und zu veredeln. Indem man erst sein Genie, seinen Karaktee bewundern mußte, fühlt man sich wieder von Ehrfurcht vor solcher edeln, reinen Hingebung bezwungen.“

So verdienen also Fellenberg's landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl, in mehr als einer Beziehung, die volle Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. *)

Unsere Regierungen bedürfen und wollen, vor allem andern aus, Finanzen und Militär. Nun gewährt ihnen der neue Landbau beide bessee, als kein anderes Mittel. Die Grundsätze des zu Hofwyl im Großen und mit Glück geübten landwirthschaftlichen Systems lassen sich unter gleichem Himmelsstrich gewiß überall anwenden; die verbesserten Werkzeuge zum Ackerbau werden auf jedem Boden ihren Werth behalten.

Nachdem ein langee, verödender Krieg den Wohlstand der Familien und der Staaten zerrüttete, konnte wahrlich kaum zu gelegeneeer Zeit ein Mann auftreten, dee zur Wiederherstellung des allgemeinen Glücks den Landbau aus seiner bisherigen mangelhaften Behandlung emporhob, und selbst, durch das neue Interesse, welches er ihm für denkende Menschen gab, zu einem Lieblingsgegenstand kultivirter Stände machte.

Aus dem Tagebuche einer Sommerreise durch die Mark Ankona, im Jahr 1807.

(Fortsetzung.)

Geisteskultur, Sitten, gesellschaftliches Leben, Klima.

Die Aehnlichkeit, welche die mehrsten Orte in der Mark in Ansehung ihree Lage und übrigen Einrichtung haben, macht,

*) Man findet mehrere zerstreute Nachrichten von der Hofwyler Anstalt, und zum Theil von Hrn. Fellenberg selbst gegeben, in dem achten, neunten und zehnten Stück der bibliotheque brittannique vorigen Jahrs, und in der in Bern, unter dem Titel: Der Beobachtee, erscheinenden Monatsschrift, vorigen Jahrs, vom Hrn. Dr. Höpfner herausgegeben. Letztere Monatsschrift wird auch künftiges Jahr meistens das Depot der Fellenberg'schen Mittheilungen und Beobachtungen sein, so wie schon die ersten Stück den interessanten Aufsatz: „Aussichten der schweizerischen Landwirthschaft, und der zweckmäßigsten Mittel, sie zu vervollkommnen,“ von Fellenberg, enthält.

Digitized by Google

daß man überall mehr oder weniger auf die gleichen Erscheinungen stößt. Handel und Industrie sind im Ganzen auf wenige Artikel eingeschränkt. Der Reichere (i signori) lebt von seinen Besitzungen, und die Mittelklasse, wie der Landmann, sind von ihm abhängig. Alles geht, wo nicht dringende Zeitumstände eine kleine Veränderung hervorbrachten, in althergebrachtem Gleise dahin, und niegends tritt individuelle Kraft, oder eigenthümliche Ausbildung eines Talentes auf eine ausgezeichnete Weise hervor. Die Markesaner sind deswegen selbst bei ihren Nachbarn nicht in dem besten Kredit, und besonders drücken sich die Urbinoten nicht sehr glimpflich aus, wenn sie von den Herren sprechen. Sie nennen sie nämlich — was sie selber verantworten mögen — i zamari della marca (die Herren Esel der Mark).

Wirklich findet bei der Klasse, die für die gebildetste gilt, äußerst geringe innere Kultur statt. Höchstens macht man sich ein wenig mit den Moden bekannt. Eine fremde Sprache zu erlernen, gäbe zu viel Mühe; dies gilt selbst von der fast nothwendig gewordenen französischen. Die Söhne der Vornehmern gehen für ein Paar Jahre oder Monate nach Rom, vergnügen sich dort, so gut sie es verstehen, und kehren, von Schneider und Friseur bestmöglich zugestutzt, sehr selbstzufrieden in ihre Heimath. Hier bleibt ihnen nichts übrig, als etwa das Interesse della Casa, die Jagd, geschmacklose Unterhaltung und die schwere Arbeit des Müssiggangs. Lektüre ist so wenig die Sache dieser Herren, daß ein Nobile einer Provinzstadt, der wenigstens Bücher einzubinden gelernt hatte, an seinen Freund in Rom schrieb: »Ich bin so sicher, daß meine Kinder nichts von Büchern anrühren, daß ich die höchsten Ketzereien ohne Gefahr herumliegen lassen könnte.« Dieser Fall war aber bei dem Vater nicht zu besorgen, denn er hatte gegen die Ketzer einen so tödtlichen Haß, daß er sie nicht anders als diavoli eretici oder eretici maledetti nannte.

Bei dieser Art der Erziehung, die ein Nobile in der Mark erhält, kann es nicht anders sein, als daß man selbst in den sogenannten besten Häusern nur auf ein steifes Zeremoniel, auf ein Paar nichtssagende Phrasen, höchstens auf jene schlaue Abgeschliffenheit stößt, hinter welcher sich der gebürre Dünkel verbirgt, und die gewöhnlich mit verächtlicher Herzlosigkeit gepaart ist. Ihr höchstes Gut ist das Geld, ohne welches sie freilich gar keinen Werth hätten, und das non plus ultra ihrer Lebenskunst geht darauf hinaus, möglichst wenig herzugeben und möglichst viel einzunehmen. Kein Mittel ist ihnen dazu zu hart oder zu niedrig, und Thorheit (pazzia) ist ihnen alles, was nicht den Klang des Goldes hat, oder sich sonst als robba bona dem gröbern Sinne empfiehlt. Ein wahres Glück ist es, daß die vis inertiae sich so häufig ins Mittel wirft; dadurch bleibt vieles unschädlich, das an sich verderblich wäre.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß dieser gemeine egoistische Geist sich auch den andern Klassen der Gesellschaft mittheilt. Jeder ist auf seiner Hutz, und jeder spekulirt auf seine, obgleich immer auf eine ähnliche Weise. Daher mag es kommen, daß Sitten, die von Gutherzigkeit und Gutmüthigkeit zeugen, wie z. B. freundschaftliches Zusammenkommen, Gastfreundschaft u. s. w., in der Mark fast gar nicht angetroffen werden.

Die interessanteste Klasse bleibt immer die der Landleute. Der arbeitende Mensch ist immer der bessere, frohere und glücklichere. Ihre Lage wäre in der That glücklich zu nennen, wenn sie überall sicher wären, wie es bisher üblich war, die Güter der Besitzenden um die Hälfte des Ertrags zu bearbeiten. Sie sind aber je länger je mehr allerlei Unbeilen und Mißhandlungen von den Reichen und ihren ministri oder Verwaltern ausgesetzt, die den Pacht so sehr sie können hinauftreiben, und den Landmann mit einer Menge neuer Beschwerden kontraktmäßig belasten — denn aus Noth muß der Arme Kontrakte eingehen, bei denen ihm kaum das Leben bleibt. Freilich gewinnt auch der Pachtherr nicht dabei, aber er glaubt es, oder er gewinnt wirklich dabei, aber nur für den Augenblick; denn schwerlich dürfte das beständige Aendern der Pächter von wesentlichem Vortheile sein. Das Glück des Landmanns ist, daß er viel und unermüdet arbeitet. Seine Mühe hört im ganzen Jahre nicht auf, zumal da die Herren verlangen, daß die Güter — wo nicht aerade großes, ebenes Ackerland ist — durchaus mit der Schaufel (vanga) umgegraben und bearbeitet werden sollen. Die Weiber theilen fast alle Arten der Arbeiten der Männer. Wohlhabend nennt man einen Landmann, wenn er im ganzen Jahre Brod und Wein hat.

Von der Klasse der Priester ist nichts anders zu sagen, als daß sie sehr gut stehen; daher auch gewöhnlich ein Sohn, oder mehrere, der guten Familien in den geistlichen Stand treten, um ein Kanonikat zu bekommen. Uebrigens sind sich die Priester dort ziemlich gleich, und es möchte etwas seltenes sein, daß man bei vielen, ausser dem Breviarium Romanum, noch ein anderes Buch fände.

Noch muß ich einer eigenen Art von Menschen erwähnen, die mir nirgends aufzufallen ist, als in der Mark, hauptsächlich in den kleinen Berastädten. Dies sind die nomini di celibato. Die Vorrechte der Erstgeburt sind nämlich die Ursache, daß die andern Söhne einer Familie aufs Heirathen Verzicht thun müssen, und die Gewohnheit, oder auch die Nothwendigkeit, haben es eingeführt, daß die mehrsten sich mit Nahrung und Kleidung, die ihnen der Erstgeborne reicht, begnügen — per conservare la casa. Diese ledigen und leeren Herren führen das erwähnteste Leben, denn sie haben nichts zu thun, als die Stunden vom Morgen bis zum pranzo und vom Mittage bis zur cena zu zählen. Im ganzen Jahre haben sie oft nicht einen Heller in der Tasche. Das Leben wird ihnen so schwer und langweilig, daß es scheint, wenn man ihnen begegnet, als ruhten die Sorgen einer halben Welt auf ihnen; gleichwohl kümmern sie sich so wenig um das, was in der Welt vorgeht, daß sie nicht einmal eine Zeitung lesen, die sie aber freilich auch nicht sogleich fänden, denn selten halten in einer Stadt zwei Häuser ein auswärtiges Zeitungsblatt (z. B. ein mailändisches). — Gewöhnlich, zumal in den kleinen Städten, sind sie auf eine originelle Weise gekleidet und frisirt, weil der Erstgeborne und die Frau des Hauses sich wohl hüten, die neuesten Moden bei ihnen einzuführen. Unter diesen gibt es wahre Originalkarrikaturen. Leicht ist es, ihre Freundschaft zu gewinnen, weil sie sich immer einsam fühlen; aber wehe, wer sich ihnen in einem Geschäfte anvertraut, oder gar in einen Fall mit ihnen kommt, wo von einem Gajof die Rede ist. Da verschwinden sie alsobald, denn sie erschrecken vor dem bloßen Gedanken an Mühe oder an eine Aufgabe; und fliegen

Digitized by Google

selbſt die Charitinnen herab, kein uomo di celibato wäre zu bewegen, ſich dem Oefe zu nähern, wo ſie zu ſehen wären, ſobald es quattrini koſtete. Deſto fleißiger beſuchen ſie, wie natürlich iſt, die Kirchen, und ſind überall zu finden, wo man frei durchgeht.

Aus dieſer Schilderung, lieber * *, die, wenn ich einzelne Ausnahmen zugebe, nicht übertrieben iſt, werden Sie ſich leicht den Geſellſchaftston im Ganzen denken können. Die einzige Eigenthümlichkeit, die er hat, iſt dieſe, daß er voller Heimlichkeiten iſt, hinter denen ſelten oder nie etwas Wichtiges ſteckt, auſſer wenn etwa eine junge Dame der Verheirathung nahe oder ſo eben verheirathet iſt; dann möchte ſie doch in der That nicht die üble Figur machen, keinen servente zu haben. Geiſtes- und Herzensbildung muß man bei den Damen der Mark nicht ſuchen, nicht einmal wirthſchaftliche Erfahrung, wenn gleich eine oder die andere bisweilen in die Küche geht. Sie heirathen nicht aus Liebe, und wiſſen es, daß auch ſie nicht aus Liebe, ſondern bloß der Dota wegen, geſucht werden. — In einem angeſehenen Hauſe ſtritten ſich ſeit langem drei Brüder darüber, welcher von ihnen ſich zu verheirathen habe, und der Erſtgeborne erbot ſich ſogar, ſeine Vorrechte aufzuopfern, um ſich von dieſer Obliegenheit loszumachen. Dieſer Streit währte ſchon ſeit Jahren, bis endlich der Jüngſte, der aber doch wenigſtens vierzig Jahre hatte, ſich — per mantenere la casa — zu dem bedenklichen Schritte bereden ließ:

(Die Fortſetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Deutſchland.

— * Journal-Lektüre bleibt noch immer Lieblingslektüre. Mag ſie ihren Nachtheil haben, daß Junge und Alte, die gern wiſſenſchaftliche Miene annehmen möchten, ohne wiſſenſchaftlichen Eifer zu haben, durch dies flüchtige Nippen aus allen Muſenquellen ſich oberflächliche Ideen von Allem bilden und Schwätzer über Alles werden, ohne Eines zu verſtehen — ſie hat auch ihren Nutzen. Sie iſts, welche wiſſenſchaftliche Kultur am ſchnellſten verbreitet, und zur Publizität der Nation am kräftigſten wirkt. Folianten und Quartanten, und Originalwerke jeder Art, ſind die großen Waſſerbehälter, Journale die Kanäle, welche den Strom der Wiſſenſchaft in tauſend Ruhzweigungen durch alle Stände des Volks befruchtend hinleiten.

Es werden daher noch immer, neben den ſchon beſtehenden ältern Zeitſchriften wieder neue verfaßt, davon beſonders zwei für die Kunſt mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheinen. Die eine ſoll in Wien erſcheinen, von dem dramatiſchen Dichter D. Stoll und dem geiſtvollen Freiherrn Leo von Seckendorf redigirt. Sie wird den Titel Prometheus führen. — Die andere ſoll in Dresden erſcheinen, wo Heinrich von Kleiſt und Adam H. Müller ſich zu einem Kunſtjournal Phöbus verbunden haben. H. v. Kleiſt, der glückliche Erbe eines in deutſcher Literatur herrlichen Namens, hat ſich ſchon durch einige genialiſche Produkte als einer der hoffnungsvollſten Dichter für die Bühne angekündet. Bisher berrſchten ſeine Vorbilder, Shakespear und Sophokles, noch zu mächtig über ihn. Sein Geiſt wird ſich der Vormund, ſchaft entreißen, und zur Eigenthümlichkeit zurückkehren. Auch auf ſeine Verhältniſſe hatte der traurige Krieg die böſeſten Einflüſſe. Er war bei der Kammer zu Königsberg in Preuſſen angeſtellt, nachher als Staatsſecretair ins Fort de Joux bei Neufchatel geführt, ohne daß ſich ein Grund dazu denken ließ, und genießt erſt ſeit einigen Monaten wieder ſeiner Freiheit.

— Mit ſeltſamer Eiferſucht, dieſer Zeugin vorhandener Ohnmacht, verhüllte die portugieſiſche Regierung von jeher, ſo ſehr ſie konnte, Braſiliens Werth. Als noch im Jahre 1730 der braſilianiſche Geiſtliche Rocha-Pitta ein weitläuftiges Werk über ſein Vaterland geſchrieben hatte, ward es ſogleich, nach dem Druck, verboten und weggenommen.

Der verdienſtvolle Graf von Hofmannsegg erlangte es endlich von der portugieſiſchen Regierung, auf ſeine Koſten einen kenntnißvollen Naturforſcher, Hrn. Sievers, zur Erweiterung der Naturgeſchichte nach Braſilien ſchicken zu dürfen. Hr. Sievers hat nun ſeine Reiſe glücklich vollendet. Er iſt im Begriff, ſeine Entdeckungen der Welt mitzutheilen.

Der Graf von Hofmannsegg beſchäftigt ſich damit noch nicht, ſondern er wünſcht ſeinen braſilianiſchen Gehetten, der ſich mit ihm zugleich zu Liſſabon befand, ſoviel Sinn für Naturkunde einzuflößen, daß er zu ſeinen anſehnlichen Beſitzungen nach Braſilien zurückkehrte, von nun an ganz der Naturgeſchichte ſeines Vaterlandes angehörte, und von Zeit zu Zeit, von Bahia aus, dem Grafen die ſchätzbarſten Nachrichten mittheilte. Dieſer Braſilier iſt Don Francesco Agoſtino Gomez.

Gegenwärtig iſt Hr. v. Hofmannsegg beſchäftigt, verbunden mit dem Hrn. Dr. Illiger, die reiche Ernte naturhiſtoriſcher Schätze aus den Tropenländen und dem ſo wenig gekannten Braſilien zu ordnen und bekannt zu machen. So haben wir Hoffnung, zu Humboldt's und Bompland's Reiſen ein intereſſantes Seitenſtück zu erhalten, eben in einer Periode, worin Braſilien für die politiſche Welt eine ſo unvermuthete Wichtigkeit erhält.

Aus Frankreich.

— Während die Herrn Smith und Cuchet zu Paris eine glückliche Anwendung von Lowitz's Erfahrung machen, das Waſſer zum Hausgebrauch durch Kohlen zu filtriren, davon das unreinſte hell, lauter und ſchmackhaft wird, filtrirt ein Hr Alexandre das Bayonnewaſſer zu Bordeaux auf eine andere eben ſo glückliche Art, wozu er aber weder Sand, noch Schwämme, noch Kohlen gebraucht. Er läßt das Waſſer nämlich durch Haarröhren gehen, die durch ein Gewebe aus angebrauchtes Baumwollentuch bilden. Man wußte ſchon längſt, daß eine Binde, oder ein Wollenband, mit einem Ende in ein Gefäß voll Waſſers hängend, ein Leiter der Flüſſigkeit wird, bis das Gefäß faſt leer iſt. Aber man hatte dieſe phyſikaliſche Erfahrung bisher nicht zur Reinigung des Waſſers im Großen angewandt. Die mediziniſche Societät zu Bordeaux hat über Hrn. Alexandre's Verfahren einen ſehr vortheilhaften Bericht gemacht.

Druckfehler in Nr. 3.

S. 11, in der letzten Zeile der Note, leie man 1800.
S. 12, im zweiten Spalt der Variétäten, Zeile 5 von unten, ſtatt den leſe man Hrn.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 6. — den 20 Jänner 1808.

Brasilien.

— — *Nil desperandum.*
HORAT.

Die Flucht des königlichen Hauses Braganza über den Ozean, nachdem es anderthalb hundert Jahre lang über Portugal durch sechs Könige geherrscht hatte, ist eine der tiefwirkendsten Begebenheiten dieses an ungewöhnlichen Dingen fruchtbaren Zeitalters.

Wer begleitet nicht mit wehmuthsvoller Aufmerksamkeit den unglücklichen Königssohn in Gedanken über das ungeräumte Weltmeer, wo er an der Seite einer vierundsiebenzigjährigen, wahnsinnigen Mutter, Ruhe vor den Umtrieben und Stürmen der alten Welt an den Gestaden einer neuen sucht? — Wem ist das Land jetzt ohne Interesse, wohin ein europäischer Monarch unmittelbar seinen Thron versetzt, und mit ihm zugleich europäische Sitten, Lebensgenüsse und Umgebungen aller Art, welche die südamerikanischen Ufer bisher kaum kannten?

Was für den Norden der neuen Welt der Krieg der ehmaligen englischen Kolonien mit dem Mutterlande ward, das wird für den Süden derselben die Verpflanzung des portugiesischen Thrones werden. Es ist ein Riesenschritt zur größern Kultur des größten Welttheils gethan.

Portugal ist für das Haus Braganza auf immer verloren. Zweimal verlor dies Königsgeschlecht sein Wichtigstes durch die gefahrvolle Freundschaft mit England. Das erstemal, da es sich wegen Zwistes mit Frankreich in die Arme der Britten warf, durch den Traktat mit dem englischen Gesandten Methuen (im J. 1703), Kommerz und alle Handelsfreiheit; das zweitemal durch die Ueberredungskünste des englischen Gesandten Strangford — die europäische Krone!

Hauptmomente der brasilischen Geschichte.

Im Monat März des Jahres 1500 segelte Don Pedro Alvarez Cabral mit einer Flotte von dreizehn portugiesischen Schiffen aus dem Hafen von Lissabon, um die Küsten von Malabar zu besuchen. Aber um die windstillen Gestade Afrika's zu meiden, entfernte er sich von ihnen allmälig so weit, daß er am 17 April ein unbekanntes Land, gegen Abend liegend, erblickte, welches vor ihm noch der Fuß keines Europäers betreten hatte.

Er pflanzte das heilige Kreuz auf diesem neuen Boden, und nannte das Land nach demselben santa cruce. Der Erde üppige Fruchtbarkeit, Hügel und Thäler von großen Wäldern umschattet, von Menschen und Thieren reich bewohnt, — alles verkündete ihm die Wichtigkeit seiner Entdeckung. Er nahm das neue Land für den portugiesischen Thron in Besitz, und sandte nach Lissabon ein Eilschiff ab mit der Meldung.

Der Hof von Lissabon, da ihm Anfangs wenig Hoffnung leuchtete, Gold und Silber aus dem neuen Lande zu beziehen, schickte, um es mit seinen Unterthanen zu bevölkern, alljährlich ein oder zwei Schiffe mit Verbrechern aller Art und dem Auswurfe des Volks beladen dahin. Die Schiffe brachten dagegen Papageien und Brasilienholz zurück, dessen Ueberfluß und Schönheit endlich dem ganzen Lande den heutigen Namen erwarb.

Es entspann sich nach und nach mit den Verbrecherkolonien ein Handel, der dem portugiesischen Hof zuletzt wichtig genug

Digitized by Google

ward, einen ernſtern Blick auf die unermeßlichen, fruchtbaren Strecken Landes zu werfen, die ihm der Zufall gegeben, und welche es bisher nur gleichgültig angeſehen hatte.

Aber Braſilien war von einer zahlloſen Menge kleiner und kriegeriſcher Nationen bewohnet. Die wilden Urbewohner des Landes, noch ganz im rohen Stande der Natur, zwar übel bewaffnet und nackt, aber unternehmend, verſchlagen, aller Vortheile des Bodens kundig, ſahen eiferſüchtig die wachſende Zahl der weißen Ankömmlinge. Dieſe, Verbrecher vom Hauſe aus, mit allen Laſtern beſudelt, und doch mit frommem Stolz auf die ungetauften Wilden niederſehend, hielten ſich zu allen Abſcheulichkeiten wider ſie berechtigt. Bald war die Feindſchaft, bald der Krieg allgemein und unauslöſchlich.

Der Monarch von Portugal, in Gefahr die neuen Kolonien einzubüßen, ermunterte die Großen ſeines Reichs zu Niederlaſſungen am Amazonenſtrome. Er ertheilte nach und nach denjenigen unter ihnen, die das Abentheuer beſtehen wollten, das Recht, einen Landſtrich von vierzig bis fünfzig Meilen in der Breite daſelbſt an den Küſten zu erobern, und die Eroberung ins Innere des Landes fortzuſetzen, ſo weit ſie wollten. Ihnen ward das Land zum Eigenthum mit allen Hoheitsrechten: nur das Recht über Leben und Tod, das Prägen der Münze und der Zehnten blieben den Königen.

So ward der ungeheure Kontinent, deſſen Ausdehnung noch niemand kannte, vertheilt. Es erhoben ſich im Zeitraum eines halben Jahrhunderts längs den Küſten des Meers viele Pflanzſtätten, mit leichten Befeſtigungen gegen den Ueberfall der Wilden geſchirmt. Unter denſelben zeichneten ſich beſonders Tamaraca, Fernambuc, Itheos, Porto Seguro und St. Vincent durch Wohlſtand aus. Das Land, wie es von den Großen theilweiſe in Beſitz genommen worden, war in Hauptmannſchaften (dies war der Titel der braſilianiſchen Provinzen) vertheilt, und der Handel blühte kraftiger auf.

Da gereute es dem Hofe von Liſabon, das reichſte Kleinod ſeiner Krone vergeudet zu haben. Er nahm die vorhin den Großen ausgetheilten Rechte zurück, ſandte Miſſionarien aus zur Bekehrung der Wilden, und ſchickte im Jahre 1549 einen Generalgouverneur, den Thomas de Souſa, nach Braſilien, um daſelbſt eine neue Landesverwaltung einzurichten, und eine Hauptſtadt an der Allerheiligen-Bay, im Mittelpunkte der ganzen Küſtenlänge, zu gründen. Sie ward St. Salvador geheißen.

Der Reichthum, welcher von Braſilien immer in größerer Fülle über Portugal auszuſtrömen begann, reizte bald die Lüſternheit anderer Europäer.

Franzoſen, wegen ihrer Religion im Vaterlande hart bedrängt, verſuchten in den Jahren 1556 bis 1558 eine gewaltſame Niederlaſſung an den braſiliſchen Küſten; aber nach einer Reihe mannigfaltiger Mühſeligkeiten kehrten ſie wieder nach Europa zurück.

Glücklicher unternahmen die Holländer das Wageſtück. Kaum hatten dieſe ſich von Spaniens tyranniſcher Herrſchaft frei geſchlagen, als ſie ſich größern Unternehmungen gewachſen fühlten, und den Feind in entlegenen Weltgegenden zu vernichten ſannen. Nicht wenig wirkte dazu der kühne Handelsgeiſt einer neu errichteten weſtindiſchen Compagnie. Dieſe, nach dem Vorbilde ihrer ältern Schweſter, der oſtindiſchen, entwarf den Plan, den Welthandel auf den Markt von Amſterdam zuſammenzuleiten. Ihr erſter Schritt dazu war der Angriff auf Braſilien, wohin Jakob Willens mit einer Flotte im Jahre 1624 ging.

Portugal, folglich auch Braſilien, waren ſeit den letzten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts Provinzen der ſpaniſchen Monarchie geworden, und als Stiefländer geachtet und vernachläſſigt. Kaum wehten Willens Flaggen vor der Allerheiligen-Bay, ſo ergab ſich die Hauptſtadt St. Salvador. Aber die Holländer waren zu ſchwach, die Eroberung zu behaupten.

Sie wiederholten ſie im Jahre 1630. Ihr Admiral Lack erſchien mit 46 Kriegsſchiffen an den Küſten von Fernambuc. Nach unzähligen einzelnen Gefechten ward er ihrer Meiſter, von St. Salvador bis zu den Ufern des Amazonenſtroms. Vierundzwanzig Jahre blieb das Land holländiſcher Herrſchaft unterworfen.

In dieſem Zeitraum aber hatten ſich auch Portugal's Verhältniſſe in Europa geändert. Die Großen dieſes Landes, gegen Spaniens Despotismus in Rebellion, hatten das Haus Braganza auf den portugieſiſchen Thron gehoben. König Johann IV ſah mit heimlichem Vergnügen (denn zu ſchwach war er, mit gewaffneter Hand ſein verlornes Gut wieder zu gewinnen), wie in Braſilien Aufruhr wüthete gegen die Holländer, und die amerikaniſche Provinz durch eigene Anſtrengungen zum alten Mutterlande zurückkehrte.

Das Haupt der Aufrührer war in Braſilien ein Portugieſe, Namens Juan Hernandez de Vieca, von dunkler Herkunft, der aus dem Stande eines gemeinen Knechts Herr einer eigenen Handlung und großer Reichthümer geworden war. Vieca, eben ſo wohl durch ſein Vermögen, als durch Einſicht und Edelmuth, im großen Anſehen beim Volke, theilte mit dieſem den Groll gegen die Oberherrſchaft der fremden Nation. Er erhob im Namen des Königs von Portugal die Fahnen des Aufruhrs gegen die Holländer, welche, nur auf Gewinn und Handel gerichtet, alles verſäumt hatten, ihre kühnere Eroberung zu ſichern. Die Feſtungswerke lagen verfallen; die Arſenale waren ohne Waffengeräth.

Vieca's Muth ward durch kein Unglück, ſelbſt nicht durch Schwäche ſeines Königs unterbrochen, der, um Holland nicht wider ſich zu reizen, öffentlich die Rebellion und ihre Häupter zu verabſcheuen vorgab. Aber nach zehnjährigem Kampfe war kein Holländer mehr in Braſilien. Der Traktat vom J. 1661 endete die lange Fehde. Braſilien kam dadurch wieder an Portugal, welches dafür den vereinigten Niederlanden die elende Summe von acht Millionen holländ. Gulden zahlte in Geld, Zucker, Tabak und Salz.

Von dieſer Zeit an blieb Braſilien das Eigenthum Portugals. Es dehnte die bisher unangefochtenen Grenzen im Norden aus bis zu den Mündungen des Amazonenſtroms und den Gebirgen der ſpaniſchen Guyana — im Süden bis zu den Mündungen des La Plata-Stromes, die aber Spanien in Anſpruch nahm. Der Streit um die ſüdlichen Grenzen, und um den Beſitz der Kolonie St. Sacrement am La Plata währte bis zum Jahre 1777. Erſt durch den Vertrag vom 11 März 1778 ward der La Plata und die Pflanzſtätte St. Sacrement unbeſtrittener Beſitz der ſpaniſchen Krone.

Dies iſt die Geſchichte des Landes, welches bisher für den größten Theil Europens in dunkeler Unbekanntheit lag, und

Digitized by Google

jetzt durch die Ereigniße unſerer Zeiten zu bedeutenderen Beſtimmungen hervorgehoben zu werden ſcheint.

Größe und natürliche Beſchaffenheit dieſes Landes.

Braſilien, das immer noch nicht ganz erforſchte, noch lange unerſchöpfte Land des Goldes und der Diamanten, ſtreckt ſich im ſüdlichen Amerika vom dritten Grade nördlicher Breite unter der Linie und dem Wendekreis des Steinbocks hinaus bis zum 25 Grade ſüdlicher Breite, zur Hälfte, gegen Oſten, von den Wellen des Weltmeers, zur Hälfte gegen Weſten von den unermeßlichen Beſitzungen Spaniens begrenzt. Die franzöſiſche Guyana rührt im Norden nur an einen kleinen Strich Landes.

Der weitläufige Umfang dieſes Gebiets, viel größer als alle Beſitzungen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, verſchlingt den ganzen Flächenraum von Portugal, von Spanien, von Frankreich und Deutſchland zuſammengenommen. Aber bisher ſind nur die Küſtenländer angebaut, mit Dörfern, Städten, und zerſtreuten Pflanzungen beſäet. Das Innerſte des Landes, von hohen Gebirgsketten in verſchiedenen Richtungen, von reißenden Strömen, kleinen Seen und undurchdringlichen Waldungen durchzogen, bietet der europäiſchen Kultur noch Trotz. Hier ſchwärmen noch die Urbewohner Amerika's in natürlicher Freiheit durch unbekannte Wildniße.

Von den flachen, ſandigen und ſchlammigen Geſtaden, die noch überall die Spuren ihrer Bildung vom Meere haben, ſchwillt ſtufenweiſe der Boden empor zum Hochgebirge. In der hohen Ebene, welche den Mittelpunkt Braſiliens ausmacht, und von welcher beraab die zahlreichen Flüſſe ſtrömen, die den großen Paraguay- und Amazonenſtrom verſchaffen, oder ſich unmittelbar ins Meer ſtürzen, herrſcht ein liebliches Klima und ewiger Lenz. Eine üppige Vegetation umhüllt Berge und Thalungen. Alle Reize, alle Unannehmlichkeiten, die den tropiſchen Ländern gemein ſind, trägt auch Braſilien.

Die einaeborenen Braſilianer ſind von den verzüglichſten Menſchenracen Amerika's. Sie ſind von mittlerer Größe, kräftig, fleiſchig und dabei ungemein gewandt. Ihre Phyſiognomie hat etwas Edles und verräth Geiſt. Die Männer haben nur wenig Bart.

Das Land wimmelt von Thieren aller Art; reich ſind die Waldungen beſonders von Affen verſchiedener Gattung; reißende Thiere erſcheinen ſelten nur. Deſto zahlreicher und gefährlicher iſt die Menge mannigfaltiger Schlangen, welche in den weniger bewohnten Gegenden hauſet. Die abſcheulichſte und gefährlichſte unter ihnen iſt der Kurukutu, wie die Braſilianer ſie heißen, oft 12—15 Schuh lang.

Zur Zeit, da die erſten Europäer ſich unter dieſen Himmelsſtrichen niederließen, war noch die Maſſe dieſes gefährlichen Ungeziefers ſo groß, daß man faſt mit jedem Schritte im Feld oder Wald, ſogar in den Häuſern, auf Schlangen ſtieß. Selbſt in den Betten und Hangematten niſteten ſie ein; Tag und Nacht war man von ihnen verfolgt und überrascht, wenn der Muskusgeruch, den einige Arten von ihnen verbreiten, nicht ihre Nähe verrieth. — Nicht geringere Qual machten ſonſt und noch jetzt den Bewohnern Braſiliens die ungeheuren Inſektenſchwärme, die Nigua's, die Muskito's u. ſ. w. mit ihren giftigen Stichen. Auch Skorpionen ſind zahlreich; die Wunden von ihnen, obgleich in den erſten vierundzwanzig Stunden ſehr ſchmerzhaft, ſind doch nicht tödlich.

Die ſchönſten, buntfarbigſten Vögel bevölkern die Waldungen. Hier iſt die Heimath mannigfaltiger Arten Papageien, Faſanen und des Kolibri. In den höhern Gegenden ſchwärmt das unzähmbare Volk der Raubvögel — alle Flüße und Seen wimmeln von genießbaren Fiſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Miszellen aus Rom, vom letzten Dezember 1807.

Nachdem ſich die Lügenpropheten müde und heiſer gelogen mit Vorherſagung der Dinge, die für den Kirchenſtaat kommen ſollten, fängt man an, ſich um die politiſchen Ereigniſſe weniger zu bekümmern, und die luſtigen Weihnachtsfeſttage machten ihre Anſprüche auf fröhliche Herzen in vollem Maaſe geltend. Was bei dem Römer das dolce far niente ſein mag, iſt bei dem Römer das ſcialare in gewiſſen Jahreszeiten. Mit dieſem Worte iſt bei ihm gleichſam eine phyſiſche Nothwendigkeit ausgeſprochen, einige Tage und Nächte lang mit unbetümmertem Sinn dahin zu leben, und ſogar das Schlafen zu vergeſſen, vielleicht ſelbſt das reuelmäßige Eſſen. Wenigſtens gehört zu dem ſcialare der Weihnachtszeit nicht nothwendig die Eſſenszudickeligkeit. Doch dürfen pan giallo (Roſinen- und Mandelbrod) und Roſolio nicht fehlen. Es iſt unglaublich, welch eine Konſumtion von Roſolio in dieſen Tagen gemacht wird. Der gemeine Mann trinkt dafür Branntewein, und dieſes Getränk iſt ſo ſehr Volksgetränk geworden, daß man häufig Perſonen ſieht, die katt einer Foglietta Wein eine halbe Foglietta Branntewein fodern. Sind ein Paar bei einander, ſo bleibt es nicht einmal dabei.

Die Herbſtzeit iſt im Römiſchen, wie faſt überall, ſehr gut ausgefallen; gleichwohl iſt das Brod ſehr klein, und das Oel verhältnißmäßig theuer. Hieran ſind einzig die Spekulanten Schuld, welche die Hauptmaſſe derjenigen Lebensmittel, die zu den erſten Bedürfniſſen gehören, in Händen haben. So z. B. machte im vorigen Jahre Torlonia einen Anlauf an Oel in verſchiedenen Landgegenden, für 100,000 Scudi. Natürlich mußten im Augenblicke die Preiſe ſteigen. — Eben ſo geht es mit dem Getreide, und wer es nicht im Großen kann, treibt es im Kleinen. Auf ſolche Weiſe wird die Freiheit des Handels gemißbraucht, weil es an öffentlicher Aufſicht fehlt. — Mit dem neuen Jahre 1808 iſt eine allgemeine Steigerung der Preiſe von den Gewölbzkrämern angekündigt. „Metteremo“ heißt es, „tutti prezzi forti“, und es iſt ſicher, daß ſie Wort halten, und was bisher drei Paoli galt, wird vier bis fünf koſten, u. ſ. w. Das Volk ſchreit zwar einen Augenblick, dann aber läßt es ſich doch alles gefallen, und eine Kleinigkeit iſt hinreichend, ſeine Aufmerkſamkeit von dem, was ihm das nächſte iſt, abzuziehen.

So z. B. war eine Truppe von Seeritern, die an viezig Pferde hatte, und viele geſchickte Evolutionen u. ſ. w. im Theater Tordinone machte, ein Lieblingsdivertiſement des Publikums, und kaum wurde es bemerkt, daß dieſe Reiter auf eine franzöſiſche Generalsorder, als zum Militärweſen gehörig,

Digitized by Google

frei Logis und Rationen für sich und die Pferde von der päpstlichen Kammer erhielten.

Nichts ist aber, das so unaufhörlich das Denken, Dichten und Trachten der Römer in und ausser der Stadt beschäftigt, als das Lotto. Vor zwei Jahren, als ein Metzger hingerichtet wurde, der einen französischen Soldaten verwundet hatte, setzte man auf die Hausnummern jenes Metzgers, und es wurde eine Quaterne gewonnen. Jetzt ereignete sich der Fall, daß ein französischer Juwelier, Schulden halber, die er durch Ausschweifungen sich zugezogen, auf dem Platze Termini sich erschießt. Man entdeckt abermals an dem nächsten Hause Zahlen, und alles setzt darauf. Die Wuth, ins Lotto zu setzen, ist so groß, daß viele fast an gar nichts anders denken, und unter zehn Gesprächen handeln sicher fünf von der Extraktion. Gegenwärtig hat sich der seltene Fall ereignet, daß die päpstliche Kammer bei einer Ziehung eingebüßt hat. Gewöhnlich gewinnt sie, und man rechnet das Einkommen durchs Lotto in acht oder neun Jahren auf eine Million.

Variet ä ten.

Aus Italien.

— * Mailand, 10. Jänner. Die Feierlichkeiten sind vorüber, Napoleon ist wieder aus unserer Mitte verschwunden, aber seine erwärmenden Strahlen wirken wohlthätig auf alle Zweige der öffentlichen Verwaltung fort. Wie die Preußen einst ihren Friedrich den Einzigen hießen, so nennen jetzt die Italiener ihren Napoleon Unico. Der Enthusiasmus, welchen er für seine Person überall erzeugte und zurückließ, ist unbeschreiblich. Er ist wohl der erste Held, der Italien nicht nur überwand, sondern viele thaten es vor ihm, sondern alle Italiener an sich fesselte. Man weiß, wie gehaßt vorzeiten die Franzosen in Italien waren — es gehörte dieser Haß fast zum Grundzuge des Karakters — Napoleon hat eine Verwandelung in diesem Karakter bewirkt.

Unsere Theater haben seit einiger Zeit nichts Ausgezeichneteres geliefert. Die Oper Cleopatra hat den glänzendsten Beifall, der schon einige Wochen ununterbrochen bei jeder Vorstellung fortdauert. Die Schauspielergesellschaft Taddei hat jetzt auf das Theater bei Lentasio ein Stück gebracht: Katharina I Kaiserin von Rußland, das des Titels wegen schon sehr anziehend war. Ich selbst hab' es noch nicht gesehen; die Urtheile fallen sehr verschieden.

Vor einigen Tagen ließ sich hier auch ein unverbrennlicher oder feuerfester Mensch sehen. Ich vermuthe, es ist derselbe, welcher schon in einigen deutschen Städten sein Wesen getrieben. In Turin, von woher er gekommen, gings ihm nicht allzugeschicklich. Der dortige Professor der Physik, Abbate Follini, ließ ihm die Hände, Arme und Füße erst wacker mit Alkali einreiben, dann bewirfte die Salpetersäure auf seinem Arm einen heftigen Brand, und das glühende Eisen brannte ihm auf dem linken Fuße, wie andern Christen. Genug, der sich stolz unverbrennlich nennende Charlatan war gezwungen, zu gestehen, er sei — nicht von Eisen. Abbate Follini will nächstens auch die Kunststücke bekannt machen, durch die sich der Wundermann das Ansehen der Unverbrennlichkeit giebt.

Aus Frankreich.

— Drei große Preise hatte die mathematisch-physikalische Klasse des Nationalinstituts zu Paris in ihrer öffentlichen Sitzung vom 4 Jänner zu vergeben. Den ersten erhielt ein Franzose, Hr. Jean Aug. Saisin für seine Preisschrift über die Phänomenen des Erstarrens und Winterschlafens mancher Thiere, und über die Ursachen desselben. — Den zweiten, welchen der Kaiser selbst zur die beste Erfindung, die während eines Jahres über das galvanische Fluidum gemacht worden sind, ausgesetzt, erhielt ein Engländer, Hr. Davy, wegen seiner Denkschrift über die chemische Thätigkeit der Elektrizität. — Den dritten, die von Lalande gestiftete Medaille für die beste Beobachtung, Entdeckung oder gelehrte Arbeit in der Astronomie, bekam ein Deutscher, Hr. Doktor Wilhelm Olbers, der den Planeten Vesta im Laufe des Jahrs 1807 entdeckt hatte.

Die mathematische Klasse hat für das Jahr 1810 (die konkurrirenden Preisschriften müssen aber schon vor dem 1 Okt. 1809 eingeschickt sein) die mathematische, aber auf Erfahrungen begründete Theorie über die doppelte Strahlenbrechung, welche das Eisbett leidet, indem es durch verschiedene krystallische Substanzen geht, zur Preisaufgabe gemacht.

Die Eigenheit, welche man zuerst am isländischen Doppelspath, nachher auch an andern Krystallisationen, bemerkte, daß sie das Bild verdoppeln, war zwar schon für viele Physiker und Mathematiker ein Gegenstand der Untersuchung; man hat zwar darüber schon manche sinnreiche Erklärung, aber noch keine, die eine solche genaue Bestimmtheit und Allgemeingültigkeit besäße, die der Karakter eines mathematischen Gesetzes sind, durch welches nicht nur der Gang der Phänomene dargestellt, sondern auch das genaue Maaß ihrer Resultate bestimmt wird. Um Aufstellung eines solchen Gesetzes über die doppelte Strahlenbrechung in den Krystallen ists hier zu thun.

— * Haydn's Hochzeit von dem unsterblichen Mozart ist jetzt in Paris die Bewunderung aller Musikkenner. Man nennt es von allen Werken dieses Deutschen das Meisterstück. Bei jeder neuen Vorstellung wird die Komposition mehr gouttirt, und der Zulauf und der Beifall lebendiger.

Aus England.

— Die Journalistenfurie ist in England nicht minder gelieb, als in Deutschland und Frankreich. Die unbeschränkte Preßfreiheit und das Interesse des größten Volksheils an den politischen Angelegenheiten des Auslandes, noch mehr aber der Inlandes, erhoben den Reiz dieser literarischen Lieblosterei mehr, als irgend sonst wo. Die erste und älteste Zeitschrift in London war der englische Merkur, von dem am 1 Juli 1588 die erste Nummer erschien. Er ward auf Befehl der Königin Elisabeth geschrieben, um das Volk gegen Spanien zu enthusiasmiren. Sie hatte den wichtigen Einfluß der öffentlichen Blätter richtig berechnet. Jetzt erscheinen, ein Jahr ins andere gerechnet, in Großbritannien zweihundert und sechzig bis achtzig periodische Schriften; davon produzirt das Königreich England allein 140 — 170.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 7. — den 23 Jänner 1808.

Einige Züge aus dem Privatleben Lucian Bonaparte's in Rom.

Jedes Mitglied der erhabenen Familie, welche jetzt den schönern Theil der europäischen Länder beherrscht, fesselt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Lucian Bonaparte, zwar noch ohne Thron, doch desselben würdig durch Einsicht, Gemüthskraft und Tugenden mancher Art, bleibt daher nichts weniger als unbeachtet. Seine letzte Reise nach Mantua, wo er mit dem Kaiser Napoleon eine lange Unterredung hatte, wird den Römern zum Räthsel, seit man ihn wieder in sein Haus und in seine Weise zurückgekehret sieht. Gewiß ists indessen, daß die Blicke Aller ihn mit Theilnahme begleiteten, und wenn je etwas eine Umänderung der Dinge für diese Gegend hätte annehmlicher machen können, so wär' es dadurch geschehn, daß Lucian die Regierung übernommen hätte, daß Rom Hauptort geblieben wäre.

Er ist beim Volke beliebt, weil er bisweilen Geld unter die Armen austheilt, oder den Kirchen Geschenke macht. So geschah es z. B. als sein zweiter Sohn geboren ward, der bald nachher wieder starb; oder als ihn das Erdbeben von seinem prächtigen Landsitze, der Rufinella bei Frascati, vertrieben hatte.

Sein Leben ist still und geräuschlos. Er wohnt in Rom fast wie in Pesaro, wo er ein Jahr lang in einem Privathause nur sich und seiner Familie gehörte.

Die glänzendste Epoche seines römischen Aufenthalts war diejenige, als er vor zwei Jahren kleine dramatische Vorstellungen in seinem Hause gab, worin er selbst und seine Gemahlin mitspielten. Damals drängten sich die ersten Familien zu dem Konversationszirkel Lucian's, und es mangelte nicht an Diners und kleinen Bällen, Konzerten, und dergleichen. Jetzt hat auch dieses aufgehört. Er selbst giebt wenige Visiten und empfängt noch weniger. Umgang hat er, ausser mit dem Kardinal (ehmaligen Staatssekretär) Gonsalvi, fast mit Niemanden, obgleich er nicht ohne Personen ist, die viel um ihn sind. Auch liebt er noch immer die Musik, und zahlt einer Sängerin, die nicht mehr fürs Publikum singt, hundert Scudi monatlich, wie es heißt.

Eben so viel kostete ihn täglich sein Haus, oder was darin konsumirt wurde. Dieser Aufwand ist jetzt wenigstens auf die Hälfte eingeschränkt, und eine Menge überflüssiger Dienerschaft ist entlassen. Die Römer von Stande machen darüber ihre Glossen, und glauben, daß Lucian's Gemahlin diese strengere Oekonomie einführe. Diese Dame galt selbst in Rom, und das will allerdings viel sagen, für eine bella donna. Nachdem sie acht Kinder geboren hat, müssen ihre Reize freilich gelitten haben; doch immer noch zeichnet sie sich vortheilhaft aus. Es ist bekannt, daß Lucian sie als eine Madame Jouberteau, Witwe eines Banquiers, kennen lernte, sich mit ihr vermählte, und im April 1804 mit ihr nach Italien ging. Lucian genießt das Ansehn eines römischen Principe, und hat in einem Testament und in der hinzugefügten freimüthigen Erklärung (dichiarazione franca) sie zur Erbin seines römischen Palastes, mit allem, was darin ist, eben so der Rufinella und anderer großen Besitzungen, ernannt. Viele haben daraus geschlossen, daß Lucian eine größere, seinen erhabenen Talenten angemessene Laufbahn betreten würde, und es ist möglich. — Er hat im Römischen wenigstens für 200,000 Scudi liegende Gründe gekauft.

Digitized by Google

Von seiner Lebensweise in seinem Hause existiren im Publikum folgende Details.

Er ließt viel, besonders vom Morgen bis zum Mittage. Sein Mittagsessen wird so schnell abgefertigt, wie man es von Napoleon sagt. Mit seiner Dienerschaft ist er sparsam. Für gewisse Unachtsamkeiten, oder wegen Nichtbefolgung eines Verbots, ist eine Selbstrafe gesetzt. Das Strafgeld hatte der Haushofmeister ehmals an eine gewisse Pfarrei zum Besten der Armen zu senden. Indessen war selten wirklicher Verlust für den Bestraften da, denn bei einer andern Gelegenheit bekam ebenderselbe vielleicht das Doppelte geschenkt. — Lucian hat einen Leibkanal, den er gerne hat; aber dieser Mensch opfert sich auch ganz für ihn auf. Er geht fast nie in Bette, nm immer bei der Hand zu sein, und er thut nichts anders, als daß er auf die Befehle des Herrn wartet. Wird er verlandt, so eilt er mit solcher Schnelle, daß er öfters von der Rußnella nach Rom (wenigstens zehn italienische Meilen weit) in fünf Viertelstunden flog. Er ist schon oft gestürzt, aber er achtet sein Leben für nichts, und manches Pferd wurde das Opfer seines Dienereifers. Der Mann ist ein Römer, und hat Frau und Kind. Er wird von seinem Herrn aber auch wöchig belohnt, weil er das leistet, was jener verlangt, der in Ansehung der schnellen und angenehmlichen Vollziehung seiner Befehle keine Nachsicht Statt finden läßt.

Weniger, als ehmals, scheint jetzt die Kunst — Lucian's Anmerksamkeit auf sich zu ziehn. Er hat, ausser Canova, keinen Künstler benandt, und die einzigen, die für ihn etwas arbeiteten, waren Franzosen. Die Bildhauer Marin und Dupaltry haben mehrere Büsten für ihn verfertigt.

Nie sieht man ihn häufiger öffentlich erscheinen, als zur Zeit des Karnevals, den er sehr liebt, wie auch das Theater. Er ließ, damit dies Vergnügen ihm nie fehlt, selbst in seiner Rußnella ein kleines Theater errechten; aber das Erdbeben warf auch diesen Plan auf die Seite.

Man bemerkt, daß Lucian, nach seiner Rückkunft von Mantua, dem Papst eine Visite gemacht hat, bei welcher Se. Heiligkeit und er über zwei Stunden allein waren. Man hofft seitdem allgemein, daß die drohenden Gewitter vorübergegangen seien, und der Kirchenstaat nichts zu befürchten habe. Selbst die Allerunglaubigsten, die Kapuzziner und Franziskaner, fangen wieder an, Athem zu holen, seit man von Lucian's Verwendung zum Besten dieses Staates spricht, und von Napoleon's Friedfertigkeit gegen die Mönche eines Kapuzinerklosters in Venedig Anekdoten erzählt.

Brasilien.

(Beschluß.)

Je weiter der Anbau des Bodens fortschreitet, je lichter die finstern Wälder gehauen werden, um so mehr gewinnen die Landschaften an Schönheit, Anmuth und Gesundheit. Das Ungeziefer zieht sich in entfernte Sumpfgegenden und in die feuchten Waldnmgen zurück.

Die vor Jahrhunderten von Europäern nach Brasilien verpflanzten Hausthiere haben sich leicht an den heißen, tropischen Himmel gewöhnt. Das Pferd hat sich so vermehrt, daß alljährlich eine große Anzahl Roße nach Afrika transportirt wird. Man sieht, wie in Europa, zahlreiche Heerden Rindvieh übrr den Wiesen irren, und Schweine in unglaublicher Menge, deren Fleisch wegen seiner Zartheit und Güte selbst den Kranken verordnet wird. Ziegen und Schafe sind eben so gemein. Die letztern werden an den Ufern des Janeirosusses oft so fett, daß sie in ihrem eigenen Fette ersticken. — Enten und Gänse sind hier viel zarter und schmackhafter, als in Europa: die Hühner hingegen, obgleich größer und stärker, als bei uns, sind dort eine minder feine Sprise. Aber den Landeseingebornen ward aus unsern Gegenden kaum rin angenehmeres Geschenk gebracht, als der Hund. Er vermehrte sich von allen Racen schnell. Die Brasilianer lieben dies Thier ungemein; es begleitet sie durch Wald und Wildniß, und dir Weiber haben ihre Schoosbündchen.

Die unglaubliche Regsamkeit und Ueppigkeit der Vegetation in den Tropenländern ist bekannt. „Die zwiaen Aequinoktialregen," sagt Humbold, „hindern das Abbrennrn der Waldungen, und das Menschengeschlecht muß in Menge noch sehr zunehmen, ehe es dort Heer der Pflanzenschöpfung wird." — Noch heut ist der größere Theil Brasiliens von Wäldern bedeckt, aus welchen man den Fernambuk-Baum, (am häufigsten in der Provinz Fernambuco) am liebsten fällt, da er durch sein färbendes Holz einer der wichtigsten Handelsartikel nach Europa geworden, und der portugiesischen Regierung durch Verpachtung allein nie Revenüe von 400,000 Livres jährlich wuede. An 20,000 Zentner werden alle Jahre vom Brasilienholz ausgeführt.

Immer noch liegt die Naturgeschichte Brasiliens für uns in tiefem Dunkel. Die Bemühungen, welche der edle Graf von Hofmannsegg während seines Aufenthaltes zu Lissabon anwandte, werden uns aber in kurzer Zeit ein helles Licht über diese fremde Welt werfen.

Zu den seltensten Produkten Brasiliens aber gehören die edeln Metalle Gold und Silbrr und die köstlichsten Diamanten. Schon im Jahre 1577 wuede das brasilische Gold entdeckt. Seitdem wurden jährlich für 25 Millionen Livres Gold zu Tage gefördert, wovon die Regierung, weil sie alles verpachtete, nur kaum den fünften Theil bezog. Diamantgruben sind sonst in allen Gegenden dieses herrlichen Landes zerstreut. Nie findet man die Diamanten hier tief im Gebirge in regelmäßigen Gängen, sondern meistens bald unter der Dammerde in einem eisenschüssigen Thonlager. Eben so ist das Gold in Brasilien gemeinlich über eine sandige Schicht, in Kbnenru, rbenfalls zumeilen mit Diamanten vermischt, nur einige Lachter unter der Dammerde geltgen. Auch Chrysolithe, Topase und Amethyste werden hier gefunden. Der Handel mit gefärbten Edelsteinen wurde jährlich auf 150,000 Livres angeschlagen, und von Diamanten dem Hofe zu Lissabon jährlich eine Masse von 60,000 Karat zugeführt.

Brasiliens gegenwärtige Verfassung.

Die brasilische Küste ist in sechs Provinzen eingetheilt; sie heißen St. Pabls, Rio Janeiro, Gabia, Fernambuco, Maranhon und Para. Das weitläuftige Innere des Landes enthielt bisher nur drei Provinzen, die sich aber mei-

Digitized by Google

stens nur auf die Gegenden beschränkten, wo Bergwerke im Betrieb standen. Ihre Namen sind Minas Geraes, Matto Grosso und Goyas.

Jede Provinz hat ihren besondern Statthalter, die zwar alle unter den Generalgouvernanten des Gouverneurs oder Vicekönigs zu Rio Janeiro stehn, dennoch aber in unmittelbare Correspondenz und amtlicher Verbindung mit dem Cabinet zu Lissabon waren. An der Seite des Statthalters befindet sich ein Rath von vier Mitgliedern, dem er präsidirt. Jede Provinz hat ihren eigenen Gerichtshof, von dem in wichtigen Fällen weitere appellirt wird; jeder Bezirk hat seine besondere Civilgerichte, jedes Dorf seinen Gemeinderath.

Im Jahre 1775 bestand das Militär in Brasilien aus 15,900 Mann Linientruppen und 21,860 Mann Milizen. Aber alle sind in Waffen übel geübt. Neger und Mulatten hatten ihre eigenen Fahnen; die eigentlichen Brasilier dienten mit den Europäern in gleichen Regimentern vermischt.

Die afrikanischen Sklaven, welche von Jahr zu Jahr nach Brasilien gebracht werden, genießen eines erträglichen Looses, und sind nach den Gesetzen des Landes immer über kurz oder lang im Stande, sich ihre Freiheit zu erkaufen. Denn jeder Neger, ungeachtet er von seinem Herrn ernährt und gekleidet wird, hat zugleich immer ein Stück Landes für sich, das ihm zum Anbau gegeben wird. Man schätzt die Anzahl der Neger in Brasilien auf 200,000 Seelen. Zehntausend davon sind bloß in den Diamantgruben beschäftigt. Der Weißen, oder der Europäer oder von europäischen Eltern Gebornen, zählt man kaum 140,000. Die gesammte Population der neun Provinzen überhaupt beträgt, so weit man sie bisher kannte und schätzen konnte, kaum viel über eine Million!

Rio Janeiro ist Brasiliens Hauptstadt, und wahrscheinlich die künftige Residenz des Hauses Braganza. Einer der schönsten, geräumigsten und sichersten Seehäfen machte diese Stadt von jeher wichtig. Sie ist von mehrern Seiten befestigt; aber diese Werke und Mauern alter Kunst, schlecht unterhalten, würden dem Ernste eines Eroberers nur schwache Hindernisse sein.

Sie ist groß und weitläufig, denn sie hat doch eine Population von 60,000 Menschen aller Farben. Die Straßen sind regelmäßig nach der Schnur gebaut, aber eng; die Häuser größtentheils massiv aufgeführt, zwei Stock hoch, vorn mit einem Balkon gewöhnlich versehn, der umgittert ist; aber von innen meistens sehr unsauber.

Man findet in und neben der Stadt einige schöne, öffentliche Plätze, unter welchen sich der Passeo publico, oder die öffentliche Promenade, besonders auszeichnet — ein großer Garten, worin die herrlichsten Tropenpflanzen neben europäischen Gewächsen gezogen werden; man findet Oper und Schauspiel, Bälle und Konzerte; aber für Volksbildung — nichts.

Durch die Ankunft des portugiesischen Hofes kann Rio Janeiro, diese bisherige Niederlage aller Reichthümer Brasiliens für den Handel mit der alten Welt, die prachtvollste Stadt des neuen Kontinents werden.

Ehmals war San Salvador, im Gouvernement Bahia, die brasilische Hauptstadt; sie zählt in ihren Mauern zweitausend Häuser, meistens peächtig gebauet, und macht gegen das Meer mit ihren Palästen, Klöstern und Thürmen ein imponirendes Ansehen. Noch jetzt, ungeachtet der Regierungssitz von San Salvador weggenommen worden, ist die Provinz Bahia die bevölkertste von allen an der brasilischen Küste.

Und dies Eldorado, dies Land des Goldes und der Juwelen, welches Farbehölzer, Tabak, Zucker, Leder, Schiffsbauholz, Cacao, Reis, Kaffee, Zimmt, Indigo, Spezereien aller Art in Menge liefert, in noch größerer liefern könnte — dies Land, das mit allen Früchten der reichen Tropenlande prangt, dessen dem Bewohner gemäßigter Zonen kaum eine Vorstellung möglich ist, — dies Land, dessen unentdeckte Schätze wahrscheinlich noch ungehevere als die schon entdeckten sind, — dies Land, mehr werth als die Krone von Portugal selbst, hatte jährlich durch die Ausfuhr seiner Produkte nur einen Werth von 56 bis 58 Mill. Livres in den Schoos desselben geworfen, und zwar von seinen eigenen Beherrschern — nicht einmal gekannt!

Meistens öde Wildniß, nur von Ungeziefer und wilden Thieren und nomadischen Indianern bewohnt, begnügte sich Portugal bisher mit der Kultur des schmalen Küstenrandes — verbinderte selbst durch übele Gesetze und Intoleranz die größere Bevölkerung!

Portugal, durch Brasiliens überschwängliche Reichthümer in Stand gesetzt, in den Rang der ersten Handelsnationen Europens einzutreten, überließ mit schlaffer Gleichgültigkeit diesen Handel andern Völkern, lähmte ihn für sein eigenes Volk durch verderbliche Monopole, und war arm, und voller Schulden mitten unter seinen Goldbarren und Diamanten!

Vor der französischen Revolution hatte England vierzehn Theile vom brasilischen Handel, Italien acht, Holland sieben, Hamburg sechs, Frankreich fünf, Schweden vier, Dänemark vier, Spanien zwei und Rußland einen. — Seit der französischen Revolution hat Großbritannien den Handel Brasiliens fast ganz allein verschlungen!

Brasiliens Küsten voller bequemen Seehafen, Brasiliens Inneres voll unermeßlicher Waldungen zum Schiffsbau, gleichweit von den Westküsten Afrika's wie von denen Europa's und den Gestaden der nordamerikanischen Freistaaten, nähet als irgend eine der handelnden Nationen unserer Zeit dem Kap der guten Hoffnung, dem unerschöpflich reichen Indien — Brasilien trägt die Bestimmung in sich, einer der ersten Handelsstaaten des Erdballs zu werden, einer der reichsten, mächtigsten, glücklichsten. Aber bei der mehrhundertjährigen Vernachlässigung dieses schönen Bodens bedarf es des Zeitraums eines Jahrhunderts, um das Land nur zu einem mäßigen Grade der Kultur emporzubringen. Es bedarf einer ununterbrochenen Folge thätiger, unternehmender Regenten, Vernichtung der handelsmordenden Monopole, Reform der gesammten Administration, tolerante Aufnahme aller Ausländer zur Gründung neuer Kolonien, Verbesserung des Schulwesens, Umschaffung des elenden Militärstandes.

Fürchterlich große Foderungen — aber diese ganze Revolution wäre am Ende doch nur Idee eines einzigen Mannes, und sie wäre gemacht. Sollte das Braganzische Haus nicht früher oder später einen solchen erzeugen? Konnte Peter der Große allein seine rauhen, nordischen Wüsten erträglich machen und achtungswürdig, um wieviel leichter wäre das

Digitized by Google

prachtvolle Land zwischen den Wendezirkeln zu verwandeln, dem nur Menschen fehlen, um über der Asche vernichteter Wälder ein Paradies ausblühn zu lassen?

Wie es auch komme — das folgenreiche Loos ist über Südamerika geworfen, und Brasilien wird von diesem Jahre an in der Weltgeschichte merkwürdig.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 26 Dez. Der Freimüthige, dessen Wiedererscheinung zum neuen Jahre dem hiesigen Publikum durch große gedruckte Anschlagzettel an allen Straßenecken verkündet ward, dürfte an der Tentona, die der Hr. Professor Schütz (Herausgeber der epigrammatischen Anthologie der Deutschen) redigiren wird, und mit dem Anfange des Jahrs erscheinen soll, eine Nebenbuhlerin finden, wenn der gut angelegte Plan gehörige Unterstützung erhält, und der Verleger ihn nachdrücklich unterstützen kann.

Bei unserer Bühne folgen jetzt schnell die Benefizvorstellungen für die verschiedenen verdienten Mitglieder derselben, wodurch mehrere neue dramatische Produkte ins Leben gerufen werden. Zur Benefizvorstellung für Madame Bethmann (ehemalige Unzelmann) kam Feldolin an die Reihe, wozu der Stoff aus der bekannten Ballade Schiller's, der Weg nach dem Eisenhammer, entlehnt ist. Das Stück erhielt glänzenden Beifall, nicht wegen seines innern Werths, sondern durch die gute Darstellung, die vorzüglich Iffland's Spiel eindringend zu heben wußte. Iffland ward auch am Ende des Stücks vom Publikum herausgerufen. Er erschien mit innigem Gefühle vor den Zuschauern, und sagte ihnen das Impromptu: „Ich habe gewollt, Sie haben vollendet!“

Beschert hatte zum Benefiz: Das Testament des Onkels, ein Lustspiel nach dem Französischen, und darauf des Dorfbarbiers zweiten Theil, Teut von Julius von Voß und Musik von Seidel. Das Lustspiel ward sehr gutmüthig vom Publikum aufgenommen, desto kälter blieb man aber gegen die Oper, woran mehr der Text als die Musik Schuld ist. Herr Seidel ist ein angenehmer Komponist, das gelegentlich was zu erwarten ist, aber — — wann werden unsere deutschen Komponisten denn einmal mit mehrerer Vorsicht auf Opernterte ihr Talent zu verschwenden anfangen!

An der innern Einrichtung unsers Schauspielhauses sind mancherlei Veränderungen vorgenommen worden. Die Direktion erhielt vom Könige jährlich 6000 Thaler Zuschuß, die sie dem vorigen Jahre aber ausgefallen sind. Da nun das französische Gouvernement oft pantomimische Vorstellungen und Ballets zu sehn verlangt, und dies beträchtliche Kosten verursacht, so sah sich die Direktion genöthigt, dem Gouvernement anzuzeigen, daß sie seinen Forderungen nicht genügen könne, wenn nicht jener Ausfall ihrer Einnahme gedeckt würde. Das Gouvernement, welches den Antrag billig fand, überschickte ihr sofort 3000 Thaler, und verordnete, daß die übrigen 3000 Thaler aus den Erhöhungen mehrerer Plätze ihr gut kommen sollen, welche auch sogleich angeordnet wurden.

An Konzerten und Kirchenmusiken zum Besten der Künstler und der Armen fehlt es jetzt hier ebenfalls nicht. Manche Woche finden deren zwei Statt. Die ausgezeichnetsten waren bisher, das von Schrök dem Flötisten, Tausch dem Meister des Klarinets, und Brun dem ersten Hornbläser. Außerdem gab die erste Singakademie ein Vokalkonzert zum Besten der Armen, und wurden seit Kurzem von zwei Künstlern nach einander zwei Aufführungen von Haydn's Schöpfung veranstaltet.

— * Daß Humanität und liberaler Sinn nicht immer die schöne Mitgift der Gelehrsamkeit sind, davon liefernte Deutschland immer leider die sattsam reichsten Beweise. Den jüngsten haben neulich achtzehn Professoren von Heidelberg, die in Nr. 89 des ehrlichen Bundesblattes eine Erklärung voll sprühender Leidenschaftlichkeit gegen einige in Cotta's Morgenblatt eingerückte Bruchstücke einer Reise, Heidelberg betreffend, bekannt machten. Sie erklärten den Verfasser der Bruchstücke, Hrn. Reinbeck, für einen „sinnlosen oder boshaften Verläumder“, für einen „albernen und abgeschmackten Klatscher“ — ohne ihn übrigens nur einer Untersuchung zu ziehen. Konnten sie hoffen, Deutschland werde ihnen auf ihr Wort glauben? — Sie erklärten den Verleger und die Redaktion des Blattes für „Helfer und Pfleger der Verläumdung, wenn sie sich nicht durch Publizirung des Verläumders an die öffentliche Verachtung stören würden.“ — Herr Reinbeck schwute aber das Licht nicht, und nannte sich selbst. — Sie erklärten das Morgenblatt für ein Institut, das „auf den schlechtesten Grundzug im Karakter der Nation berechnet, jeglicher Gemeinheit frönend, auch allein die Herdrege des literarischen Pöbels bleiben sollte“, und hoffen daher, „allen Ehrenmann unter den deutschen Schriftstellern werde es ferner unterstützen.“

Daß das Morgenblatt eines der unter allen Ständen gelesensten Journale ist, daß Cotta um deutsche Literatur und Kunst schon Verdienste erworben hat, die ihm die Kraft seines der Beleidigten freizig machen wird, sind durch Deutschland anerkannte Thatsachen; und es ist eben drei solchen Anklagen Pflicht, sie öffentlich und laut auszuerkennen.

Doch ist immer der giftige Rauch. Jene Erklärung, ohne Beweis der Richtigkeit ihrer Anschuldigungen, voll niedriger Schmähungen, erregt daher überall nur Unwillen, und Mitleiden mit sonst würdigen Männern, die sich durch die Unbesonnenheit gereizter Leidenschaft öffentlichem Tadel bloßstellten, und ihren Namen besteckten.

Aus Italien.

— * Mailand, 16 Jänner. Die Louisd'or werden jetzt hier zu 31 Lire eingewechselt, die alten Louisd'or haben aber gar keinen Cours; auch die halben und Viertel-Kremzthaler sind außer Umlauf gesetzt. So viel auch in Mailand an dem Gelde verloren wird, so verlieren doch einige andere Departemente, deren Provinzialsummen um ein Drittheil, einige sogar fast um die Hälfte herabgesetzt sind, noch weit mehr. Darunter sind, von den mir besonders bekannten, die Departemente Panaro, Mincio, Reno und Crostolo, die alle sehr viele und schlechte Provinzialsummen haben.

Obgleich die Geldumschläge verboten war, ging doch immer viel Silbergeld aus dem Lande, und jetzt, da alles so sehr herabgesetzt ist, wird wohl noch mehr auswandern. Die Kremzthaler, welche vorher 7 Lire 11 Soldi galten, genossen noch 1 S. Aufgeld; jetzt sind sie auf 7 L. 6 S. herab. Was soll nun werden? Ich fürchte, daß weit mehr über die Grenzen als in das Münzamt kommen dürfte.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 8. — den 27 Jänner 1808.

Miscellen aus Berlin.

Hier in Berlin hat man bis jetzt noch kein anderes Gouvernement anzuerkennen, als das Franzöſiſche. Der 2 Dezember, oder der Napoleonstag, ward ſo ſolenn gefeiert, als es nur in einer franzöſiſchen Hauptſtadt geſchehen kann. Mehrere um Berlin herum kantonnirende Regimenter mußten zu dieſem Tage hier einrücken. Sie wurden bei den Bürgern einquartiet, und machten mit den hier liegenden Truppen ein Korps von 12 bis 14,000 Mann. Am Morgen des Napoleonstages rückte ſie aus der Stadt nach dem Templower Berge, wo ſie den Tag durch ein treffliches Manöver heiligten, und es mit einem ecichen Kanonenfeuer, das über unſere weitſchichtige Stadt eine Stunde lang hineollte, ſchloſſen. Beim Marſchall Victor war darauf große Tafel, wozu die hier anweſenden Generale und Miniſter eingeladen waeen. Im Schauſpielhauſe wae zugleich freier Eintritt, wo die Nymphe der Donau gegeben ward. Mehrere Leute von Ton drängen ſich an ſolchen Tagen hier nach einem freien Eintritt ins Schauſpiel, um des Anblicks eines gemiſchten Publikums in den verſchiedenen Plätzen theilhaftig zu werden, welches hier etwas Neues iſt, da vor dem Einzuge der Franzoſen nie freies Schauſpiel Statt fand.

Wenige Tage darauf fand eine Austheilung der Ehrenlegionsorden ſtatt. Der Marſchall lud darauf alle diejenigen bei ſich zur Tafel ein, welche ihn erhalten hatten. Zwei gemeine Soldaten, welchen er zu Theil ward, placirte der Marſchall bei der Tafel neben ſich. Ein treffliches Mittel, das Ehrgefühl in den unterſten Klaſſen jedes Standes rege zu erhalten.

Seit einiger Zeit ſind mehrere Transporte polniſcher Rekruten, im Herzogthum Warſchau ausgehoben, hier durch zu den polniſchen Legionen nach Italien abgeführet worden.

Das gezwungene Anleihen, welches in unſerer Stadt veranſtaltet woeden, iſt nicht zu Stande gekommen. Man hat die Beiträge von 1200, 600 und 240 Thlr. zur Hälfte herabgeſetzt, und ſchreitet nun dazu, dieſe Summen zu erheben.

Noch ein großer Theil aus dem Handels- und Gewerbsſtande iſt wegen Mangel an baarem Gelde mit ſeinen Beiträgen zur Kontribution rückſtändig. Eine Anzahl Wechſelhäuſer iſt dahee zuſammengetreten, und hat ein Kapital ausgeſetzt, aus welchem ſie denjenigen, die aus Mangel an Baarſchaft ihre Kontribution nicht abtragen können, gegen ein Disconto von zwölf Prozent auf ſicheres Unterpfand die dazu nöthige Summe vorſchießen.

Die Kuemarkiſchen Stände, welche bieher gegen ihee Obligationen Kapitalien aufnahmen, haben nun, um dieſes Papier nicht übermäßig zu veemehren, die Operation ergeiffen, auf einige der eeſten hieſigen Wechſelhäuſer, die Summen immer anzuweiſen, die ſie den Lieferanten zu zahlen haben.

Vor einigen Tagen iſt endlich von dem hieſigen Comité auch eine Kontributionsabgabe für die ganze dienſtthuende Klaſſe ausgeſchrieben worden. Jeder männliche Diener gibt acht Groſchen, jedes weibliche Geſinde vier Gr. monatlich.

Als eine Folge der Revolution, welche der preuſſiſche Staat erlitten fällt die preuſſiſche Scheidemünze gegen das Courant täglich mehr. Sie verliert jetzt ſchon 6 1/2 Prozent, und dürfte vielleicht noch bedeutender fallen. Als eeſte Urſache hievon iſt wohl zu beteachten, das Zuſtrömen aller Scheidemünzen aus den jenſeits der Elbe gelegenen ehmaligen preuſſiſchen Provinzen nach dem zeitigen preuſſiſchen Staat.

Digitized by Google

Man will hier bestimmt wissen, daß das Schicksal der ehmaligen südpreussischen Civildiener endlich eine günstige Wendung erhalten habe. Der König von Sachsen soll es übernommen haben, sie alle anderweitig wieder anzustellen und zu versorgen.

Der Verfasser der Schrift: Preussens Zukunft, ehmaliger Kreis-Justitiarius in Südpreussen, hat seine Schrift dem Könige zugeschickt, und ist kurz darauf als Justizrath in Königsberg angestellt worden.

Um das Schicksal des in französischer Gefangenschaft sich befindenden Militärs zu erleichtern, veranstaltet jetzt der Prinz August Ferdinand eine Kollekte, welche ziemlich ergiebig ausfallen soll.

Von den Todesanzeigen, mit welchen unsere Tagblätter stets angefüllt sind, verdient folgende eines französischen Militärs, wegen ihrer Sonderbarkeit, eine weitere Bekanntmachung:

Amis! Apprenez la perte de mon frère chéri, mort par les suites du chagrin qu'il éprouva de la part de M. de Rüchel, alors Gouverneur de la place de Memel en Prusse. Le cher frère se rapella à vous qui connaissez ses malheurs; il fut aimé de sa famille.

Berlin, le 20 Décembre 1807.

Maxime de Sinard.

Die auffallendste Erscheinung in der jetzt bedrängten Lage der Hauptstadt ist gewiß die unerwartete Schöpfung zweier — sage zweier Museen, welche mit dem Anfange des künftigen Jahres eröffnet werden sollen. Es ist gewiß eine bedeutende Aufgabe, daß in einer von Literatur und Literatoren strotzenden Stadt, wie Berlin, bisher eine Anstalt zur Beförderung derselben, als ein Museum ist, fehlte, und auch nie zur Wirklichkeit kam, trotz der Versuche, die von mehrern Unternehmern, und zwar in den günstigsten Zeitläuften des preussischen Staates, deshalb gemacht wurden; so, daß Berlin hinter Leipzig, Dresden, Frankfurt u. a. in dieser Hinsicht zurückstehen mußte. Jetzt treten nun zwei Rivale zu einer solchen Anstalt auf, und zwar in einem Zeitpunkte, wo ihnen beiden nicht die günstigste Aussicht versprochen werden kann.

Der jetzige Redakteur des Freimüthigen, Hr. Kuhn, der eine Buch- und Kunsthandlung hier errichtet hat, verbindet mit dieser ein Museum, das nach seiner Einrichtung gewiß London und Paris ein Relief geben dürfte. Literatur, Malerei und Musik sollen sich in seiner Anstalt die Hände bieten, das gebildete Publikum zu erbauen, und zugleich die beiden Geschlechter auf dem Wege des Schönen und Geistigen näher zusammenzubringen. Obgleich auf solche Art den Frauenzimmern der Zutritt gestattet wird, so will doch der Unternehmer, ihre Theilnahme an einer gelehrten Anstalt zu erhöhen, wovon theils ihre frohsinnige, theils bescheidene Denkart sie abhalten dürfte, auch oft in dem Lokale des Museums Bälle veranstalten. Man muß gestehen, daß dies Unternehmen vielen Genuß verspricht. Allein es ist nur Schade, daß, ausser der jetzigen Lage der Dinge, ein solches Unternehmen überhaupt für die Finanzen der Berliner zu kostbar sein dürfte, da jährlich der Beitrag auf fünf Friedrichsd'or festgesetzt ist, und daher Hr. Kuhn vielleicht aus Vorliebe für sein Unternehmen ein Opfer aus seinem Beutel wird bringen müssen, um es erhalten zu sehen. — Einfacher tritt Hrn. Kuhn's Nebenbuhler auf. Das Museum des Hrn. Werkmeister ist bloß für den Gelehrten und Liebhaber der Literatur berechnet. Er wird bloß ein Journalistikum mit einer Leihbibliothek aufstellen, und der Beitrag ist auf zwölf Thaler bestimmt. Es wäre zu wünschen, daß dies Unternehmen in Gang käme, welches aber bei der jetzigen Lage der Dinge nur täglich zu erwarten ist.

Im Gebiete der Literatur geht es nicht minder lebhaft zu. Das Buch: Ueber den Geburtsadel, hat hier zwei Broschüren über diesen Gegenstand veranlaßt. Allein, ich meine, daß das, was in diesen beiden Broschüren, inbegriffen mit dem was in dem Versuch über den Geburtsadel, über diesen Gegenstand raisonnirt wird, schon längst in hundert Schriften verhandelt ist; so daß von dieser Materie nur für diejenigen etwas Neues gesagt werden kann, welche Heute vergessen, was sie Gestern gelesen haben.

Die Sensation, welche die Feuerbrände machen, hat unsere Schriftsteller schon in Bewegung gesetzt. Löscheimer und Feuerschirme anzufertigen. Von dem Journal Löscheimer, wird Ihnen schon ein Heft zu Gesichte gekommen sein. Der Herausgeber ist ein Hr. von Loen, der im Regiment von Kleist als Offizier stand, seinen Abschied genommen und jetzt in Kiel privatisirt. Das Journal Lichtschirme soll, nach der allgemeinen Sage, von dem Hrn. von Hüttel, der bei dem auswärtigen Departement allhier als geheimer Finanzrath angestellt ist, herausgegeben sein.

Das letztere Journal verdient, nicht allein in der Hinsicht, daß es ein Berlinisches Produkt ist, sondern auch wegen seines gediegenen Inhalts und musterhaften ruhigen Stols, einer nähern Berücksichtigung. Man kann deshalls nicht sagen, daß dem Verfasser in Allem Recht zu geben ist, was er zur Vertheidigung der von den preussischen Regenten seit Friedrich dem Grossen getbanen Schritte in finanzieller Hinsicht vorbringt. Vorzüglich dürften in Betreff desjenigen, was dort behauptet wird, „daß durch die im preussischen Staate beförderte Ausfuhr des Getraides zwar die Theurung, aber zugleich das Numerär des Staats vermehrt worden," mancherlei gegründete und bedeutende Einwürfe hervorgebracht werden können.

Die Sage: daß in Berlin eine Universität errichtet werden solle, setzt ebenfalls mehrere Federn in Bewegung. Es sind schon einige Schriften für und wider dieses vorgebene Unternehmen der preussischen Regierung erschienen. Indeß kenne von allen ist von dem Gewichte, daß sie die Regierung, in ihren Beschlüssen für jenes Vorhaben, bestimmen dürfte.

Aus dem Tagebuche einer Sommerreise durch die Mark Ankona, im Jahr 1807.

(Fortsetzung.)

Daß bei diesem, bloß auf Erwerb und Besitz gerichteten, oder durch Trägheit und Müßiggang entkräfteten, Geiste der Markaner, Künste und Wissenschaften nicht gedeihen können, ist leicht zu erachten.

Die Mark hat seit wenigstens hundert Jahren keinen ausgezeichneten Gelehrten und kein hervorragendes Talent

Digitized by Google

aufzuweisen gehabt. Zwar gibt es hin und wieder Personen, die sich mit Dichtkunst — die aber meistens nur in Sonettenmacherei, Hochzeitsgedichten, und etwa einer aus Zeitungsnachrichten zusammengequälten Ode besteht — oder auch mit Malerei und Musik beschäftigen; aber von allen diesen Kunstliebhabern erhebt sich keiner über das Mittelmäßige. Dies hindert aber nicht, daß man häufig von einem gran talento oder gar von einem genio sprechen hört, weil das wechselseitige Schmeicheln und Lobpreisen einmal zum Modeton der Italiener überhaupt gehört. — In dieser Hinsicht will keine Stadt der andern nachstehen, und fast jede hat ihre Arkadier, oder ihre georgische Gesellschaft u. s. w.; oft nur, wie es scheint, um mittelst eines großen Aufnahmepatents, das sehr liberal ausgetheilt wird, zierliche Danksagungsschreiben, und in diesen gleichsam den Beweis ihrer Existenz, zu erhalten, — denn Sitzungen werden wunderselten gehalten, und sind, wie sichs denken läßt, in Ausbeute für den Geist öde und leer. — Der Zustand der Schulen ist fast durchgängig vernachlässigt, und die eingeführten oder hergebrachten Unterrichtsmethoden sind von der Art, daß Knaben, die mehrere Jahre lang die Schule besuchten, am Ende kaum etwas Latein lesen können, oder höchstens Dinge, die sich zu nichts brauchen lassen, dem Gedächtnisse einprägten. Man darf sich hierüber nicht wundern, sobald man weiß, daß diese für den Staat so wichtige Angelegenheit sich fast durchaus in den Händen der Mönche befindet. Zwar gibt es in Macerata, Fermo, Camerino, öffentliche Lehrstühle, wo für die erwachsenere Jugend medizinische, juristische, physikalische und andere Vorlesungen gehalten werden; allein theils sind sie wenig besucht, theils von einer Beschaffenheit, daß dabei für Kenntniß und Aufklärung der Begriffe wenig gewonnen wird. Als eine Ausnahme verdient Lodovico Siezzi genannt zu werden, der ehmals Lehrer der griechischen Sprache in Neapel war, jetzt Lehrer des Rechts in Macerata ist. Dieser Mann besitzt ausgebreitete und gründliche Kenntnisse, und namentlich erhielt Hamilton bei der Herausgabe seiner Sammlung etruskischer Vasen durch ihn viele belehrte Aufklärungen.

Niemand ist in der Mark übler daran, als der Künstler, der mit der Kunst sein Brod zu verdienen hat. Es ist unmöglich, daß er sich emporschwinge, oder nur nothdürftig existire, wenn er nicht etwa gefällig Miniatur malt, oder sich durch eine Heirath helfen kann. Werke der Kunst sind so wenig geschätzt, daß es viele angesehene Häuser gibt, wo ganze Sammlungen zu Grunde gehen, weil man nicht die geringste Sorgfalt auf ihre Erhaltung wandte, und sich selbst zu der mäßigsten Ausgabe für diesen Zweck nicht entschliessen kann. Nichts destoweniger rühmt man sich immerfort in diesen Häusern des Besitzes alter, herrlicher Gemälde, und ihr Werth wird, aus Ruhmsucht oder nach alten Familientraditionen, sehr hoch angeschlagen.

Wie wenig die lebenden Maler und ihre Arbeiten geschätzt sind, davon mögen folgende kleine Beispiele zeugen. — Ein abbruzzesischer Maler, der längere Zeit für dort, und besonders für Zimmermalerei, bei der Aufgrabung von Herkulanum und Pompeji sich gute Kollektionen gemacht hatte, erhielt von dem reichen Grafen G. in M., der sich hoch alle Möbeln, und zwar die theuersten, aus Rom kommen ließ, für das Ausmalen von drei nicht kleinen Zimmern mit Baumlandschaften (weil der Graf etwas ähnliches beim Kardinal Fesch gesehen hatte) nicht mehr als zweiundzwanzig Scudi. Der Maler brauchte zu dieser Arbeit dreißig Tage und für wenigstens zehn Scudi Farben, und hatte sich und Frau und Kind zu erhalten. Der arme Mann gerieth bei der Arbeit fast in Verzweiflung. Die äußerste Noth hatte ihn gezwungen, jenen harten Kontrakt einzugehen; aber der reiche Graf kümmerte sich dessen so wenig, daß er nicht einmal eine Auslage von acht Paoli, die nicht streng kontraktmäßig war, bezahlte. — Für eine ganze Kapelle mit vielen Figuren erhielt derselbe Maler in einem kleinen Orte der Provinz 25 oder 26 Scudi. — Ein anderer Maler in Loretto hatte Rafael's Madonna della Sedia dritthalb Palm hoch und wenigstens so gemalt, daß das Bild immer noch Figur machte. Das höchste, was man ihm dafür bot, war — ein Scudo. — Fast ans Lächerliche grenzend war die Belohnung, die der Pater Atanasio in M., ein wahrhaft genialischer Maler, erhielt, nachdem er zu einem Altartakt für das reiche Dominikanerkloster eine wohlgeordnete Komposition von etwa zwölf Figuren in Lebensgröße entworfen und drei Monate lang daran gemalt hatte. Man sandte ihm vier Schnupftücher!

Es ließe sich vermuthen, daß vielleicht um so mehr Spekulationsgeist bei den Marktfanern anzutreffen sein möchte, je weniger sie sich für Dinge, die nichts einbringen, interessiren; aber, einige wenige Orte ausgenommen, unter denen sich Fabriano auszeichnet, wo es besonders Papierfabriken gibt, schränken sich die andern auf Handel mit ihren eingesammelten Produkten ein, die sie, zumal seitdem die Unsicherheit der Küsten den Verkauf erschwert, häufig verderben oder einen Raub der Würmer werden lassen, um gute Preise abzuwarten. — Der Landbau wird übrigens, bei allem Fleiße, mit dem er getrieben wird, wenig verbessert. Erst seit wenigen Jahren, und nur hin und wieder, hat man angefangen, edlere Reben und zwar mit rothen Beeren zu setzen, und es sind einige wenige Akazienbäumchen aus Dalmatien herüber gebracht worden, nachdem man so vieles über den schnellen Wuchs und die Nützlichkeit dieses Baums gehört hatte. Weniger darf man sich wundern, daß die Viehzucht, auch wo sie Statt findet, schlecht getrieben wird, da der größere Theil der Mark bloß aus Acker- und Rebenland besteht. Die Bewohner der Berggegenden lassen sichs hier auf keinen Fall so sauer werden, als etwa ein Aelpler im Appenzellerlande. Am häufigsten findet man Schafsheerden, aber auch keine Idee von einer Schafzucht.

Die Luft ist in den mehrsten Gegenden der Mark gut; am reinsten und feinsten in den Oerten Cingoli, Camerino und Rocca Contrada. Unter den Küstenorten hat Sinigaglia die beste Luft, welches sogleich die gesunde Farbe der Einwohner anzeigt. Der Winter soll in der Mark ziemlich rauh sein, und vielleicht preist man eben deswegen den Frühling als die reizendste Jahreszeit für jene Gegenden. Der Sommer dieses Jahres 1807 war ungewöhnlich heiß, und hatte viele Gewitter. Der Mark eigenthümlich sind schnelle und heftige Abwechslungen der Witterung, welches auf allen Halbinseln und höher gelegenen Küstengegenden bemerkt wird. Nicht selten fallen heftige Regen und Hagelschauer verderblich nieder, schaden den Früchten und reißen Brücken und Wohnungen fort. Mehrere Orte hatten im Herbste dieses Jahres beträchtlichen Verlust, und der Schaden, welchen Ueberschwemmungen in der

Digitized by Google

ganzen Provinz angerichtet hatten, beliefe sich auf viele Tausende.

Dies mag hinreichen, lieber * *, Ihnen eine allgemeine Idee von der Mark zu geben. Hin und wieder werde ich Gelegenheit haben, Sie mit einigem Detail bekannt zu machen.

„Ein Glück für unsere Provinz ist," schrieb mir einst jener obengenannte Gelehrte, „daß sie von Rom entfernt liegt; denn sonst wäre sie eine Wüste, wie das Sabinerland und das alte Latium.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Italien.

— * Mailand, 17 Jan. Es ist ein weitläuftiges Finanzdekret herausgekommen, worauf ich Ihnen nur Folgendes anbete:

Die Ausgaben von 1807 betragen 119 Millionen Lire; die von 1808 belaufen sich auf 120 Millionen, als:

Monte Napoleon,			
Staatsschuld, geistliche und Civil-			
Pensionen . . .	L. 14,600,000		
Zinsen von Depositen . .	100,000	—	14,500,000
Civil-Liste			6,000,000
Geoßrichter, oder Justizminister			7,000,000
Minister des Innern,			
Gewöhnliche od. bestimmte Ausgaben	14,000,000		
Außerordentliche . . .	3,000,000	—	17,000,000
Minister der auswärtigen Angelegenheiten . .			1,000,000
Minister des Gottesdienstes			180,000
Kriegs- und Marine-Minister,			
Für die Landtruppen .	30,000,000		
Für die Marine . . .	6,000,000	—	36,000,000
Finanzminister			2,600,000
Minister des öffentlichen Schatzes,			
Gewöhnliche Kosten . .	420,000		
Abgabe an Frankreich . .	30,000,000		
Letzte Rata des Preises von Guastalla	1,720,042	—	31,540,042
Reserve-Fond			3,179,958
	Totale	L.	120,000,000

Der Stempel auf Zeitungen und periodische Blätter ist vier Centesimi vom Bogen.

Die Grundsteuer ist auf 48 Damari vom Stabo d'Estimo gesetzt. — Die Personalsteuer ist für jede Mannsperson, die über vierzehn Jahre alt ist, sechs Lire, wovon den Gemeinden 2 L. 60 Cent. und das übrige dem Schatze zukommt.

Die Abgaben der Handwerker, Künstler und des Handelsstandes sind durch besondere Tabellen bestimmt. Der vierte Theil dieser Abgaben kommt den Gemeinden zu.

Der Konsumtionszoll, welcher in allen mit Mauern umgebenen Oertern bezahlt werden muß, ist nun folgendes erhöht worden: 10 Cent. für jeden Zentner Wein und Branntewein; 15 Cent. für jeden Zentner Mehl, Korn und dieser Gemüse; für jeden Ochsen 1 L.

Aus Frankreich.

— Die Entdeckung, welche der vom Nationalinstitut mit Preis gekrönte Engländer Davy machte, beschäftigt jetzt alle Physiker mit dem höchsten Interesse, und scheint eine neue und glänzende Revolution in der Chemie vorzubereiten.

Hr. Davy nämlich, indem er Pachiani's Erfahrungen über die Zusammensetzung des Radikals der Schwäne wiederholte, versuchte die Kraft einer starken galvanischen Säule auf solide Potasche und Soda. Er erblickte plötzlich helle Funken, und am Ende des galvanischen Fadens bildete sich ein metallisches Körnchen, das aber flüssig war, wie Quecksilber. Durch Wiederholung des Versuchs verwandelte er die ganze Potasche in Metall. Er untersuchte diesen neuen Körper, und fand mit Erstaunen ihn spezifisch leichter als Wasser, in dem das Metall sich wie 6 zu 10 verhält. Es zieht den Sauerstoff der Atmosphäre schnell an, wird wieder zu Potasche, zersetzt das Wasser mit Flamme, und macht es alkalisch. Das aus der Soda gezogene Metall, obgleich minder verbrennlich, scheint dieselben Eigenschaften zu haben.

Die französischen Chemiker haben in der voltyschnischen Säule dies Experiment selbst wiederholt, und immer dieselben Resultate erhalten. So sind also denn die Kalien keine einfache, unzerlegbare Stoffe; die Erden liefern uns wahrscheinlich neue Elemente, und die Zeit ist vielleicht nahe, wo die Chemie nur zwei Hauptorten von Körpern kennt, davon die eine Licht, Wärme, Elektrizität und Sauerstoff, die andere alle diejenigen enthält, welche man unter der Benennung der Verbrennlichen begreift.

Aus der Schweiz.

— * Eine reformierte Schweizerin, welche im vorigen Monate zu Lungern im Kanton Unterwalden starb, ward von ihren Verwandten in den Kanton Zürich nach ihrem Wohnort zurückgebracht, um dort beerdigt zu werden, weil das Volk dem Leichnam der reformierten Schweizerin auf dem katholischen Gottesacker ein anständiges Begräbnis verlagte. Dieser Mangel der Toleranz, welcher nach der Todten vorsteht, ist in andern Schweizerkantonen, ihrem zum Ruhm sei es gesagt, immer seltener. In eben der Zeit, da die Unterwaldner die anständige Grabstätte verweigerten, gestattete der bischöfliche Kommissar in Luzern die feierliche Beerdigung eines reformierten Schweizers unter den katholischen Todten zu Luzern.

In dieser letztern Stadt hat sich die schon seit mehrern Jahren bestandene Theater- und Konzertliebhabergesellschaft verbunden, durch die Einnahmen von Konzerten und Schauspielen den Fond zu einer Armenkasse zu bilden. Am 19 Jänner entwarf sie ihre Fundamental-Statuten. Der jeweilige Stadtpfarrer von Luzern setzt der als Dichter nicht unbekannte, kreßliche Thaddäus Mutter) ist immer einer von den Kassenverwaltern dieser humanen Societät. Sie selbst eröffnet dieses Jahr ihre theatralischen Vorstellungen mit Hugo Grotius, von Kotzebue.

In Aarau war zum Neujahrstage ein Kinderballet arrangiert. Der Tanzmeister hatte dazu Szenen aus dem Ballet Psyche und Amor gewählt, und schon sowohl im Haus der Gesellschaft als in Zofingen Beifall getroffen. In Aarau gelang es ihm nicht so. Der Karakterstam, in welchem die Kinder (sämmtlich aus den besten und achtungswürdigsten Häusern der Stadt) wider durch Kleidung nach Pantomime die Rollen verriethen, welche sie spielten, ward auf Befehl einer Kommission des Stadtraths untersagt. Anstößiges war in diesem Ballet nichts, als die heidnischen Namen. Darüber wurden den Kindern andere Tänze, selbst Walzer, erlaubt.

In Lenzburg, Baiel, Zofingen und andern Schweizerstädten herrscht darin mehr Liberalität. Man gestattet ohne Furcht nicht nur Kinderballets, sondern sieht auch mit Vergnügen Schauspiele von Kindern.

Solche kleine Züge verdienen für die zeitlingsgeschichte der heutigen Schweiz allerdings gekannt zu sein.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 9. — den 30 Jänner 1808.

Gallerien von Antiken und Werken der Bildhauerkunst in England.

Noch ists das unüberwundene England, welches seine seit Jahrhunderten gesammelten Kunstschätze unversehrt bewahrt, und auch hierin mit seinem grossen Nebenbuhlerlande Frankreich wetteifert. Paris, durch die entführten Kunstwerke so vieler überwundenen Nationen, welche mit den Franzosen um den Preis ringen konnten, bereichert, hat aber darin vor England den Vorzug, dass es auf einem engen Raum alles dasjenige versammelt hält, was jemals Herrliches unter dem Pinsel und Meisel hervorgegangen. In England hingegen sind die köstlichsten Seltenstände der Kunst überall in einzelnen Familien, in unzähligen Schlössern und Landhäusern zerstreuet, so dass es äusserst schwer hält immer zu erfahren, was für Meisterstücke und wo sie auf dieser luxuriösen und kunstliebenden Insel vorhanden sind.

Dallaway hatte daher für Artisten und für die Geschichte der Kunst kein geringes Verdienst, als er seine Arbeit über die schönen Künste in England bekannt machte, worin er gewissermassen einen räsonnirenden Katalog über die vorzüglichsten Werke der Baukunst, Bildhauerei und Malerei in England lieferte. Millin liess das Buch vorigs Jahr ins Französische übersetzen,*) und gab ihm durch seine interessanten Noten für den Freund der Kunst einen noch höhern Werth.

Der klassische Geschmack erwachte erst spät in Grossbrittannien, da Frankreich, Italien, Spanien und selbst Deutschland schon vorgeschritten waren. Erst unter den Regierungen Jakob's und Karl's I blühte er auf.

Thomas Howard, Graf von Arundel, hatte damals den Kontinent in artistischer Hinsicht bereiset, und legte bei seiner Rückkehr die erste Gallerie von Statuen an. Zwei Künstler bereiseten auf seine Kosten die Mutterländer der Kunst, Griechenland und Italien, um Schätze zu sammeln. So ward ihm auch die berühmte Ebronik von Pavos zugeführt, nebst manchen andern kostbaren Werken.

Andere grössere Häuser Brittanniens fingen an mit ihm zu wetteifern, sei es aus kleinlicher Eifersucht in alleiher Magnificenz zu erscheinen, oder aus reinem Interesse für die Kunst. Selbst der König gab seinem Admiral Kenelm Digby im J. 1628 Befehl, in den Ländern der Levante von Statuen aufzukaufen, was er Merkwürdiges finden könnte. Nach Arundel's Tode wurde sein ausgehäufter Schatz von Statuen, Vasen, Gemälden, Gemmen u. s. w. zerstreut. Nur die Menge der Maemors mit Inschriften bestand aus zweihundert und fünfzig Stücken.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bildete Thomas Graf von Pembroke eine neue Sammlung von Meisterstücken der Bildhauerei an den Ufern der Themse. Sie enthielt einen Reichthum von ohngefähr dreihundert Kunstwerken, und wurde in Wilton house aufbewahrt, wo sie minder, als die Statuen- und Marmorsammlung zu Oxford vom Klima Brittanniens litt. Sie wurde theils aus vorzüglichen Stücken der Arundel'schen Sammlung, theils aus der Gallerie Giustiniani, theils aus der des Kardinal Richelieu zusammengesetzt. Vorzüglich reich ist sie an Büsten.

Während eines guten Theils vom achtzehnten Jahrhundert waren Arundel's und Pembroke's Sammlungen in England

*) *Les beaux arts en Angleterre, etc. Publié et augmenté par A. L. Millin. Paris*, 1807. 2 Theile in 8.

Digitized by Google

die einzigen. Denn die Verzierung der Paläste, Garten und Bibliotheken der Großen mit Statuen und Büsten war, obgleich Mode, doch elend. Alles Nachbildungen des Antiken von schlechten Meistern unter aller Kritik.

Dokter Mead, Arzt Georg's II, hatte allein noch eine kleine, aber interessante Kollektion, die nach seinem Tode verkauft ward. Thomas Coke, Graf von Leicester, vollendete 1765 seinen prachtvollen Palast zu Holkam in Norfolk, und sandte einen kenntnißvollen Mann nach Rom, vorzügliche Antiken aufzukaufen. Eben der, welcher dies Geschäft für ihn zu Rom trieb (er hieß Werttenham), besorgte auch von daher die Antikensammlung für Robert Walpole zu Houghtonhouse in Norfolk und die des Lord Egremont zu Petworth in Sussex.

Wenn die Päpste und Kardinäle der Familien Barberini, Borghese und Giustiniani Sammlungen neu entdeckter Bildhauerarbeiten anlegten, wählten sie nur diejenigen Statuen aus, die am besten erhalten, am leichtesten herzustellen waren. Fragmente und Torsos wurden in die Depots geworfen, aus welchen sie wieder an römische Bildhauer kamen, besonders an Cavaceppi, Cardelli und Pacili, die eine Menge solcher Bruchstücke mit der bewundernswürdigsten Kunst ergänzten. Die meisten ihrer herrlichen Arbeiten kamen nach England.

Oft zwangen Geldbedürfnisse zu Veräußerungen aus den berühmten Sammlungen der Paläste Barberini, Mattei und Negroni. Sie wanderten nach England und wurden die kostbare Zierde dieser Insel.

Besonders sind es drei Engländer in Rom, der Architekt James Bores, der Maler Gavin Hamilton *) und der Banquier Thomas Jenkins, welche das größte Verdienst um die Bereicherung Englands durch die schönsten und köstlichsten Kunstwerke des Alterthums haben, würdig mit den auserlesensten Stücken in den Galerien italienischer Fürsten zu wetteifern. Sie überzeugten sich, daß der römische Boden noch Schätze verschlossen hatte. Der Papst gab ihnen zu neuen Nachgrabungen Erlaubniß, unter folgenden Bedingungen: Die ausgegrabenen Antiken werden in vier Loose getheilt. Das erste ist für Se. Heiligkeit; das zweite für die Camera oder Staatsminister; das dritte für den Eigenthümer des Bodens; das vierte für die, welchedie Kosten des Aufsuchens übernahmen.

Durch solche Mittel bereicherten die Britten ihre Insel mit seltenen Schätzen griechischer und römischer Kunst. Fast in allen Provinzen findet man jetzt mehr oder minder zahlreiche, immer aber äußerst schätzbare Gallerien. So in der Provinz Middlesser zu Strawberry-Hill die Statuensammlung des Horatio Walpole (nachmaligen Grafen von Orford), der auch die schöne Kollektion kleiner antiker Bronzen, römischer Küchengeräthschaften, Lampen u. s. f. die Somers Middleton, Cicero's Biograph, sammelte, und zum Theil in der Quartausgabe von Cicero's Leben, im vierten Bande, abgebildet stehen. — So in der Grafschaft York die Statuen- und Büstensammlung des Grafen von Carlisle im Schlosse Howard. — So vor allen aus die Gallerie von Charles Towneley, den der französische Antiquar Millin für einen der wahren Kenner, dessen Kollektion er für eine der kostbarsten erklärt, und die sich jetzt, nach des Besitzers Tode, unzerrissen im brittischen Museum zu London befindet, wo ihr voriges Jahr ein eigener Saal eingeräumt ward. — So in Westminster die herrlichen Sammlungen des Marquis Landsdowne, des Marquis Montbermer (letztere ist jetzt in den Händen des Herzogs von Buccleugh). — So in der Grafschaft Glamorgan die Antikengallerie von Manfel Talbot: zu Broadlands bei Romsey Hants eine ähnliche vom Lord Vicomte Palmerston; zu Nesby in der Grafschaft York die William Weddel'sche Kollektion, die gegenwärtig dem Lord Grantham angehört; zu Beaumont in Cheshire die von J. Smith Barry; zu Ince-Blundell in der Grafschaft Lancashire die vom Esquire Harry Blundell; auf der Insel Wight die Antikensammlung von Richard Worsley, welche in den Jahren 1785 bis 1787 durch ihn in Griechenland selbst gemacht und nach Rom gebracht wurde, wo der berühmte Antiquar Ennio Quirino Visconti, Bibliothekar des Vatikans, eine Beschreibung davon in zwei prachtvollen Bänden mit Kupfern gab. (Sie ward 1798 gedruckt; der Text ist italienisch und englisch.)

Außer diesen beträchtlichen Sammlungen, welche wir nannten, befinden sich zerstreut in den Händen einzelner Kunstliebhaber noch soviel treffliche Werke des Alterthums, daß, würden sie vereint beisammen stehn, daraus eine große, interessante Gallerie geformt werden könnte.

Noch haben wir gar nicht der ansehnlichen Antikenkabinete erwähnt, welche nur Basreliefs, Büsten, oder kleine ägyptische, betrurische, und griechische Bronzen enthalten u. s. w. Sie sind für die Kunst und die Kenntniß des Alterthums nicht minder wichtig, und von hohem Werth für den Kenner, wechseln aber ihre Besitzer unaufhörlich. So kam die herrliche Sammlung betrurischer Vasen von William Hamilton im Jahre 1772 durch einen vom Parlament genehmigten Kauf um 8000 Pf. Sterl. ins brittische Museum; und die beinahe eben so kostbare Kollektion vom Lord Cawdor ward 1800 öffentlich versteigert.

Selten besuchte ein brittischer Crösus den Continent, ohne als Beweise seines gebildeten Kunstsinns einen Schatz von Antiken mit sich zurück zu bringen, oder Meisterstücke aus den Werkstätten der neuern Kunst davon zu führen. So wird man in Großbrittannien jetzt eben so vielen, oft mehrern, Arbeiten eines Johannes Stradenus, Benevenuto Cellini, Bernini, Canova u. s. w. begegnen, als im Vaterlande derselben. Immer waren es die Britten, welche das Genie ausländischer Künstler am meisten ermunterten und belohnten, immer wanderten auch die schönsten Werke der letztern dafür in das goldreiche, kunsthuldigende Eiland.

Aber es selbst brachte endlich auch aus seinem Schooße Meister in der Bildhauerei hervor, fähig in den Wettstreit mit Fremden zu treten. Man kann zwar nicht sagen, daß sie eine besondere Schule bildeten, aber niemand verkennt die glänzenden Talente und die Kraft eines Bacon, Banks, Rollekins, Milton und Flaxmann.

*) Er starb zu Rom, wo er den größten Theil seiner Tage verlebt hatte, im Jahre 1797, vor Kummer, wegen des Einmarsches der Franzosen in diese Haupt- und Mutterstadt der Kunst. Als Geschichtmaler ist er so klassisch, wie Poussin. Eines seiner Hauptwerke sind die Szenen aus der Ilias. Er schrieb auch eine *schola italica picturae*, 1773, Fol., die sehr schätzbar ist.

Digitized by Google

Volksbelustigungen in Italien.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

Nichts ist bei einem Volke charakteristischer, als dasjenige, woran es seine höchste Theilnahme ausdrückt, oder worin es seine süßeste Erghlung im Allgemeinen findet. In diese Rubrik gehört bei dem Italiener das gioco del pallone.

Dieses Spiel — wobei es hauptsächlich darauf ankommt, mittelst eines inwärts hohlen, auswärts mit stumpfen Zacken versehenen hölzernen Cylinders, dessen sich der Spieler zur Bedeckung der Hand bedient, einen ihm vorgeworfenen elastischen Ball seinem Gegner in ein weites Feld zuzusenden, oder den kommenden zurückzuschleudern — ist in ganz Italien leidenschaftlich geliebt. Zwei der geschicktesten Spieler stehen einander gegenüber, und haben auf jeder Seite drei oder vier Gehülfen. Man sucht auf beiden Seiten dem Gegner Terrain abzugewinnen, und jedes Spiel wird bis auf fünfzehn Punkte, wie mans nennt, gezählt. Faßt kein Ort, so klein er immer sei, ist ohne seine Ballonspieler, und er ist stolz darauf, wenn er darunter einen Virtuosen aufzuweisen hat. Oefters findet zwischen zweien Virtuosen ein ganz eigentliches Solospiel statt. Ein Seil wird dann in einer gewissen Höhe befestigt. Ueber dieses, nie darunter, muß der Ball fliegen, und je länger er in der Luft erhalten wird, desto größer ist die Ehre. Die Kunst bei dieser gymnastischen Uebung besteht in Gewandtheit, Schnelligkeit und in dem rechten Takte beim Schlagen.

Es läßt sich kaum beschreiben, welche Wichtigkeit die Italiener in den Landstädten in dieses Spiel setzen. Obnachtet immer einige Gefahr dabei ist, von einem Ball getroffen zu werden, zumal da das Lokal, gewöhnlich der Marktplatz, selten günstig zu sein pflegt; so ist doch immer der ganze Umfang von Zuschauern angefüllt. Der Handwerker verläßt seine Werkstätte, und der Landmann, der sich gerade in der Stadt befindet, vergißt seinen Weg und seine Arbeit, um zu sehen. Daß die Damen und jungen Herren nicht fehlen, wo das Lokal es erlaubt, wie z. B. in Perugia, wo mit Kosten, die auf 80,000 Scudi sich belaufen sollen, ein Zirkus, fast in Form eines alten Amphitheaters, eingerichtet ist.

Die Helden des Kampfplatzes erscheinen in Nankinjacke, gelben leichten Bänderschuhen, ohne Hut, der Kopf ist geschoren à la Brutus, und sie tragen die Brust weit offen. Schade daß die mehrsten, die in dieser Kleidung auftreten, nicht als Kinder der Kraft, sondern des entnervenden Luxus, erscheinen; so, daß man oft Mitleid fühlt, wenn ein solcher, indem gerade an ihm die Reihe ist, von dem Anlaufdrücken herabfliegt, um den Ball empor zu schlagen. Die Zuschauer sehen aber nur auf den Ball, und wenn der gelingt, schallt Händegeklatsch, und der Name des Spielers wird mit Bravo gerufen. Ja, es werden auf den Liebling des Publikums Sonette gemacht, und sein Ruf erschallt weit und breit. Jedermann kennt die Namen eines Gentiloni, Terremoto, Beoglio und anderer. Sie werden als Helden mit Enthusiasmus begrüßt, und erhalten Briefe und Einladungen von allen Seiten.

Das Ballonspiel scheint wirklich in die Stelle des ehmaligen Tourniersspiels getreten zu sein, und macht einen auffallenden Kontrast mit den vorigen Zeiten. Das Volk ist schwach und klein geworden; so müssen auch seine Spiele und seine Kraftäußerungen sein.

Uebrigens muß man aber wissen, daß es nicht bloß die Ehre gilt — und auch das ist karakteristisch — warum man Arm, Beine und den ganzen Körper also anstrengt. Jeder Ort von Bedeutung hat seine Entrepreneurs, und die eingeladenen Spieler sind oft auf einen Monat oder für ein gewisses Fest engagirt, und erhalten ihre Bezahlung. In Mailand, Bologna, Perugia, und wo die Sache theatermäßig eingerichtet ist, so daß Entreegeld bezahlt wird, bekommen sie sechzig bis siebenzig Scudi monatlich, und an den andern Orten verhältnißmäßige Geschenke. Die Spieler der kleinern Orte machen sich wechselseitig Ehrenvisiten, und werden dann wechselseitig bewirthet. Ihre Erscheinung bringt neues Leben in eine Landstadt, und wenig will es sagen, wenn bei einer solchen Gelegenheit irgend jemand halb das Leben einzubüßen hätte. Mehreremal sah ich in den Provinzstädten der Mark Personen sinnlos zu Boden fallen, nachdem sie von dem Ball getroffen worden waren. Ein solcher Vorfall unterbrach das Spiel und die Leidenschaft der Zuschauer nur für einen Augenblick. Die Bestürzung aber hätten Sie sehen sollen, als einmal der Gouverneur von Macerata — ich weiß nicht, welcher Ursache wegen — in einer kleinen Stadt das Ballonspiel verboten hatte. L'avete inteso! rief ein Bekannter dem andern zu. Che prepotenza! L'indignazione n'è generale. Es wurde so lange geweheklagt, und wurden so vielseitige und kräftige Vorstellungen gemacht, bis der Gouverneur, um das unköstliche Volk zu besänftigen, den Befehl, der durch einen Sbirren angeschlagen worden war, wieder wegnehmen ließ.

Dieses Spiel erregt um so größeres Interesse, da es nur in den Sommer- und Herbstmonaten statt findet. Dafür hält man sich (und das gilt nicht etwa blos vom Pöbel) an dem steccato oder der sogenannten caccia schadlos. Dieses grausame Vergnügen ist ein Ueberrest aus den Zeiten der alten Römer, denn die Idee eines Amphitheaters liegt dabei zum Grunde. Es wird nämlich eine, gewöhnlich mit erhöhten Bänken für die Zuschauer umgebene, Einzäunung gemacht, in welcher Stiere und Kühe von Fleischerehunden — zu großer Erbauung des Publikums — gehetzt werden. Dies nennt man das steccato. Jeder Metzger, der von der Ortsregierung privilegirt sein will, muß sich verpflichten, das steccato und die caccia zu halten; dafür werden ihm zehn Scudi bewilligt, und der Gouverneur selbst macht den Kontrakt. Man kann diese zehn oder mehr Scudi eigentlichen Schmerzengeld nennen, denn sie werden auf das Leiden und die Pein der armen Thiere bin bezahlt; und dieses Vergnügen suchen, verlangen und fordern nicht etwa Gentili, wie sie sie verächtlich nennen, sondern Cristiani, welche die sanfte Madonna zu ihrer Himmelskönigin gemacht haben.

Gedachtes steccato wird hauptsächlich an großen Kirchenfesttagen und bei ausgezeichneten Geleaenheiten gehalten. Die caccia findet fast wöchentlich Statt. Dieser Gebrauch wird in mehrern Gegenden des römischen Gebietes angetroffen; hauptsächlich aber ist er in der Provinz Umbria und in der Mark zu Hause.

Digitized by Google

Die caccia oder Kuhjagd besteht darin, daß das zum Schlachten bestimmte Thier durch die Gassen des Orts herumgejagt wird. An den Hörnern ist ein langes Seil befestigt, womit man es im nöthigen Fall aufhält. Der Pöbel folgt in großen Haufen, oder lauft voran mit unbändigem Lärm und Geschrei. Man reizt, zeret, neckt, ängstigt die hin und her laufende Kuh, bis sie in eine scheue Wildheit und in eine Art von Verzweiflung geräth. Das währt oft zwei Stunden lang und wenn das Thier endlich ermüdet ist und nichts mehr recht helfen will, dann wird der Hund losgelassen. Diese blutgierige abentheurliche Bestie fällt nun würdend über die Schlachtkuh und zerreißt ihr die Ohren auf eine sämmtliche Weise. Wenn das eine Weile gedauert hat, wird der Hund wieder weggerissen, und das arme Thier mit blutenden Ohren, oft vor Schmerzen brüllend, von neuem herumgequält. Während der ganzen Zeit sind die Gassen wie gesperrt, und man ist seines Lebens nicht sicher, weil der Strom der Rennenden bald dahin bald dorthin geht. Gedrängt voll sind die Fenster, die bei dem Jubelruf: la caccia! la caccia! von allen Seiten aufklingen, und wenn jemand nicht gleich bei der Hand wäre, so wird er menschenfreundlichst geneten: venite, venite presto! Laut ertönt Freudeton und Gelächter, und vom Aeltesten im Hause bis zum kleinsten Kinde muß alles sehen, und niemand wäre von einer so wichtigen Szene nur für Minuten wegzubringen.

Ich sagte bei einer solchen Gesellschaft zu einem kleinen sonst so sanft aussehenden Fräulein, das sich höchlich an dieser Jagd ergötzte, und sich wunderte, daß ich nicht ans Fenster eilte: Ob sie denn wirklich so großes Vergnügen an der Sache fände? Oh si! war ihre Antwort. Aber, fragt' ich weiter, fällt ihnen denn nie der Schmerz ein, den das arme Thier leidet? Ganz unbefangen, ohne sich im mindesten stören zu lassen, erwiederte sie: E pure piace (Mit allem dem gefällts doch).

Nur dem Landmann, dem Arbeiter des Feldes, dem das Thier Gefährte war, dem er dankbar das Futter reichte, weil es ihm zu seinem Brodte half — nur dieser mag die Szene nicht sehen, und sagt sie sich: Armes Thier! die Menschen sind größere Bestien, als du. Brächten sie dich zum wenigsten um, ohne dich zu martern!

Ein Landmann erzählte mir als wir auf einer Fußreise über diesen Gegenstand sprachen, eine Fabel, in welcher ein zum steccato bestimmter Ochs, ein zum Schlachten verurtheiltes Pferd und ein gemischandelter Esel redend eingeführt werden. Jedes Thier fing seine Rede mit den Worten an: Ecco l'ingratitudine dell' uomo, und in der kunstlosen, aber auf Erfahrung gegründeten, Sprache des Landmanns gewann die Sache einen so treffenden Ausdruck, wie wenn er den Sachwalter hätte machen wollen.

Oefters äusserte ich mein Befremden, daß kein Governatore eine solche Rohheit verböte, da ausserdem noch andere Nachtheile ins Auge fallen. Es kann z. B. unmöglich gutes Fleisch von einem Schlachtvieh genommen werden, das im Fieber und bald in der Wuth erkochen wird. Immer ist überdies bei der Jagd Gefahr, und wer berechnet den moralischen Nachtheil für die Jugend, die an Grausamkeit Vergnügen finden lernt, und die natürlichen Empfindungen des Mitgefühls zu ersticken gewöhnt wird.

Man antwortete mir, kein Governatore wäre es wagen, diese Volksbelustigung aufzuheben. Gleichwohl hörte ich bei einer spätern Durchreise durch Cameino, daß der dasige Gouverneur die Sache verboten habe. Es ist möglich, daß ihm das an einem Bergorte leichter wurde, weil man dort mehr den Werth der Thiere kennt. Was ihm aber vorzüglich zu statten kam, war der Umstand, daß das Fleisch eines gemästen Rindes so schlecht und ungenießbar ausgefallen war, daß jedermann darüber klagte. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß nach und nach dieser entehrende Gebrauch überall und gänzlich abgestellt werden wird.

Varietäten.

Aus Portugal.

— * Lissabon, 6 Jänner. Die französischen Truppen, worunter sich auch einige Schweizer-Bataillons befanden, haben bei ihrem Marsche durch die spanischen Gebirge, wegen der unholden Witterung und der elenden Wege, unbeschreibliche Mühseligkeiten erlitten, ehe sie die portugiesischen Meereufer erreichten. Dennoch erschienen sie, ehe man ihre Erscheinung für möglich hielt. Selbst der portugiesische Hof ward in der That überrascht.

Unsere Flotte, welche den 29 November, gerade (sonderbar genug!) in der Stunde einer kleinen Sonnenfinsterniß, die vaterländischen Gestade verließ (welcher gute Vortuniese sähe in diesen Umständen nicht die böseste Vorbedeutung?) bestand aus acht Linienschiffen, einigen Fregatten und Kauffahrteischiffen. Sie hatte ohngefähr 20,000 Menschen an Bord, nebst der Königlichen Familie; aber auch bekanntlich den Infant Don Pedro von Spanien. In Lissabon glaubt man ziemlich allgemein, die Engländer und Portugiesen würden diesen zum Könige vom Rio de la Plata machen. Ich begreife nicht wohl, wie man auf die Vermuthung kommt?

Der Handel dieser berühmten Hauptstadt, der dritten in Europa (?), ist jetzt beschaus ein Nichts. Die Britten blokiren den Hafen von aussen; die Franzosen von innen. Die russische Mittelmeerflotte, acht Linienschiffe und eine Fregatte stark, mit ohngefähr 8000 Mann besetzt, hatte bisher noch keine amtliche Anzeige vom Bruch ihres Hofes mit England. Alle Geschäfte stocken. Niemand sieht das Ende der Verwirrung ab. Man hat nur das Gefühl der Ohnmacht und Niedergeschlagenheit. Das Papiergeld verliert 31 Prozent.

Die größten Bedürfnisse beziehn sich auf unsere Lebensmittel. Wir haben nur für zwei Monate Korn. Wenn die Engländer mit uns kein Mitleiden haben, so steht uns eine Hungersnoth bevor. Das ists, was man lebhaft fürchtet. — —

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 10. — den 3 Februar 1808.

Napoleon im Privatleben.

Die englischen Tagblätter und Dampfrenschmitzer, um ihren John Bull zu amüsiren, haben gegen den großen Mann die abscheulichsten Mährchen von seinem Privatleben erdichtet. In diesen elenden Romanen häuften sie Greuel auf Greuel, Abgeschmacktheiten auf Abgeschmacktheiten, und gaben ihnen dadurch den Anglanz der Wahrscheinlichen, daß sie aus den Zeitungen bekannte öffentliche Ereignisse in das Gewebe ihrer Fabeln boshaft verflochten.

Napoleon's Privatleben ist zu einfach, als daß sich davon viel Anekdoten erzählen liessen. Er lebte bisher zuviel in der ungeheuren Masse seiner Geschäfte. Und ehe ihm diese kamen, lebte er den Wissenschaften so ausschließlich, daß man selbst von seinen Jugendjahren wenig erfuhr, als — er verrichtete pünktlich seinen Dienst, las und schrieb.

Nicht Furcht, nicht Schmeicheley hinderten bisher das Bekanntwerden irgend einiger Geheimgeschichtchen, die Schatten auf seinen Karakter würfen; denn die Leute, welche Höllenmaschinen gegen sein Leben zurichteten, hätten leichter noch entehrende Anekdoten von ihm bekannt gemacht. Aber solche waren nicht vorhanden. Er denkt und handelt selbst, daher an seinem Hofe keine der gemeinen Intriquen und Kabalen. Er umringte sich nur mit den Tapfersten, den Gelehrtesten, den Geistvollsten seiner Nation; daher keine Unanständigkeit, die Aufsehn machen konnte. Er sah von der Früh- bis zur Spätstunde das Beispiel unermüdlicher Thätigkeit — alles mußte ihm folgen. Es blieb also keine Zeit zu nichtigem Tändeln übrig.

Während seines Feldzugs in Preußen und Polen hatten Tausende Gelegenheit, ihn zu beobachten. Er war hier derselbe wie sonst. Die Freuden der Tafel hatten keinen Reiz für ihn. Sein Schlaf war fest, aber kurz. Er arbeitete bald mit den Offizieren seines Generalstabes, — waren die Anaelegenheiten der Armee, die Dispositionen der Truppen, die Sicherung der Lager, die Entwürfe zum Angriffe der Feinde beseitigt, so beschäftigte er sich mit den Depeschen über die innern Angelegenheiten Frankreichs, mit den Negoziationen an fremden Höfen. Bald gab er Audienzen den Abgeordneten überwundener Völker, den Befehlshabern seiner oder alliirter Truppen, die er aufmuntern wollte; bald ritt er bei autem und bösem Wetter hinaus, einzelne Divisionen des Heers zu mustern, Lazarethe und Magazine zu besuchen, oder das Terrain zu rekognosciren und die darüber erhaltenen Karten zu berichtigen. Er selbst zeichnete öfters seine Bemerkung in die Karten, mit denen sein Wohnzimmer, wohin er auch kam, zuerst bedeckt ward.

Gewöhnlich sah man ihn ernst, und dennoch nie seinen Blick von jener stillen Heiterkeit verlassen, die das Zeugniß eines ruhigen Gemüthes ist. Er konnte zuweilen im Unwillen heftig sein, aber selbst im Zorn bleibt stille Besonnenheit ihm eigen. Er schrint mehr aus Pflicht als aus Neigung zu zürnen, und ist gefühlvoller und menschenfreundlicher, als man von dem Manne erwarten sollte, der, wenn er die Schicksale der Nationen ändert und bessert, des Untergangs leidender Individuen nicht achten darf.

Noch hat es nie einen großen Mann gegeben, und zu allen Zeiten hat man dies erfahren, der nicht zugleich die Wissenschaften und Künste geliebt hätte. Napoleon hat sich mit den einsichtsvollsten und geistreichen Männern umringt. Ihre Ideen erheben seinen Geist. Seine Neigung noch mehr, als sein Thron, macht ihn zum Beschützer und Beförderer der Wissenschaften. Selten konnte eine Heldenthat, die er erfuhr,

Digitized by Google

soviel Enthusiasmus in ihm erregen, als der Anblick eines Meisterwerks der schönen Künste. Er ist ein fein- und gefühlvoller Richter — und alle Künstler bekennen es von ihm, selbst die, an deren Werken er Tadel zu finden glaubte. Er unterhält sich in seinen Zusammenkünften gern über wissenschaftliche Gegenstände. Er liest sich über die merkwürdigern Erscheinungen der Literatur Berichte geben, und zuweilen vorlesen. Mehr noch liest er selbst. Mit jedem Gelehrten, wohin er kommt, unterhält er sich über dessen Lieblingssach. Er will nur immer unterrichtet sein, belehren will er nicht, als — durch Großthaten.

Besonders darin offenbart sich die seltene Kraft seines Geistes, daß er mit dem sichern Blick der Richtigkeit jeden Gegenstand, der ihm erscheint, augenblicklich faßt, und mit allen Beziehungen, und wieder was er für ihn gelten könne, würdigt; ferner, daß er mit eben der Leichtigkeit in die Tiefe unendlicher Details dringen, als planvoll die Bewegungen ungeheurer Massen leiten kann. Jene können ihn nicht verwirren, diese ihn nicht schwindeln machen. Er ordnet in den Interessen der europäischen Mächte, zieht Asien und Amerika an die Ereignisse unsers Welttheils, und verbindet in der gleichen Stunde eine Note über die Unkosten der Arbeiten seiner Gebäude in Paris, oder giebt selbst zu den Arbeitern, um sich von ihrem Thun zu überzeugen.

Man nennt ihn verschlossen. Wie würde man ihn nennen, wenn er unvorsichtig die geheimsten seiner Gedanken divulgirte, ihn, dessen Schritte, Bewegungen und Blicke so aufmerksam belauscht werden? — Ist er seines Ziels einmal gewiß, und Verschwiegenheit entbehrlich, wer redet offener dann? Sagte er nicht unzählige Mal Dinge voraus, die er nur sah, und was er thun werde? Man glaubte ihn aber nicht, bis sein Wort erfüllt war. Die Zeitgenossen nennen ihn verschlossen, um ihre eigene Fehlerhaftigkeit und ihren kurzsichtigen Blick zu verbeelen.

Ich weiß es wohl, gezwungen ihn groß zu nennen, wünschen viele, an ihm Schwächen zu erblicken, damit sie selbst ihm etwas ähnlicher wären. Ohne Zweifel hat Napoleon als Mensch seine Schwächen; aber vielleicht sind es solche, die man an Andern Tugenden heißen würde. Man liebt Heinrich IV mehr, eben weil er sich so menschlich zeigte. Ich gestehe, die Fehler Heinrich's des Großen, sein Hang zu den Weibern und zum Spiel machten ihn nicht liebenswürdiger. Auch war es noch mehr die Nachwelt, als seine Zeitgenossenschaft, die ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Oft scheint es uns beim Lesen alter Geschichten unbegreiflich, wie die Zeitgenossen großer Männer über den Werth derselben nur getrennter Meinung sein, sie sogar verkennen und verfolgen mogten? — Es prüfe sich die große Menge unserer Mitlebenden selbst, warum sie dem Helden und ersten Staatsmann unserer Zeit Gerechtigkeit des Urtheils versagt, und wie die unbefangenere Nachwelt über ihn und uns reden werde?

Stellen aus Thellung's von Courtlary Darstellung der Marine.

Der Krieg auf dem festen Lande ist beendet, nur der Seekrieg dauert fort. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkt sich wieder zum Ozean — denn da ists, wo Europa's Schicksal entschieden werden soll.

Aber wie dunkel und verworren sind die Vorstellungen der meisten, auch der gebildetsten Leser, welche nicht unmittelbar in Seestädten leben oder mit dem Seewesen in Verbindung stehen, von alle dem, was Marine heißt? Wie wenige kennen den Bau, die Bestimmung, die innere Ordnung, Bewaffnung u. s. w. der verschiedenen Schiffsarten? Wie wenige das Wesentliche des Seedienstes? Und doch hören wir täglich in Gesellschaften über Expeditionen, Landungen u. s. f. raisonniren, und lesen, was eine Zeitung der andern, oft noch dazu sehr übel verstanden, oder gar falsch ausgedrückt, nachschreibt mit glaubiger Andacht.

Ein Schweizeroffizier, Hr. V. E. Thellung, der als wirklicher Seeoffizier im amerikanischen Kriege vom Jahre 1780 bis 1784 auf der holländischen Flotte stand, hat daher der deutschen lesenden Welt durch seine Darstellung der Marine, ein Werk, das so eben die Presse verlassen hat *), einen interessanten Dienst geleistet. Es enthält mit Sachkunde, und was bei einem solchen Gegenstande kein geringes Verdienst ist, sehr unterhaltend dargestellt, das Wesentlichste dessen, was der bescheidene Titel verheißt, und mehr als das. Noch fehlte der deutschen Literatur ein solches Werk. Denn wieviel Leser, welche nicht selbst Seeleute werden wollen, mögten die vier Quartbände von Röding's Wörterbuch der Marine, oder gar das zu London 1805 erschienene kupferreiche Werk über nautisches anschaffen und studiren, um eine klare, bestimmte, umfassende Ansicht des Seewesens zu erhalten? Denn was bisher ausserdem von Werken über diesen Gegenstand in Deutschland erschien, ist meistens fehlerhafte Compilation von Leuten, die den Dienst zur See selbst nicht kannten.

Hr. Thellung hat alles, was irgend hier das Bedürfniß von Personen fordern mag, die den Gang der großen Weltereignisse beobachten und die Sprache verstehen wollen, welche auf dem Ozean geredet wird, befriedigend erschöpft, und den Leser selbst, ohne dabei ermüdend zu werden, in das ungeheure Detail des Marinedienstes geführt. Freilich nennt er nicht die hundert verschiedenen Arten von Knoten, Stichen und Schlägen, von denen jeder seinen eigenen Namen hat, die der Matrosenlehrling erlernen und machen muß — er gibt uns aber eine ausführliche Schilderung von der Eintheilung des Meeres, den Instrumenten, der Rangordnung der Schiffe, ihrem Bau, ihrer Ausrüstung, Bemannung und Gebietung; er gibt uns die Theorie einer Seetaktik, der Kontramärsche, Marschordnungen, Schlachtordnungen, der taktischen Bewegungen

*) Folgendes ist der vollständige Titel dieses interessanten Werkes: Darstellung der Marine. Ein Versuch über den Kriegsdienst zur See. Für Leser aus allen Ständen. Von V. E. Thellung von Courtlary, vormals Hauptmann in holländischen Diensten. Zürich und Leipzig, bei Ziegler und Söhnen. 1808. Zwei Bände in Oktav, mit 32 Kupfertafeln, von denen einige illuminirt sind.

Digitized by Google

gegen den Feind, der Retraitevordnung, der Signale u. s. f.; er gibt uns eine historisch-statistische Darstellung der vorzüglichsten Seemächte.

Es ist hier um keine ausführliche Beurtheilung zu thun, sondern darum, ein durch die innere Güte und das Zeitbedürfniß empfehlungswürdiges Buch in Bekanntschaft zu setzen. Wir ziehen einige, dem Plane dieses Journals nicht widerstehende Stellen aus, um den Leser mit dem Tone, der im Werke herrscht, selber vertrauter zu machen.

Das Erscheinen einer Flotte.

Wenn Schiffe heransegeln, so entdeckt man zuerst einen schwarzen Punkt am äußersten Ende des Gesichtskreises; dies ist die Spitze des Mastes, der sich verlängert und zu wachsen scheint; nach und nach kommen mehrere seiner Theile, dann das Schiffsgebäude, oft mehrere Fahrzeuge, zuweilen ganze Flotten zum Vorschein; die wie aus dem Schooße des Meers heraufsteigen. So erschien uns (1783) am westlichen Eingange des Kanals eine aus Westindien kommende drittische Flotte von mehr als fünfzig Kriegsschiffen, und über hundert andern Fahrzeugen. Schon in der Nacht wehte ein leichter Westwind uns ein dumpfes Getöse, das sich zu nähren schien, aus der Ferne entgegen, und wir bemerkten eine endlos scheinende Linie, welche den Rand des Horizonts schwärzte. Die anbrechende Morgenröthe verschärfte uns bald die mastenreich heraufsegelnde Flotte. Der Morgenschuß vom Admiralschiffe begrüßte die aufgehende Sonne, und das Schlagen der Diana, der feierliche Glockenschall von allen Schiffen, auf welchen im gleichen Augenblicke die buntfarbigen Flaggen und Wimpel in den Wind flatterten, stimmten in den Kanonendonner ein, womit bald darauf unsre Geschwader die näherende Flotte salutirte. In wenigen Augenblicken erfolgte die Erwiederung unserer Begrüßung. Jeder Ausdruck ist zu matt, um den wiederhallenden Donner der unzähligen Feuerschlünde, das Hervortreten der Menge von Schiffen aus den von der Morgensonne gerötheten Rauchwolken, die kriegerische Musik, die von den Kriegsschiffen ertönte, den Eindruck des Ganzen nach Würden darzustellen. Ich habe jahreleiche Kriegsheere in Lustlagern zu Waffenübungen bereit, oder im Felde zum nahen Kampfe gerüstet in Schlachtordnung gesehen; aber ihr Anblick bleibt weit hinter jenem zurück.

Aufwand zum Schiffsbau.

Folgende Berechnungen mögen einen Begrif von der ungeheuern Menge Holz geben, die zum Bau eines Kriegsschiffes erfordert wird. Zu einem französischen Dreideckschiffe von 116 Kanonen sind 124,886 Kubikfuß Eichenholz und 10,440 Kubikfuß Fichtenholz erforderlich. Zu einem Zweideckschiffe von 74 Kanonen sind 77,790 Fuß Eichenholz und 7835 Fuß Fichtenholz nothwendig, und zwar bloß zum Schiffsgebäude, ohne die Masten, Raaen, Blöcke u. dgl. zu rechnen. Vorausgesetzt, daß die Hälfte des Holzes durch das Bezimmern abfällt, dagegen aber, daß ein Kubikfuß Holz mit dem dazu gebrauchten Eisen 70 Pfunde wiegt, so beträgt das Gewicht des Dreideckschiffs fünf Millionen Pfunde, und das des Zweideckers über drei Millionen Pfunde.

Zum Bau eines englischen Kriegsschiffes von 100 Kanonen gehören 1000 große Eichen; 200,000 Pfunde Eisen; zu allen Segeln 6500 französische Ellen Segeltuch. Alles dazu gehörige Tauwerk wiegt ungetheert 164 360, und getheert 289,000 Pfunde. Sollte ein Mann es allein bauen, so würde dazu eine Zeit von mehr als 330 Jahren erfordert; woraus sich das Verhältniß der Anzahl Arbeiter zu einer bestimmten Zeit berechnen läßt.

In England bringen 45 Zimmerleute ein Schiff von 74 Kanonen in einem Jahre zu Stande. Die Engländer übertreiben die Kosten, ehe sie bauen geschwind. Die Holländer bauen wohlfeiler, aber eben diese Sparsamkeit ist Schuld, daß so viele ihrer Schiffe untergehen. Ein gut gebautes Schiff dauert, wenn ihm kein außerordentlicher Schaden zußößt, 45 bis 50 Jahre.

Besoldung der Seeleute.

Von der Besoldung der Seeleute ist wenig Bestimmtes und Allgemeingültiges zu sagen; denn es herrscht nicht nur eine bedeutende Verschiedenheit, welche von dem Werth und Gehalt des Geldes und von dem Reichthum der Nation herrührt, sondern auch in der Bestimmung des Soldes, mehr oder weniger Verdunkelichkeit. In England hat der Admiral, der den Oberbefehl über eine Flotte führt, täglich 5 Pfund Sterling; ein anderer Admiral, der nicht zu Chef kommandirt, 3 Pf. 10 Schilling; ein Vice-Admiral 2 Pf. 10 Sh.; ein Rear-Admiral 1 Pf. 15 Sh.; der erste Flaggenkapitän beim Befehlshaber der Flotte 1 Pf. 15 Sh.; der Kapitän bei andern Admiralen 1 Pf.; der zweite Kapitän bei einem Vicedmiral 16 Sh., und bei dem Kontreadmiral 13 Schilling. Außer dem Dienste beziehen sie, wie alle übrigen Offiziere der Flotte, den halben Gehalt. Die Kapitäne beziehen jährlich 200 bis 300 Pf. Sterl., die Lieutenants 80 bis 100 Pfund. Es ist dabei ein Unterschied, ob sie auf Schiffen von ersten und zweiten Range, oder auf kleinern Schiffen und Fregatten dienen. Die Deckoffiziere erhalten jährlich 50 bis 80 Pf., die Matrosen monatlich 1 Pf. bis 1 Pf. 10 Sh.

Die Besoldung der holländischen Admirale ist mir unbekannt. Die Schiffskapitäne haben sowohl in als außer Dienst jährlich nur 600 oder gar nur 300 Gulden; wenn sie aber ein Schiff kommandiren, so haben sie täglich auf der Kost eines jeden Kopfs der Mannschaft einen ansehnlichen Vortheil. Ein zweiter Kapitän hat monatlich, wenn ich nicht irre, 100 Gulden, der erste Lieutenant 60, und die übrigen 30 Gulden. Die Deckoffiziere haben verschiedene Besoldungen, von 30 bis 18 Gulden herab. Der Kadetten waren zweierlei, von welchen die ersten monatlich 16, die andern 15 Gulden hatten. Befahrne Matrosen haben 15, andere 12 Gulden; die Soldaten eben so; die Schiffsjungen 6 bis 8 Gulden. Dazu muß bei allen Nationen die Kost gerechnet werden, welche über die Besoldung hinaus gereicht wird. Dann auch die Prisengelder, welche mehr oder weniger eintragen, und nach verschiedenen Landesgesetzen vertheilt werden.

Strafen auf dem Meere.

Die durch einen Kriegsrath verhängten Strafen für die Offiziere und Kadetten bestehen in Arrest, Kassation und Tode-

Digitized by Google

schießen; und für die übrige Mannschaft, außer den vorerwähnten, den Verbrecher von der Raa fallen zu lassen, zu Kielhohlen, auszusetzen, zu erschießen, zu hängen, oder zu enthaupten.

Die erste Strafe besteht darin, daß man den Schuldigen sitzend auf eine Planke und die Hände auf dem Rücken oder über dem Kopfe festbindet; die Planke selbst ist an die Nokkalk der großen Raa befestigt, deren Läufer auf dem Halbdeck angehohlt und somit der Delinquent in die Höhe gezogen wird, und auf den Ruf Los! fällt er desto schneller und tiefer, da ihm Kanonenkugeln an die Füße gebunden werden; doch wird er ohne Aufhalt aus dem Wasser gezogen, und der Fall noch zweimal wiederholt.

Das Kielhohlen ist eine schwerere Strafe. Dem Verbrecher wird ein Tau um den Leib gebunden, welches unter dem Kiel des Schiffs hindurch führt, und an beiden Nokkalen der großen Raa befestigt wird. An jeder Seite des Schiffs liegt eine mit Mannschaft besetzte Schaluppe. Man zieht auf der Steuerbordsseite das Nokkalk an, läßt den Verbrecher, der mit Steinen oder Kugeln belastet ist, ins Wasser sinken, und wenn er tief genug ist, um nicht an den Kiel zu stoßen, wird das Takel an Backbordsseite angezogen, und an der entgegenstehenden Seite nachgelassen, bis er wieder zum Vorschein kommt, wo man ihn in die Schaluppe nimmt, jedoch wieder hinauswälzt, und das Kielhohlen noch zweimal wiederholt. Soll er daran sterben, so wartet man nicht, bis er tief genug sinkt, sondern hohlt auf der andern Seite sogleich an, so daß er am Kiel den Kopf zerstößt.

Das Todtschießen geschieht auf dem Back an Steuerbordsseite durch die Matrosen, wie bei den Truppen zu Lande. Das Enthaupten an derselben Stelle durch den Profosen, welcher auch das Aufhängen an der Nok der großen Raa vollzieht. Uebrehaupt geschehen aber solche Hinrichtungen höchst selten, und verhältnißmäßig weit seltener als zu Lande, weil durch die große Mannzucht und Ordnung den Verbrechen vorgebeugt wird.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Von Melling's Prachtwerke: *Voyages pittoresques de Constantinople et des rives du Bosphore*, ist nun die erste Lieferung in Paris erschienen, und entspricht vollkommen den davon angeregten Erwartungen. Vier Kupferstiche, nach Melling's Zeichnung, geben eine Uebersicht der orientalischen Kaiserstadt, auf den Höhen von Eyoub genommen, eine Ansicht von einem Theile Konstantinopels, der Seite des Serail's, eine Ansicht vom Kiosk von Bedek, wo gewöhnlich die Konferenzen mit den fremden Ministern gehalten werden, und eine Ansicht von der Westseite des Dorfes Buyuk-dere, dar.

Auch nach alle dem, was man schon über die prächtige Stadt des Großherrn der Ottomanen weiß, bleibt Melling's Erzählung davon noch immer interessant. Konstantinopel bildet mit seiner kaum übersehbaren Masse von Gebäuden ein Dreieck, dessen südlicher Winkel die Serailsspitze (Serai-Burun) heißt. Ein einsamer dort stehender Baum bezeichnet in dieser Gegend Europa's Ende am Bosporus.

Die Meerenge von Konstantinopel, durch welche man zum schwarzen Meere kommt, ist sieben französische Stunden lang. Wo sie sich gegen diese öffnet, ist sie 1200 Toisen breit. Eben dort stehen zwei alte, noch von griechischen Ingenieurs gebaute Forts, die aber wegen der Breite des Wassers wenig Dienste thun. Wichtiger sind die vom Baron von Tott an beiden Ufern des Kanals erbauten, mit dreifachen Batterien versehenen Schlösser, wo der Arm des Meers nur eine Breite von 900 Toisen hat. Voriges Jahr wurden unter Anleitung des Generals Sebastiani nicht nur diese Schlösser mit neuen Batterien versehen, sondern auch bis nach Konstantinopel hin in nicht beträchtlichen Distanzen kleine Ufer-Batterien, und wo der Kanal am engsten ist, das heißt, wo er nur 400 Toisen Breite hat, zwei neue Forts angelegt.

— Wie es denn gewöhnlich geht, über nichts wird man leichter, bitter und länger streiten, als über Angelegenheiten des Geschmacks. Paris und London haben sonst in Modesachen den Ton an. Paris benutzt nun aber die Verpflanzung Europa's für englischen Kunstfand, sich der Alleinherrschaft im unermeßlichen Reiche des Luxus und der Moden zu bemeistern, und gebraucht dazu jedes, auch das kleinste Mittel; z. B. in französischen Modejournalen die Londner Moden lächerlich zu machen. Eine elegante Britin sieht jetzt die Teachen aller Nationen für ihr Morgenkleid in Kontribution; dazu gehört, heißt es, ein meloneneförmiger Bonnet, eine neapolitanische Robe, eine Chemisette *à la Calypso*, ein spanisches Korsett, ein fanchtischer Shawl, ein Halsband *à la Cléopatra*, und das Ganze muß in possirlichem Styl sein.

Die armen Britinnen, könnten Sie nur zu uns reden! sie fänden im *Journal des dames* von Paris der eleganten Modekarrikaturen genug, den Spott dreifach zurückzugeben.

Aus Italien.

— * Mailand, 28 Jänner. Die Einfuhr der Baumwollenfabrikate ist bekanntlich im Königreich Italien verboten. — Jetzt ist von dem Könige von Neapel ein ganz gleiches Verbot gegen die Einbringung ausländischer Baumwollenwaaren erschienen, d. i. aller weißen und gefärbten Tücher dieses Stoffs, nur mit Ausnahme derer, von denen man beweisen kann, daß sie in Frankreich oder Italien fabrizirt worden sind. Jetzt läßt sich das im Königreich Italien ergangene Verbot selbst des Transits der Baumwollentücher leicht erklären.

Für die Fabriken der armen Schweiz ist dies besonders hart. Man sieht leicht voraus, daß die Schweizer endlich dies ihnen so einträgliche Gewerbe ganz einbüßen werden. Schon haben sich mehrere Fabrikanten von dort nach Mailand, Imira, Lecco u. s. w. gezogen, die, wenigstens mit der Zeit, große Geschäfte machen dürften. Zwar stehen die Arbeiter hier weit mehr, als dort; doch wird dieser Nachtheil wieder durch Zölle, Frachten und andere Vortheile reichlich aufgewogen.

Es werden in Mailand gegenwärtig große Anstalten zu einem prächtigen Gebäude für die Börse gemacht.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 11. — den 6 Februar 1808.

Miszellen aus Holland, im Jänner 1808.

Jedesmal, wenn in England eine Miniſterialveränderung vorgeht, kann man ſicher auf eine wichtige Begebenheit, oder ſelbſt wohl auf gänzliche Abänderung des politiſchen Syſtems, ſchlieſſen. Ob nun dies auch in unſerm Reiche der Fall ſein wird, iſt ſchwerlich zu beurtheilen, da wir davon das erſte Beiſpiel erleben, und alles — noch ſo neu iſt.

Die Miniſterial-Dimiſſionen und Ernennungen ſind, ſo wie ich ſie Ihnen am Ende des Monats Novembre meldete, erfolgt; nämlich der Marſchall und Seeminiſter Verhuell zum Geſandten nach Petersburg, der Kriegsminiſter v. Hogendorp zum Geſandten nach Wien, der Staatsrath Six zum erſten Präſidenten u. ſ. w. Zu dieſen erſt am 19 Dez. bekannt gemachten Dekreten kam nun noch die Ernennung des Kommerzminiſters van der Heim zum Miniſter der Marine, und des Juſtiz- und Polizeiminiſters Cambier an deſſen Stelle. Und, was eigentlich wichtiger und den Nichteingeweihten befremdender war, etliche Tage nachher die Entlaſſung des ſchon ſeit eilf Jahren im Amt ſtehenden Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten van der Goes, die Ernennung des Miniſter-Staatsſekretärs Roell zu dieſem Departement, und die Aufhebung des Staatsſekretariats, welches künftig von einem Staatsrathe, Appelius, verſehen wird.

Allein Sie werden ſich erinnern, wie ich in meinem Schreiben bemerkte, daß alles, was damals davon halb öffentlich bekannt ward, ſehr unzuverläſſig ſei: es zeigte ſich auch, daß in dieſem, wie in jedem andern Falle, hier gar nichts Zuverläſſiges im voraus zu beſtimmen iſt. So war z. B. jetzt der Marſchall Verhuell, nebſt den Aides-de-Camp, Legationsräthen und Sekretären der diesmal ſehr glänzenden Ambaſſade nach Petersburg, kaum ernannt, als (wenige Tage nachher) dieſes Dekret wieder eingezogen, und Verhuell, wie Ihnen ſchon aus den Zeitungen bekannt ſein wird, nach Paris, der Premier-Miniſter Six aber nach Petersburg beordert ward.

Ueberhaupt iſt nur Vergangenheit und Zukunft in unſerm Staatsſyſtem; Gegenwart, dieſe ſonſtige Scheidewand, exiſtirt noch beinahe gar nicht.

Ein ſorgenvolles Jahr iſt das vergangene geweſen, — und es würde ſehr gewagt ſein, zu ſagen, daß, allem Anſchein nach, das jetzt neu eingetretene weniger Sorgen ſchaffen werde; allein man fühlt ſie ja nicht mehr, wenn ſie einmal überſtanden ſind; und, wenn endlich ein glückliches Ziel erreicht iſt,

The bleſs'd to day, is as completely ſo,
As who was bleſs'd a thouſand years ago!

wie der brittiſche Dichter ſagt. Unter den günſtigen Auſpizien dazu kann man allenfalls rechnen, daß Se. Maj. ſich geäuſſert haben, Sie befänden ſich ſehr wohl bei ihrem Aufenthalt in Utrecht, und Sie hätten jetzt Urſache, bei einer beſſern Mitteung, eine vollkommene Wiederherſtellung ihrer Geſundheit zu hoffen.

Es mag auch dieſer Umſtand viel zum Wohlwollen des Monarchen gegen die Stadt Utrecht beigetragen haben, welches ſich unter anderm dadurch gezeigt hat, daß der gegen Oſtern ausgeſchriebene National-Jahrmarkt, oder die allgemeine Ausſtellung von allen inländiſchen Produkten, daſelbſt gehalten werden wird. Den Haagern iſt dieſes natürlicherweiſe nicht willkommen; doch äuſſern auch dieſe in jedem Falle wenig Zufriedenheit; vor einigen Tagen wurden ſogar ein Paar Libellen umhergeſtreut, und an öffentlichen Oerten angeheftet. Man

sagt, der König habe sie gelesen, aber keiner seiner Aufmerksamkeit gewürdiget.

Uebrigens war jedoch der Anfang dieses Jahres keineswegs glücklich. Wie, am 12 Jan. des vorigen, die Stadt Leiden so schrecklich zerstört ward, wäre jetzt, am 15 und 16 Jan., bald ein großer Theil des Landes durch Ueberschwemmung verloren gegangen, und jenes Unglück ward durch dieses, an Dauer und Umfang sowohl als Größe der Gefahr, bei weitem übertroffen.

An verschiedenen Orten war das Wasser höher als bei den höchsten Ueberschwemmungen von 1682 und 1775. Die ganze sogenannte Buitenstad in Amsterdam war inundirt; in Rotterdam stand das Wasser sieben Schuh über dem gewöhnlichen höchsten Maaße oder Peil; zu Katwyk 132 Zoll oder 11 Schuh. Alle die Werke um dem Verreuter, welches bekanntlich nur durch Kunst zu erhalten ist, nur die neu angelegten zu Katwyk ausgenommen, haben beträchtlich gelitten. Am schrecklichsten aber wüthete der Sturm an der Zeeuwschen Küste, und besonders in der jetzt für uns verlornen Stadt Vlissingen. *) Um 1 Uhr des Nachts, vom 14 zum 15, überstieg dort das Meer die sogenannten Kaaimuren, welches die höchsten Straßen sind; es drang darauf mit einer solchen Schnelligkeit durch die Stadt, daß viele Leute kaum Zeit gewinnen konnten, um sich nach dem obern Theile der Häuser zu flüchten; verschiedene wurden von den herannahenden Wellen in ihren Betten oder beim Aussteigen überrascht, und ertranken; Straßen und Häuser wurden unterminirt und stürzten ein. In weniger als einer halben Stunde war das Wasser zwei Schuh höher, als bei der Ueberschwemmung von 1682; es stand in den meisten Häusern bis in die zweiten Etage, in den kleinern konnten die Bewohner nur auf den Dächern Sicherheit finden. Bis zur eintretenden Ebbe war es unmöglich, ihnen zu Hülfe zu kommen, da die Kraft des Meers jedesmal die hinzuerlenden Boote zurückscheuderte; bei der Ebbe ward der höhere Theil der Stadt befreiet, und die menschenfreundlichen Retter, die jeder Gefahr vergeblich getrotzt hatten, wandten sich vorzüglich den Brüder Freimaurer auszeichneten, fanden keinen Widerstand mehr. Jetzt war aber, wie es der gewöhnliche Fall ist, eine zweite noch stärkere Ueberschwemmung zu fürchten; glücklicherweise drehete sich aber der Wind nach Norden, und selbst nach Nord-Nordost: obwohl es würden die Folgen für das ganze Land nicht zu berechnen gewesen sein. In Vlissingen sind, so viel man jetzt wissen kann, 29 Personen, nebst allem Vieh, ertrunken. Viele Häuser sind eingestürzt; die Waarenlager der Kaufleute hinweggespült, und alle Viktualien verdorben. Von Middelburg aus wurden sogleich Lebensmittel und frisches Wasser hingeschickt, und auch der Landdrost des Departements eilte dort unglücklichen Stadt zu Hülfe. Von Seiten des Gouvernments ist aber noch keine Verfügung getroffen, vielleicht wegen der Abtretung an Frankreich.

Auch für den Handel sieht es noch lauter böse Vorbedeutungen. Es soll, wie es heißt, in wenigen Tagen ein Oekret erscheinen, dem zufolge die Häfen geschlossen werden sollen, für alle Schiffe, mit der einzigen Ausnahme der bewaffneten Schiffe der Alliirten. Allen andern, sowohl alliirten als neutralen, wird nicht die geringste Kommunikation mit dem Lande gestattet werden; sie sollen, wir bei Quarantaine, unter schärfere Aufsicht gesetzt, und von den Kommandanten der Marine, sobald möglich, wieder in See geschickt werden.

Der Kriegsrath F. von Cölln.

Viele haben über den unglücklichen Krieg Preussens gegen Frankreich geschrieben; keiner aber muthvoller, sachkundiger, reichhaltiger, als Hr. von Cölln, der Verfaßer der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe, seit dem Tode Friedrich's II. — Er würde wenige Uebereilungen beangen, mehr Ordnung in seine Thatsachen gebracht, minder Wahrheit mit Irrthum vermischt — er würde ein für die Geschichte seiner Zeit und seines Vaterlandes klassisches, oder doch ein Werk von bleibendem historischen Werthe geliefert haben, hätte er länger daran feilen wollen. Aber dem Manne war das Wort zur rechten Zeit gesprochen, wichtiger, als sein eigener Ruhm. Ihm schien es verdienstvoller, den Zeitgenossen zu nützen, als der Nachwelt. Er war minder Schriftsteller, als empörter Patriot, da er den Untergang seines Vaterlandes, und die schwarzen Quellen des allgemeinen Verderbens sah.

Rezensenten von Metier, die ihre Einsichten figuriren lassen wollen, indem sie die Fehler eines Werks zur Schau führen, finden überflüssigen Stoff zum Tadeln. Diejenigen Helden und Nebenpersonen der großen Tragödie, welche, wie die Festungskommandanten von Magdeburg, Küstrin u. s. w. mit Schande überhäuft und an die Verachtung aller Nationen und der Nachwelt ausgeliefert wurden, werden Himmel und Erde gegen den Mann bewegen wollen, der ihre Namen der wohlthuenden Dunkelheit entriß. Andere, unschuldig in die Kategorie der Verworfenen geschleudert, auf bloße Gerüchte, Namensverwechselungen oder falsch verstandene Anzeigen hin, von ihm schwärzte Personen, werden sich rechtfertigen, und mit der Rechtfertigung allen Schimpf auf Herrn von Cölln zurückwälzen. Genug, er hat von seiner Arbeit Verdruß, Verfolgung und Haß, vielleicht auf Lebenszeit, zu erwarten. Es gebrach ihm nicht an Scharfblick, dieses selbst sehr gut vorauszusehen. Dennoch wagte er's. Er sprach die großen Wahrheiten aus, die falscher Patriotismus, feige Selbstsucht in Ewigkeit nicht gesprochen haben würden. Er durchriß selbst die Bühnen des namenlosen Elendes; durchstreifte die Kette der Schlachtfelder von Auerstädt bis Friedland, um Thatsachen zu sammeln, und gab diese, wie er sie fand.

*) Vlissingen war und nicht nur auf der beste Hafen des Reichs, sondern auch wegen ihrer Verdienste um die Unabhängigkeit des Staats, merkwürdig. Sie war die erste Stadt, die im Jahre 1572 ihre Wallonen verteidi, und sich für den Prinzen von Oranien gegen Spanien erklärte. Sie war noch einmal, wie seit 1795, in dem Falle, bald unter fremder Botmäßigkeit zu stehen, da sie nämlich an England als Pfand gegeben war, wovon die Thatsachen Oldenbarneveldt sie befreite — Ueberhaupt war die Provinz Zeeland in vielen kritischen Fällen immer dasjenige Mitglied des Staats, welches sich am wenigsten durch fremde Macht von seinen Grundsätzen abbringen ließ. So wie sie den westphälischen Frieden nicht genehmigte, und die einzige war, die dem entwürdigenden Traktate mit Cromwell nicht beitrat, wiewohl sie sich auch 1796 gegen die gänzliche Abtrennung von einem Theile ihres Territoriums.

Digitized by Google

Und wahrlich, oder man müßte den Glauben an die Menschheit verlieren, er hat die herben Wahrheiten nicht umsonst gesprochen. Er kann von sich mit Ueberzeugung glauben: „Du hast in dieser Zeit nicht vergebens gelebt!“ Seine Irrthümer werden, wie andere Nebel, zerstreut werden und vergessen sein. Seine Wahrheiten wirken aber, und müssen gewaltsam wirken. Er fixirte die öffentliche Meinung; er hat sie nicht erst gebildet.

Herr v. Cölln muß nicht als Schriftsteller beurtheilt sein, sondern als Geschäftsmann, der durch öffentliche Blätter operirt. Es gibt Flugschriften, die, obgleich schon nach vier Wochen wieder verloren und vergessen, mächtigern Einfluß auf das Schicksal eines Volkes und mehrerer Völker hatten, als die Ilias und Reneide mit der Unsterblichkeit ihres Ruhms seit den Jahrtausenden ihres Daseins. So müssen die viel besprochenen vertrauten Briefe angesehen werden. Viele haben das Genie eines Homer und Virgil, wenige aber den heroischen Sinn, die Ruhe eines ganzen Lebens daran zu opfern, für die Enthüllung einer Wahrheit, besonders bei einem Volke, das im Zeitalter der Selbstsucht lebt, und eben darum untergeht.

Es ist Pflicht der unbefangenen Zeitgenossen, das Verdienst anzuerkennen, um so mehr, je weniger es Aufmunterung von der großen Menge, und von den Thronen herab, erwarten darf. Da ist noch nichts verloren, wo sich Wahrheit noch nicht verkriecht. Da ist noch Heil zu erwarten, wo selbst die Mächtigsten noch die Stimme der Geschichte zu scheuen haben.

Friedrich der Große und Napoleon der Große.

Als der Eroberer Preußens am Sarge Friedrichs II in der Garnisonskirche zu Potsdam stand, und den Blick auf die Ueberreste des Außerordentlichen heftete, sprach er: „Wenn du noch wärest, wär' ich nicht hier.“ — Tausende hatten dies Wort früher gesagt, als Napoleon; aber in dem Munde des Siegers empfing es einen neuen Werth. Es war die Stimme seines Selbstgefühls in der Würdigung der ihn umgebenden Verhältnisse; — ein Wort, das ihn adelte.

Wer verbürgt es, daß nach Jahrhunderten nicht ein anderer Eroberer durch die Grabmäler von St. Denys wandelt, und zu Napoleon's Asche spricht: „Wenn du noch wärst, wär' ich nicht hier?“ Zeit und Schicksale können Staaten zerstören, nie aber die Heiligkeit eines großen Namens.

Es zeugt vom Verfall der Deutschen, daß sie zur Zeit der Auflösung ihrer Staaten selbst die Ehrfurcht vor den herrlichen Geistern verloren hatten, durch welche ihre Vaterlande einst gegründet und rühmlich wurden.

Da Napoleon der Große das Strebezimmer Friedrichs besuchen wollte, erschien er in Staatsuniform, und sein kriegerischer Hofstaat mußte ihn in Prachtkleidern dahin begleiten. So verstunlichte er, jaeten Gefühls, den Seinigen und den Ueberwundenen die Hochachtung, welche er für den erhabenen Preußen fühlte. Viele der Ueberwundenen selbst begriffen kaum den Sinn dieser Feierlichkeit; viele Schriftsteller Deutschlands entwürdigten mit unverständigem Tadel Friedrich's des Großen Andenken, wurden von einem großen Theil des Volks mit Beifall gelesen — nur die Feinde Preußens eheten Friedrich's Manen, und beschämten das entartete Geschlecht.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— • Aarau, 1 Hornung. Herr Joh. Rudolf Meyer hat zu Ende vorigen Monats, nur in wenigen Exemplaren, eine kleine künftelhalb Bogen starke Abhandlung: Spezielle Erörterungen über das Formale des Meyer'schen Werks und Auskunft über den Gang der künftigen Fortsetzung desselben, drucken, und mehreren der angesehensten deutschen, italienischen und französischen Naturforscher austheilen lassen. Bei seinem großen, für die Wissenschaft unschätzbar wichtigen Unternehmen, alle und jede Erfahrungen in der Naturlehre, systematisch geordnet, in höchster Vollständigkeit bis auf das Jahr 1807 darzustellen — so als die gesammten Schätze der ersten alter Wissenschaften bis auf diesen Zeitpunkt, wie sie seit Jahrtausenden von zahlreichen Naturforschern einzeln aufgefunden wurden, in lichtvoller Verbindung zu vereinen — kam es ihm auf die möglichste Vollendung an, da er sein mehr denn zehn Jahren mit unsaglichem Aufwande nur diesen Zweck verfolgte. Die ersten Bande des Werks sind erschienen. Der größere Theil der Beurtheiler scheint in Hrn. Meyer's Plan nicht wohl eingedrungen zu sein, indem manche, ganz an falschen Orten, das Verhalten von Körpern suchten, und sie dann vernachlässigt zu sein glaubten.

In der oben erwähnten kleinen Schrift entfaltet Hr. Meyer nun den Plan seines Werkes ausführlicher, und fordert die Physiker, welchen er sie zusendet, auf, ihn zu belehren: Ob noch in Hinsicht des Allumfassenden etwas zu thun möglich sei? Ob die Norm der Ausstellung vollkommner gedacht werden könne? Ob in Hinsicht auf Zweck, Brauchbarkeit, Anwendbarkeit liegend etwas zu bessern sei? — Er will nicht seinen Ruhm, er will das Vollendete für die Wissenschaft.

Unterredungen in solcher Art, von solchem Aufwande, solcher vielfältigen Ausdauer und so vieler Selbstverläugnung begleitet, gehören zu den seltensten Erscheinungen in der Literargeschichte, und verdienen die Unterstützung jedes Mannes der Wissenschaft.

— — • Vor vierzehn Tagen starb in Basel eine Witwe Fäsch, in einem Alter von vierundachtzig Jahren. Sie war die leibliche Tante des französischen Kardinals Fäsch, der vor ohngefähr zehn Jahren, während seines Aufenthalts in Basel, bei ihr wohnte.

Digitized by Google

Aus Italien.

— * Rom, 14 Jänner. Es wird Sie interessiren, daß man an der alten appischen Straße, wo Canova auf seine Kosten graben läßt, eine schöne Ara und eine Statue in konstantinischer Kleidung gefunden hat, die, wenn sie auch nicht zu denjenigen vom ersten Range gehört, doch immer zu den guten gezählt werden kann. Sie befand sich ehmals auf dem Grabmal des Marcus Servilius, und auch der fehlende Kopf ist entdeckt worden. Tacitus spricht von diesem Manne, im vierzehnten Buche seiner Annalen. Vielleicht haben Sie den altern Autor nicht gleich bei der Hand. Ich setze Ihnen deswegen lieber gleich die ganze Stelle her.

Sequuntur virorum illustrium mortes, D. Afri et M. Servilii, qui summis honoribus et multa eloquentia viguerant. Ille ornando cautus, Servilius dici foro, nox tradentis rebus Romanis celebri, et elegantia vitae, quam clariorum effecit, ut par ingenio ita morum diversus.

So zieht der klassische Boden immer noch etwas hervor, das unser Interesse erweckt.

Metereologische Beobachtungen im Aargau. Jänner 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	26. 9 5/10	26. 8 7/10	— 3	— 1	— 2	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	26. 6 5/10	26. 6 8/10	— 2	+ 2	+ 1	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 6 2/10	26. 7 5/10	+ 3	+ 4	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	S. W.*	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
4	27. 4/10	27. 8/10	0	+ 3	+ 2	Schnee	—	—	Reif	S. W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
5	27. 2 5/10	27. 2 6/10	— 3	0	— 2	—	—	—	Reif	N.	N.	—	heiter	heiter
6	27. 2 4/10	27. 2 5/10	— 1	+ 3	+ 2	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 3 2/10	27. 3 2/10	+ 2	+ 4	+ 2	—	—	—	—	S. O.	S. O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
8	27. 4 1/10	27. 4 1/10	+ 1	+ 3	+ 1	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
9	27. 4 1/10	27. 4	0	0	— 1	—	—	—	—	S. O.	N. W.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
10	27. 3 8/10	27. 3 8/10	+ 1	+ 1	+ 1	—	—	—	—	N. W.	S. O.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
11	27. 2 3/10	27. 1 2/10	0	+ 1	+ 1	—	—	Regen	—	N. W.*	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	26. 8 8/10	26. 9 1/10	+ 2	+ 1	0	Regen	Regen	Schnee	—	W.*	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 4/10	27. 2/10	— 4	— 1	— 2	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
14	26. 9 1/10	26. 6 1/10	— 4	+ 2	+ 1	—	R. u S.	—	—	N. W.*	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
15	26. 7 3/10	26. 7 2/10	— 1	0	— 2	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.*	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 9 7/10	26. 9 8/10	— 3	0	— 1	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	26. 9 8/10	27. 6/10	— 1	0	— 1	Schnee	—	Schnee	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
18	27. 2	27. 2	— 1	0	— 1	—	—	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 1 9/10	27. 2 1/10	— 1	0	— 2	—	—	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
20	27. 4/10	26. 9 7/10	— 3	— 1	— 2	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 7 7/10	26. 7 2/10	— 2	+ 3	— 1	—	Schnee	Schnee	—	N. W.	N.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
22	27. 2/10	27. 8/10	— 2	+ 1	— 1	Schnee	Schnee	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 7/10	27. 4/10	— 2	+ 1	— 2	—	—	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 2/10	27. 3/10	— 2	+ 1	— 2	—	—	—	—	N. O.	N.	—	bewölkt	bewölkt
25	26. 8 9/10	26. 7 5/10	— 3	— 1	— 3	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	26. 5 6/10	26. 4 6/10	— 2	+ 3	— 2	Schnee	Schnee	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
27	26. 6	26. 8 8/10	— 2	0	— 2	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
28	26. 9 3/10	26. 8 9/10	— 2	+ 3	+ 2	—	—	—	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 8 7/10	26. 9 3/10	+ 2	+ 1	+ 1	Regen	Regen	R. u S.	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
30	26. 9 8/10	26. 9 9/10	+ 2	+ 2	+ 1	R. u S.	R. u S.	R. u S.	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
31	27. 5/10	27. 1 3/10	+ 4	+ 6	+ 5	R. u S.	Regen	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Der heftige Wind am 3 war vielleicht nur noch Erschütterung der Atmosphäre durch das schreckliche Gewitter, welches in Frankreich wüthete, besonders im Departement Des Landes. Der Strahl fuhr in die Kirche von Puyarrin, in die Kirchen zu Lagor und zu Pontacq, wo viele Personen getödtet oder verwundet wurden.

Der Sturm in der Nacht vom 14 zum 15 war auf dem atlantischen und Mittelmeere sehr verwüstend; er riß Schiffe in den Grund und zersprengte Flotten. An den Nordküsten Frankreichs und verschiedenen Gegenden Hollands durchbrach das empörte Meer die Dämen, und verheerte auf mehrere Jahre die Ufer. Die Stadt Ostende ward von den Wellen überschwemmt; auf den Straßen stand das Wasser ein Meter hoch. Die ungewöhnlich hohe Fluth des Meeres setzte die Stadt Mitrlingen unter Wasser, da und auf der Insel Walchern kamen über zweitausend Menschen dabei ums Leben. Eben so zu Middelburg, Rotterdam und an andern Orten. Der Schade ist unaussehen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 12. — den 10 Februar 1808.

Miszellen aus Neapel.

(Aus einem Briefe vom 18 Januar.)

Neapel hat einen seiner geschicktesten Künstler, den Landschaftsmaler Pequignon verloren. Er hatte die Natur studirt und vollendete mit großem Fleiße. Seine Zeichnungen waren von einer nicht gewöhnlichen Eleganz, und faß seinen Gemälden vorzuziehen. Er besaß eine interessante Sammlung von kleinen nach der Natur gezeichneten Figuren, und eine Menge architektonischer Entwürfe, wie sie der Landschaftsmaler braucht, mit äußerster Delikatesse, Richtigkeit und vielem Geschmack gezeichnet, und zum Theil von ihm erfunden. Er hatte die Idee, diese Sammlung bestweise bekannt zu machen, die nun wahrscheinlich für die Kunst verloren geht. Er führte kein glückliches Leben, obgleich er Freunde hatte, die sich seiner annahmen. Er starb an der Schwindsucht, und diese war vielleicht die Folge einer Gewöhnung, die geradezu dieses Uebel, das keine Erbitung verträgt, vermehren mußte.

Herr Schweikle aus Stuttgard hat seinen Amor, eine reizende Statue halber Größe, um 1500 neapolitanische Dukaten verkauft, aber, wie es heißt, nicht für Rechnung des Hofes. Es ist dies eben die Figur von der Hr. Kotzebue, in seinen Bemerkungen auf einer Reise von Riga nach Rom und Neapel, sagt: „Die Löwin gebiert nur einen Jungen, aber es ist ein Löwe.“

Endlich ist der Gigante, eine plumpe, kolossale Figur, die vor dem königlichen Palast stand, und den schönen Platz seit langem verunzierte, weggeschafft worden, und man hat die Straße, die nach St. Lucia hinunter führt, um ein Beträchtliches erweitert, wodurch das Ganze viel gewonnen hat.

Die neue Straße, die über Capo di Monte nach Aversa angelegt wird, hat bereits den Namen Strada Napolcone erhalten. Sie ist bis auf einige Meilen von der Stadt schon ziemlich befahrbar, doch wird es noch eine Weile währen, bis es unter den Fenstern des Palastes von Capo di Monte, der ausgebessert und ausgebauet werden soll, so lebhaft aussehen wird, wie bei Capo di China, wo bis jetzt die alte Straße nach Rom vorbeizieng. Wenn jener neue Weg vollendet sein wird, so kommt man von Rom her durch eine, der Piedigrotta (auf Pausilippo) ähnliche, aber nur ein Zwölftheil so lange Grotte in die Stadt hinein. Das vorzüglichste an der neuen Straße dürfte dieses sein, daß sie in der Nähe der Stadt und des genannten Schlosses eine Reihe herrlicher Aussichten auf Land und Meer öffnet.

Durch ein erschienenes Dekret vom 4 Januar hat König Joseph die sämtlichen Pompeji bedeckenden Ländereien an sich gebracht. Er erklärt, daß diese Ländereien blos zum Aufgraben von Alterthümern bestimmt bleiben und daß die Eigenthümer durch Anweisungen auf die in der Nähe gelegenen Krongüter, nach unpartheiischem Anschlag ihrer Einbuße, entschädigt werden sollen. Dies ist für alle diejenigen, die sich für alte Kunst interessiren, eine um so wichtigere Nachricht, je unbegreiflicher es war, daß die ehmalige Regierung, bei aller möglichen Verschwendung, die Unkosten scheute, die zum Hervorgraben des übrigen Theils der von der Vesuvasche verschütteten Stadt Pompeji erfordert worden wären. Während der Anwesenheit der französischen Truppen in Neapel, als Ferdinand und Karoline nach Sizilien geflüchtet waren, ließ ein französischer General den Versuch machen, weiter zu

Digitized by Google

graben. Man entdeckte ein Haus, das eins der schönsten bisher aufgedeckten war, und Fresken, reizende Mauermalereien hatte. Außerdem wurden eine Menge anderer Sachen, Geschirre, Ringe u. s. w. gefunden.

In einem französischen Blatt sind einige neue Züge aus dem Karakter der Gewohner Sizilieni erschienen. Die ganze Stelle ist aus einem kürzlich bekannt gewordenen Werke genommen, das obngefähr den Titel führt: „Feldzüge oder Ebenthever eines deutschen Offiziers, der Adjutant des Prinzen von Hessen-Philipsthal, des Vertheidigers von Gaeta, war, und als solcher diesem nach Sizilien und zuletzt nach Kalabrien folgte, wo er in einem Gefechte von den Franzosen gefangen wurde."

Heute noch gehe ich nach Pompeji, um zu sehen, ob etwas dort geschieht, und worin es besteht! und aus dem erwähnten Werke sollen Sie einige Auszüge lesen, sobald ich es in die Hände bekommen kann.

Die neuesten Nachrichten von Louisiana.

Louisiana ward im Jahre 1803 von Spanien an Frankreich abgetreten. Am 30 November desselben Jahrs nahm der französische Regierungskommissär Laussat von dem Lande Besitz, welches ihm der Marquis Caza Calvo und der damalige Gouverneur Don Salcedo im Namen des Königs von Spanien übergaben. Aber schon am 20 Dezember des gleichen Jahrs mußte Laussat diese weitläuftige Provinz wieder den Kommissarien der vereinigten Staaten von Nordamerika, den Herren Claiborne und Wilkinson, abtreten, da Frankreich das Land nur empfangen hatte, um es dem amerikanischen Freistaat zu geben.

Seitdem bereisete ein französischer Gelehrter, Hr. C. C. Robin, dies unermeßliche Gebiet, und gab uns davon einige sehr interessante Nachrichten in seinem zu Anfang dieses Jahrs erschienenen Werke. *) Er bewanderte jene Gegenden in den Jahren 1802 bis 1806. Seine Reisebeschreibung ist für den Botaniker besonders interessant; er hat sie mit einer Flora Luisiana verbunden. Aber auch für den Staatsmann und Weltweisen hat sie manche Details, von denen wir unsern Lesern einige der vorzüglichsten ansheben.

Nur vorläufig wollen wir noch einige Thatsachen zur frühern Geschichte dieses Landes mittheilen, so weit sie Raynal kannte.

Erst im Jahre 1673 ward der große Missisippistrom von einigen in Quebek ansäßigen Franzosen entdeckt. Ein gewisser Lasale verfolgte die Entdeckungen im Jahre 1682 bis zu den Mündungen des Stroms im mexikanischen Golf, und überredete darauf die französische Regierung leicht, in diesem neuen, fruchtbaren Lande Kolonien anzulegen. Man nannte es Louisiana. Die Kolonien, deren Anlegung und Organisation äußerst leichtsinnig unternommen waren, gedieben daher auch schlecht. Erst durch das fantastische System des Schotten Law empfingen diese Pflanzstätten Frankreichs neuen Ruf. Der Missisippihandel war das Feldgeschrei aller französischen Spekulanten in den Jahren 1718 und 1719. Das Fieber aber verlor sich. Die Kolonien wuchsen eine um die andere langsam an. Inzwischen Frankreich glaubte nicht daran, beträchtliche Vortheile von ihnen ziehen zu können, und trat sie in einer geheimen Konvention vom 3 Nov. 1762 an Spanien ab. Die Konvention ward aber erst 1769 vollzogen.

Von nun an hören wir die Erzählung Robins.

Geschichte Louisiana's unter der spanischen Regierung.

Am 19 Aug. 1769 also nahm der spanische General Orelly von Louisiana Besitz. Alles unterwarf sich ruhig der neuen Herrschaft, die im Vertrage gelobt hatte, die Louisianer nach ihren Gesetzen, Gebräuchen und Vorrechten zu regieren. Freilich sahen die französischen Kolonisten nicht ohne Gram auf ihren Mutterstaat zurück, der sie an Fremdlinge verhandelt hatte. Orelly (eigentlich ein geborner Irländer) merkte es. Er lud eines Tages die vornehmsten Einwohner zu sich, man glaubte zu einem Gastmal. Sie traten sich. Er ließ zwanzig von ihnen verhaften und füsilliren. Der Unmensch blieb nicht lange auf diesem Boden, den er mit dem unschuldigen Blute der achtungswürdigsten Familienhäupter besudelt hatte. Vom Fluche der Amerikaner verfolgt, schlich der Elende nach Europa zurück.

Sein Nachfolger, Don Luigi Unzaga, Generalkapitän der Havannah, that alles, die Erinnerung an den greuelhaften Meuchelmörder zu verlöschen. Er bereicherte die Kolonien, indem er ihren Schleichhandel mit den Engländern duldete. Diese Handelsfreiheit erweiterte schnell die Pflanzungen, und erhob besonders den Flor von Pointe Coupée, jetzt eine der blühendsten Kolonien Louisiana's.

Dem sanften, toleranten Unzaga folgte ein junger Oberst, Don Bernardo Galvé, Neffe des damaligen Kriegsministers. Er lebte nur für Feste, Glanz und Freuden, war populär, liebenswürdig, und brachte seinen Geschmack den Louisianern bei. Ihre Sitten, ihre Oekonomie freilich gewannen dabei nicht; aber man liebte ihn. Man folgte ihm willig gegen die Engländer in den Krieg, da Spanien, wie Frankreich, die nordamerikanische Revolution unterstützen wollte. Mit wenigen Truppen machte Galvé beträchtliche Invasionen, und ward Eroberer von Pensacola. Sein König belohnte ihn für diese Siege mit den Würden eines Generallieutenants und Generalkapitäns der Havannah. Bald darauf empfing er das glanzvolle Amt eines Vizekönigs von Mexiko. In dieser Stelle starb er.

Nach ihm ward der Oberst Miro, einer seiner Waffengefährten, Gouverneur, der Louisiana vom Jahre 1782 bis 1792 friedlich regierte. Er ward, der die Stadt Neu-Madrid und die Befestigungen von Nogales, etwas unterhalb der Mündung des Obio, bauen ließ. Die Gegend ist zum Ackerbau, durch die Güte des Bodens, und zum Pelzhandel, wegen der in der Nähe wohnenden Indianer, vortrefflich. Die Ko-

*) *Voyages dans l'intérieur de la Louisiane, de la Floride occidentale et dans les îles de la Martinique et de St. Domingue, pendant les années de 1802 — 1806 etc. Par C. C. Robin.* Paris 1807. 3 Bände in 8. Da ohne Zweifel auch diese Reise ihren deutschen Uebersetzer finden wird, wünschen wir nur, daß sie in die Hände eines in der Naturgeschichte bewanderten Mannes falle, der die leeren Deklamationen des Verfassers verkürze, und die patriotischen Aufsätze desselben wegstreichen könne.

Digitized by Google

lonien gewannen neues Leben. Nur Neu-Orleans, des Landes Hauptstadt, erlubr ein trauriges Schicksal. Sie brannte durch einen sonderbaren Zufall im Jahre 1788 fast zur Hälfte ab.

Am Charfreitage nämlich hatte Don Hacienda, königlicher Schatzmeister, zu seiner größern Erbauung Fest in der Hauskapelle gehabt. Die heilige Jungfrau, mit prächtigen Gewändern angethan, als sie wohl beim Tode des Gottmenschen getragen haben mag, und von einer Menge brennender Kerzen umgeben, fing Feuer, während der fromme Schatzmeister mit andern Gästen fröhlich zu Tische saß. In wenigen Stunden lag ein Drittheil der ganzen Stadt in Asche: man muß aber wissen, daß die Häuser blos von Holz waren, das noch dazu sehr dürr und brennlustig war.

Miro ward im Gouvernement vom Baron de Carondelet, aus einer flamändischen Familie stammend, abgelöst. Dieser Mann, der Louisiana zur Zeit der französischen Revolution regierte, und alle Vorsicht nöthig hatte, in dieser ursprünglich von Franzosen bevölkerten Landschaft Insurrektionen zu verhüten, die der Nabobmungsgeist wecken wollte, betrug sich mit einer Klugheit und Mäßigung, die nicht genug zu loben ist. Er befestigte Neu-Orleans, legte mehrere Forts in der Provinz an, machte sich durch Erbauung von Galeeren zum Meister der Mississipi-Schiffahrt, und organisirte die Milizen ganz neu. So gewann er Ehrfurcht und Vertrauen, ohne jemals Strenge zu zeigen. Ihm dankt die Stadt Neu-Orleans, die 1795 noch einmal abbrannte, breitere Bauart, Straßenbeleuchtung, ein französisches Theater (das von St. Domingo hieher geflüchtet war); ihm dankt die Provinz den Flor des Landbaues, besonders erhob sich unter seiner Administration die Kultur der Baumwollenstaude und des Zuckerrohrs; ihm dankt das Land bessere, schnellere, kraftvollere Justizpflege.

Mit Thränen sah Louisiana den edeln Mann von sich scheiden, da er 1797 nach Quito in Peru ging, von seinem Monarchen dahin versetzt. Der Mann, welcher ihn ersetzen sollte, Don Gajoso, vorher Souverneur der Natchez in Louisiana, war ein ökonomischer Mensch, ohne Karakter. Er starb in Schulden. Zum Glück dauerte sein Amt nicht lange. Ihn löste der letzte spanische Souverneur, Don Saledo, ab, der Louisiana wieder an Frankreich im J. 1803 zurückgab.

Während dieser vierundzreißigjährigen Periode spanischer Herrschaft hatte sich der Karakter des Franzosen gar nicht geändert. Ihr Humor, ihre Sitten, Alles blieb, wie es war, und nahm nichts von der spanischen Gravität an. Man sprach auch nur französisch; spanisch gar nicht.

Uebergabe Louisiana's an Frankreich und an die vereinigten Staaten.

Der französische Regierungskommissär Laussat, erzählt Hr. Robin, war schon in Neu-Orleans, als ich hier ankam. Sein Geschäft bestand blos im Empfangen und Wiedererbieten der Provinz; seine Anwesenheit wurde durch eine Reihe von Festen bezeichnet, die durch die Anmuth seiner Gemahlin erhöht wurden. Die Louisianischen Damen erscheinen bei denselben mit einer Pracht und Eleganz, die man in solcher Kolonie kaum hätte erwarten sollen, und sich nur mit dem Glanze in einer französischen Hauptstadt vergleichen ließen. Die erhabenen Gestalten dieser schönen Töchter Louisiana's, ihr weißer, reiner Teint, gehoben noch durch die leichten, mit Blumen und kostbaren Stickereien geschmückten Gewänder, gaben jenen Festen ein feenartiges Ansehn, Geschmack und Luxus wetteiferten hier.

An dem Tage, da Louisiana wieder an die vereinigten Staaten abgetreten wurde, ging ich auch Rathhaus, wohin die beiderseitigen Deputirten sich begeben mußten. Während man allerlei Vorbereitungen zu der Feierlichkeit traf, wandelte ich mit Hrn. Laussat auf der Gallerie, von welcher man den öffentlichen Platz der Stadt übersieht. Unser Gespräch beschäftigte sich mit den Folgen des Akts, der jetzt vollzogen werden sollte. Er war sehr bewegt. Ich war es nicht minder. *)

Hr. Laussat sprach zum Volke. Er entband es seines Eides gegen Frankreich. Man las Betrübniß in den Gesichtern der Menge. Unterdessen hieg die aufgepflanzte französische Fahne langsam nieder, und die der vereinigten Staaten erhob sich allmählig. Bald darauf nahm ein französischer Militär die erste, wickelte sich darin, und trug sie in die Reihen seiner Truppe. Die amerikanische Fahne blieb lange verwickelt stehn, trotz aller Kräfte, sie hinaufzuziehen. Es war, als fürchtete sie sich, die Stelle derjenigen einzunehmen, der sie ihre ruhmvolle Unabhängigkeit verdankte. Eine stille Unruhe herrschte in diesem Augenblick unter allen Zuschauern, die den Platz erfüllten, die sich auf den Gallerien drängten, oder auf den Balcons und in den Fenstern. Erst als die Fahne ganz in die Höhe gezogen war, schalte plötzlich von einer einzelnen Gruppe her ein durchdringendes Hussah: Aber dies Scheiten und Hutschwingen der Wenigen machte nur das finstere Schweigen und die Unbeweglichkeit der größern Menge um so auffallender. Franzosen und Spanier standen düster da. Sie hatten nur Thränen. —

Als ich nach einer viermonatlichen Abwesenheit wieder nach Neu-Orleans kam — wie hatte sich da schon unter der nordamerikanischen Regierung so manches geändert! Die Stadt gewann ein reinlicheres Ansehn, man besserte die Straßen aus, fegte die Kanäle, um dem Wasser bessern Abfluß zu geben. Die Krämerbuden hatten sich vermehrt; überall ward gebauet, und täglich kamen neue Anglo-Amerikaner an.

Sonst hatte man nur eine einzige Zeitung, die ein alter Schauspieler vom Kap, Namens Fontaine, unter dem Titel des Moniteur de la Louisiane, ein- oder zweimal die Woche, herausgab, wozu er aber kaum achtzig Abonnenten in der ganzen Provinz zusammenbringen konnte. Jetzt erschienen schon Ankündigungen von einer ganzen Menge Zeitschriften. Wunder versprach unter andern ein gewisser Beleurgy, der unter dem Titel: Der Telegraph, ein periodisches Blatt herausgeben wollte. Seinen Beruf zu solchem Geschäfte beweiset er auf eine komische Art in folgender Stelle seiner

*) Hr. Robin schaltet hier eine Diatribe über die Härte und Naturwidrigkeit der Notorietas eines Volkes wider seinen Nachbarn an ein andres ein. Unnöthig weitere, unpassich schöner, drucke diese Verurtheilung über den Völkerhandel der Römer, Raynal (Hist. philos. des établ. dans les deux Indes, T. III, L. 16, ch. 10) aus, und merkwürdig genug, ebenfalls bei der Gelegenheit, da Frankreich gewinnen an Spanien abtritt.

Digitized by Google

Annonce: „Buchdrucker seit vierundzwanzig Jahren, fünf Jahre lang Bewohner der Antillen, sieben Jahre lang Bewohner der vereinigten Staaten, glaub' ich hierin Titel genug zu finden, um alle diejenigen, welche mich mit ihrem Abonnement beehren, sicher zu machen, daß ich — in der Behandlung der Lokalgesetze nicht unaefehrt sein könne" u. s. w.

Man organisirte die Miliz en. Es präsentirten sich mehr Offiziere als Soldaten.

Die nordamerikanische Regierung installirte sich inzwischen; Fremdlinge, mit Sprache, Brauch und Gesetzen des Landes unvertraut, erhielten alle Stellen. Die guten Louisianer konnten sich ihren Behörden folglich nicht verständlich machen. Bei allen Difakterien und Tribunalen mußten theuer bezahlte Dolmetscher angestellt werden.

Ich hatte auf Verlangen eine Schutzschrift für Beibehaltung der französischen Sprache in der Louisiana aufgesetzt. Der Herausgeber des Moniteurs, Hr. Fontaine, wagte nur nicht einmal, ohne Erlaubniß der Regierung, Auszüge davon in sein Blatt aufzunehmen — seltsam genug für eine republikanische Regierung, und für Grundsätze, wie die nordamerikanische Konstitution sie aussprickt!

Aber die Louisianer hatten sich bald über mehr, als dies, zu beklagen. Es war ihnen um die Einfuhr afrikanischer Neger für den größern Flor ihrer Zuckerplantagen zu thun. Sie sandten drei Abgeordnete, die Herrn Destrehan, Saupé und Derbigny, mit großen Unkosten an den Kongreß. Diese aber wurden so kalt und schnöde empfangen, und so verächtlich abgewiesen, daß sie davon die klägliche Schilderung, selbst im Louisianischen Moniteur vom 25 Mai 1805, abdrucken ließen für ihre Kommittenten. „Wir wurden" sagen sie darin, „vom Kongreß oder seinem Ausschuß Tage und Wochen lang nicht angehört. Die Interessen Louisiana's waren kaum beachtet, dagegen ward alle Zeit für den Prozeß eines einzigen Menschen verschwendet. Endlich, als die Sessionen zu Ende gingen, fabrizirte man für Louisiana in aller Eil eine Regierung, gegen welche wir nicht aufgehört hatten, als unserer Lage, unsern Verhältnissen durchaus widersprechend, zu protestiren."

Seitdem ist Mißmuth und Verwirrung im Lande. Ein Heer von Advokaten und Fremden zog herein. Vor den Gerichten wird französisch und englisch plaidirt. Der Louisianer verliert in der Regel seinen Handel, wenn er gegen einen Fremden klagt, oder auch nur einen Louisianischen Advokaten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variet äten.

Aus Frankreich.

— * Der würdige Antiquar Millin sollte auch die Alterthümer einmal in den Rheindepartementern besuchen. Hier sind' er vielleicht mehr, als in dem übrigen Frankreich, zusammen. Die Deutschen bietten in neuern Zeiten immer viel auf die Alterthum, wie alle Völker, wenn sie trif um Unterkunft sind, oder wie Gerste, die am liebsten an ihre Kinderjahre denken, oder wie verdienstlose Edelleute, die von den Wurzeln ihres Stammbaums am ermüdlichsten fantasiren.

Ohnweit Saarbrücken, eine Viertelstunde von Spiesen westwärts, sieht man aus den Waldungen ein wohlgebautes Jägerhaus mit einer Ziegelhütte, wo ich wider Vermuthen einen römischen Grabstein als Grundlage des holzernen Pfeilers der Heerstätte fand. Als ich fragte, woher der Stein gekommen, sagte man mir, er sei bei der sogenannten Heidenkapelle auf dem Imbertsberge gebolt worden. Und dieser Berg — denken Sie nur — heißt Eimersberg. Das klingt ja bald, wie Berge des Elmar, und dieser Elmar wäre vielleicht ein alter deutscher Gebieter dieser Höhen gewesen. Aber sein Gedächtniß ist mit den Gesängen seiner Barden verschwunden.

Rechts von der Straße nach Saarbrücken, bei dem Weiler Rentrisch, steht ein pyramidenförmiger zehn bis zwölf Schuh hoher Sandstein aufgerichtet, den man Spillstein nennt. Was ist er? — ein römisches Denkmal wie der Eichelstein zu Mainz? Nein, dafür ist er zu ungeformt. Ein altdeutsches Denkmal? Eher; denn ein Bardenberg stößt daran, und eine Bloskelda wäre nahe dabei. Oder bezeichnet dieser Stein das Grab eines Helden, wie Ossian besingt?

— Der französ. Schriftsteller Jerome Charlemagne Fleurian, geboren in Bretagne, starb den 12 Okt. 1807 zu Paris. Er war der Verfasser von den im Jahre 1785 erschienenen, und in England durch einen Parlamentsbeschluß (26 Febr. 1788) zum Scheiterhaufen verdammten Briefe Figaro's in Spanien. Dies an sich sehr werthvolle Buch ward in verschiedene Sprachen, auch in Deutschland, übersetzt, où l'on traduisit tout, wie der Mercure de France weislich bemerkt, der nächstens für Frankreich (ob l'on estropie tout) von Hrn. Lemmermands (Zimmermanns) Almanach der Reisen einen kurzen Auszug veranstalten will.

— Ein Hr. A. L. Guillontet hat eine neue Theorie des Lebens zu Paris herausgegeben. Linné sagte: die Mineralien wachsen, die Pflanzen wachsen und leben, die Thiere wachsen, leben und empfinden. Hr. Guillontet drückt den Satz jetzt so aus: die Mineralien leben; die Pflanzen leben und empfinden; die Thiere leben, empfinden und denken. Er gibt sich übrigens viel Mühe, die Steine zu beseelen und die Thiere zu begeistern.

Erinnerung.

Daß anonym eingesandte Aufsätze kein Zutrauen verdienen, sie mögen Thatsachen enthalten, welche sie wollen, fühlt jeder leicht selbst. Dahre nahm ich bisher keinen derselben in dies Journal auf, und werd' es auch nie. Dies zur Erinnerung an die Ungenannten, welche der Weltkunde mit ihren Beiträgen bereichern wollten.

H Zsch.

Berichtigung.

In der Stelle aus dem Tacitus (*Annal. L. XIV*, 19) in Nr. 12 der Weltkunde, S. 44, muß man lesen: *Ile* orando *causas*, *Servilius* diu *foro*, *mox* tradendis *etc.* statt: *Ile* orando *causas*, *Servilius* dici *foro*, *mox* tradentis *etc.*

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 13. — den 13 Februar 1808.

Miszellen aus Rom.

(Aus einem Briefe vom 18 Januar.)

Noch sind die fünf im vorigen Jahre kanonisirten Heiligen und Heiliginnen nicht vergessen. Ihnen zu Ehren hielt am letzten Sonntage die Gesellschaft der Arkadier eine eigene Sitzung, und sie sind nun auch in Sonetten aller Art verewigt. Eine ähnliche poetische Todesfeier wurde vor einigen Wochen zu Ehren einer im vorigen Jahre verstorbenen römischen Matrone, einer gewissen Pezzelli, gehalten. Diese Frau galt für ein baldes Wunder von Gelehrsamkeit, und man sagte ihr nach, daß sie unter andern in der Mathematik und in der griechischen Sprache bewandert gewesen sei. Ihr vorzüglichstes Verdienst bestand aber wohl darin, daß sie eine Töchterschule hielt; daß sich in ihrem Hause ein ausgesuchter Zirkel von Gelehrten oder gebildeten Personen zu versammeln pflegte, und daß sie eine gute und verständige Frau war. Ihre Freunde stellten zu ihrem Andenken eine ausserordentliche Versammlung an, bei welcher ein Panegyrikus vorgelesen und eine Menge Sonetten und anderer Gedichte zu ihrem Lobe deklamirt wurden. Man hatte sich bemüht, diese in so vielen Sprachen, als möglich war, aufzutreiben. Selbst hebräische und griechische Verse waren darunter, und man bedauerte, daß kein deutscher Dichter sich dazu hatte verstehen wollen. Ohne Zweifel würde aber das deutsche belacht worden sein, wie es beim Vorlesen eines englischen Gedichtes der Fall war.

Dennoch läßt man, so sehr auch die Italiener für ihre Nation eingenommen sind, den Deutschen immer mehr Gerechtigkeit widerfahren. Seßner's Idyllen, von denen wenigstens drei Uebersetzungen erschienen sind, trugen das meiste dazu bei, daß man nun auch den Deutschen eine Stelle im Parnaß einräumt. Bisher hatten sie nur den Ruhm, gute Physiker und Chemiker zu sein; jetzt hört man wohl gar von ihrem gran Klopperokke reden.

In Ansehung der Musik ist man, besonders seit Cimarosa's Tode, bis zur Bewunderung der deutschen Musikkunst gegangen. Haidn's und Mozart's Meisterwerke sind in den Händen aller Liebhaber, und die Prinzessin Corredori, eine Wienerin, die vor ihrer Verheirathung mit vielem Beifall auf dem Theater sang, trug erst vor kurzem, bei Anlaß eines Privatkonzerts, den Ruhm davon, sie habe es im Gesange bis zu den Säulen des Herkules — kurz, bis zum non plus ultra — gebracht. Im vorigen Winter war eine deutsche Sängerin, M. Ekkart, der Liebling des Publikums, und auch für diesen Winter ist eine Deutsche, Mademoiselle Häser aus Dresden, angestellt. Eben so machte im vorigen Winter keine Theatermusik mehr Glück, als Kompositionen von Paer, und gegenwärtig wird unter den Komponisten, die für die Oper in Rom arbeiten, die Musik des Kapellmeisters Meyer am mehrsten geschätzt. Er ist in Parma geboren, aber von deutschen Eltern und empfing seine frühere Bildung in Wien.

Unter den prosaischen Stücken, die das Theater Valle gibt, sind häufig solche, die nach deutschen Verfassern bearbeitet wurden, und sie sind beliebt. Erst vor wenigen Tagen gab man die Spieler von Böhl, und die beiden Klingsberge von Kotzebue. So sind von Iffland und Klinger mehrere Stücke aufgeführt worden. Daß sie bisweilen italienisirt werden müssen, und auch dann nicht als Probe des guten Geschmacks gelten können, versteht sich.

Digitized by Google

Bei aller dieser Vorliebe für die deutschen Produkte dürfte es doch noch lange dauern, ehe die Italiener sich entschließen mögten, dem Studium der deutschen Sprache zu gehören. Ueberhaupt ist es nicht Sache der Italiener, fremde Sprachen zu erlernen; aber die deutsche, die sie freilich im Ganzen — wenigstens in Rom — nur, oder hauptsächlich, durch die Schweizer kennen, dünkt ihnen der arabischen, koptischen und malabarischen jemlich gleichzukommen. Indessen gibt es doch selbst hierin schon einige wenige Ausnahmen, und vielleicht wird man um so mehr an den rauhen Klang der deutschen Sprache das Ohr gewöhnen, je mehr die italienische selbst jetzt einem gewissen Verfall naht. Häufig werden in der gewöhnlichen Ausdrucksweise französische Wortfügungen und Wendungen gebraucht, und die Schriftsteller affektiren eine Energie der Phrasen, die dem italienischen Wohllaute zuwider ist.

Alfieri hat dazu nicht wenig beigetragen. Seine gedrängte jetzt beliebte Sprache würde ehmals die schmelzenden Petrarkisten in Feuereifer gebracht haben, während jetzt auch selbst diejenigen, die ihm die Einführung von Barbarismen vorwerfen, es mit dem Beisatze thun: ihm, als einem Genio, sei so etwas zu gut zu halten.

Da ich nun einmal so vieles von dem steigenden Kredit der Deutschen Ihnen geschrieben habe, so darf ich nicht vergessen, daß die Bronze-Arbeiter, die Canova's kolossale Statue Napoleon's gießen sollen, auch wohl aus Deutschland verschrieben werden — wahrscheinlich dieselben, die unter des Professor Zauner's Leitung bei der Verfertigung der Statue Joseph's II arbeiteten. — Ausgemacht wird diese Arbeit zu, denjenigen gehören, die in unserer Zeit Epoche machen, und, wie es heißt, sind dem Künstler hunderttausend Scudi für die ganze Unternehmung von der französischen Regierung zugesichert. Außer jener Statue soll eine andere, wo Napoleon zu Pferde sitzt, in Bronze gegossen werden. Letztere ist für Neapel bestimmt.

Das Krönungsgemälde von David,

erstem Maler des Kaisers, Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion.

Der berühmte Meister der Horazier und des Sabinerraubs ist unter den vielen Künstlern, die Paris besitzt, allein gewürdigt worden, die vier Hauptmomente der Krönungsfeierlichkeiten: die Krönung, die Intronisation, die Adlerweihe auf dem Marsfelde, und die Ueberreichung der Schlüssel von Paris, darzustellen. Das erste dieser Gemälde ist vollendet, und zwar noch nicht öffentlich ausgestellt, doch aber schon vielen Personen gezeigt worden.

Um dem entfernten Leser dieses Gemälde, welches, auch ohne das hohe Interesse, das der Gegenstand desselben einflößt, schon als Produkt des ersten Meisters der neuern französischen Schule für den Kunstliebhaber äußerst interessant ist, so anschaulich als möglich zu machen, wollen wir eine detaillirte Beschreibung desselben versuchen.

Der gewählte Augenblick der Handlung ist der, wo der Kaiser seiner vor ihm knieenden Gemahlin die auf seinem Haupte einen Augenblick geruhete Krone aufsetzt. In diesem feierlichen Augenblicke sitzt der Papst auf einem an den Hochaltar gelehnten Sessel; zu seiner Rechten steht der Kardinal Legat, der Kardinal Braschi und ein griechischer Bischof. Auf den Seiten des Altars sind rechts die Kardinäle Fäsch und Cambaceres, links mehrere Prälaten, von denen einer die päpstliche Tiara hält. Weiterhin stehen rechts der Großfürst von Berg, und die Reichsmarschälle Serrurier und Moncey, mit der Krone, dem kaiserlichen Ringe und dem Mantel der Kaiserin; noch etwas entfernter der Großjeremonienmeister, der Reichsmarschall Bessieres, und andere hohe Beamte; links der Vizekönig von Italien, der Reichsmarschall Prinz von Ponte-Corvo, der Grand-Ecuyer, der Grand-Chambellan, der Grand-Veneur, der Archi-Chancelier und der Archi-Trésorier mit den Insignien. Mad. de la Rochefaucault, Dame d'Honneur, und Mad. de la Valette, Dame d'Atours der Kaiserin, halten die Schleppe des kaiserlichen Mantels; in einiger Entfernung von der Kaiserin stehen der General Mansouto, ihr erster Chambellan, und der Senateur Harville, ihr Chevalier d'Honneur.

Noch weiter, links vom Zuschauer, den man sich in dem mit dem Chor parallel laufenden Schiffe der Kirche denken muß, sind der König von Neapel, der König von Holland, die Königin von Neapel und die Königin von Holland, letztere mit ihrem jetzt gestorbenen Sohne an der Hand, die Prinzessin von Piombino, die Prinzessin Borghese, die Großfürstin von Berg, der Kardinal-Erzbischof von Paris, der allein, wegen seines hohen Alters, sitzt, ein Generalvikar und ein Kanonikus der Kirche Notre Dame. Am Eingange des Sanktuariums stehen die Reichsmarschälle Kellermann, Perignon und Lefevre mit der Krone, dem Zepter und dem Schwerdte Karl's des Großen, der Grand-Marechal du Palais Duroc, und einige andere hohe Beamte.

Der Hochaltar der Kirche ist isolirt, und von dem Hintergrunde des Chors entfernt. Dieser Raum, der sich auf fünf Stufen zu einer Plateforme erhebt, nehmen die fremden Gesandten und mehrere Geistliche ein.

Das Sanktuarium, in dem die Handlung vorgeht, hat im Chor vierundvierzig Fuß Länge, und achtunddreißig Fuß Breite. Die Leinwand, auf der der Maler die Handlung in der genannten Ordnung vorgestellt hat, ist dreißig Fuß lang und neunzehn Fuß hoch. Die Figuren des Kaisers und der Kaiserin, so wie alle auf demselben Grunde befindlichen Bilder, sind in Lebensgröße, daher die Figuren des Vorgrunds in etwas mehr als natürlicher Größe.

Die Mutter des Kaisers war nicht bei der Krönung gegenwärtig; dennoch hat sie der Künstler auf einer Seitentribüne, umgeben von ihrem Hofe, vorgestellt; andere Tribünen, ebenfalls unter den Bogen des Chors, sind mit Zuschauern besetzt.

Fast alle Bilder dieses großen Gemäldes sind Porteaits; vorzüglich gleichend ist das des Kaisers. Bewundernswerth ist die Treue, mit der der Künstler die Anmuth, die sich in dem feierlichen Augenblicke in der Haltung, und die Würde und die Rührung, die sich in dem Antlitze der Kaiserin zeigten, aufzufassen und darzustellen gewußt hat.

Auf den öffentlichen Tribünen, auf deren einer der Künstler sich selbst mit seiner Familie vorgestellt hat, erblickt man

Digitized by Google

noch eine Menge der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler. Auch diese sich in der Ferne verlierenden untergeordneten Figuren sind mit dem größten Fleiße behandelt, und ihre sprechende Aehnlichkeit ist ihr kleinstes Verdienst.

Ueberall ist das Kostüme auf das genaueste beobachtet. Der Künstler gesteht selbst, daß die langen Priestergewänder, der Purpur der Prälaten, der Putz der Frauen, und selbst die militärischen Kleider, seiner Arbeit günstiger gewesen sind, als er erwartete. Alle Kleinigkeiten der Kleidungen und der Krönungszierrathen hat er mit der größten Sorgfalt und täuschend nachgeahmt.

Die Farbe des Lokals ist so getreu dargestellt, und die Abstufung des Lichts so sorgfältig behandelt, daß die Figuren, die oft in großer Anzahl eine vor der andern stehen, sich eben so deutlich auf den hintersten Gründen wie auf dem Vorgrunde zeigen. Daß dieses keines der geringsten Verdienste des Gemäldes sei, wird jeder gestehen, der das der Beleuchtung so ungünstige Lokal, in dem die Feierlichkeit vorging, kennt.

Die neuesten Nachrichten von Louisiana.

(Fortsetzung.)

Bevölkerung der Louisianischen Kolonien, in den letzten Jahren der spanischen Administration.

Unter-Louisiana.

Neworleans und die Vorstadt: Weiße 3948 Seelen, Farbige freie Menschen 1335, Sklaven 2773 . 8056
(Laut Zählung vom Jahre 1803. Die Zahl ist offenbar aber zu klein angegeben.)

St. Bernard, oder Terre aux Boeufs . . . 661
(Die Einwohner sind aus den kanarischen Inseln hieher verpflanzt.)

Unterküste, oder la Ville à la Baltje . . . 2388
(Meist obngefähr 1200—1500 Sklaven.)

Gentilly und Bayou St. Jean . . . 498
(Mit obngefähr 1200—1500 Sklaven.

Cote d'en haut, oder Chapitoulas . . . 1444

Cote St. Charles, 1. der Deutschen: Weiße 689, freie Farbige 105, Sklaven 1620 . . . 2414
(Zählung von 1803.)

Cote St. Jean-Baptiste, 2. der Deutschen: Weiße 1261, freie Farbige 48, Sklaven 1204 . 2403
(Zählung von 1803.)

Cabahanocé, oder 1. der Akadier: Weiße 1584, freie Farbige 19, Sklaven 1139 . . . 2742
(Zählung von 1803.)

Lafourche de Cbetimachas, oder 2. der Akadier: Weiße 677, freie Farbige 13, Sklaven 464 . 1154
(Zählung von 1797. Seitdem hat sich die Volkszahl wohl um ein Sechstheil vermehrt.)

Valenzuela de la Fourche: Weiße 2367, Sklaven 375 . 2742
(Zählung von 1803.)

Iberville: Weiße 776, freie Farbige 8, Sklaven 314 . 1100
(Zählung von 1797. Hat sich gewiß seitdem einmahl um ein Sechstheil vermehrt.)

Galvestown: Weiße 213, freie Farbige 8, Sklaven 26 . 247

Petite Coupée, oder Fauße Riviere: Weiße 547, Sklaven 1603 2150
(Zählung von 1791. Jetzt steigt die Volkszahl gewiß über 3000.)

Atakapas: Weiße 2270, freie Farbige 210, Sklaven 1266 3746
(Zählung von 1803. Im Jahre 1789 betrug die Population 2017 Seelen.)

Opelousas: Weiße 1543, freie Farbige 103, Sklaven 781 2427
(Zählung von 1797. Jetzt aber zählt diese Kolonie über 600 Hausbattungen und bei 3000 Seelen; 300—400 Sklaven ungerechnet.)

Avoyelles: Weiße 336, freie Farbige 2, Sklaven 94 . 432
(Zählung von 1794.)

Rapides: Weiße 606, Sklaven 176 . . . 782
(Zählung von 1799.)

Natchitoches: Weiße 702, Sklaven 718 . . 1420
(Zählung von 1791.)

Ouachitas: Weiße 440, Sklaven 58 . . . 498
(Zählung von 1803.)

Concorde (ist eine erst im Entstehen begriffene Kolonie, wie Catacului, doch schon bevölkert).

Arkansas: Weiße 340, freie Farbige 3, Sklaven 47 . 390
(Zählung von 1797.)

Ober-Louisiana.

Neu-Madrid (im J. 1802) 1500

Cap Girardeau, St. Genevieve Caroudelet, Portage des Scieux, St. Charles, St. Ferdinand, St. Louis; sämtl. Illinesen (1802) 5500

Total 44 697

Folglich hätte Oberlouisiana 7000, Unterlouisiana 37,697 Einwohner zur Zeit gehabt, da die Spanier diese Provinz durch Frankreich an die vereinigten Staaten abtreten. Seitdem, kann man annehmen, hat sich durch häufige Einwanderungen die Population Louisiana's schon auf 60—70,000 erhöht.

Von den beiden Kolonien der Deutschen, die sich meistens mit Reisbau abgehen, ist es merkwürdig, daß sie wenn gleich mitten unter Franzosen lebend, ihren ernsten Karakter, ihre Sprache und Sitten beibehalten haben. Sie sind sehr eigennützig, sonst aber bieder und sanft. Sie arbeiten selbst; wenige von ihnen halten Neger. Mehrmahl aus nördlichen Himmelsstrichen hieher gekommen, haben sie sich doch so gut ans Klima gewöhnt, daß das gelbe Fieber sie in ihren Arbeiten nie stört. Ohne sehr reich zu sein, genießen sie doch alle eines behaglichen Wohlstandes: sie versorgen Neworleans mit ihren Früchten.

Die Nordamerikaner haben jetzt das ganze Land in zwei Gouvernements eingetheilt, in das von Ober- und Unter-Louisiana, und alle Kolonien in zwölf Country's, oder Kreise, von denen einige hundert, andere nur fünfzehn Meilen Ausdehnung, einige eine zehnmal stärkere Population, als die andern haben. Jeder Kreis hat seinen Oberrichter, Friedensrichter, Greffier, Sherif, Constable, Schatzmeister, Coroner (Mordschauer), seine Prokuratoren und Advokaten u. s. w.

Digitized by Google

Jeder hat seine Besoldung, jeder will gelebt haben, fast keiner versteht die Landessprache. Unter der spanischen Administration besorgte ein einziger Kommandant die Geschäfte, fast unentgeltlich. War er kein Franzose aus der Kolonie, so kannte er wenigstens Sprache und Sitten des Landes.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Interessant für den Naturforscher sind die von Lamouroux herausgegebenen *Dissertations sur plusieurs espèces de* Fucus *peu connues et nouvelles*, davon das erste Heft in Paris, bei Treuttel und Würz, mit sechsundvierzig braven Kupfertafeln herauskommen ist. Er behandelt hierin besonders die zahllosen Abarten vom *fucus crispus* Linn., den er *fucus polymorphus* heißt.

— * Unter den berühmten, im vorigen Jahre in Frankreich Verstorbenen, bemerkt man: die Generale d'Haupoult, Gardanne, Berthier, Merlet, Caraman, Pinsegne, die Hrn. Portalis, Kultusminister, Reanier, Senateur, Forfait, ehmaliger Minister, Lenoir, ehmaliger Polizeilieutenant, Brettenil, ehmaliger Minister; die Gelehrten Lalande, Valmont de Bomare, Dolteville, Lebrun, Ebron, Domairon, Lassus, Wundarzt, Lagrange, Architekt, Berthoud, Mechaniker; die Wichte Latour du Pin, de Vance-mont, Bernier; die Frauen Cotein, de Guemenee, de la Fayette.

— * Unter den am Ende des vorigen Jahrs erschienenen französischen Almanachen befindet sich ein *Almanac des reformés et protestans*. Er ist der erste dieser Art, und hat als kirchlich-statistisches Handbuch einigen Werth. Die Einleitung, die dem Almanach als Vorrede vorangeht, enthält eine Darstellung der jetzigen und ehmaligen Lage der Protestanten in Frankreich. Unter Ludwig dem Vierzehnten zählte man, vor dem Widerrufe des bekannten Nantzier Edikts, ungefähr 800 reformirte Kirchen in Frankreich. Jetzt besitzen sich in dem alten Frankreich 78 reformirte Konsistorialkirchen und 7 Bethäuser; in den neuen mit Frankreich vereinigten Departementern 49 Konsistorialkirchen, und zwölf Bethäuser. Die lutherischen Kirchen sind überhaupt 63. Ausser den Namen der Gemeinden sind auch die Namen der Prediger und Aeltesten mitgetheilt. Aus den historischen Nachrichten, die dieser Kalender enthält, sieht man, daß noch im Jahre 1546 vierzehn Protestanten auf dem Markte zu Meaux öffentlich verbrannt worden.

Theaternachrichten.

— * Paris, 1 Febr. Die Summe aller auf den Pariser Theatern während des Jahrs 1807 gegebenen neuen Stücke beläuft sich auf 120 bis 130.

Die *Académie de Musique* hat während des vergangenen Jännermonats fast nichts als die beyden Opern gegeben, mit denen sie so glänzend das vorige Jahr beschloß: *Le triomphe de Trajan* und *la Vestale*. Sie befindet sich wohl dabei; denn beide Opern haben, jene nach neunzehn, diese nach elf Vorstellungen, noch eben so zahlreichen Zuspruch, wie in den ersten Tagen der Neuheit.

Das *Théâtre français* hat ein neues Stück, *Plaute, ou la comédie latine*, von Lemercier.

Ungeachtet der Nachsicht, welche der Verfasser in einem Prologe, oder vielmehr in einem Dialoge zwischen Thalia und Merkur, erbeten hatte, war die erste Vorstellung dieses Stücks sehr stürmisch. Der Verfasser hat das römische Schauspiel in Plautus Zeiten zeigen wollen, eine glückliche Idee, die aber für die der römischen Sprache Unkundigen weniger Interesse haben mögte, als für die mit der Sprache vertrauten Gelehrten. — Die Originalität der Idee und ihre nicht ganz verunglückte Ausführung mögen uns entschuldigen, wenn wir von dieser dramatischen Erscheinung etwas weitläufiger reden, als es gewöhnlich bei unsern Theaterangelegenheiten der Fall ist.

Der Verfasser hat nicht nur seine Personen, sondern auch die verschiedenen Theile seines Stoffs, den Komödien des römischen Dichters abgeborgt. Man sieht daher auch hier, wie dort, einen intriguanten, abgefeimten, dudischen Sklaven, einen jungen Laffen, eine Buhlschwester, ein Paar übertheilte Alte, und endlich einen Geizigen, Euklion, das Vorbild des Molierischen Harpagons; hier wie dort findet man Liebeshändel, Namenserkennungen, gegen ihre Kinder ansgebrachte Aeltern, Betrügereien und Diebereien. Den Plautischen Personen hat Lemercier noch eine neue, von ihm geschaffene, nämlich Plautus selbst, zugesellt, der nach dem Verlust einer Kiste, die sein kleines Vermögen und seine Manuskripte enthielt, in die größte Dürftigkeit gerathen ist, und sich, um seinen Unterhalt zu verdienen, als Mühlenbreher vermiethet hat. Plautus, von seinem Schicksal unter Menschen geworfen, welche Liebe und Glück in immerwährendem Umtriebe erhalten, handelt wenig, betrachtet desto mehr, moralisirt über alles, was er sieht, studirt die menschlichen Leidenschaften und Schwächen, und hält so eine dramatische Revue, die er sich vornimmt in günstigern Zeiten dem römischen Publikum wiederzugeben. Diese Seite des Plautischen Charakters ist sehr anziehend, aber nicht neu; schon mehrere französische Dichter stellten unter ihre Personen einen dramatischen Beobachter.

Nach vielen durch den Irrthum eines Sklaven und den Raub einer Kiste veranlaßten Zänkereien führt der Verfasser endlich seinen Plautus zur Entwickelung. Die verlorne Kiste, in welcher Euklion seinen Schatz bewahrt, findet sich wieder; aber Plautus erkennt sie für die seinige, und öffnet eine nur ihm bekannte geheime Feder, die ein Fach verschließt, in welchem sein Geld und eine Manuskripte liegen. Einen Theil des Geldes wendet er auf eine edle Art an, den andern gebraucht er, um sich den Ruckkritt in seine vorige Laufbahn zu eröffnen.

Das Stück enthält viele langweilige Scenen und viele Monologe, die den raschen Gang der Handlung hemmen. Die Rolle des Plautus ist sehr gut gezeichnet, und hält sich bis zur Entwickelung immer gleich gut. Der Geizige, Euklion, stößt kein Interesse mehr ein, seit das Publikum den Molierischen Harpagon kennt.

Talma, der Tragiker, spielt den Plautus vortrefflich; auch die übrigen Rollen sind den ersten Subjekten des *Théâtre français* anvertrauet.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 14. — den 17 Februar 1808.

Ideen über das Bedürfniß vaterländischer Künste.

Aus dem Taschenbuche eines Reisenden. 1807.

Oefters hat man unserm Zeitalter Flachheit vorgeworfen und es mit politischen und moralischen Erscheinungen aller Art belegt. Dieser Vorwurf scheint ganz besonders auf die heutigen Künste zu passen, und der Grund einer so homogenen Wirkung in den verschiedensten Beziehungen dürfte einer und derselbe sein, nämlich daß die selbstständige Kraft überall ruht oder mangelt.

Wo gedeiht aber etwas, das nicht aus eigenem Triebe hervorgeht? Das Erborgte dient nur dem Schein, und die heutige Menschheit borgt Meinungen, Ideen und Bilder aus der ganzen alten und neuen Welt zusammen, und hat keine eigenen.

In allen Zeitepochen und bei allen Nationen, wo wir Kraftentwickelung bemerken und etwas Großes entstehen sehen, erblicken wir alsobald das Eigenthümliche, das Tiefgefaßte. Die aus eigenem Triebe sich einwurzelnde Pflanze sprengt auch den Felsen. Das läßt die künstlich gezogene Treibhauspflanze wohl bleiben. Dürer's Holzschnitte sind tausendmal mehr werth, als alle Zärtlichkeiten der weichen Nadel Bartolozzi's, und die alten Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert beschämen, mit aller ihrer Einfalt und Rohheit, die sämtlichen Produkte moderner großer Ausstellungen, weil sie eine Würde, einen Karakter haben. Beides fehlt der heutigen Kunst.

Werfen wir doch einen Blick auf die verschiedenen Gegenden, wo jetzt an Emporbringen der Künste gearbeitet wird. Was geschieht? und was ist geschehen? — Hat Paris, seit die Kunstschätze des halben Europa dort aufgehäuft wurden, etwas hervorgebracht, das des Namens einer eigenen denkwürdigen Epoche werth wäre? — Wer alte und neue Kunst aus ihren verschiedenen Zeiten, und Paris kennt, entscheide.

Als ich in Wien die Statue Joseph's II sah, drängte sichs mit lebendiger auf, wie jedes Denkmal vaterländischer Kunst, worin sich etwas Eigenthümliches abdrückt, und woran das Interesse oder die Liebe des Volks Theil hatte, und unsichtbar mitwirkte, für eine Nation größern Werth hat, als selbst die vollkommensten Idealfiguren, die ihm etwas Fremdes und nicht sein sind. Jede Kunst, die aus dem Leben selbst hervorgeht, greift in das Leben ein. Jede andere ist nur eine Dienerin der Gewohnheit oder des Luxus."

Darin lag die hohe Würde der griechischen Kunst, und das brachte sie auch wohl zu ihrer hohen Vollkommenheit, daß es ihre Kunst war, die aus ihrer gesammten veredelten Eigenthümlichkeit hervorging, und der ganzen Nation angehörte.

Man kann nie genug beherzigen, wie sehr die Werke der Kunst der Abdruck der Karakteristik eines Volkes sind, und man mag noch so sehr suchen, den karakterlosen Werken der bildenden Künste durchs Schreiben und Ausposaunen den Ruf von Vortrefflichkeit zu geben: der physische und moralische Zustand einer karakterlosen Menschheit spricht sich noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden aus.

Berlin ist, in Beziehung auf Kunst, ein wahres Quodlibet, zumal in der Baukunst. Keine Stadt in Deutschland hat so wenige Spuren eines deutschen originalen Sinnes.

Digitized by Google

Um so mehr verdienen ehrenvolle Erwähnung die neuesten Arbeiten des Bildhauers Schadow. Er hat einige Büsten von berühmten Männern Deutschlands verfertigt, und das Andenken derselben durch den deutschen Meisel verewigt. So wirkt die Kunst auf die Menschheit ein. Der Geist und der Karakter wahrhaft großer Männer wird durch die Kunst und die Kunst selbst durch die Würde jener Edlen auf die Nachwelt übertragen. Jener Künstler hat die Karakterzüge von Copernikus, Friedrich II, Wieland u. a. mit wirklichem Künstlergeist und patriotischem Interesse bearbeitet, und ist noch mit mehrern andern Büsten beschäftigt, die für den Kronprinzen von Baiern bestimmt sein sollen — ein Beweis, daß der in Italien gebildete Kunstgeschmack dieses jungen Fürsten nach dem Zweckmäßigen strebt, und daß er sich das Verdienst erwirbt, die längst veraltete Sitte wieder einzuführen, lebende Künstler mit Gegenständen, die ein näheres Interesse für Deutschland haben, zu beschäftigen.

Schadow's Büsten bezeugen, daß der Künstler auch dasjenigt, was ihn umgibt oder ihm näher liegt, groß behandeln kann, und nicht nöthig hat, die Gegenstände zur Bearbeitung aus Urvorzeiten hervorzusuchen, wenn er gleich nie das Studium und den Geist der alten Kunst aus den Augen verlieren soll.

In dieser Hinsicht verdient auch der Kaisersaal in Mailand, von dem Grafen Appiani gemalt, genannt zu werden. Der talentvolle Künstler hat mit seltener Geschicklichkeit selbst die Schwierigkeiten des für Darstellung ungünstigen Militärkostüms zu überwinden gewußt, und seine Arbeiten können als ein Muster jedem Künstler dienen, der Gegenstände aus der neuern Geschichte darzustellen hat.

Kein Land erregt in der jetzigen Zeit mehr die Aufmerksamkeit aller derjenigen, die sich für deutsche Kunst interessiren, als Baiern. München war seit geraumer Zeit eine der vorzüglichern Kunstschulen Deutschlands, und der Zufall hat in Baiern eine Menge von Kunstschätzen aufgehäuft. Nichts mangelt, als ein Geist, der alles zusammenhielte, und den Kunstsinn aus der Nation hervorzurufen verstände. Ob das durch bloße Anhäufung von neuen Sachen erreicht wird? oder durch Anstellung eines ansehnlichen Künstler-Orchesters? Der Werth der Einzelnen macht nicht die Harmonie des Ganzen, sondern der Geist, der das Ganze belebt und lenkt.

Es kommt auf die Fragen an: Wie wird das Vorhandene benutzt? — Nach welchem System oder Plan wird gesammelt? — Wo sind wirkliche Lücken? — Was greift auf vorhandene Bedürfnisse und Mängel ein?

Die Zeit wird es lehren, ob die Hoffnungen des deutschen Genius da ausblühen werden, wo der Wille eines edeln Fürsten und viele äussern Umstände glücklich zusammentreffen. Interessant wäre daher für jeden, dem die Sache der vaterländischen Kunstbildung am Herzen liegt, diejenigen Facta zu kennen, in welchen man — sei es nun zu günstigen oder ungünstigen, genug zu wahren Resultaten Grund finden könnte. Solche Facta wären z. B. folgende.

In Rom sind, wie versichert wird, mehrere Bestellungen gemacht worden, die größtentheils auf vaterländische Gegenstände sich beziehen sollen.

Für dir, aus der Münchner, Mannheimer und Düsseldorfer Gallerie vereinte, herrliche Gemäldesammlung sind, während über Geldmangel geklagt wird, mehrere mittelmäßige Sachen und Copien erkauft worden. Unter letztern ist eine Kopie des in Paris befindlichen Erzengels Michael von Rafael, die man sehr theuer bezahlt hat.

Rafael Morghens Kupferstiche, mit allen Probe- und Aetz-Abdrücken, sind um den Preis von achttausend Gulden herbeigeschafft. Das kann zur Bildung für Kupferstecher Nutzen haben, und der Professor für diesen Zweig der Kunst ist angestellt. Was leisten aber die Schüler? Man versichert, er habe noch keine.

Die neuesten Nachrichten von Louisiana.

(Beschluß.)

Gemälde von Neuorleans, im Jahre 1803.

Die Hauptstadt Louisiana's liegt in einer dem Meere entsprungenen Ebene, durchschnitten von ärdendem, trüben Gewässern, die von allerlei Ungeziefer, besonders von Krokodilen, wimmeln. Die Wasser vertheilen sich in so vielerlei Kanäle, daß man darin verirren könnte; sie sind von hohen, verschlungenen Bäumen umschattet, von der Wurzel bis zum Wipfel mit einer Art grauer Haarstriche überzogen, die von den Zweigen in sechs bis sieben Schuh langen Streifen melancholisch niederwehen, einen Theil des Laubes verhüllen, und diesen wilden Gegenden einen ganz eigenen Karakter von Traurigkeit geben.

Je weiter man kommt, je mehr erhebt sich der Boden; bald wird er geräumig und offen genug zum Anbau. Man sieht nun hin und wieder aufgebrochenes Land. Es erscheinen in kleinen Entfernungen artige Landhäuser in den wechselndsten Formen, einige von Holz erbauet mit Galerien in chinesischem Geschmack umgeben; andere von Backsteinen, mit Galerien in italienischem Styl getönt; mehrere haben Kolonnaden; manche würden selbst die Umgegenden von Paris nicht entstellen. Alle haben vor sich große umzäunte Gärten. Man sieht Alleen von prächtigen Orangebäumen, von denen die mit sauren Früchten in allen Jahreszeiten mit Orangen prangen.

Wir langten endlich zu Neuorleans an. Seit zwei Monaten hatte es hier alle Tage geregnet; etwas ungewöhnliches sonst. Die Straßen in den meistrn Quartieren der Stadt waren ungemein, selbst für Wagen. Die Fußgänger hielten sich auf den schmalen, schlüpfrigen Trottoirs, die längs den Häusern befindlich sind. Neben den Trottoirs hat man einen Kanal, zum Abfluß des Wassers. Aber der Kanal selbst war verstopft, lief über und verwandelte manche Straßen in wahre Moräste. Das verursachte lange Umwege, die für einen Fremden um so unangenehmer sind, da selten jemand, der gefragt wird, weiß, wo dieser oder jener wohnt. Die Straßen haben noch keine Namen, wenigstens sieht man keine an den Straßenecken. Die Einwohner pflegen noch ganze Quartiere oder einzelne Gassen nach dem Namen irgend einer bedeutenden Person zu nennen, die daselbst wohnt. Dies war nur Mangel guter Polizei in einer so bevölkerten Stadt.

Digitized by Google

Es wimmelte von Fremden. Täglich kamen europäische Franzosen, Flüchtlinge von St. Domingo und Nordamerikaner an. Die Wohnungen stiegen sehr im Preise. Ein ganz kleines Haus, in einer abgelegenen Stadtgegend, kostete 10 bis 20 Piaster monatlich; und gut gelegene Magazine oder Buden wurden um 25 bis 30 Piaster vermiethet.

Die wachsende Volksmenge macht, daß immer neu gebauet wird. Die Gebäude, welche sich längs dem Flusse ausdehnen, bilden schon ein schönes Ganze; sie sind massiv und in italienischem Geschmack, meistens aber auf bloßen Unterlagen, weil man kein Fundament in den Boden graben kann, wo schon wenigee als einen Schuh tief Wasser hervorsteht. Im Innern der Stadt sind viele Häuser mehrere Stockwerke hoch.

Eben dies Hochbauen, dies Versperren des Luftumlaufes, muß eine Stadt im flachen, feuchten Lande, zwischen Sümpfen und hohen, freilich etwas zurückgedrängten, Zypressenwäldern angesund machen. Der Hauptplatz hat künftig Toisen ins Gevierte. Er ist durch die regelmäßig aufgeführte Façade der Kathedralkirche deforirt, zu deren Rechten das Rathhaus, und zu deren Linken das Kapuzinerkloster steht. Jenes ist in ziemlich gutem Geschmack aufgeführt; dieses war damals noch nicht vollendet. Ringsum steht eine große Menge von Buden. Vom Rathhaus und der Kathedralkirche ist wohl das merkwürdigste, daß sie, wie die andern regelmäßig angelegten Gebäude, welche den Hauptplatz umfangen, auf linkosten eines einzigen spanischen Privatmanns, Don Andreas Almonastre, erbauet sind, der ganz arm nach Louisiana gekommen, und erst vor Kurzem gestorben ist. Er hat auch die Kirchen des Hospitals und der Ursulinerinnen bauen lassen. Alle diese Gebäude kosteten ihn ohngefähr zwei Millionen Franken. Titel genug zu einer Heiligsprechung, und doch hat er den Heiligenruf nicht hinterlassen.

Als der Hauptort der Kolonien noch zu Isle Dauphine und Biloxis war, schickte man den Pflanzern zwei Schiffe voll Freudenmädchen, um das Land zu bevölkern. Im Hui waren alle verheirathet; um das letzte entstand noch Kampf, man mußte das Loos entscheiden lassen, wer der glückliche Besitzer sein sollte. Eine dritte Ladung gleicher Art ward von Europa gebracht, um die neu aufgehende Stadt Neuorleans fruchtbar zu machen; es scheint, man hatte sich bei den ersten Versuchen wohl befunden, denn die Schönen waren eben so schnell an Mann gebracht. Diese Mädchen sind in der That recht gute Hausmütter geworden, denen achtungswürdige und zahlreiche Familien nun ihr Dasein danken.

Jetzt mag sich die Population von Neuorleans auf zehn bis zwölf Tausend Seelen belaufen, aus Franzosen, Spaniern, Nordamerikanern, einigen böhmischen Familien, Negern und Mulatten zusammengesetzt. Jeder kann hier ein Handwerk. Nichtswissen und Nichtsthun ist in der neuen Welt noch kein Zeichen von Würde und Bedeutung, wie oft in der alten.

Am angesehensten ist hier der Handelsmann, das heißt, derjenige, welcher ganze Schiffsladungen an sich zieht, um sie wieder en gros zu verkaufen. Die Detailhändler haben gewöhnlich drei bis vier Monate Kredit, und gewinnen 25 vom Hundert. Das Bäckerhandwerk ist eines der gewinnreichsten; alle Länder der vereinigten Staaten, die mit dem Mississippi in Berührung stehen, schicken Mehl nach Neuorleans, das dann in manchen Zeiten in sehr niedrigen Preisen aufgekauft ward. Das Pfund Brod kostet sechs Sous. Das Metzgerhandwerk wird von vielen Partikularen, oder durch ihre Sklaven, verrichtet. Nirgends wird wohl so viel Fleisch gegessen, als hier; selbst kleine Kinder werden damit gefüttert, und befinden sich recht gut dabei. Aber man hat in Neuorleans auch durchaus keine wohlfeilere Speise, als Fleisch.

Die Schneider lassen sich dagegen desto theurer zahlen; oft geben sie auch die Stoffe zu den Kleidern. Ich habe einige dieser Meister gesehen, die in zwei bis drei Jahren 5000—6000 Piaster gewonnen hatten. Aber sie liefern auch stets die neuesten Moden. Schlechter wird man mit Schuhen versorgt. Das Leder ist elend gegerbt. Man schont dabei, so viel man kann. Selbst die Damen verbrauchen nicht viel davon. Sie gehen einen Theil des Jahrs hindurch, in den Häusern, auf ihren getäfelten Fußboden, lieber barfuß. — Auch Hufschmiede stehen hier übel; denn man beschlägt die Pferde gar nicht, weil der Erdboden ohne Steine und Kiesel, rein und bloß erdig ist. Gute Apotheken und Aerzte fehlen noch sehr. Man hilft sich am liebsten mit Universalmitteln.

Luxusartikel finden überall Absatz. Die Frauenzimmer gehn in Indienne, Mousselin, zuweilen in Seide, gekleidet; letzteres aber doch nur auf Bälen und bei großen Festen. Die englischen Mousseline sind sehr fein und leicht, daher für dies warme Klima vortrefflich. Freilich dauern sie nicht lange, und selbst die Farbe verschwindet in der ersten Wäsche; dafür aber sind sie wohlfeil: die Elle kostet etwa 36 Sous bis fünf Livres. Die Louisianerinnen tragen sie also, und schenken sie dann an ihre Sklavinnen, wenn die Kleider gewaschen oder ausgebessert sein müssen. So haben die Damen immer neue Kleider, und englische Fabriken versehen das Land mit Ueberfluß. Alle vierzehn Tage, wenigstens alle Monat, kommen große Pakete über Philadelphia und Neuyork an. Da ist dann ein Drängen und Suchen und Wählen!

Die männliche Kleidung ist so artig und närrisch, wie bei uns. Ich kam gerade in der heissen Jahrszeit zu Neuorleans an, und war nicht wenig erstaunt, die jungen Herrn in Tuchröcken zu sehn, mit hohen Kragen, worin der Kopf verschanzt steckt; mit langen weiten Aermeln, in denen man nicht weiß, wo die Finger geblieben sind; das Kinn mit dreifachen Halstüchern umpallisadirt, und die Beine in hohe Stiefeln gesteckt, die noch mit Lederschlägen verlängert sind.

Ein beträchtlicher Verbrauch wird in diesem Lande von Wollendecken gemacht. Nicht die englischen, noch weniger die französischen, werden so sehr gesucht, als die von Danzig, Frankfurt, Hamburg und Holland kommen. Man kauft sie hier en détail zu 8—15 Franken. Alle Matrosen und Reisende brauchen sie zur Bedeckung des Nachts. Außerdem verfertigt man daraus für alle Einwohner, selbst für Kinder und Sklaven, Capots im Winter, und handelt damit bis zu den entferntesten Stämmen wilder Ueberwohner des Landes.

Eine Art groben blauen Tuchs, das man hier zu Lande Limburger Tuch heißt, und vorzüglich aus Deutschland kommt, hat ebenfalls starken Absatz. Diese Tücher, das Stück zu sechszehn Ellen, fünf Viertelellen breit, kosten in Neuorleans 15—20 Piaster. Die farbigen Leute, Handwerker, Taglöhner u. s. w. nehmen es zu Westen und Pantalons für den Winter. Der Verbrauch davon unter allen wilden Völkern ist unermeßlich. Sie machen sich davon ihre Mitassen, eine Art Mäntel für die Männer, und Röcke für die Weiber.

Digitized by Google

Die Neger ſind ziemlich gut gehalten; aber ſehr theuer, ſeit der Inſurrection von St. Domingo. Eine Negerin koſtet monatlich zwölf bis fünfzehn Piaſter Miethslohn; ein Neger, wenn er gutes Arbeiter iſt, kann ſeinem Herrn im Monate zwanzig bis dreißig Piaſter einbringen. Ein cooher Neger, wie er friſch aus Afrika anlangt, wird mit 400 bis 500 Piaſter bezahlt; ein Kreole, der Talent hat, koſtet im Anfauf aber wohl 1000 bis 1400 Piaſter. Man kann aus dieſen Preiſen ohngefähr berechnen, wie theuer Handarbeit hier zu Lande iſt! Die Kolonien können nie Taglöhner genug haben.

Die Cotterien in Neuorleans, nach vollbrachtem Tagewerke, haben keine andere Unterhaltung; als das Spiel. Womit ſollte man ſich vergnügen, da es zu allem andern an Kenntniß und Geiſt gebricht? Man ſpielt alſo, und hoch. Manches Glück geht wie gewonnen, ſo verloren.

Die Frauenzimmer hätten hier wohl Geiſt, wie überall. Aber es fehlt nun einmal an Ton. Sie ſind beſchämend gegen ihre Neger, und unterwürfig allen Launen ihrer Kinder. Die Männer, der Monotonie dieſer Geſellſchaft müde, ſuchen bei den Negerinnen und Mulattinnen Entſchädigung. Viele laſſen ſich mit dieſen wollüſtigen, verſchwenderiſchen, rohen Weſen ein, und richten ſich zu Grunde.

Im Winter ſind die Bäle ſehr beſucht. Man hat öffentliche Bäle für die Damen par excellence, nämlich für die Weißen, und wieder andere für die farbigen Damen. Die Männer beſuchen beide. Die erſten ſind ziemlich ſteif und langweilig; die letztern ziemlich luſtig, aber von einer Art Luſtigkeit, die nicht immer Jedermanns Sache iſt.

Solch ein Bal der weißen Damen iſt ein Heiligthum; keine Farbige darf ſich nahen, und wäre ſie das beſte, edelſte Geſchöpf. Eine unbeſcholtene, durch ihre Liebesintriguen nicht im feinſten Ruf lebende, weiße Schönheit teat eines Tages in den Balſaal. „Es iſt hier gemiſchtes Geblüt!“ rief ſie ſtolz. Das Wort lauft durch die Geſellſchaft; man entdeckt wirklich zwei junge Damen, Halbmulattinnen, von vortrefflicher Erziehung. Sie mußten in aller Eil den Bal verlaſſen.

Das ganze ungeheure Gebiet von Louiſiana hat im Ganzen etwa nur ein Dutzend Weltprieſter, und für dieſe kleine Anzahl von Geiſtlichen hat die ſpaniſche Regierung einen eigenen Biſchof in Neuorleans angeſtellt, der ſeine 15000 Piaſter Emolumente bezieht, während der Gouverneur nur 6000 und jeder Pfarrer monatlich dreißig Piaſter hatte. Die zerſtreuten, wenig bevölkerten Etabliſſements im Lande ſehen ſelten einen Prieſter.

In Abweſenheit des Pfarrers tauft da, wer's will und verſteht; und ob man unter der ſpaniſchen Regierung gleich wie anderswo ſtirbt, nimmt man doch davon wenig Notiz. Was Heirathen betrifft, beſorgt ſie der Kommandant des Kantons; man will die der Liebe günſtige Jahreszeit des Lebens nicht verlieren, und, es iſt begreiflich, Noth hat kein Gebot. Wenn ein Prieſter einmal dieſe weitläuftigen einſamen Gegenden durchirrt, gibt er oft denen das Bad der Wiedergeburt, die ſchon vor Alter zuſammenſchrumpften, und euch Ehepaaren noch das „Seid fruchtbar und mehret euch!“ zu, die ſeit langer Zeit an keine Vermehrung mehr denken können.

In der Stadt iſt man mit den Kapuzinern wohl zufrieden, welche Pfarrergeſchäfte beſorgen. Sie laſſen die Gewiſſen frei. In keinem Lande iſt man wohl ſo tolerant, wie hier. In den Kirchen ſieht man gemeinlich nur Weiber, Neger, und die Beamten im Gefolge ihres Gouverneurs. Es fehlte freilich auch nicht an Verſuchen, die Leute etwas frommer zu machen. Eines Tages ſchickte der Obere der Kapuziner dem Gouverneur die Einladung, die Inquiſition zu etabliren. Der Gouverneur aber, ſtatt aller Antwort, ließ den Mann einſchiffen und nach Spanien transportiren. Späterhin iſt dieſer Kapuziner zwar zurückgekommen; die Inquiſitionsprojekte ſcheint er aber ganz vergeſſen zu haben.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Paris. (Forts.) Auf dem *Théâtre de l'Opéra comique* iſt, unter dem Titel: *Les époux avant le mariage, ou ils sont chez eux*, eine neue komiſche Oper erſchienen, in der zwei Liebende, die ein Mißverſtändniß eine Zeit lang getrennt hat, und die ſich in einem *hôtel garni* zu Paris wiederfinden, wo ihre Bedienten ohne ihr Vorwiſſen für ſie eine gemeinſchaftliche Wohnung gemiethet haben, die Hauptrolle ſpielen. Eine Szene, wo ſich der Liebhaber und die Geliebte unverhofft in ihrem Zimmer, das jeder Theil für das ſeinige anſieht, einander treffen, iſt die komiſchſte des Stücks. Es hat einen mittelmäßigen Beifall erhalten. Dekanglers iſt der Verfaſſer der Worte; Piccini der Muſik.

Das *Théâtre de l'Impératrice* gab ein neues kleines Stück in einem Akte, Médi betitelt. — Jede Kunſt hat ihre Formeln und ihre erdenklichen Präſkautionen; auch der dramatiſchen ſind ſie nicht fremd. Zuförderſt ein Theaterdichter gegen den Geſchmack und die geſunde Vernunft geſündigt zu haben, ſo betitelt er ſein Stück: *folie, gaîté*; hat er nachläſſig geadelet: *Impromptü*. Médi iſt unter dem letzten Titel erſchienen, und verdient allerdings keinen beſſern. — Ein junger Offizier kommt am erſten Tage des Jahrs von der Armee, und erſtaunt, im Gefolge ſeiner Geliebten in die Arme zu eilen, daß ſie keine Beſuche vor Mittag annimmt. Er muß geduldig bis zur beſtimmten Stunde warten, und trifft alsdann einen Onkel bei ihr an, der zum lüſtigſt ſein Nebenbuhler iſt; ihm aber nach einigen Erklärungen endlich ſeine Anſprüche abſteht. — Der Verfaſſer iſt unbekannt geblieben.

Ein anderes Stück, das auf demſelben Theatre erſchienen und M. Lamentin betitelt iſt, hat eben ſo wenig gefallen. Es iſt ein kaltes Stück, ohne Intereſſe, ohne anziehende Intrigue, kurz ohne wahre Jeremiade; der Hauptkarakter deſſelben, M. Lamentin, ſtatt eine lächerliche Seite zu geigen, wie ſein Verwandter *le Pessimiste*, erregt durch ſeine ewigen Klagen die tödtlichſte Langeweile.

Berichtigung.

In Nr. 13, S. 51, Spalt 2, Zeile 2 leſe man: Poinet ſt. Petite.

Digitized by Google

Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 15. — den 20 Februar 1808.

Die Improvisatoren.

Etwas, was ich nur in der Mark Ankona als etwas ganz gewöhnliches vorkommen sah, waren Ankündigungen von Improvisatoren, die zu einer Abendversammlung einluden. Der Preis, der gleichwohl Viele abhält, unter den Zuhörern zu erscheinen, ist fünf Bajocchi, und wenn in einer kleinen Stadt ein solcher Abend dem vorüberziehenden Arkadier, nach Abzug der Unkosten, einen oder zwei Scudi abwirft, so ist ihm seine Muse hold gewesen; und gewöhnlich richtet sich die größere oder geringere Begeisterung des Improvisators darnach, ob er mehr oder weniger Münze empfangen hat. Dies ist nun freilich eben keine große Empfehlung für den Sänger; aber die Kunst geht nach Brod!

Für einen Fremden bleibt es immer interessant, einen Improvisator, d. h. einen Menschen zu sehn und zu hören, der, ohne lange nachzudenken, über ein gegebenes Thema eine Menge wohlklingender und oft sinnreicher Verse hersagt oder hersingt, und sich alle mögliche Fesseln des Versmaases, der Endreime, der Form des Gedichts u. s. w. auflegt. Italien hat, begünstigt durch die Weichheit und das Melodische seiner Sprache, eine Menge solcher Stegreifsdichter hervorgebracht. Noch spricht man mit Begeisterung von der noch lebenden bejahrten, ehmals berühmten Bandetti aus Lucca, die Muratori's Nachfolger bei der Estischen Bibliothek, der gelehrte Tiraboschi, zuerst bemerkte, hervorzog und bildete. Eben so lebt in noch frischer Erinnerung der Feuergeist Natalis, der eben sowohl durch seine Verse und seine Geistesgegenwart, wie durch sein genialisches Benehmen, ein Liebling des Volks geworden war.

Natalis bemerkte einst, daß ein gewisser Kardinal, der für einen Kenner galt, bei einem etwas harten Reime die Achsel zuckte, und mit dem Munde ein Zeichen der Unzufriedenheit gab. Der Improvisator wandte sich sogleich an ihn mit diesen Worten:

Chi afferra inchioda, chi camina inciampa,
Monsignor, si improvisa, si improvisa e non si stampa. *)

Dann fuhr er weiter fort. — Wenn er Geld genug eingenommen hatte, ging er über den Markt, und rief: „Berettini, berettini! quel che cassa è vostro, quel che resta mio", und so warf er sich den Hut, worin die Einnahme lag, auf den Kopf, und das wiederholte er, bis oft nichts übrig war.

Gegenwärtig bricht sich die glänzendsten Lorbeeren des Ruhms der Sänger der Belagerung Genua's, der Schlachten bei Ulm, Austerlitz, Marengo und Friedland, der allgemein genannte und bewunderte Gianni. Aus diesem Stegreifdichter, der dazu durch höhere poetische Anlagen berechtigt zu sein scheint, sprühen wirklich Funken des Genius hervor, und immer noch ist er neu, selbst in den ähnlichsten Aufgaben, und hat sich noch nie erschöpft. In der Mark hat gegenwärtig ein gewisser Pater Cassero, ein Venezianer, den höchsten Beifall der Kenner. Proben von ihm, wie von andern Dichtern dieser Gattung, sind in einem Buche, das in Jesi in der Mark gedruckt worden ist, und den Titel führt: Gli improvisatori italiani, gesammelt.

Man erzählte mir von diesem Pater, daß er über das Thema, der wüthende Orest, eine solche Menge begeisterter Verse hersagte, daß die Zuhörer ihn selbst in Wuth gerathen glaubten, die ihm schaden könnte. Sie baten ihn aufzuhören,

*) Wo beschlagen wird, wird vernagelt; wer wandert, stößt an; hier wird improvisirt, und improvisiren ist nicht drucken lassen.

Digitized by Google

aber er hörte nichts. Man trug ihn endlich auf den Schultern aus der Versammlung, aber er deklamirte immer noch fort.

Die beiden Improvisatoren, die ich zu hören Gelegenheit hatte, waren ebenfalls aus der Mark gebürtig. Beide hatten schon halb Europa bereiset, und einer derselben ist seit Jahren in Neapel etablirt. Ihre Namen waren Silvestre aus M. Fano, und Serbilloni aus Camerino.

Serbilloni traut den Beifall des Publikums mit sich fort, wenn er sich gleich beklagte, daß die geringe Einnahme ihm die Flügel lähme. Er hatte eine wohlklingende Stimme, eine ansehnliche Figur, und den italienischen Vers ganz in seiner Gewalt. So ließ er sich z. B. Endreimen für ein Sonett und dann ein Thema geben, das zu den Worten auch im geringsten nicht zu passen schien; und gleichwohl sagte er im Augenblick, auch ohne nur eine Minute lang sich zu besinnen, ein Sonett her, das Rundung, Reinheit, Witz, glückliche Bilder und eine glänzende Pointe hatte, und dies wiederholte er ein paarmal. Eben so sagte er über die Belagerung von Jerusalem in ottave rime eine Menge Stanzen her, wie wenn er sie aus dem Tasso oder einem andern Dichter abläs'. Reizend und mit Anspielungen sang er Schönheit und Eitelkeit u. s. w.

Silvestre hatte einiges Vorurtheil gegen sich, aber auch er erregte, bei mir wenigstens, Verwunderung. Er schrieb seine Sonette, aber sie waren auch im Augenblick gemacht, und er gab der Gesellschaft viel zu lachen, indem sein Bedienter — eine Figur, wie aus der Stube Tristram Shandy's — um einige Lichter, die der Wind ausgeblasen hatte, anzuzünden, wackelnd auf einen Stuhl stieg. Er besann die Ungeschicklichkeit und Gravität desselben, und brachte dabei allerlei Witz an; dann fuhr er in seinem Thema fort. — Am meisten zog mich ein Lied an, der Jammer Ugolino's, das er auf die Endreime in erra sang; die Melodie war weich und wehmüthig. Der Dichter gestikulirte, wie auf dem Theater, und brachte in die Strophen, die er sang, eine glückliche Einheit, indem die Gedanken stiegen, und der Hauptgedanke immer an eine wiederholte Zeile: Per che non l'apri o terra! befestigt wurde.

Minder glücklich gelang ihm die Aufgabe eines philosophischen Themas: Ob die sensibilità, das feinere Gefühl, den Menschen glücklicher oder unglücklicher mache?

Unbegreiflich scheint es zu sein, wie diese Dichter, die beständig und oft über die unbedeutendsten Gegenstände und unter allerlei ungünstigen Umständen — wozu hauptsächlich die Geringschätzung des Publikums gehört — sich begeistern sollen, auch nur den Schein der Inspiration behalten können. Daß sie dafür angesehn sein wollen, als stünden sie unter der höhern Eingebung, Gunst oder Ungunst der Muse, davon zeugt ihre Art, von sich zu sprechen: Non so se mi verrano i versi; oggi non mi favorisce la Musa u. s. w.

Das anfängliche Erstaunen sinkt, wenn man mehrere solcher Improvisatoren gehört hat. Man bemerkt dann, daß bei den meisten ein gutes Gedächtniß die Stelle der Muse vertritt. Sie glänzen in Aufgaben, die ihnen schon geläufig sind, und fertigen die ihnen neuen sehr kurz ab. Je nachdem der Zufall oder auch bisweilen Verabredung einem Stegreifdichter günstig gewesen sind, je nachdem steigt sein Ruhm. Selbst die Kenner im Publikum bringen bei der Auflösung eines Themas mehr glänzende Phrasen, glückliche Reime und Spielereien, als poetischen Geist und poetische Anlage des Ideenplans, in Anschlag. So wurde z. B. Sappho's Klagen deklamirt, als er Sappho's Klagen auf dem Wege zum delphischen Orakel befingen sollte, und ihr nichts als Klagen, die auf zehn ähnliche Gegenstände gepaßt hätten, in den Mund legte. Man hörte sicher nicht die Seele einer Sappho, sondern die Verzweiflung einer Toilettendame, welcher der schöne Phaon mit goldenen Locken, schönen Zähnen u. s. w. ungetreu geworden ist.

Ich habe nur einen Improvisator gehört, der in die Zeiten zurückversetzen konnte, welche die einzigen wahrhaft poetischen waren; aber er hatte auch die wirkliche jetzige Welt verloren, denn — er war blind. Er war unter dem Aetna geboren, und ich hörte ihn in Catania.

Ein Blick auf das Königreich Westphalen, die Maingegenden und Frankfurt.

(Auf einer Durchreise geschrieben.)

Nach und nach fängt dieser erschütterte oder gestaltlose Theil Deutschlands an, sich wieder zu beseligen oder zu formen. — Frisch und jugendlich, mit den schönsten Hoffnungen, steht das neue Königreich Westphalen. Sein König handelt so ächt deutsch, so bestimmt für das Rechte und Gute, daß ihn jeder edle Deutsche gern für seinen Landsmann erkennt und ihm huldigt. Er zieht ohne alle äußere Rücksicht das Verdienst hervor, wo er es findet, und weiß es für das Ganze nützlich zu machen. Alle seine Verordnungen zeigen den besten Willen, Kraft, Einsicht, und eine Tendenz zum Guten! — Welche Hoffnungen für Deutschlands Zukunft!

In den Maingegenden trägt man sich noch mit schwankenden und ungewissen Sagen und Vermuthungen, von nahen oder fernen Veränderungen, Arrondirungen, neuen Reichen u. s. w. Die Grafschaft Hanau und das Fürstenthum Fulda werden bekanntlich noch für Rechnung Napoleons verwaltet; im Fürstenthum Dienburg wünschen die Einwohner ihren guten Fürsten zu behalten, und hoffen auf Vergrößerung seines Landes. In den Staaten des Fürsten Primas ist nur eine Stimme über den reinen Willen und die Güte dieses edeln Weisen; seine Unterthanen zittern vor dem Gedanken, ihn durch den Tod oder durch Staatsveränderungen zu verlieren.

In den wichtigsten seiner Städte, in Frankfurt, hielt ich mich neulich einige Wochen auf. Auch hier wirkt sein guter Geist, durch vermehrte und vielseitigere Bildung. Im Schul- und Erziehungswesen wird immer mehr gethan. Das von dem Fürsten eingesetzte Ober-Schul-Kuratelamt befördert das Gute nach Kräften. Die neue Bürgerschule nähert sich, durch den Eifer und die Thätigkeit ihrer wackern Lehrer, immer mehr dem Grade von Vollkommenheit, der ihr Anspruch auf den Ehrentitel einer Musterschule gibt. Das Gymnasium ist vortrefflich; das jüdische Philantropin, welches größtentheils durch die Geschenke des Fürsten und durch freiwillige Beiträge des bessern Theils der Judenschaft besteht, hat sehr wackere jüdische und christliche Lehrer. Eben so bestehen zwei gute Privaterziehungsanstalten für Knaben und Mädchen. —

Digitized by Google

Privat-Unterrichts- und Erziehungsanstalten für Kinder der Christen sind mehrere vorhanden. Die Herrn Kemmeter und Habermann haben Institute für Knaben; die Institute des Hrn. dr Servais, eines Franzosen, und der Frau Bunsen, einer würdigen Deutschen, scheinen Aufsehen zu machen. Zwei andere sind im Entstehen; an der Spitze des einen steht Mad. Baruch, aus dem Elsaß; das andere unternimmt Hr. Engelmann (nicht unbekannt als theoretischer und praktischer Erzieher *), mit seiner würdigen Gattin. Eine litterarisch-artistische Gesellschaft ist im Entstehen; andere ähnliche Privatgesellschaften fehlen nicht. Hr. Prof. Poppe hält vor einem auserlesenen Publikum Vorlesungen über die Physik u. s. w.

Daß die Vergnügungen aller Art dabei ihren raschen Gang fortgehen, kann man sich von einer Stadt, wie Frankfurt ist, leicht denken. Nur das so genannte Judenkonzert ist plötzlich und unerwartet ins Stocken gerathen. Es war von Juden errichtet und sehr brillant. Die ganze elegante Judenschaft und viele Christen nahmen an den zwei ersten Antheil. Mit dem dritten sollte auch ein Bal verbunden sein; aber plötzlich traf die neue Gläubigkeit der Juden, wie ein Donnerschlag, die armen Kinder Israels. Musik und Tanz wurden vergessen, die Harfen wurden wieder an die Weiden Babilons gehängt, und werden so leicht nicht wieder herabgenommen werden, es sei denn, daß der gute Fürst, zu welchem die Judenschaft sechs Deputirte nach Paris (wo er sich noch immer aufhält) geschickt hat, einige Tendenzungen erlaubte. Diese neue Konstitution der Juden ist ein sehr merkwürdiges Aktenstück zur Geschichte der Zeit und der Menschheit. Es wird unsern Politikern und Schriftstellern Stoff genug zu Bemerkungen liefern, und die Zeiten sind nicht mehr so traurig, daß sie nicht laut werden dürften. Ich wage es nicht, darüber abzuurtheilen; aber als Referent des gebildeten Publikums kann ich sagen, daß man nur in einzelnen Theilen dieses Gesetzes den guten und milden Geist des Fürsten selbst wiederfinden will.

In Kassel und andern Städten des Königreichs Westphalen bemerkt man seit kurzem andere Grundsätze in dieser Rücksicht. Von diesen Städten nächstens mehr.

*) Er ist Verfasser des neuen Kinderfreundes und mehrerer andern pädagogischen Schriften, welche ihn vortheilhaft auszeichnen. Die Einrichtung seines Instituts, für Töchter aus guten Häusern, und worin nur immer zehn Eltern aufgenommen werden können, kosten eine jährliche Pension von 50—90 Louisd'ors, verspricht etwas Vorzügliches, und flößt uns so höheres Zutrauen ein, da mehrere angesehene Männer, und sechs achtungswürdige Damen von Frankfurt den Plan der im Mai dieses Jahrs zu eröffnenden Anstalt unterzeichneten, mit dem Erwarten, den Eltern sehr nähere Auskunft zu geben. Ich glaube dies gelegentlich zur Empfehlung eines Instituts sagen zu können, da mir der würdige Stifter desselben persönlich bekannt ist.

Anm. d. Herausg.

Der Triumfbogen auf dem Karusselplatze zu Paris.

Endlich ist der Triumfbogen des Karusselplatzes, der bis zum Einmarsche der kaiserlichen Garde, die bekanntlich zuerst unter ihm durchging, den Augen des Publikums verhüllt war, nicht nur gänzlich enthüllt, sondern auch von allen zu seiner Errichtung nöthigen Umgebungen, Gerüsten u. dergl. befreiet. Um ganz vollendet zu sein, fehlen ihm nur noch einige Basreliefs, und die Statue, die er zu tragen bestimmt ist. Eine besondere Inschrift hat er nicht erhalten; im Fall er sie erhielte, würde es, wie man behauptet, keine andere sein, als die: à la grande armée.

Er besteht aus drei Bogen, von denen der mittlere der größte ist, und die alle drei durch einen vierten, von der Höhe eines der beiden Seitenbogen, der Länge nach durchbrochen sind. Alle drei Bogen sind mit Basreliefs und mit emblematischen Figuren geschmückt, nur vielleicht mit architektonischen Zierrathen zu sehr überladen. Acht korinthische Säulen von rothem inländischem Marmor, mit Kapitälern von vergoldeter Bronze, flankiren die beiden Antlitzseiten, deren eine nach dem kaiserlichen Palast, die andere nach dem place du carousel sieht. Ueber dem Hauptbogen erblickt man den Wagen des Triumfators, bestimmt das Bild desselben zu enthalten. Dieser Wagen ist von antiker Form und von Bronze; ihm angeschiert sind die vier berühmten bronzenen Pferde, die in Venedig waren, und ursprünglich einem Tempel Neptuns in Korinth angehörten. Dem Gespann werden als Führer zwei geflügelte Statuen zur Seite stehen, von denen die eine die Göttin des Sieges, die andere die Göttin des Friedens vorstellt. Eine schöne Allegorie, die vielleicht hier zum erstenmal ohne Schmeichelei erscheint.

Daß es diesem Werke, seit es sich unverhüllt zeigt, nicht an Kritikern fehlt, ist leicht zu erwarten. Wir wollen hier die verschiedenen Urtheile der Kunstverständigen und der Männer vom Handwerk, die in einzelnen Punkten nicht ganz unrecht haben mögen, nicht wiederholen, sondern uns begnügen, zu sagen, daß das größere Publikum der Laien mit dem Monumente nicht unzufrieden scheint, oder eigentlich wenig an ihm tadelt und wenig lobt. Der Standpunkt des Monuments mißfällt allgemein, besonders seit man eine neue Straße durchgebrochen hat, die den Platz des Louvre mit dem Karusselplatze verbindet, und die, als Standpunkt angenommen, den Platz sowohl als auch das Monument unter einem schiefen Winkel zeigt. Vielleicht wird dieser Uebelstand verschwinden, wenn, wie man hofft, die Häusermasse, welche die beiden genannten Plätze von einander trennt, niedergerissen, und dadurch beide Plätze zu einem einzigen vereiniget sein werden.

Seit beinahe einem Jahrhundert sah Europa keinen Triumfbogen entstehen. Unserm an so manchem Großen reichen Zeitalter war es vorbehalten, ein Monument dieser Art zu errichten, das in Ansehung des Zwecks, dem es gebeiligt ist, jedes ähnliche Werk des Alterthums übertrift, in Ansehung der Kunst keinem wenigstens nachstehen dürfte.

Eine kurze Erwähnung der noch vorhandenen ältern Triumfbogen wird nicht unpassend die von dem neuern mitgetheilte Nachricht beschliessen.

Der größte und am besten erhaltene ist der Bogen Konstantins zu Rom. Ein guter und schlechter Geschmack, der Styl aus dem Zeitalter Trajans und der aus den Zeiten Konstantins, sind sonderbar in diesem Monumente gepaart.

Schöner ist der Bogen des Septimius Severus, ebenfalls zu Rom. In seiner Architektur herrscht viele Einheit, und die Zierrathen der Skulptur sind an ihm nicht zu überhäuft. Diesem Bogen gleicht der auf dem Karusselplatze errichtete am meisten, besonders in seinen Proportionen.

Der Bogen des Titus, ebenfalls zu Rom, besteht nur aus einem Bogen, und seine Höhe beträgt nur 41 Fuß. Die An-

Digitized by Google

ordnung seiner Theile ist schön, und alles, was zur Skulptur gehört, vortrefflich. In der Wölbung ist die Apotheose des Titus, auf den beiden Seiten, auf der einen sein Triumf, auf der andern die Spolien des besiegten Judäa, unter denen man den Leuchter und die Gesetztafeln bemerkt.

Die andern antiken Bogen zu Rom, der des Drusus an der porta S. Sebastiano, des Claudius an der porta S. Lorenzo, des Gallienus an der porta S. Vito, zeichnen sich durch nichts besonderes aus.

Der Bogen Trajans zu Benevento, und ein anderer desselben zu Ankona, der sich vortrefflich erhalten hat, verdienen ebenfalls zu den schönen Monumenten des Alterthums gezählt zu werden.

Der Bogen von Rimini auf der via Flaminia, dem Augustus errichtet, ist merkwürdig wegen seiner beträchtlichen Oeffnung von 31 Fuß. Gleichzeitig mit ihm und nicht minder schön ist der Bogen zu Pola in Istrien, der ebenfalls, wie man vermuthet, dem Augustus geweihet war.

In Frankreich stehen noch viele antike Bogen, nämlich zu Cavaillon, Carpentras, St. Remi, Aix, Arles und Orange. Der letzte ist der schönste. Er wurde, der allgemeinen Behauptung nach, dem Marius, als Sieger über die Cimbern und Teutonen, errichtet.

Unter den in neuern Zeiten errichteten Triumfbogen verdienen die beiden Erwähnung, welche die Schmeichelei Ludwig dem Vierzehnten erbauete. Der eine, la porte St. Denis genannt, ist der schönste und höchste, aber ohne Originalität und in affektirtem Style; der andere, la porte St. Martin, ist einfach, aber plump.

Florenz besitzt auch einen Triumfbogen der neuern Zeit; er wurde im Jahr 1739 Franz dem Ersten von Lothringen errichtet, und ist, eben so, wie der dem Könige Alfons in Neapel erbauete, weder in historischer noch artistischer Hinsicht interessant.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Paris. (Beschluß.) *Rien de trop, ou les deux paravents*, ist der Titel eines mit ziemlichem Beifall aufgenommenen Stücks, das auf dem *Théâtre du Vaudeville* erschienen ist. Die Hauptpersonen desselben sind zwei Neuvermählte, die, in dem Wahne, sich selbst genug zu sein, sich freiwillig auf das Land verbannen, und jeder Gesellschaft entsagen, bald aber bemerken, daß zur Würze des Lebens noch etwas mehr gehört, als gegenseitige Liebe. Den Titel *les deux paravents* führt das Stück wegen einer Szene, in der die beiden jungen Eheleute, um die Langeweile zu verscheuchen, hinter zwei Schirmen verborgen, eine erdichtete Korrespondenz führen. Der Verfasser des Stücks ist Pain.

Dasselbe Theatre gab auch noch eine andere Neuheit, *la marchande des modes* betitelt, eine Parodie der Oper *la Vestale*. Sehr oft wird einem neuen Vaudeville ein szenenartiges *couplet d'annonce* vorangeschickt, das der Huld des Publikums das neue Stück empfiehlt, und eine Art von Prolog in verjüngtem oder Vaudevillenmaasstabe ist. Das *couplet d'annonce* dieses Stücks heißt:

Vous avez soutenu l'honneur
D'une Vestale infortunée;
Ah! soutenez dans son malheur
La coulette aimé par l'aînée.
Si vous ordonniez son trepas,
On dirait: voyez, quel scandale!
Le Vaudeville ne veut pas
Garder une Vestale.

Das Stück ist eine der lustigsten Possen, die seit langer Zeit auf dem *Théâtre du Vaudeville* erschienen sind, hat aber, wie alle Parodien, nur für den Interesse, der das parodirte Original kennt. — Licinius, Julens Geliebter in der Oper, ist hier in Licettus, Husarenunteroffizier, Julie, die Vestale, in Julie, ein Ladenmädchen, und so nach Verhältniß die andern Personen, umgeschaffen worden. Das heilige Feuer der Vesta ist hier das Lampenöl des Ladens, das bei dem Besuche des Geliebten ausgeht, worüber wird und erlischt; die Strafe der Vestale, der Hungertod im Grabe, hier Einsperren auf dem Speicher bei Wasser und Brod; der Grabesklang der Vestale hier ein lustiges Vaudeville, das von Julens Freundinnen gesungen wird, und so lautet:

Trempe ton pain dans l'eau claire;
Trempe ton pain
Dans l'eau claire faute de vin.
Si l'on met à l'eau fraiche
Toute fille qui pêche,
L'eau claire à la fin
Sera plus chère que le vin.

Der Umstand, daß der Verfasser der Parodie und der Verfasser des Originals eine und dieselbe Person sind, ein Fall, der in der Theatergeschichte einzig ist, hat nicht wenig dazu beigetragen, das Stück, eine wahre *débauche d'esprit*, pikant zu machen. Der aufgezeichnete Beifall hat überdieß dem Verfasser für die Ueberwindung, sein eigenes Kind geschlagen zu haben, belohnt.

Aus Italien.

— Joseph Napoleon, König von Neapel, hat durch einen Beschluß vom 18 Jan. das Andenken Torquato Tasso's auf eine würdige Weise gefeiert. Die Straße nach Sorrento, dem Geburtsorte des Dichters, wird fahrbar gemacht; vor dem Hause, in welchem er geboren ist, wird ein Monument errichtet; in dem Hause sollen die Originalhandschriften des unsterblichen Sängers der Armida aufbewahrt werden, die sich in der kön. Bibliothek befinden, eben so ein Exemplar von jeder Ausgabe und jeder Uebersetzung seiner Werke. Der Aufseher dieser Ehrenstiftung soll aus den nächsten Nachkommen von Tasso's Familie ernannt werden.

So feiert ein geistvoller König das Andenken des Dichters. Aber eben so theure ist ihm das Wohl eines der Lebenden. Kaum erfuhr der Monarch die schwankenden Gesundheitsumstände des Ritters Monti, als er seinen Leibarzt, Hrn. Parois, in ihm schickte. Er bat denselben, ihm von dem Befinden des Dichters beständig Nachricht zu geben.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 16. — den 24 Februar 1808.

Notizen aus Holland, die Wissenschaften und schönen Künste betreffend.

(Am Ende des Monats Januar.)

Schon seit einiger Zeit hatten etliche Freunde der Literatur unter den Anhängern der israelitischen Religion in Amsterdam einen freundschaftlichen Zirkel gebildet, um sich den Wissenschaften und schönen Künsten gesellschaftlich zu widmen. Daraus ist jetzt eine wirkliche wissenschaftliche Gesellschaft entstanden, welcher verschiedene sehr ansehnliche Männer beigetreten sind. Sie hat das Motto tot Nut en Beschaving angenommen, und ihre erste allgemeine Zusammenkunft ist am 3 Dez. mit einer sehr zweckmäßigen und nicht wenjger schönen Rede des Präsidenten, Hrn. E. Marcus, wobei er den glücklichen Einfluß der Kultur in allen Situationen und Verhältnissen des Lebens darstellte, eröfnet.

Auser der wichtigen Auktion von den Gemälden des verstorbenen Hrn. G. van der Pot van Groeneveld, welche am 6 Junius in Rotterdam statt haben wird, und bei welcher man eine Menge Meisterstücke von G. Dou, A. und W. van der Velden, P. Potter, und mehrern von den berühmtesten findet, hat man im Monat März eine andere nicht weniger merkwürdige zu erwarten, von der vortrefflichen Sammlung von Büchern, Pfenningen, Münzen, antiken Steinen, und andern Alterthümern, welche von dem gelehrten Pieter van Damme in Amsterdam mit großem Kostenaufwand und fünfzigjähriqem unermüdetem Fleiße zusammengebracht war. Diese Sammlung ist wegen ihrer Reichhaltigkeit einzig in ihrer Art zu nennen; schwerlich wird je eine Privatperson Besitzer einer ähnlichen gewesen sein. Unter den Büchern sind nicht nur sehr viele alte und beinahe nicht mehr zu bekommende Ausgaben, und die trefflichsten und kostbarsten antiquarischen und numismatischen Werke, sondern auch die wichtigsten Manuskripte von beiden Fächern in verschiedenen Sprachen. Der Münzen sind nicht weniger als 16,200, wovon 921 griechische und römische goldene Medaillen und Medaillons; viele sind äusserst selten; es sind verschiedene, von denen in den besten Kabineten höchstens eine oder zwei, und manche, wovon gar keine ähnliche existiren. Kurz, es ist eine Sammlung, die dem Lande zu einer vorzüglichen Ehre gereicht, und von welcher es daher um so mehr zu wünschen ist, daß die vornehmsten Werke nicht in die Fremde geratben. Der wohlgeordnete Katalog, den man dem Hrn. W. H. J. van Westreenen zu danken hat, ist bereits, in zwei Bänden Groß-Oktav, erschienen.

Vor wenigen Tagen hat Hr. Lageman, dem von der Maatschappy tot Nut van't algemeen die Verfertigung einer Medaille auf ihren Stifter Jan Nieuwenhuizen aufgetragen war, seine Arbeit, nach der Zeichnung des verdienstvollen J. Kuiper, vollendet, und die Denkmünze ist jetzt in Gold für sechzig Gulden und in Silber für fünf Gulden zu bekommen. Sie stellt ein von Pappeln umschattetes Grabmal oder einen Sarkophag vor; auf dem Mittelstein desselben steht man, zwischen der ausgelöschten Fackel des Lebens und der eben angezündeten der Ewigkeit, die so wohl verdiente Eichenkrone; zu den Seiten des Grabmals sind die Blumen der Dankbarkeit gestreut. Die Umschrift zeigt den Sterbetag: „Jan Nieuwenhuizen overleden den 25 Febr. 1806“, indem die Unterschrift seine edle Unternehmung verewigt: „als Stichter der Maatschappy tot Nut van't algemeen.“ Die

Digitized by Google

Gegenseite hat die zirkelförmige Schlange, umgeben von Oliven- und Palmzweigen, als Sinnbild einer Ewigkeit voller Frieden und Seligkeit, indem das Bild eines neuen Lebens, der Schmetterling, fröhlich herumflattert in den Strahlen des ewigen Lichts, welches von der Erdkugel, unten in Wolken schwebend, abgesondert ist. Die Umschrift auf dieser Seite kann man übersetzen mit: „er ärndtet jetzt, was er gesäet hat.“ — Jan Nieuwenhuizen ward am 4 Nov. 1724 geboren; Harlem, der Geburtsort Laurentius Koster's, war auch der seinige. Im finstern Mittelalter, da noch die Menschheit unter dem eisernen Zepter übermüthiger Unwissenheit seufzte, entzündete des Ersten glückliche Erfindung die hell leuchtende Fackel, in deren wohlthätigen Strahlen Kobheit sich in Bildung verwandelte, und dem Menschen seine Bestimmung und seine Rechte, aber auch seine Pflichten, sichtbar wurden. Die Thaten des Letztern leuchten, beim ersten Anblick, mit geringerm Glanze hervor; sie sind aber darum nicht weniger groß in ihrem Zweck und in ihren Folgen. Es war nicht ein glückliches Ungefähr, es war tiefe Menschenkenntniß und feuriges Wohlthätigkeitsgefühl, die seine Handlungen bestimmten. Sein Beruf (er war Prediger, erst in Middelbarnis, nachher in Aardenburg, und zuletzt in Rommelsdam) gab ihm öfters Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr es noch bei der wenigst bemittelten Volksklasse an demjenigen Grade von Kultur fehlte, welcher bloß zum reinen Genuß der Freuden des Lebens und zur Erfüllung allgemeiner Menschenspflicht erforderlich ist. Er war dabei überzeugt, daß die Volkskultur, in so fern man dadurch wissenschaftliche Bildung und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen verstehen kann, nicht bei allen Klassen im Staate die nämliche Höhe erreichen kann; daß aber jeder Unterschied des Standes bei der Bildung des Herzens gänzlich wegfällt. In letzterer Hinsicht konnte er seinem heißen Wunsche nicht widerstehen, um drei sogenannten geringern Bürger aus seiner völligen Unwissenheit zu ziehen, seine Vorurtheile zu verscheuchen, Gefühl für das Schöne und Gute bei ihm zu erregen, ihm Kenntniß seiner selbst und seiner Bestimmung beizubringen, und ihm die Erfüllung seiner Pflichten zu erleichtern. Seinen ganz durchdachten Plan theilte er seinem Sohne, seinem Freunde Hoekstra (damals Prediger in Edam, jetzt in Altona) und etlichen wenigen andern Menschenfreunden mit, und diese edeldenkende Männer vereinigten sich mit ihm zu dem gemeinschaftlichen wohlthätigen Zwecke.

Am 16 Nov. 1784 hielten sie, damals in sehr geringer Zahl, zu Edam ihre erste Zusammenkunft; im Jahre 1787 aber, da die Hauptdirektion nach Amsterdam verlegt ward, zählte die Gesellschaft schon eilf Departemente, und jetzt besteht sie (wie aus dem jährlichen Rapport der Direktion, vom vorigen Jahre, erhellt) aus 75 Departementen und 6241 Mitgliedern. Sie befaßt sich durchaus mit keinen Streitigkeiten über Religion oder Politik, wünscht sich auch keineswegs den Glanz einer gelehrten Gesellschaft, sondern arbeitet blos für den unbemittelten und ungebildeten Stand. Ihr Hauptzweck ist, aus der Jugend tugendhafte und nützliche Staatsbürger zu bilden; nicht weniger aber nimmt sie sich auch der Erwachsenen an. Für letztern sammelt sie alles, was die Natur darbietet, dir Kunst erfindet oder die Wissenschaft entdeckt; sie bearbeitet alles dieses in einem fasslichen, den Fähigkeiten der geringern Volksklasse angemessenen Styl; sucht durch Versinnlichung ihre Lehrbegierde zu erregen, ihr dann nützliche Kenntnisse beizubringen, Tugenden einzuprägen, und jeden in seinen Beziehungen zu gutem sittlichem Betragen und Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten.

Dazu werden die in diesem Geiste verfaßte Schriften für geringe Preise, auch wohl unentgeltlich, ausgetheilt; Lesebibliotheken errichtet, Sorgsamkeit und Fleiß durch ehrenvolle Ermunterungen erreat, und edle Thaten öffentlich mit Lob und Vergeltung belohnt. Als Religionslehrer stiftete Nieuwenhuizen mehr noch durch unablässiges Beispiel von Tugend und Gottesfurcht, als durch seine Reden, Gutes; im geselligen Umgange aber zeigte er, daß er keineswegs eine Verleugnung von den Freudrn des Lebens forderte, und betrug sich immer selbst als den Freund von allen solchen Erholungen, durch welche die Seele zur Heiterkeit gestimmt wird, ohne je bei der Rückerinnerung Reur zu empfinden. Und auch dieses hinderte ihn nicht, im Schmerze standhaft und gelassen zu sein; so war er bei dem Verlust einer liebenswürdigen und innig geliebten Gattin, nach einer sechsunddreißigjährigen Ehe, und da er selbst schon in einem Alter war, wo gegenseitige Hülfsleistung und Liebe mehr als je ein Bedürfniß ist; so war er auch bei einer vielleicht noch bittern Prüfung, bei dem Tode seines Sohns, der allgemein wegen seiner trefflichen Talente geehrt, seiner ausgezeichneten Verdienste willen geschätzt, die Freude seines Lebens und die Hoffnung und der Trost seines Alters war. Außer der oben erwähnten Medaille hat die Gesellschaft ihrem Stifter durch ein marmornes Grabmal in der Kirche zu Rommelsdam ihre Verehrung bezeugt.

Unter den neuerdings herausgekommenen guten Arbeiten verdient die erste Stelle des Hrn. A. C. Schent's vortreffliche Uebersetzung von Young's Nachtgedanken. Schon im Jahre 1805 hatte Hr. Lublink der jüngere, dessen schöne prosaische Uebersetzung bekannt ist, etliche Proben aus Hrn. Schent's Manuskript in einer Monatsschrift mitgetheilt. Es sind die jetzt vor Gesänge herausgekommen; sie entsprechen vollkommen den höchsten Erwartungen. Besonders erstaunt man über die seltsame Leichtigkeit und Anmuth des Versbaues, da man unter hundert Zeilen keine einzige findet, der man eine Härte vorwerfen könnte, so daß das ganze Gedicht — dem Ausdruck eines holländischen Rezensenten zufolge — wie ein Strom, milden aber majestätischen Ganges dahinfließt.

Das Theatergebäude in Utrecht, welches erst im Jahre 1795 aufgeführt war, und, obgleich nur von Holz, dennoch Solidität mit vielem Geschmack vereinte, ist in der Nacht vom 27 zum 28 Januar ganz abgebrannt. Der Eigenthümer desselben, Hr. Koppendraaijer, entdeckte gegen fünf Uhr Morgens, durch den erstickenden Rauch, daß Brand sei; in dem Augenblick aber hatte dieses innerhalb des Theaters schon so sehr alles ergriffen, daß Hr. Koppendraaijer, nebst seiner Familie, nur eben Zeit hatten, aus den Fenstern zu entkommen. Die Spritzen rilten zwar schnell herbei, allein das ganze Gebäude stand binnen wenigen Minuten in hellen Flammen, und man überzeugte sich bald, daß alle Rettungsversuche fruchtlos sein würden. Von der Ursache dieses, wegen seiner Schnelligkeit besonders merkwürdigen, Brandes ist bis jetzt nichts zu sagen. Die Theatergesellschaft hat sich indeß nicht nach dem Haag begeben dürfen, sondern ist nach Amsterdam gezogen, wo sich auch der bisher im Haag gebliebene Theil zu ihr gesellt hat, wahrscheinlich um das Amsterdamer Theater zur

Digitized by Google

möglichſten Vollkommenheit zu bringen. Denn der zweite April iſt der Tag, an welchem der König ſeinen öffentlichen Einzug in Amſterdam halten, und das dortige wegen ſeiner Schönheit berühmte Rathhaus, welches dem Monarchen von der Stadtregierung zu ſeinem Palaſte angeboten iſt, bezogen wird.

Meteorologiſche Bemerkungen über das Jahr 1807.

(Siehe im erſten Jahrgange dieſer Zeitſchrift Nr. 16.)

Die folgenden Beobachtungen wurden in Aarau (1140 Fuß über der Meeresfläche gelegen) angeſtellt. Das Barometer ward bei beſtändiger milder Temperatur von + 15° beobachtet; das Delue'ſche Thermometer vor und nach Sonnenaufgang, Mittags gegen zwei Uhr, immer im Schatten gehalten. Die Erhebung der Inſtrumente über der Erdfläche beträgt 24 Schuh.

Der höchſte Barometerſtand im Laufe des Jahres 1807 war am 2 Jänner 27 Zoll 4 2/10 Linien; der tiefſte am 21 Jänner 26" 2"/10"'. Der gewöhnlichſte war 27 Zoll 1 — 2 Linien.

Bei 729 Beobachtungen (jeden Tag des Jahrs Morgens und Abends) war das Queckſilber 498 mal auf oder über 27 Zoll und 231 mal darunter.

Der höchſte Stand des Thermometers war am 13 Juli + 29°. Der niedrigſte (und zwar den 30 Jänner) — 12°.

Schnee fiel im Laufe des Jahres an 49 Tagen; der letzte des Winters von 1806 — 1807 am 21 April; der erſte des Winters 1807 — 1808 am 3 Dezember. Die höhern Alpen freilich waren ſchon im Oktober tief im Schnee. In der Nacht vom 3 — 4 November erreichte er ſchon die Höhen des Jura und fiel bis auf eine Tiefe von 2000 Schuh abſoluter Höhe nieder, ohne aber am Gebirge länger als 24 Stunden zu verweilen.

Es regnete im ganzen Jahre an 143 Tagen und in 93 Nächten. Dabei war der Himmel 207 Tage bewölkt, und 158 Tage heiter.

Von den Winden war der Weſt, Südweſt und Nordweſt, der herrſchende. Oſt und Nordoſt regierte nur 21 Tage. Das Jahr zählte 30 Tage, die ſtarken Wind oder Sturm gaben. Die ſtürmiſchſten Monate waren der Februar und September. Die Stürme kamen meiſtens aus Südweſt und Nordweſt.

Es gibt neuere Naturforſcher, welche behaupten, der Sirocco, der im untern Italien von Zeit zu Zeit heftig iſt, und ſich über einen großen Theil des mittelländiſchen Meers erſtreckt, dringe ſelbſt in die Schweiz, wo er Föhn genannt werde. *) Die Behauptung würde ſchwerlich bewieſen werden können. Der heiße Föhn der Schweiz, welcher hier noch Bäume entwurzelt, wenn er der Sirocco Siziliens wäre, würde mit allen ſeinen Eigenheiten auch in Marſeille, Toulon, Piemont, Mailand verſpürt werden — dies aber iſt nicht ſo der Fall. Er herrſcht auch dort und in der Schweiz ſelten gleichzeitig. Der Föhn iſt nur in der Kette der hohen Alpen ſtark, ſeine Kraft verliert ſich oft ganz, ehe er nur die ebene Schweiz erreicht. Er wird nicht etwa erſt, zuſammengepreßt zwiſchen Bergwänden, gewaltiger. Denn Stunden lang vorher, ehe er die Thäler erreicht, ſteht man ihn oft den Schnee von den höchſten Bergen herumwirbeln und wolkenähnlich aufthürmen. Ich bemerkte einigemal, indem ich über den St. Gotthard reiſte, auf deſſen Südſeite mir kalte Nordluft entgegen wehend, und wenn ich kaum an der Nordſeite niederzuſteigen anfing, mir den heftigen Südwind nachblaſend.

Die Witterung des Winters von 1806 — 1807 war ſehr milde, hielt aber mit Schnee bis über die Mitte Aprils an, während am achten deſſelben Monats ſchon die Spalierbäume in voller Blüte ſtanden, und am dreizehnten ſich die Schwalben zeigten und der Kukuk hören ließ.

Der Sommer war von ſelterner Hitze, und ſehr trocken in der Schweiz, während in Frankreich und Italien neben der Hitze über auſſerordentliche Regenergüſſe und Ungewitter geklagt ward. Schon im Mai (am 18) war es ſo heiß, daß das Thermometer auf + 27° in der Sonne, und + 37° in der von der Sonne erwärmten Erde ſtand. Im Juli war der mittlere Thermometerſtand Mittags im Schatten über + 23°. Am 13 deſſelben Monats ſtieg die Hitze ſo jehr, daß Menſchen und den Feldern ohnmächtig wurden. Im kühlen Zimmer ſtand das Thermometer + 20°, im Schatten im Freien + 29°, in der Sonne + 34°, in dem von der Sonne erwärmten Boden + 39°. Faſt eben ſo heiß war es noch am 27 Auguſt. Erdfrüchte und Gemüſe verdarben an vielen Orten wegen der auſſerordentlichen Trockenheit. Immer wechſelten die heißen Tage mit kühlen Nächten. Auch ging die Hitze des Sommers im September ſchnell zur Kühle über, ſo daß ſchon in der Mitte dieſes Monats Reif entſtand.

Von Gewittern beobachtete ich in dieſem Jahre dreißig; davon waren zwanzig entfernter und zehn in der Nähe. Das erſte erſchien am 28 April Nachmittags fern; das letzte am 24 Okt. Abends, ebenfalls nur in der Ferne. Das Verhalten des Barometers bei den Gewittern war folgendes: Bei den nächſten und ſtärkſten Gewittern fiel das Queckſilber gewöhnlich acht bis zwölf Stunden vorher bis zum Ausbruche des Wetters 1 1/10 Linie, fing jedesmal an, während der Exploſion, oft gleich beim Anfange derſelben ſchon, wieder zu ſteigen, und war am Ende derſelben, oder wenn das Wetter in weiter Ferne noch leuchtete, wieder um 1 1/10 Linie geſtiegen. Bei einem heftigen Gewitter am 14 Aug., das Nachmittags von fünf bis ſieben Uhr dauerte, und von ſtarken Windſtößen begleitet war, fiel Mittags das Barometer, welches am Morgen 27" 2/10"' geſtanden, plötzlich auf 26" 8 9/10"', und ſtieg dann, während des Wetters, eh es noch ganz vorüber war, binnen fünfzehn Minuten auf 27" 3/10"' zurück. Hier war alſo eine Differenz von zwei Linien.

Wie man aus den meteorologiſchen Tabellen des vorigen Jahrgangs dieſer Zeitſchrift erſehen kann, ging den Sturmwinden immer ein plötzlich ſtarkes Fallen des Barometers voran; ein langſames aber mehrere Tage anhaltendes Fallen, ſelbſt beim ſchönſten Wetter, verkündete anhaltenden Regen. Ein drei bis vier Tage langes Fallen hatte gewöhnlich eine acht Tage lange Regenzeit zur Folge, und um die Mitte der Regenzeit erhob ſich das Queckſilber wieder. (Man vergleiche die meteorologiſche Tabelle vom April im vorigen Jahrgang, eben ſo vom Anfange des Mai, vom September u. a. m.) Die Aus-

*) L. v. Schmidt's, gen. Phiſeldeck, ſyſtematiſche Darſtellung aller Erfahrungen über allgemeiner verbreitete Potenzen, zweiter Band, S. 295.

Digitized by Google

nahmen von dem gewöhnlichen Erfolge nach den Barometerveränderungen sind in der Schweiz gewiß so selten, als in andern Ländern gleichen Himmelsstriches.

Um in der Meteorologie größere Fortschritte machen zu können, wär' es wünschenswerth, daß sich eine meteorologische Gesellschaft aus Beobachtern von den meisten Ländern Europens, mit gleichen Vorschriften und gleichen Instrumenten versehen, zu den regelmäßigen Observationen vereinigen wollte. Inzwischen bleiben die einzelnen Beobachtungen darum dem Naturforscher nicht unwerth.

H. Zschokke.

Biographische Skizze des jüngst gestorbenen Generals Noguez.

Noguez, Divisionsgeneral und erster Aide-de-Camp des Königs von Holland, wurde im Jahre 1767 zu Castenau de Rivière basse, einem Flecken des Ober-Pyrenäen-Departements, geboren. Von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, erhielt er eine sorgfältige Erziehung, verließ aber die schon betretene Laufbahn im Jahre 1798, und vertauschte die Feder mit dem Degen. Seine Mitbürger, die ihn schätzten, ernannten ihn zum Offizier in einem jener Freiwilligenkoops, aus denen so manche Held hervorgegangen ist.

Als Bataillonschef bei der Ostpyrenäenarmee war er der Kriegsgefährte der jetzigen Marschälle Lannes, Augereau und Perignon. Unter der Direktorialregierung wurde er als Gouverneur nach Marseille gesandt, und wußte in diesem damals schwierigen Posten die unruhigen Köpfe des südlichen Frankreichs durch seine Sanftmuth und Festigkeit in Ordnung zu halten. Marseille war ruhig unter seinen Befehlen, und er erwarb sich die Achtung und leider seine Gewohnheit, die ihn noch jetzt mit dem ehrenvollen Beinamen le conciliateur bezeichnen.

In der Schlacht bei Marengo war er einer der Aides-de-Camp des Kaisers.

Im Jahr 10 erhielt er die Gouverneursstelle der französisch-westindischen Insel St. Lucia, und vertheidigte sich in diesem Posten mit ungefähr dreihundert Mann gegen den Angriff von sechstausend Engländern auf die ehrenvollste Art, bis er endlich nach einem hartnäckigen Widerstande gezwungen wurde, eine jedoch sehr ehrenliche Kapitulation zu schließen.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er zum Divisions-General und zum Kommandanten der Ehrenlegion befördert.

Als Gouverneur von Paris rechtfertigte er während der kurzen Zeit, die er diesem Posten vorstand, vollkommen die gute Meinung, die man von seinen Talenten in solchen Aemtern hegte, in denen militärische Funktionen sich sehr oft mit bürgerlichen durchkreuzen.

Bald darauf folgte er dem Könige von Holland, der ihn wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner ausgebreiteten militärischen Kenntnisse schätzte, und ihn zum Großoffizier seines Ordens und zum Gouverneur seiner beiden Residenzschlösser, het Huis ten Bosch und het Binnenhof, machte.

Vor einigen Jahren begab er sich, um seine durch sieben Wunden geschwächte Gesundheit wieder herzustellen nach dem Bade von Barèges. Schon dem Ziele seiner Reise nahe, wurden die Pferde seines Wagens durch die Nachlässigkeit des Postillons wild; Noguez und ein Freund, sein Reisegefährte, springen zum Wagen heraus, aber so unglücklich, daß der letztere todt auf der Stelle bleibt, und Noguez durch den Sprung die kaum geheilten Wunden wieder öffnet und ohnmächtig niederstürzt. Seit jenem unglücklichen Tage ist er nicht wieder zum völligen Besitze seiner Gesundheit gelangt, und die Begebenheit selbst hat viel dazu beigetragen, sein Leben, das er nur auf 41 Jahre gebracht hat, abzukürzen.

Noguez, einfach in seinen Sitten, bescheiden im Glücke, Freund des Armen und des Unglücklichen, hinterläßt ein Andenken, auf dem kein Flecken, und ein mäßiges Vermögen, auf dem kein Fluch ruht.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Mattweißes Linnen, mattweiße Hosen, Strümpfe von gleicher Farbe, kleine viereckte Schnallen mit couvirten Federn, und daran das matte Gold dem Kupfer nicht unähnlich sieht; hierzu noch ein Kleid von lebhafter, aber düsterer Farbe: das ohngefähr ist jetzt die Komposition eines Pariser Elegants. Es ist in der That bei diesen Herrn alles matt; sie lieben nichts Brillantes.

Seit Doktor Gall die Pariser auf die Folgerungen aufmerksam gemacht hat, die man mehr oder weniger auf gewissen Hervorragungen am Hinterkopf und Nacken ziehen könnte, bemerkt man, daß die Damen die Kragen ihrer Redingots und Douilletten von hinten haben beträchtlich erhöhen lassen, während die Schneiderkünstler die Collets der Pelismaitres außerordentlich niedrig gesetzt haben.

Aus Deutschland.

— Im Jännerheft der progressiven Ephemeriden von Bertuch äußert Hr. Doktor J. A. Schultes einen Wunsch, der für die Wissenschaft allzu wichtig ist, als daß er nicht unter Mathematikern und Physikern lauter zur Sprache gebracht werden sollte. Dieser Wunsch besteht darin, daß ein Mathematiker Tabellen berechnen lassen möchte, nach welchen man für jeden Barometerstand von 1/4 zu 1/4 Linie nach den verschiedenen Graden der Temperatur von — 20° R. bis + 30° R. die absolute Höhe des Orts der Beobachtung finden könnte. Ein Barometerstand von 15—30 Linien würde alle Wünsche umfassen. Ein solches Werk in französischer Sprache würde einen höchst allgemeinen und bleibenden Werth für Jahrhunderte haben. Es ist Bedürfniß. — Warum spekulirt auf solche Unternehmung noch keine solide Buchhandlung?

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabends — Nro. 17. — den 27 Februar 1808.

Rom's Besetzung von französischen Truppen, im Februar 1808.

(Aus einem Schreiben aus Rom.)

Endlich ist der colpo mortale erfolgt, den man längst fürchtete und den die Mönche mit schrecklichern als apokalyptischen Bildern weissagten — Rom ist von den Gezwingern Italiens und wenigstens des halben Europa's besetzt worden. Das Fort St. Angelo ist übergeben. Auf dem Platze Colona steht französische Wache, und auf Monte Cavallo, oder dem Kapitol, stehen vier Kanonen mit weit aufgerissenen Schlünden gegen den päpstlichen Palast gekehrt. Umsonst ist — wiewohl ohne öffentliche Einladung, weil der französische Gesandte dagegen protestirte — ein Triduum (dreitägige Anrufung der Madonna in Nothfällen) gehalten worden; umsonst hat der Papst, von Kardinälen umgeben, in seiner Kapelle auf dem Quirinal Messe gelesen; während der Feierlichkeit selbst wurden die Kanonen dahelbst aufgepflanzt. Saressimo minchioni se lo crederessimo, sagen sie, und das will soviel sagen, als: Fuit Ilium, fuimus Troes.

Man wußte schon vor einiger Zeit, daß zwei- oder dreitausend Mann nach Viterbo gekommen waren. Zweitausend fanden sich aus Neapel in Terracina ein; aber bei den häufigen Dislokationen der Truppen konnte niemand daraus entscheidende Folgerungen ziehn. Die Ankunft des Generals Miollis mit achttausend Mann in Fuligno machte stärkere Sensation. Es verlautete, daß achttausend oder mehrere Kationen bestellt worden wären, und die Gerüchte durchkreuzten sich; aber da man wußte, daß die päpstliche Kammer 72,000 Scudi für jene Truppen hatte verabfolgen lassen, so schmeichelte man sich, die Sachen seien wieder beigelegt, und man erzählte sich Gerüchte von einer neuen Niederlage der Franzosen in Kalabrien, oder von einer nahen Landung der Engländer, um ihren Durchmarsch durch Rom wahrscheinlicher zu finden.

Statt dessen erschienen jene achttausend Mann am 2 Febr. ganz unvermuthet vor den Thoren, und rückten in drei gedrängten Kolonnen in die Stadt. Die Sache geschah, als viele der Einwohner noch der süßen Morgenruhe pflegten. Die Truppen hatten forcirte Märsche gemacht, und waren an diesem Tage um zwei oder drei Uhr nach Mitternacht aufgebrochen.

Die angekommenen Truppen, worunter prächtige Kavallerieregimenter waren, begaben sich auf die genannten Plätze, die sie auch zur Zeit der Republik besetzt hielten. Etwa 150 Mann zogen dem Castell St. Angelo zu. Schon vor etlichen Tagen hatte der Kommandant des Forts seine Sachen weggeräumt. Später waren in der Stille auch die Kanonen weggebracht worden. Bei Erscheinung der Franzosen wurde den päpstlichen Soldaten von ihren Offizieren eine ihnen schon bekannte Ordre wiederholt, und mit Trommeln und Gewehr zogen sie ehrenvoll ab. Bei diesem ganzen Vorgange sah man wenige Zuschauer. Als schon alles vorbei war, fanden sich ein Paar Hundert Müßige ein, die das Castell angafften. — Wie es schien, hatten die päpstlichen Soldaten nicht so zeitig diese Ablösung erwartet, denn viele hatten schon das Fleisch zum Mittagessen ans Feuer gesetzt gehabt, welches man an den rauchenden Kesseln erkannte, mit denen sie abmarschirten. Alles ist übrigens in der größten Stille und Ordnung geschehen.

Alles dies ist Faktum. Außerdem heißt es, daß die Franzosen die Mark Ankona in Besitz genommen und den Gen-

Digitized by Google

vereuer in Civitavecchia abgesetzt haben. Was aber dieser ganzen Geschichte vorhergegangen ist, oder nachfolgen wird, das mögen die Götter wissen.

Da indessen diese Begebenheit als ein für jetzige oder künftige Geschichte merkwürdiges Ereigniß angesehen werden kann, so hat es ein Interesse, auch bloß die Sagen zu kennen, die während dieser Zeit im Umlaufe waren.

Man sprach zuerst von vier Punkten, worauf die französische Regierung bestünde. Diese waren: Uebergabe des Castells; Annahme des Gesetzbuches Napoleon's; Abschaffung einiger Klöster; und Verpflichtung der Kardinäle, in denenjenigen Orten, wo sie die Einkünfte als Kardinäle des Orts oder der Diözes beziehen, in eigener Person ihr Amt zu verwalten, während sie bisher, um in Rom bleiben zu können, Bischöfe dahin ernannten, die für sie vikarirten. Die Sache hatte einige Wahrscheinlichkeit, und schien sich auf Ersparniß, oder auf Vermehrung der Einkünfte der Kammer, zu beziehen.

Wenige Tage darauf erzählte man sich die Sache anders. Die Punkte, von denen die Rede sei, wurden also bestimmt: Uebergabe des Forts St. Angelo; Annahme des Codex; Ernennung von drei oder vier vom Papst unabhängigen Bischöfen; Wahl der Kardinäle nach der Größe der Nationen. — Der dritte machte aber die stärkste Sensation. Man sagte, es sei soviel, als hätte man drei neue Päpste verlangt, und wollte sogar schon wissen, welche Personen dazu in Vorschlag gebracht worden seien.

Am meisten waren bei der ganzen Sache bestürzt oder beunruhigt alle diejenigen, die von der Regierung, oder der höhern Geistlichkeit, oder den sogenannten Logi pii, leben. Leute, die an der Kammer zu fordern hatten, wurden abgewiesen oder vertröstet, und es ist gewiß, daß mehrere Familien sich schon bedrängt fühlten, ob noch eine eigentliche Veränderung eingetreten war.

Das unerwartete Einrücken der Franzosen, denn man hatte sie früher oder später erwartet, beschäftigte für eine Weile Aller Augen. Das Kommen und Gehen der Estaffetten (Privathäuser waren nicht belästigt), das Tragen von Gepäck und Fourage — kurz, das sichtbar Geordnete in allem, was vorging, setzte die Menge in Staunen; denn die wenigsten wußten etwas von dem Mechanismus, durch den alle Maasregeln zusammentreffen mußten, als wenn sie Werk des Augenblicks wären. Man fragte bloß: Ist nichts angeschlagen, kein Edikt, keine Erklärung? Geschieht nichts, um das Volk zu beruhigen?

Am zweiten Tage, als am 3 Febr., wurde die Unruhe, die Neugierde stärker, hörbarer. Che novità c'è? fragte einer den andern; heute muß sich etwas erklären; heute muß man wissen, wer in Rom regieren wird. — Noch vernahm man Stimmen, welche sich trösteten: I preti accomodaranno tutto. Man wußte, daß der spanische Gesandte dem kommandirenden General eine Visite gemacht hatte, und man sprach von einer bevorstehenden Kongregation, die an diesem Tage gehalten werden sollte, im Betreff des Papstes, des französischen Gesandten u. s. w.

Unterdessen erkundigte man sich nach dem Karakter und der Person des Generals. Die allgemeine Stimme über ihn war: Er sei ein talentvoller und rechtschaffener Mann, weshalb ihm auch vom Kaiser die Besitznahme von Venedig und Florenz anvertrauet worden war. Bei diesem Anlaß erzählte man sich Folgendes: Miollis widmete sich in seiner Jugend dem theologischen Studium; immer war er ein Freund der Wissenschaften und besonders der Poesie, immer ein feuriger Republikaner. Als in Frankreich die Frage für oder gegen die Kaiserwahl dem Volke vorgelegt worden war, soll Miollis sich dagegen entschieden haben. Bonaparte aber, nachdem er Kaiser geworden war, zeichnete ihn um so mehr aus. Die Wachen hatten Ordre, diesen General ohne Hinderniß vorzulassen, und Napoleon sagte heiter zu ihm: „Ich bekümmere mich nicht um ihre Theologie, aber ich vergesse es nicht, daß sie mir die Schlacht von Rivoli gewonnen haben," und Miollis wurde zum Divisionsgeneral ernannt. Er hat etwa fünfzig Jahre, und ist aus Aix in der Provence gebürtig.

Statt der erwarteten Kongregation geschah nichts anders, als daß der General dem Papst eine Visite machte. Es war dies bloß eine Visite der Etikette. Der Papst empfing ihn auf seinem Throne sitzend, und die ganze Audienz dauerte drei Minuten. Man erzählte, der Papst hätte bloß gesagt: „Herr General, es freuet mich, Ihre Bekanntschaft zu machen," und sich alsobald entfernt. Gewiß ist, daß er sich geweigert hatte, den Besuch anzunehmen.

Zu gleicher Zeit lief die Sage von einem angeschlagenen päpstlichen Edikte herum. Der Sache wurde lange widersprochen; aber es war allerdings etwas daran. Das Edikt, oder vielmehr die Erklärung des Papiers über den Einmarsch der französischen Truppen war an dem Palaß Maffini und noch an einem oder zwei andern Orten, und zwar nicht hoch, wie sonst gewöhnlich ist, angeheftet gewesen; aber auf bestimmtes Verlangen des französischen Gesandten sogleich wieder durch den Bargello oder Stirrenhauptmann weggenommen worden. Der Papst ruft darin den Gott des Friedens an, und erklärt für sich und seine Nachfolger, daß er manche Wünsche der französischen Regierung, als Vorsteher der Kirche, nicht hätte bewilligen können. Dies sei die Ursache der Erscheinung der Truppen. Uebrigens vertraue er der Vorsehung und ermahne das Volk, sich gehorsam und ruhig zu betragen, und die Franzosen so zu behandeln, wie er von ihnen auf seiner Reise durch Frankreich behandelt worden sei, wo er mannigfaltige Beweise der Anhänglichkeit für seine Person und die Kirche empfangen hätte.

Diese Schrift, obgleich unterdrückt, war indessen doch abgeschrieben worden, und man wußte in kurzem ihren Inhalt in ganz Rom auswendig. Es läßt sich erachten, daß sie eine große Sensation machte, und mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Der Papst, den man schon längst einen uomo santo genannt hatte, hieß nun ein gran degno capo della Chiesa, und man erbaute sich in der gewissen Hoffnung, daß wenigstens die Religion unerschüttert bleiben würde, selbst wenn auch in der weltlichen Regierung einige Aenderungen erfolgen sollten. Selbst die Geringsten aus dem Volke sehen nun muthiger empor, denn sie sehen sich im Geiste von der Meinung und der Anhänglichkeit der ganzen, dem Stuhl Petri unterworfenen, Christenheit umgürtet. Diese Schrift, sagten sie, geht durch die ganze Welt: La barca di San Pietro è bersaglista, ma non s'affoga mai (Petri Schiff ist durchlöchert, aber es sinkt nie unter).

Während dessen beobachteten die Franzosen die strengste

Digitized by Google

Mannszucht. Es war, als wäre keine Veränderung vorgegangen. Schon beim Einrücken war den Soldaten vor dem Thor eine strenge Ordre vorgelesen worden. Auf den geringsten Diebstahl war Todesstrafe gesetzt, und nach dem Zapfenstreich durfte kein Soldat sich auf den Straßen sehen lassen. Die Offiziere waren zum Theil in Privathäusern vertheilt, wo sie, wie gewöhnlich, nur Bette, Holz und Licht erhielten. Den Gemeinen waren Klöster und andere Orte, wo sie Niemand beschwerten, angewiesen. Niemand konnte sich erinnern, stilleres, freundlicheres, bescheideneres Militär gesehen zu haben. Der kommandirende General hatte dem Gesandten, den Prinzen Borghese und Lucian Ehrenwachen angeboten; aber Alle hatten es verbeten.

Man erwartete mit Ungeduld ein französisches Manifest. Es erschien keines, obgleich die Sage von einem erzählte. Mehr Wahrscheinlichkeit hatte die Versicherung, daß drei verschiedene Kuriere, vom General, vom Papst oder Gesandten, und von Lucian Bonaparte, abgegangen wären, und daß bis zur Rückkunft der Antwort dreizehn Tage abgewartet werden müßten.

Unterdessen kam aus Neapel die Nachricht von dem sonderbaren Vorfall an, der dem Polizeiminister Saliceti begegnet war. In einem Theil seines Hauses (das an der Chiaia und zwar neben einem alten verfallenen Hause lag) hatte sich eine Mine entzündet, und es waren ein Paar Diener umgekommen und ein Paar Frauenzimmer, Verwandte des Ministers, stark beschädigt; er selbst leicht verwundet. Dieses zur Zeit noch unerklärliche Faktum gab zu größern Gerüchten Anlaß. Man sprach von nichts geringerm, als von einer Niederlage der Franzosen, und sah sie schon bis Velletri geflüchtet; aber die in Velletri und Terracina befindlichen Truppen, die freilich aus Neapel gekommen waren, hatten keine andere Bestimmung, als abgewechselt zu werden, und wirklich sah man eine Anzahl der in Rom angelangten den Weg nach Neapel nehmen.

So standen die Sachen bis zum 5 Februar. Alles hüllte sich, dem Scheine nach, in die Stille der Gewöhnung, und man hörte weniger die Stimme des Publikums, die sich in den bisherigen Tagen sichtbar und hörbar ausgesprochen hatte. — Man sah in jenen ersten Tagen beim gemeinen Volk viele böse Gesichter und verdüsterten Grimm. In mancher abgelegenen Gasse flogen auch wohl Fenster auf, und eine Nachbarin machte ihrem gepreßten Herzen gegen eine andere Luft. — — — — — — Die römischen Schönen sind von jeher leidenschaftlich gewesen, aber so böse ist es doch wohl nicht gemeint; denn was Livius von den alten Vejentern sagt, paßt auf die heutigen Römer: Vana est ira viribus ira.

Indessen ist es augenscheinlich, daß die Franzosen mit großer Behutsamkeit und Vorsicht zu Werke gehen, und wie es heißt soll der Monte Mario, der vor der Stadt und jenseits der Tiber liegt, befestigt werden. Diese Maasregel war schon bei dem allererſten Einrücken der Franzosen in Rom brobachtet worden, und als die bekannte Transteverinische Revolution ausgebrochen war, zogen sich die Truppen, die damals Maßena kommandirte, auch auf jenen Berg zurück, der den höchsten Punkt dieser Gegenden einnimmt. Diese Sache macht daher keinen besondern Eindruck. Die Alten der Hoffnung sind geflogen. Man erwartet ruhig die Rückkunft der abgefertigten Kuriere, und sieht den Prozeß als halb gewonnen an, nachdem man weiß, daß der Papst alles abgeschlagen und, wie sich die Römer ausdrücken, in keiner Rücksicht etwas vergeben hat. Es ist bekannt, daß er sich öfters äußerte: Als Privatperson wäre ihm die kleinste Stelle lieber, als seine jetzige; aber als Haupt der katholischen Christenheit habe er keinen eigenen Willen.

Momente zur Geschichte der Gemälde-Gallerien in England.

Wir haben schon Englands außerordentlichen Reichthum an Werken der Bildhauerei bewundert *); aber seine Gemäldegallerien verdienen nicht minder die höchste Achtung aller Freunde der Kunst. Es ist kein Meister irgend einer Schule, von welchem sich die Britten nicht viele der vorzüglichsten Arbeiten zuzueignen wissen, und es dürfte die Zeit nahe sein, wo Künstler, statt nach dem nun halb verödeten Rom zu wallfahrten, nur Paris und London besuchen werden.

Die Britten lernten die Malerei erst von Ausländern kennen. Als Konstantinopel von den Kreuzfahrern genommen ward, folgten ihnen manche griechische Künstler nach Europa. So kamen davon auch einige nach England, deren Arbeit meistens im Ausmalen von Wappenschilden, und im Verzieren der Kirchen- und Klostergeräthe bestand.

Eben so ward durch griechische oder italienische Künstler die Frescomalerei nach England gebracht. Man sieht noch heutiges Tages in der Kathedralkirche von Herford hinterm Chor der Kapelle U. L. Fr. Freskozeichnungen aus dem vierzehnten Jahrhundert, die den ersten Versuchen eines Cimabue oder Giotto nicht nachstehen. Aelter noch sind die Bilder, mit welchen talentvolle Mönche die handschriftlichen Kroniken oder Messbücher ausschmückten. — Nicht minder alt ist die Glasmalerei, von welcher vielleicht kein Land so viel köstliche Denkmäler aufzuweisen hat, als England. Die Kathedralkirche von Salisbury soll schon im dreizehnten Jahrhundert gemalte Fensterglaser gehabt haben.

Die Glasmalerei stammte aus Deutschland und den Niederlanden. In Italien, wo die Fenster nur einen geringen Theil der Gebäude ausmachen, sind die Mauern mit Mosaik und Frescogemälden verschönt; aber in der gothischen Baukunst wurden die Fenster einer der wichtigsten Theile des Hauses; daher verschwendete man an sie auch die kostbarsten Verzierungen. Die Kunst, auf Glasscheiben zu malen, hatte sich, durch den rohen Eifer der ersten Reformatoren, welche den Kirchen keinen Schmuck lassen wollten, fast ganz verloren. Die Flamänder Bernhard van Linge und sein Sohn Abraham gaben ihr in England, zur Zeit des Königs Jakob I, wieder Ansehn (ums Jahr 1620); aber nach dem Tode derselben blieb sie wieder verwaist, bis Harry Giles von York, und die aus seiner Schule hervorgingen, besonders William Price der jüngere und William Peckitt, ihr neues Leben gaben.

Die Nothwendigkeit, die gefärbten Glasstücke, aus welchen die Figuren zusammengesetzt waren, mit Blei zu umgeben, machte die Arbeiten der ersten Künstler mangelhaft, trocken,

*) Siehe Miszellen für die n. Weltkunde, Nr. 9 dieses Jahrs.

Digitized by Google

und störte die Harmonie der Umrisse. Man kam erst spät darauf, diesem Uebel zu wehren. Der vor wenigen Jahren verstorbene Maler Jarvis zeichnete sich besonders aus, durch das Vollendete, mit dem er kleine Gegenstände bearbeitete. Die vollständigste Sammlung seiner ersten Werke ist zu Chelsea, in der Villa des Lord Cremorne. Sie besteht aus zwanzig Stücken.

Das beste Werk in dieser Art ist die große Glasarbeit an der Westseite der Kapelle des New-College zu Oxford, wozu Josua Reinolds die Zeichnung machte. Dies bewundernswürdige Meisterstück wurde im Jahre 1787 beendigt, und kostete über 1900 Pfund Sterling. Ein anderes schönes Werk von Jarvis und seinem vorzüglichen Schüler Forest ist in der St. Georgenkapelle zu Windsor, das die Auferstehung vorstellt, von West gezeichnet ist, und 4000 Pfund Sterling gekostet haben soll.

Unter den jetzt lebenden Meistern in der Glasmalerei behauptet der geschickte Eginton vor allen den Rang. Er wohnt zu Houdswort bei Birmingham. Die Auferstehung, nach einer Zeichnung von Josua Reynolds in der Hauptkirche zu Salisburg; dasselbe Sujet zu Lichtfield; Salomons Gastmal für die Königin von Saba, im Schlosse Arundel; St. Pauls Bekehrung in der Paulskirche zu Birmingham, gehören zu seinen vorzüglichern Arbeiten.

Den meisten Beifall hatte Anfangs die Porträtmalerei in England, und sie hat bis zu unsern Zeiten zahlreiche Liebhaber behalten. Es ist keine von den ältern Familien des Reichs, die nicht aus frühen Zeiten Familiengemälde aufbewahrt, welche wie Heiligthümer bewahrt werden.

Doch war Mahufe der erste Künstler von Auszeichnung in diesem Kunstzweige, der sich in England im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts niederließ. Ihm folgten alsdann Holbein, Isaac Oliver, Paul van Somer, Cornelius Jansen, Vandyk, Dobson, Fuller, Kneller, u. a. m. Wem sind unter den neuern englischen Porträtmalern Reynolds, der berühmte Titian, und Lawrence fremd?

Doch findet man die Arbeiten dieser Meister nirgends in imponirenden Massen beisammen, sondern in so viel hundert Familien und Gebäuden zerstreut, daß selbst Dallaway's Nachweisungen beiweitem nicht ausreichen, nur die vorzüglichsten Kollektionen anzugeben.

Glücklicher war in dieser Hinsicht immer die historische Malerei, wenn man die in vielen Kirchen zerstreuten Altarblätter abrechnet. Besonders umfassen die Ringmauern von Oxford, des brittischen Athens, einen unermeßlichen Schatz der herrlichsten Gemälde. Die vom General John Guise an die Christ-Church vergabte Gallerie enthält eine zahlreiche Sammlung von Meisterstücken aus der venezianischen, römischen und bolognischen Schule. Nicht geringer achtet man die Sammlung von Originalzeichnungen und Kupferstichen, mit welcher der General Guise die Bibliothek ausstattete.

König Heinrich VIII war der erste unter den englischen Monarchen, welcher vorzüglich Sinn für die Kunst zeigte, und nach dem Vorbilde Karl's V und Franz I an Bildung großer Gemäldesammlungen dachte. Vorher besaß man nur Porträts und geschmacklose Tapetenmalerei. — Die Eitelkeit der Königin Elisabeth beschränkte die Kunst wieder auf Porträtmalerei; gefällig nahmen alle Höflinge ihren Geschmack an. Jakob I kannte und liebte die Künste nicht, dagegen fanden sie an seinem Favoriten Villiers einen mächtigen Gönner.

Er war der erste Britte, welcher in seinem Vaterlande eine Gallerie von fremden Gemälden stiftete. Als er zu Anvers war, enthusiasmirte ihn eine von Rubens gemachte Sammlung so sehr, daß er diesem großen Künstler 10,000 Pf. Sterl. dafür bot. Rubens folgte der Sammlung bald nach; denn König Karl I umringte sich mit allem Glanz der schönen Künste. Unter ihm kamen die Cartons von Rafael nach England, auf deren Besitz die Insel noch jetzt stolz ist, und um den ungeheuern Preis von 20,000 Pf. Sterling ward die Gemäldesammlung des Herzogs von Mantua Vincenzio Gonzaga angekauft.

(Der Beschluß folgt.)

Variet ä t e n.

Aus Frankreich.

— * Wie das nun doch so alles ändert! Ich sah seit zwölf Jahren das alte Naisance Land nicht. Seitdem ist dieser adelbereute Grund in französischen Boden verwandelt worden, und man erkennt sich kaum wieder. Aber gewiß ists, die weiland naßsandichten Unterthanen haben bei dem Tausche nichts eingebüßt.

Ueberall herrscht gute Polizei. Das ist das feste, was dem Reisenden alles Orten wohlthut. Wie vortheilhaft Sicherheit gibt man durch diese waldreichen Gegenden, ungeachtet noch so viele verlassene oder ausgebeutete Erz- und Steinkohlenwerke, sogenannte Thobehäuschen, d. i. Hütten der ehmaligen Waldgemeinrechte u. dgl. m. sich darin befinden, die somit gern ermordete Schwärmerbande schrecken Gesindels sind. Zwar will die jetzige Forstverwaltung diese Hutten alle niedergerissen haben; allein mehrere derselben behaupten ihren Platz, als Zeitschrift, der mit Verwilligung ob durch Schonung der alten Fursten aus Waldboden in urbares Land verwandelt worden.

In der That erblickt man hier und da auf die überraschendste Weise, mitten im Schoos unermeßlicher Waldungen Kornfelder, Wiesen, niedliche, mit freundlichen Obstbäumen besetzte Garten und derselichen Hutten her. Mögen sie also noch lange den Einwohner an die drei Zeit erinnern, wo ganze Dorfschaften ihre dringendsten Feldarbeiten im Stich lassen mußten, um Ihren Durchlauchten Wochen lang Hirsche, Rehe und Wildschweine zum Schuß zu treiben. Das hat nun ein Ende; wird wenigstens in diesem Jahrhundert nicht mehr so werden, wenn man gleich wieder das Wild zu hegen anfangt. Unbeträchtliche Schläge machen allenthalben die Walder lichter, und die Kunst, Wild abzutreiben und zu fangen, ohne Gewehr zu tragen, in den Schubkarren geschmiedet zu werden, ist kein Geheimniß mehr.

In diesen Gedanken trat ich neuen Subst aus den Waldungen vor, und sah Mannchen mit seinem Steinkohlengebirge vor mir liegen; aber nicht mehr so prächtig, wie vor zwölf Jahren noch. Damals konnte man schon in dieser Entfernung einen halben Stunde die kuppeln furchtbarer Hunde bellen, der kreischende Musik der unbezwingerlichen Handvoll Kreissoldaten durchs Ohr tonen hören; und das beschrankte fürstliche Schoß winkte dem adelichen Geschäftsmann, Diener und Müssiggänger zum gemuthlichen Beisammensein Vergnügens.

Jetzt steht mitten unter den Schlosser Ruinen, und zum Theil auf denselben erbauet, ein niedliches Haus mit rothem Ziegeldache. Aus dem Marstall, den Kasernen und den Kasemattan sind menschliche Wohnungen geworden, und eine Anlage zur Kattunbereit bildete sich unter der Hand des Hrn. Franz Couturier daselbst.

Wer hatte so etwas vor zwölf Jahren träumen dürfen?

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 18. — den 2 März 1808.

Peron's Entdeckungsreise nach den Südländern. *)

Abreise von Havre. — Teneriffa.

Alles war zur Reise in die entferntesten und fremdesten Weltgegenden mit einer Sorgfalt bereitet, wie wenige große Unternehmungen dieser Art jemals. Mit jedem Bedürfniß fast zum Ueberfluß versehen, wären wir, nach dem allgemeinen von der Regierung entworfenen Plan, etwa im Frühjahr 1803 nach Europa zurückgekommen. Bei der buchstäblichen Ausführung des Reiseentwurfs hätte die Schiffahrt- und Erdkunde ungemein gewonnen; mehr als fünftausend Seemeilen unbekannter oder schlecht gekannter Küsten wären aufs genaueste untersucht worden. Niemals hatte ein Seemann, Vancouver allein ausgenommen, eine schwierigere Mission.

*) Die auf Befehl des ersten Konsuls während der Jahre 1800—1804 gemachte Entdeckungsreise nach Südindien, auf den Korvetten der Geograph, der Naturaliste, und der Goelette Casuarina, unter dem Kommando des Kapitän Baudin, hat die Kenntniß jener fernen Weltgegenden um ein Großes vermehrt, daß sie in mancher Hinsicht der zweiten Cook'schen Reise an die Seite gestellt, oft vorgezogen werden kann. Von dreiundzwanzig Gelehrten, welche die Reise mitmachen wollten, sind nur Peron und Leseur wieder zurückgekommen; die andern wurden, von den Gefahren erschreckt, abtrünnig, oder blieben krank unterwegs, oder starben. Demungeachtet war die Ausbeute der Reise groß. Noch ist die gelehrte Welt nicht zur Kunde aller mitgebrachten Schätze gelangt. — Das französische Nationalinstitut hat den beifallreichsten Bericht über diese Entdeckungsreise, in ihrer Sitzung vom 9 Juni 1806, abgestattet. Eine Folge davon war, daß die Reisebeschreibung auf Kosten der Regierung, einem Beschluß des Kaisers gemäß, gedruckt ward. Der erste Band davon (*Voyage de découvertes aux terres australes etc. rédigé par M. F. Péron. Paris* 1807. Groß Quarto), begleitet mit einem Atlas von Karten und (zum Theil farbigen) Kupfern, ist erschienen, und macht durch seine äußere Vollendung und Schönheit der ganzen Unternehmung und der Nation Ehre. Wir theilen aus diesem Prachtwerke, welches nicht so bald in Jedermanns Hände kommen dürfte, einen wesentlichen Auszug mit.

Im Hafen von Havre lagen zu dieser großen Expedition zwei Schiffe segelfertig: der Geograph, eine schöne Corvette von dreißig Kanonen, die gut segelte, aber zu schwach, um ein ein- oder mehrmaliges Stranden zu ertragen; und der Naturaliste, eine dicke, starke Barque, freilich nicht so gut wie der Geograph segelnd, aber dauerhafter.

Nachdem die Schiffe mit allen erdenklichen Nothwendigkeiten versehen waren, empfingen wir Befehl, mit den ersten Tagen des Septembers 1800 in Havre zu sein.

Am 19 Oktober Morgens segelten wir aus. Um neun Uhr segelten wir vor dem Thurme Franz I vorüber; eine zahlreiche Musik droben intonirte das Scheidelied; eine unermeßliche Menge Volks an den Ufern rief uns vom vaterländischen Boden das Lebewohl zu. Am 30 segelten wir auf der Höhe von der Meerenge Gibraltars, und diesen und den folgenden Tag längs den Küsten Afrika's, in einer Entfernung von fünfzig Seemeilen.

Endlich am 1 Nov. sahn wir den Pico von Teneriffa, Morgens um sechs Uhr. Seine breite Basis war in Wolken verhüllt, während sein Gipfel, verklärt vom Strahl der Sonne, hoch darüber hinragte; aber erst am folgenden Tage landeten wir. Man denke sich eine schroffe, schwärzliche, von Strömen tief gefurchte Küste, ohne Spuren von Vegetation, einige verkrüppelte Stengel von Euealia, Cactus und Euphorbien ausgenommen, und dann jenseits dieser unwirthsamen Gestade, treppenförmig über einander gelagert, Hügel und Berge, ebenfalls ohne Pflanzen, alle trocken, alle oben zugespitzt, und dann über dies Heer von Bergen wie einen Riesen wegragend den

Digitized by Google

Piro von Teneriffa: so hat man einen ziemlich richtigen Begriff von der Ansicht Teneriffa's auf der Seite der Landspitze Anaqua und von Santacruz. Ach, dies sind nicht die schönen glückseligen Inseln, wie das Alterthum und die Einbildungskraft neuerer Dichter sie beschrieb. Ich sage nichts weiter über diese kanarische Inselngruppe. Keiner hat sie besser geschildert, als Joseph de Viera y Clavijo in seinem spanischen Werke von drei Oktavbänden. Schlechte Nahrung und schlechtes Wasser sind die Hauptursachen von mancherlei endemischen Krankheiten, die hier herrschen, und der kachektischen Physiognomie, des öfters bleichgelben Teints der meisten der hiesigen Inselbewohner. Die venerischen Krankheiten, durch heißes Klima, Mangel aller Polizei, Zuströmen von Matrosen aller Weltgegenden, hohe Unsauberkeit, und die ungeheure Menge von Lustdirnen unterhalten, die den Fremden schamlos auf allen Straßen, bis in die Kirchen, nachlaufen, sind fürchterlich gemein.

Die kanarischen Inseln, wegen Mangel hinreichenden Wassers unfruchtbar, produziren nie Korn genug für sich, sondern müssen jährlich noch damit aus Spanien, Nordamerika, und selbst aus Norddeutschland versehen werden. Dafür geben sie ihre Weine. Die Unterhaltung der Festungswerke und Garnisonen kostet Spanien mehr, als es dagegen von den kanarischen Inseln gewinnt. Für die Engländer wäre dieser Archipel bedeutender, nicht nur durch seine Lage, sondern auch dadurch, daß sie hier hinreichend Wein und Branntewein beziehn könnten, wofür sie jetzt an Frankreich, Spanien und Portugall jährlich schweren Tribut zahlen müssen. Ohne Zweifel mußte darum Nelson im Jahre 1796 den vergeblichen Angriff auf Teneriffa machen, der ihm einen Arm kostete. Noch jetzt zeigen die Kanarier, mit Stolz, die bei dieser Gelegenheit von den Britten eroberten Fahnen; am Gewölbe der Hauptkirche aufgehangen. Gegenwärtig ist die spanische Garnison sehr verstärkt. Wir fanden auf der Insel vier- bis fünftausend Mann herrlicher Linientruppen, hier meistens zu Teneriffa, wozu noch achttausend Mann Milizen gezählt werden können. Dazu kommt, daß Santacruz noch durch ein neues Fort auf einem steilen Felsen fester geworden.

Daß die kanarischen Inseln ein Ueberbleibsel von Plato's großem Weltheil Atlantis gewesen, ist wohl nur dichterischer Traum. Einer unserer Reisegefährten, der Mineralog Bailly, zeigte, daß der Anblick der absoluten Verschiedenheit der Bergsformationen der kanarischen Inseln von denen der benachbarten Kontinente, die ganze Idee von einem ehmaligen Zusammenhange dieser Länder höre. Die im atlantischen Ozean zerstreuten Inseln sind alle vulkanischen Ursprungs; hingegen die Bergketten Afrika's, soviel man von allen Reisenden weiß, sind Urgebirge, auf welche sich spätere Formationen anlegten.

Abends den 13 Nov., nachdem alle nöthige Provisionen eingeschifft waren, segelten wir ab von Santacruz, um nach Isle de France zu kommen. Am 15 waren wir schon unter dem Wendezirkel des Krebses. Nun aber traten Windstillen ein, daß wir die Linie erst am 12 Dez. passiren konnten, und zwar weit von dem Punkte entfernt, den unser Kommandant zur Passage bestimmt hatte (den 10 oder 12 Grad östl. Länge). Ströme und Windstillen führten uns bis zum 24 Grad.

Am 3 Febr. 1801 umschifften wir das Vorgebirge der guten Hoffnung, nur acht bis zehn Meilen davon entfernt. Wir sahen deutlich den Tafelberg, obgleich ihn Nebel umwickelten. Am 13 März, Abends, sahen wir endlich die Berge von Isle de France, nach einer Fahrt von 145 Tagen; ein ungeheurer Zeitverlust, an dem der Eigensinn unsers Kapitäns Schuld war, der zu nah an den afrikanischen Küsten fahren wollte. Diese Verspätung war für die ganze Folge unserer Operationen von nachtheiligen Folgen.

Isle de France. — Ansicht von Leuwinsland. — Unglück in der Geographenbai.

Wie wohl that es uns, wieder Land zu sehn! — Und der malerische Anblick von Isle de France, die bizarre Form ihrer Berge, das Grün, welches damals die ganze Oberfläche der Insel umglänzte, die Menge der Wohnungen, welche aus der Ferne herleuchteten, die Hoffnung, wieder Landsleute zu begrüßen: Alles trug dazu bei, unsere Freude zu erhöhn.

Die Insel ist eilf Stunden lang, acht Stunden breit, und hat ohngefähr fünfundvierzig Stunden im Umfang; die Oberfläche beträgt, nach dem Abbé de la Caille, 432,680 Toisen. Sie leidet von Zeit zu Zeit von fürchterlichen Orkanen aus Nordwest, die, so verheerend sie auch sein mögen, doch für die Gesundheit der Luft immer höchst wohlthätig bleiben. Hagel ist äußerst selten; Regen desto häufiger. Dieser, die hohen waldigen Berge, und die basaltische Natur des Bodens, der das Wasser nicht verschluckt, sind Ursache von der ungeheuren Menge kleiner Bäche, welche die Insel befruchten und eine immerdar üppige Vegetation nähren. Seit Verminderung der Wälder, es sind seitdem ohngefähr dreißig Jahre, klagt man sehr über Verminderung des Regens und Abnahme der Fruchtbarkeit.

Das Klima ist noch ziemlich gemäßigt; die größte Hitze im Sommer ist gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Grad. Die ganze Insel ist vulkanischen Ursprungs. Einst war sie wahrscheinlich ein einziger brennender Berg; aber er mag schon vor Jahrtausenden erloschen sein. Erdbeben verspürt man nur sehr selten noch.

Der Gouvernementsgarten in der Ebene von Pamplemousses ist einer der merkwürdigsten botanischen in der Welt. Hier blühen Pflanzen und Gesträuche der heißen Zonen Afrika's neben denen Nordamerika's, Tahiti's, China's, Ostindiens und Madagaskars.

So freundlich wir auch in Isle de France von den Einwohnern überall aufgenommen wurden, so betrübt ging unserm Kapitän. Ein drittes Fahrzeug, welches sich hier mit uns vereinigen sollte, ward uns verweigert; wir erhielten keine Vorräthe, auch die unentbehrlichsten nicht; vierzig von unsern Matrosen liefen davon, und eine große Zahl Offiziere, Naturforscher und Künstler von beiden Schiffen, der schlechten Behandlungen von unserm Kommandanten müde, oder nicht ohne Grund des Schlimmste noch von der Zukunft fürchtend, blieben in der Kolonie zurück.

Den 25 April 1801 verließen wir Isle de France. Die Fahrt ging nach Neuholland. Kaum waren wir unter Segel, so verkündete man uns, daß der Kommandant unsere Nationen schmälere. Schon in den ersten Tagen einer langen Reise verkürzte man uns das Brod, Wein und frisches Fleisch. Das war eine üble Vorbedeutung!

Digitized by Google

Immer waren die Ostwinde auf dem Meere uns feucht und nebelig gewesen. Wie wir uns aber dem festen Lande von Australien näherten, wurden sie, obgleich wir noch über hundert Meilen von den Küsten entfernt waren, ganz das Gegentheil; die Luft ward trocken, die Atmosphäre rein. Ich schloß daraus, daß Neuholland, über welches der Ostwind seinen Zug nahm, ein niedriges Land sein müsse, ohne hohe Berge, dichte Wälder und große Gewässer. Und wirklich fanden wirs nachher so.

Mit Tagesanbruch am 27 Mai hatten wir den ersten Anblick von Neuholland, oder demjenigen Theil dieses Kontinents, welcher Leuwinsland heißt. Ein schwarzer Streif am Horizont, von Norden nach Süden, zeichnete sein niedriges Profil. Winde und Meerströme hinderten uns, dem Ufer nahe genug zu kommen. Am 30 umschifften wir ein Kap, wir nannten es das Kap des Naturalisten, und erreichten hinter demselben eine große Bai, welche wir die Geographenbai hießen. Ueberall war an dieser Seite das Land flach, sanftabgleichet; es schien schwarz in der Ferne, mit großen weißen Flecken (vermuthlich weitläuftigen Sandfeldern) untermengt. Der Kapitän sandte häufig die Schaluppen aus, um Landungsplätze zu finden. Nirgends ward die Spur menschlicher Wohnungen entdeckt.

Verschiedene unserer Naturforscher machten sich am 4 Juni auf, und landeten theils mit der Schaluppe, theils mit kleinen Kanots, an verschiednen Punkten der Geographenbai. Auch ich war unter ihnen. Sobald ich am Ufer war, drang ich in die Wälder, um Eingeborne des Landes zu suchen, deren Fußtapfen sich hin und wieder zeigten. Nach drei Stunden vergeblicher Mühe kam ich ans Gestade zurück. Vier von meinen Gefährten waren glücklicher gewesen. Sie hatten einen alten bärtigen Mann gefunden, braun von Farbe, nackt, nur mit einem Kangurofell über den Achseln. Dieser fischte. Ohne vor dem Anblick der Europäer zu erschrecken, schrie er sie heftig an, deutete auf ihre Schiffe, und gab ihnen zu verstehen, sie sollten zurückkehren. Man hielt ihm ein Geschenk von Glasperlen entgegen; er aber zeigte kein Gelüst, und als man ihm näher kommen wollte, flog er mit unbegreiflicher Geschwindigkeit davon. Während dem hatten sich fünf bis sechs andere Wilde unserer Schaluppe genaht, die nur ein einziger Mann bewachte. Dieser rief unsern Leuten zu; als sie kamen, flüchteten die Wilden mit der gleichen Vogelschnelligkeit.

Am folgenden Morgen ging die Schaluppe des Geographen unter Kommando des Fregattenkapitäns Lebas, und das kleine Kanot des Naturalisten mit dem Kapitän Hamelin aus, die Beschaffenheit eines vorhandenen sein sollenden Flusses zu erfunden, den einige gesehen haben wollten. Einige Naturforscher und auch ich waren von der Expedition. Da wir ans Ufer kamen, wurden die Kapitäne einig, die Schaluppe, weil sie zu tief Wasser hielt, im Freien Anker werfen zu lassen, die Ufer des Flusses zu Fuß zu bewandern und das Kanot nachkommen zu lassen.

Ich wählte nun einen eigenen Weg, um Entdeckungen zu machen. Kaum war ich über die Sanddünen weggeeilt, so kam ich an Sümpfe, auf welchen mehrere Haufen schwarzer Schwäne umherruderten. Die Ufer waren mit Salikornien bewachsen. Mehrere Fußtapfen zeigten, daß die Wilden durch dies stehende Wasser geschwommen sein müßten; ich entkleidete mich, legte meine am Meerstrand gefundene Naturalien (unter andern einen lebendigen Orbuliten schöner Art, wie man bisher nur im fossilen Zustand kannte) zusammen, schwamm über, und drang in den Wald. Ich fand hier Spuren menschlicher Kunst, in Halbzirkel gespanzter, hohe, geschälte Bäume, weiß von der Wurzel bis zum Gipfel, doch an den Zweigen grünend; niedere Rasenbänke in ihrem Umfange; zwischen einem Halbzirkel von Bäumen und dem andern innern Sand gestreuet, darin seltsame Zeichnungen von eingestecketen, dann abgebrannten Schilfstängeln, die nun als eben so viele schwarze Punkte im weißen Sande erschienen. Wahrscheinlich ein Ort der Religion der Wilden geheiligt.

So weit ich auch in den Wald hineinkam, begegnet' ich keinem Menschen. Die Bäume standen weitläufig umher; den Boden deckte kurzes, feines Gras; überall kein süßes Wasser, alles salzig. Nirgends ein Thier; selbst die Spuren der Kangurous waren seltne; sogar die Insekten schienen von diesem salzigen Boden zu fliehn; nur die schwarzen Legionen der Ameisen begegneten mir allenthalben. So schön und mannigfaltig auch die Arten der Bäume und Gesträuche waren, in deren Schatten ich ging, bemerkt' ich doch an keinem derselben genießbare Früchte; eine Bemerkung, die ich auch späterhin auf andern Punkten dieses weitläufigen Kontinents zu machen Gelegenheit hatte. Ist diese Seltenheit essbarer Früchte nicht vielleicht Schuld, daß Neuholland gar keine Frucht fressende Thiere besitzt? Der Affe z. B., dessen zahllose Scharen andere Welttheile bedecken, selbst auf den Molukkischen Inseln, folglich gleichsam an den Thoren Neuhollands, häufig ist, wird hier nie gesehn.

Der Tag neigte sich. Ich eilte ans Meerufer zurück, und sah mit Schrecken die Schaluppe verschwunden. Aber ich fand zu meinem Troste doch zwei Gefährten, die Herren Lesueur und Ronsard, welche ebenfalls zur Schaluppe wollten, die unglücklicher Weise unter dem Wind ans Ufer getrieben war.

Es war die höchste Zeit, daß wir die Schiffe erreicht hatten. Die See ward unruhiger mit jedem Tage. Unser Kommandant suchte das hohe Meer. Stürme und Stürme schleuderten uns umher. Der Naturalist ward von uns getrennt. Der Kommandant hatte dem Kapitän Hamelin die Insel Rottnest zum Rendezvous bestimmt. Aber man denke sich unser trauriges Erstaunen, als der Kommandant, da wir am 18 Juni nur noch sechs bis sieben Meilen von Rottnest entfernt waren, plötzlich Ordre gab, nach der Seehundsbai von Endrachtsland zu steuern. So blieb also der Naturalist für die ganze übrige Zeit dieser Campagne von uns getrennt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Momente zur Geschichte der Gemälde-Gallerien in England.

(Beschluß.)

Darf man auch nur in einer Skizze der Kunstgeschichte von England den Namen des großen Lord Arundel verschweigen? Er begnügte sich nicht bloß mit Sammlung von Antiken und Marmorn; auch die Gemälde der vorzüglichsten Meister in

Digitized by Google

Europa kaufte er zusammen. Für ein Ecce homo von Titian, worin die Köpfe Karl's V und Sultans Soliman angebracht sind, bot er baar in Geld oder in Ländereien 7000 Pf. Sterling!

Der berühmte Herzog von Marlborough, der zu Blenheim sein Kabinet anlegte, die Herzöge von Devonshire und Bedfort, welche ihre Paläste mit den Meisterwerken der Malerei verschönten, bezeichneten das goldene Jahrhundert Englands, wo seit den Tagen der Königin Anna Wissenschaft und Kunst bei den Britten ihren höchsten Flor erreichten.

Hier die Menge der trefflichen Kabinete und Gallerien anzugeben, welche von unzähligen Kunstfreunden in England unterhalten werden, verbietet der Raum dieser Blätter. Welche Schätze von Gemälden Großbrittannien, durch Ankauf, seit der französischen Revolution gewann, ist kaum bekannt. Darunter gehört auch das Porträt des Kardinals Bibiena von Rafael, das herrlichste Stück in seiner Art, das zu Rom gekauft ward, die beiden Landschaften von Claude Lorrain, aus dem Palast Altieri, welche für die schönsten von Rom gehalten wurden, die große Gemäldegallerie des Herzogs von Orleans (nachher Egalité genannt), die im Jahre 1796 für 43,500 Pf. Sterling nach England verkauft ward u. s. w.

Die englischen Maler bilden nun selbst ihre besondere Schule, als deren Stifter Sir Josua Reynolds mit Recht verehrt wird. Sein Idol war immer Michel Angelo. Er trug dessen Kopf auf seinem Pettschaft, und in einer seiner Reden rief er: „Meine letzten Worte, die ich in dieser Akademie werde, sollen sein: Michel Angelo, Michel Angelo!“ — Sein gefangener Ugolino ist eine Nachahmung dieses Meisters, und der Triumf von Josua's Kunst. Aber auch sein Garrik, seine Geburt Christi, sein Herkules als Kind, sein Tod des Kardinals Beaufort, Madame Siddons als Melpomene, das Porträt von Mad. Billington, gehören zu seinen Meisterwerken ersten Rangs.

Wie Reynolds Arbeiten, in denen sich die Natur mit seelenvoller Klarheit spiegelt, sind Füßli's genialische Schöpfungen, wenn gleich nicht immer fähig, vom großen Haufen begriffen zu werden, der Unsterblichkeit gewiß.

Die größten Maler, welche England hervorgebracht hat, glänzten und starben in dem Zeitraum der letzten zwanzig Jahre. Unter ihnen werden Smith von Chichester, Sanisborough und Wilson vor allen unvergeßlich sein.

Auch unter den jetzt lebenden stehen noch Meister, der Schule würdig, die sie mit Ruhm fortsetzen, wie Northcote, Opie, und besonders Lawrence, dessen Werke, wie Satan und Beelzebub nach Milton, Coriolan, und Rolla im Pizarro, die allgemeinste Bewunderung gewonnen haben.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 15 Febr. Mit dem neuen Jahre hat sich die Aussicht für die preußischen Staaten noch nicht sehr erheitert. Jetzt gibt der Aufenthalt des Prinzen Wilhelm von Preußen in Paris einige Hoffnungen.

Indeß kann man glauben, daß die Situation Berlins mit jedem Tage drückender wird. Die Last der baaren Beiträge, welche die Comité, die ansehnlichen täglichen Ausgaben von 7000 Thalern zu bestreiten, dem vermögenden Theil der Einwohner Berlins auflegen muß, die unentbehrlichen Einquartierungen, wovon weder Hauseigner noch Miether verschont werden, fangen endlich an, das resignirteste und hoffnungsvollste Gemüth zu verstimmen.

Der Rückstand von der Berlin auferlegten Kontribution von 600,000 Thalern, obgleich sie durch einige bieſige große Wechselhäuser auf Paris angewiesen ist, hat dennoch nicht von den einzelnen vermögenden Einwohnern baar aufgebracht werden können, um damit die Wechselhäuser zu decken, und es haben daher einige Handlungshäuser ein Lombard errichtet, aus welchem diejenigen, welchen es an baarem Gelde fehlt, die Kontribution zu ersetzen, auf gutes und sicheres Unterpfand gegen einen billigen (!!) Zins von 11 Prozent dazu Geld erhalten können.

Auferdem hat sich die Comité genöthigt gesehen, um in Besitz einer Baarschaft zu sein, womit sie die Ausgaben der Stadt zu bestreiten vermag, eine Anleihe von 600,000 Thalern in Hamburg zu negoziiren. Sie erhält dies Kapital auf zehn Monate, gegen fünf Prozent jährlichen Zinsen, auf Wechsel der ersten Handlungshäuser unserer Stadt, wovon jeder 40,000 Thaler girirten sollte.

Die vier ersten Handlungshäuser Berlins, Schikler, Wolf, Levy und Bernicke weigerten sich nicht des Antrags, 40,000 Thaler zu girieren. Die übrigen eilf Handlungshäuser suchten durch Bedenklichkeiten sich dieser Verpflichtung zu entziehen, und die Comité war daher genöthigt, sie in der Nacht durch Polizei aus ihren Wohnungen holen zu lassen, und ihnen durch Drohungen das patriotische Gefühl aufzuregen. Sie verstanden sich endlich dazu, doch nur unter der Klausel, daß jedes von ihnen sich noch drei Handlungshäuser wählen könne, die jedes ihm 10,000 Thaler girieren sollten, so daß im Grunde keiner mehr als 10,000 Thlr. sich verbaut hat. Dies ward ihnen zugestanden, und das Geschäft auf solche Art geendet.

Endlich ist noch als Abgabe eingeforderet der sechste Theil von den Zinsen derjenigen Kapitalien, welche Berliner auf Gütern und Grundstücken in der Kur- Neu- und Mittelmark stehen haben.

Die preußische Münze hat in diesem Monate bereits auf 14 Prozent gegen Conrant verloren. Indeß ist sie wieder etwas besser gegangen. Sie verliert jetzt nur acht Prozent. An diesem Steigen hat theils die starke Versendung von Münze nach Schlesien Schuld, wo sie nur vier Prozent verlor, theils der Aufenthalt der Zirkulation der Münze, welche von jenseits der Elbe jetzt aus herüber gesendet wird; indem auf die Vorstellung, daß darunter viele falsche sein dürfte, jeder Transport derselben bei seiner Ankunft nach der Münze abgeliefert werden muß, wo sie einer aufmerksamen und in die Länge gezogenen Revision unterworfen ist.

Der Fabrikationshandel hält hier mit jedem Tage. Es ist ein großer Mangel an Waaren, so daß die Messfremden zu der neuen herannahenden Frankfurter Messe ganz entblößt an Waaren sein dürften. An Baumwollenwaaren fehlt es, weil das englische Garn, das sonst hier dazu verarbeitet ward, nicht mehr bezogen werden kann, und an wollenen Waaren, weil ein großer Theil der Arbeiter in dieser Gattung von Zeugen, bei dem Einzuge der Franzosen, von aller Arbeit entblößt ward, und daher nach andern Gegenden sich hinzog.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 19. — den 5 März 1808.

Ueber die jetzige Geistesgährung im preussischen Staat.

(Eingesandt aus Berlin.)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Nicht weil der nachfolgende Aufsatz für die Darstellung der jetzigen Ideengährung im preussischen Staat erschöpfend ist, sondern weil er mit unbefangener Neutralität die Hauptmassen in dem sich selbst bekriegenden Chaos sondert, theile ich ihn den Lesern dieser Blätter gern mit.

Die politischen Journal-Campagnen und Federbataillen mögen übrigens für die interessirten Partheien sehr unterhaltend sein, aber für den entfernteren Zuschauer fangen sie an, durch ihre Leidenschaftlichkeit und Ueberspannung der Begriffe, Ueberdruß und Widerwillen zu erregen, besonders seit sich politisch-literarischer Pöbel in die Fehde mischt. Dieser, mehr durch das Honorar seiner Buchhändler begeistert, als durch reinen vaterländischen Sinn, macht aus dem Verfall seines Vaterlands eine Finanzspekulation, wie armes Gesindel aus dem Brande einer Stadt, für welche es mit Brandbriefen umherlaufen kann. Er bewirft auch das Heiligste mit Koth, um — Pöbelbeifall zu erhaschen, macht die Tugend zur Karrikatur, und dünkt sich groß, wenn er in finsterer Anonymität Pasquille schreiben kann.

Die wahre Staatskunst gewinnt von jenen elenden Kannegiesereien, die überall den Mangel der Sachkunde und Geschäftskenntniß verrathen, nichts — die Geschichte der Zeit gewinnt von unverbürgten Anekdoten und verrathenen Tabagie-Staatsgeheimnissen nichts. Wozu also dieser ekelhafte Unfug, der mit Broschuren von der Art, wie die Karakteristik Friedrich Wilhelm's III und der bedeutendsten Personen an seinem Hofe, welche in Leipzig herauskam, getrieben wird? —

Die unreine Legion dieser preussischen literarischen Hudibrasse wirft selbst Schatten auf den Karakter ihrer ganzen Nation. Wird man nicht versucht, den intellektuellen oder moralischen Werth eines Volkes zu beargwohnen, in welchem die Sansculotterie so weit getrieben, und die Produkte derselben so begierig verschlungen werden können? Ist das der hohe Kulturgrad, dessen die preussische Nation sich eitel so gern über andere Gegenden Deutschlands rühmte? —

Möge Friedrich Wilhelm der Edle bald in seine Hauptstadt einziehn, mit Freudentränen begrüßt vom bessern Theil seines Volkes, als Reformator nicht seines Staates allein, auch seines Volkes!

H. Bsch.

Keiner von allen jenen Staaten, die seit einigen Jahren erschüttert worden, oder eine Umwälzung in Hinsicht ihres Umfangs und ihrer Form erhalten, hat vielleicht zu einer solchen Geistesgährung Veranlassung gegeben, als der preussische Staat, nach dem Unfall, der ihn in der Schlacht bei Jena getroffen. Militärische, politische, ökonomische und historische Schriftsteller haben sich wechselseitig beriefert, auf den tiefsten Schachten ihres Geistes und ihrer Erfahrung nicht allein die Ursachen des unerwarteten Schicksals des preussischen Staats aufzusuchen oder darzustellen, und Pope's what ever is, is right in völligem Triumf zu erhärten, sondern auch gegen die Wunden, die ihn und seine Verehrer getroffen, alle die Heilmittel, die Trost- und Beruhigungsgründe

Digitized by Google

und die Aufsuchung und Festhaltung besserer Ansichten für die künftige Organisation dieses gleichsam zertrümmerten Gebäudes gewähren können, zu erörtern.

Man dürfte aber fürchten, daß die unzähligen Schöpfungen jener produktiven Geistesgährung, obnschlbar einen Ideentaumel veranlassen möchte, der den Geist nie zu sich selbst kommen und in den Ideen eben das Chaos zu bewirken vermögend wäre, der in der Verfassung des preussischen Staats selbst herrscht.

Allein die Natur hat dieser badolonischen Verwirrung gewissermaßen vorzubeugen gesucht. Sie hat in jenem Labyrinthen artigen Ideenkreis, wie in allen ihren Werken, zwei Wesen hervorgehen lassen, die dem menschlichen Geiste in demselben einen Standpunkt für seinen Gang darbieten, und ihn dadurch vorerst von dem Ideenstrudel abzuhalten suchen, worin er zu versinken Gefahr lauft.

Diese beiden Wesen stehen nun zugleich in einer entgegengesetzten Richtung, und bewirken durch ihre sich widerstrebende Wirksamkeit, daß die Aufmerksamkeit des Zeitgeistes zwischen ihnen getheilt ist, woraus ein Indifferentismus erwachsen muß, der nur allein die Selbstheit des preussischen Patriotismus zu retten oder zu erhalten vermag. Ich erkläre mich.

Indem der Hr. von Cölln durch seine vertrauten Briefe und Feuerbrände, von Leipzig aus, alle bisherigen Mängel des preussischen Staats nicht allein zu demonstriren, sondern auch seine noch vorhandenen Anlagen so an den Fingern herzuzählen weiß, daß dem künftigen Regenten nichts mehr in der Hinsicht zu erforschen bleiben dürfte, versucht es von der andern Seite, in dem Schosse des preussischen Staates selbst, in Berlin, Hr. Friedr. Buchholz, durch Gemälde von dem gesellschaftlichen Zustande des preussischen Staats bis 1806, und durch Lichtstralen die vormalige Lage des preussischen Staats zu beleuchten, und die Aussöchten zu seiner Restauration durch seine Devinationsgabe zu entwickeln.

Cölln gleicht in seinen Vorträgen jenen Volksrednern, die nach dem Geiste des grossen Haufens sich zu bequemen wissen, die in ihrem Ideengange und ihren rhetorischen Figuren die Fassungskraft selbst der nucis emptorum anzusprechen suchen. Buchholz hingegen gibt sich das Ansehen eines von hohen Ansichten begeisterten Wesens. Er gibt nur rhetorische Vorträge, die nach ihrem ganzen Umfange nur den Eingeweiheten verständlich sind. Man kann daher füglich sagen, daß Cölln eine sinnliche und Buchholz eine intellektuelle Tendenz durch seine Schriften auszudrücken sucht.

In Buchholz's und Cölln's literarischer Wirksamkeit denke ich mir das Reizen jener beiden entgegenstrebenden Grund- oder Ur-Prinzipien, von denen eins dem andern das Ziel abzulaufen sucht. Während Cölln vertraute Briefe, Berlin und Wien, und die Feuerbrände schreibt, liefert Buchholz ein Gemälde über das gesellschaftliche Leben des preussischen Staats, einen Versuch über den Geburtsadel, und das Journal Lichtstralen.

Es steht nun zu erwarten, wer von diesen beiden Kämpfern den Sieg für seinen Patriotismus gegen den preussischen Staat davon tragen wird. Der Hr. von Held hat freilich Cölln das Spiel verdorben; denn er hat in seiner mit wahren Fechterfäusten ausgerüsteten Schrift Cölln's egoistische Absichten ins Licht gestellt, und dieser kann daher, wenn anders eine Nemesis noch in der Welt ein Wort mitzusprechen hat, nicht erwarten, nach seinen Ansichten den preussischen Staat organisirt zu sehen. Indeß Hr. von Held ist ein inniger Anhänger Buchholz's, und er mag seinem Gegner Cölln zu viel thun, um Buchholz, den er seinen Lehrer nennt, mehreren Muth zu seinem Unternehmen einzuflössen.

Cölln hat sich bekanntlich dadurch in Held einen öffentlichen Gegner geschaffen, weil er das von Lehrern verfaßte schwarze Register in seinen Feuerbränden hat abdrucken lassen. Held behauptet nun in seiner Schrift, daß das schwarze Register nebst seiner Vertheidigung, die er in Hinsicht des gegen des schwarzen Buches anhangig gemachten Prozesses anfertigte, ohne sein Wissen und Willen an Stiller in Rostock als Verleger übergeben worden sei; allein es gelingt ihm nicht, hiervon strikte Beweise zu geben. So viel geht aus Held's Schrift hervor, daß er grössere Aktenstücke einem Hofrath Reuschel einhändigte, um sie, nach Held's Angabe, dem verstorbenen Prinzen Friedrich von Braunschweig-Oels, der sie durchzulesen wünschte, zu übersenden. Womit will nun Held gegen Reuschel erweislich machen, daß er nicht mit seinem Willen eine Abschrift davon genommen? Es bleibt immer ein Verdacht gegen Held, so unschuldig er auch sein mag, in der Hinsicht, daß er, als ihm unter Androhung eines lebenslänglichen Gefängnisses verboten ward, seinen Prozeß drucken zu lassen, es nicht seinen Richtern anzeigte, wie er jene Aktenstücke aus den Händen gegeben habe und davon eine Abschrift dürfte genommen worden sein. Zum wenigsten hätten diese die nöthige Vorbereitung treffen können, wodurch die Bekanntmachung derselben verhindert worden wäre. Revenons à nos moutons.

Vielleicht gelingt es Hrn. v. Cölln, auch noch einen Held zu finden, der ihn gegen Hrn. Buchholz in vortheilhaftes Licht stellt, sonst fürcht' ich wahrlich dürfte Buchholz den Sieg davon tragen. Einen rüstigern Schriftsteller hat die Natur vielleicht so bald nicht hervorgebracht. Denken Sie, Buchholz hat in einem Zeitraume von fünf Jahren an die fünfhundert gedruckte Bogen, wenn man die Bogen seiner Werke und Werklein zusammenzählt, dem Publikum vorgelegt. Wem auf solche Art die obern und untern Götter zu Gebote stehen, dem muß der Sieg werden.

Indeß ist es möglich, daß ich mich irre. Vielleicht schlummern in Cölln noch mächtige Kräfte, die den letzten Stoß zu ihrer Erwechung nur erwarten. Als preußischer Patriot muß man wünschen, daß Keiner siegen möge; dann würde das große Resultat hervorgehen: daß das Wirken jener beiden thätigen Wesen die Geistesgährung über das Preussens Fall und Regeneration in einer schwebenden Richtung erhalte, oder sie eine diagonale durchlaufen lasse, wodurch so viel bewirkt werden wird, daß dieser Ideenkrämerei nicht allein die Majorität keineswegs zufallen, sondern auch die Einseitigkeit vermieden werden dürfte, zu welcher sie durch ihre Stentorstimmen die denkenden Köpfe hinzureissen versuchen.

Erklärung der Wünschelruthe aus dem Gefühl eines schweizerischen Wasserfühlers.

(Schreiben an den Herausgeber.)

In Ihren Miszellen wie in andern Blättern finden sich mehrere Bruchstücke über die Wünschelruthe; die Versuche aber, welche ich vor einiger Zeit bei dem würdigen Prälaten von St. Urban sah, lassen alles bisherige, was mir hierüber bekannt ist, weit hinter sich zurück. Der Hr. Prälat, ein Mann von ausgezeichneten mathematischen und hydraulischen Kenntnissen, hat schon mehrere

Digitized by Google

Jahre das Manuskript über seine Versuche, mit Zeichnungen begleitet, in seinem Pulte liegen. Ich theile Ihnen einige Bruchstücke über die gesehenen Versuche und seine mir darüber ertheilten Erläuterungen mit.

1. Wasser, sagt er, sei es ein See oder Tropfen, sendet von da, wo Wasser und Nichtwasser sich berühren, unsichtbare, einwirkende Strahlen aus.

2. Diese Strahlen zeigen sich vom gleichen Punkt aus, bloß in horizontaler, diagonaler und perpendikularer Linie.

3. Sobald die Fingerspitzen des Hrn. Abts an eine der drei Strahlenlinien kommen, so neigt sich jeder, zwischen dem Daumen und Zeigefinger gehaltene, leicht bewegliche Körper der Linie zu; und bei fortgesetzten Versuchen fühlt er ein Brennen von entgegengesetzter Natur an diesen Fingern.

4. Diese Strahlen brechen sich mehr oder weniger der Perpendikularlinie zu, wenn sie aus der Luft durch ein dichteres Mittel gehen, nach Verschiedenheit der Körper und ihres Durchmessers.

5. Die Strahlen zeigen sich in jeder Entfernung, im ganzen Kreise herum.

6. Der Abfand der Perpendikular- und Diagonallinie zeigt genau die Tiefe des verborgenen Wassers, und die Perpendikularlinien den Durchmesser desselben an.

7. Nach einer Zeichnung, die mir der Hr. Prälat vorlegte, verfolgte er im Würzburgischen zwei starke sechs bis sieben Stunden von einander entfernte Quellen, und wurde zur gleichen Mutterquelle auf der Spitze eines Berges geführt.

8. Durch Verfolgung von mehr als vierzig Quellen in Oesterreich, Böhmen, im Würzburgischen, am Rhein und in der Schweiz, wurde er immer an die Mutterquellen auf Bergspitzen geführt, auch durch Erdbohrer und Nachgraben von der Richtigkeit der Sache überführt.

9. Die unterirdischen Mutterquellen hatten immer nach allen Seiten mehrere Abflüsse, und zwar acht bis siebenzehn.

10. Mutterquellen-Abflüsse machen, sobald sie einen Zweig abgeben, wie die Baumäste, einen Winkel nach der entgegengesetzten Seite; eben so jede Wasserader, wenn sie einen Seitenast abgibt.

Der Hr. Prälat hat Zeichnungen über den unterirdischen Wasserlauf ganzer Gegenden, wo überall die Tiefe und gewöhnlich auch die Breite des Wassers angegeben ist.

Dieses mag genug sein, um noch mehr auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen. Wenn Sie Personen, die auf diese Art vom Wasser influirt werden, hygroskopisch nennen wollen, so bin ich auch etwas hygroskopisch, denn die Versuche gelingen mir sowohl im Freien, als im Zimmer; ich fühle aber kein Brennen, und die Bewegungen elastischer Körper sind lange nicht so stark, als bei dem Hrn. Prälaten.

Pflüger.

Die Wohnung von Christoph Colomb in St. Domingo.

Man sieht noch aus der Stadt San Domingo, einer der Hauptstädte von jener unglückseligen Insel des westindischen Archipels, wo jetzt die Eingebornen im Aufstande den weissen Menschen aus Europa tausendfach gräßlich die an ihnen und ihren Vorfahren geübten Grausamkeiten erwiedern — man sieht von San Domingo aus, im Angesichte eines lieblichen Thales, den Hafen beherrschend, ein unbewohntes Schloß, umgeben von Schutt und Trümmern und von Dornen und Disteln umwachsen.

„Ich ging herein“ (erzählt der neueste Reisebeschreiber von Louisiana, Hr. Robin, der im Jun. 1802 zu St. Domingo war), „ich durchwandelte es; ich ruhete auf den Ruinen aus. Ach, dies war einst die Wohnung Christoph Colomb's! sagte man mir wiederholt. Da wars, wo er noch immer neuen Entwürfen für das Glück der Sterblichen nachsann; da wars, wo er, der Erbauer dieser Stadt, mit so vieler Weisheit für sie eine Stelle wählte, so günstig zum Handel, so bequem zur Vertheidigung, so gesund zur Bewohnung, wo er eine Anordnung für ihr Aufblühn gab, würdig des Jahrhunderts der Aufklärung und der Künste, indem er allen Pomp, alles Entbehrliche entfernte, nur das ergriff, wodurch die werdende Hauptstadt den Pflanzern Zuneigung abgewinnen und künftige Geschlechter blühend machen konnte.“

„Wie? und diese ehrwürdige Wohnung, — o, das Alterthum würde sie in einen Tempel verwandelt haben! — ist jetzt verödet und verfallen? Und doch, alle die seit drei Jahrhunderten hier athmeten, dankten dem erhabenen Manne ihr Dasein, ihr Glück! Nicht einen beseelte Dankbarkeit, seinen von ihnen, die doch mit seinem Namen sich brüsten, und sich des Ruhmes und der Schätze erfreuen, die Colomb ihnen aufschloß. Nicht einer von ihnen legte seine Hand dankbar ausdeffernd an dies heilige Monument!“

„Hätte dies gefühllose Geschlecht wenigstens den staubigen Schutt und jene ungesunden Pflanzen hinweggeräumt, lebendige Häge von Jasmin um diese heiligen Ruinen geflochten — man würde, wer hierher käme, den süßen Duft einzuathmen, der Wohlthaten des Mannes sich gern erinnern, der den Völkern der Erde die nützlichste Entdeckung machte, eine neue Welt, die zu bevölkern und anzubauen war. — Es ward mir, als sähe ich den Geist des großen Mannes durch diese Trümmer irren, als hört' ich ihn anklagen die Undankbarkeit der Stadt, die er schuf, der Nation, die durch ihn reich ward, aller Menschen, deren Wohlstand er vergrößern half.“

„Franzosen, bald wird ebenmäßig eure Hand die Schmach des Zeitalters, den Undank der Sterblichen vergüten!“

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 15 Febr. In den vorlesenden Professoren hat sich auch der Professor Walther der Sohn gezeigt. Er hält wöchentlich eine Vorlesung, in dem von der Regierung seinem Vater abgekauften anatomischen Kabinet, wo er gegen eine Eintrittskarte von sechzehn Groschen den Liebhabern über alle ausserstelle Merkwürdigkeiten einen populären Vortrag hält.

Die zwei angekündigte Museen sind bereits eröffnet. Sie werden zwar beide besucht, indeß hat das Wachsmeisterische, vielleicht wegen des mäßigen Preises und der gemeinern Tage, einen größern Zulauf. Es hat in diesen an 130 Interessenten erlangt. Hr. Wachsmeister erwähnt zwar mit Hrn. Kuhn; indeß da es ihm gelungen ist, eine bürgerliche Frauenzeug als Hr. Kuhn seinem Museum zu verschaffen, so ist es natürlich, daß man in diesem Falle in Verdacht an literarischen Neuigkeiten vorfinden. Eine große

Digitized by Google

Anzahl französischer Blätter und Journale, ein vollständiger Vorrath aller deutschen periodischen Schriften, und die wenigen größern und kleinern Produkte aus der literarischen Welt, liegen den Freunden der Literatur stets vor Augen.

Das Theater wird noch immer ziemlich besucht, wo zwei neue Stücke, die Gemäldesammlung, ein Institut in einem Augiar, und die verreiteten Räube, eine aus dem Französischen übersetzte Oper, Musik von Cimarosa, gegeben worden, welche ziemlichen Beifall erhielten.

Jetzt, da die Opernliebhaber in Italien übersatten worden, ist man beschäftigt, daß große deutsche Opern auswärtige werden. Schade, daß Preußen solchen heilsamen Erschütterungen entgegen wachte, um endlich die germanische Muse ihrem Triumf auf dem Boden vollenden zu lassen, wo einst Welschlands Genius des Deutschen Ohr und Auge nur bezaubern durfte. Möge indeß die gewaltige Krisis, die Preußen jetzt mit Deutschland erlitten, beitragen, die edlen Keime, die in einem Schweiz verborgen lagen, und die durch Vorurtheil und Anhänglichkeit sind bitter bisher nicht entwickelt worden, in üppiger Fülle und blühender Gestalt aufschießen zu lassen, so werden jene Wunden bald geheilt sein, und es den Trost haben, daß seine Regeneration zum wenigsten nicht zu theuer erkauft worden ist.

Wer und jetzt mit derben und kaustischen literarischen Gerichten bewirthet, ist unser Professor Friedrich Buchholz. Buchhändler Sander, welcher so ziemlich von seiner Geistesschwäche dargestellt ist, hat einen Theil seiner Handlung militärisch politisch-geographisches Institut benannt, wo Buchholz, im Verein mit Masenbach, Held und mehreren andern rüstigen Männern, Geistesstärker erschienen. Aus diesem Institute brechen sie hervor die Schlachtrufen, kam der Verlust über den Geburtsadel, und erscheint so eben das Gemälde des nordischen Sehers in Preußen bis 1806. In diesem Werke wird bekanntlich aus Alle im preußischen Staate getadelt, um den Thron über die beste Organisirung des preußischen Staats Raum zu schaffen, die Hr. Buchholz in einem in der Vorrede des erwähnten Gemäldes angekündigten und bald zu erscheinenden Werke niedergelegt hat. Auferdem ist so eben eine Brochure, unter dem Titel: Galerie von Karakteren lebender berühmter Männer des preußischen Staats, von diesem Institut ausgegeben worden, wo natürlich Herr Buchholz und v. Masenbach eigentlich auseinander sind. Das Institut hat davon zwoleich eine französische Uebersetzung veranstalten lassen, die mit dem deutschen Originale zugleich erscheint, und wo es nächstens heißen soll: daß die von deutschen Händen aufgeführte Galerie aus dem Französischen übersetzt sei.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Februar 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	27. 1 6/10	27. 1 6/10	+ 3	+ 6	+ 6	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 1 7/10	27. 1 3/10	+ 4	+ 8	+ 5	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
3	27. 1 8/10	27. 1 8/10	+ 4	+ 6	+ 6	Regen	Regen	—	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
4	27. 1 8/10	27. 2 5/10	+ 1	+ 6	+ 4	Schnee	—	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	heiter
5	27. 2 7/10	27. 2 7/10	— 2	+ 3	+ 1	—	—	—	Reif	O.	W.	—	heiter	heiter
6	27. 2 7/10	27. 2 7/10	— 3	+ 3	+ 2	—	—	—	Reif	W.	W.	—	heiter	heiter
7	27. 2 6/10	27. 2 4/10	+ 2	+ 6	+ 5	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
8	27. 2 3/10	27. 6/10	— 1	+ 8	+ 6	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
9	26. 6	26. 9 4/10	+ 4	+ 5	— 1	—	—	Schnee	—	N. W.	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 9 5/10	27. 4/10	0	+ 4	0	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	27. 6/10	27.	— 3	+ 2	0	Schnee	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
12	26. 7 6/10	26. 4 3/10	— 6	0	0	—	—	Schnee	—	N. W.	N. W.*	—	heiter	bewölkt
13	26. 7 7/10	26. 7 3/10	— 3	0	— 2	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
14	26. 8 5/10	26. 8 7/10	— 5	+ 1	— 3	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
15	27. 1	27. 7/10	— 2	+ 1	— 2	Schnee	Schnee	Schnee	—	N.	N.	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 9	26. 8 7/10	— 6	— 2	— 2	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	27.	27. 8/10	— 2	+ 3	— 1	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
18	27. 1 3/10	26. 9	— 1	+ 2	—	—	—	Schnee	—	N. W.	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
19	26. 9 9/10	27. 1 1/10	— 2	+ 3	— 2	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
20	27. 2 3/10	27. 2 5/10	— 4	+ 3	— 1	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
21	27. 2 5/10	27. 2 4/10	— 4	0	— 2	—	Schnee	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	heiter
22	27. 2 3/10	27. 2 2/10	—11	+ 1	+ 1	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
23	27. 1 3/10	27. 1 1/10	— 1	+ 2	+ 1	—	—	—	—	N. O.	N. O.*	—	bewölkt	heiter
24	27. 1 8/10	27. 2	— 8	+ 3	— 1	—	—	—	Reif	N.	N. O.	Morm.	heiter	heiter
25	27. 3	27. 4	— 8	— 3	— 5	Schnee	—	—	—	N. O.	N. O.	—	heiter	heiter
26	27. 3 8/10	27. 3 7/10	— 7	+ 1	— 2	—	—	—	—	S. O.	N.	—	heiter	bewölkt
27	27. 3 7/10	27. 3 6/10	— 4	— 1	—	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	27. 3 7/10	27. 3 6/10	— 1	+ 2	0	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	27. 1 2/10	27. 6/10	— 1	0	+ 1	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.*	N. W.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Am achten zu Brioude (Haute Loire) in Frankreich ein starkes Erdbeben. Der erste Stoß um halb fünf Uhr Morgens, in der Direktion von Norden nach Süden.

Am zwölften fiel von 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags das Quecksilber des Barometers plötzlich bis 26″ 4 5/10‴. Die Nacht war sehr stürmisch. Der Orkan dieses Tages führte im Kanal von Boulogne große Verheerungen, wie eine Reihe trauriger Berichte von Ebreduna, Hovre, Jecamp und St. Malo meldeten.

Am neunundzwanzigsten fiel bei heftigem Winde so viel Schnee, daß er an einigen Orten fast anderthalb Schuh hoch lag.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 20. — den 9 März 1808.

Peron's Entdeckungsreise nach den Südländern.

(Fortsetzung.)

Die große Seehundsbai. — Berniers-Insel.

Eendrachtsland, dieser neue Theil Australiens, bot uns ohngefähr dieselbe Küstenansicht, wie Leuwinsland, das wir so eben verlassen hatten; flache, sandige, dürre, röthliche oder graue, matt gefurchte Ebenen, Ufer an denen sich nirgends recht landen ließ. — Wir strichen in den folgenden Tagen an der großen öden Dirk-Hartighs-Insel, an der eben so kahlen Insel de Dorre, und an einem dritten unfruchtbaren Eilande hin, welches den Namen Berniers-Insel empfing. Am 26 Juni waren wir im Angesicht der großen Seehundsbai.

Alles Land, was wir übersahen, war flach, kahl, ohne Pflanzen, ohne Berge, ohne Bäche; die Ufer von rothem oder weißem Sande, an welchem schmachtend einzelne dürre Gesträuche hingen.

Die Schöpfung schien hier, mögt' ich sagen, noch im Werden. Das Meer war desto reicher an Erscheinungen. Große Bänke von Salpas, Doris, Medusen, Beroen und Porpiten, alles Mollusken- und Zoophytenarten von den seltsamsten Gestalten, Farben und Bewegungen, umringten uns. Wir sahen die noch wenig beschriebenen Seeschlangen hier, welche sich von den Erdschlangen durch ihren abgeplatteten, ruderförmigen Schwanz unterscheiden, in buntem oft glänzendem Farbenspiel schimmern, und nur in den Meeren der heißesten Gegenden wohnen. Wir fanden sie zu 12—16 Zoll bis 9—12 Schuh lang. Oft schwammen sie schlafend auf dem Wasser, und wurden kaum durchs Rauschen des Schiffs geweckt.

Unsere Aufmerksamkeit von diesen zog ein Heer von Wallfischen an sich, das gegen uns anrückte. Diese gigantischen Massen, ihre unbegreiflich schnellen Evolutionen, das Spiel ihrer Luftsäulen erregte aber mein Erstaunen bei weitem noch nicht so sehr, als die Kraft, mit welcher sich diese Meerkolossen oft perpendikulär über die Wellen weghoben, wie auf ihrem Schwanz tanzend. Es schien jetzt die Jahreszeit ihrer Begattung zu sein. Wir sahen ihren Spielen bis in die späte Nacht zu. Die Seehundsbai kann und wird einmal für den Wallfischfang wichtig werden.

Am 28 Juni besuchten wir die Berniers-Insel. Sie ist fünfzehn Meilen lang, fünf bis sechs breit; Quarzsand deckt die Ufer, unter welchem Muschelkalkfelsen hervorsteigen. Die Vegetation ist äußerst mager. Spuren von Menschen sind hier nirgends; von Säugthieren nur der gestreifte Kanguroo (Kangurus fasciatus. N.), die kleinste und niedlichste Art dieses seltsamen Thiergeschlechts Neuhollands. Das Fleisch desselben ist sehr delikat und aromatisch; seine Kangurooart gewährt so leckere Bissen. Der Vögel, der kriechenden Thiere und Insekten fanden wir wenige Arten.

Der Kommandant segelte am 30 Juni tiefer in die Seehundsbai ein; aber ein entschlicher Sturm brachte uns wieder zur Berniers-Insel zurück. Doch nicht für lange Zeit. Wir schifften bei gutem Winde an der nordöstlichen Spitze der Seehundsbai (wir nannten diese Spitze Kap Cuvier, dem weisen Naturforscher dieses Namens zu Ehren), dann das nordwestliche Kap von Neuholland, welches wir den 22 Juli erblickten und Kap Murat hießen, und erreichten jenseits desselben de Witts Land.

Digitized by Google

De Witts Land.

Alles Land des weitläufigen Kontinents von Neuholland, vom nordwestlichen bis zum Nordkap, wird gemeiniglich de Witts Land geheißen. Fast alle Versuche der Alten scheiterten, es näher zu erkunden, und seit hundert Jahren war hier nun kein europäisches Schiff erschienen.

Wir segelten an einer niedrigen, öden Insel hin; sie bekam den Namen des wackern Marineoffiziers l'Hermite; dann einer ganzen Inselgruppe vorbei, die nicht weit von den Romarinsseln und dem Dampierschen Archipel lag. Wir nannten sie (zum Andenken des ersten Divisionschefs im Marineministerium) den Archipel von Foreftier. Eines aus diesen flachen, niedern Eilanden (Insel Depuch, unterm 20° 35′ 30″ der Breite, 115° 12′ 30″ der Länge) wurde näher untersucht. Vergebens begehrten auch Naturforscher ans Land; unser Kommandant schickte nur Hrn. Ronfard mit dem großen Kanot dahin ab.

Die Insel Depuch zeichnete sich schon durch ihren äußern Umriß vor allen andern aus. Sie hatte Felsenspitzen, Vertiefungen, bin und wieder lebhafte Vegetation. Sie ist ganz vulkanischen Ursprungs. Große Basaltmassen (graublau, feinkörnig) deckten die Oberfläche. Dennoch scheint sie nicht immer zu sein; doch fanden unsere Leute auf derselben noch Spuren eines Feuers. Von hier, sie ist die westlichste des Archipels, kamen wir noch zum Angesicht mancher flachen Sandinseln, während das feste Land einen großen Busen bildete, von uns Foresterbay genannt.

Im August befanden wir uns unter dem 18 Grad südlicher Breite; in diesen Aequatorialregionen, wo doch nur eine Temperatur von 14 bis 17 Grad Reaumur herrschte, und das Barometer auf 28″ 2—3‴ stand, wo ich Gelegenheit hatte, Medusen von wunderbarer Größe zu sehn, fanden wir Dampiers interessante Bemerkung bestätigt: ziemlich starke Winde von Mitternacht an bis sechs Uhr Morgens anfangend, dann Absaime derselben gegen Abend, und endlich Windstille in der Nacht. Nie schien und der Himmel so klar, die Atmosphäre so rein und trocken, wie hier.

Wegen der Untiefen mußten wir uns immer vom Kontinent sehr entfernt halten. Er blieb flach und sandig; doch an vielen Orten mit Vegetation geschmückt. Aus den zahlreich angezündeten Feuern an der Küste konnten wir auf eine starke Bevölkerung dieser Gegenden zählen. Die Ufer zieben sich in dieser Gegend tief ein; wir gaben ihnen den Namen des großen Astronomen, den La Place-Golf, so wie wir Lacepede-Inseln die vier bis fünf kleinen, sandigen, etwas begrünten Inseln in der Nähe dieses Golfes nannten. Zwischen Klippen und Sandbänken hinschiffend, wo das Meer von Wallfischen, Mollusken und Meerschlangen wimmelte, erschien uns (unterm 16° 3′ der Breite, und 120° 8′ der Länge ostwärts vom Pariser Meridian) ein großes weißliches Kap, wir hießen es Kap Borda. Der Kontinent war äußerst flach und öde.

Am 9 und 10 Aug. entdeckten wir wieder eine Menge von Inseln, den von uns so genannten Champagny-Archipel, alle öde und weißlich; manche von bizarren Umrissen, meistens klein, die größte ist nicht drei Stunden lang.

Am 11 schon wieder eine Inselngruppe, die der nordwestliche Theil eines großen Archipels ist. Alles bot einen wilden, öden, traurigen Anblick, oft von seltsamen Formen, ohne Vegetation; keine Spur der Bewohntheit. Die Luft ist glühend, der Himmel rein, das Meer voll gefährlicher Untiefen, die Küste von entsetzlichen Brandungen umtogen. Am 18 Aug. waren wir am Ende der Inselnkette. Wir hießen sie den Bonaparte's-Archipel. Er endet unterm 13° 15′ südlicher Breite und 123° 30′ der Länge, ostwärts vom Pariser Meridian.

Nun aber erhoben sich Stürme. Unsere Lebensmittel waren verdorben; unser Wasservorrath ging zu Ende. Die meisten Matrosen lagen am Skorbut krank. Es war hohe Zeit, daß wir diese traurigen Gegenden verließen.

Aufenthalt zu Timor.

Kaum waren wir zwei Tage von Neuhollands dürren Gestaden entfernt, so stiegen vor uns Timors hohe, grüne, umbuschte Gebirge empor. Welch' ein reizender Anblick für uns! In einer stillen Meerenge zwischen den Inseln Timor und Sinao legten wir vor Anker, und ein Offizier mußte nach Küpang, dem Hauptort der holländischen Kolonie auf Timor, um dem Gouverneur unsere Pässe vorzuzeigen, und einen Piloten zu erhalten. Der Pilot kam, und führte unsere Schiffe auf die Rhede von Küpang, dem Fort Concordia gegenüber. Der treffliche holländische Gouverneur, Hr. Lofftett, nahm uns mit Güte auf, und räumte uns zwei große Häuser zum Bewohnen ein.

Die Malaien wollten lange nicht mit uns sich befreunden. Sie hatten noch nie von einer französischen Nation vernommen; wohl die Engländer kennen gelernt, die sie haßten, die, da sie sich hier gewaltsam niederlassen wollten, vertrieben, und, soviel sie gefangen genommen, sogar gefressen hatten.

Die kupferfardenen, langhaarigen, trotzigen und kühnen Malaien, die, von den Stämmen von Malac stammend, Eroberer des ganzen großen asiatischen Archipels wurden, behaupten noch immer ihre Freiheit, ihren Karakter. Die Eingebornen des Landes, im ewigen Krieg mit Malaien, wohnen zurückgezogen im innersten der Insel, in Felsenhöhlen und Wäldern, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, schnell im Lauf, von Früchten, Wurzeln und erlegtem Wild lebend, fast ohne gesellschaftliche Verbindung, als wahre Wilde.

Am 25 August luftwandelt' ich am Meeresstrand bei der Ebbe. Zahllose Malaien waren beschäftigt, die von der Fluth zurückgelassenen Thiere einzusammeln. Es wimmelte alles von Fischen, Mollusken, Schaltbieren u. s. w. Aber fast gedeihet ward das Auge von der Farbenmannigfaltigkeit der Madreporen. Das ganze Ufer war aus ihnen zusammengesetzt; alle Felsen, über welche man ging, waren belebnig und belebt. Man stieß auf ungeheure madreporische Felsstücke, hart wie Marmor, von bezaubernden Farbenspiel. Aber selbst mitten in dem Gebirge des Innern von Timor, im tiefen Schoos der Thäler und Ströme, findet man die Reste dieses erstaunenswürdigen Thieres, welches in gigantischen Massen einer Menge kleiner Inseln der Bai von Timor den ersten Stoff gegeben — Inseln, die noch immer wachsen.

Ich machte den folgenden Tag mit einigen Freunden einen Spaziergang in der Nachbarschaft von Küpang. Welche liebliche Gegend! Bald kamen wir zu einer Hütte, die sich wie ein antiker Tempel in der Mitte einer Plantage von Kokosbäumen erhob, unter welchen ein kühler Bach floß. Eine Allee von Bananen-, Orangen- Granatbäumen u. s. w. führte dahin. Trotzig aber wehrte uns, mit einer langen Sagaie (oder Wurfspies) bewaffnet, ein Malaie den Eintritt zur Hütte. Wir mußten umkehren. Gastfreundlicher nahm uns, nachdem wir lange umhergestrichen waren, ein anderer Malaie vor seiner Hütte auf. Ein junger Mensch kletterte auf einen nahe stehenden Kokosbaum mit unbegreiflicher

Digitized by Google

Schnelligkeit und gab uns frische Früchte. Während dessen umringten uns andere, betrachteten uns mit gutherzigem Interesse und sagten einander: Bac oran muda! (gute junge Leute.) Einer von ihren Wurfspießen zog meine Aufmerksamkeit an. Der Besitzer zeigte mir, wie man ihn brauchte; dies erinnerte ihn an die blutigen Scenen mit den Engländern. Er erzählte, wüthete, schwang die Sagaie mit Gewalt, und indem er eine Kokosnuß auf die Spitze seines Spießes steckte, gab er uns deutlich genug zu verstehen, wie man, nachdem man den Engländern den Kopf abgehauen, solchen auf den Spießen im Triumf herumgetragen und darum getanzt habe.

Eine Scene anderer Art folgte diesem Mißbericht. Die jungen Malaierinnen hatten sich bei unserer Ankunft schüchtern in ihr Harem geflüchtet. Aber neugierig schielten sie immer zwischen den Bambusstäbchen nach uns, wir nach ihnen. Unser guter Malaie rief sie nun hervor; sie kamen, ihrer fünf, die älteste kaum fünfundzwanzig Jahre alt; alle von zarter Taille, feinen Umrissen, regelmäßigen Gesichtszügen. Der Anblick der jungen Fremdlinge schien lebhaften Eindruck zu machen. Sie schlugen ihre großen, schwarzen Augen nieder, und wagten es nur erst vertraulich aufzusehen, als wir sie, mit unsern Geschenken bereichert, verließen.

Den Tag nachher besuchte uns ein malaiischer König, Amadima, obngefähr fünfundvierzig Jahre alt, von angenehmer, geistvoller Physiognomie und vieler Würde. Die Malaien sind so diebisch, daß wir alle Mühe hatten, vor den Prinzen und Großen im Gefolge des Monarchen unser Eigenthum zu bewahren. Amadima bezeugte über alles, was er bei uns fand, kindische Neugier und Verwunderung; aber am meisten interessirte der Phosphor. Er ruhte auch nicht, bis man ihm davon ein Stückchen gegeben, das ihm dann seinen königlichen Beifall, worin ers that, richtig verbrannte, soviel wir ihn auch gewarnt hatten.

Ich besonders war ihm sehr lieb gewonnen; er besuchte mich oft. Am 11 September kam er ungewöhnlich früh, und sagte: „Freund Peron, komm Reis in meinem Hause essen.“ Er hatte etwas feierlichen Ton. Ich folgte ihm. Als wir zu seinem Palast, oder vielmehr in die Strohhütte, traten, erblickte ich eine sehr große Schaar festlich geschmückter Sklaven. Ein ganzer Hammel ward gebraten; mehrere Weiber des Königs standen beschäftigt in der Küche.

Nachdem wir mit gutem Appetit vom Hammelsbraten und Reis gegessen, goß ein Sklav eine Bouteille Rum in ein Gefäß vom Kokos; der König brachte es mir zu und sprach: „Mann Peron, du bist des Königs Amadima Freund; König Amadima ist des Mannes Peron Freund. Mann Peron, König Amadima gibt dir seinen Namen; willst du mir den deinen geben?“ Dieser seltsame Vorschlag mahnte mich an den rührenden Freundschaftsgebrauch des Namenstausches, den Cook auf den meisten Inseln des großen Oceans gefunden. Wir besiegelten den Tausch mit manchem Schluck Rum aus dem gleichen Gefäß. Von dieser Zeit an hieß er Peron; ich ward nun von ihm und allen seinigen Tuan Amadima begrüßt, und erschien als der erste Freund seines Herzens.

Seitdem hatte ich noch öfters zu Namenstauschen Anlaß. Die Zeremonie war dabei immer sehr einfach. Feierlicher ist sie auf Madagascar bei ähnlicher Gelegenheit, wie ich aus dem noch nicht öffentlich bekannt gewordenen Reisejournal des Hrn. Lisle-Geoffroy vom Jahre 1787 hier erzählen will. Auf der Insel Madagascar ists kein eigentlicher Namenstausch, sondern ein Eid, der die dadurch vereinten Freunde bis zum Tode bindet. Jeder bringt zu der Festlichkeit seinen Zeugen mit. Sie lassen sich an sieben Stellen die Brust aufritzen, und sieben Blutstropfen aus diesen Wunden in ein Gefäß voll eines starken Getränkes träufeln. Sie thun jeder noch einen Flintenstein und eine Kugel hinein; tauchen dann die Spitze ihres Schwerdes oder ihrer Lanze darin, und bieten sich dann von dem heiligen Trank gegenseitig sieben Löffel voll, die sie begierig verschlingen. Darauf geben sie einander die Hand mit Herzlichkeit, und sehn sich als Brüder an.

Am 21 September hatten wir endlich die unaussprechliche Freude, unser zweites Schif, den Naturalisten, der Bai von Küpang gegenüber erscheinen zu sehen. Es war von uns schon bald verloren geachtet. Während seiner Trennung von uns hatte Kapitän Hamelin mehrere interessante Arbeiten auf Ebelsand Endrachtsland u. s. w. vorgenommen.

Unser Aufenthalt in diesen heissen Klimaten war nicht der gesundeste. Viele Matrosen, selbst unser Kommandant, erkrankten, und der rastlose Botaniker Riedlé starb. Er ward mit vielem Pomp auf dem holländischen Kirchhof begraben. Bald folgten ihm andere unserer Freunde, Maugé, Levillain, Depuch, und viele Matrosen, ins Grab. — Die neue Schaluppe, welche wir zur Ersetzung der verlornen in Timor bauten, war endlich am 6 November vollendet. Es war uns wahrlich ein Festtag, da wir am 12 wieder unter Segel gehn, und eine Insel verlassen konnten, wo eine mörderische Dissenterie unsere ganze Mannschaft aufzureiben drohte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Abkunft des Fön in den Alpen. *)

Schreiben des Hrn. Dr. v. Schmidt gen. Phiseldeck an den Herausgeber.

So eben fällt mir das sechszehnte Stück dieses Jahrgangs der Mitgellen für die neueste Weltkunde in die Hände, in welchem Sie die Descendenz des Fön vom Sirocco bezweifeln; ich finde mich dadurch zu einigen Gegenbemerkungen veranlaßt, welchen ich ein Plätzchen in einem der folgenden Stücke Ihres Journals wünsche.

Wenn in den ungeheuern Steppen des südlichen Afrika (dem eigentlichen Geburtsorte des Sirocco), nachdem eine Zeit lang dichtes Gewölk die unmittelbare Einwirkung der Sonne verhindert, diese plötzlich den Schleier zerreißt, und durch ihre konzentrirtesten Strahlen aus dem glühenden Sande ungeheure Hize entbindet; so muß die Expansivkraft der ganzen darüber stehenden Luftsäule betrachtlich zunehmen, dadurch aber ihre Höhe, wenn sie isolirt wäre, sehr vergrößert werden. Weil sie aber nicht alleinstehend, sondern ein flutender Theil des ungeheuern Luftozeans ist, so kann sie, nach den Gesetzen des Gleichgewichts flüßiger Körper, nicht höher werden, als sie vorher war, ohne überzufließen; sie wird also einen von Süden nach Norden hinziehenden Wind, den Sirocco, veranlassen, der, je nachdem

*) Es ist mir sehr schmeichelhaft, durch einen hingeworfenen Gedanken Anlaß zu der interessanten und scharfsinnigen Hypothese des Herrn Dr. von Schmidt gegeben zu haben. Ist gleich damit die Genealogie des Fön noch nicht ganz außer Zweifel gesetzt, so verdient doch die merkwürdige Naturerscheinung aus umfassenden Gesichtspunkten beobachtet zu werden.

Anm. des Herausgebers.

Digitized by Google

die erste veranlassende Ursache stärker, auch heftiger, je nachdem die Einwirkung derselben anhaltend, auch mehr oder weniger andauernd sein wird.

Unter den vorher angeführten Umständen mußte ferner die untere Luft, durch die ungeheure Höhe in ein viel größeres Volumen ausgedehnt, beträchtlich am spezifischen Gewichte verlieren, also in die Höhe steigen, und das Gleichgewicht durch andere, nothwendig von der entgegengesetzten Region, vom Norden, herströmende, den relativ leeren Raum, der in der untern Luftschicht des Südens entstehen würde, verhindernde Luft, hergestellt werden; indem also in der obern Region ein Südwind wehet, wird in der untern Nordwind herrschen, und zwar mit der Ursache des Sirocco in gleichem Verhältniß der Dauer und Festigkeit.

Der aus den afrikanischen Sandwüsten abstammende Südwind wird, wegen des dort herrschenden fast allgemeinen Mangels an Verdunkung selbst, sehr trocken, aber gerade deswegen und vermittelst seiner Höhe viel Wasser aufzulösen vermögend sein, und also in den wasserreichern Gegenden, welche er durchstreicht, eine beträchtliche Menge Wasser binden; daher das Gefühl von Trockenheit, das sein Anwehn erweckt (weil er die Ausdünstungsfeuchtigkeit der Haut schnell entzieht). Da seine Richtung von Süden nach Norden geht, so muß er nach und nach immer mehr abgekühlt werden. Kommt diese Abkühlung bis zu einem gewissen Grade, so kann er das in wärmern Gegenden aufgelöste Wasser nicht mehr im Zustande der durchsichtigen Auflosung erhalten (denn kältere Luft kann, wie bekannt, nicht so viel Wasser als heißere aufnehmen); er muß also einen Theil (erst in der Präzipitationsform von Wolken) fahren lassen. Daher entstehen die Lämmerwolken, aus denen auf dem Luzerner See die Schiffer so sicher die Ankunft des Fön voraussagen. (Diese Lämmerwolken sind bekanntlich nur in den höhern Luftregionen, wodurch das oben Gesagte noch mehr bestätigt wird.) Daß der Sirocco während seines Laufes, seiner Hitze wegen, viel Wasserdampf einnahm, trug viel dazu bei, ihn so lange in den höhern Regionen zu erhalten, weil Wasserdämpfe bekanntlich leichter als Luft sind, und daher von Wasserdampf freie Luft eine größere spezifische Schwere haben muß, als mit Wasserdampf erfüllte.

Wenn nun durch die vorher angezeigte Ursache ein Wolkenniederschlag entsteht, so wird das, was vorher Wasserdampf war, in einen kleinern Raum zusammengebracht, die Expansivkraft der Luft also vermindert, und die Luftsäule, in welcher der Prozeß vorging, von oben herab verkürzt. Die genaue Vereinigung des ganzen Luftmeers läßt aber nicht zu, daß dieses andauernd der Fall sei; es muß also von da, wo Luftuberfluß (eine größere Höhe der Luftsäule) ist, Luft herbeiströmen, um den relativ leeren Raum zu füllen. Wo ist dieser Ueberfluß? — Wir haben oben gesehen, daß, so lange der Sirocco geht, in den obern Regionen ein beständiges Ueberfließen der Südluftsäule zur Nordsäule hin Statt finde; es muß also Südwind von oben nach unten entstehen. So wie der neu herbeifließende Südwind in die Schicht, in welcher vorher die Zersetzung anfing, eintritt, so bald wird auch er eines Theils seines Wassers beraubt werden; der Präzipitationsprozeß geht immer fort, die Wolken werden immer dichter, senken sich also immer mehr; je schneller dieses Senken von statten geht, und je heftiger die Ursache ist, durch die der Sirocco nach Norden getrieben wird, um desto wüthender wird derselbe aus den obern Regionen den fallenden Wolken nachstürzen. Aus den Gesetzen des Falls und des Gleichgewichts flüssiger Körper ist nun leicht einzusehen, wie heftig dieser nach unten fahrende Südwind unter dazu günstigen Umständen werden kann.

Als Resultat dieser Betrachtungen sehe ich nun fest, „daß man den aus irgend einer Ursache aus den obern Luftschichten in die untern nordwärts hinabstürzenden Sirocco in der Schweiz Fön nenne."

Von dieser Ansicht ausgehend kann man dasjenige, was Sie als der Abkunft des Fön vom Sirocco (für welche die qualitativ, wenn auch nicht quantitativ gleichen Wirkungen beider so sehr sprechen) entgegenstehend anführten, meiner Meinung nach leicht erklären. Wenn nämlich der in der Schweiz als Fön wehende Sirocco sich in den zwischen seinem jetzigen Kampfplatze und seinem Geburtsorte inneliegenden Strecken von Mailand, Piemont, Toulon, Marseille nicht als solcher zeigt, so ist dieses sehr begreiflich, weil der Sirocco, so bald er aus der Region, in der die Ursache seiner Entstehung herrscht, heraustritt, so lange durchaus (wegen der oben angeführten Gründe) nur die obern Luftschichten occupiren muß, bis eine neue seinen Zug zur Erde hin disponirende Einwirkung eintritt. Diese letztere kann aber nach der verschiedenen Jahrszeit und verschiedenen in dieser Hinsicht zufällig eintretenden Gelegenheitsursachen (besonders in Vulkangegenden) an sehr verschiedenen Orten anfangen. Auch scheint es mir sehr erklärlich, ja sehr für meine Meinung sprechend, daß der Fön nur in der hohen Alpenkette sehr stark bläst. In den höhern Gegenden hat er nämlich noch viel mehr von seinen Eigenthümlichkeiten; je länger er, immer nach Norden ziehend, in dem Eiskessel der hohen Gebirge wühlt, um so mehr wird er abgekühlt; je mehr der wässerige Niederschlag abnimmt, um desto geringer muß der Windes Andrang werden, und endlich je mehr er in die untern Regionen hinabsteigt, um desto mehr muß ein Zug von Norden seine Gewalt hemmen, so daß er entweder ganz aufgehoben wird, oder nur noch mit einem geringen Ueberschuß seiner Kraft fortgelassen kann. So wird der Fön oft Ursache sein, daß in den nördlichern ebenern Gegenden der Nordwind aufhört oder gemäßigt wird, obgleich man dort nichts vom ersten spürte.

Als Sie, in Ihrem Beispiele, den Gotthard hinaufstiegen, hatten Sie Nordwind, weil in der obern Schicht der Atmosphäre Südwind war; als Sie hinaufkamen, hatten Sie Südwind, weil Sie in eine höhere Region kamen, oder weil indessen der Niedersteigungsprozeß des Sirocco angefangen hatte.

2.

Variétäten.

Aus England.

— Das Medical Repertory erzählt folgende merkwürdige Thatsache über die Kraft der Pflanze Phytolacca decandra gegen den Biß von wüthenden Hunden.

Ein junges Mädchen von zwölf Jahren ward im Jahre 1797 von einem tollen Hunde gebissen. Ein Jahr nachher befragte es sich über Unpäßlichkeit; zuletzt hatte es exactmäßig alle 24 Stunden zwei Anfälle von Raserei, deren jeder eine Stunde lang währete. Die Anfälle erneuten sich, so oft es einen Hund sah, oder eine Katze. Gegen Flüssigkeiten zeigte es keine so große Abneigung, wie bei andern Kranken dieser Art der Fall zu sein pflegt. Man verzweifelte schon an der Heilung, als ein Reisender anrieth, der Patientin soviel gepülverte Phytolacca decandra, als auf einer Messerklinge liegen kann, in einem Glas voll warmer Milch zu geben. Sie mußte diese Dosis täglich dreimal nehmen. Nach vorigen Tagen waren die Anfälle schwächer, blieben endlich ganz aus, und die Kranke ist vollkommen genesen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 21. — den 12 März 1808.

Römische Novellen, vom 19 Februar.

Ein aus vergangenen Zeiten herstammendes Sprüchwort sagt: „Das Gewohntwerden einer Sache macht auch den Widerspenstigen geduldig," und „Gewohnheit versöhnt mit Allem," was auch zuletzt mit den Römern der Fall sein wird. Indessen ist zwischen dem Römer und Neapolitaner doch ein Unterschied. Der erstere ist gutmüthiger, und läßt sich lenken; der letztere ist rachsüchtig, und vergißt den verbissenen Grimm nie, auch wenn er sich gelassen zu stellen für nothwendig oder klug findet.

Es scheint jetzt in Rom, als wären die Franzosen immer da gewesen. Die erste Erbitterung von der einen Seite und die strengere Mannszucht von der andern hat nachgelassen. Zu allen Stunden des Tages und bis tief in die Nacht sieht man nun Soldaten auf den Gassen u. s. w. und noch ist kein Beispiel von Auftritten vorgefallen, wie sie zur Zeit der Republik gar nicht ungewöhnlich waren. Nur eines Morgens fand man das Glas eines Madonnenbildes durch eingeworfene Steine zerbrochen, und gläubige Seelen versicherten, das Bild habe Blut geweint; andere aber, und sogar junge Mädchen, erwiederten ganz ebrlich: Queste sono sciocchezze (das sind Mährchen)!

Anfänglich erharrte man sehnsuchtsvoll die Antwort aus Paris, aber zuletzt wurde auch die vergessen, denn eine wichtigere Frage war vorhanden. Man sagte von der ersteren Angelegenheit ganz kurz: non risponderanno niente (man wird mit der Antwort hinhalten), und wollte bloß wissen, ob Karneval gehalten werden würde oder nicht? — Der Gouverneur und die Konservatorien hatten sich, wie gewöhnlich, zum Papst begeben, um die Erlaubniß dazu einzuholen. Der Papst antwortete aber: Non sono tempi per pensare ai piaceri, ma per far orazioni (es ist keine Zeit an Vergnügungen zu denken, sondern zu beten). Eines Theils mochte das wirklich seine Ueberzeugung sein, andern Theils war es Vorsichtsmaasregel, um allen Mißhelligkeiten auszuweichen. Aus diesem Grunde, um keine Aufwallung bei Einzelnen im Volke zu erregen, die auf Mehrere wirken könnte, hält der heilige Vater seit dem 2 Febr. nicht mehr seine gewöhnliche Spazierfahrt, sondern begnügt sich, in dem Palastgarten zu promeniren.

Immer hoffte man, der heilige Vater werde sich noch bewegen lassen, wenn der französische General nicht dagegen wäre. Deshalb liefen an letzterm mehrere Bittschreiben ein, worin ihm schon gemachte Auslagen und der allgemeine Schaden vorgestellt wurde. Man kann rechnen, daß durch Veranlassung des Karnevals in Rom gegen 80,000 Scudi in Umlauf kommen. Blos der Ghetto, das Judenquartier, gewann oder lösete gewöhnlich acht bis zehn Tausend Scudi. Der französische General zeigte sich höchst bereitwillig, erklärte aber, daß er ohne die Erlaubniß des Papstes für sich kein Karneval anstellen lassen könne noch werde. Nun verschwanden alle Hoffnungen. Die Denkenden sind damit sehr zufrieden, weil doch leicht ein Unfug sich hätte ereignen können. Der größere Theil aber ist doch weit entfernt, es zu billigen, daß der Karneval suspendirt worden ist.

Unterdessen wurde eine Ordre angeschlagen, daß bei Strafe doppelter Einquartirung jeder Hausbesitzer in vierundzwanzig Stunden die Adresse eines Offiziers anzuzeigen habe, und täglich kamen und gingen Truppen. Es wurden Anhalten getroffen für vierundzwanzig Hauptquartiere in der ganzen Stadt, und besonders wurden viele Matratzen verfertigt, damit ein Korps von sechstausend Mann, die bei Austerlitz waren (man nennt sie

Digitized by Google

erociati, weil die ſämtliche Mannſchaft Ehrenzeichen trägt), mit Betten einquartirt werden könnte. Dieſes Korps ſoll zu einer Ausſeichnung in Rom bleiben. Es ergingen dazu die gehörigen Befehle an die verſchiedenen Quartiere der Stadt, jedoch im Namen der alten Regierung. Mehr behagte ſich Niemand über die neuen Auflagen, eine gewiſſe Anzahl Zimmer u. ſ. w. zu möbliren und in Ordnung zu ſehen, als die armen Hebräer, denen angewieſen wurde, im Kaſtell S. Angelo eine Menge Zimmer einzurichten. Ein Theil dieſer Zimmer wurde ſogleich eingeweiht, indem nach einem Generalsbefehl alle Engländer arretirt wurden, auch einige Hannoveraner. Unter den erſtern waren auch zwei Mylady, die an dieſem Tage ſechs Stunden früher als gewöhnlich, das heißt, ſchon um ſechs Uhr Morgens aufſtehen mußten. Alle wurden jedoch auf Kaution wieder freigeſtellt. Aus Verſehen war auch ein Amerikaner arretirt worden, aber der franzöſiſche Geſandte ſelbſt fuhr zu ihm, ihn des Irrthums wegen um Verzeihung zu bitten.

Nur ein Mönch, der in dieſer Zeit ebenfalls nach dem Kaſtell der Engelsburg gebracht worden war, blieb ſitzen. Er war aus dem Kloſter der Auguſtiner, wo eine der zahlreichſten Soldaten-Einquartirungen iſt. Dieſer Mann war auf einen eigenen Text zu der gewöhnlichen Erbauungspredigt gerathen. Es werden nämlich ganze Bücher der heiligen Schrift in ſolchen Predigten expliziert. So z. B. wurde jetzt bei den Kapuzinern über das Buch Hiob gepredigt. Da man bei den Auguſtinern gerade die Bücher der Makkabäer homiletiſch durchzugehen angefangen hatte, ſo kam natürlich jener Redner auf eine Stelle, in welcher es heißt, daß die Feinde in einer genannten Stadt friedlich einzogen und aufgenommen wurden. In der Nacht machten ſich aber die Brüder Makkabäer auf, und ſchlugen alle dieſe Feinde todt. Er ging nun in ſeiner Erklärung weiter, und ſagte endlich: Wir leben in Zeiten der Makkabäer u. ſ. w. Selbſt die Bekannten des Predigers wunderten ſich, und ſagten bedenklich: Wer weiß, ob die Sache ſo hingeht? und in der That dauerte es nicht lange, ſo wurde der große Teologo, wie ihn viele Römer nannten, zu ſeiner und Anderer Erbauung in das Fort geſetzt, wo er jetzt bei einer kalten ſcharfen Tramontan-Luft ſich als einen Märtyrer anſehen wird, der ſeines Feuereifers wegen frieren muß. Dieſe auffordernd-thätige unbefangene Freimüthigkeit des Orators zeigt, wie wenig noch die Mönche mit ihren Köpfen in die wirkliche Welt hineingeguckt haben, und keine Klaſſe von Menſchen ſcheint in dieſer Zeit übler daran zu ſein. Denn daß ſie wegen ihrer übergroßen Anzahl in Rom ſelbſt ſchon längſt nicht mehr ſo beliebt waren, iſt ihnen wohl nicht ganz unbekannt; aber das alte Herkommen ſchützte ſie. Nun aber, da eine neue Zeitepoche beginnen will, fallen von allen Seiten ihre Mauern ein, und es iſt unmöglich, daß ein neu herandringendes Licht nicht das Verhältniß dieſer Klaſſe zur übrigen Welt anders beleuchte.

Alles aber liegt noch in der Wolke des Verhängniſſes verborgen. Was man ſagt, ſind bloß Vermuthungen. So ſpricht man z. B. von einer Sonderung der gallikaniſchen und italiäniſchen, ſpaniſchen und deutſchen Kirchen und Kirchendiſziplinen. Der Papſt würde in dieſem Falle nur die biſchöfliche Titularwürde behalten. Einſtweilen aber nimmt die päpſtliche Kammer noch ein, und es ſollen neuerdings 100,000 Scudi von ihr verkauft worden ſein, weshalb ſie ſich gezwungen ſieht, mehrere Kammergüter zu verkaufen. Witzige Leute, die aber nichts bei der Sache zu verlieren haben, machen die Anmerkung: Man fällt keinen Baum, ohne vorher die Früchte abzunehmen.

Einen Troſt nur haben die Römer, und dieſer iſt, daß in der bevorſtehenden Karnevalswoche doch wenigſtens der Giovedi grasso (der fette Donnerstag) nicht ausfällt. Schon ſieht man die Troſtvogel, die Gallinacej oder welſchen Hühner, in ganzen Heerden durch die Stadt ziehen. Sia lodato Dio!

Peron's Entdeckungsreiſe nach den Südländern.

(Fortſetzung.)

Schickſale des Schiffes, der Naturaliſt, während ſeiner Trennung vom Geographen.

Herr L. Freycinet hat über das, was der Naturaliſt, während ſeiner Trennung vom Geographen, das heißt vom 8 Jun. bis 21 Sept. 1801, getaan und erfahren, einen Bericht gegeben, davon wir nur Folgendes melden.

Kaptan Hamelin, der den Naturaliſt kommandirte, ließ, ſobald das Schiff des großen Sturmes mächtig ward, gegen die Inſel Rottneſt ſegeln, denn hier ſollte, im Falle der Trennung, der erſte Ort des Zuſammenfindens ſein. Man kam dahin, aber gegen alle Erwartung fand man den Geographen nicht, der doch weit beſſerer Segler war. Man mußte ihn alſo erwarten. Der Kapitän benutzte dieſe Muße, die benachbarten Gegenden unterſuchen zu laſſen.

Die Herren L. Freycinet und Faure begaben ſich in einem Kanot zur Inſel Rottneſt, nicht ohne Gefahr wegen Wind und Wellen und Untiefen. Zwiſchen den Klippen fanden ſie noch Trümmer eines ehmals hier wahrſcheinlich geſcheiterten Schiffes.

Die Herren Heirisſon und Baillo wurden ausgeſandt, um auf dem feſten Lande den Lauf des im Jahre 1697 von Blaming entdeckten Schwanenfluſſes zu erforſchen. Sie hatten dazu für ſechs Tage Proviant mitgenommen. Die Mündung dieſes noch ſehr unbekannten Stromes fanden ſie durch eine Reihe Felſen beinahe ganz verſperrt. Eine Menge Pelikane hatte hier Aufenthalt. Das feſte Land trägt auch auf dieſer Seite noch alle Spuren des Urſprungs vom Meere. Das Felſenufer am Fluſſe iſt faſt ganz aus inkruſtirten Muſcheln, Wurzeln, und ſelbſt verſteinerten Baumſtämmen zuſammengeſetzt — eine Erſcheinung, die man in mehrern Gegenden dieſes Welttheils wiederfindet. Das Land iſt übrigens flach, ohne Erhöhung; nur in weiter Ferne bemerkt man ſich bedende Hügel.

Tiefer hinein, wo der Lauf des Fluſſes durch eine Reihe kleiner Inſeln unterbrochen wird, fanden unſere Reiſenden die erſten ſchwarzen Schwäne, welche majeſtätiſch auf dem Waſſer hinſchwammen. Es wurden mehrere getödtet. Sie haben alle ganz ſchwarzes Gefieder, mit Ausnahme der Schwungfedern, die weiß ſind. Der Schnabel iſt roth, die Füße ſind ſchwarz. Man bemerkte, daß auch der Schnabel, wenige Augenblicke nach dem Tode des Thiers, die ſchöne rothe Farbe verlor und ſchwarz ward.

Der Schwanenfluß ſtrömt aus einem entlegenen Gebirge. Die Kürze der beſtimmten Friſt hinderte die Reiſenden, bis ins Gebirg zu dringen. Die Ufer ſind mit ſchönen Wäldern bedeckt, welche ſich, wie man von einem beträchtlichen Hügel wahrnahm, tief ins Land verlangerten. Mit viel größern Gefahren und

Digitized by Google

Mühseligkeiten, als man erduldet, um ins Land vorzuschreiten, kam man aus dieser Einöde wieder zurück zum Schiffe.

Am unglücklichsten lief eine dritte Expedition ab, die man auf der Schaluppe des Naturalisten zur nähern Untersuchung der gegen Süd-Südost gelegenen Inseln machte, denn die Schaluppe scheiterte. Zum Glück konnte man sie noch ans Ufer schleppen, daß sie nicht ganz verloren ging. Die Reisenden mußten an der wüsten Insel Buache, beinahe so groß, wie die Insel Rottnest, Hülfe vom Schiffe her erwarten. Inzwischen machten sie einige Exkursionen ins Land. Von einer derselben brachten sie eine Art Mandeln, von der Größe einer Nuß mit, die, in Kohlen gebraten, den Geschmack gerösteter Kastanien hatten. Aber entsetzliches Erbrechen und Schwindel folgten dem Genusse dieser unbekannten Frucht.

Nachdem die Zeit verflossen war, in welcher der Geograph hier zu erwarten gewesen, ließ Kapitän Hamelin auf der Insel Rottnest eine aufgepflanzte Fahne, nebst einem Brief in einer Bouteille zurück für den Kommandanten, falls er noch irgend hieher kommen sollte. Am 26 Juni verließ man die Insel Rottnest, um das zweite Rendezvous zu suchen.

Diese Insel, um noch einige Worte von ihr zu sagen, ist mäßig erhöht; der Boden hat eine kräftige Vegetation, und trägt viel Holz. Das Innere des Landes hat manche reihende, von Hügeln geschmückte Gegend. Aber man fand nirgends weder süßes Wasser, noch Menschen. Schlangen, Eidexen, Kangurroos und ein vierfüßiges Thier, von der Größe einer starken Ratte (die alten holländischen Schiffer nahmen es wirklich für eine Ratte, nach Peron aber ists ein ganz neues Thiergeschlecht), und auf den Sandbänken am Meere die zahllose Schaar der Meervölker, dies sind die Hauptbewohner von Rottnest. Die Insel Buache ist der von Rottnest in Rücksicht des Inhalts gleich. Die Insel Bertholet ist ganz öde. Der Schwanenfluß kann nur erst tief ins Land hinein süßes Wasser geben, wohin aber, wegen des schwierigen Eingangs in die Mündung und der vielen Sandbänke im Strom nicht leicht ein Schiff gelangen kann.

In der Seehundsbai, wo man, gemäß der bestimmten Ordre des Kommandanten, in jedem Falle den Geographen erwarten mußte, blieb der Naturalist vom 16 Juli bis 21 Sept. Welche lostbare Zeit ging da verloren, und das nur durch das eigenmächtige, wunderliche Verfahren des Kommandanten der Expedition, der nun schon nach Timor vorausgesegelt war. — Auch hier suchte man aus dem Verzögern für Naturkunde und Erdbeschreibung den möglichsten Nutzen zu ziehen. Man untersuchte das Endrachtsland, so weit es sich thun ließ.

Auf der Nordspitze von der Insel Dirk-Hartighs fand man in der Nähe eines halbverfaulten Eichenpfahls, halb im Sand vergraben, eine Zinnplatte, worin mit plumpen Karakteren zwei holländische Inschriften eingegraben waren. Der Anfang der ersten lautete: „Den 25 Oktober 1616 ist hier angekommen das Schiff de Eendracht, von Amsterdam, Kapitän Dirk-Hartighs von Amsterdam" u. s. w. — Der Anfang der zweiten hieß: „Den 4 Febr. 1697 ist hier angekommen der Geelvink von Amsterdam; kommandirender Kapitän Wilhelm von Vlaming, von Vlieland u. s. w.

Kapitän Hamelin ließ auf der gleichen Stelle einen neuen Pfahl aufrichten, und die seit beinahe zwei Jahrhunderten dort befindlich gewesenen Zinnplatte wieder anschlagen. Er that eine zweite hinzu, auf welcher Name und Tag der Ankunft des Geographen steht.

Das Resultat von den in der Seehundsbai angestellten Untersuchungen war: daß die sogenannte Seehundsbai eine große beinahe fünfzig Stunden tief einwärts gehende Bucht ist; daß die Oststüste bloß durch den Kontinent, die Weststüste aus den Inseln Klots, Dorre, Bernier, Dampier, Dirk-Hartighs und einem Theil des festen Landes zusammengesetzt ist. Die ganze Mitte dieser Oeffnung ist von der Halbinsel des festen Landes eingenommen.

Auch hier ist der neueste Welttheil eine unermeßliche Einöde, ausgedorrt, ohne süßes Wasser, mit dürftiger Vegetation. Ueberall Muschelkalkfelsen und Sand. Das menschliche Geschlecht erscheint höchst selten auf dem Kontinent; eben so der Hund, und nur der Kangurroo ist gemeiner, doch nicht so häufig, obgleich größer, als auf den Inseln.

Für die Schiffahrt kann Endrachtsland durch die Dampfversuche einen guten Ankerplatz, auch Holz und Erfrischungen von Schildkröten gewähren. Für den Handel liefern diese Gegenden nichts, als reichen Wallfischfang, und vielleicht, bei nähern Untersuchen, Perlenfischerei.

Reise nach dem Südkap von Diemensland.

Vereint segelten nun also der Naturalist und Geograph wieder neuen Entdeckungen entgegen. Unsere Fahrt ging den südlichen Küsten von Van Diemensland zu. Bei den Sabon-Inseln schwärmten uns die Wasservögel (von den Fischern gemeinlich Dolpel, four gebeissen) 125 Stunden weit von den Küsten ins offene Meer nach. Ich glaube also, da wir weit im offenen Meere nie diese Vögel truppweise begegneten, daß gewöhnlich ihre Erscheinung immer auf die Nähe von Land schließen läßt.

Am 19 Nov. hatten wir so unausstehliche Hitze, und unsere Wasserrationen wurden so klein, daß man, trotz aller Warnungen des Arztes, viele unglückliche Matrosen seinen eigenen Urin trinken sah. Umsonst ersuchte man den Kommandanten, mehr Wasser in diesen heißen Klimaten vertheilen zu lassen, und es dagegen in kühlern Zonen zu sparen. Er that es nicht. So nahm bald der Skorbut, als Folge des unsinnigen Verfahrens, überhand. Auf beiden Schiffen wurden täglich der Kranken mehr. Viele starben. Das Erkranken minderte sich erst, als wir weiter gegen Süden kamen und das Thermometer wieder fiel.

Unterwegs fingen wir einen zehn Schuh langen Haifisch, der ein neues Beispiel der wunderbaren Irritabilität dieser Fischgattung gab. Seit zehn Minuten hatte man ihm schon den Kopf abgehauen, Herz und Eingeweide ausgenommen. Als man ihn nun beim Schwanz zur Pumpe zog, um ihn zu waschen, fehlte wenig, er hätte mit seiner Kraft noch mehrere Menschen zu Boden geworfen. Ich hatte schon einen andern, seit mehr als zwei Stunden geköpften und ausgeweideten, Haifisch gesehen, der, als ihm ein Matrose das Messer einen halben Zoll tief ins Fleisch brachte, noch fürchterliche Sprünge machte, bis man ihm den Schwanz mit der Axt abgehauen.

Den 12 Dez. passirten wir zum fünftenmal auf unserer Reise den Wendekreis des Steinbocks, um in die gemäßigtern Zonen zu gelangen. Wenige Tage vorher hatten wir noch den schönsten der äquatorischen Seevögel, den Gelbschwanz (Phaeton aethereus Lin.) gesehen, von welchem Buffon so schon sagt: „Gefesselt an den Sonnenwagen unter der von den Wendekreisen begränzten brennenden Zone, immer nur unter diesem glühenden Himmel schwebend, ohne sich jemals weit von den beiden Grenzen

Digitized by Google

der Bahn des großen Tagesgestirns zu entfernen, verkündet er den Seefahrern ihre nahe Durchfahrt unter diesen himmlischen Zeichen.“

Unter dem 21 Grade südlicher Breite und dem 101 Gr. der Länge (ostwärts vom Pariser Meridian) begegneten wir dem gierlichsten der antarktischen Seevögel, dem kapischen Sturmvogel, und am gleichen Tage auch noch Gelbschwänze; unterm 32 und 33 Grad südlicher Breite fanden wir die ersten grauen Sturmvögel (procellaria grisea *Lin.*); unterm 21 Grad südl. Breite bis zum 37 Gr. hatten wir den großen Aequinoktial-Sturmvogel zum Begleiter. Unterm 39 Gr. der Breite und 120 Gr. der Länge ward es schon so kalt, daß wir die Winterkleider hervorsuchen mußten. Nun sahen wir auch die ersten Albatrosse, von denen ich eine weiße und braune Varietät bemerkte. Manche hatten von einer Flügelspitze zur andern über zehn Fuß Länge. Dann erschienen uns die großen braunen Möven (Larus cataractes *Lin.*), die Meerschwalben (sterna) u. s. w.

Am 9 Januer 1802 sah ich auch, nicht gar weit vom Schiffe, eine ungeheure Art Sepie, vielleicht zum Geschlecht Calmar (Loligo *Lamark*) gehörig. Dies Thier, von der Größe eines Fasses, walzte sich rauschend über die Wogen hin, und seine sechs bis sieben Schuh langen, sieben bis acht Zoll dicken Arme, über die Wasserfläche ausgestreckt, arbeiteten wie ungeheure Geschlangen herum. Wahrscheinlich ist Pernetty's landsches Märchen von einem Thiere, das durch seine Größe und Schwere ein Schiff umwerfen könne, wenn es dazu käme, uns Dauwert aufzuklettern, durch den Anblick solcher Sepie entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Die Gesellschaft der Beförderer des Guten in Hamburg hat einen der Erziehung sich widmenden jungen Mann, Namens Luther, ins Pestalozzische Institut zu senden beschlossen. Dieser wird mit Hrn. von Türk, Justizrath in Oldenburg, in dessen Privatanstalt er sich gegenwärtig befindet, künftiges Frühjahr die Reise nach Iferten antreten. Hr. von Türk, als praktischer Erzieher und als pädagogischer Schriftsteller durch seine Briefe aus Münchenbuchsee und mehrere Werke in Deutschland rühmlichst bekannt, hat seine Stelle niedergelegt, und einen Antrag des Fürsten von Dessau, an des für die Pädagogik leider! zu früh verstorbenen Villich's Stelle die dortige Erziehungsanstalt zu übernehmen, ausgeschlagen, um sich mit Pestalozzi zu vereinigen. Obgleich seine Privatverhältnisse auf den Gang der öffentlichen Erziehung bisher keinen Einfluß hatten (das Oldenburgische Konsistorium erklärte die Methode für unausführbar); so hat sich dieselbe an seinen Zöglingen so sehr gerechtfertigt, daß die Eltern von mehreren ihm zur Bedingung machten, dieselben zu Pestalozzi mitzunehmen. Er wird daher einige Knaben von angesehenen Familien auf dem Norden Deutschlands mitbringen. Das Zeugniß einer Mutter gegen ihn hierüber ist der öffentlichen Mittheilung werth, da es eine vielfach gemachte Erfahrung kurz und bündig ausdrückt: „Der Einfluß, den der Unterricht in Ihrer Anstalt auf meine Kinder gehabt hat, ist täglich merklicher. Immer sind sie beschäftigt. Alles, was sie ergreifen, angreifen sie mit Lust und Liebe, und doch mit Vernunft. Selbst der Lehrer meines Sohns im Lateinischen ist außerordentlich wohl mit seinen Fortschritten zufrieden. Er hat kürzlich versucht, Zeichnungen zu kopiren, die der Zeichenmeister meiner Tochter gegeben. Er zeichnete sie sogleich besser, als meine Tochter, die nun schon ein einem Jahre Zeichenstunden hat.“ —

Aus Holland.

— * Holland war von jeher für den Buchhandel nicht unbedeutend. Man weiß, wie im Zeitalter Voltaire's die französischen Scarf- und Schönschreiber ihrem Produkten am liebsten holländischer Verleger suchten. Jetzt scheint dies für die Deutschen Mode werden zu wollen. Das Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam ist schon jetzt für deutsche Literatur die wichtigste Spedizionshandlung des neuen Königreichs, und wird wahrscheinlich durch Verlegung der Residenz nach Amsterdam einen noch größern Schwung erhalten, da die Anwesenheit eines zahlreichen diplomatischen Corps nicht ganz ohne Einfluß auf den Buchhandel bleibt.

Diese holländische Handlung zeichnet sich schon sehr bedeutend durch ihre Verlagsgeschäfte für deutsche Literatur aus. Von Sprengel's klassischer *Historia rei herbariae* läßt sie jetzt den zweiten und letzten Theil drucken so wie ein treffliches Werk vom Prof. Rudolphi in Greifswalde, über die Eingeweidewürmer, ebenfalls in lateinischer Sprache.

Vom jungen Dichter Oehlenschläger (jetzt in Paris) erscheint bei eben dieser Handlung, zuerst sein Aladdin, dann sollen seine Trauerspiele folgen. Baggesen gab von hier aus seine Handblumen. Von dem edeln Villers wird künftige Ostern ein neues interessantes Werk, deutsch und französisch zugleich, hervorgehen. — Prof. Voß in Halle gibt hier, außer seinen historischen Parallelen, eine „Alternatische Geschichte der letzten Regebenheiten, Halle betreffend, vom Oktober 1806 bis zur Wiederherstellung der Universität unter König Jerome“ heraus, die sehr anziehend sein wird. — Prof. Seidenstücker in Jena läßt hier sein Staatsrecht des rheinischen Bundes verlegen. — Benjamin Constant und Frau von Stael, die mit dieser Handlung ebenfalls in Verbindungen getreten, scheinen ihr die jüngsten Kinder ihrer Musen zuzudenken.

Immer bleibt eine wohl gedeihende deutsche Buchhandlung in Hollands Hauptstadt für die Geschichte der Literatur ein bemerkenswerthes Phänomen.

Aus Italien.

— Die Nachgrabungen bei Rom beginnen sich immer mehr mit guter Ausbeute. Man hat einen ganzen unterirdischen Gang entdeckt, durch welchen die Cäsaren einst verstohlen aus ihrem Palast zum Berge Celius und zum Podium des flavischen Amphitheaters gelangten. — Außer vielen Röhren und Kanälen zur Ableitung des Wassers sind man zwanzig von oben herab erleuchtete kleine Gemächer. Diese sind wahrscheinlich die Fornices, deren Martial, Seneka und Juvenal so oft gedenken, wo einige Weiber der kaiserlichen Familie sich den niedrigsten Ausschweifungen hingaben, und wo man über der Thüre den Preis las, welchen jede Buhlerin auf ihre Gunstbezeugung setzte. Derjenigen Ruhmwinkel waren mit obrigkeitlicher Bewilligung, und seine Seitenbei bei Theatern, Amphitheatern, Bädern u. s. w.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 22. — den 16 März 1808.

Miszellen aus Berlin.

Berlin, 1 März 1808.

Noch immer blickt das Auge des preussischen Patrioten hoffnungsvoll auf den in Paris sich jetzt aufhaltenden Sprößling seines Königshauses. Möchte man doch bald etwas Bestimmtes über den Erfolg der Unterhandlungen des Prinzen Wilhelm vernehmen und endlich das Schicksal eines Landes entschieden sehen, das bei seiner jetzigen Lage die bedauernswertheste Existenz hat! Bei den fortdauernden Kriegeslasten versiegen allmählig die Kräfte desselben und muß endlich eine allgemeine Schwäche eintreten. Noch sind die Einquartirungslasten dieselben im ganzen Lande bis an die Weichsel. Allgemein sind die Klagen, daß der Landmann, aus Mangel an Aussaat, sein Feld nicht wird bestellen können. Es herrscht zugleich der drückendste Geldmangel. Was können die Folgen eines solchen fieberhaften Zustandes sein?

Aus Mangel an Fourage in verschiedenen Gegenden hat schon die Kavallerie des Korps des Marschalls Victor vor mehrern Wochen auf jene Seite der Elbe sich zurückziehen müssen. Uebrigens weiß man aber im ganzen Lande nichts von einer zurückziehenden Bewegung irgend eines Armeekorps.

Jetzt müssen die Kreise viertausend Train-Pferde liefern, wofür das französische Gouvernement 130 Thaler für das Stück zahlt, deren Betrag von der Kontribution abgerechnet wird; unter eben dieser Bedingung läßt es jetzt achthundert Rüst- und Packwagen anfertigen, welche zum 6 März abgeliefert werden müssen. Viele erblicken in diesen Vorbereitungen die Aussicht einer bald verbesserten Lage. Indeß ist vor einigen Tagen der Tagesbefehl erschienen, der allem preussischen Militär das Tragen der Uniformen untersagt, in den Provinzen, welche von dem französischen Gouvernement, wegen der bis jetzt noch unerfüllt gebliebenen Bedingungen im Tilsiter Frieden, nicht geräumt sind. Diese Bedingungen sind unsern Politikern ein Räthsel, und machen ihre Konjekturen alle plötzlich zu Schanden.

Zu diesen Besorgniß erregenden Aeusserungen des hiesigen französischen Gouvernements gesellt sich nun noch das seit einigen Tagen plötzlich erfolgte Fallen der brandenburgischen Scheidemünze, die nun schon dreißig Prozent gegen Preussisch-Courant verliert, und bald auf ihren wahren Silberwerth, auf fünfzig Prozent, herabsinken dürfte. Sollte die preussische Münze nicht ihr voriges Zutrauen erhalten, so dürfte auf solche Art ein Kapitalwerth von eilf bis zwölf Millionen verloren gehen. Die Sensation, die dieser Umstand macht, ist sehr groß, und dürfte noch üble Folgen haben, wenn man bedenkt, daß der größte Theil der preussischen Scheidemünze unter der arbeitenden und geringen Klasse zirkulirt, und diese sieht sich nun um ein Drittheil oder die Hälfte ihres Vermögens gebracht. Die Lebensmittel sind alle beträchtlich gestiegen; der Kaffee gilt jetzt in Münze einen Thaler und sechszehn Groschen, der Zucker zweiundzwanzig Groschen, und das Fleisch kommt auf sechs Groschen.

Zu diesem Fallen der preussischen Münze haben verschiedene Ursachen mitgewirkt. Das französische Gouvernement hat in Berlin viele Münze schlagen lassen, und damit seine Ausgaben einzig und allein getilgt. Dadurch kam viele Münze in Umlauf. Beträchtliche Summen Münze kamen zugleich von jenseits der Elbe nach Berlin; dies hätte schon längst ein beträchtliches Fallen bewirkt. Allein viele unserer Spekulanten schickten, als die Münze acht bis zehn Prozent verlor, viel davon jenseits der Oder nach Schlesien und vorzüglich Preussen, wo sie nur

Digitized by Google

drei bis vier Prozent verlor. Preußen ward vorzüglich mit brandenburgischen Groschen überschwemmt, und man hatte dafür das Contant von dorther. Die preußische Regierung zu Königsberg, welche bald den Absichten und den schädlichen Folgen dieser Spekulation auf die Spur kam, gab daher den Kabinetsbefehl, daß die brandenburgischen Groschen dort keinen gezwungenen Cours haben sollen. Die nach Preußen gesandte Groschen wurden daher alle zurückgeschickt, und dies hatte den Erfolg, daß sie jetzt in Berlin dreißig Prozent verlieren. Sie dürften bald auf ihren Silberwerth reduzirt werden, da die dießigen Staatskassen, wo sonst bei Abtragung der Abgaben ein Viertheil in Münze gegeben werden konnte, angewiesen sind, gar keine Münze mehr anzunehmen.

Um der Lotterie-Spielsucht in allen ihren Zweigen zu gemügen, ist jetzt auch eine Klassenlotterie hier organisirt worden. Sie besteht aus 30,000 Loosen; das Loos kostet 25 Thaler, und jeder gewinnt wenigstens 15 Thlr. wieder. Das größte Loos ist 20,000 Thaler. Die Ziehung beginnt in diesem Monate.

Die im Vorschlag gewesene Aufführung mehrerer grossen deutschen Opern im grossen Opernhause wird nicht Statt finden, da die Comité administratif die Ausgaben dazu nicht herzeben wollte. Indeß werden im Saal des Schauspielhauses, unter der Direktion Iffland's, Bälle gegeben, deren Ertrag, nach Abzug der Kosten, den Armen zufließt. Der Eintritt wird mit einem Thaler bezahlt. Sie werden aber nicht sehr viel von dem dießigen Publikum besucht.

Ein treffliches Gemälde wird jetzt dem Publikum durch die Ausstellung der Hakkert'schen Werke gewährt. Gegen eine Einlaßkarte von acht Groschen hat man die Freude, den größten Theil der Gemälde, Blumen- und Thier-Studien und Zeichnungen von Philipp Hakkert, und endlich alle Arbeiten seines ihm vorgegangenen Bruders George Hakkert in Augenschein nehmen zu können. Jeder Deutsche verläßt dieses Kabinet mit der Verabsagung, daß zum wenigsten die Werke im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, seiner ihm Vorgegangenen, ihm noch die Spuren seiner Selbstheit fühlbar werden lassen.

Die literarische Kronik ist eben in diesem Monate nicht an bemerkenswerthen Vorfällen arm. Große Sensation machte die Erscheinung der Gallerie preussischer Karaktere, die an Einfolenz und Bosheit gewiß ein Muster für Schriften der Art abgeben dürfte. Der größte Theil der lesenden Welt war darüber in höchstem Grade indignirt, weil des Lobes und des Tadels ganz nach Willkühr und mit einer Partheilichkeit verschwendet worden, die ihres gleichen nicht finden dürfte. Ich brauche nicht mehr zu sagen, als daß man Friedrich Buchholz und von Massenbach als Verfasser nennt, und eben diese beiden die einzigen sind, die ganz ohne Flecken, in diesen nach dem Leben gezeichnet sein sollenden Karaktern, erscheinen.

Kaum zwei Tage zirkulirten hier die Exemplare dieser Gallerie im Publikum, so wurde von der Polizei bei dem Verleger derselben, Buchhändler Sander, die ganze Auflage in Beschlag genommen, ihm der Verkauf anderweitig untersagt, und gegen ihn ein Prozeß wegen unbefugter Zensur eingeleitet. Zu dieser Vorkehrung hat vorzüglich das Prinz Ferdinand'sche Haus Anlaß gegeben, das in dem, was darin von des Prinzen Ludwigs Karakter referirt wird, sich höchlich kompromittirt finden mußte, um so mehr, da der würdige Predeger Ancillon in den Zeitungen öffentlich erklärte, daß er von den Aeußerungen, die der Prinz Ludwig gegen den König von Preußen in Gegenwart dieses Geistlichen, nach der Behauptung der Verfasser der Gallerie, ausgestoßen haben soll, kein Wort vernommen. Man sieht daraus, wie weit die Schamlosigkeit gewisser Schriftsteller geht, die wegen des Gewinnes eines ärmlichen Honorars Thatsachen zu verbreiten wagen, in Hinsicht derer sie sofort ihrer Unwahrheit geziehen werden können.

Der vor Kurzem mit der Geschichte seiner Verhaftung aufgetretene Geheimerath Ephraim hat sich durch dieselbe bereits mehrere Unannehmlichkeiten zugezogen. In der Berlinischen Monatsschrift ist (wahrscheinlich) ein Diplomatiker gegen ihn aufgestanden, welcher geradezu behauptet, daß Ephraim's Angabe, einen diplomatischen Auftrag vom preußischen Kabinet erhalten zu haben, völlig grundlos ist, und endlich hat der Festungskommandant Feige, den Ephraim einiger gegen ihn begangenen Ungerechtigkeiten anschuldigt, in den Zeitungen bekannt gemacht, daß er deßfalls eine Klage vor Gericht gegen Ephraim erhoben, deren Resultat er dem Publikum mitzutheilen verspricht.

Eine eben herausgekommene Schrift: Materiaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807, dédiés aux prussiens par un ancien compatriote, will die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der düstere Ideengang und der gedrechselte, gerüstermaßen harte Styl, machen indeß die Lektüre dieser zweihundert Seiten starken Schrift etwas beschwerlich, die außerdem nicht viel Neues enthält, welches um so beferndender ist, da man den Kabinetsrath Lombard allgemein als Verfasser derselben nennt. Man findet darin sogar mehrere gewagte und keineswegs erbärterte Aeußerungen. So wird z. B. gesagt, daß Friedrich der Zweite zweundsiebenzig Millionen baar im Schatze hinterließ, welches ohnfehlbar eine viel zu hohe Angabe ist. Vom Minister Hertzberg wird gar nicht vortheilhaft geurtheilt. Der Verfasser will behaupten, daß Hertzberg nur mit Friedrich's Kopf arbeitete, und daß er, nach dem Tode desselben, wo er an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, solche Fehler begangen, die den Grund zu dem jetzigen Schicksal des preußischen Staats legten. Was von den spätern und letzten Kabinetsverhandlungen und Kriegesunternehmungen im preußischen Staate übrigens referirt wird, ist alles schon bekannt, und dann wird hier natürlich eine Lob- und Standrede gehalten, die das Uebel aber keineswegs bessert.

Noch ein Wort über die hydroelektrischen Versuche des Hrn. Abtes von St. Urban;

Als Nachtrag zu dem Artikel über diesen Gegenstand in Nro. 19 der Weltkunde, S. 74.

(Aus einem Schreiben des Hrn. Prälaten an den Herausgeber.)

Neue Versuche geben mir Hoffnung zu neuen Entdeckungen, die dem Liebhaber der Naturwissenschaft in diesem Fache um so willkommener sein würden, weil dadurch mein aufgestelltes System an Klarheit und Gründlichkeit gewänne.

Sie betreffen die Verschiedenheit der Umbrechungen des mittelgenetigten (diagonalen) Wasserstrahls, wenn er verschiedenartige Medien durchdringen muß.

Eichen-, Tannenholz, — Sand, Sandsteine, — ungebrannter Ziegelleim, und gebrannter Ziegelstein, worüber ich seit einiger Zeit genauere Versuche anstellte, geben merklich verschiedene Umbrechungswinkel.

Digitized by Google

Hierüber, däucht es mir, sollte man erst ins Reine gekommen sein, damit ja nicht dies Geheimniß der Natur etwa durch irrige Kalkuls in einem falschen Lichte dargestellt würde.

Ich gestehe aber: was Hr. Pflüger aufgefaßt und ausgedruckt hat, ist mit meinen Ansichten und Erfahrungen in der Hauptsache so übereinstimmend, daß ich gegen die Artundigungsweise nichts einzuwenden habe.

Es ist mir leid, daß ich, in den Umständen, in welchen ich mich befinde, den Munsters, nähere Aufklärung über meine Hydroelektrizität zu geben, gegenwärtig noch nicht entsprechen kann. Vielleicht aber werde ich die mir nöthige Muße in Kurzem erhalten.

St. Urban, 12 Marz 1808.

Karl Ambros,
Amt von St. urban.

Anmerkung des Herausgebers.

Die vielfährigen, oft wiederholten, mit Scharfsinn und reichen Nebenkenntnissen angestellten Versuche und Beobachtungen des Herrn Dekalen von St. Urban, über die Bildungen des Wassers durch ein unbekanntes (vielleicht mit der Elektrizität verwandtes) Fluidum, auf die sogenannte Wünschelruthe, auf die Organisation des Menschen selbst, werden sie die Naturkunde einst ein äußerst wichtiges Geschenk sein, und sie mit einer Reihe von Entdeckungen und Thatsachen bereichern, die man jetzt noch kaum ahnet. Um obigen Brief besser zu verstehen, muß man die vorhergehende Abhandlung des Hrn. Pflüger von Solothurn, S. 79 dieser Jahrgangs der M. f. d. n. Weltkunde mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Ich wünsche, daß die Hoffnungen, welche der erwürdige und interessante Naturforscher am Ende seines Schreibens gibt, bald erfüllt werden mögen.

Peron's Entdeckungsreise nach der Südländern.

(Fortsetzung.)

Die Südseite des Diemenlandes. Abenthener daselbst.

Als am 13 Jänner der Morgen graute, sahn wir schon wieder Land des neuen Welttheils. Mittags fuhren wir schon um das Südkap, den äußersten Punkt der bewohnten Welt dieser Hemisphäre. Das Meer ging bald; die Luft kühl; der Himmel trüb umwölkt; lange Wolkenstreifen hingen um die hohen, waldigen Gebirge des Landes, die wie Granitwälle der Wuth eines stürmischen Oceans entgegenstunden. Dann kamen Regen- und Hagelschauer über uns. Zahllose Schaaren von Seevögeln aller Art, Goelands, Teipel, Cormorans, Meerschwalben, schwärmten hervor von den benachbarten Felsen, und flatterten um unser Schiff, ihr durchdringendes Geschrei mit dem Getöse wilder Wogen mischend; eine lange Reihe von Delphinen mit weißen Schnauzen, und Wallfischarten, umtanzte uns — kurz, alles schien dem Moment, in welchem wir uns den äußersten Enden der südlichen Welt näherten, eine eigene Feierlichkeit geben zu wollen.

Wir gingen in der großen Bucht vor Anker. Der Kommandant schickte mehrere Fahrzeuge aus, um süßes Wasser zu finden. Hr. Lesueur und ich begleiteten den Hrn. H. Freycinet, der zu dem Ende den Huon-Fluß und den Schwanenhafen untersuchen sollte.

Neben einer kleinen, lieblich umbüschten Insel vorüberrudernd, kamen wir am 14 Morgens in den Schwanenhafen. Auf der ganzen Reise hatte mich nie eine reitzendere Gegend überrascht. Ein siebenfacher Absatzung hoben sich Gebirge im Hintergrunde des Hafens; rechts und links umgürteten ihn kleine Hügel, die lauter kleine Kaps und romantische Buchten bildeten. Krauses Gebüsch, undurchdringliche Waldung, umschwebten die Küsten. Unzählige Schwärme von Papageien und Catosus vom reichsten Farbenschmuck flatterten darüber, und niedliche, blauhaltige Massen schwirrten im Schatten der Gesträuche. Majestätisch durchfurchten Legionen schwarzer Schwäne den stillen Wasserspiegel des Hafens. Indem wir dies alles noch bewunderten, hörten wir Menschenstimmen am Ufer. Es waren zwei Wilde; einer hielt einen Feuerbrand. Beide beobachteten uns mit Zeichen des Erstaunens. Wir riefen, da verschwanden sie im Walde.

Kaum hatten wir in einer kleinen Bucht gelandet, erschienen über uns auf einem Felsen zwei Wilde. Wir gaben Zeichen der Freundschaft; plötzlich stand einer von ihnen, ein junger Mensch von 22—24 Jahren, unter uns. Er hatte nichts Wildes im Gesicht. Seine Augen waren lebhaft, gestoßt, und drückten ein gewisses Wohlwollen aus und Bestürzung. Hr. Freycinet und ich umarmten ihn; er verstand dieses Zeichen der Liebe nicht und blieb gleichgültig. Er schien sich am meisten über die weisse Farbe unserer Haut zu verwundern; öffnete unsere Westen und Hemden, um sie am Leibe zu sehen; er drückte sein Erstaunen durch ein ungemein schnelles Dreipeln mit den Füßen aus.

Mehr, als wir selbst, interessirte ihn die Schaluppe; er sprang hinein, unterfuchte alle ihre Theile; um die Matrosen bekümmerte er sich nicht. Einer derselben bot ihm eine Bouteille mit Arak; er besah sie aufmerksam und warf sie gleichgültig ins Meer.

Er kam zurück. Auf dem Felsen oben fanden wir den zweiten Wilden, einen Greis mit grauem Haupt- und Barthaar. Auch er öffnete unsere Westen und Hemden, und winkte dann zwei Weibern, die entfernter standen. Das ältere kam; das jüngere folgte ängstlich und schüchtern. Beide waren ganz nackt, nur das letztere hatte in einem Kanzuvogel ein junges Kind, welches es säugte. Diese Mutter schmeichelte mit zärtlicher Liebe den Kleinen.

Wir beschenkten die Familie mit allerlei. Gleichgültig ließen diese Kinder der Natur alles liegen. Während meine Gefährten trinkbares Wasser suchten, macht' ich mit den Matrosen Feuer an. Es war sehr kühl. Einer der Matrosen zog beim Feuer seine Handschuh ab. Da stieß die junge Frau einen Schrei des Entsetzens aus. Wir lachten. Sie hatte die Handschuhe für die Hände selbst angesehn. — Als der Alte aber unsere letzte Flasche Arak nehmen wollte, die wir ihm nicht lassen konnten, schien es mißvergnügt, und die ganze Familie zog davon.

Wir fanden sie nachher wieder, als wir, nach süßem Wasser suchend, eine elende Kabane fanden, von Rinden zusammengeleigt, die im Halbzirkel an ein Paar dürre Baumäste lehnten. Es war mehr ein Schutz gegen Wind, als Hütte. Vor derselben ein unlängst erloschenes Feuer, leere Austerschalen drum herum. Am Ufer zwei Pirogen, jede aus drei Rollen grobverbundener Baumrinden gemacht, deren Enden, als Schiffsschnäbel, mit Bast zusammengebunden waren.

Die Besitzer dieses Reichthums, unsere Wildenfamilie, kamen wieder zu uns, ihre Anzahl vermehrt mit einem sechszehn- bis siebenzehnjährigen Mädchen, einem vier- bis fünfjährigen Knaben, und einer kleinen drei- bis vierjährigen Tochter. Die beiden Alten schienen Aeltern des jungen Mannes und der jungen Frau zu sein, die Gatten und Geschwister zugleich sein mogten. Sie kamen alle vom Muschelfange. Sie führten uns zur Kabane,

Digitized by Google

zündeten ein großes Feuer an, kauerten auf ihren Fersen darum herum, und riefen uns wiederholt, medi, medi! (seht euch!) zu; man that die Austern übers Feuer, das Thier kochte in seiner Muschel, wie in einer Schüssel, dann ward es ohne weitere Zubereitung verschlungen. Wir kosteten und fanden diese Muschelthiere sehr zart und saftig.

Während die guten Diemener schmauseten, fiel uns ein, ihnen Tafelmusik zu machen, um die Wirkung der Musik an ihnen zu beobachten. Wir sangen. Anfangs waren die guten Leute ganz verwirrt, dann horchten sie aufmerksamer; das Essen ward vergessen. Durch allerlei Verdrehungen und wunderliche Bewegungen bezeugten sie ihre Zufriedenheit so, daß wir uns nur mit höchster Noth des Lachens enthalten konnten. Kaum endeten wir mit einer Strophe, so schrieen sie vor Verwunderung laut auf. Der junge Mann besonders war ganz außer sich. Er nahm sich bei den Haaren, kratzte sich mit beiden Händen den Kopf, verzog sich auf alle Art, und stieß langanhaltende Töne aus.

Das junge Mädchen, da wir zu singen aufgehört hatten, nackt wie alle, aber von sanfter Physiognomie, und lebhaften sprechenden Blicken, nahte sich schmeichelnd dem Hrn. Frederic. Dure-Dure, so hieß diese Unschuldige, schien für ihn mehr, als für uns andere, zu empfinden. Sie war nicht ohne Koketterie, (der Trieb zum Gefallen ist auch dem Mädchen in der Wüste angeboren,) und um schöner zu werden, zerrieb sie Kohlen in der Hand, strich sich Stirn und Wangen und endlich das Gesicht so schwarz, daß es ein Grausen war. Sie aber sah uns nach dieser Operation mit einer Zuversicht an, als wollte sie das Erstaunen aber ihre Verschönerung aus unsern Augen lesen. Auch die Kinder spielten endlich vertraulicher mit uns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Frankreich.

— * Paris. Das Vergnügen, einige Tage oder Nächte, oder auch nur einzelne Stunden, nicht mehr zu sein, was man in der bürgerlichen Ordnung ist, sondern Stand und Geschlecht anzunehmen, wie die Laune der Thorheit es eingibt, kurz das Karnaval, ist von den Parisern auf die gewöhnliche Art durch Maskenbälle und dergleichen gefeiert worden. Jetzt sind die Tage der Thorheit vorüber, und Alles fällt sich wieder in das alte gewohnte Gleis.

Das diesjährige Karnaval hat sich übrigens durch nichts von den vorhergehenden auszeichnet, ist vielmehr noch weniger glänzend als das vorjährige gewesen. Man erwartete das Gegentheil. Die Journale kündigten prächtige Aufzüge, komische Scenen mit Gesang und dergleichen an; nichts von allem dem ist erfolgt. Eine ungeheure Menge Menschen bedeckte die Boulevards besonders an dem letzten Karnavalstage, die meisten herbeigelockt durch die Hoffnung, etwas Außerordentliches zu sehen; sie sahen nichts, als das Gewöhnliche: Schaaren von Arlequins, Pierrots und Polichinels, mit Possarden untermischt. Die letzte Maske ist nicht pariserisch, und nirgends sieht in ihrem Costume lächerlich. Gewöhnlich wählen Männer dieses Costüm, weil nur diesem es gelingen kann, einen Karakter darzustellen, der auch selbst in der Pariser Possarde noch zu viel Weiblichkeit zeigt, um durch sein eigenes Geschlecht übertroffen dargestellt werden zu können. Und übertroffen muß er sein, wenn er den Pariser, der die Originale täglich vor seinen Augen sieht, anziehen soll. Geberdensprache, Physiognomie und Stimme dieser travestirten Possarden kontrastiren schneidend mit der weiblichen Kleidung. Ein seltenstück zu ihnen und gewöhnlich ihre Begleiter sind die *Forts de la Halle*, oder die Träger bei der Meelhalle. Sie erscheinen aber nur in geringer Zahl, weil für dieses Kostüm, um es nicht Lügen zu strafen, gigantische Körperformen gehören, die bekanntlich unter der Pariser Jugend Seltenheiten sind.

Unter den übrigen Masken war nichts, was durch Neuheit, Originalität, oder Eleganz und Pracht selbst den Fremden, der das Pariser Karnaval zum erstenmal sah, hätte anziehen können. Die Belustigung dieses öffentlichen Umzugs während den drei Karnavalstagen vertiert überhaupt von Jahr zu Jahr immer mehr Liebhaber; schon jetzt ist sie nur noch Belustigung für die untersten Klassen des Volks; der wohlhabende Bürger nimmt nicht leicht mehr Theil daran.

Auch die Maskenbälle waren so pärmlich den vorjährigen gleich. Aus der Vermehrung der diesem Vergnügen geöffneten Säle sollte man beinahe folgern, daß diese Liebhaberei eher steige, als falle; indessen will man bei den Gezeltheil bemerkt haben. Jene momentane Vermehrung der Maskenballsäle hat ihren Grund in der Pakanz mehrerer Theater, deren Eigenthümer, um die Säle nicht ganz unbenutzt zu lassen, sie in Tanzsäle umgeschaffen haben.

Aus Italien.

— * Neapel, 14 Febr. König Joseph hat sich das Verdienst gemacht, überall, wo er auf seinen kleinen Reisen im Innern des Königreichs hinkam, sich nach Dingen zu erkundigen, die ehmals für den Ort etwas Auszeichnetes hatten, und öfters längst vergessene Namen aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen, um überall den Funken eines bei den Neapolitanern nur zu sehr verlöschenen Ehrgefühls zu wecken. Diese seine Art hatte ihren Zweck nicht verfehlt. Jeder Ort, der irgend etwas Vorzügliches aus der Vorzeit aufzuweisen hat, ist nun stolz darauf, es sich zu erhalten, da man sieht, daß es ein Mittel ist, sich Kredit zu machen. Wie vieles wäre im Neapolitanischen erhalten worden, wenn die Regierung auf ähnliche Weise die Achtung für Kultur und Produkte der Kultur zu wecken bemüht gewesen wäre! — Daß der König es aber nicht bei Worten bewenden läßt, sondern werkthätig den hie und da erwachenden besseren Sinn des Volks zu unterstützen sucht, davon ist das Dekret für Tasso's Andenken ein schöner Beweis.

Das Vergnügen, das mittelst dieser Verordnung künftigen Reisenden, die Neapels Gegend besuchen, sich eröffnet, wird die Annehmlichkeiten des Aufenthalts in Neapel um ein Großes vermehren. Bis jetzt konnte man nach Sorrento nur zu Wasser kommen, denn die Bergstraße, die von Castellamare über Vico nach Sorrento führte, war so gefährlich, daß kaum ein Reiter sie zu machen wagte. Ist einmal diese Straße vollendet, dann läßt sich keine reizendere Einfahrt gedenken. Sorrento ist ein üppiger Garten auf einer über das Meer ansehnlich erhabenen Felsenterasse. Eben so üppig mit Bäumen bekränzte Hügel umgeben dies schöne Ufterthal; auf dem höhren Rücken des Gebirgs, wo ein berühmter Tannenhang ist, sieht man den ganzen Golf Neapels und den Vesuv ausgebreitet, und auf der andern nach Salerno hinüber.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 23. — den 19 März 1808.

Die Volkslieder der Italiener.

(Fortsetzung der Reminiscenzen über die Mark Ankona.)

Nirgends vernahm ich mehr die Stimme des Liedes im Volke selbst, als in der Mark. Der Wanderer auf der Straße verkürzt sich durch Gesang den Weg. Der Arbeiter des Feldes, wenn er mit der schweren Schaufel die breite Erdscholle bricht, erheitert sich und seinem Gehülfen die sauere Arbeit durch leichte Liedesstrophen. In dunkeler Nacht leitet der Laut des Gesanges, statt einer Laterne, die sich Begegnenden glücklich an einander vorüber. Die Dirne, die auf dem Baume Blätter zum Winterfutter für die Thiere abstreift, singt mit dem Vogel in die helle Morgenluft hinein, und alles, was ihr in die Augen fällt, gibt Stoff zu leicht gefundenen rothwisch ausgedrückten Gedanken. Sie sieht z. B. eine Bekannte oder ein Mädchen mit mir allein vorübergehen, und sie singt, ohne sich zu bekümmern, ob jene es höre:

Jungfrau, die du auf der Wiese wandelst,
Die Zigarrenin hat dein Loos verkündet:
„Liebe pflegst du dort mit jenem Jüngling,
Eines Tages kommt — die Trennung."

Sie sieht am Hügel einen Maler stehen, und sogleich ist ihr Liedchen fertig:

Maler! male mir die schönsten Blumen,
Nimm dazu die allerschönsten Farben;
Male mir die Liebesblume,
Nimm dazu von meinem Blute.

Viele singen aus dem Gedächtniß, und singen dann gewöhnlich den Volksdichtern nach, die im Improvisiren geübt sind, und einen großen Vorrath sich erfunden haben. Diese Volksdichter thun sich auf ihre Talente etwas zu gute. Ein solcher beginnt seinen Gesang oft mit Lobpreisung seiner selbst, und spottet des andern, der ihm nicht gleichkommt. Er sagt z. B.

Von Liedern weiß ich einen Sack voll;
Sackt' ich ihn auf, ich trüge nicht die Last.
Die deinen — trag' ich unterm Arm.

Selten sind diese Lieder lang. Wenig bekümmert man sich um den Reim; aber oft kommen unter ihnen katullische, leicht dahinfließende, naive Stanzen, oft beißende Anspielungen, vor. Indessen finden sich auch solche, die ein ganzes Thema durchführen. So hört' ich einst ein Lied eines simpeln aber sinnvollen Feldarbeiters, der ein Liederdichter war. Er karakterisirte der Reihe nach alle Schönen seines Ortes, und zwar ohne alle Gleisnerei und mit äußerst originellen Vergleichungen. Das Lied fing mit dem Lobe seiner Schönen an, und endigte mit ihrem Lobe:

La più bella sei tu Minicaccia,
Tu stai al capo, tu stai al fine.

Je mehr der Laut des Lebens aus dem Volke gewichen ist, desto mehr entreuet jede Aeußerung von innerer Lebensfülle, die nicht als bloßer roher Schrei der Natur sich verkündet.

Die sogenannte gebildetere Klasse der Italiener hat aber keinen Sinn dafür, und verwohnt an künstliche Sonette, an Metastasio und Petrarka, nennen sie die Volkslieder bloß sciocchezze oder inezie, mit einem Worte, Dummheiten. Deswegen durfte ich mich nicht wundern, als in einer kleinen Berg-

Digitized by Google

stadt, während der Weinlese, wo am meisten gesungen wird, ein Verbot vom Gouvernatore ausging, bei Nacht oder vor Anbruch hellen Tages zu singen, damit die Herrn und Damen nicht dadurch im Schlafe gestört wurden. Aus eben diesem Grunde hält es äußerst schwer, solche Volksgesänge zu sammeln, und für den Fremden ist es fast unmöglich, sogleich den Zusammenhang der Lieder, die er hört, zu fassen, und jeden einzelnen Ausdruck zu verstehen.

Die zwei Hauptklassen der Lieder theilen sich in Lieder der Liebe und des Hohns, wie auch im übrigen Italien und besonders in Sizilien. Die letztern sind oft ganz unübersetzbar wegen höchst sonderbarer Vergleichungen, Wendungen und Kraftausdrücken, die ofters in Gemeinheiten und Plattitüden ausarten.

Ein der lateinischen Sprache kundiger Mönch in Macerata, der selbst Dichter war, soll mehrere solcher Lieder in lateinische Verse übersetzt haben. Da er anfänglich seine Quelle verschwieg, so wurden Personen, denen er sie vorlas, durch ihre Naivetät gereizt, zu wissen, aus welchem alten Klassiker er sie genommen habe. Aller Mühe ohngeachtet konnte ich nichts davon auftreiben, da der Mann in eine andere Gegend gezogen war.

Aus der kleinen Sammlung, die ich selber zu machen Gelegenheit hatte, und deren Bekanntmachung ich mir für irgend eine andere Veranlassung, wo sie durch Zusammenstellung mit Volksliedern aus andern Gegenden ein größeres Interesse gewinnen können, will ich hier, ohne Auswahl, nur ein Paar anführen. Man nennt sie in der Mark mit dem allgemeinen Namen Stamptte. Gewöhnlich fangen die Strophen mit dem Namen einer Baum- oder Blumenblüthe an; z. B. o Baumwollblüthe, o Mandelblüthe! u. s. w.

An ein Mädchen.

Nach und nach hast du mein Herz entwendet,
Hättest mindstens es doch heilen sollen.

Blickst du mich an mit dunkelm Auge,
Geh' ich wie Laub der hohen Forste.

Einer trägt die Rose, der die Aehre,
Spitze Stacheln haben beide;
Wer? du magst das Kreutz am Herzen tragen!

Ein Anderes.

Heute ists ein Jahr, mein theures Seelchen,
Daß du mir mit süßen Worten
Hand' und Füße hast gebunden.
Sprachst dann: „mach dich los, vermagst du's!"
Hast gebunden mich mit einem Seil von Golde,
Löse mich, sonst stirb' ich, o du Holde!
Hast gefesselt mich mit seidnen Netzen,
Komm, o komm, in Freiheit mich zu setzen.

An eine Aepfelverkäuferin.

Mädchen, gib von den Aepfeln,
Bitt' ich, gib für ein Paar Heller;
Blicht will ich die rosenfarbnen,
Und auch nicht die Quittennahen:
Jene, die du an dem Busen
Ohne Blätter trägst — die will ich!

Um zugleich eine Probe zu geben, von welcher Art die Gedichte seyn müssen, die auf das kultivirte Publikum stärkern Eindruck machen, füg' ich diesem Blatte ein Sonett bei, das bei Anlaß der Entkleidung eines jungen schönen Mädchens gemacht wurde. Die Theilnahme, die das Weggehen dieser geliebten jungen Person in dem ganzen Städtchen erregte, gab dem Gedicht erhöhtes Interesse. Der Dichter, der Rafael Tomafetti hieß, wurde von den Verwandten des Mädchens und andern Freunden mit leidenschaftlichen Umarmungen begrüßt. Ich gebe es hier in einer möglichst getreuen Uebersetzung.

Amor an die einzukleidende Jungfrau.

Als möglich! daß von Tauenden nur diese,
Ein Kind der Einfalt, meiner Gluthen lache,
Daß sie nur meinen Pfeil zurückerweise?
Wo wär' ein Schild, Verwegene! dir zur Wache?
Es sinkt der Stolz, den rauh Eisen bleichen,
Ich winke — und er sinnt Ohnmahtens Seide;
Nichts hat seines Zorns vergessen,
Lieb' schmachtend in dem Frauenkleide.
Versuch' es! widerstrebe diesen Winken!
Wie? möglich wär's, daß je mein Pfeil sich wende?
Schon darauf sticht sie da — die goldnen Locken sinken!
O Wunder! o daß sich hier kein Zeuge fände!
Es siegt ein Weib! — nicht Roland's Waffen blinken.
Hier ist ein Gott im Spiel, sonst hat mein Reich ein Ende.

Aus dem Briefe eines Reisenden von Berlin nach Petersburg.

St. Petersburg, 24 Jan. (5 Febr.) 1808.

— — In Berlin blieb ich einen Tag länger, als ich wollte, um den Ehikanen der Visitation auszuweichen, der ich mich doch endlich noch vor meiner Abreise unterziehen mußte, wenn ich nicht anderthalb Louisd'or Transito bezahlen wollte. Sie lief aber bei alle dem noch sehr gnadig ab, weil ich dem ehrlichen Zolldiedienten durch einige Gulden bewies, daß ich nichts weniger als zu Defraudationen des Zollamts geneigt sei.

Mit einem Plan in der Hand wußte ich mich in dieser prächtigen Königsstadt überall, ohne Führer, gleich nach meiner Ankunft sehr gut zu orientiren. Außer mit einigen Akademikern, und dem auch als Schriftsteller bekannten Kriegsrath Himly, der wegen seines vortrefflichen Karakters zu den für mich interessantesten Menschen gehört, hab' ich wenig neue Bekanntschaft angeknüpfen. Bis jetzt hatten die Mitglieder der Akademie bis auf das letzte Viertelsjahr ihren Gehalt zwar richtig bezogen (alle übrigen sind schon, so lange der Krieg dauert, im Rückstande), aber wie unsicher muß ihre Existenz sein, da die Einkünfte der Akademie einzig und allein von dem Kalender-Privilegium abhangen? eine Einnahme, die nothwendig bei der Verkleinerung des preussischen Staates um die Hälfte schwindet.

Etwas verstimmt wegen der Hudeleien des Zollamtes reisete ich Ende Oktobers von Berlin ab, über Kustrin, Graudenz, längs dem rechten Weichselufer nach Königsberg. — Ueberall auf dem ganzen Wege nichts, als Elend und Jam-

Digitized by Google

mer! — Vom Selbstmorde, ungeachtet meiner eingezogenen Erkundigungen, auch nicht ein einziges Beispiel. So wenig ich auch diesem Verbrechen das Wort zu sprechen geneigt bin, so leitete mich doch die Erfahrung von der Nichtexistenz desselben in diesen verderbten Gegenden auf traurige Betrachtungen: wenigstens vermißte ich die Quelle desselben, und folglich auch die guten Folgen davon.

Von Königsberg, wo ich nicht lange rastete, ging es am Strande zwischen dem Kurischen Haf und der Ostsee weiter. Der Anblick des Meeres, den ich zum erstenmal in meinem Leben genoß, hatte für mich etwas ungemein Erhabenes. Links der Ozean, rechts die endlose Sandwüste; einige Schiffe dort am Horizont schwebend, einige Wagen hier in der Ferne kriechend, machten das Unermeßliche noch fühlbarer.

Zwischen Königsberg und Memel raubte mir ein seltsamer Vorfall einige Stunden süßen Schlafes. Ich erzähle Ihnen denselben, weil er Ihnen einigermaßen eine Vorstellung von unserer Lebensart auf diesem verodeten Kriegstheater an der Weichsel u. s. w. gibt.

Das Zusammentreffen mit einem königlichen Prinzen, und die Unmöglichkeit, mit sechs elenden Pferden über einen Sandhügel bis zu der eine halbe Stunde vom Strande entlegenen Station zu kommen, nöthigten uns, bei einer unbewohnten Fischerhütte, ein Paar Schritte von der Ostsee, zu bleiben. Auf mein Bitten hatte die Postmeisterin den Postillonen, welche den Prinzen gebracht hatten, das Versprechen abgenöthigt, wann sie gefüttert haben würden, uns bis zur nächsten Station zurückzuführen. Wir kochten unterdessen in der Hütte uns selbst Chokolade. Auch kam des Postmeisters Sohn mit einem Knecht, die Räder unsers Wagens zu schmieren. Vergebens warteten wir aber auf den Postillon bis zehn Uhr Abends. Endlich schickten wir uns an, in der Kutsche, à l'ordinaire, unser Nachtlager zu nehmen, nachdem mich noch des Postmeisters Sohn versichert hatte, daß wegen Diebsgründel nicht das mindeste zu fürchten sei. Zum Beweise führte er mir an, daß acht Tage vorher der Wagen mit den vier Millionen werthen Geschenken des Kaisers Napoleon an Kaiser Alexander nur von einem Menschen bewacht worden sei.

Ich setzte mich also, nachdem ich das Feuer in der Hütte ausgelöscht hatte, um bald eilf Uhr in den Wagen zum Schlafe nieder; machte indessen meine Frau auf das Interessante des Schauspiels der in den tobenden Wogen des baltischen Meeres sich spiegelnden Mondscheibe aufmerksam. Sie schien indeß das Große dieser Nachtszene nicht so ganz zu fühlen, sondern wünschte wahrscheinlich lieber in einem gemeinen, prosaischen Dorfwirthshause zu übernachten. Wir schliefen sanft. Aber gegen zwölf Uhr zupfte sie mich wieder am Arm, und flüsterte mir zu, es bewege sich jemand um unsern Wagen. Unwillig, aus gutem Schlummer geweckt zu sein, schickte ich mich schon wieder zu einem neuen Schlafchen an, als ich wirklich selbst Bewegung am Wagen spürte. Schnell öffnete ich das Kutschenfenster und rief: Wer da? erhielt aber keine Antwort. In demselben Augenblicke rief meine Frau mit bettlommener Stimme: Um Gotteswillen, da sihen eine Menge Kerls um das Feuer in der Hutte. Man steckt die Hütte in Brand. Ich bemerkte wirklich zu meinem Schrecken, durch die Oeffnung der Hütte, das Feuer in lichter Flamme, und mehrere Menschenschatten sich beuem hin und her bewegen. Meine Aufmerksamkeit wurde indeß sogleich durch die Erscheinung eines baumstarken Kerls, der um die Ecke der Hütte, mit einem großen Prügel in der Hand, trat, und zwei Schritte vom Wagen stehn blieb, gefesselt.

Der Gedanke, hier zwischen einer ungeheuern Sandwüste und dem Meere ganz allein mit meiner Familie einer Bande von Lasterwichtern preisgegeben zu sein, fuhr blitzschnell durch meine Seele. Ich faßte mich indeß so gut ich konnte, öffnete das Fenster und fragte: Was will er? — „Die Postillons haben Sie süßen lassen, und werden nun wohl nicht kommen. Der Postmeister hat mich hieher geschickt, Sie für ein Trinkgeld zu bewachen.“ Wie konnte ich dem Kerl glauben, als nur anderthalb Stunden vorher des Postmeisters Sohn von der Sicherheit geschrochen und nichts von einer Wache erwähnt hatte. Ein Blick auf die Hütte flößte mir wieder Hoffnung ein, daß die Menschenschatten und Kerls nur in unserer Einbildung existirten.

„Das Trinkgeld soll er haben,“ war meine Antwort, „doch geh' er nur zu Hause, und sag' er seinem Herrn, daß ich hinlänglich mit Gewehr versehen sei, um jeden unwillkommenen Gast abzuwehren.“ Mein ganzer Waffenvorrath bestand in einem Hammer, der aber in der Mondsdämmerung wohl für eine Pistole passiren konnte. Der Kerl entfernte sich, und ging, wie unsere Magd behauptete, feldeinwärts.

Die Flamme verminderte sich und ich faßte wieder Muth, weil bochstens ein oder zwei Mann auf meinen Koffer, der aber hinten, mit einer Decke versehen, und gut angeschraubt war, einen vergeblichen Versuch gemacht haben mögen. Der Schreckensmann mit dem Prügel war aber, wie sichs den folgenden Tag zeigte, ein alter sechszigjähriger Postillon, welcher wirklich, ein Trinkgeld zu verdienen, sich dem Postmeister zum Wachen angeboten hatte. Ich gab ihm das Trinkgeld gerne, nur schon für den guten Willen.

Ueberhaupt glaub' ich, reiset man nicht leicht irgendwo so sicher, als auf der ganzen Straße von Berlin bis Petersburg.

Wir langten nach einigen Unbequemlichkeiten in Memel an. Erst hier erfuhr ich, was ich vorher nicht wußte, daß niemand, ohne Ausnahme, ausser Preussen, ohne einen Paß von Petersburg, über die Grenzen gelassen würde. Mehrere Familien harrten schon mehrere Wochen auf ihre Erlösung aus Memel, wahrscheinlich dem theuersten Orte jetzt in der Welt. Auch ich mußte warten. Delambre's astronomische Tabellen mußten mir die Zeit verkürzen helfen. Indeß wollte das doch nicht zureichen und ich ging in das elende Memeler Schauspielhaus. Es befand aus einer aufgeputzten Scheune vis-à-vis der königlichen Residenz, einem einfachen Hause, einem Memeler Kaufmann gehörig. Dazwischen die Memel. Zu meiner Freude wurde für mich hier zum erstenmal ein Stück von Ihnen, die eiserne Larve, aufgeführt. Das erfahr ich, als meine Nachbarin so artig war, mir ihren geschriebenen Komödienzettel zu präsentiren (gebruckte hat man hier nicht, weil in dieser bedeutenden See- und Handelsstadt noch keine Buchdruckerei existirt). Dank Ihnen also für die angenehme Zerstreuung, da sie mir am nöthigsten war.

Wenn Unfälle Anderer uns über die unserigen trösten können — damals fand man in Memel Stoff zum Trost genug. Ein großer Theil der Einwohner befand aus Leuten, die gewissermaßen Stadtarrest hatten; entweder konnten sie, wegen Mangels der Pässe, nicht nach Rußland, oder sie gehörten zum königlichen Gefolge, und durften, weil die Franzosen noch bis an die Passarge standen, nicht zurück. Doch genug von Memel.

Digitized by Google

Zu meiner Freude kam ich mit einer vierzehntägigen Gefangenschaft und ohngefähr hundert Thalern Zehrungskosten davon.

Mit lettischen Postillonen ging es nun rasch fort. Bei mehr als einer Gelegenheit ward ich hier überzeugt, daß es eine sehr irrige Meinung ist, wenn man glaubt, man könne von Postillonen, Bauern u. s. w. auf russischem Boden nur durch hartes Benehmen Dienstleistungen erpressen. Ich fand diese Menschenklasse hier äußerst gutmüthig, und von vieler Bereitwilligkeit, zu helfen, wo es fehlte. — In den Wirthshäusern trafen wir, gegen alle Erwartung, gute Betten, und wohl zubereitetes Essen aller Art an. — So kamen wir ohne große Unfälle nach Mitau.

Man wird aufs angenehmste überrascht, wenn man über die Grenze ins Kurländische kommt. Ohngeachtet des länger als zwei Monate anhaltenden Regenwetters, waren die Straßen ziemlich gut. Ueberall auf den Stationen nett meublirte Zimmer, gute, willige Leute, treffliches Essen, reinliche Betten. Man klagte über die Theurung, wegen der Ausfuhr ins Preußische; ich fand dies nicht so, weil ich einen ganz andern Maasstab mitbrachte.

Wir brachten in Mitau einige Tage sehr vergnügt zu. Man bemerkt hier ungleich viel Luxus, verglichen mit niedersächsischen Gegenden. Es gibt aber zugleich auch der Mittel beiweitem mehr, als bei uns, die Bedürfnisse desselben zu befriedigen. Eben so angenehme Tage lebte ich in Riga, dann in Dorpat. Das einzige, was ich in Dorpat vielleicht tadeln mogte, wäre, daß der Ton der dortigen Professoren und ihrer Familien etwas zu hoch sein durfte. Dies ist indeß eine natürliche Folge von dem Range, worin sie stehen, und der natürlich jeden, besonders die Damen, imfluirt.

Ueber Petersburg und das innere Rußland erzähle ich Ihnen künftig, u. s. w.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Fellenberg's merkwürdige Etiftungen in Hofwyl, zur Veredelung des europäischen Landbaues haben noch schnellere Aufmerksamkeit unter den Oekonomen der verschiedensten Länder erregt, als Pestalozzi's Bemühungen zur Veredelung des öffentlichen Unterrichts. Der französische Kaiser hat von seinem Ministerium einen Bericht über die Fellenberg'schen Verbesserungen der Landwirthschaft gefordert. — Auch der König von Spanien läßt sich darüber Berichte erstatten. Die bisher von Fellenberg und Pictet über das Institut zu Hofwyl erschienenen Schriften werden ins Spanische wörtlich übersetzt. Die nächstens deutsch herauskommende Sammlung landwirthschaftlicher Blätter von Hofwyl wird zugleich in Genf französisch erscheinen.

Niemand war von den Franzosen bisher thätiger, den Ideen des Hrn. Fellenberg Interesse und würdige Aufnahme zu bereiten bei seiner Nation, als der verdienstvolle Karl Pictet, welcher, nachdem er zehn Jahre lang alles, was Englands Oekonomen Großes und Gutes für den Landbau geleistet, in seiner bibliotheque britannique gesammelt hatte, über die Wirkungen der Hofwyler landwirthschaftlichen Versuche alles andere vergessen zu haben scheint.

Vor wenigen Tagen erschien in Genf seine Vorrede zu einem *Cours d'Agriculture anglaise* abgedruckt. Sie konnte in jeder Hinsicht als Grundlage dessen dienen, was einem Monarchen über das Verwirrende der Hofwyler Landwirthschaft zu der bisher üblichen zu sagen wäre.

Eben so ist zu Genf eine interessante Brochure, Hofwyl betreffend, (*Lettre de M. Gauteron à M. Ch. Pictet sur la fête célébrée à Hofwyl le 23 Mai* 1807) erschienen, worin Hr. Pfarrer Gauteron zu Lausanne bei Biel, außer der schon aus mehreren öffentlichen Blättern bekannten Beschreibung jenes im vorigen Jahre zu Hofwyl herausgegebenen Landbaufestes, ein Schreiben des Hrn. Fellenberg (vom 12 Jänner 1807) über den Zweck dieser von ihm veranstalteten Feste bricht. „Alle Kantone" heißt es in diesem Schreiben, „sollen eingeladen werden, in dem künftigen Feste Abgeordnete nach Hofwyl zu senden. Das Verdienst der ausgezeichnetsten Landwirthe der ganzen Schweiz soll hier gewiedmet und aufgemuntert werden. Die Beschäftiger des Unternehmens von Hofwyl sollen hier Dank empfangen für das, was sie zum Ruhm unserer Nation und zum Glück der Menschheit wirkten. Und besonders freu ich mich, daß ich bei dieser Gelegenheit dem Repräsentanten des mächtigen Vermittlers Helvetiens die Empfindungen der Erkenntlichkeit werde bezeugen dürfen, für die meinem Unternehmungen gewährte Unterstützung."

Aus Frankreich.

— * In einem Saale des Palais royal zu Paris wird jetzt ein Kosmorama gezeigt, eine Gallerie von optischen Ansichten, die dem Auge in natürlicher Größe erscheinen. Der Besitzer dieser Gallerie wechselt seine Ansichten von Monat zu Monat, und verspricht, dem Publikum nach und nach alles zu zeigen, was die Kunst oder die Natur Großes auf der Erde hervorgebracht hat. Die interessantesten Stücke des letzten Monats waren: der Triumfbogen Konstantins, die Ruinen von Palmyra, das Soldatengefängniß von Pompeji im Zustande seiner Ausgrabung, das Kolyseum, und die Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Tilsit. Das letzte dieser Gemälde ist auch noch während dieses Monats sichtbar, und wird wahrscheinlich noch so lange ein bedeutender Artikel bleiben, bis das Panorama von Tilsit ausgestellt sein wird. Die Figuren dieses Stücks sind in natürlicher Größe gemalt, und die beiden Hauptpersonen der Handlung ausserordentlich gleichend.

Obgleich die Expedition dieser Zeitschrift mit möglichster Sorgfalt geschieht, so werden dennoch öfters einzelne Stücke reklamirt, die entweder fehlen, oder beschmutzt oder verloren wurden. Dadurch entstehen oft starke Defekte, die um so nachtheiliger sind, indem durch Vermehrung der Abonnenten der Vorrath der Exemplare nur noch gering ist. Deswegen können künftig einzelne Stücke nicht mehr abgegeben werden, sondern die resp. Abonnenten sind ersucht, es immer binnen acht Tagen spätestens anzuzeigen, wenn ihnen ein Stück nicht zugekommen wäre.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 24. — den 23 März 1808.

Die päpstliche Gewalt in Beziehung auf Souveräne unserer Zeit.

Die römische Kurie ist seit einigen Jahren mit mehrern souveränen Regierungen in unangenehmen, oft sehr gespannten Verhältnissen. Vermuthlich sind dieselben mehr aus den Umgebungen Sr. Heiligkeit des Papstes, als aus dem Willen desselben selbst, entsprungen. Die weltliche Macht des Nachfolgers Petri, längst schon gebrochen, scheint, durch ihre Schwäche, die Entkräftung des geistlichen Einflusses herbeigezogen zu haben. Nichts aber wirkte für sie nachtheiliger, als die Aufhebung so vieler Klöster in allen Theilen des katholischen Europa; denn die Mönchsorden waren von jeher als die treuesten Stützen der Hierarchie und der Macht des Vatikans angesehen.

Die gegenwärtige große Krisis in der Geschichte unsers Welttheils wirkt heftiger auf den römischen Stuhl hin, als manche glauben. Es ist kein Land mehr, welches unter dem Druck des Krieges nicht, mehr oder minder erschöpft, nach Rettungsmitteln seufzt. Edelleute, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker, Fabrikanten, Landleute, alle Klassen des Volkes leiden, und sehen noch der Uebel kein Ende. Die Fürsten, um den unermeßlichen Aufwand zu bestreiten, in welchen sie ihre Theilnahme an den Weltbegebenheiten verwickelt, sehn mit blutendem Herzen die Noth ihrer Unterthanen — und die leeren Staatskassen.

Es ist nichts natürlicher, als daß, um die Verzweifelung des Volkes zu verhüten, endlich Zuflucht zu den Fonds reichbotirter Klöster genommen wird, da viele dieser Stiftungen in unsern Tagen dem Staate und der christlichen Kirche selbst nicht mehr die großen Dienste leisten können, wie in den Tagen ihrer Stiftung.

Denkt doch selbst Spanien, trotz seiner Gold- und Silberquellen, in der gegenwärtigen allgemeinen Noth an die Aufhebung vieler der reichsten und ältesten Abteien des Königreichs. Vergebens sträubt sich die römische Kurie wider diese furchtbaren Maasregeln, durch welche sie, auch in kirchlicher Hinsicht, ganz isolirt zu werden Gefahr lauft.

Die Unterhandlungen, welche der päpstliche Nuntius, Graf della Genga, im Jahre 1806 mit dem Münchner Hofe anfann, zerschlugen sich. Man kennt die aus öffentlichen Blättern bekannt gewordene Erklärung des edeln Monarchen Würtemberg's, als der gleiche Nuntius am Ende des Jahrs 1807 plötzlich und ohne bedeutende Motive Unterhandlungen abbrach, die von Seiten Würtembergs mit dem lebhaftesten Interesse für die katholischen Unterthanen, und mit der reinsten Aufrichtigkeit der Gesinnungen geführt worden waren. *)

Die Differenzen des Kabinets der Thuillerien mit dem Papste, obgleich ihr Gegenstand noch geheim gehalten worden, sind ohne Zweifel von solcher Art, daß auch sie nur mit einer neuen Schwächung der päpstlichen Gewalt in Kirchensachen enden werden.

Aeußerst wichtig und lehrreich sind in diesen Augenblicken die von der Regierung des schweizerischen Kantons Luzern selbst bekannt gemachten Unterhandlungen, welche sie seit dem Jahre

*) König Friedrich von Würtemberg ließ nämlich dem Nuntius in einer Note anzeigen: Er werde niemals wieder mit dem römischen Hofe Unterhandlungen erneuen, und künftig, als Vater und als König, über die Angelegenheiten seiner katholischen Unterthanen selbst wachen.

Digitized by Google

1806 mit dem Papste pflog. *) Man sieht hier eine Regierung, welche mit ächt schweizerischer Loyalität und zartester Beobachtung des kirchlichen Interesse ihres Landes, von der römischen Kurie, statt in landesväterlichen Unternehmungen unterstützt zu werden, auf die auffallendste Weise behandelt ward.

Die Regierung dieses souverainen Schweizerstaates, nachdem sie schon mit dem Bischof von Konstanz (dem Fürsten Primas) glückliche Unterhandlungen wegen verschiedener durch Zeitumstände und Bedürfniß nöthig gewordener Veränderungen in kirchlichen Angelegenheiten angebahnt hatte, beschloß (5 Nov. 1805) sich auch darüber, nach ehmals bestandenen diplomatisch-kirchlichen Verhältnissen, mit dem päpstlichen Stuhl in Einverständniß zu setzen.

Zur Errichtung einer allgemeinen Armenanstalt, vermittelst eines Armen- und Arbeitshauses, hatte der große Rath des Kantons die Regierung bevollmächtigt (24 April 1806); Armensonds frommer Stiftungen anzuwenden.

Die Regierung schrieb dem Papste (27 Okt. 1806), schilderte ihm die Armuth und Erschöpfung des Landes, als Folge des Krieges, der die Schweiz so lange verheerte; die unumgängliche Nothwendigkeit, für so viel unglückliche Arme zu sorgen, den üblen Folgen des Müssiggangs vorzubeugen, aus allen Kräften auf bessere Erziehung, Verfertigung des Volks zu denken, und daneben die — gänzliche Abwesenheit aller Hulfsmittel. Sie zeigte, daß die Güter der Klöster noch das einzige wären, was die Drangsale der Zeit übrig gelassen. (Der Kanton besitzt noch sechs Manns- und drei Frauenklöster, welchen ohnehin der Geist der Zeit keinen haldigen Zuwachs an neuen Gliedern verspricht.) Die Regierung bat daher den Papst um die Einwilligung, das Bernardiner-Frauenkloster Rathhausen in eine Armen- Waisen- und Erziehungsanstalt verwandeln; die zwei Minoritenklöster in Luzern und Werthenstein in eins auflösen (beide haben nur noch ein Ordenspersonal von sechsundzwanzig Gliedern), und die Einkünfte eines dieser Klöster benutzen, das andere zu einem Priesterseminarium machen zu können; ferner die Kapuzinerinnen eines Klosters bei Luzern zur Pflege der Kranken in öffentlichen Krankenhäusern, nach dem ursprünglichen Geiste dieses Ordens, verpflichten, und endlich die Bernardiner-Abtei St. Urban zur vorzüglichen Mitwirkung zum öffentlichen Erziehungswesen anhalten zu dürfen.

Wer hätte an der Erfüllung so menschenfreundlicher und dem Lande so unentbehrlicher Zwecke von Seiten des Oberhauptes der christkatholischen Kirche einen Augenblick gezweifelt?

Das Schreiben der Regierung ward dem in Luzern residirenden apostolischen Nuntius, Hrn. Testaferrata, übergeben (27 Okt. 1806), um es nach Rom, mit seinem Fürwort begleitet, zu senden. Als die Antwort aber verzögerte, bat die Regierung in einem zweiten Schreiben (13 Febr. 1807) noch einmal dringend den Papst um Entscheidung.

Diese erschien endlich (vom 21 Febr. 1807) in Form eines Breve, nicht nur in den wesentlichsten Theilen alle Wünsche der Regierung vereitelnd, sondern auch voll bitterer und verdächtigender Vorwürfe: „Wir haben" schrieb der Papst, „häufige Thränen vergossen, als wir der alten Zeiten gedachten, und als wir die Gesinnungen und die Thaten eurer Vorfahren mit den Gesinnungen verglichen hatten, welche nun geltend gemacht werden sollen." Er untersagt die Aufhebung der Klöster, und meint, „es haben die Feinde der katholischen Religion die Regierung von dem Pfade der Wahrheit, dem sie immer getreu geblieben, abzuleiten gesucht." Er erinnert an das hohe Alterthum jener aufzuhebenden Klöster, und findet eine Entweihung darin, daraus ein Waisenhaus, oder ein Haus zur Aufnahme von Armen und Landstreichern zu machen. Eben so sieht er's für allzugroße Last an, daß die Kapuzinerinnen in Zukunft das Hospital bedienen sollten. Nebenher werden dem Souverän des Landes ernstliche Vorwürfe wegen des leichten Zehntenloskaufs, wegen der Aufhebung der einfachen Pfründen bei ihrer jedesmaligen Erledigung, wegen der Schmälerung geistlicher Einkünfte u. s. w. gemacht.

Die Regierung von Luzern antwortete (20 Mai 1807) auf dies Breve mit einer Würde und Kraft, die ihrer Stellung angemessen war. Ihr Schreiben, voll hoher Wahrheiten, bleibt eines der schönsten Aktenstücke der neuern Geschichte der Schweiz. Sie erklärt: daß sie sich des ihr als Regierung zustehenden Rechts der Oberaufsicht über alles, was die öffentliche Erziehung, den Unterricht, die Klöster und andere geistliche Einrichtungen betrifft, niemals begeben werde, — nie des Rechts, die Geistlichkeit, gleich dem ärmsten Staatsgliede, im Verhältniß zum Bedürfnisse des Staats zu besteuern; beklagt, daß Se. Heiligkeit mit Verläumdungen hintergangen worden, „daß die Bosheit selbst im Heiligthum der Kirche sich nicht scheue, die Wahrheit anzugreifen und zu verfolgen", und schließt damit, daß sie, „eingedenk ihrer hohen Pflichten, ihr angefangenes Werk zum religiösen und sittlichen Glück ihres Volkes auf jedem rechtlichen Wege fortbeginnen werde."

Sie fand es unschicklich, ihre fernern Schritte durch die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz gehen zu lassen, sondern fandte mit dem Schreiben den Hrn. Regierungssekretär Karl Martin Kopp nach Rom, der dazu ein Kredmv an den Kardinal Staatssekretar F. Casoni erhielt.

Der Abgeordnete ward Sr. Heiligkeit am 23 Juli in einer förmlichen Audienz vorgestellt. Der Papst empfing ihn sehr liebreich und gütig, und ordnete zur Prüfung des Gegenstandes eine eigene Kongregation von Kardinal-Bischöfen und Kardinal-Priestern an.

Inzwischen erfolgte kein endlicher Beschluß der römischen Kurie. Die Regierung beauftragte daher ihren Abgeordneten (26 August) eine schriftliche Antwort zu fordern und abzureisen. Der Papst ließ ihn zur Abschiedsaudienz, und der Kardinalsekretär gab ihm ein verbindliches Schreiben (vom 6 Okt. 1807) an die Regierung, voll liebevoller und freundschaftlicher Zusicherungen Sr. Heiligkeit, ohne daß über die Hauptsache etwas entschieden worden wäre. Soviel man aus diesem Schreiben erkennt, erwartet Se. Heiligkeit über die von der Regierung gemachten Gegebren noch befriedigendere Auskunft von anderwärts her.

Es läßt sich voraussehen, daß der römische Hof, allem Vermuthen nach übel bedient von seinen Agenten, immer mehr von einer Autorität gegen die europäischen Souveräne einbüßen werde, welche er einst so großmächtig übte.

Schon bei Gelegenheit des Sanhedrins zu Paris war es der Wunsch vieler Katholiken, daß auch eine allgemeine katholische Kirchenversammlung zusammengerufen würde, um Schismata in der Kirche zu verhüten, die bei den Einmischungen weltlicher Macht auf dieselbe so leicht möglich

*) Faktische, mit Akten belegte Darstellung über die Unterhandlungen der Regierung des Kantons Luzern mit Sr. Heil. Pius dem Siebenten, römischen Papst. Luzern, 1808. 8. 94 S.

Digitized by Google

wären. Allein man kennt die Fruchtlosigkeit der meisten Konzilien des Alterthums. Auch kann keine Kirchenversammlung über Rechte des Souveräns gegen den päpstlichen Stuhl entscheiden. — In dogmatischer Hinsicht aber sind, auch bei aller Autokratie der Regenten, keine Schismata zu fürchten, da in Bezug auf Glaubenslehren noch nie die Hierarchie der Kirche selbst von protestantischen Fürsten unterbrochen ward. Friedrich der Einzige von Preussen, welcher vom Papst Lehren zu empfangen wenig gestimmt war, ließ den Glauben gern unangefochten, und bis jetzt weiß man, daß die preußischen Katholiken so ächt römisch-katholische Christen sind, als sie nur immer in Rom selbst gefunden werden mögen.

Peron's Entdeckungsreise nach den Südländern.

(Fortsetzung.)

Das Hausgeräthe dieser Naturſöhne war sehr einfach und leicht zu übersehn. Das Blatt vom Fneus palmatus, an beiden Enden mittelst einer hölzernen Nadel zusammengeheftet, war ihr Trinkgeſchirr; ein Granitscherben diente, statt Messers, Bäume zu entrinden, oder den Wurfſpieß zu schärfen; ein Spatel von Holz, um die Muscheln von den Felsen zu lösen. Nur Onre-Oure hatte ein Säckchen, zierlich und felsſam von Binsen geflochten. Ich bat darum. Sie gab es mir mit verbindlichem Lächeln, und einigen gütigen Worten, die ich leider nicht verſtand. Ich gab ihr dafür ein Schnupftuch und eine Axt. Letztere machte der ganzen Familie, da sie den Gebrauch derselben kennen lernte, die größte Freude.

Die Nacht kam. Die Familie begleitete uns zum Ufer des Meers. Oure-Oure hing an Freycinet's Arm, unaufhörlich plaudernd, und immer verdrießlich, daß er sie nicht verſtand. Unſere Gefährten vom Naturaliſt kamen uns am Geſtade entgegen. Neues Erstaunen bei unſern Wilden. Jene wollten ſich dieſen durch Geſchenke ebenfalls lieb machen. Als aber einer von ihnen, Herr Breton, der jungen Oure-Oure einen langen rothen Federbuſch ſchenkte, war das Entzücken über alles groß. Sie rief den Vater, rief die Brüder, lachte, ſchrie, kurz war von Freude berauſcht.

Die Trennung war traurig. Wir ſchifften fort. Lange winkten uns die lieben Diemener, wiederzukommen. Sie zündeten Feuer an, um uns den Punkt noch in der Ferne zu zeigen, wo ſie waren. Es brannte die ganze Nacht.

Wir richteten den Lauf unſers Schiffes gegen den tiefſten Hintergrund des Schwanenhafens, wo wir übernachteten, und erſt am folgenden Morgen unſere Nachforſchungen fortſetzten, ſüßes Waſſer zu finden. Durch vielhundertjährige in ſich ſelbſt verwitternde, aus ihrem Verfall nur immer reicher wieder aufblühende, Wälder, brachen wir vereinzelt uns Pfade. Eine üppige Fülle der ſeltenſten, ſchönſten Pflanzen umgab jeden unſerer Schritte. Wir ſammelten Schätze für die Naturkunde ein. Aber nur ich allein war ſo glücklich, Waſſer zum Trinken, in einem Bache zu finden, der unglücklicherweiſe, ſtatt unmittelbar ins Meer auszugehen, in bodenloſe Moräſte ſich verlor. Doch auch dieſer Bach wird hier ſchon wichtig. Es iſt der Mühe werth, dieſen prächtigen Hafen einſt für eine Kolonie zu benutzen; die Moräſte könnten ja ausgetrocknet, oder durch Chauſſeen gangbar gemacht werden.

Erſt gegen Abend kehrten wir zu unſern Schiffen heim. Hier erfuhren wir, daß das kleine Kanot des Geographen unſwiſchen zur Inſel Bruny auf Fiſchfang ausgegangen war. Unſere Leute hatten dort ebenfalls Landeseingeborne gefunden, ſich mit ihnen vertraut gemacht, ſie beſchenkt, aber bei der Abreiſe ſchoß einer der Wilden hinterrücks einen Wurfſpieß auf Herrn Maurouard, der demſelben zwiſchen dem Hals und der Achſel durchs Fleiſch drang. — So etwas mußte uns vorſichtiger machen. Die Wilden ſind nicht überall zahm. Auf einem andern Theile der Küſte des Kanals d'Entrecaſteaux wurden unſere Leute von ihnen mit einem Hagel von Steinen begrüßt.

Unſere Schiffe fuhren weiter in den Kanal, aber wir hatten kaum die Landſpitze Bentenat umfahren, als gänzliche Windſtille wieder Anker zu werfen zwang.

Während ich die Inſel Bruny beſuchte, hatte der Kommandant ſelbſt eine Exkurſion auf dem feſtem Lande gemacht. Aber er und die Seinigen bekamen wieder Händel mit Wilden, wozu einer der letztern Anlaß gab, der dem Herrn Petit, welcher einige dieſer Landeseingebornen abgezeichnet hatte, die Zeichnung entreiſſen wollte. Ein leichtes wäre es den unſerigen geweſen, dieſe nackten Krieger mit ihren Sagaien und Steinwürfen, in die Flucht zu ſchlagen; aber kein Schuß ward gethan. Die Unſerigen zogen ſich lieber friedlich zurück.

Am 19 ſetzten wir unſere Fahrt durch den Kanal d'Entrecaſteaux fort. Sie war ſehr angenehm. Die Küſten auf beiden Seiten bildeten von Zeit zu Zeit große Hafen und Buchte. Hügel und Berge prangten unter mächtiger Vegetation, Schwärme von Vögeln flatterten durch die Gebüſche; ihr Geſang ward bis auf unſern Schiffen vernommen. Hin und wieder die Landeseingebornen, nackt und wild umherſchweifend. Am meiſten befremdete uns der Anblick nnzähliger Feuer. Auf allen Seiten wälzten ſich unermeßliche Flammen und Dampfſäulen gen Himmel. Ein ganzer Wald, mehrere Stunden im Umfange, brannte. So gehn, durch den Muthwillen der rohen Wilden, alle prächtige Forſten meder, an deren Schöpfung Jahrhunderte langſam gearbeitet.

Admiral d'Entrecaſteaux hat ſeinen geographiſchen Arbeiten über Diemensland eine Vollendung gegeben, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Nur der Theil an der Nordoſtküſte des Kanals war minder gut unterſucht.

Die Befehle unſerer Regierung gingen beſonders dahin, alle Flüſſe von nur irgend einiger Bedeutung, ſo weit als möglich, zu erforſchen. Der Nordfluß war in dieſer Gegend der Südländer der einzige, welcher genaue rekognoszirt zu werden verdiente. Herr H. Freycinet und ich übernahmen dieſe Arbeit. Wir machten uns am 24 Jänner auf, und ruderten den Ufern zu.

Wir fuhren den Strom hinauf, bis Sandbänke die weitere Fahrt erſchwerten, dann verfolgte Freycinet ſeinen Lauf zu Lande; ich beſuchte indeß abentheuernd das Innere deſſelben. Ich fand einige Hütten, oder eigentlich Windſchirme der Wilden; noch brannten halb verloſchene Feuer vor demſelben. Es waren die Einwohner abweſend. Plötzlich aber ſchreckte mich die fernes durchdringendes Geſchrei aus meinen Unterſuchungen ab. Ich war einzig und unbewaffnet, und floh; erſtieg einen großen Berg, dem ich mich genähert hatte, und entdeckte von ihm aus den ganzen Lauf des Nordfluſſes, der ſich in manchen Krümmungen nordweſtlich in eine weit entfernte Bergkette verlor,

Digitized by Google

von welcher mir viele Gipfel mit ewigem Eise und Schnee bedeckt zu sein schienen.

Hr. Freycinet, da wir wieder zusammentrafen, hatte mit mir dieselben Bemerkungen von einem andern Hügel gemacht. Wir fuhren den folgenden Tag weiter auf im Nordflusse, in der Hoffnung, mit den Australiern dieser Gegend, die uns immer scheu und wild zu fliehen schienen, Verbindungen anzuknüpfen. Vergebliche Mühe. Sie gaben uns wieder Kasselbe entsetzliche, wunderbare Schauspiel, das wir schon früher gesehen. Da wir in eine zum Landen bequeme Bucht gelangten, sahen wir das ganze Land in Dampfwolken und Flammen gehüllt. Die Wilden schienen zahlreich vereinigt zu sein. Ihr Geschrei drang weit umher. Sie standen auf einem hohen Berge, der selbst eine ungeheure Pyramide von Feuer und Rauch bildete. Freycinet, ich und fünf bewaffnete Leute stiegen über versengtes Gras, verkohlte Bäume und Gesträuche empor. Da wir den Gipfel erreichten, verdoppelten die Wilden ihr klägliches Geschrei; dann Todesstille. Alle waren verschwunden; wir fanden noch einige zurückgelassene Waffen, und zogen mißvergnügt zu unserm Zelt und Kanot heim.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

• Theaternachrichten vom Monat Februar.

L'assemblée de famille ist der Titel eines neuen Stücks, in fünf Akten und in Versen, das auf dem *Théâtre français* erschien, und mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die ganze Analyse des Stücks zu geben, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; nur soviel, daß die Hauptidee, um die sich die Intrigue dreht, die Fabulose einiger eigennützigen Verwandten ist, die einer jungen Waise schmeicheln, und alle Kräfte aufbieten, sie in ihr Interesse zu ziehen, so lange sie für eine reiche Erbin gilt; aber den Ton verändern, sobald es ausgemacht ist, daß jener gewähnte Reichthum nur auf einer ungegründeten Hoffnung beruhte. Dieser Irrthum, welchen ein Onkel, der das Geheimniß durch das Vorlesen eines Testaments endlich aufklärt, absichtlich veranstaltet hat, um die wahren Gesinnungen seiner Verwandten zu prüfen, veranlaßt sehr viele interessante Situazionen, und zeigt die verschiedenen durch das Spiel der Leidenschaften bewegten Karaktere in pikantem Kontraste. Der Beifall, den das Stück am ersten Abende seiner Vorstellung erhielt, verdoppelte sich bey dem zweiten eine lange Erstreng. Der Verfasser ist Aibouit und dieses Stück sein erster Versuch.

Auf dem *Théâtre de l'opéra comique* haben die Neuigkeiten des Monats weniger Glück gemacht. Eine derselben ist *Menzikof ou le fou de Berezof* betitelt, ein Drama in der Form einer komischen Oper. Menzikof, der nach Sibirien verbannte Günstling Peters des Großen, kommt zu Berezof, seinem Verbannungsorte, an, und findet hier den jungen Feodor, den ehmaligen Geliebten seiner Tochter, der, von ihm nach Berezof verwiesen, der Schutzengel der dortigen Verbannten geworden ist; aber wegen seiner wohlthätigen Thorheiten für verrückt gehalten wird. Die Wiedererkennung folgt bald, und mit ihr die Entwickelung, Rückruf des Verbannten und Vereinigung der beiden Liebenden. — Die Musik ist von Champein, dem Verfasser der Melomanie, aber tief unter diesem originellen und mit Recht beliebten Werke.

Die andere Neuigkeit dieses Theaters ist *Anna ou les deux chasseurs*, noch schwächern Gehalts als Menzikof. Ein Verkleider junger Herr lebt unter dem Kostüm eines Bauern in demselben Dorfe, ja derselben Hütte gegenüber, die der Vater seiner Geliebten bewohnt, der bei seinem Hofe in Ungnade gefallen ist. Die Entwickelung ist der von tausend ähnlichen Intriguen vollkommen gleich. Der Vater der Geliebten erhält die verlorne Fürstengunst wieder, und der Liebhaber heirathet den Gegenstand seiner Wünsche. Worte und Musik haben wenig gefallen.

Das *Théâtre de l'Impératrice* gab während des Monats *les valets menteurs*, eine Komödie, in welcher Lebensmittel die Hauptrolle spielt. Trotz der Unwahrscheinlichkeit der Intrigue hat das Stück einigen Beifall erhalten. Karaktere und Situazionen dreschen sind übrigens nicht neu, sondern Kopien älterer Originale.

Auch die Theater haben ihr Karnaval. Selbst die großen huldigen der Thorheit, und stecken während den Tagen der Ausgelassenheit die Narrenkappe auf. Die ernste Oper gibt alsdann gewöhnlich ihr komisches Ballet, *les noces de Gamache*; das *Théâtre français* eine Molière'sche Komödie, entweder *le bourgeois gentilhomme* oder *le malade imaginaire*, beide mit ihren *„ceremonies"*. Diese Zeremonie, weder Komödie, noch Ballet, ist ein wahrer dramatischer Unsinn, ein theatralischer Excès, den der gute Geschmack verdammt, aber die lange Gewohnheit geheiligt hat. Die andern Theater, bei denen die Ausstattung und Repetition eines Stücks nicht soviel Zeit und Kosten erfordern, waagen oft eine Neuigkeit, die aber mit dem Karnaval gewöhnlich wieder verschwindet. Daß ein solches Gelegenheitsstück, dessen Geburt und Tod sich fast berühren, kein Meisterstück ist, kann man leicht vermuthen.

Das Karnavalsstück des *Théâtre de l'Impératrice* war *la tapisserie*, ein Produkt, das unter die größten Plattheiten gehört, die je auf diesem Theater gracken worden sind.

Mit ihm von gleichem Gehalte, aber nicht derselben Tendenz, ist ein anderes Stück, das auf diesem Theater unter dem Titel *la Cranomanie*, oder M. Tetu, erschien, und bei seiner ersten Erscheinung in bester Form ausgepfiffen wurde. Der Doktor Gall und sein System sind in demselben angegriffen, aber mit so wenig Witz, daß man geneigt werden möchte, an dem Talente der Franzosen, selbst den sensibelsten Gegenstand lächerlich zu machen, zu zweifeln. Ein anderes Stück unter demselben Titel, das aber nicht auf dem Theater, sondern im Druck erschienen ist, hat eben so wenig wie jenes die Lacher auf seiner Seite. Wenn der Doktor Gall nie mit stärkern Waffen bekrochen wird, als diejenigen sind, welche die Verfasser jener Stücke gegen ihn gebrauchen, so wird er sich über die Spottlicht der Pariser nicht beklagen, oder wenigstens mit dem Kardinal Mazarin, aber in einem andern Sinne, sagen können: *ils chantent, tant mieux, ils payeront.*

Das *Théâtre de l'ambigu-comique* gab *Olympia, ou la caverne de Strozzi*, ein Melodrama, in dem eine eifersüchtige Prinzessin, die einen jungen Ritter und seine Geliebte verfolgt, die Hauptrolle spielt.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 24.

Zweiter Brief.

Phöbus. — Jason. — Teutona. — Der Freimüthige von Kuhn und Kotzebue. — Geständniß eines X, nebst dessen Unterredung mit einem A. — Der europäische Beobachter von Bergk. — Gallerie preussischer Karaktere. — Feuerbrände — Lichtstrahlen — Löscheimer. — Giornale della società d'incorraggiamento.

— — „Herr erbarme dich ihrer und unserer!“ dacht' ich, als mir mein Buchhandler das Verzeichniß aller deutschen Journale zum Neujahr sandte, und denen er mich zu bedienen die Ehre haben wollte. Was konnt' ich zu der Legion sagen? wen sollt' ich zum Gesellschafter aus ihnen wählen? Es war mir zu Muthe, wie auf einem Maskenball, wo Edles und Gemeines, wunderbar in Götter- und Teufelslarven verhüllt, umhergaukelt, die Blicke fesselt, das Herz kuhig läßt.

Es blieb mir nichts übrig, als nähere Bekanntschaft mit den maskirten Göttern, Helden und Menschen zu machen. Phöbus vor Allen zog mich zuerst durch sein Strahlenkleid an. Ich merkte wohl, der Gott habe Geist, selbst Genialität in seinem Wesen, was göttliche Abkunft immer am schönsten verbürgt; aber wenig innere Kraft, denn er erzählte aller Welt mit vieler Naivetät, daß er sich der Unterstützung Göthe's freue; ja nicht einmal der Unterstützung, sondern nur der Empfehlung. Uebergroße, göttliche Bescheidenheit! — Wem eigene Kraft gebricht, den macht die Empfehlung eines Göthe nicht werther. Wer selber Kraft hat, bedarf keines Schutzpatrons. Die Maske sprach übrigens in sehr preziösen Ausdrücken viel von Kunst; die Kunstwerke, welche sie mir aber zeigte, waren tief unter den Idealen ihrer Theorie. Ich dachte bei mir: wohl ist's ein leichtes, über Kunst zu plaudern, denn heuer will alles Kenner sein; aber darum eben ist's so schwer, in solcher Unterhaltung zu gefallen, wo selbst Schiller und Göthe oft etwas langweilig gefunden wurden.

Da zupfte mich Jason, der Argonaut; wollte, ich sollte mit ihm ziehen dem goldenen Vließe der Wahrheit, des Rechts und des Guten nach. — Warum nicht? Ich bin von der Parthie. — Die Maske gefiel mir besser. Sie hatte Witz, eine minder geschrobene Sprache, und doch dabei in ihren Manieren und Geberden nichts Gemeines; nur den einzigen Fehler, daß sie mich mitten im besten Gespräche mit schlechten Versen unterbrach. Jason, meines Wissens, war kein Dichter; die Maske sollte sich also auch nicht mit Verselei bemengen. Nebenbei fand ich meinen Jason ein wenig zu wortreich; ich hätte lieber mehr Thatsachen von ihm gehabt. Das goldene Vließ, dem er nachjagt, muß mit Ernst im Sturme der Welt und ihrer Dinge aufgesucht werden; Kontemplationen bringen nicht von der Stelle.

Bleich und matt schwankte mir eine Leichengestalt entgegen. Ich ließ den Argonauten weiter ziehen, und beobachtete die kranke Dame. Lieber Gott, es war die Teutona! Diese, das arme, entkräftete Deutschland allegorisch vorbildende, Maske glich dem Original zum Entsetzen. Ihre Sprache war breit, schwach, gedehnt. Sie hatte für alles Worte, aber nirgends Stoff; that zierlich und ernst, wie einer Matrone wohl geziemt, aber wenigen gefällt; ward im Gedränge links und rechts gestoßen; sie ereiferte sich und — fiel in Ohnmacht. Das stand ihr sehr gut an.

Sie fiel, doch fiel sie ohne Klagen,

aber auch ohne beklagt zu werden, und das ist in solchen Fällen immer das Schlimmste, so schlimm, als es dem heiligen römisch-deutschen Reiche nur selbst ging.

Am lustigsten gebehrdete sich dabei eine Maske des Ulrich von Hutten, welche den Freimüthigen spielen wollte; sie schnitt zur Ergötzung des großen Haufens (kein gutes Omen!) possirliche Figuren neben der in Ohnmacht gesunkenen Matrone. Ich bildete mir's wohl ein, daß hinter der ernsten Hutten-Larve ein junges, muthwilliges Blut lebe, das gern für etwas in der Welt gelten und Aufsehen machen wollte. Die Karri-

Digitized by Google

katur ward dadurch um so drolliger. Nichts spaßhafter, als den biedern Ulrich von Hutten zu sehen, wie er wechselsweise, bald Buchhändler, bald Gelehrte, bald Journalisten, bald Künstler anjavit. Der gute Fichte in Berlin, welcher über den Geist des Zeitalters noch immer seine Vorlesungen hält, und Paradoxien liebt, muß die Kunststückchen eines Buchhändlers, der sich Zulauf verschaffen will, nicht paradox genug gefunden haben. Gewiß hätte er ihrer sonst, zur Karakteristik dieser bösen Zeiten, Erwähnung gethan.

„Der Freimüthige, ob solcher Schmähe des Philosophen ergrimmt, zupfte dafür auch diesem den Bart. Aber Fichte, oder einer seiner Anhänger, klopfte dem Unberufenen gar unsanft mit der Brochure auf die Finger: „Geständniß eines X nebst dessen Unterredung mit einem A, woraus sich die Bestätigung der längst bekannten Wahrheit ergibt, daß auf X immer Y folgt.“ Möge die gute Lehre fruchten. Inzwischen hat sich der Freimüthige des Arms von Kotzebue bemächtigt. Die Gesellschaft thut ihm wohl; denn Kotzebue ist ein unterhaltender Erzähler. Man hört ihn eben so gerne, als man ihn tadelt.

Weit ernstlicher schreitet der europäische Beobachter einher; der Mann ist mir lieb, weil er's offenbar gut meint. Nur beobachtet er zu wenig, weil er nicht viel sieht, oder nicht mehr, als auch andere schon vor ihm gesehen haben. Das ist nun freilich ein kleiner Naturfehler, mit dem man's aber nicht so genau nehmen muß. Es gibt Leute, die Dinge beobachten, welche sie selbst noch nicht gesehen haben; das ist weit ärger.

Zu dergleichen Beobachtern gehören z. B. die Verfertiger der Gallerie preussischer Karaktere, welche Porträts mit Koth und Ofenruß malen. Eine Reihe von Bösewichtern, Betrügern, Dummlingen, Wollüstlingen — das sollen preussische Karaktere sein! Ich hätte Anfangs schworen wollen, der Verfasser des Rinaldo Rinaldini und des Museums wunderbarer und schrecklicher Geschichten habe diese Zerrbilder skizzirt, wenn ich nicht gewußt hätte, daß derselbe ein viel zu wackerer Mann wäre, um sich so tief zu vergessen! —

Auch dein Bild, guter, ehrwürdiger Johannes Müller, du Stolz Deutschlands, ward von diesen Elenden besudelt! Unfähig in ihrer Niedrigkeit die Größe und den Werth deines Werkes zu ermessen, nannten sie das einen Fehler, wozu es vor dir jedem an Kraft gebrach, und vielen, lange nach dir, an Kraft mangeln wird. Indem du in deinen Geschichten der Eidsgenossenschaft mit philosophischem Blicke, den nichts irrt, und fester Hand, der nichts zu schwer ist, die Millionen einzelner Details zu einem großen, seelerhebenden Mosaikgemälde ordnetest, ward dein Werk das Staatsarchiv der Schweizer, und das Lehrbuch der Republikaner und der Fürsten.

Es gehört nun einmal zum Ton, jene Gallerie preussischer Karaktere gelesen zu haben; glücklicherweise aber und der Ehre der Deutschen angemessen, ist's auch Ton, in guter Gesellschaft über jene Sudelei (die am Ende bloße Finanzspekulation war, welcher zu Gefallen der gute Name mancher Rechtschaffenen aufgeopfert werden sollte) zu schweigen, höchstens die Achsel zu zucken.

Mit Sturm und Drang, wie ein wüthendes Heer, macht sich eine laute Schaar von Aufklärern der neuesten Zeitgeschichte mit Feuerbränden, Lichtstrahlen, Löschcimern und der Himmel weiß, mit welchem Brand- und Spritzen-Apparat, Raum im Gedränge der Journale. Den Löscheimern scheint es an Wasser zu fehlen; den Feuerbränden noch lange nicht an Brennstoff; doch auch nicht den Lichtstrahlen an Finsternis, die zu erhellen wäre. Zum lebtern aber wird wahrscheinlich eine spätere Zeit die schicklichere sein, wo, wenn einst alle Leidenschaften ruhen, man sicherer ist, als jetzt, daß die Lichtstrahlen aus keiner Blendlaterne fallen. Die Feuerbrände, denen neulich eine Schaar Pechfackeln zu Hulfe zog, mögen wirklich der Hülfe bedürftig werden; denn statt der Thatsachen fangen langweilige Raisonnements, dialogisirte Anekdoten und fade Geschichtchen an, die Hefte zu füllen. Dauerts damit noch ein Weilchen fort, so streichen wir den Titel Feuerbrände weg, und machen Fidibus daraus.

B*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das in Mailand sehr regelmäßig erscheinende Giornale della società d'incorraggiamento delle scienze e delle arti stabilita in Milano verdient wegen der Sorgfalt, mit der es bearbeitet ist, alles Lob. Die vorzüglichsten Gelehrten Welschlandes sind Mitarbeiter desselben. Freilich ist es auch nur für italienische Leser berechnet; man stößt daher häufig auf Uebersetzungen aus dem Französischen, selbst aus dem Deutschen. Immer aber verdiene es wegen vieler, und mancher trefflichen Originalaufsätze über Gegenstände der Physik, Chemie, der Archäologie, neuern Kunst u. s. w. mehr Aufmerksamkeit unter Deutschen, als es bisher besaß.

P*.

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 26.

Fortsetzung des zweiten Briefs.

Mag es auch sein, daß der „berühmte Hr. von Cölln", wie ihn Archenholz zu nennen beliebt, durch seine Flugschriften voll bitterlicher Wahrheit mancher Schande die brillante Uniform abgerissen hat, — mag es auch sein, daß, wie sich einmal einer Ihrer Korrespondenten ausdrückte, es Flugschriften gibt, die, obgleich schnell vergessen, doch oft mehr wirken auf das Zeitalter, als Ilias und Odyssee mit ihrem ewigen Ruhm (worüber freilich nur mancher Schulmeister in Verzweifelung fallen könnte): — immer sind' ich, der „berühmte Hr. von Cölln" hat des Guten zu viel gethan, und seinen Ruhm zu sehr in Requisition gesetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr um seine Finanzen, als den preußischen Staat zu restauriren. Diesen Verdacht hat er nur allzusehr selbst unbefangenen Lesern eingeflößt, und damit selbst der Güte seiner Zwecke schwer geschadet. Man sieht in ihm den gemeinen Schriftsteller, deren man auf der Leipziger Messe dutzendweise haben kann; er überhebt damit viele Gekränkte der Mühe, sich zu rechtfertigen, und man verargt es sogar dem braven Schummel, sich in eine ernsthafte Fehde mit ihm eingelassen zu haben.

Ich betrachte dies Meteor jetzt als verschwunden. Feuerbrände verzehren sich immer zuerst selbst; und so hat sich der Herr von Cölln selbst widerlegt, selbst entkräftet. Die Löscheimer waren unnütz, besonders wie jener „Eimer Wassers zum Löschen der neuen Feuerbrände" (Berlin bei Oehmigke d. Jung. 1806. 8. 108 S.), welchen neulich ein herzguter Mann herbeischleppte, der sich M. v. S. unterzeichnete. Er machte zwar eine sehr witzige Miene bei seinem Geschäfte, und meinte das Ding klug angestellt zu haben; als man aber in seinen Eimer sah, hatt' er des Wassers wenig, und das Wenige noch dazu aus allerlei Journalen zusammengeschöpft.

Mit größerer Würde, aber leider mit schlechtem Erfolg, las ein anderer Anonymus, mit seinem „Wort im Vertrauen an den Hrn. Peter Hammer von Cölln" (Berlin 1807. 8. 71 S.) dem Verfasser der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe, den Text. Er kommentirte eigentlich nur des unsterblichen Herder's Worte: „Keine Nation, als die unsrige, hat ein stehendes Heer von Schriftstellern, die, mit solcher Verachtung aller Brauchbarkeit im Dienste des gemeinen Wesens, von Makulatur leben."

Doch genug davon! und über unsere bessere Journale und deren Tendenz künftig mehr.

B*.

Dritter Brief.

Seeland im Sommer 1807; in vertrauten Briefen an einen Freund in Berlin von einem Augenzeugen, nebst dem Grundrisse von Kopenhagen und den Aktenstücken. Germanien. 1808. 8. 224 S.

Der Verfasser dieser Vertraulichkeiten soll ein geborner Däne sein, — ist möglich; und ein Augenzeuge der Verwüstung Kopenhagen's durch Englands gewissenlose Politik, — ebenfalls sehr wahrscheinlich. Aber in unsern Zeiten hat es die Zuchtlosigkeit unserer Tagsgeschichtenschreiber glücklicherweise dahin gebracht, daß man Eingebornen und Augenzeugen nicht mehr, eben weil sie das sind, größere Glaubwürdigkeit beimißt, als andern, besonders, wenn sie vertraute Briefe, das heißt, eine Chronique scandaleuse, liefern. Doch alles Verdienst kann man ihnen nicht absprechen um die neuere Geschichte; fördern sie gewöhnlich selbst nur wenig Wahrheit zu Tage, zwingen sie doch besser Unterrichtete ihren Mund zu öffnen.

Der Verfasser oder Herausgeber dieses Werks hat inzwischen drei negative Tugenden, die den Leser für ihn gewinnen; er spricht ziemlich leidenschaftslos; er vergißt nie die Beobachtung des Umstandes; er erzählt nur meistens, was er sah und tausend andere mit ihm sehen konnten, nicht aber, was er nur vermuthete, oder ärgerliche Geschichtchen, wie man in Wirthshäusern aufhascht. Seine Nachrichten sind daher werth gelesen zu werden.

Digitized by Google

Sie geben uns von der damaligen Stimmung der Dänen und besonders Kopenhagen's, und von dem Detail der Ereignisse vor und während dem Bombardement der Hauptstadt, eine ziemlich klare Vorstellung, obgleich auch die partie honteuse der dänischen Regierung bei dieser Gelegenheit absichtlich zur Schau gestellt wird.

Schon im Juli wußte man von Englands Rüstungen zu einer Landung; im August erschien die englische Flotte unter Gambier und Catheart vor Helsingör, und in Dänemark wurde noch nicht die leiseste Gegenwehr gerüstet; die dänische Armee, 24000 Mann stark, stand unterdessen in Holstein, zu stark für einen Grenzkordon gegen allfällig vom deutschen Kriegstheater eindringendes Gesindel, zu schwach, wenn es einen Krieg gegen Frankreich gelten sollte. Der Kronprinz eilte freilich am 12 August 1807 zur Armee, um sie herbeizuführen; aber zu spät. Ehe er nach Holstein kam, hatte die englische Flotte schon Seeland umgangen.

Einem Greise von mehr denn siebenzig Jahren, dem General Peymann, ward die Vertheidigung Kopenhagens anvertraut, und die Bürger, welche mit ihren Abgaben im Frieden das Heer ernähren, um im Kriege von demselben geschützt zu sein, mußten nun selbst die Waffen tragen. Am 16 Aug. landeten die Engländer sehr langsam bei Vebek, einem Dorfe zwei Meilen von der Hauptstadt. Sie schickten erst einige Hundert Mann, größtentheils ohne Waffen, an's Ufer, weil sie, ihrer Aussage nach, Kranke waren; dann, furchtsam versuchend, wieder einige Hundert. Peymann, davon benachrichtigt, sandte den Major von Holstein mit einem kleinen Detachement leichter Infanterie, Kavallerie und Artillerie dahin zum Rekognosciren. Dieser wollte den gelandeten Haufen angreifen und gefangen nehmen; er schickte zweimal um Erlaubniß dazu nach Kopenhagen. Seine Soldaten brannten vor Eifer, sich mit den Engländern zu messen. Peymann verbot es; man sollte sich nur auf das Beobachten einschränken. Endlich, da der Major zum drittenmal bat, erlaubte es der General. Aber zu spät. Die Britten hatten nun schon über 10000 Mann am dänischen Ufer, obgleich nur noch wenig Artillerie. Statt nun mit der ganzen Garnison auszurücken, und diese Gelandeten auf frischer That zu überfallen, verschloß er sich in die Stadt, und proklamirte: „Da nun die Feindseligkeiten englischer Seits begonnen, sei alles englische Eigenthum mit Beschlag belegt!“ — Waren denn die Feindseligkeiten nicht schon angehoben, da die ersten zweihundert Britten gelandet hatten? — Genug, Kopenhagen von der Landseite umschlossen, und einem Bombardement preis gegeben, war nun verloren.

Der Kommandant Peymann hatte so wenig an eine Landung bei Vebek geglaubt, weil es gegen alle Regeln der Kriegskunst sei, zu landen, wenn man eine Festung, wie Kronburg, im Rücken habe, daß er Anfangs selbst den Offizieren nicht glaubte, die es deutlich von den Kopenhagener Wallen sahen. Erst einige Stunden nachher kam er auf den Wall, sah selbst, und: „Ja, wahrhaftig sie landen! Je, das ist ja gegen alle Regel!“

So nachlässig der erste Schritt der Britten abgewehrt war, eben so unentschlossen und mangelhaft war die fernere Defension. Die Bürgerschaft von Kopenhagen zeigte sich mit einem Muth, einer Aufopferung, des schönsten Preises würdig, besonders das aus den Studierenden der Kopenhagener Universität gesammelte Leibkorps des Kronprinzen. Selbst der Bischof von Seeland, Doktor Riel. Edinger Balle, war thätig. Er ließ „ein Gebet zu Gott in Jesu Namen während des Engländers Angriff auf Kopenhagen, zum Haushedarf für Liebhaber“ abdrucken und unentgeltlich vertheilen. Es ist einen halben Bogen lang, und athmet bittere Todesschrecken.

Nachdem wenigstens 27000 Kugeln von den Belagerern in die Stadt geschickt worden waren, ward am 7 September 1807 die bekannte Kapitulation geschlossen, durch welche die dänische Flotte (die man doch vorher Zeit genug hatte zu versenken oder zu verbrennen) den Britten überliefert ward.

Die englischen Landtruppen haben sich sehr menschenfreundlich und schonend betragen. Lord Catheart wird von allen englischen und deutschen Offizieren mit wahrer Hochachtung genannt. Stundenlang soll er händeringend auf- und abgegangen sein, eine wahre Todesangst ausgestanden haben, ehe er sich zu dem grausamen Befehl, das Bombardement zu eröffnen, entschließen konnte. — Raubgieriger und schamloser war das drittische Seevolk. Der Anführer bei der von diesem verübten Plünderung war Samuel Popham, brittischer Admiral und Flaggenkapitan bei dieser Expedition.

„Du wüßtest,“ sagt der Verfasser, „den Herostrat sehen. Lag je eines Menschen Herz auf seiner Stirn, so liegt es in diesen verzerrten, ewig zuckenden Zügen. Denke dir die gräßlichste Larve, welche je fromme Einfalt dem bösen Dämon lieh, — und du wirst noch immer nicht die Züge dieses ominösen Gesichtes darin finden.“

Der durch die abscheuliche Expedition der Engländer gegen das friedliche Dänemark gestiftete Schaden beträgt, auch in der billigsten Schatzung:

Abgebrannte Privathäuser der Stadt, die in der Brandkasse, obgleich niedriger als ihr wahrer Werth war, versichert standen mit	Thlr. 2,400,000
Die aus den reich gefüllten Seearsenalen weggeschleppten ungeheuern Vorräthe, nach der Schatzung der Engländer selbst auf zwei Millionen Pf. Steel. angeschlagen, und gewiß eher zu niedrig als zu hoch	12,000,000
Werth der entführten dänischen Flotte (16 Linienschiffe, 14 Fregatten und 6 Briggs) blos nach ihrem Gehäu, ohne Armirung berechnet	8,112,000
Zusammen also, in dänischem Gelde .	Thlr. 22,512,000

Darin ist aber noch nicht begriffen, das ruinirte Privatvermögen der Bürger; die äusserst kostbare Equipirung und Armirung der Flotte; der Werth vieler Waarenlager, und öffentlicher Gebäude; die abgebrannten Häuser der Vorstädte; das auf verschiedenen Plätzen angezündete Zimmerholz u. s. w.

Die Britten sollen während der Belagerung vor der Stadt ohngefähr 2000 Mann an Todten verloren haben; die Dänen verloren deren mehr durch Desertion. Von den dänischen Marinesoldaten, meistens Ausländer und schlecht besoldet, gingen etwa 1300 Mann über, darunter selbst viele Unteroffiziere.

Sch.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 25. — den 26 März 1808.

Novellen aus Rom.

(Aus einem Briefe vom 7 März.)

Nun erklärt es ſich, warum der heilige Vater nicht zu bewegen war, das Karnaval zu erlauben, und ſich der Worte bediente: „Es ſind nicht Zeiten, an Beluſtigungen zu denken.“ Er ahnete die Beſchränkung ſeiner Regierung, wenigſtens der weltlichen. Da die Sache die Auflöſung einer uralten Verfaſſung betrift, die ſich bei allen Stürmen und Wechſeln der Zeiten auf eine faſt einzige Weiſe erhielt, ſo erhalten dadurch auch ſelbſt Kleinigkeiten und einzelne Züge, die dieſen Vorgang begleiteten, wenigſtens für auswärtige Leſer, ein erhöhetes Intereſſe.

Nachdem man bei dem längern Ausbleiben einer entſcheidenden Antwort von Paris die ganze Angelegenheit des Kirchenſtaats, als von gröſſern Begebenheiten, welche die Zeit zu entſcheiden hat, anzuſehen anfing, langten in der Nacht des 24 Febr. zwei Kuriere an, und auf der Stelle wurden die päpſtlichen Patrouillen, die bisher die Polizeiwache gemacht hatten, mit franzöſiſchen abgewechſelt. Am 25 wurden, wie es ſcheint, dem Papſte noch einmal die von der franzöſiſchen Regierung vorgelegten Artikel zur Unterſchreibung vorgelegt. Er blieb aber unbeweglich, und man erzählte, daß er geſagt habe: „Von dem Augenblicke an, daß mir Gewalt geſchieht, bin ich nicht mehr Papſt, ſondern ein ſimpler Mönch (Frate). Dieſe Erklärung ſchien zur Folge haben zu müſſen, daß der von den Kardinälen bereits vor längerer Zeit erwählte künftige Papſt nach ihm als Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit anzuſehen ſei. Man nannte auch bereits den wirklichen Erzbiſchof von Palermo als ſolchen. Gewiſſes wurde darüber nichts bekannt, obgleich über die Art einer ſolchen Wahl und deren mögliche Folgen viel gekannengieſſert ward. — Am Abende dieſes Tages hörte man da und dort allegoriſch ſagen: „der Papſt iſt geſtorben!“ und Viele erzählten ſich im Ernſte, daß er krank ſei. Bei dieſem Anlaß zogen witzige Römer eine Parallele zwiſchen der Regierung Pius des Siebenten und der ſeines Vorgängers, indem ſie ſagten: „Pius der Sechste fing ſeine Regierung an wie ein Löwe, und endigte wie ein Lamm (agnello); Pius der Siebente begann ſie wie ein Lamm, und endigte wie ein Löwe. Indeſſen waren alle Militärpoſten verdoppelt worden, und keine Poſt durfte Rom verlaſſen. Starke Patrouillen von päpſtlichen und franzöſiſchen Soldaten wachten für die allgemeine Ruhe.

Frühe am 26 erſchienen zwei Offiziere beim Gouverneur, der noch im Bette lag. Sie verlangten vorgelaſſen zu werden. Er kleidete ſich eiligſt an, und man fuhr zum Papſte. Man ſprach davon, daß er den Papſt gebeten habe, nachzugeben; aber dieſer blieb unbeweglich. Entſchieden ſagte er nein: „Was ich geſagt habe, hab' ich geſagt (quel che ho detto, ho detto).“

Hierauf fuhren dieſelben Offiziere mit dem Gouverneur zum Obergeneral Miollis. Die Audienz dauerte nicht lange, und Miollis begab ſich zu Fuß, hinter ſeinem eignen Wagen gehend, zum Diviſionsgeneral, wahrſcheinlich um die nötigen Militärbefehle zu ertheilen.

Kein beſſerer General konnte zu dieſer Expedition gewählt werden. Miollis hat ſich durch ſeinen ſimpeln, ſchlichten, herablaſſenden Karakter allgemeine Achtung erworben. Er hat für ſeinen Tiſch nur 22 Paoli täglich begehrt, und ſchläft, wie bekannt, auf einer bloßen Strohmatratze, die aber von guter

Digitized by Google

Beschaffenheit und mit seinem Ueberzuge versehen ist. Er hält strenge Mannszucht, und erst in diesen Tagen wurden drei oder vier Soldaten im Kastell S. Angelo erschossen, weil sie auf der Straße einigen Unfug gemacht und Leute beschädigt hatten.

Am 26 Febr. schien Rom wie bald ausgestorben. Es wehte schneidende Tramontana, und man sah nicht nur die französischen Soldaten in großer Anzahl an den Thoren und auf andern Hauptplätzen, sondern es wurde auch kein Wagen herausgelassen, ohne daß der wachthabende Offizier nicht dazu Erlaubniß gab. Vor dem Kastell S. Angelo waren drei Kanonen mit brennenden Lunten aufgepflanzt, auf dem St. Peter wurde eine Art Revüe gehalten, und an den Hauptkreuzungen der Straßen waren starke Posten. Zu gleicher Zeit standen sechzig Kurierpferde bereit, und mehrere Kuriere warteten zu Pferde stehend, im Fall eine Ordre käme. Die Sbirrenhauptleute (Bargelli) von allen achtzehn Rioni oder Stadtquartieren von Rom waren befehligt, alle zwei Stunden Rapport von dem, was etwa vorfiele, zu geben. Wie natürlich bei solchen Maasregeln, und da man wußte, daß fast alle Orte um Rom von Truppen besetzt waren, zu erwarten stand — es regte sich keine Maus. Ein Paar Tage früher hatten alle Flüchtlinge aus dem Genevischen und andern Gegenden, davon ein Theil, um der Konstitution zu entgehen, ins Römische gekommen wären, Befehl erhalten, innerhalb fünf Tagen ihren Heimathen sich zuzuwenden. Die mehrsten von diesen arbeiteten als Fachini (Arbeitsleute, die sich täglich, wochentlich und monatlich vermiethen) in Rigetta, das heißt an den Aus- und Einladungsstellen der Tiber.

Am 27 wurden die gewöhnlichen Wachtquartiere der päpstlichen Truppen, wie z. B. auf dem Platze Barberini u. s. w. mit französischem Militär besetzt, und die päpstlichen Soldaten selbst bei der Minerva versammelt. Diejenigen, die in französischen Dienst treten wollten, leisteten den Eidschwur; die es nicht wollten, hatten die Freiheit, zu ihren Heimathen zurückzukehren. Dies Benehmen hatte den Beifall der Römer, und man sagte: colli soldati nostri si hanno condotti bene. Der größere Theil war frob, wieder Dienste zu nehmen, da sie als französische Soldaten größere Rationen und bessere Zahlung erhielten. Die päpstlichen Soldaten hatten bisher acht Baiocchi täglich, und nichts anderes; die französischen Soldaten haben acht Bajocchi und ihre Ration.

In diese Aufforderung an das Militär waren die päpstlichen Schweizerwachen nicht eingegriffen, die ruhig in ihrem Dienste verblieben. Auch sah man die aufgelosten päpstlichen Soldaten in den folgenden Tagen noch in ihren alten Kleidungen und mit der päpstlichen Kokarde. Die ganze Sache ging äußerst ruhig ab; nur der Kommandant der Kavallerie (Braci) nebst seinen Adjutanten wurden nach S. Angelo gebracht, weil sie sich geweigert hatten, die französische Ordre, ohne Zustimmung ihrer Obern, anzunehmen. Nachdem diese Veränderung geschehen war, machten die sämtlichen ehmals päpstlichen Offiziere dem französischen General-Kommissär, dem die neue Organisation der Regierung übertragen ist, eine Visite.

Am 28 verreiste der französische Gesandte. Miollis wurde als Gouverneur von Rom und der römischen Provinz von nun an angesehen. An eben diesem Tage erhielten alle neapolitanischen Kardinäle, vier an der Zahl, den Befehl, innerhalb vierundzwanzig Stunden in ihre Heimath, und diejenigen, welche Bischöfe sind, auf ihre Bisthümer sich zu begeben.

Der Papst blieb völlig ungestört in seinem Palaste, und erhielt, da er sich französische Wachen verbeten hatte, außer seiner gewöhnlichen Schweizergarde, noch eine gewisse Anzahl Reiter und Grenadiere, die aus der aufgelösten Miliz genommen waren, zu seiner Disposition. Gewiß ist aber, daß der Kommandant der päpstlichen Truppen, der nach dem Kastell S. Angelo gebracht wurde, Befehl erhalten hatte, die Mannschaft nicht zu übergeben. Eben so hatten die Schweizergarden Befehl, den Palast, wie gewöhnlich, um zwei Uhr in der Nacht zu schließen, und nach dieser Zeit durchaus Niemand zu öffnen, damit Alles, was geschehen konnte, bloß und offenbar als Akt einer Gewaltthätigkeit geschähe.

Das römische Publikum zeigte bei diesen Vorgängen die größte Gleichgültigkeit; denn wer nicht unmittelbar bei der Sache interessirt war, gestand, daß in der bisherigen Verwaltung sich zahllose Mißbräuche eingeschlichen hatten, wodurch Einzelne sich bereicherten und das Ganze litt. So haben sich z. B. Leute aus geringen Familien, aber von Glück und Fähigkeit unterstützt, als Pächter der Kammereinnahmen in wenigen Jahren auf eine Höhe des Wohlstandes geschwungen, daß sie sich mit den ersten Häusern messen können. Von dem langsamen Gange der Justiz ist dies hinreichend, daß öfters eine Sache durch zwanzig Instanzen laufen muß, ehe sie zur letzten Entscheidung kommt; aber dort wird, wenn die Sache einigermaßen wichtig ist, gewöhnlich die Revision des Prozesses angeordnet, und so gab es Prozesse, die in die zwanzig und mehrere Jahre dauerten. Was den gemeinen Mann am meisten und täglich drückte, war die Vorkäuferei in allen möglichen Artikeln des täglichen Bedürfnisses. So bekam z. B. der Vorkäufer des Brods zehn Prozent von dem Bäcker, aber dieser machte dafür das Brod kleiner, und solcher Beispiele ließen sich unzählige finden. — Als ein Beweis von Ausartung der besten Anstalten, woran Rom keinen Mangel hatte, mag dieses dienen, daß bei dem Findelhause ausdrücklich ein Wächter bezahlt wurde, der darauf zu achten hatte, daß keine Kinder ausgesetzt werden mogten. Offenbar gewannen dabei die Direktoren.

Rom ist ruhig und dies ist das wichtigste, was sich in einer Zeit der Krise sagen läßt. Das künftige bestimmte Schicksal dieses Staats ruht noch im Dunkel, aber an eine Wiederkehr des vorigen denkt Niemand mehr, wer seine Vermuthungen auf Grunde stützt. Selbst die Sage verstummt, und man erwartet gelassen, was die Zeit bringen wird. Die Grundsätze zu etwas Neuem sind gelegt; der Bau selbst entwickelt sich langsam und allmählig.

Noch ist kein ausgezeichneter, unmittelbar das ganze Publikum angehender, Akt erschienen. Alles, was geschehen ist, oder geschieht, geschieht so, daß man nichts besonders Auffallendes darin sieht. So hatten z. B. die neapolitanischen Kardinäle und Prälaten Befehl erhalten, sich auf die Orte hinzubegeben, wo sie hingeboren. Dies ist eine Verfügung, die der Code Napoleon anordnet. Zwar hieß es, der Papst sei gegen die Abreise der Kardinäle gewesen, und habe sie aufgefordert, in seinem Palast zu wohnen. Gewiß ist aber, daß sie, zwei und zwei in einem Wagen sitzend, von einigen Offizieren begleitet, aus ihren Wohnungen abreisten. Diese waren die Kardinäle Pignatelli, Saluzzo Carraccioli, Rufetti. Von letzterm behauptet man, daß er vor Schrecken über die Ordre, in vierundzwanzig Stunden

Digitized by Google

sich aus Rom zu begeben, welche genannte Kardinäle erhalten hatten, krank geworden sei. — — Blos der alte, kranke Kardinal Trajeti Curaffo ertheilt, auf seine Vorstellung, die Erlaubniß, länger in Rom zu bleiben. — Dieselbe Maasregel hat sich auch auf den durch sein Kommando der Kalabresen so bekannten Kardinal Ruffo erstreckt, der seit anderthalb Jahren in einem kleinen römischen Orte Ameli privatisirte, und sich mit der Jagd vergnügte. Er befolgte ohne Anstand den erhaltenen Befehl, und ging, nach einer kurzen Visite, die er dem Papst gemacht hatte, durch Rom, ebenfalls mit militärischer Begleitung, nach Neapel. Hierauf erhielten die neapolitanischen Prälaten, zweiundzwanzig an der Zahl, die gleiche Ordre. Wie man vermuthet, wird sie auf alle fremden Geistlichen ausgedehnt werden.

Uebrigens sollten verschiedene neue Subjekte für die wichtigsten Staatsposten gewählt sein, z. B. ein neuer Gouverneur u. a. Es scheint aber nur das seine Richtigkeit zu haben, daß der bekannte Banquier Torlonia das Schatzmeisteramt verwalten wird. — Am Auffallendsten ist den Römern ein neuer Befehl an den Kommandanten der ehmaligen päpstlichen Truppen, sie wieder in ihre alte Quartiere zurückzuführen. Der Befehl lautete: „An den Kommandanten des römischen Militärs (Fries)." Wie es heißt, sollte diese Truppe dem Papste wieder zugestellt werden. Der Papst aber soll die Namenrolle zerrissen, gedachtes Militär als seinen Befehlen untreu geworden erklärt, und gesagt haben: er habe an seiner Schweizergarde genug. Gewiß ist, daß die päpstlichen Soldaten noch ihre alte Kleidung haben und wieder ihre vorige Zahlung erhalten. Eine andere neue Maasregel zur Verminderung der Wachen ist diese, daß, ausser der schon zur Zeit der Revolution vermauerten Porta Pinciana, auch die Thore Porta Catina, Salara, Fabrica, und die kleine Porta del Castello, geschlossen werden.

Miollis bleibt sich immer gleich in seiner Einfachheit, wenn er gleich in diesen Tagen einen Ball nebst einer Tafel von hundert und vierzig oder mehr Couverts gegeben hat. Jedermann hat Zutritt zu ihm, und von seiner strengen Mannszucht ist folgende wahre Anekdote im Umlauf:

Ein französischer Soldat kam zu einem Schuhmacher, probirte ein Paar neue Stiefel, handelte darauf und ging endlich mit den Stiefeln davon, mit dem Versprechen, am folgenden Tage das Geld zu bringen. Die Frau des Schuhmachers folgte dem Soldaten, der ins Kastell sich begab. Der Schuhmacher beklagte sich beim General; der Soldat wurde ausgefunden, und man sagte dem Schuhmacher, er solle am folgenden Tage wiederkehren, um sein Geld zu empfangen. Indeß war dem Soldaten der Prozeß gemacht worden, und es hatte sich gezeigt, daß er gar kein Geld hatte. Als der Schuhmacher sich einfand, wurde er über verschiedene Stiegen des Kastells auf einen kleinen Platz geführt, der innerhalb des Forts liegt. Dort sah er den Soldaten aufgehängt, und zu seinen Füßen lagen die vier Piaster. Der Mann soll vor Alteration das Fieber bekommen haben.

Diese kleinen Vorfälle mögen ein Bild von der gänzlichen Unwissenheit geben, in welcher zur Zeit das Publikum noch lebt. Vortheilhaft oder bequem wird die Reduktion der verschiedenen Briefposten auf drei Hauptposten sein, welche im Werke ist, nämlich auf die französische, neapolitanische und venezianische.

Peron's Entdeckungsreise nach den Südländern.

(Fortsetzung.)

Immer ist der Kanal d'Entrecasteaux am äussersten Ende der südlichen Erdhälfte wichtig. Die Menge seiner prächtigen Häfen, Buchten und Baien, die Mannigfaltigkeit seiner Gestade und Tiefen, müssen ihn zu allen Zeiten sehr sischreich machen. Wenn Stürme den südlichen Ozean bis in seinen Grund erschüttern, oder der polarische Frost seine erstarrende Gewalt bis zum fünfzigsten Grade der Breite ausdehnt, dann stürzen sich alle Meerbewohner gegen Norden; füllen in unzähligen Schaaren den Kanal d'Entrecasteaux, steigen bis zum Fort Dakson, fast zum Aequator hinauf.

Wir kamen wieder zu den Schiffen. In den zwanzig Tagen, welche noch bis zur Fortsetzung der grossen Reise verstrichen, machte ich mit mehrern unserer Gefährten Streifzüge auf der Insel Brüny. Bei einem derselben begegneten wir ohngefähr zwanzig Wilde. Sie flohen mit ungemeiner Schnelligkeit. Auf alle unsere Freundschaftszeichen hin, wagten sie es endlich, sich wieder zu nähern. Es waren sämmtlich Weiber. In einiger Entfernung riefen sie uns schon zu: medi, medi (setzt euch)! wir thaten es und legten die Gewehre nieder. Dann kauerten die Weiber auf ihren Fersen hin, und so begann die Unterhaltung aus der Ferne. Alle waren nackt. Nur wenige hatten Kangurosfelle um die Schultern. Ihre schwarze, von Seewolffett ekelhaft eingesalbte Haut, ihre kurzen, krausen, schwarzen, unreinen, mit braunem Ockerstaub eingestreuten, Haare, ihre ganz mit Kohlen besudelte Gestalt, ihre langen, hangenden Brüste, mit einem Worte, alle Theile ihres Körpers, waren sehr zurückstossend. Alle hatten in ihren Blicken etwas Finsteres, Wildes, in ihrem Wesen etwas Unruhiges, Niedergeschlagenes; nur drei junge Tochter von fünfzehn bis sechszehn Jahren hatten in ihren Formen noch etwas Angenehmes, ihre Brüste waren fest, wohl geordnet, nur die Warzen zu dick und lang. Fast alle von den ältern Weibern hatten Narben am Leibe, als traurige Beweise von der harten Behandlung ihrer Männer.

Sie begleiteten uns bis zum Landungsplatze zurück, und waren schon zutraulicher gegen uns geworden, als sie dort bei unsern zurückgelassenen Gefährten ihre Männer fanden. Sogleich kehrte Angst und Schüchternheit in alle zurück. Ihre wilden Gatten warfen ihnen zornige Blicke zu. Nachdem die Weiber zitternd, was sie vom Fisch- und Austernfang gesammelt hatten, den Männern demüthig zu Füßen gelegt hatten, setzten sie sich hinter denselben nieder; keines wagte mehr aufzublicken, zu lächeln, oder zu reden.

Endlich am 17 Februar (1802) verliessen wir den Kanal.

Südöstlicher Theil von Diemensland.

Wir fuhren an der Insel Tasman vorüber, einem öden Felsblock, dessen schwärzliche Seiten sich wie vulkanische Wälle aus dem Meere boben; die Südspitze des Eilandes, wie das Kap Raoul an demselben, führt grosse basaltartige Säulen.

Am 19 Febr. ward eine Expedition auf dem grossen Kanot zur Insel Maria gemacht; unsere Geographen sollten sie umgehn. Ich vereinigte mich mit ihnen, und besuchte das Innere der Insel. Die dichte Menge hoher, starker Kräuter, welche den Boden

Digitized by Google

decken, und Gesträuche hinderten den raschen Fortgang meiner Wanderung. Dann fand ich unvermuthet einen Fußsteig. Ich folgte ihm. Er führte mich zu einer Anhöhe, an deren Fuß ein Bach süßen Wassers floß. Ich stieg hinan; eine neue Entdeckung lohnte meine Mühe. Auf einem schönen Rasenplatz, im Schatten einiger antiken Casuarinen, erhob sich ein hoher Kegel von Baumrinden, grob aufgeführt, die um vier in den Boden gesteckte, mit den obern Enden sich etwas durchkreuzende Stangen gelegt, und mit Bast oben herum festgebunden waren. Ich betrachtete dies einfache Gebäude lange, nahm einige Rindenlagen weg, trat hinein, und fand einen aus zarten Kräutern mit Sorgfalt und in konzentrischen Lagen gebildeten Hügel, einem abgestumpften Kegel ähnlich. Ich bob die obern Lagen ab, unter denen ich weiße Asche fand. Ich steckte die Hand hinein, zog etwas Festes hervor, und erkannte mit Grausen die Kinnlade eines Menschen, woran noch Fleischlappen hingen. Je mehr ich die Asche untersuchte, je mehr ward ich überzeugt: hier sei die Asche eines Menschen aufgehoben — ein Grabmal.

Auch nachher haben wir noch ähnliche Denkmäler der Wilden gefunden, über der Asche der von ihnen geliebten Todten. Einige der schönsten Rinden sind auf der innern Seite zuweilen mit Karakteren bezeichnet, die denen gleichen, mit welchen sie ihren Unterarm zu tattowiren pflegen. Der Gebrauch der Wilden Südindiens in diesen Gegenden, daß sie ihre angeliebten Todten verbrennen, ward uns ausser Zweifel gesetzt.

Ich ging mit unserm Zeichner, Hrn. Petit, und Hrn. Rouget, am 22 Febr. noch einmal aus, die Gräber an der Ostbai dieser Insel zu besuchen. Wir hatten nichts als eine elende Flinte bei uns, die Hr. Petit noch dazu nur heimlich mitnahm, weil es der Kommandant, um Pulver zu ersparen, streng verboten hatte. Und doch waren erst den Tag vorher zwei Zimmerleute des Naturalisten auf dieser Insel von den Wilden erschlagen worden, weil sie ganz unbewaffnet gewesen.

Auf der Südseite der Austerbai bemerkten wir ein Feuer. Als wir dasselbe kamen, fanden wir ohngefähr vierzehn Wilde, meistens junge Leute. Ihre Bestürzung war groß. Sie blieben, und riefen uns endlich ihr Medi, medi! zu; wir setzten uns, und sie sich um uns herum. Wir betrachteten einander lange gegenseitig mit tiefem Schweigen; die Weiße unserer Haut schien sie am meisten in Erstaunen. Neugierig traten sie näher, untersuchten uns, und wollten sich endlich auch unsers Geschlechts versichern.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Italien.

— * Rom, 2 März. Hr. Kavellmeister Himmel aus Berlin ist, nachdem er in Rom durch sein fertiges Spielen vielen Beifall gehabt hatte, wieder abgereist. Das Publikum unterhält sich von den Festen der Gouvernante und des verstorbenen Duca, die er seinen Freunden gab. Man hat sich dabei an die Mysterien des Gottes Canopus erinnert.

Die böse Quaresima hat auch die lieblichen Sängerinnen Pinotti und Demoiselle Hader entfernt. Diese Deutsche müssen bei der ersten Erscheinung auf dem Theater. Man fand ihre Stimme zu schwach, ihre Manier nicht weich genug; aber in Kurzem änderte sich die Meinung. Diese verdienstvolle Tonkünstlerin gab so unbezweifelte Proben ihres Talents und ihrer Geschicklichkeit, daß sie der Liebling des Publikums ward. Selten vergieng ein Abend, an welchem sie nicht zwei- bis dreimal aufgerufen und beklatscht geworden wäre.

Aus Frankreich.

* Theaternachrichten vom Monat Februar. (Beschluß.)

Das Théâtre du Vaudeville hat ein neues Stück gegeben, Regnard et Dufresny betitelt. Dufresny, Hofling Ludwigs des Vierzehnten, war ein unverbesserlicher Verschwender, der ungeheure Summen an Gemälden und Gartenanlagen verschleuderte, und endlich seine Thorheiten damit beschönigte, seine Wäscherin zu heirathen. Der Dichter dieses Vaudeville hat einige seiner Züge zu einem Ganzen vereinigt, aber sich dabei sehr wenig an die historische Treue gebunden. Das Stück gehört in die Klasse der pièces anecdotiques, an denen oft nichts Wahres ist, als der Namen der Person, die in irgend einer Lage ihres Lebens vorgestellt wird.

Ein anderes Stück desselben Theaters, betitelt Haine aux femmes, hat größern Beifall, als das vorher genannte, erhalten. Das Sujet desselben ist die Bekehrung eines jungen Weiberfeindes durch eine edle Frau. Der Verfasser ist Brenillo, schon vortheilhaft durch mehrere Vaudevilles bekannt.

La bonne femme und *Jocrisse au bal de l'opéra* sind die beiden Neuigkeiten, mit denen das *Théâtre des variétés* in diesem Monat bereichert hat. Das erste ist ein kleines Drama, ein Gemälde mütterlicher und kindlicher Liebe, und hat einigen Beifall erhalten. *Jocrisse au bal de l'opéra* ist nicht schlechter und nicht besser, wie seine Brüder gleiches Namens, eine Farze, die Brüder'l Spiele und dem Karnaval den Beifall verdankt, den sie erhielt. Zweideutigkeiten und Calembourgs sind die Hauptwürze dieses Stücks, in dem Jocrisse, wie man leicht erwarten kann, an dem Orte, den der Titel anzeigt, und der so reich an mannigfaltigen Situationen werden kann, Tölpeleien mancherlei Art macht.

Das *Théâtre de la gaité* hat nach der *queue du diable* auch eine *tête du diable* gegeben, eine Feerei, in der man die Geschichte des alten und neuen Fabel, den antiken Olymp und die moderne Hölle, Zupiter und Lucifer zu sehen bekommt. Die drei menschlichen Personen sind ein türkischer Pascha und zwei Liebende.

— * Paris. Der Anfang der *exercices du conservatoire de musique* ist endlich erfolgt, und schon das erste Konzert hat die gute Meinung, die das Publikum von dieser musikalischen Lehranstalt fortdauernd hegt, vollkommen gerechtfertigt. Das junge Orchester, das sich jährlich erneuet, je nachdem es Mitglieder verliert, die reif geworden die Schule verlassen, und irgendwo zur Ausübung ihrer Kunst angestellt werden, zählt dieses Jahr eher gewonnen als verloren zu haben.

Druckfehler.

In Nr. 20, S. 80, Sp. 2, Z. 42 lese man: fortgehen st. fortgelten.
— 21, Z. 7 vom Anfange, l. m. rachsüchtig st. rachsüchtig.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 26. — den 30 März 1808.

Jerome Napoleon, König von Westphalen. *)

Wir theilen unsern Lesern in dem heutigen Stücke das Bildniß eines jungen Monarchen mit, dem die Siege seines erhabenen Bruders eine Königskrone errangen, und welcher durch eigene Kraft Gründer eines neuen Reiches werden soll. Ihm gehört einer der herrlichsten Landstriche Norddeutschlands, wo auf einem Flächenraum von mehr als siebenhundert Quadratmeilen eine Volksmasse von mehr als zwei Millionen Seelen wohnt. Er, mit einem der erlauchtesten Fürstenhäuser Süddeutschlands durch die Bande der Blutsfreundschaft verbunden, ist bestimmt, durch sich, wie durch seine Nachkommen, die Interessen Frankreichs und Germaniens auf Jahrhunderte zu vereinigen. Welchen Deutschen wird dieser Stifter einer neuen Dynastie nicht lebhaft interessiren?

Jerome Napoleon ist den 15 Nov. 1784 zu Ajaccio in Korsika geboren. Als sein Bruder Napoleon Bonaparte die Heldenbahn bei Montenotte eröffnete, war Jerome kaum zwölf Jahre alt. Der geistvolle Knabe ward mit Sorgfalt und früh den ernstern Wissenschaften gewidmet, höherer Bestimmungen werth. Ihm ahnete noch von keiner Königskrone, die seinen Scheitel, eilf Jahre später, schmücken sollte; aber er ward erzogen, eines jeden großen Looses würdig zu heißen.

In einem Alter von siebenzehn Jahren wurde er der Marine bestimmt. Als Schiffslieutenant machte er die vom General Leclerc kommandirte Expedition nach St. Domingo mit. Dort blieb er nur kurze Zeit. Als Befehlshaber der Fregatte l'Epervier freuzte er zu Ende des Jahrs 1802 vor der Rhede von St. Pierre und vor der Insel Tabago; dann ging er nach Nordamerika.

Es ist bekannt, wie emsig die brittischen Schiffe ihm auflauerten. Sie blokirten alle Hafen, von welchen aus er nach Frankreich zurückkehren konnte. Aber der glückliche Stern, welcher seinen Bruder einst unentdeckt von den Ufern des Nil zu den heimathlichen Gestaden leitete, brachte auch ihn, der Wachsamkeit aller brittischen Kreuzfahrer zum Trotz, nach Europa zurück. Im Mai 1805 erschien er unvermuthet in Lissabon. Von da eilte er nach Genua zu seinem erhabenen Bruder und Kaiser, der ihn gen Algier schickte, dort alle genuesische Sklaven von ihren Ketten zu befreien. Er vollbrachte die Sendung; zweihundert und funfzig erlöste Unglückliche freuten ihm die süßen Thränen des Danks.

Jerome kam im Winter 1805 nach Paris zurück, und empfing das Kommando eines Linienschiffes von vierundsiebenzig Kanonen, im Hafen von Brest. Doch bald änderte seine Laufbahn. Der junge Seemann, welcher schon auf verschiedenen Meeren Bewunderung seines Muthes, seiner Kenntnisse, seiner Geistesgegenwart geerndtet, empfing, erhoben in den Fürstenstand, die Rolle eines Oberbefehlshabers zu Lande, im Kriege gegen Preussen. Er leitete die Belagerungen der schlesischen Festungen. Sein Arm bezwang den traurigen Rest der preussischen Macht; sein edles, menschenfreundliches Gemüth die Herzen des überwundenen Volkes. — Dann verließ er das Schlachtfeld, um einen Thron zu besteigen. — Alle diese Umstände seines Lebens sind bekannt. Wir erneuerten diesen Umriß von den Schicksalen

*) Nach dem Urtheile derer, die das Glück hatten, Se. Maj. den König von Westphalen in Stuttgard (wo dies Portrait gezeichnet und gestochen worden) zu sehn, ist das Bildniß derselben, welches wir geben, sehr gut getroffen.

Digitized by Google

des jungen Monarchen, nicht um einem oder dem andern unserer Leser etwas Neues darin zu offenbaren, sondern nur zu zeigen, in welcher Schule er für den Thron erzogen worden sei.

Unter den Stürmen des treulosen Oceans gewann er jene unerschrockene Gegenwart des Geistes, welche Fürsten so wohl steht, die, wenn alles verzweifelt, noch allein durch erhabene Besonnenheit das Schicksal ihres Reiches festhalten, und, wenn Leidenschaft alle Gemüther verführet, allein noch den glücklichen Moment erfassen und ein verführendes Volk retten sollen. — — Die Gefahr war seine Lehrmeisterin. — Er sah die Menschen in drei Welttheilen, ihre Verfassungen, ihr Elend und ihr Glück; er lernte sie als fremdes Gleichen lieben, ihre Tugenden ehren, ihre Gemüthsbewegungen lenken. — Er gehorchte Jahre lang, um menschlich und weise befehlen zu lernen. Er sah des Krieges ganze Gräßlichkeit, um ihn zu verabscheuen, ohne vor seiner fremden Gestalt zu erschrecken, wenn er ihn einst für das Heil seines Volkes ergreifen müßte.

Napoleon der Große wollte in dem jüngsten seiner Brüder einen König erziehn — er warf ihn hinaus in den Strom des Lebens, und ließ ihn durch eigenes Ringen Kraft sammeln. Unter allen Menschen sollen Fürsten am wenigsten ihre Originalität durch Nachahmung fremder Beispiele einbüßen. Nachahmung ist immer Zeugin vorhandener Schwäche. Ohne Selbstständigkeit des Gemüths kann äussere Pracht nie die mangelnde Majestät ersetzen.

Wie der Monarch von Westbalen die schönen Erwartungen der Welt erfüllen werde, wird die Zukunft lehren, die Nachwelt beurtheilen. Fern bleibe dem Glanz seiner Krone der giftige Hauch des Schmeichlers. Ein goldenes Weltalter möge endlich unter dem Zepter der Napoleoniden aufgehn und das Reich der neuen Dynastien künftigen Jahrtausenden ein Sprüchwort von der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts sein.

H. Zsch.

Peron's Entdeckungsreise nach den Südländern.

(Beschluß.)

Die mehrsten dieser Wilden waren fünf Schuh zwei bis sechs Zoll groß; alle ziemlich wohl gebauet, aber auch alle hatten die eigenthümliche Ungestalt dieser Menschenrace des Südlands, daß ihre Beine unförmlich dünn und schwach waren. Die Physiognomie derselben ist sehr ausdrucksvoll; die Gemüthsbewegungen zeichnen sich sprechend in allen ihren Gesichtszügen und Gebehrden; wechseln mit der unglaublichsten Schnelligkeit; und eben so ihre Sprache ein schneller Strom von Tonen. Ich ließ mich vertraulicher mit ihnen ein, um zu erfahren, wie sie gewöhnliche Handlungen benennen. Ich erfuhr viele Bezeichnungen. Aber von Umarmungen und Küssen hatten diese Menschen keinen Begriff. Wenn ich einen in die Arme schloß, oder küßte, machten sie gewöhnlich eine Verwendung ausdrückende Miene, und fragte ich dann: Guanarana (wie heißt man das)? so antworteten Alle: Nidego (ich weiß nicht).

Nach und nach wurden sie kecker. Ungeachtet wir sie mit Geschenken überhäuft, und sie fast alle übergoldete Kupferknöpfe meines Rocks bekommen hatten, fuhr doch einer auf mich zu, schwang seine Sagaie, als wollt' er mich durchbohren, und forderte mein Gilet. Ich drehte die Spitze seines Wurfspießes von mir, zeigte auf den Hrn. Rouget, der schon auf ihn anschlug, und sagte ihm in seiner Sprache Mata! (Tod); da verstand er mich und legte mit einer Gleichgültigkeit seine Waffe an den Boden, als wenn nichts Feindseliges unter uns vorgefallen wäre.

Bald nachher riß mir ein Anderer fast das Ohr auf, da er hinterrücks seinen Finger durch meinen Ohrring gesteckt und ihn weggerissen hatte. Zum Glück sprang der Ring auf. Man sieht daraus, wie wenig zuverlässig der heil: Freundschaft mit diesen Natursöhnen ist. Schnell, wie bei Kindern, sind bei ihnen alle Uebergänge von einer Begierde, von einer Leidenschaft zur andern; aber diese sind immer heftig. Ihre Freude ist fast konvulsivisch, ihr Zorn schauerlich. Wir hatten von Glück zu sagen, als wir unsern Rückzug zum Kanot ohne weitern Unfall vollendeten.

Inzwischen waren auch von den Schiffen aus andere Entdeckungs-Expeditionen gemacht worden. Als Resultat ergab sich daraus, daß von den gewöhnlich auf den Karten befindlichen fünf bis sechs Inseln Schouten nur eine wirklich existirt, und zwischen der Insel Schouten und Diemensland eine prächtige Bai (Fleurieu's-Bai) den ganzen Raum ausfüllt.

Die Insel Maria, schon 1642 von Abel Tasman entdeckt, ist von sehr irregulärer Gestalt, hat wenig süßes Wasser, ist dabei feucht, oft sumpfig, zeigt gar nichts vulkanisches, sondern ist aus Granitfelsen gebildet. Die Vegetation ist lebhaft, wenn gleich nicht so üppig, wie auf Diemensland.

Ostküste von Diemensland. Die Banks- und Bassstraße.

Fleißig wurden die geographischen Beobachtungen an der Ostküste von Diemensland fortgesetzt. Aber wir waren jetzt fast beständig in einer feuchten, neblichten Atmosphäre versenkt, so daß die beiden Schiffe, der Geograph und Naturalist, sich mit Kanonenschüssen Signale geben mußten. Als wir am 6 März, ziemlich fern von den kleinen Tailleser-Inseln und dem Schoutenelande hinsegelten, endlich am Kap Forestier vorüber, ging unser Ingenieur Boullanger mit dem großen Kanot, vom Hrn. Maurouard begleitet, ab, um die Details der Küsten in der Nähe aufzufassen. Eine Viertelstunde nachher kam unser Kommandant, ohne allen sichtbaren Grund, auf den Einfall, uns offene Meer zu stechen. Bald sahn wir unser Kanot verschwinden; die Nacht kam. Aus unserem Blick verloren sich die Küsten, längs welchen wir unsere unglücklichen Gefährten verlassen hatten! — —

Zwar wurden die beiden folgenden Tage verschwendet, sie wieder zu suchen, aber keine Spur war mehr von ihnen und vom Kanot zu sehen; das Uebel zu vermehren, kamen noch fürchterliche Windhose dazu, die in der Nacht vom 7—8 März auch den Naturalisten von uns trennten. Noch ein Tag ward zum Aufsuchen unserer verlornen Freunde verwendet, und als alle Hoffnung verschwunden war, sie wiederzusehn, wandten wir unsern Lauf gegen die Bassstraße.

Indem wir uns derselben näherten, kam ein kleines Fahrzeug gegen uns. Es war seit zwanzig Tagen vom Port Jakson ausgelaufen, um in der Gegend der Insel Maria Meerkalber zu jagen. Wir erfuhren, daß man uns im Port Jakson erwarte, wo die englische Regierung Befehl gegeben, uns auf eine unserer Mission würdige Art zu empfangen.

Digitized by Google

Die Baßstraße hat eine Breite von funfzig Stunden (lieues) von Norden nach Süden, und ist fast eben so lang. Zwischen Diemensland und der Insel Swan von einer, und einer Menge anderer Inseln von der zweiten Seite, ist ein zehn Meilen breiter Kanal, dem der Kapitän Flinders, welcher ihn zuerst entdeckte, den Namen der Baßstraße gegeben hat.

Wir hatten einige Wochen nachher, da wir das Napoleonsland rekognoscirten, Gelegenheit, diesen berühmten englischen Seefahrer und Länderentdecker selbst in diesen Gewässern zu finden. Am 8 April nämlich signalisirte man vom Mast ein Segel am Horizont. Anfangs glaubten wir, es sei der Naturalist. Unsere Freude war ausserordentlich groß, ward aber bald vermindert. Es war das englische Schiff the Investigator, mit welchem Kapitän Flinders seit acht Monaten von Europa abgesegelt war, um die Rekognoscirung von Neuholland zu vollenden. Er kam zu uns an Bord, beobachtete aber über seine besondern Operationen große Zurückhaltung. Wir erfuhren nur von ihm, daß er seit ohngefähr drei Monaten bei Nuytsland, von Stürmen gezwungen, still gelegen sei, von einem andern bei ihm befindlich gewesenen Schiffe durch Sturmwinde getrennt worden wäre, und durch eben den Windstoß, der uns in der Baßstraße hart mitgenommen, sein Kanot mit acht Mann und dem ersten Offizier verloren hatte.

Das Napoleons-Land.

Von der ganzen ungeheuern Süd- und Südwestküste des neuen Welttheils, vom Kap Leuwin und den Inseln St. Pierre und St. François auf der Abendseite bis zum Borgebirge Wilson und dem Westernhafen, eine Erdstrecke von acht bis neun Hundert Stunden in der Länge, war vor unserer Abreise von Europa noch nichts bekannt. Diese unerforschte Weltgegend — unser großes Napoleonsland — zu besuchen und das Problem zu lösen, ob Neuholland wirklich ein zusammenhängendes Ganze sei, ob dieser weite Kontinent einen oder gar keinen großen Strom von sich ergieße — dies war nun unser Zweck.

Wir segelten am 30 März mit Tagesanbruch gegen diese Küsten, welche mit vielen Buchten und Kaps reichliche Vegetation zeigten bis zum Kap Desaix; von da an aber verschwand alles was Pflanze hieß; wir sahen nur eine graugelbliche, schroffe, unendliche Küste, mit Einschnitten und vorspringenden Kaps, der gigantischen Mauer ähnlich, welche China trennt von der Tatarei. Dampfsäulen, welche hin und wieder aufstiegen, belebten uns, daß auch an diesen traurigen Gestaden menschliche Wesen lebten.

Die Fahrt war, wegen der Menge Klippen, die sich oft meilenweit durchs Meer in die Länge zogen, zuweilen äußerst gefahrvoll. Am 8 April waren wir von zahllosen Schaaren von Delphinen umschwommen; es war derselbe Tag, da wir dem Kapitän Flinders begegneten, wie oben gemeldet ist. Nachdem wir ihn verlassen hatten, entdeckten wir einen mächtigen Golf, der sich hundert Meilen tief ins Land streckt; wir nannten ihn zu Ehren unserer erlauchten Kaiserin den Josephinengolf; aber jenseits einer Halbinsel Cambaceres, die in ein Kap Berthier ausgeht, bildete die Natur einen zweiten viel größern Meerbusen, der zweihundert Meilen tief ins Land geht, und mehr als sechshundert Meilen im Umfang hat: dies ist der Golf Bonaparte. Er erscheint wie die Mündung eines großen Flusses, und endigt sich, im Hintergrunde schmal zusammenlaufend, in Sandbänke. Einer der schönsten und sichersten Häfen Neuhollands ist der Hafen Champagny auf der Westseite dieses Meerbusens. Zwar fanden wir kein süßes Wasser darin, aber die kräftige Pflanzenwelt, welche hier das Land verschönert, deutet auf Anwesenheit wenigstens einiger Bäche. Zwei Gruppen von kleinen Inseln, der Leoben'sche und Berthier'sche Archipel, liegen vor diesem Hafen.

Jenseits des Golfes Bonaparte vermehrten sich die kleinen Inseln, deren wir, vom Vorgebirge Wilson an, längs Napoleonsland mehr als hundert und sechszig gezählt hatten. Alle sind niedrig, dürr, ohne süßes Wasser und klein. Die größte von ihnen, die Insel Decrès, hat nur siebenzig Meilen Umfang, im Innern auch dichte Waldung, aber fast keinen Tropfen süßen Wassers.

Wir setzten unsere Entdeckungsfahrt bis zum Kap des Adieux fort, das unterm 32° 19′ südlicher Breite und dem 128° 42′ der Länge liegt. So hatten wir uns denn überzeugt, und es geschah noch mehr bei den spätern Besuchen dieser Gegend, daß nirgends eine große Meerenge (wie man hypothetisch angenommen hatte) Neuholland zu zwei großen Inseln durchschneide; noch mehr, daß dieser Kontinent weder jenseits der St. Peters- und St. François-Insel noch an dem übrigen Theil des Napoleons-Landes einen Fluß besitze!

Als wir die St. Peters- und St. François-Inseln erblickten, wären wir schon diesmal gern jenseits derselben hingedrungen, um die Aufgabe zu lösen, ob Neuholland zusammenhängend und eins sei. Aber Stürme und Meerströme kämpften gegen uns; unsere meisten Leute lagen krank am Skorbut darnieder; unser Mayer war verdorben; unser eingesalzenes Fleisch ging in Verwesung über; unser Schiff zwackte kümmerlich von Stürmen, die sich darin erzeugten. Wir steuren zurück, und schoben die nähere Untersuchung des Napoleons-Lande für ein andermal auf.

Unter Stürmen und Nebeln kamen wir bei den Inseln Schouten und Maria vorüber. Wir segelten nach Port Jakson. Schon ehe wir dahin kamen, erfuhren wir durch ein englisches Schiff, das von Port Jakson nach Neuseeland zum Wallfischfang ging, daß der Naturalist schon seit einigen Tagen im Hafen sei, daß ein englisches Schiff unser Kanot, welches wir an der Ostküste von Diemensland verloren, samt seiner Equipage gefunden, und mit nach Port Jakson zum Naturalisiren gebracht habe.

Drei Tage lang schwebten wir vor dem Hafen, ohne hinein gelangen zu können. Unsere Matrosen waren allzuentkräftet, um die erforderlichen Manoeuvres vollziehen zu können. Die Engländer schickten uns endlich Hülfe. Wie unaussprechlich war unsere Freude, als wir am 20 Juni endlich in den Hafen einliefen. *)

*) Wir schließen hiermit den Abdruck des ersten Theils von der wichtigen Entdeckungsreise, und um so lieber, da nächstens eine vollständige Uebersetzung dieses Werks im Verlage des Hrn. Cotta in Tübingen erscheinen wird, welchem die französische Regierung zugleich die Originalkarte zu einer deutlichen Ausgabe bewilligt hat. Wer wird nicht der Literatur zu solchem Gewinn Glück wünschen? Man darf von Hrn Cotta's Sorgfalt die Veranstaltung einer treflichen Uebersetzung erwarten; davon schon das Wesentlichste einige gelungene Proben mittheilte, die in keiner bedeutenden Bibliothek, ohne vermißt zu werden, fehlen darf.

Digitized by Google

Ueber einige Entdeckungen und Erfindungen aus dem Pflanzenreiche.

Die Arrakatscha.

Seit der aus Santa Fe de Bogota (in der Terra Firma des südlichen Amerika) geburtige Herr Vargas, welcher im Jahre 1804 nach London kam, und daselbst wohnhaft blieb, ein Wort über die Wurzelfrucht Arrakatscha gegeben, hat man es vielfältig wiederholt. Inzwischen ist seit Jahr und Tag weiter von dieser interessanten Frucht nichts bekannt gemacht worden. Sollte der Krieg diese wichtige Entdeckung ganz der Vergessenheit geben wollen?

Die Beschreibung, welche Hr. Vargas von der Erdfrucht gab, war äusserst unvollkommen. Er sagte, sie sei in seinem Vaterlande (dem Königreiche Santa Fe de Bogota) so gemein, wie in Europa die Kartoffeln sind; gehöre zu den Dolden tragenden Pflanzen; habe vielfach getheilte Wurzeln, die eine nährende, mehlige, schmackhafte Substanz enthalten, und nicht so blähen, wie Erdäpfel. Man macht daraus Brod, Backwerk und Branntwein, wie man auch aus Erdäpfeln bereiten kann. Die Arrakatscha fordert ein gemässigtes Klima, einen fruchtbaren Boden.

Wir glauben, die Akklimatisirung der Baumwollstauden in den Südgegenden Europens werde für unsern Welttheil ein wichtigerer Gewinn sein, als die Einführung der Arrakatscha-Wurzel, welche am Ende doch nur Stellvertreterin der Kartoffeln sein, und vielleicht nicht einmal überall gebaut werden kann, wo man diese baut; denn Santa Fe hat ein heisses, feuchtes Klima, mit zwei Sommern und zwei Wintern des Jahres.

Soviel scheint gewiss, daß die Arrakatscha, welche jetzt im Königreiche Santa Fe de Bogota eine so äusserst gemeine Nahrung sein soll, es noch nicht seit langer Zeit sein muß. Denn die Neger in den dortigen Kolonien wurden noch vor zwanzig bis dreißig Jahren meistens nur mit der Cassave genährt, einem Brode, welches man aus dem durch die Wurzeln der Yucca, Nagmes und Manioc erhaltenen Mehl bereitet; oder mit Mais. Mit Mais wurden wegen seiner Gemeinheit selbst Schweine gefüttert.

Auffallend ist es immer, daß alle frühern und spätern Reisende von dieser Wurzelfrucht schweigen.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Auch aus dem *Almanac impérial* von diesem Jahre ist der Name Portugall schon gänzlich verschwunden. Die ehmalige königliche Familie von Portugall erscheint im genealogischen Kalender unter der Rubrik Brasilien. — Malta und der Großmeister des Malteserordens hat im diplomatischen Theil des kaiserl. französischen Almanachs noch immer eine eigene Rubrik, wiewohl kein Gesandter bei demselben angemerkt ist.

Die Population des ganzen Erdballs wird darin auf 900 Millionen Seelen angegeben; für Europa nämlich 160 Millionen; für Asien 480, für Afrika 80, und für Amerika ebenfalls 80 Millionen.

Die Bevölkerung Frankreichs und seiner Kolonien wird zu 31,500,000 Seelen, diejenige Rußlands in Europa, Asien und Amerika zu 36,000,000 Seelen angenommen.

Die Volkszahl des chinesischen Reichs wird nach dem P. Amiot noch zweihundert Millionen Seelen stark berechnet. China allein enthielte also nach diesem mährchenhaften Angaben allein beinahe den vierten Theil der ganzen Bevölkerung unsers Planeten! — Aber einer, in der Zeitung von Peking jüngst publizirten, statistischen Uebersicht zufolge, beträgt die Bevölkerung dieses unermeßlichen Reiches nur ohngefähr 55 Millionen Seelen. China ist in sechszehn Provinzen getheilt, enthält 155 Städte ersten Ranges, 1312 Städte zweiten Rangs und 2357 beseßigte Oerter.

Im Verzeichniß der französischen Städte, wo Paris mit einer Population von 547,756, Lyon mit 88,919, Mainz mit 22,325, Turin mit 79,000 Seelen stehn, erscheinen die Städte Napoleon (mit 631 Einw., also immer noch sehr schwach im Beweben!) und Napoleonville (mit 3,090 Seelen). Ueberhaupt ist der kaiserliche Almanach von diesem Jahre mit keiner großen Sorgfalt nachgedruckt. Im Städteverzeichniß fehlen noch Wesel, Wiesingen u. a. ganz; bei vielen, selbst bei Genua, ist die Population nicht angegeben. Unter der Münzenrubrik finden wir noch eine batavische Republik. Der helvetischen Republik werden noch zwei Millionen Einwohner angerechnet u. s. f.

Aus Deutschland.

— * Berlin. Der Verfall der Münze hat neues Unglück über uns gebracht; alle Bedürfnisse sind bedeutend im Preise gestiegen. Die Unkunst des Staatsministers von Stein, von welchem die Monarchie ihre Regeneration erwartet, hat uns mit neuen Hoffnungen erfüllt. Der Zweck seiner Sendung ist noch nicht bekannt.

Ob zu Berlin eine Universität errichtet werden wird, ist noch immer im Dunkeln. Eine vor Kurzem erschienene Schrift des Hrn. Prof. Schleiermacher über diesen Gegenstand und über Universitäten überhaupt ist sehr beherzigenswerth.

Unsere einst so berühmte und ruhmwürdige Bühne geräth jetzt nach und nach in die Hände der unmündigen Jugend, von der man wenig erwarten kann, und die noch weniger leistet. Es ist eine unglückliche Idee, bei einem großen Theater junge Künstler aufsuchen zu wollen. Die seit Kurzem gegebenen neuen Stücke tragen nicht wenig zu dem stärkern Verfall der Bühne bei. Es sind größtentheils höchst schlechte Stücke; aufgezeichnet schlecht und auch noch ekelhaft war das neueste Beterlei für Hrn. und Mad. Eunike, nämlich Ida, Schauspiel mit Gesang von Franz v. Holbein. Lange schon ward uns mit der Aufführung der Zphigenia in Aulis ein großer Genuß versprochen, nie gewährt.

Als Verfasser des schamlosen Pasquills: Gallerie preußischer Karaktere, wird jetzt allgemein Friedrich Buchholz genannt. — Auch in unsern neuesten Zeitschriften ist schnelle Stockung eingetreten. Nachdem die Teutona eingegangen war, hörte nun auch, auf Instanz des französischen Gouvernements, Kuhn's Feierabendiger auf. Beide aber sprechen noch von einem baldigen Wiedererwachen.

— r —

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 27. — den 2 April 1808.

Friedrich Heinrich Himmel.

Eine biographische Skizze.

In einer kleinen Provinzialstadt (Treuenbrietzen) und von unbemittelten Eltern geboren und erzogen, ward Himmel für den Predigerstand bestimmt. Kaum hatte er seine Studien vollendet, so mußte er sich nach Potsdam begeben, um vor dem nunmehr verstorbenen Feldprobst Kletschke, zum Antritt einer Feldpredigerstelle, das Examen zu bestehen. In dem Kreise der ersten Talente der königlichen Kapelle, welche damals in Potsdam lebte, wo Friedrich Wilhelm der Zweite sich den größten Theil des Jahres aufhielt, machten Himmel's unbefangene Aeusserungen seiner musikalischen Talente solches Aufsehen, daß endlich dem Könige selbst etwas davon zu Ohren kam. Er ließ den jungen Künstler vor sich treten, der ihn durch sein vorzügliches Spiel auf dem Forteviano in hohem Grade für sich einnahm. Himmel mußte öfter vor dem König erscheinen, und als Kenner überzeugte er sich endlich so von seinen Talenten, daß er ihn zum Kapellmeister ernannte, auf Reisen sandte, und ihm eine ansehnliche Besoldung aussetzte.

Es darf nicht befremden, wenn durch den schnellen Wechsel der Lage eines solchen Talents, wie es Himmel verrieth, die ganze Denk- und Handelsweise eine andere Richtung erhielt. Seine Bestimmung zur Theologie, seine beschränkten Einkünfte, Alles vereinigte sich, den genialischen Funken, der in ihm glimmte, gleichsam einzuschliessen. Es bedurfte nur einer leisen Aufregung, so mußte er als eine Flamme ausbrechen, die Himmel nicht allein aus dem ganzen Systeem von Empfindungen und Ideen heraustrib, welche ihn zügelten, sondern ihn auch in dem Grade berauschten, daß er darüber jeden festen Standpunkt aus den Augen verlor, aus welchen der Künstler, in der Gesellschaft, als ein Mann von seiner Erziehung, bei der Aeusserung seiner Talente, sich geltend zu machen berufen ist.

Himmel's schneller Glückswechsel, die Gunst, deren ihn einer der ersten Monarchen würdigte, die Huldigungen, welche er sich in ganz Europa durch seine Talente erwarb, und die ansehnlichen Früchte, welche er davon erndtete: Alles vereinigte sich, sowohl seine Eigenliebe in hohem Grade aufzuregen, als auch seiner Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens eine rasche und ungezügelte Entwickelung zu verleihen.

Eigentlich gibt es daher keinen festen Punkt in Himmel's Karakter, aus welchem man für seine Handlungs- und Denkweise einen Faden haben dürfte. Er ist von seinen Launen geleitet. Die Aeusserungen seiner Talente sind mehr Früchte seines genialischen Feuers als des Studiums und des planmäßigen Fleißes, und sein Hang zu Lebensgenüssen bildete sich größtentheils durch den Mangel an einem Vorsatz, sich auf eine seinem Berufe angemessene Art zu beschäftigen.

Der Strudel von Genüssen, in welchen er versenkt ward, und der Beifall, den ihm seine Talente verschafften, hatten ihn in dem Grade hingerissen, daß er nicht Zeit behielt, den Mangel an Welt und Erziehung zu ersehen, der ihm von frühern Verhältnissen her anklebte. Es darf daher nicht befremden, wenn Himmel in seinen Sitten und Aeusserungen sich oft ungezügelt, etwas eitel und launig zeigt. Er stellt das dem Auge der Welt dar, was ein großer Theil von Künstlern, vermöge einer größern Besonnenheit, zu verbergen weiß.

Digitized by Google

Aus dieſer ſeiner Karakterhaltung läßt ſich ermeſſen, daß Himmel auch nicht Behutſichkeit genug hat, in ſeinem Fache um ſich zu ſehen, und daher ſeinem Talent eine höhere Stufe anweiſet, als ihm der Kreis der Künſtler zugeſtehen mag. Dieſe Vorſtellung von ſeiner Größe als Künſtler, die ſich in ihm in einem noch höhern Grade vergegenwärtigte, als er einige ſeiner Kompoſitionen mit Beifall aufgenommen fand, veranlaßte ihn, in ſeinen Aeuſſerungen, in ſeiner Haltung, kurz in ſeinem ganzen Benehmen eine gewiſſe Ungebundenheit zu affektiren, die ihm zur zweiten Natur ward. Nach Aufführung ſeiner, auf den Tod des Beförderers ſeiner Talente, Friedrich Wilhelms des Zweiten, komponirten Kantate, erhielt er den folgenden Tag von des jetzigen Königes Geheim-Kämmerer ein Schreiben des Inhalts: Da Se. Majeſtät ihr Wohlgefallen über die vom Hrn. Himmel aufgeführte Muſik an Tag zu legen wünſchen; ſo wollen Allerhöchſtdieſelben bei ihm anfragen laſſen: ob es dem Herrn Himmel angenehmer wäre, eine goldene Tabatiere oder hundert Stück Friedrichsd'or als Beweis Ihrer Theilnahme zu erhalten? Er erwiederte, daß der Beifall des Königs ihm die größte Belohnung wäre; indeß was das gnädige Anerbieten betreffe, frage er ſeiner Seits an: Ob man nicht beides zu vereinigen und die erwähnte hundert Stück Friedrichsd'or in die goldene Doſe hineinzulegen geruhen dürfte?

Dieſes ſein unbefangenes Benehmen, wenn es in den Grenzen des Anſtands bleibt, iſt ſehr beluſtigend, und es erwarb ihm einen öftern Zutritt zu der Königin, der ſeine Liederkompoſitionen eine gewiſſe Vorliebe für ihn eingeflößt hatten, und vor welcher er ſeine Schwänke durch ſein hinreiſſendes Pianoforte-Spiel zu würzen oft Veranlaſſung erhielt. Solcher ausgezeichneten Gunſt, in den Kreis einer liebenswürdigen Königin zugelaſſen zu werden, wußte Himmel's Eitelkeit gar keinen feſten Standpunkt anzuweiſen, und ſie veranlaßte ihn oft zu der Aeuſſerung: „Der Hof, beſonders die Königin, kann nicht ohne mich leben.“

Keiner ſeiner Kunſtgenoſſen hielt ſeine Eiferſucht reger, als der Kapellmeiſter Reichardt. Dieſer pflegte gewöhnlich um die Karnavalszeit nach Berlin zu kommen, um entweder bei einer ſeiner alten Opern, oder eine von ihm neu komponirte zu dirigiren. Seine Wiedererſcheinung am Hof und im Publikum, wo er als einer der geſchätzteſten Künſtler und unterhaltendſten Geſellſchafter eine allgemeine Theilnahme für ſich veranlaßte, erregte Himmel immer eine gewiſſe Beſorgniß um die vortheilhaften Eindrücke, die er gemacht zu haben glaubte, und dies reihte ihn oft zu unbedonnenen Aeuſſerungen über ſeinen Nebenbuhler, die Reichardt's Verehrern endlich — als eines Jahrs während der Berliner Karnavalszeit, auf Himmel's neue komponirte Oper Vasco di Gama, Reichardt's Nosamunde mit einigem größerm Erfolg auf der Bühne erſchien, zu folgendem Calembourg Veranlaſſung gaben:

Der Schöpfer Roſamundens ſprach: Es werde!

Und ſieh, der Himmel fiel anbetend ihn zur Erde.

Allein ſolchen Auffall betrachtete Himmel als eine Aeuſſerung ſeiner Neider, der er mit der großen Menſchen ſtets eigenthümlichen Kälte begegnete. Es machte ihn keineswegs etwas in ſeiner Meinung irre, daß er zu den größten Virtuoſen gehöre, und zum wenigſten in Berlin ihm keiner gleich zu ſetzen ſei. Während einer zwiſchen ihm und dem Muſikdirektor Seidel ſtatt gefundenen Spannung ſagte Himmel: „der Menſch iſt ſo ſtolz, weil er mit mir an einem Orte (Treuenbrietzen) geboren iſt.“

Indeß muß man einräumen, daß, wenn Himmel durch ſeine bisherigen Kompoſitionen der Welt als ein genialiſcher Kopf bekannt ward, er durch ſeine Oper Fanchon ſich auch in die Reihe der verdienten Künſtler Deutſchlands verſetzte, welche es erhärteten, daß der Deutſche in der ſogenannten Konverſationsmuſik mit den Franzoſen einen ehrenvollen Kampf beſtehen dürfte.

Die allgemein günſtige Aufnahme ſeiner Oper Fanchon, und der anſehnliche Ertrag, deſſen ſich Himmel davon zu erfreuen hatte, mußte aber natürlich die Vorſtellung von ſeinem eigenen Werthe in höherm Grade in ihm rege werden laſſen, und ihm zugleich den Glauben aufdringen, daß er in ſeinem Talent eine unerſchöpfliche Goldquelle beſitze. Er wähnte ſich nun in der größten Unabhängigkeit von allen Verhältniſſen, und dies verleitete ihn ſowohl zu Aeuſſerungen und Handlungen, die in höherm Grade ſeine Sonderbarkeit ausdrückten, als auch zu einem koſtbaren Aufwand und einer glänzenden Lebensart, die bei weitem ſeine Einnahme überſtiegen.

Ueberall, wo Himmel erſchien, es ſei am Hofe oder in ſonſt gebildeten Zirkeln, ſtand er wie ein Unicum. Sein Benehmen, ſeine Aeuſſerungen, ſeine ganze Haltung, zeichneten ſich in dem Grade aus, daß man ihn als ein Weſen betrachtete, das über oder unter aller Konvention ſtehe. Man horchte auf ihn, belachte ſeine Einfälle, und verlachte ſeine Auffälle. Es war zur Genefungsfeier des Prinzen Ferdinand, wo am Hofe einige pantomimiſche Tänze, die bei derſelben aufgeführt wurden, einſtudirt werden ſollten. Bei dieſer Gelegenheit ward er zur königlichen Tafel gezogen. Beim Niederſetzen fragte der Hofmarſchall auf Befehl des Königs, was er zu trinken verlange?

„Champagner!“ rief Himmel laut.

Gleich von der Suppe an? fragte der Hofmarſchall.

„Gehorſamſt aufzuwarten!“ war Himmel's Antwort.

Der Champagnerwein iſt ſein Lieblingstrank. Der hohe Preis deſſelben hält ihn keineswegs ab, nicht allein ſeine Perſon, ſondern auch ſeine Freunde reichlich damit zu bewirthen, die ſeiner Eitelkeit deshalb vielfältig zu ſchmeicheln ſich bemühen, wie ſie um ihn her an der Table d'hôte, wo er zu ſpeiſen pflegt, ſich verſammeln.

Eines Tages überraſchten ſie ihn daſelbſt mit einer Huldigung, die ſeiner Eigenliebe äuſſerſt ſchmeichelhaft war. Sie ſtellten im Speiſeſaal ſeine Büſte auf, mit Lorbeern und Blumen bekränzt. Bei dieſem Anblick rief Himmel in Extaſe: So erlebe ich endlich meine Apotheoſe! Und wie ein höheres Weſen lohnte er, ſtatt des Nektars, mit Strömen Champagnerweins die ihm widerfahrene Verehrung.

Durch dieſe Großmuth, mit welcher Himmel Schmeicheleien belohnte, ſammelte er um ſich einen ſogenannten Kreis von Paraſiten, die ſich ſeine Freunde nannten, und die keine Gelegenheit entgehen lieſſen, ihres Lukullus ſchwacher Seite beizukommen. In ihrer Mitte ward jeder Einfall Himmel's als genialiſch bewundert, und jede ſeiner Kompoſitionen vergöttert; ſo wie ſie es waren, die, bei jeder Aufführung derſelben, im Theater mit Hand und Mund den ſtillen Beifall der Kenner oder den beſcheidenen Tadel überrauſchten, und endlich ihn eines Glückes theilhaftig werden lieſſen, deſſen ſich noch kein Komponiſt viell icht zu erfreuen hatte. An dem Tage, an welchem Himmels Fanchon im Berliner Theater zu ſeinem Benefiz gegeben ward, ward er am Ende des Schauſpiels herausgerufen. Er erſchien an Bethmann-Clarons Seite. Kaum war er hervorge-

Digitized by Google

treten, so flogen ihm von mehrern Seiten Sonette, Madrigale, Rondeaux und ganze Blumenbeete entgegen, nach dem Takte eines wilden und rauschenden Beifallrufens und Klatschens.

Seit der Entfernung des preußischen Hofes von Berlin lebt Himmel außer seinem Vaterlande. Ueberall, wo er sein Talent produzirt, kann ihm der verdiente Beifall nicht entgehen. Möge, mit der Rückkehr seines Königes nach der Hauptstadt, auch er Berlin wiedergegeben werden, wo sein Talent dem Freunde seiner Kunst, trotz seiner Eigenheiten, gewiß noch manche genußvolle Stunde schaffen wird.

Ueber unverbrennliche Leinwand.

Vom Dr. von Schmidt, gen. Phiseldeck.

In unsern bösen Zeiten, wo der Kriegsgott nicht müde wird, sich mit verheerender Fackel zum Schaden der armen Erdensöhne an physischen und moralischen Feuerwerken zu belustigen, sollte man doch bei dem unverbrennlichen nicht leichtfertig vorübergehen. Und dennoch begafft man, trotz unserer vorgerückten Industrie, mit unthätiger Bewunderung die langen seidenglänzenden Asbestfaden in den Mineralienkabineten, und erzählt sich dabei gleichgültig, daß die Alten daraus einst Leinwand verfertigten, welche durch kein Feuer verändert wurde, und ihnen diente, beim Verbrennen ihrer Todten, deren theure Asche zu sammeln.

Wie kommt es, daß man nicht versucht, sich wieder in Besitz solcher Leinwand zu setzen, und so alles, was nicht durch bloße Hitze, nur durch Flamme, zerstörbar ist, vor Feuersgefahr zu sichern? Ist vielleicht die Weise, wie man bei der Verfertigung dieses undezwinglichen Stoffs verfuhr, so gänzlich verloren gegangen, daß man die zu große Mühe einer ganz neuen Erfindung scheuet?

Nein! auf den Pyrenäen verfertiget man noch jetzt aus Asbestfaden Schnüre, Geldbeutel, Strumpfbänder, Gürtel u. dgl., und Ciampini und Mabudel haben uns ziemlich umständlich Auskunft über das Verfahren bei der Verfertigung der Leinwand selbst gegeben. Es gründet sich auf folgende Handgriffe: Man nimmt Amianzfasern, deren Faden sehr lang und seidenartig sind, schlägt sie mit einem Hammer in verschiedene Stücke, wobei man aber keinen Mörser anwendet, damit sie nicht zu Staub werden. Diese Stücke werden so lange in warmes Wasser eingeweicht, bis die anhängenden Erdtheile sich gänzlich abgesondert haben (Ammann will in seiner Manuduct. ad materiam med., man solle sie in Lauge aus Asche von verfaultem Eichenholz und gebrannten Weinhefen tauchen, und darauf einen Monat lang in süßem Wasser liegen lassen). Sie müssen im Wasser oft umgewendet, und in so viel Faden, als nur möglich ist, mit dem Finger zersplittert werden, damit die in den Zwischenräumen befindliche weiße, feine Erde gelöset werde. Diese Arbeit muß man so oft wiederholen, bis frisches Wasser seine Klarheit behält. Ist man auf diese Weise mit Reinigung des Asbests zu Stande gekommen, so breite man die Fäserchen auf einem Korbe oder Siebe von Binsen aus und setze dieses an die Sonne, damit sie möglichst bald trocknen. Sind sie vollkommen trocken, so werden sie durch zwei breite Kämme mit sehr zarten und engen Zähnen (wie sie Hut- und Tuchmacher zum Kämmen der Wolle gebrauchen) indem man sie kämmt, noch feiner zertheilt. Den so zubereiteten Steinflachs faßt man zwischen den beiden übereinander gelegten Kämmen so zusammen, daß nur die äussersten Spitzen hervorragen. Die Kämme werden dann auf einem Tische oder einer Bank befestigt, und dienen so zum Spinnrocken, von dem der Faden wie gewöhnlich abgesponnen werden kann. Auf demselben Tische muß man eine Spule mit sehr fein gesponnenem Garne von gemeinem Flachse bei der Hand haben. Von diesem nimmt man einen Faden, und zugleich zwei oder drei von Amianth, und vereinigt sie durch Umdrehen einer Spindel, welche mit einem Wirkel oder Haken versehen ist, so miteinander, daß der Faden von gemeinem Flachse nur denen von Asbest überzogen wird, und sie so nur einen einzigen Faden bilden. Damit das Spinnen leichter von Statten gehe, muß man ein Gefäß mit Baumöl bei der Hand haben, mit dem man von Zeit zu Zeit die Finger benetzen kann, wodurch man theils verhütet, daß der Asbest die Haut nicht wund mache, theils die Faden beim schmiegsamer und brauchbarer werden. Hat man auf diese Weise lange an einander hängende Faden erhalten, so ist es, nach Mabudel, leicht, wenn viele zusammengenommen und unterwirkt werden, ein Gewebe zu verfertigen, welches, nach Anzahl und Stärke der dazu genommenen Faden, grob oder fein sein wird. Der eingesponnene Flachsfaden und das Oel werden ohne Schaden der Leinwand im Feuer ausgebrannt.

Die Alten bedienten sich dieser Amianthtücher auch mitunter zu Tischtüchern, unverwüstlichen Lampendochten, Kleidungen der Priester bei gewissen Prozessionen u. dgl. und hatten dabei die Bequemlichkeit, sie durch einen sehr leichten Handgriff von allem Schmutze wieder säubern zu können. Man ließ sie nämlich nur kurze Zeit dunchdurch im Feuer durchglühn, und nahm sie alsdann völlig rein, und, wie man versichert, feiner als vorher zurück.

Obgleich nun der tägliche Gebrauch dieses Gewebes durch die wahrscheinlich nöthig ganz zu bedende Zerdrechlichkeit desselben wohl ziemlich beschränkt sein mögte, so würden doch gewiß mehrere Fabrikate davon sehr wünschenswerth, und ausserdem das Aufbewahren von Kostbarkeiten und leicht entzündlichen Dingen in demselben, vielleicht auch das Beschlagen des Gebälks in dem Giebel der Häuser damit sehr zu empfehlen sein.

Auf eine sehr interessante Anwendung dieser Asbestücher hat neuerdings Hr. Professor Schweigger in Baireuth aufmerksam gemacht. Er will nämlich, daß man sich derselben zur Hülle der sogenannten Luftbälle bedienen solle. Und in der That dürften solche Aerostate, ohngeachtet der grossen spezifischen Schwere ihrer Hülle, dennoch wahrscheinlich verpältnißmäßig kleiner als die gewöhnlichen sein. Denn wie sehr konnte hier, wo vom Feuer nichts zu furchten ist, die Luft im Innern des Balls durch Erhitzung verdünnt werden, wobei man aber den schweren Dampf und Rauch, womit die eigentliche Montgolfiere beladen ist, vermeiden, und die nöthige Hitze von aussen an den verschlossenen und nur mit Ventilen versehenen Aerostat anbringen müßte. Hierdurch würde die brennbare Luft bei den Luftbällen völlig entbehrlich, und man könnte sich weder ohne Gefahr der Warme als einzigen Mittels zur Hebung und Senkung des Luftschifs bedienen. Auch würden die von Einigen zur Direktion desselben vorgeschlagenen explodirenden Mittel bei Unverbrennlichkeit der Hülle leichter und sicherer geprüft werden können.

Freilich ist vor der Anwendung dieser Leinwand im Großen noch Verschiedenes nach den verschiedenen Zwecken, die man dabei

Digitized by Google

im Auge hat, durch Versuche im Kleinen auszumitteln, z. B. ihre Ausdauer bei öfterer Erdidung, und der Grad ihres Zusammenhangs im glühenden Zustande u. s. w.; aber das wird sich wenigstens aus dem Gesagten ergeben, daß es wohl der Mühe werth sei, diese Versuche wirklich anzustellen, und daß es nicht unter die geringsten Verdienste einer Akademie der Künste und Wissenschaften gehören würde, wenn sie durch einen ansehnlichen Preis zur Ausmittelung der besten und leichtesten Verfertigungsweise der Asbestleinwand und Versuchen über ihre Anwendbarkeit ermunterte.

Und wie viel Hülfsmittel haben wir bei dieser Anfertigung nicht vor den Alten voraus! Sie hatten den Amianth noch nirgends als in den Wüsten Indiens, in Euböa, bei Korinth und auf der Insel Candia gefunden; wir wissen, daß er in den meisten Inseln des Archipelagus, Cypern, Negroponte, Korfika, an vielen Orten in Italien, Frankreich, Spanien, England, Deutschland, Böhmen, Schlesien, Ungarn, Schweden, Lappland und Rußland zu haben ist. Die schönsten Sorten findet man auf den Tarentesischen Gebirgen in Savoien und in Korsika, von denen man über einen Fuß lange Seidenfaden erhält. „On est souvent obligé d'insister auprès de ceux, qui ne sont pas minéralogistes, et à qui l'on présente une touffe de cet asbest, pour leur persuader, que ce, qu'ils croient être une belle soie blanche, est une vraie pierre" sagt Hauy mit Recht in seinem gepriesenen Traité de Minéralogie von dieser Steinseide.

Wer wollte es also für unmöglich halten, aus solchen Fasern ein wo nicht seidenartiges doch feines Gewebe, das vielen unserer Bedürfnisse genügen konnte, zu Stande zu bringen? Aber nicht zufrieden, aus den langen Faden Vortheile ziehen zu können, haben unsere fleißigen Vorfahren es auch versucht, die kürzern Faden zu benutzen, und Papier daraus zu verfertigen, welches sich unsern schreibluftigen Zeiten sehr dadurch empfiehlt, daß man das darauf Geschriebene auslöschen kann, so oft man es ins Feuer wirft, aus welchem das Papier unversehrt zurückerhalten wird. Schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts zeigte man in den Kabinetten Deutschlands Papier dieser Art; in dem Museum des Königs von Dänemark soll ein Bogen von beträchtlicher Größe davon aufbewahrt werden, und Charleton versicherte noch im Jahre 1780, daß es sehr gut nicht weit von Oxford in England verfertigt werde.

Variet äten.

Aus Deutschland.

— * Berlin. Im November vorigen Jahres kündigten die Hrn. J. H. von der Hagen und J. G. Büsching eine Sammlung altdeutscher Gedichte, als Fortsetzung der abgedroschenen Müllerschen Sammlung altdeutscher Gedichte, an. Subskribenten an. Diese interessanten Denkmäler vaterländischer Kunst und Sprache, welche jetzt nur noch in äußerst seltenen alten Abdrücken oder Handschriften in wenigen Bibliotheken aufbewahrt werden, verdienen die lebhafteste Theilnahme der Kunst- und Sprachforscher. Die beiden Sammler widmen dem nützlichen Unternehmen eine des Gegenstandes würdige unverdrossenheit und Treue. Der erste Band wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. *) Er soll lauter einzige Manuskripte umfassen, nämlich: 1) König Rother, zum Fabelkreis des Heldenbuchs gehörig, nach einer Abschrift, die Hr. Tieck eigenhändig in Rom genommen. 2) Den heiligen Georg (aus der kk. Möser'schen Bibliothek). 3) Wigamur, zu den Helden der Tafelrunde gehörig, nach einer Abschrift, die Hr. Hofrath Eschenburg eigenhändig von dem in Wolfenbüttel befindlichen Codex gemacht hat. 4) Salomon und Markolph (aus Hofr. Eschenburgs Bibliothek). Jedem Gedichte wird eine historisch-literarische Einleitung vorangeschickt, und das Ganze mit einer Uebersicht der altdeutschen Literatur begonnen, in so weit die Schätze derselben bis jetzt bekannt sind.

— Alb. von Humboldt hat erzählt, daß ein südamerikanisches Volk, die Otomaken geheißen, eine feine Thonerde, oder Letten, äßen, und sich damit ohne Nachtheil ihrer Gesundheit nährten. Diese Erdefresser haben die Seitensprünge in Deutschland schon längst gefunden.

Ein Hr. Kestler in Harzgerode meldet (im Februarheft des allgem. Anzeigers der Deutschen), daß sich in den Ablosungen der Schichten des Kalkhügels der Mühlsteinbruch (im nördlichen Thüringen) öfters Steinmark (eine sehr feine Thonerde) in Höhlungen finde, und von vielen Steinbrechern, auf Brod gestrichen, mit vielem Appetit verzehrt werde. Die Leute nennen es Steinbutter, und ein alter Steinbrecher versicherte, daß sie sehr gesund sei. Hr. Kestler strich nun ebenfalls von dieser Erde auf Brod, wie man Butter aufzustreichen pflegt, fand den Geschmack nicht übel, oder vielmehr diese Erde hatte gar keinen Geschmack. Er empfand auch gar keine üble Wirkung davon, wohl aber, daß diese Nahrung ihn sehr sättigte.

Aus Frankreich.

— Schon während des Sommers 1802 wurden in dem Flußbette der Saone, zu Pontaillier, viele Antiken gefunden. Hr. Leschevin von Dijon setzte im Sept. 1807 diese Nachforschungen daselbst fort, und ward durch eine reiche Ausbeute von Statuetten, Medaillen, Münzen, römischem Hausgeräth u. s. w. belohnt. Das schönste Stück, welches hier gefunden worden, war eine herrliche Venus Anadyomene von reinster Form und zartestem Ebenmaaß, in Bronze, zehn Zoll hoch. — Ob diese Antiken Ueberreste der alten Stadt Amagetobria, oder einer spätern seien, deren Spuren durch den veränderten Lauf der Saone verschwunden, ist noch unentschieden.

— Der Provisor des Lyceums zu Versailles, Hr. Thiebault, Mitglied der Akademien zu Berlin, Lyon, der Arkadier zu Rom u. s. w., am meisten durch sein Werk *Souvenirs de la cour du Grand-Frédéric* als Schriftsteller bekannt, ist vor einigen Wochen gestorben. Er war den 26 Dezember 1733 zu la Roche, einem kleinen Dorfe drei Stunden von Remiremont, geboren.

*) Das Studium der altdeutschen Dichtkunst und Sprache, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der Schweiz aus durch einen Bodmer und Breitinger so kräftig angeregt ward, wird auch jetzt noch in der Schweiz ihre Freunde zählen. Die Sauerländer'sche Buchhandlung in Aarau nimmt daher auf obiges Werk Subskription an. Das Werk erscheint in groß Quart, in gespaltenen Kolumnen gedruckt; jedes Alphabet in dem mäßigen Preis von 1 Thlr. 12 Groschen. Die Namen der Subskribenten werden der Sammlung vorgedruckt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 28. — den 6 April 1808.

Novellen aus Rom, vom 12 März.

Niemals hat das Steigen und Fallen der Furcht oder Fassung so oft gewechselt, als seit dem 2 Februar, und niemals ist die öffentliche Meinung häufiger an sich selbst irre geworden, als in diesem Zeitraum. Indessen hat, durch die lange Dauer des Interimszustandes selbst, die Hoffnung für Augenblicke gesiegt, und man lacht über dieselben Dinge, die man eben so ernsthaft genommen hatte, und ruft: che scene, che scene! Der Politiker im Volke, der nicht so schnell von einer Meinung zur andern überzugehen weiß, zuckt die Achseln und gesteht ehrlich: E non si capisce niente, e non si capisce, e non si capira. (Daraus wird man nun und nimmermehr klug.)

Zwei Vorgänge, deren Ausgang sicher niemand voraussehen konnte, sind bis jetzt noch immer ein Räthsel. Niemand zweifelte, als das päpstliche Militär aufgelöset und der Kommandant Bracci, der sich geweigert hatte, die Truppen zu übergeben, nach Kastell S. Angelo gebracht worden war, — nun sei eine Staatsveränderung gewiß; und siehe! nach acht Tagen wird dasselbe Militärkorps wieder dem Papste angeboten, und Bracci mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen in Freiheit gesetzt. *) Die ehmals päpstlichen Soldaten beziehen wieder ihre vorige Quartiere, und erhalten die alte Löhnung; aber nicht vom Papste. Bracci hingegen, sagt man, habe neben ihm sitzen müssen, und die Zusage einer Pension von hundert Scudi monatlich erhalten. Dies ist einer der Vorfälle, der zu den obigen „che scene“ und dem „non si capisce niente“ Anlaß gab.

Der zweite Fall, den man eben so wenig enträthseln kann, war die strenge Ordre an die neapolitanischen Kardinäle, innerhalb vierundzwanzig Stunden Rom zu verlassen. Gleich darauf erging ein ähnlicher Befehl an die Prälaten. Nach acht Tagen weiß man, daß drei jener abgereiseten Kardinäle in Terracina und zwei andere in Fondi oder Gaeta sind, und man erwartete sie sogar wieder in Rom. Was es einigermaßen wahrscheinlich machte, war, daß die Abreise der Prälaten ungewiß blieb. Die Sage (la voce, welches meistens die Lüge heißt) versicherte, jenen Kardinälen hätte ein Kurier vom König Joseph den Bescheid gebracht: Er werde sie gern aufnehmen, sobald sie freiwillig kämen. Sollten sie wirklich wieder in Rom eintreffen, so wäre nichts richtiger, als der Satz des Volkspolitikers: e non si capisce niente! Aber die Sache hat durchaus keine Wahrscheinlichkeit.

Vor wenigen Tagen ereignete sich ein Vorfall, der zu neuen Gerüchten Anlaß gab. Es zog nämlich ein französischer Offizier mit ein Paar hundert Mann Soldaten durch den untern Hof des päpstlichen Palastes. Es ist dies ein abkürzender Durchgang, wenn man zur Seite von der Fontana di Treve nach dem Quirinal hinaufgeht; aber es ist nicht der gewöhnliche Hauptweg, und am wenigsten durfte er von Truppen gewählt werden, die nicht auf päpstlichen Befehl marschirten. Genug, die französische Mannschaft zog von der Seite, wo keine Wache steht, mit Trommelschlag in den Hof. Alles lief: „Jetzt nimmt man den Papst.“ Im Palast wurde Lärm, und die Thore wurden geschlossen. Indessen trafen die Franzosen auf den Einen Schweizer, der an dem Hauptthore dieses Durchgangs Wache hält. Dieser tapfere Soldat, in uralter Schweizerheldentracht, hielt

*) Er erhielt hierer eine Anweisung, sich nach Bologna zu begeben, welches er auch sogleich gethan hat.

Digitized by Google

sogleich seine Hellebarde vor, aber das Durchgehen konnte er nicht wehren, und so zogen diese Truppen auf das gewöhnliche Wachtquartier, und das Volk ging wieder auseinander. Jener Offizier ist für vierundzwanzig Stunden in Arrest gesetzt worden.

Die neueste Sage war, daß der Papst wieder neue Truppen anwerben ließe; aber es war nur von einer Veränderung der Kokarde die Rede. Soll man Vermuthungen Gehör geben, so scheint es, daß bei einer letzten Unterredung des Papstes mit dem die Ministerstelle versehenden Sekretär Lefevre die Sachen eine andere Wendung genommen haben. Gewiß ist, daß der heilige Vater abermals einen Kurier nach Paris gesandt hat.

Bemerkenswerth ist es, daß seit Kurzem die Gassen Roms in den Nachtstunden unsicherer waren als jemals. In vier Nächten wurden mehr als zwanzig Personen beschädigt, beraubt, und ein Diener getödtet. Man vermuthete, daß es Leute aus abgelegenern Theilen der Stadt seien, die aus Noth raubten; aber alles war wohl mehr zufällig, da die Fälle sehr ungleich waren. Indessen wurde seitdem vom französischen General eine Patrouille zu Pferde angeordnet, und die Stirren erhielten Befehl, bei ihrer persönlichen Verantwortlichkeit solchen Unfug zu verhindern. Seitdem ist alles wieder still, und es endigte auch diese Furcht mit Lachen. Man erzählte nämlich, wie verschieden die Leute auf das französische qui vit? antworteten. Eine Frau rief z. B. indem sie ihrer Hausthür zurannte: io vivo, io vivo! Ein Anderer: viva madama sentinella! u. s. w.

Zur Zeit der Revolution hatte jene Frage mehr zu sagen, und mancher, der nicht wußte, ob er von Royalisten oder Royalisten gefragt wurde, gab eine Antwort, die ihm das Leben kostete. Deswegen haben die Leute vor dem qui vit? eine Furcht, als wenn unmittelbar der Flintenschuß nachfolgen müßte, wie der Donnerschlag dem Blitz.

Im Ganzen kann man sich über das französische Militär nicht beklagen; aber Roms Plätze gleichen oft einer Festung — Hunderte werden exerzirt, und die Trommel lärmt nicht wenig. Jedermann ist froh, daß der kommandirende General streng gerecht ist. Selbst Offiziere von Rang, die sich beleidigendes Betragen erlaubt hatten, sind eingesetzt worden.

Vom 17 März.

Wer Rom kennt, weiß es, daß zu aller Zeit Lügengerüchte im Umlaufe waren, an denen bald abscheuliche Entstellung, bald Parteigeist oder Unwissenheit Antheil hatten. Dieser Geist muß wie sichs denken läßt, besonders zu einer Zeit herrschen, wo über die Dinge, die da kommen sollen, gänzliche Ungewißheit ruht, und die Persönlichkeit, das nähere Interesse der Leute, näher ins Spiel kommen. Jeder Vorfall wird, wie er geschehen ist, sogleich entstellt, und öfters liegt den ungereimt klingendsten Dingen doch eine Wahrheit zum Grunde. Wer hätte es z. B. glauben sollen, daß auf dem Platze der Minerva eine Art von Tumult gewesen, und der Name des jetzigen Königs von Neapel mit viva gerufen worden sei u. s. w. Aber die Sache war doch in so fern richtig, daß ein Verrücktgewordener förmlich das Volk aufforderte, dem neuen Regenten anzuhängen, und das ereignete sich gerade an einem Tage, als die Abänderung der bisherigen päpstlichen Kokarde, wodurch der heilige Vater zeigen wollte, daß er keineswegs mit den Franzosen vereinigt sei, allerlei Gerüchte veranlaßte. Gewiß ist, daß der französische General selber zum Staatssekretär sich verfügte, und die Abbestellung der neuen Kokarde verlangte, aus dem natürlichen Grunde, daß die Sache nachtheiliges Aufsehn erregt. Der Papst beharrte aber bei seinem Willen, und die Sache wurde darauf beschränkt, daß nur die Nobelgarde und Invaliden — kurz, nur Personen, die bereits mit Uniform im päpstlichen Dienste standen, sie tragen sollten. Auch der kleine Sohn Lucian's, dem der Papst eine Obersten-Uniform verehrt hatte, erschien mit der weißen und gelben Kokarde. In der Stadt sah man sie nur selten, und wenn gleich Tausende in die Landstädte, wo noch päpstliches nicht mit den Franzosen vereinigtes Militär vorhanden war, hinausgeschickt wurden, so verbaten sich doch sogleich, wie es heißt, einige die neue Auszeichnung. Unter diesen nannte man Velletri.

Kurz vorher hatte der General alle Buchdrucker zu sich beschieden, und ihnen von neuem eingeschärft, daß Niemand etwas ohne seine Zustimmung drucken dürfe. Dies mochte mit der Anreizung eines Buchdruckers in der Provinz zusammenhängen, der mehrere Exemplare der gleich zu Anfang des Februar abgerissenen päpstlichen Notifikation gedruckt und verkauft hatte. Man fand bei ihm den Brief des Römers, der ihm die Absichrift oder ein Exemplar gesandt hatte, und obgleich dieser flüchtig geworden war, so wurden doch in das Haus seines Bruders acht Mann Soldaten auf Exekution gethan, bis der Gefürderte sich einstellen würde. Außer diesem fielen verschiedene andere Anreizungen vor, unter andern auch die eines Prälaten, davon die Ursachen nicht bekannt wurden. Aber es herrschte eine mißfällige Stille, Folge der Unzufriedenheit oder die lange Dauer des Interimszustandes. Indessen war immer wieder etwas da, was das Publikum zerstreute. Zuerst der neue Kokardenstreit, mit allem Anhängsel von erdichteten Geschichten; sodann aber und fast zu gleicher Zeit hieß es allgemein: die Kardinäle kommen wieder, diesen Abend, Morgen Abend — die Bedienung ist schon entgegen gegangen u. s. w. Es kam aber nur der Kardinal Ruffo. Von den andern hieß es von neuem, daß sie abermals Ordre erhalten hätten, in Terracina zu bleiben. Hierbei konnte das non si capisce unmöglich fehlen.

Indem dieses vorging, hielt der Papst ein Konsistorium, das ungewöhnlich lange dauerte, und wobei die doppelte Schweizerwache auch an der innern Thüre des Saales stand. Was davon bekannt wurde, und was auch der Zweck der Kongregation war, war dieses, daß der Papst fünf neue Bischöfe ernannt hatte. Unter diesen war ein Neffe des österreichischen Kaisers, der noch sehr jugendlich und erst nur noch Weltgeistlicher oder Laie (secolare) sein soll. Mit der Ernennung wurde zugleich, mittelst eines darauf wartenden kaiserlichen Kuriers, die Dispensation, wodurch er fähig ward, die Würde zu erhalten, nach Wien abgesandt. Ob diese Bischofswahl oder etwas anders der Grund war, genug die Geistlichkeit war wieder zwerschfellichen Muthes, und allgemein erzählte man sich, wie freudig der heil. Vater sei. Man horte sogar sagen, nämlich von Geistlichen: „Der Himmel sei gelobt! in acht Tagen gehn alle fort.“ Dem widerspruch nun aber eine Abendung von hundert oder zweihundert Mann der mit dem französischen Militär vereinigten Truppen nach der Gegend von Florenz, und es verlautete, daß alle folgen und zugleich die für die Galeeren Verurtheilten (forzati) nach Mantua transportirt werden sollten. Das machte neue Bestürzung, und bei den Soldaten und Gefangenen Niedergeschlagenheit; aber niemand wagte etwas zu sagen, und die Sache blieb für einmal wieder still.

Digitized by Google

Man rechnet die Unkosten der päpstlichen Kammer, seit dem Einrücken der fränkischen Truppen ins Neapolitanische, auf fünf Millionen.

Daß Rom sich in einem sonderbaren Zustand befindet, wo vielleicht niemand bestimmt weiß, woran er ist, ist sehr sichtbar. Konjekturen lassen sich nicht machen, da selbst die allgemeinern Ansichten, aus dem Laufe der Zeit abstrahirt, auf alles bisher Geschehene nicht anzuwenden — wenigstens noch nicht anzuwenden sind. Nur die Zeit kann das Räthsel enthüllen.

Indessen ist durch die Wachsamkeit der Patrouillen die Sicherheit der Straßen wiederhergestellt. Traurig war der Fall eines Bedienten, eines sehr stillen, guten Mannes, der unter den früher Beschädigten sich befand. Dieser Mann, Vater von sieben Kindern, ging spät mit einer Laterne noch nach seiner Wohnung, als ihm plötzlich jemand einen Stich gab, der bis in die Lunge drang, und wovon er schwerlich genesen kann. Dieser Stich hätte ihn wahrscheinlich gleich getödtet, wenn er nicht mehrere Brustmücher, einen Ueberrock und Mantel gehabt hätte. Man kann sich den Fall nicht anders erklären, als daß es einem Andern galt, denn der Mann hatte mit niemand Händel gehabt, und genommen war ihm nicht das Geringste.

Ueber einige Entdeckungen und Erfindungen aus dem Pflanzenreiche.

Morellot's neue Färbestoffe.

Das zehnte Stück des neuen allgemeinen Intelligenzblattes für Literatur und Kunst (v. 5 März 1806) meldet von Leipzig aus, daß Hr. Prof. und Dr. Morellot, Pharmacien-major der großen Armee, mit einem dortigen geschickten Färber, Hrn. Carus, sehr gelungene Versuche gemacht haben, ohne Beihülfe indischer Färbestoffe, nur mit inländischen Materialien zu färben. Sie haben bis jetzt drei Farben, gelblichbraun, orangegelb und blau auf Wollentuch er mit solchem Grade von Aechtheit gebracht, daß diese Farben den Wirkungen des Lichts, der Luft und des Wassers mit dem entschiedensten Erfolge widerstanden.

Am wichtigsten unter diesen Versuchen sind die Färbungen des blauen Tuchs; denn es ist dazu gar kein Zusatz von Indigo genommen worden (der jetzt nur in sehr außerordentlichen Preisen von Westindien bezogen werden kann). Beim Blaufärben eines Stücks Tuch von ohngefähr dreißig Stab nahmen die Erfinder den Hrn. General Willemanzo, Administrateur-général, chef aux revues, und den Hrn. Oberst Savary, Revüen-Inspektor, als Zeugen.

Es heißt, „die Herrn Morellot und Carus werden ihre Untersuchungen weiter fortsetzen und ihr Verfahren in Ansehung dieser ersten Entdeckung bekannt machen, wenn sie dazu — Veranlassung erhalten.“ — Wahrscheinlich wird unter dem Worte Veranlassung hier eine ansehnliche fürstliche Belohnung, oder wohl gar Abkaufung eines Arkanums verstanden. Wir wünschen von Herzen jene; denn wem Europa die Entbehrung des Indigo dankt, der hat dem Weltheil eine jährliche Aussendung von mancher Million Livres erspart.

Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit, in einem schweizerischen Blatte gelesen zu haben, daß im vergangenen Jahre ein Hr. Joh. Heinr. Baumann, Färber zu Thun im Kanton Bern, die Anzeige von einer Erfindung machte, beim Blaufärben der Leinwand die Hälfte Indigo zu ersparen, und daß man mit dem Ton und der Kräftigkeit der Farbe noch zufriedener sein werde, als sonst. Auch er erbot sich, sein Geheimniß bekannt zu machen, sobald eine Regierung oder ein reicher Privatmann ihn durch eine Belohnung für die bei den vielen Versuchen gemachten Aufopferungen an Zeit und Kosten entschädigte würde. Seitdem hat man nichts mehr von dieser Sache vernommen.

Ungleich wichtiger wären Morellot's und Carus Erfindungen. Mögten sie bewährt gefunden, und durch Unterstützung groß denkender Regierungen bald Gemeingenthum Aller sein, die davon Gebrauch machen können!

Der Ahornzucker.

Viele Journale haben die in einem Schweizerblatte mitgetheilten Nachrichten des Hrn. Dufour de Montreux, aus dem Kanton Waadt, über die Bereitung des Zuckers aus dem den Ahornbäumen entzapften Safte, wie eine bisher unerhörte Sache, wiederholt nacherzählt. Nicht die Art, wie Hr. Dufour den Zucker bereitete, ist dabei das Auffallende (sie ist höchst einfach und bekannt genug), sondern sein Kalkul.

In einem einzigen Winter, sagt er, könne eine einzige Frau, mit Beistand von einigen Kindern, aus ohngefähr tausend Ahornbäumen (jeder acht bis neun Zoll im Durchmesser) gegen fünfhundert Pfund Zucker gewinnen, und wenn der Durchmesser der Bäume sich verdoppelte (was in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre geschähe), lieferten dieselben wohl zweitausend Pfund Zucker statt der fünfhundert.

Die, welche dies dem Hrn. Dufour nacherzählten, haben sich vielleicht eingebildet, wir könnten nun ohne anders in unsern Waldern Zuckerplantagen einrichten; es sei nur unsere Nachlässigkeit bisher Schuld daran gewesen, daß wir den Westindiern so lange für den Zucker zinsbar waren.

Aber der Ahornzucker, welcher in und ausser der Schweiz von mehrern zu machen versucht worden ist, wird noch weniger Glück machen, als der Runkelrübenzucker.

Hr. Dufour machte seine Versuche mit dem gemeinen Ahorn (acer pseudoplatanus). Bei kalten Wintertagen, im Sonnenschein, geben alle europäische Ahornarten, selbst der Masholder (acer campestris), den Zuckersaft. Am verwandtesten aber scheint dem amerikanischen Zuckerahorn unser Spitzahorn (a. platanoides) zu sein; er kommt ihm in Rücksicht des Wuchses und der Blätterbildung am nächsten; gibt ebenfalls schon im fünfzehnten Jahre beim Anbohren Saft, und höre im sechszigsten auf zu fliessen.

Wenn man den Saft zehn bis zwölf Stunden lang, da er noch frisch ist (denn er geht bald in Essiggährung über), einkocht, erhält man einen feinen Zuckersyrup, welcher ohngefähr der dreißigste Theil des Saftes ist. Bringt man den Syrup beim Erkalten endlich zur Hitze, so hat man einen braunen, unansehnlichen Zucker, der aber noch dazu das Uebel hat, daß er leicht wieder zerfließt, besonders wenn der Saft von Bäumen genommen ist, die nicht bei kalter Witterung von der Sonne lebhaft angeschienen wurden.

Doktor Rush (in seinem Schreiben an Mr. Jefferson, im dritten Bande der Transaktionen der phil. Soc. von Nord-

Digitized by Google

amerika) rechnet von jedem Baum jährlich im Durchschnitt den Gewinn von zwei Pfund Zucker (und zwar vom Zuckerahornbaum),

Keine Ahornwälder gibt es in Europa nur wenige; meistens steht diese Baumart nur zerstreut umher. Durch die Natur ihrer ausgebreiteten Wurzeln liebt sie nicht die Nähe ihres Gleichen. Um Ahornzucker regelmäßig zu gewinnen, müßte man weitläufige Strecken Landes, etwa große Viehweiden, einzeln mit Ahornen bepflanzen, und — — günstige Winter, strenge Kälte bei Sonnenschein, erwarten. Diese Bedingungen sind so schwierig, daß Zuckerplantagen in unsern Wäldern zum eitlen Projekt werden. Der Ahornzucker, an Güte und Schönheit dem gemeinen Zucker weit nachstehend, würde ihn, wenn er allein denselben ersetzen sollte, im Preise noch übertreffen.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Die Veränderung der helvetischen Staatsverfassung durch Napoleons Mediationsakte hat nothwendig auch viele der ehmaligen Staatsmaximen der Kantonsregierungen unanwendbar gemacht. Die Schweiz war noch niemals in so vollem Sinne des Wortes ein Freistaat, als wie sie es durch Napoleons Machtspruch geworden. Sie hat keine monopolisirende Städte, keine privilegirte Familien, keine Unterthanen mehr. Allgemein wird hier in den Alpen Napoleons Werk und That gepriesen. Die Schweizer genießen durch ihn, ausser den köstlichsten ihrer Güter, der Freiheit, des lang entbehrten Friedens. Aber das Land ist tief verarmt. Längeres Leiden würde dies gute Volk zu den verzweifeltsten Schritten bewogen haben. Es wird mehr als ein halbes Jahrhundert bedürfen, um den verschwundenen Wohlstand wiederzugewinnen. Die Fabriken stocken immer mehr; Ausfuhr neuer Erwerbsquellen mangelt. Dennoch ist das Volk zufrieden; es ist arm, aber frei, und genießt den großen Vermittler.

Unter den vermehrten Staatsmaximen steht auch die wegen des öffentlichen Volksunterrichts, welcher vormals sehr gröblich vernachlässigt war. Das Volk, im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte, bedarf einer bessern Erziehung in den Schulen. Nur durch den verbesserten Unterricht gewinnt das Land neue Kräfte; es werden nach und nach vortreffliche Talente, die sonst unentwickelt im Dunkeln hinstarben, hervorgerufen; die Vermehrung der Einsichten wird mit der Zeit die Zahl neuer Erwerbszweige vergrößern; die Industrie allgemeiner treiben, und den Landmann für die großen und wohlthätigen Ideen seiner Regierung empfänglicher machen.

In den kleinen demokratischen Kantonen freilich geschahen bisher nur noch geringe Fortschritte zum Bessern. Doch in Uri bestanden bereits schon jetzt die Volksbildung ein thätigerer Geist; eben so scheint er in Appenzell ausser Rhoden zu erwachen. Graubünden hat zu Chur eine sehr zweckmäßig eingerichtete höhere Schulanstalt, dergleichen vor der Revolution daselbst niemals hat zu Stande gebracht werden können.

Unter den alten, größern Kantonen werden auch zu Bern für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts der Dorfjugend Anstalten getroffen. Zürich aber vor allen andern begünstigt denselben mit einer Thätigkeit und Größe, wie es niemals geschehe. Wie vor der Revolution Zürich mit Strenge auf die Abhängigkeit des Landmanns von der Stadt hielt, suche es jetzt mit bewundernswürdigem Eifer die Freiheit desselben auf eine großmüthige und dauerhafte Weise zu begründen. Die Regierung unterstützt nicht nur jedes nützliche Unternehmen der Landleute zur Erzeugung neuer Erwerbsquellen mit entschiedener Sorgfalt, sondern stiftete auch in den Jahren 1806 und 1807 zur Verbesserung der Volksschulen das Bezirksschulwesen, indem sie die Idee des verdienstvollen Rathsherrn Usteri-holz in Schutz nahm, die Landschullehrer erst für ihren Stand zu bilden, und dieß Ihre nachmals weiter ausdehnte.

Viel Verdienste erwarb sich bei diesem Schullehrer-Seminarium der Hr. Prof. Karl August Zeller, ein junger, thätiger, geistvoller Mann, der sich der Verbesserung des Volksunterrichts mit leidenschaftlichem Eifer hingab. Seine so eben erschienene Schrift: „Die Grundlage einer bessern Zukunft, in Briefen an die Fürstin von Lippe-Detmold hochfürstl. Durchlaucht (Zürich, 1808)" ist als eine Fortsetzung des historisch-kritischen Berichts über das Normalinstitut in Zürich (vom Hrn. Prof. Schultheß daselbst) anzusehen, und verdient die Aufmerksamkeit aller, denen Volksverbreitung ein heiliger Wunsch ist. Man lernt daraus den gegenwärtigen Zustand einer Anstalt kennen (die den Lesern der Mitzellen für die neueste Weltkunde schon aus dem vorigen Jahrgange Nr. 4 und 5 bekannt ward), welche zu den merkwürdigsten der heutigen Schweiz gerechnet werden kann.

Der um Zürich's Schulwesen vielfach verdiente Professor Johannes Schultheß gibt jetzt sogar ein eigenes Journal zur Beförderung des Sinnes für diesen erhabenen Gegenstand heraus. Es führt den Titel: Beiträge zur Kenntniß und Beförderung des Kirchen- und Schulwesens in der Schweiz (Zürich, bei Näf), und verdient kräftige Unterstützung von allen Kantonen.

Unter den neuern Schweizerkantonen hat St. Gallen besonders am meisten für das verbesserte Schulwesen gethan. Der dortige Erziehungsrath ist aus eben so einsichtsvollen, als für die gute Sache unermüdeten Männern zusammengesetzt, welche von ihrer Regierung Beistand aller Art genießen. — Auch die Regierung des Kantons Thurgau trachtet, mit lebendigem Gefühl von der Nothwendigkeit der Volksbildung überzeugt, diese zu befördern, so gering auch die Hülfsquellen ihres Kantons sein mögen. Und Pestalozzi's Anstalten zu Yverdun können im Kanton Waadt nicht fehlen, ohne wohlthätig auf denselben einzuwirken.

Zu den höchst gemeinnützigen Anstalten Pestalozzi's und des Normalinstituts in Zürich, Anstalten, deren jede in ihrer Art einzig, und musterhaft für andere Länder, zu nennen ist, gesellt man auch Fellenberg in Hofwyl bei Bern die letzte, an Originalität und Werth allen andern eine würdige Nebenbuhlerin. Auch sie bezweckt Veredlung der größern, der wichtigsten und bisher vernachlaßten Volksklasse. Die Mitzellen f. d. n. Welt haben schon über die Tendenz der Hofwyler Anstalten vor wenigen Monaten gesprochen. In dem ist eben erschienenen ersten Heft des Journals „Landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl" erklärt sich der Herausgeber (Fellenberg selbst) bestimmter über seinen großen Zweck.

Die Schweiz, seit sie ihrem politischen Einfluß auf Europa's Staatenverhältnisse einbüßte, hat nie, eines freien, edeln Volkes würdig, aufgehört einen schönern Einfluß, den moralischen, auf die Zeitgenossenschaften zu üben. Auch in unsern Tagen zeigt sie sich hier ihrer berühmten Vorwelt und ihrer selbst werth.

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 28.

Vierter Brief.

Zur Uebersicht der Literatur der Geschichte des letzten preussischen Krieges und seiner Folgen.

— — Denn wer nicht weiß, wie leicht man heutiges Tages hinschreibt und wegliefet, würde darauf schwören, das Volk der norddeutschen Stadte und Städtchen sei durch sitzende Lebensart von allen Uebeln der Hypochondrie (eines derselben ist auch die ewige Furcht) zu allen männlichen Unternehmungen entnervt; die eine Hälfte sei unaufhörlich beschäftigt, das zu lesen, was die andere Hälfte unaufhörlich schreibt.

Ich hatte nur die neuesten Schriften über den französisch-preussischen Krieg ausgebeten, mit Ausnahme einiger Journale, die ich ohnehin schon in unserm Zirkel gelesen. Vor drei Wochen schickte mir der Buchhändler einen ungeheuern Ballen Bücher vor's Haus. Sein Brief dazu enthielt einen Katalog von einhundert und siebenundzwanzig großen und kleinen Werken, und die Bitte: „Nachsicht zu haben wegen der übrigen, welche zwar verschrieben, aber noch nicht angekommen seien." Ich erblaßte vor Schrecken. Auf solche enorme Einquartirung hatt' ich mich in meiner kleinen Bibliothek nicht gefaßt gemacht. Aber das Heer stand nun einmal da vor dem Hause — ich mußte ihm Dach und Fach geben.

Ueber den Feldzug von 1806 und 1807 waren bis dahin allein fünf verschiedene Werke erschienen; alle ziemlich umständlich, alle mit der Miene der Unpartheilichkeit, demungeachtet, wie man leicht voraussehen konnte, sehr lückenvoll in Darstellung der Facta, einseitig in den Urtheilen. Eine gründliche Geschichte läßt sich sodald nicht erwarten; aber Materialien zu derselben sind immer schätzbar. Am lesenswerthesten ist unstreitig der „Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während den Monaten September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürsten zu Hohenlohe gestandenen preussischen und sächsischen Truppen." (Mit Planen. Gr. 8. Tübingen.) Hätten wir von jedem Armeekorps eine so bestimmte Darstellung, würden wir uns von dem Ganzen des Kriegs bald ein ziemlich treues geschichtliches Bild entwerfen können. — „Die Feldzüge von 1806 und 1807, historisch-politisch-militärisch betrachtet. Mit den offiziellen Aktenstücken" (1 Theil. Stuttgard, 8.) sind mehr Kompilation, könnten aber interessant werden, wenn der Herausgeber mit kritischer Würdigung (mehr als es bisher geschah) alles Vorhandene sorgfältig benutzte, und seine Arbeit, vor der öffentlichen Erscheinung, durch Sachkundige und Augenzeugen prüfen liesse.

Ueber das „Gefecht bei Saalfeld" sind zwei Schriften erschienen; beide müssen mit einander verglichen werden. Die eine (Dresden, 4.) verfolgt einfach den Gang der Kriegshandlung; die andere (Königsberg, 8.) dreht alle Umstände auf den Punkt zusammen, aus welchem die Unverschtigkeit des Prinzen Louis Ferdinand gerechtfertigt werden kann. Jene hat mehr historischen Werth, den die Angaben dieser erhöhen.

Ueber die Schlacht bei Jena und Auerstädt sind mehr als ein Dutzend Werke und Brochuren erschienen, von äusserst ungleichem Werthe. Bei weitem das grundlichste und unpartheiischste ist in der kurzen Nachricht von dieser Schlacht enthalten, die, nebst dazu gehörigen Planen und Karten, in Weimar, so wie ebendaselbst „der Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee im Jahre 1806", herauskam.

Man findet in den meisten dieser Berichte über die große, das Schicksal der preussischen Monarchie entscheidende, Schlacht die immerwährende Tendenz der Verfasser, ihre Ansichten zu vertheidigen und das Unglück des Tages fremden Schultern aufzubürden. Aus dem, was und wie nach dem verderblichen 14 Oktober 1806 über die Hauptschlacht gesprochen ward, erkennt man den Geist der Zwietracht wieder, welcher das Unheil über Preussen herbeirief. Es ist leider nur zu gewiß, daß subalterne Offiziere richtiger vor und nach der Schlacht sahen, als die meisten Oberbefehlshaber der Allürten, und daß diese noch viel leidenschaftlicher wider einander selbst, als gegen den gemeinschaftlichen Feind waren.

Digitized by Google

Unter der Menge der über diesen schrecklichen Tag erschienenen Brochuren liefert kaum eine so viel interessante Details, als die „Fragmente aus dem Tagebuch eines preussischen Regimentsschreibers über die Begebenheiten des 14 Oktobers und der folgenden Tage.“ (Hamburg 8.) Man findet in den Thatsachen, welche der Regimentsschreiber sah und einfältig aufzeichnete, mehr Schlüssel zum großen Räthsel, als in den kriegskünstlerischen Raisonnements mancher Feldherren oder ihrer Adjutanten.

Ueber „die Schlacht bei und in Lübek“ mit einem Plan (Lübek, 4.) läßt sich nichts sagen, als sie ist kurz und bündig. Villers „Brief an die Gräfin F. von B.“ gab einen schrecklichen Kommentar dazu. Die Schlachten bei Preussisch-Eilau und Friedland sind von unsern Schriftstellern minder umständlich behandelt. Die Karten und Plane welche davon in Weimar erschienen, belehren durch den beigefügten erklärenden Text wenig mehr, als die bekannt gewordenen offiziellen Bulletins. Ausführlicher, und doch nicht ganz genügend, ist die Schlacht von Friedland auch im ersten Stücke vom Magazin des Kriegs (Leipzig, 4.) behandelt worden.

Die Belagerungsgeschichte der Festung Glogau beschrieb erst Hr. C. F. Benkowitz in zwei Heften (Leipzig, 8.), dann Hr. B. J. Gaupp (Glogau, 8.), dann ein Beobachter, der sein Tagebuch (Berlin, 8.) dem Publikum zum Besten gab. Alle diese Herren erzählen, was sie, wie viele andere, sahen, und theilen uns darüber Glossen mit, die sie wie viele andere machten. Alle sahen die Ereignisse von unten hinauf an; wären sie neben den Chefs gestanden, hätten sie mit Sachkunde und umfassendem Blicke von oben herab gesehen über den Zusammenhang des Gesammten, ihre Mittheilungen würden mehr, als zur flüchtigen Stillung einer flüchtigen Neugier dienen.

Eben dies läßt sich auch großentheils über die bisher bekannten Belagerungsgeschichten der Festung Danzig sagen. Am ausführlichsten aber ist „die Geschichte der Belagerung und Einnahme Danzig's.“ (Leipzig, 8.) Auch die in Hamburg erschienenen Briefe eines Augenzeugen von „Danzig während der Belagerung“ enthalten schätzbare Beiträge zur Aufklärung dieses nächst der Schlacht von Jena wichtigsten Theils der Kriegsgeschichte von 1806 und 1807.

Ein preussischer Offizier, der die „Belagerungsgeschichte von Breslau im Dezember 1806 und Januar 1807“ beschrieb, gab uns eine rhapsodische Darstellung der zweimonatlichen Leidenshistorie dieser vortrefflichen Stadt. Man hätte gern seine Raisonnements vermißt, wenn er dafür umständlicher über die Operationen des Fürsten von Pleß geworden wäre.

Ich will hier nicht der vielen Details erwähnen, welche in unzähligen Journalen über die neueste Kriegsgeschichte zerstreut liegen. Aber doch läßt sich nicht läugnen, daß Hr. v. Cölln in seinen vertrauten Briefen, Feuerbränden und Intelligenzblättern, oder durch sie, vorzüglich viel zur Aufklärung der neuesten Ereignisse beigetragen hat, so leichtsinnig er auch in der Auswahl seiner Artikel, so hart und roh er auch oft in der Darstellungsart war. Es ist diesem Manne, wie es scheint, mehr daran gelegen gewesen, Aufsehen, als Achtung zu erregen — er hat sein Ziel erreicht.

Nächst ihm ist wohl Hr. Julius von Voß der schreibseligste Held dieses Waffen- und Federkampfes geworden. Von ihm allein liegen acht große und kleine Bände vor mir, die er im Zeitraum weniger Monate in's Publikum warf. Dieser Mann hat Talente, aber er läßt ihre Früchte nicht reifen; seine Produkte sind selten ganz schlecht, aber noch seltener zu dem tauglich, wofür er sie gibt. Erst entwickelt er in einer gewiß interessanten Flugschrift seine Meinung von dem, was nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preussischen Staates zu thun gewesen — dann seine Ideen über Deutschlands Politik und Kriegskunst, worin neben vielen halbwahren, vorschnellen Urtheilen sehr beherzigungswerthe Gedanken liegen; endlich unterhielt er uns mit den Schicksalen eines der Jena gefangenen preussischen Offiziers, einen durch Karakteristik der Zeit und ihrer Genossen nicht ganz uninteressanten Halbroman; zuletzt theilte er noch kritische Ansichten einer Markettenderin über die Feldzüge von 1806 und 1807 mit! Produkte solcher Art sind zum Glücke viel schneller vergessen, als geschrieben; daher kein Wort mehr darüber.

Vollkommene Dunkelheit (wenn wir die Amtsberichte nicht hätten) würde über den mörderischen, anhaltenden und zahlreichen Kämpfen am Bug und der Narev, bei Ostrolenka, Pultusk u. s. w. herrschen. Dieser Theil der Kriegsgeschichte, so wie die Geschichte von der polnischen Insurrektion und ihrem Fortgang, erwartet noch ihre Federn.

Wahrscheinlich werden wir darüber einst, so wie über den ganzen Gang des Krieges in militärischer und politischer Hinsicht, von Frankreich aus die wichtigsten Belehrungen empfangen. Napoleon und seine großen Feldherren, zu eifersüchtig um ihren Ruhm und das Urtheil der spätern Jahrhunderte, werden sich nicht damit begnügen, durch Wirkungen zu beweisen, was sie gethan, sondern auch wie sie es vollbrachten. Die (zu Paris) mit vielen kleinen biographischen Notizen verwebten drei Bände der Campagnes des armées françaises en Prusse, en Saxe, en Pologne u. s. w. sind bloße Kompilation, ohne Detail für die Geschichte jener ewig denkwürdigen Begebenheiten, durch welche Preussens herrliche Monarchie zum Abgrunde der totalen Auflösung hingerissen ward.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 29. — den 9 April 1808.

Einige Beiträge zur neuesten Sittenschilderung der Sizilianer.

(Neapel. März 1808.)

Die folgenden Erzählungen und Bemerkungen über das Meuchelmorden in Sizilien sind mir von einem meiner in Neapel lebenden Freunde zugesandt worden, der mit einer genauen Kenntnis Siziliens, welches er, durch langen Aufenthalt in der Insel, kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, die grosse Redlichkeit und Glaubwürdigkeit verbindet. So traurig auch für den Augenblick viele Revolutionen Völkern und Thronen sein mögen, wird man doch, wenn man die nachfolgenden Thatsachen gelesen haben wird, das Schicksal segnen, welches Joseph Napoleon auf Neapels Thron erhob, und wünschen, daß auch das unglückliche Sizilien bald seiner kraftvoll ordnenden Hand unterworfen und polizirt werden möge.

Der Herausgeber.

Ein in Neapel herauskommendes französisches Blatt führte vor einiger Zeit zwei karakteristische Vorfälle an, die aus den nach der Rückkehr in sein Vaterland gedruckten Abenteuern eines deutschen Offiziers (der mit dem Prinzen von Hessen-Philippsthal als Adjutant in Gaeta, Sizilien und Kalabrien war, und in letzterer Gegend gefangen wurde) genommen sein sollen. Ehe wir einige Bemerkungen oder Erläuterungen hinzufügen, lese man die Erzählung selbst.

Erste Anekdote.

Der Gouverneur von Girgenti (heutiger Name des alten Agrigents) war für ein junges Landmädchen heftig entflammt, das er täglich unter seinem Fenster vorbeigehen sah. Nachdem er dieser Schönen vergebens die glänzendsten Anerbietungen hat machen lassen, wird sie mit Gewalt oder List durch seine Getreuen zu ihm geführt. Der Vater des Mädchens erfährt endlich die Sache, und er wird, unter dem Vorwande einer wichtigen Entdeckung, allein vor den Gouverneur gelassen. Sogleich fordert er, unter Androhung des Todes, seine Tochter. Der Gouverneur ruft um Hülfe. Der Landmann zückt den Dolch, ohne jenen tödlich verwunden zu können. Man verhaftet ihn. Auf der Stelle wird von seinem Gegner selbst der Todesbefehl gegen ihn unterzeichnet, und der Unglückliche wird am gleichen Abend gehängt.

Die Tochter, unglücklicher als der Vater, kommt in konvulsivischer Verzweiflung um.

Drei Brüder, Söhne des Getödteten, schwören, den Vater und die Schwester zu rächen, oder zu sterben. Ihr Bemühen, zum Gouverneur zu gelangen, ist umsonst, da die leichte Wunde ihn im Hause zurückhält. An einem Festtage, da letzterer im Dom erscheinen mußte, stellen sie sich wohl bewaffnet mit ihren Flinten ein, als Gebirgsjäger, die ihr Wild zu Markte tragen. Kaum zeigt sich der Gouverneur, so ertönt der Ruf: „Dir gilts, Vater- und Schwestermörder!“ und er fällt tod zu Boden. Schreckliche Drohung, Jeden niederzuschiessen, der sich ihnen nahen würde, und Schnelligkeit, entziehen sie den Händen der Justiz. In ihren Bergdörfern sind sie gegen Verfolgung für immer gesichert.

Digitized by Google

Zweite Anekdote.

Ein reicher Kaufmann aus dem Innern der Insel hatte in Palermo ansehnliche Geschäfte gemacht. Er kannte die Gefahr des Weges, und das gewöhnliche Mittel, sich bei dem Agenten-Chef der Banditen Sicherheit zu verschaffen. Nachdem er letzterm seine ganze bei sich führende Baarschaft in Wechsel und Gold gezeigt, und die Sicherheitsversicherung nach Vorschrift des Tarifs dieses Assekuranzkontoirs bezahlt hatte, erhielt er einen bewaffneten Begleiter, der für alles stebt.

Am zweiten Tage der Reise stoßen sie auf zwei betrunkene Banditen, die eben deswegen auf die Versicherung des Begleiters und auf den Freipaß vom Agenten keine Rücksicht nehmen, und den guten Fang nicht verlieren wollen. Zu der schrecklichsten Bestürzung des Kaufmanns macht sogar sein Geleitsmann mit den Räubern gemeinschaftliche Sache, und fordert mit der Pistole in der Hand den Geldgurtel. Wie er ihn erhalten hat, schüttet er das Gold auf die Erde. Eilig bücken sich die Räuber darnach, und nun fallen plötzlich die dem Kaufmann gedrohten Schüsse auf sie. „Nehmt euer Gold wieder“ sagt der Sieger, der doch selbst vom gleichen Handwerk war. „Jene Elenden entehrten das Metier; ich habe sie gezüchtigt. Was würde aus unserer Assekuranzkasse, wenn Reisende sich nicht auf unser Ehrenwort verlassen könnten.“ Die Reise endigte glücklich, und der Kaufmann wurde von seinem Beschützer ersucht, dem Vorfall alle mögliche Publizität zu geben, um die Sicherheit des Handels ausser Zweifel zu setzen.

Man sieht es diesen beiden Erzählungen an, wenn sie anders wirklich in einem solchen angegebenen Buche vorkommen, daß sie durch Hörensagen aufgefaßt worden sein müssen, weil alle nähern Angaben fehlen. Nun weiß man aber, wie es mit solchen Geschichten geht. Der innere Zusammenhang hat eben so wenige Data der Glaubwürdigkeit. So z. B. läßt sichs wohl schwerlich denken, daß ein Gouvernatore, der eine Dirne mit Gewalt hat zu sich bringen lassen, sogleich einen Landmann vor sich läßt, weil dieser ihm etwas allein sagen will. Ein sizilischer Gouverneur kennt seine Sizilianer besser. — So ist die Person des reichen Kaufmanns aus dem Innern, der mit Wechseln u. s. w. reiset, höchst verdächtig, da in Sizilien der Handel im Innern gar nicht beträchtlich ist, und die Bezahlungen bei der unmittelbaren Ablieferung der Waaren zu geschehen pflegen, da man wechselfeindlich sich mißtraut und mißzutrauen Ursache hat, anderer Unwahrscheinlichkeiten nicht zu gedenken. Daß aber in jener Gegend Dinge vorfallen könnten, die schwerlich an irgend einem andern Orte so geschehen würden, ist keinem Zweifel unterworfen.

Es ist Thatsache, daß, in den mehrsten Fällen von Ermordungen, der Thäter sicher ist, sobald er nur in eine andere Berggegend gezogen ist, wenn ihn nicht Zufall oder Nachsucht den Verwandten seines Gegners aufspüren.

Meistens werden Ermordungen von Leuten verübt, die nicht viel zu verlieren haben, und der, welcher bei Messina jemand umbrachte, lebte, wenn er nicht nach Kalabrien flüchten konnte oder mogte, an dem Gebirge Madonna oder in den Palermischen Bergen so endig, als wenn er nur einen Kramsvogel erschossen hätte. Die wenige Kommunikation unter den Orten der Insel selbst ist zum Theil die Hauptursache, und im Ganzen ist in jenen Gegenden der Mensch dem Menschen so unwichtig, daß man sich wenig mehr um einen kümmert, wann er nicht mehr vorhanden ist. Daher sind sogar die Fälle nicht selten, daß nach einigen Jahren der Flüchtige sogar wieder an seinen Ort zurückkehrt, und die Sache mit einer Kleinigkeit vermittelt.

Eben so ist es gewiß, daß es, besonders in gewissen Gegenden, miteinander einverständene Leute gibt, die, sobald ein Anlaß da ist, förmlich das Räuberhandwerk treiben, wobei sie sich auf ihre Sichlaubeit, auf ihr geübtes Gewehr, und auf die schlechte Justiz verlassen.

Davon zeugte in Katania ein merkwürdiges Beispiel. Der Sohn einer angesehenen Kaufmannsfamilie verschwand plötzlich auf einer kleinen Reise, die er gemacht hatte. Lange wußte man von dem jungen Menschen nichts, und alle Nachforschungen waren vergebens. Endlich zeigte ein Geistlicher, der eine abgelegene Wohnung hatte, dem Vater an, daß mehrere Räuber sich bei ihm eingefunden und angezeigt hätten, wie sie den jungen Menschen in Verwahrung gebracht, und gegen vierhundert Goldunzen, die bei dem Geistlichen deponirt werden sollten, den Vermißten in Freiheit zu stellen erbötig wären. Die Sache wurde mit aller möglichen Vorsicht betrieben, denn die Räuber hatten gedroht, ihren Gefangenen umzubringen, wenn man dem Vorfall Publizität gäbe. Die Regierung war indessen davon benachrichtigt worden, und da die Sache einen angesehenen Mann betraf, so wurde in diesem Falle eine größere Sorgfalt, als gewöhnlich, beobachtet. Man erwöhnte, der Geistliche mögte bei dem ganzen Handel mehr als blos Mittelsperson sein, und ihm wurde die Gefahr vorgestellt, der er sich selbst aussetze, wenn er nicht zur Entdeckung der Räuber behülflich wäre. Das war von guter Wirkung. Die Unterhändler wurden durch Versprechen gelockt und getäuscht; der junge Mensch gerettet, und sie gefänglich eingebracht. Die Sbirren führten sie im Triumf in Katania ein, und zogen mit ihnen durch die Gassen, um sie, gegen ein Trinkgeld, vor den vornehmsten Häusern gleichsam zur Schau auszustellen. Was die Justiz hernach aus ihnen gemacht hat, ist mir nicht bekannt. Man weiß es aber, daß in ähnlichen Fällen solche Verbrecher, wenn sie vermögend waren, durch Erlegung einer Geldsumme sich wieder befreiten.

Die Beispiele von eigentlichen, die Sache handwerksmäßig treibenden, Banditen gehören in Sizilien weitaus zu den seltenern. Dennoch gibt es auch solche, und unter andern erzählte man von einem, der endlich, nachdem er eine Menge Menschen umgebracht hatte, in Katania gerichtet wurde. Dieser gefürchtete und furchterliche Kerl hatte eine wahre Blutgier, wie er selbst gestand. Wenn er seine Flinte oder neues Pulver probirte, so mußte ihm immer wenigstens ein lebendes Thier zum Ziele dienen, und Leuten, die er auf der Straße oder in einer abgelegenen Gegend mordete, sog er, mit ungeheurer thierischer Lust, das warme Blut ab.

Zwei gräßliche Fälle ereigneten sich im März und April des Jahres 1805.

Ein junger und noch obendrein Messe lesender Geistlicher begab sich, in einem kleinen Orte auf der südlichen Seite des Aetna, zu einer für wohlhabend gehaltenen Frau, unter dem Vorwande, einen Weinberg von ihr zu kaufen. Er ließ sich von ihr in den Garten hinter ihrem Hause führen, und tödtete sie mit vielen Stichen. Dann kehrte er, nachdem er sie in einer Laube verscharrt hatte, ins Haus zurück, nahm das vorräthige Geld, etwa achtzig Scudi, und ging in Kleidern der Umge-

Digitized by Google

brachten wieder zum Hause hinaus, das er hinter sich verschloß. Mehrere Tage verflossen, bis es den Nachbarn auffallend wurde, daß die Frau, die sonst alle Tage auszugehen pflegte, sich gar nicht sehen ließe. Die Sache schien verdächtig; die Thür wurde mit Gewalt geöffnet, der Leichnam gefunden. Unter den Leuten, die ins Haus eilten, wo der Fall sich ereignet hatte, war auch der junge Geistliche, der noch obendrein ein Verwandter war. Er lief zum Giudice, und drang darauf, daß die Ortsrichter (la corte) die Sache aufs strengste untersuchen sollte. Indessen hatte die Hauptperson der Justiz schon erfahren, bei Erkundigung, was für Personen zuletzt bei der Donna ein- oder ausgegangen wären, daß der junge Geistliche selbst unter den ersteren bemerkt worden war. Seine eigene Leidenschaftlichkeit erregte Argwohn. Während man sich mit ihm unterbielt, wurden Sbirren in seine Wohnung geschickt, die sie mit Gewalt öffneten, und sogleich fand sich Gewehr und unter einem Bettkissen das noch blutige Messer. Er wurde, als man ihm letzteres vorhielt, todtenbleich und gestand alles. Man führte ihn geschlossen nach Katania, und ohngeachtet er als Geistlicher nicht öffentlich hätte in die Gefängnisse gebracht werden dürfen, so hatte der aufgeklärte und rechtliche Bischof Ventimiglia dennoch sogleich erklärt, daß er einen solchen Boswicht nicht als Geistlichen anerkennen oder in Schutz nehmen wolle, und ihn folglich aller Strenge der bürgerlichen Kriminaljustiz überlasse.

Der letzte Fall, von dem in diesem Aufsatz die Rede sein soll, ereignete sich in dem Orte Giarre, der ebenfalls unter dem Aetna liegt. Ein Mann, der ein Spieler war, und seine Geschäfte schlecht betrieb, ließ in seinem Hause die Frau und sieben Kinder oft im dochsten Elend sitzen. Die Frau, die ihm einiges Vermögen zugebracht hatte, machte ihm die heftigsten Vorwürfe, und da er sie schon lange ganz vernachlässigt hatte, kam auch wohl einige Eifersucht ins Spiel. Der Fußvolk gerieth darüber in Wuth, stellte sich aber ruhig, und spielte fast den Liebhaber. So gewinnt er von neuem ihr Vertrauen; aber in einem Augenblicke, da sie sich dessen am wenigsten versah, bringt er sie mit sieben oder acht Dolchstichen um. Das alles that er mit einer teuflischen Kälte und Besonnenheit. Dann ging er mit seinem Gewehr davon. Mehrere Wochen waren seit dem Vorfall vergangen, ohne daß man anders wußte, als daß er sich auf der Insel befande, und in die Gegend von Palermo sich gewandt habe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er frei durchgegangen ist, denn neue Vorfälle verdrängen die alten, und die Langsamkeit der Justizpolizei ist eben die Ursache, daß solche Verbrechen immer von neuem gewagt werden; ja es gibt sogar Fälle, daß der Schuldige durch naives Entdecken seiner Lage, und durch gänzliche Unterwürfigkeit unter den Willen eines Vornehmen, sich seiner Protektion zu versichern weiß.

Diese Beispiele, die keineswegs aus den schlimmsten Gegenden gewählt sind, mögen zum Beweise dienen, daß der Karakter der Sizilianer einen ihrer Nachbarn, der Kalabresen, allerdings ziemlich gleich kommen kann; und wie viele Fälle mögen sich ereignen, von denen wenig bekannt wird! Immer gehorten indessen, bis zum Ausbruche des letzten Krieges, solche Fälle zu den seltenern, während es bei den Kalabresen gleichsam zu einem Point d'honneur gehörte, irgend einmal jemand umgebracht zu haben. — Ein Kalabrese, der flüchtig werden mußte, nachdem er sich lange mit Hülfe eines Beschützers versteckt gehalten hatte, gestand dem genuesischen Schiffer, der ihn führte, daß er schon achtundzwanzig Menschen fortgeschafft habe, welches er mit ho fatto ausdruckte. Die mehrsten unter diesen waren Sbirren.

Es läßt sich vermuthen, daß die Volksbewaffnungen in Sizilien einige Aenderungen hervorgebracht haben, die dem Volkskarakter, der im ganzen friedlich zu nennen war, viel geschadet haben mögen, und es wäre interessant, von einem authentischen Beobachter etwas darüber zu vernehmen.

Die neuere Geschichte hat mehrere Beispiele aufgestellt, wie sehr in Zeiten der Kriegsallarmirung auch selbst die Bewohner friedlicher Thäler verwildern konnten. Bei einem Volke, bei dem neben südlicher Leidenschaftlichkeit, lassende Dürftigkeit und ein unendlich geringer Fond durch Meinung und Sitte fortgepflanzter Humanität statt findet, ist eine Kleinigkeit hinreichend, aus den Menschen nicht Krieger, aber wohl herzloses Raubgesindel zu machen. Nichts konnte dazu bei den Sizilianern bessere Veranlassung geben, als was den alten Haß gegen die Franzosen und die alte Furcht von ihrer Rache aufregte.

Der Verfasser dieses Aufsatzes war so glücklich, zu einer Zeit die Insel zu durchpilgern, als noch eine Art von Kindheitsschlummer das Volkchen in Ruhe dahinbrüte. Unzähligemal nahm er wahr, wozu es unter andern Umständen fähig wäre; aber in den mehrsten Fällen ließ sich der Augenblick fast sicher berechnen, bis zu dem nichts zu fürchten war. Dann zog er in eine andere Gegend, und bis ihm dahin eine Kunde, von Unwissenheit oder Aberglauben zum Verdacht ausgesonnen, nachfolgte, war er schon wieder weiter gezogen. — Selbst die Fälle, wo er in persönliche Gefahr kam, konnten ihn nicht von seiner guten Meinung von dem eigentlichen Naturkarakter der Inselbewohner abbringen. War es doch möglich, daß bei dem überschwenglichsten Reichthume des Bodens oft schrecklicke Armuth und selbst Hungersnoth statt findet: wie viel mehr muß man sich wundern, daß die Menschen daselbst nur so blieben, wie sie bisher waren!

Ueber einige Entdeckungen und Erfindungen aus dem Pflanzenreiche.

Neue Cinchona-Arten.

Wer hat nicht mit dem lebhaftesten Interesse die treffliche Abhandlung Alexanders von Humbold, über die Cinchona- oder Fieberrinden-Wälder Peru's, in den Schriften der Berlinischen naturforschenden Gesellschaft vorigen Jahrs, gelesen? Es scheint, die spanische Regierung widme diesem Handelszweige ihrer südamerikanischen Staaten größere Aufmerksamkeit.

Verwichenen Jänner haben die beiden Naturforscher Don Juan Fafolla und Don Juan Magnilla aus Peru ihrer Regierung die kolorirten Zeichnungen von eilf neuen Cinchona-Arten (nicht blos Varietäten) übersandt, so daß man nun die vollständige Beschreibung und Abbildung von neunundzwanzig Arten der Chinarinden-Bäume beibt. Aber man weiß, daß es noch gegen dreißig verschiedene andere Arten derselben in den Waldungen von Peru gibt, deren nähere Beschreibung noch erwartet wird.

Die spanische Regierung hat inzwischen zur Ergänzung der Flora peruviana die oben erwähnten eilf eingekommenen Zeichnungen den, mit der Bearbeitung jenes Werkes beauftragten, Künstlern überschickt.

Digitized by Google

Stoff zu Parallelen.

Das Glück.

Man gefiel sich vor wenigen Jahrzehnden noch sehr darin, das achtzehnte Jahrhundert das philosophische Jahrhundert zu heissen, im Schimpf und Ernst. Bringt alle Philosophie solche Früchte, wer mögte da Philosoph sein, oder seinen Nachkommen wünschen, noch einmal in dergleichen philosophischem Jahrhundert zu leben!

Es ging vielen gutmüthigen Schwärmern, wie dem Könige Lear beim Schakespear, der sich vom Felsen zu werfen meinte. Sie sahen das gewaltsame Regen des edlern Theils vom menschlichen Geschlecht — der Zulauf ward genommen zum höhern Aufschwung, man sprang — und kam zwei Zoll breit von der alten Stelle. Weiter nicht! Einige glauben sogar, man sei rückwärts gesprungen. Das nun wohl nicht. Die Vorsehung kennt in der weltdirigirischen Leitung des menschlichen Geschlechts kein rückwärts, aber die Natur kennt auch — keine Sprünge vorwärts. Was wir für philosophische Sprünge hielten, waren Konvulsionen einiger Ungeduldigen.

Ich glaube, wir sind noch so ziemlich im Alten. Es sind herrliche Saaten ausgestreut; das ist das höchste, was sich von den drei letzten Dezennien sagen läßt. Ob die Saat je reif wird, dafür lassen wir die Götter und unsere Enkel sorgen.

Woran aber würden wir erkennen, daß die Menschheit vorgeschritten wäre? — An der religiösen Ehrfurcht der Großen vor Tugenden, Verdienst und Bürgerglück; am religiösen Abscheu der Volksmenge vor — Egoismus.

Im philosophischen Jahrhundert war mehr die Rede davon, wie man sein Glück mache, als davon, wie man glücklich sein könne.

Kardinal Mazarin hatte ein bedeutendes Geschäft vor. Man empfahl ihm einen gewandten Mann dazu. „Aber hat der Mann auch eine glückliche Hand?“ fragte er. Der Staatsminister hatte also seinen Kohlerglauben, wie der Gärtner und hirschgerechte Weidmann. Er fragte nicht dem Talente, sondern der glücklichen Hand nach.

„Junger Mann,“ sagte ein altfranzösischer Duc zu seinem Neffen, der an Ludwigs des Funfzehnten Hof kam, „wollen Sie bei den Großen Ihr Glück machen? gut, Sie thun recht daran. Es ist sehr leicht. Sie müssen bei den Großen ohne Laune, ohne Ehrgefühl sein (sans humeur et sans honneur); die todte Flöte, die erst unter fremdem Hauch tönt; der Spiegel, welcher den Großen immer ihr eigenes Bild zurückgibt und nicht mehr — dann kann's Ihnen unmöglich fehlen.“

„Wie kamen Sie auch darauf, die Gesetze des Weltensystems zu finden?“ ward Newton gefragt. Der Philosoph erwiederte: „Ich dachte an nichts anders.“ — Robespierre ward Frankreichs Tyrann, und war doch nur ein sehr mittelmäßiger Kopf. Er dachte aber an nichts anders.

Variet äten.

Aus der Schweiz.

— * Herr Gunteron hat abermals eine kleine Schrift über Fellenbergs landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl, betitelt: *Coup d'oeil sur l'influence à espérer des établissements de Hofwyl, quant au perfectionnement de l'industrie et des moeurs*, herausgegeben. Er sagt darin nicht viel Neues über die Sache selbst; stellt aber die Wahrheit in ein helleres Licht, daß alle Schriften über Landwirthschaft, alle ökonomische Gesellschaften, nicht so wesentlichen Nutzen für den Staat haben können, als Institute solcher Landwirthe, nach dem Vorbilde dessen zu Hofwyl, wo Beispiel mit Lehre vereint und durch die Erziehung armer Kinder für die Kultur der größern Volksklasse gesorgt wird.

Bedeutender ists, daß das herrliche Kloster Hauterive im Kanton Freyburg jetzt wirklich Anstalten trifft, in seinem Bezirk ein ähnliches Institut zum Besten des Landes zu gründen. Es wird mit dem Hofwyler Institut affocirt sein. Die Herr von Diesbach von Betterroche und Odet von Orsonnens schlossen zu dem Ende neulich mit Herr Fellenberg ihre liebereinkunft ab. Die Regierung des Kantons wird die neu gegründete höchst wohlthätige Anstalt in ihrem Kanton auf eine Weise begünstigen, die den gemeinnützigsten, vaterländischen Zwecken entspricht.

Wünschenswerth wäre es, daß jeder Kanton eine solche Landwirthschaftsschule nach Fellenbergischen Grundsätzen besäße. Nichts würde den Flor und die reelle Verbesserung des Landbaues, auf welchen doch endlich die Schweizer größtentheils wieder zurückgewiesen sind, schneller befördern. Immer könnten sich dann die erfahrensten und einsichtsvollsten Oekonomen mit solchen Institute als ökonomische Societät vereinen, und dem Boden und der Natur ihres Landes die Werkzeuge und neuern Grundsätze der veredelten Agrikultur anpassend machen.

Wahrscheinlich wird die eidgenössische Tagsatzung dieses Jahrs in Luzern Fellenbergs wohlthätige Unternehmungen würdigen lassen.

Aus Deutschland.

— * Gewiß, das trostlose Schicksal unglücklicher Autoren, unglücklich, weil sie für die Früchte ihrer Musen nur nicht einmal einen gutherzigen Verleger finden, ist schon manchem Biedermanne zum Gegenstand des Mitleids geworden. Man hat ihnen zwar oft Kast und Schaufel flatt der schriftstellerischen Feder empfohlen; Andere haben ihnen andern väterlichen Rath ertheilt. Allein man weiß ja wohl, der Menschen sind fertiger zu rathen, als zu helfen.

Endlich ist ein wackerer Mann in Leipzig erschienen, der Schutzgeist sein will, und sich seltsam genug Blatterlei nennt. Unter der Firma eines literarischen Kommissions-Komtoirs nimmt er von den „Herren Gelehrten und Schriftstellern“ Manuskripte an, um sie gegen billige Prozente an Buchhändler zu verhandeln, und diesen — offerirt er Titel von Manuskripten zur Auswahl, und schickt auf Verlangen Probebriefe.

Unter den vierzehn ersten Artikeln, die er ausbietet, sind in der That interessante Sachen; z. B. Don Pedro der Einsiedler, Mörder der schönen Elmire aus Eifersucht; Melancholie und Reue, ein Schauspiel; Jonas, oder die Galgenkolonie, ein Originallustspiel. Als möglich, daß es solchen Artikeln an Verlegern fehle? Was sagt nicht schon der Titel?

Leider fürchten wir, das Ganze sei eine scherzhafte Verlockung, worin elende Buchhandlungen geräthet werden sollen, oder — eine bittere Satyre auf unsere Buchfabrikanten.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 30. — den 13 April 1808.

Züge aus dem neuesten Gemälde von Amsterdam. *)

Amsterdams Größe. Karakter des Volks.

Der Fremde macht sich von Amsterdam schlechterdings eine Vorstellung, die ganz das Gegentheil von der Wirklichkeit ist. Wenn man zum Beispiel nur an die weitläufige Oberfläche von achthundert und zweiundneunzig Morgen fünfhundert und achtundsechzig Ruthen Landes denkt, auf welcher sich wenigstens eine Masse von sechsundzwanzig tausend dreihundert Gebäuden auslagert, von mehr als zweimal hunderttausend Menschen bewohnt; an den Handel denkt, den diese Stadt des neuen Königreichs noch immer nach allen Weltgegenden führt: so wird man sich unter Amsterdam eine äusserst lebhafte Stadt vorstellen. Oder, denkt man an ihre unermeßlichen Reichthümer, wird man eine Menge von Prachtstraßen und Palästen erwarten. Nichts von dem Allen. Das mag man in London, Paris, Neapel, Venedig und Lissabon finden. Zu Amsterdam herrscht eine Stille, eine Gravität, die ganz den holländischen Karakter verkündet, und die Gebäude, sowohl die alten, als die nach neuerm Geschmack aufgeführten, sind im Allgemeinen gar nicht mit den Palästen jener andern Hauptstädte in Vergleichung zu bringen. Die Einwohner alle sind so still und einformig. In ihren Handelsstuben, in der Börse, in ihren Häusern, in der Gesellschaft, überall haben sie dasselbe Kostüm, dieselben Manieren, dieselbe Urbanität gegen Vorsteher wie gegen Untergebene; nichts von dem französischen Leichtsinn, nichts von dem Kriechenden und Hochmüthigen der Deutschen, nichts von der Heuchelei des Italieners, nichts von der Rohheit, Suffisance und Selbstsucht der Britten.

Der Amsterdamer ist ganz Kaufmann. Dies, und der Einfluß der ehmaligen republikanischen Formen seines Vaterlandes, die immer eine gewisse Gleichheit der Bürger, in der nie Sklaverei und Tyrannei gedeihen konnten, Offenheit und Biederton unterhielten, trugen vielleicht das meiste zur Bildung dieses Nationalkarakters bei. Der Kaufmann von Amsterdam ist beständig an seinem Schreibtische, von Morgens früh bis spät in die Nacht. Begibt er sich dann Sonnabends, oder vielmehr Freitags Nachmittags, in der schönen Jahrszeit, auf sein bei der Stadt gelegenes Landhaus, nimmt er gewiß Papiere und Bücher sorgfältig mit, um auch dort für seine Geschäfte zu leben.

Der Amsterdamer Bürger ist artiger und höflicher, als irgendwo. Und der Pöbel — ei nun, der ist hier, wie überall, roher Pöbel.

Oeffentliche Gebäude.

Die Stadt, ich durchkreuze sie nach allen Gegenden, hat sehr schöne Promenaden. Besonders fällt dem Fremden die hohe Sauberkeit und genaue Ordnung überall auf. Die Straßen sind sehr regulär gepflastert, werden täglich gefegt, und eben so die mit jungen Bäumen bepflanzten Quais. Auch die öffentlichen Plätze und Märkte sind mit Bäumen geziert, deren schattige Wipfel sich zuweilen in dem Wasserspiegel des Y oder der Amstel wiederemalen, welche in breiten Kanälen unter zahlreichen Brücken die Stadt durchfließen, sie erfrischen und säubern.

*) Frei nach Voyage par la Hollande *fait dans l'année* 1806. *Avec figures.* T. 1. (*Amsterdam chez Maatkamp au magasin d'estampes.* 1807. 8.)

Digitized by Google

Unter den Quais ſind der Heeren und der Keizersgragt die ſchönſten, eben ſo auch der Cingle und der Prineegragt. Die beiden erſten ſind eine halbe Stunde Wegs lang, und über raſchen beſonders Nachts; von unzähligen Laternen erleuchtet, glaubt man in einer illuminirten Allee zu wandeln. Alle dieſe und andere Quais, von mehreren Straßen durchſchnitten, hängen, ſo wie alle Quartiere der Stadt, unter ſich durch Brücken zuſammen. Das gibt dem Ganzen das Anſehn einer großen Inſelnmaſſe.

Das Rathhaus iſt das ſchönſte unter den öffentlichen Gebäuden, und hat ungeheure Summen gekoſtet. Man muß nur wiſſen, daß der ganze Boden, auf dem Amſterdam liegt, ein weiches Torflager von vierzig bis fünfzig Schuh Tiefe iſt, worin erſt, bis in den darunter liegenden Sand, Pfähle über Pfähle eingerammelt werden müſſen, um darauf ein Fundament ſetzen zu können; ſonſt hat man von der Koſtſpieligkeit dieſer Gebäude gar keinen Begriff. Mit den Summen, welche ſchon verſchwendet ſind, eh' in Amſterdam ein neues Haus nur mit ſeinen Mauern zwei Schuh hoch über der Erde vorragt, konnte man in andern Ländern ſchon ein artiges Gebäude aufführen. Um das Rathhaus zu gründen, mußten dreizehntauſend ſechsbundert und neunundfünfzig Schiffsmaſſe eingerammelt werden, eine ſolide Grundlage zu erhalten! Aber jetzt ſteht es auch, ein ſchönes Denkmal der Kunſt und des Reichthums, für die ſpäteſte Nachwelt da. Eine große Zahl Säulen, römiſcher und korinthiſcher Ordnung, mit prächtigen Ornamenten ausgeſtattet, bezeugen ſeine Ausdehnung. Tauſend Marmorblöcke, wunderſchön zuſammengeordnet, koloſſale Marmorſtatuen, welche die Façade ſchmücken und die Kunſt der alten Zeit verewigen, wo der Silberton des Erzes die Stunde verkündet, und von deſſen Mitte ſich eine herrliche Laterne erhebt, deren Fahne den Windzug andeutet, das ſind die Details dieſes bewundernswürdigen Ganzen.

Ich mag nicht das Innere vom Rathhauſe beſchreiben; aber Kunſt und guter Geſchmack vereinigen ſich darin. Alles verkündet noch den hohen Reichthum und republikaniſchen Geiſt eines Freiſtaates, deſſen Flotten einſt den Ocean beherrſchten. Ich ſage nichts von den vielen andern öffentlichen Gebäuden, frommen und wohlthätigen Zwecken geweiht; nichts von dem imponirenden Arſenal der Marine, dem Baſſin für die Kriegsſchiffe, welche einſt furchtbar jede Schmach holländiſcher Flaggen rächten; nichts von den unermeßlichen Seildrahten der Regierung, wo ſie ihre Tauwerke bearbeiten läßt; vom Zeughaus der indiſchen Compagnie, 636 Schuh in der Front lang; dem Gebäude der oſtindiſchen Compagnie, ehrwürdig durch ſein Alter, u. dgl. m. — alles die ſtummen, trauernden Denkmäler vergangener Größe, Macht und Herrlichkeit einer erlauchten Vorwelt, vor deren Andenken die jetzige Generation erröthet.

Der Blumenmarkt. Pfingſtkinder.

Indem ich durch die Stadt wanderte, wehte mich ein ſüßer Duft an, als ging ich in Italiens Blumenwelt. Ich ſtand auf einem Quai, von drei bis vier Reihen Bäumen beſchattet. Eine große Menge Weiber und Kinder kamen und gingen. Dann und wann tönte grell durch ihrer weichen Stimmen Geplauder das Preſtiſſimo jüdiſchen Geſchnatters.

„Was gibts hier?“ — Es iſt der Blumenmarkt! — Es war des Sonntags nach dem Gottesdienſt. Da ſaßen in langen Reihen junge Mädchen und Weiber, in ihren reinlichen Körben und Tüchern alle bunten Schätze des jungen Lenzes ausgebreitet. Käufer und Käuferinnen drängten ſich hinzu, wenn auch nur, um ſich in dieſer Flut von Wohlgerüchen zu baden, und mit den lüſternen Augen durch die unüberſehbare Menge von tauſend Farben und Formen der Blüten zu ſtreifen. Auch mehrere Juden treiben hier den Blumenhandel. Montags aber iſt er noch viel lebhafter. Dann bringen die Blumiſten aus der Nachbarſchaft von Amſterdam einen außerordentlichen Reichthum von ſeltenen Blumen, Pflanzen, Geſträuchen und Fruchtbäumen zuſammen. Dann iſt hier kein Markt; es iſt ein Garten voll fröhlichen Getümmels.

Ein altes ekelhaftes Weib, mit Schmutz bedeckt, zog alle Augen von den Blumen auf ſich. Es ſtand da in einer Gruppe neugieriger Gaffer, und ſang oder heulte vielmehr mit widerlichen Tönen ein Pfingſtlied. Zwei weiß doch unreinlich gekleidete Kinder, auf den Köpfen mit bunten Bändern geſchmückte Strohhüte, eben ſo mit Bändern gezierte Hirtenſtäbe, gingen bald vorwärts, bald rückwärts. Ich vermuthe, es ſollte einen Tanz vorſtellen. — Was treiben die da? fragt' ich. — „Es ſind die Pfingſtkinder!“ — Man gab Almoſen. Ländlich, ſittlich!

Geſellſchaftlicher Ton. Wiſſenſchaftliche Geſellſchaften.

Iſt man in einer Familiengeſellſchaft bei den Amſterdamern, ſo fühlt man freilich etwas Zwang. Hingegen an öffentlichen Orten lebt jeder ganz ungenirt und findet immer Landsleute. Dieſer geſellige, den Holländern ſonſt nicht eigene Ton wird durch die Theater, Wirthstafeln, die Börſe und beſonders durch die Kaffeehäuſer unterhalten. Man hört da beſtändig engliſch, franzöſiſch, deutſch, italieniſch, öfters ſelbſt ſpaniſch und portugieſiſch u. ſ. w. ſprechen. Das Zuſtrömen unzähliger Fremden in die große, noch immer bedeutende Handelsſtadt verſchmilzt die Sitten. Dennoch hält jede Nation hier zuſammen, und man findet zu allen Zeiten ſeine Landsmannſchaften.

Auch für den Gelehrten iſt, wie für jeden Freund der Wiſſenſchaften, geſorgt, ungeachtet der Handelsgeiſt den Muſen ſonſt ſelten hold ſein mag. Das ſeit dem Jahre 1802 gegründete Muſeum zählt ſchon an dreihundert Mitglieder, deren jedes zur Unterhaltung dieſer Stiftung beiträgt. Der Saal des Muſeums iſt mitten in der Stadt, nahe bei der Börſe gelegen, zweckmäßig und ſelbſt mit Aufwand zu ſeiner Beſtimmung ausgeſtattet. Die neueſten Werke des Auslandes von Werth, die vorzüglichſten Journale aller kultivirten Völker liegen dort beiſammen. Tiefe Stille herrſcht in den Zimmern vom Morgen bis zur Mitternachtsſtunde. Jedes Mitglied kann Fremde daſelbſt einführen.

Unter den übrigen gelehrten Verbindungen iſt die, welche das Motto Concordia et Libertate führt, die älteſte, wenn auch nicht die wichtigſte. Das Licht der jüngern Philoſophie iſt dahin eben noch nicht eingedrungen. Dennoch beſteht ſie aus ſiebenzig Gliedern, meiſtens den gelehrteſten und ausgezeichnetſten Amſterdamern.

Zahlreicher und in ihren Arbeiten mannigfaltiger, emſiger, iſt die Societät für Sprache und Dichtkunſt. Aber die ſchönſte Zierde Amſterdams iſt vielleicht die Geſellſchaft Felix Meritis, welche Deviſe über dem Eingang ihres prächtigen Hotels in Goldſchrift glänzt. Sie darf nicht mehr als vierhundert Glieder

Digitized by Google

haben. Ihr Zweck ist, zu beglücken, die es verdienen. Ihre Arbeiten, denen von Zeit zu Zeit selbst das schöne Geschlecht beiwohnt, sind auf alle Tage der Woche vertheilt. Sie ermuntert und belohnt das Verdienst um Kunst und Wissenschaft durch Preise und Krönungen. Ihr Versammlungsort ist ein glänzender Tempel aller Musen, reich an Meisterstücken aller Art. Die Unterhaltung daselbst gehört zur interessantesten und heitersten. Eben deswegen aber sind aus ihrem Zirkel verbannt — alle Gegenstände der Politik und — Theologie!

Das Gebäude der Societät Doctrina et Amicitia genannt ist nicht so glänzend, aber dennoch sehr weitläufig und ansehnlich. Da die meisten Mitglieder Kaufleute sind, und das Haus an der Kalverstraat, obnweit der Börse steht, so findet man hier zur Börsenzeit und Nachmittags gewöhnlich mehr Personen, als im Felix Meritis. Auffallend waren mir in verschiedenen Zimmern verschiedene Inschriften, zur Ehre berühmter holländischer Gelehrten. Im Auditorium steht z. B. mit weißen Buchstaben auf schwarzem Marmor der Name Grotius, und darunter sapientiæ humanæ oraculum; in sechs andern Zimmern s'Gravesande, philosophus summus, — Boerhaave, jurisconsultorum princeps, — Hoefft, Hollandiæ Tacitus, — Vondel, poetarum nemini secundus, — Burmannus, literatorum coryphæus, — Boerhave, in omni medicinæ parte nemini par. Philosophie, Moral, theoretische und Experimentalphysik, und schöne Wissenschaften überdauert, sind die Gegenstände, welche von dieser Societät zweimal in der Woche, Winters, behandelt werden.

Luxus und Mode.

Wer hieherkommt, würde nie ahnen, daß dies Königreich nur noch vor Kurzem Republik war, wenn es nicht sonst wüßte. Alles geht seinen ordnungsmäßigen Gang; es herrscht eine Stille, als wären nie Faktionen gewesen; man spricht gar nicht von der Politik — alles schmachtet nur dem Frieden entgegen. Ohne baldigen Frieden ist Holland ein beklagenswürdiges Land. Alle Bedürfnisse stehen in hohen Preisen. Es ist kaum begreiflich, wie sich der gemeine Mann noch Brod und andere Artikel der ersten Nothwendigkeit verschaffen kann.

Darum aber nimmt der Luxus nicht ab. Die jungen Holländer und Holländerinnen entfernen sich in Kleidern, Sitten und Weltton täglich mehr von ihren ehrbaren Altvordern, ohne sich darum, mit den Modeu der Franzosen und Britten, den gewandten Geist und die freiere Haltung ihrer Elegants zuzueignen. Die Schönen von Holland können, was die Körperformen betrifft, mit allen schonen Europäerinnen freilich in die Wette treten; aber die Kunst, in der Gesellschaft zu interessiren, zu gefallen durch Lebhaftigkeit des Geistes, durch Witz, durch heitere Anmuth — diese Kunst fehlt ihnen nun einmal. Wer dingegen eine verständige Frau, eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, eine gute Wirthin sucht, der gehe nach Holland.

Auch unterm gemeinen Manne kommen die steifen altholländischen Kostüme ab. Die Mädchen machen den Anfang, die Männer folgen. Der dreieckte Hut und die Stutzperücke mit fünfzig Locken, sonst wahre Nationaltracht, sind heut beinahe zum Kinderspott geworden.

Die Badeanstalt.

Seit neun Jahren haben einige reiche Privatpersonen in Amsterdam durch Subskription öffentliche Bäder eingerichtet. Das Badehaus, mit der goldenen Inschrift seiner Bestimmung, steht beim Muidenthor, am Ende einer schattigen Allee.

Man kann hier, wie es die Aerzte nur verordnen mögen, kalt und warm baden, oder Dampfbäder, oder Tropfelbäder, wo das Wasser von oben niederregnet, nehmen u. s. w. — Das Haus hat zwanzig bequeme Badezimmer, auf jedem Flügel zehn, die einen für das männliche, die andern für das weibliche Geschlecht. Beide Flügel sind ganz von einander getrennt; der Vortheil jedes Aktions wäre hier umsonst. An einem abgelegenen Orte, vor Aller Augen verborgen, ist auch ein Bad, dessen sich die Armen, gegen Vorzeigung eines Zettels vom Stadtarzte, unentgeltlich bedienen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Devisen.

Die Wahlsprüche mancher im Laufe der Welt wichtig gewordener Personen sind oft sehr charakteristisch; enthalten zuweilen den Kern ihrer Maximen, den Schlüssel ihrer räthselhaftesten Handlungen.

Der Surintendant Ludwig's des Vierzehnten, der ehrgeizige Fouquet, hatte das Motto: Quo non ascendam? Es verdalf ihm zum Sturz.

Heinrich der Vierte von Frankreich hatte die Devise: invia virtuti nulla est via (unwegsam ist der Tugend keine Bahn). Ein Spruch des edeln Königs werth.

Auf der Petersinsel oder Rousseau-Insel im Bielersee stehen in Rousseau's Wohnung umzählige Namen von Reisenden aus allen Gegenden Europens an der Wand. Unter andern ist daselbst auch der Name W. Pitt, mit der Devise: Vaincre — n'importe comment! eingeschrieben. Hätte der Premierminister die drei Worte wirklich nicht selbst geschrieben, so konnte doch sein politischer Karakter kaum kürzer und treffender geschildert werden.

Aut cæsar aut nihil, ist der Wahlspruch der hochsinnigen Jugend. Gemeine Naturen lassen mit sich markten, und sagen zuletzt: aut cæsar aut aliquid.

Variet äten.

Aus Deutschland.

— Das Merkwürdigste der trefflichen allgem. geogr. Ephemeriden von Bertuch theilt einen Auszug aus M. Adams Reise zum nordlichen Polarmeer mit, worin die Entdeckung der Ueberbleibsel eines Mammuth umständlich beschrieben wird. Als hr. Adams, von den Tungusen getrieben, zum See Onkul kam, fand er den Mammuth schon ganz zerfleischt, von den wilden Thieren, Wölfen, Füchsen und Vielfraßen angefressen. Das

Digitized by Google

Effekt war aber, mit Ausnahme eines Vorderfußes, noch ganz; auch die Klauen waren noch konservirt. Der Kopf, ein Vorder- und ein Hinterfuß waren noch mit Haut überzogen.

„Nach der Berechnung des russischen Hauptlings war das Thier so dick und gemästet, daß ihm der Bauch bis über die Kniegelenke niederging. Dieser Mammuth ist ein Männchen, mit einer langen Mähne am Halse, aber ohne Schwanz und ohne Rüssel (der höchstwahrscheinlich abgefressen worden). Die Haut, von der noch drei Viertheile vorhanden sind, ist dunkelgrau, und mit röthlichen Haaren und schwarzen Borsten besetzt. Die Borsten haben durch die feuchte Luft, in der sich das Thier lange befand, von ihrer Dicke verloren. Das ganze Gerippe ist vier Arschinen hoch, und sieben von der Nase bis zum Schwanzbein lang, ohne doch hier die beiden Hauzähne in Anschlag zu bringen, deren jeder anderthalb Klafter lang ist, und die zusammen zehn Pud (400 Pfund) wiegen. Der Kopf allein wiegt zwölfhundert Pud!"

Dieser Mammuth scheint durch seine starke Behaarung zu beweisen, daß er ein Bewohner des Nordens sei; durch das Schwanzbein, welches hier die Verlängerung des Beckens macht, das das Thier keinen Schwanz habe; durch seine Zähne, daß es kein Fleischfressendes Thier sei (folglich ist dieser Mammuth von dem in Neugeorgien gefundenen sehr verschieden, welcher Zähne zum Fleischerreissen haben soll).

Aus Spanien.

— — * Die Revolution am spanischen Hofe war schon lange vorauszusehen; die Unzufriedenheit überall groß, und besonders gegen die Unternehmungen des Friedensfürsten gerichtet. Die allgemeine Geldnoth im Lande, das Stocken des Handels, die kärgliche Anbezahlung der Beamten, Alles trug zur Erweiterung und Beibung des Unmuthes bei. Jetzt ists noch nicht die Zeit, wo über die verschiedenen Quellen jenes Ereignisses gesprochen werden kann und darf.

Auch das königliche Pestalozzische Militärinstitut zu Madrid ward ein Opfer jener Umstände. Dieses, zu schnell aufgeblüht unter dem unbeständigen Sonnenschein der Fürstengunst, wurde bald nur der Ball, mit welchem Höfling und Nichtshofling spielten, um Aemter und Gnaden zu gewinnen; und die Sache, die zu allem den Namen gab, lastete nutzlos auf ein Paar mutterseelenbare Wesen, die bei allem guten Willen doch unmöglich Ordnung und Zusammenhang in das haupt- und schwanzlose Ganze bringen konnten.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. März 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vormi.	Nachm.		Vorm	Nachm.
1	27. 2″/10	27. 3″/10	— 3	+ 2	— 1	—	—	—	—	O.	N. O.	—	bewölkt	heiter
2	27. 3″/10	27. 3″/10	— 5	+ 2	0	—	Schnee	—	Reif	W. W.	W. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	27. 3″/10	27. 3″/10	+ 1	+10	+ 5	—	—	—	—	W. W.	W.	—	bewölkt	heiter
4	27. 3″/10	27. 3″/10	+ 2	+10	+ 4	—	—	—	—	N.	N. O.	—	heiter	heiter
5	27. 3″/10	27. 3	+ 4	+ 5	+ 1	—	—	—	—	N. O.	O.	—	heiter	heiter
6	27. 2″/10	27. 2	— 2	+ 2	+ 1	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
7	27. 2″/10	27. 2″/10	— 2	+ 2	— 1	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
8	27. 2″/10	27. 2″/10	— 7	+ 5	+ 2	—	—	—	Reif	W. W.	O.	—	heiter	heiter
9	27. 2″/10	27. 2″/10	— 6	+12	+ 4	—	—	—	Reif	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
10	27. 2	27. 1″/10	— 4	+ 8	0	—	—	—	—	N. O.	N. O.	—	heiter	bewölkt
11	27. 1″/10	27. 2″/10	— 2	+ 5	+ 2	—	—	—	—	S. O.	O.	—	heiter	heiter
12	27. 2″/10	27. 2	— 6	+11	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
13	27. 1″/10	27. 1″/10	— 5	+ 5	+ 4	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
14	27. 1″/10	27. 0″/10	— 4	+ 5	+ 4	—	—	—	Reif	N.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
15	27. 0″/10	27. 1″/10	— 4	+ 8	+ 4	—	—	—	Reif	N. O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
16	27. 1″/10	26. 9″/10	— 2	+10	+ 5	—	—	—	—	N. O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
17	26. 9″/10	26. 9″/10	— 3	+10	+ 5	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
18	26. 9″/10	27. 0″/10	+ 2	+ 6	+ 2	—	Schnee	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
19	27.	26. 9″/10	+ 3	+ 9	+ 6	Schnee	Schnee	Regen	—	N.	N.	—	bewölkt	bewölkt
20	26. 9	26. 9	+ 5	+ 6	+ 5	Regen	Regen	Regen	—	N.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 9″/10	26. 9″/10	+ 3	+ 8	+ 5	Regen	—	—	—	N. W.	N. O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
22	27.	26. 9″/10	0	+ 6	+ 4	—	—	—	—	O.	S. O.	—	heiter	heiter
23	26. 9″/10	26. 9″/10	— 1	+ 3	0	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 9″/10	26. 9″/10	0	+ 9	+ 7	Schnee	Schnee	—	—	O.	N. O.	—	bewölkt	heiter
25	26. 9″/10	26. 9″/10	— 0	+ 9	+ 8	—	—	—	Reif	N. O	O.	Vorm.	heiter	bewölkt
26	27. 1/10	27. 1/10	+ 3	+ 9	+ 8	—	—	—	—	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
27	27. 2/10	27. 2/10	+ 3	+ 5	+ 2	—	—	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
28	27. 1/10	27. 3/10	— 1	+ 5	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
29	27. 7/10	27. 5/10	— 2	+ 5	+ 2	—	—	—	—	O.	N. O.	—	heiter	heiter
30	26. 9″/10	26. 8″/10	— 1	+ 7	+ 5	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	—	heiter	heiter
31	26. 9 4/10	26. 8 2/10	— 1	+ 8	+ 5	—	—	—	Reif	N. O.	O.	—	heiter	heiter

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 30.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Die verlorne Schlacht von Jena war den preussischen Patrioten beinahe keine fürchterlichere Nachricht, als die Botschaft vom Frieden zu Tilsit. Einmal an Preussens Glück, und Ruhm und Macht und Ansehen gewöhnt, hoffte man noch immer auf einen Umschwung des Kriegsglücks. Wieviel „Wenn's“ lagen nicht für die Hoffnungen der Preussen in dem unermeßlichen Schatze der — Möglichkeiten! Mit Zuversicht ward auf Rußlands feierliches Wort der Hulfe gebaut, auf Rußland, welches das deutsche Reich wiederherstellen, den rheinischen Bund wiederauflösen, die bedrängten oder verdrängten alten Monarchen Italiens wieder trösten sollte. Man berechnete dabei nicht Rußlands Kräfte, und daß zu solchem Werke Alexander mehr Wunder in kürzerer Zeit hätte thun müssen, als Napoleon in vielen Jahren gethan. Man zählte auf Diversionen von Englands Flotten; rechnete selbst auf Oesterreichs Beistand, so sehr es auch einst von Preussen vergessen worden war; selbst die geringe Macht des noch vor Kurzem von den hochsinnigen Preussen verspotteten Königs von Schweden ward jetzt respektabel genannt.

Der Friede aber erschien. Die Hälfte der preussischen Monarchie bezahlte die Exilenz der andern Hälfte. Der Schmerz war allgemein und tief; und der erste Gedanke: „Wie wird es nun mit uns werden?“ Es fehlte nicht an geschäftigen Statistikern, welche sogleich Preussens Verlust und künftige Staatskräfte berechneten. Im Verlaufe einiger Monate erschienen über ein Dutzend verschiedene Schriften, welche diesen Gegenstand ventilirten. Ich will die vorzüglichern anführen:

In Berlin allein erschienen vier statistische Karten, welche Preussens Grenzumfang vor und nach dem Frieden bezeichneten. In sehr zweckmäßig geordneten Ansichten erschien die „Darstellung der preussischen Monarchie vor und nach dem Friedensschlusse zu Tilsit am 9 Jul. 1807, in zuverläßigen statistischen Tabellen. Mit einer Karte.“ Noch bündiger und die Uebersicht erleichternder ist die „historische Karte von den Erwerbungen und Veränderungen des preussischen Staats. (Roy. Fol.)“ Eben so die „historische Uebersicht des Länder- und Volksbestands der preussischen Monarchie in den Jahren 1740, 1776 und 1804, und der Cessionen durch die Traktaten von Lüneville, Wien und Tilsit. (Roy. Fol.)“ Alle diese Darstellungen sind im Grunde nichts anders, als oft sehr flüchtige Kompilationen aus den schon vorhandenen statistischen Arbeiten; wir lernen aus ihnen nichts neues und anderes, als was ihre Titel verheißen. Aber sie sind auch für nichts da, als das erste Bedürfniß der Neugier zu befriedigen. Die Brochure: „Mein Vaterland Preussen nach seinem Entstehen und Aufblühen; oder Entwickelungsgeschichte der preussischen Monarchie, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ereignisse der Zeit (mit einer Karte)“ ist ebenfalls nur Gelegenheitsschrift, und der Inhalt rechtfertigt die viel versprechenden Titelworte schlecht.

Gründlicher und befriedigender ist „C. Dilling's statistische Uebersicht der preussischen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich 1806 und nach dem Frieden zu Tilsit (zwei Karten, Fol. Leipzig).“ Eben so auch „P. A. Winkopp's Darstellung der preussischen Monarchie in ihrem Entstehn, Wachsthum und Verlust, nach Größe und Volksmenge; nebst einigen Bemerkungen über die Ursachen ihres Falles und Uebersichten der Größe und Volksmenge der Königreiche Sachsen und Westphalen.“ (Frkf. a. M. 8.) Die Bemerkungen über Preussens Verfall sind übrigens weder neu noch erschöpfend genug; man hört auch hier das tausendmal Gesagte wieder, ohne daß die Ansicht von einem frischen Standpunkt genommen worden wäre. Was über die Königreiche Sachsen und Westphalen mitgetheilt wird, ist sehr oberflächlich, konnte auch wohl damals, als Hr. Winkopp es schrieb, noch nicht anders ausfallen.

Nachdem man sich also über Preussens Ruin Licht genug verschafft zu haben glaubte, und man am Grabe der Monarchie

Digitized by Google

elende Leichenpredigten gehalten, z. B. „So endete Preussen! (Hamburg, 8.)“ oder pathetische Geisterstimmen (z. B. Friedrichs des Großen; Berlin, 4.) hatte ertönen lassen; oder den gemeinen Mann mit Anekdoten aus dem Kriege unterhalten hatte, von denen viele erdichtet, noch mehrere aus allerlei Journalen und Büchern zusammengerafft sind (sowohl in Leipzig erschien in Heften eine solche Anekdotensammlung, als auch in Jena); fiel man mit Wuth über diejenigen Männer her, welche mehr oder minder an allem Unglück Schuld sein sollten.

Die Herausgeber der Feuerbrände und vertrauten Briefe hatten damit einen sehr nachdrücklichen Anfang gemacht; „die Gallerie preussischer Karaktere“ (Berlin, 8.) und die Karakteristik Friedrich Wilhelm's des Dritten und der bedeutendsten Personen an seinem Hofe“ (Berlin, 8.), folgten in die schlüpfrigen Fußtapfen des Hrn. von Cölln. Aber statt der Karaktere erhielten wir eine ekelhafte Reihe von Karrikaturen, wodurch die Verfasser ihren Hauptzweck (falls es nicht der des Geldmangels war) und ihre eigene Ehre einbüßten.

Am bittersten und aller Wahrscheinlichkeit nach am gerechtesten wurde der preussische Adel angegriffen, oder vielmehr der Grundfehler der Monarchie, eine solche privilegirte Kaste zu haben, welche Würden und Aemter nicht wegen der höchsten Verdienste und Talente, sondern wegen seiner erblichen Titulatur empfängt, durch Uebermuth, Schwelgerei, Prahlsucht und Feigheit vieler seiner Glieder sich dem Volke widerlich, und durch seine vorzugsweise Begünstigung dem Bürgerstande verhaßt, den Staate unwiedersprechlich verderblich gemacht hatte. Das beste, so gegen den Erbadel erschien, waren Fr. Buchholz's Untersuchungen über den Geburtsadel.“ (Berlin, 8.) Der genialische Verfasser, in seinem schonen Idealenreiche der matten Wirklichkeit oft zu sehr vergessend, bietet in diesem Werke eine Fülle interessanter Bemerkungen, welche wahrlich von dem Staatsmann und dem philosophischen Beobachter der Welt beachtet zu werden verdienen. Immer wird Herr Buchholz überzeugt sein können, ein herrliches Saamenkorn ausgeworfen zu haben; ob es Macht gewinnen werde in der Masse aufwuchernden Unkrauts, vom Privatinteresse, dem Ahnendunkel, der Habsucht und allen andern Leidenschaften der Erbadelsinhaber ausgestreut, wird die Folge entscheiden.

Buchholz's Werk erregte, wie recht und billig, Sensation. „Der Adel, was er ursprünglich war, was er jetzt ist, und was er künftig sein soll, (Berlin, 8.)“ eine kleine Schrift, voll gesunder und nützlicher Gedanken, sonst aber eben kein Meisterwerk, ist wie ein Nachklang jenes Werkes anzusehen; und die „öffentliche Dankadresse“ an Fr. Buchholz (Berlin, 8.) beweist, wie lebhaft die von ihm ausgesprochenen Wahrheiten im preußischen Staate empfangen und gefühlt wurden. Auch seinen Gegner fand das Buch über den Geburtsadel, und mehr als einen. Denn wo war in der Welt jemals eine gute Sache, die nicht ihre Widersacher fand? Schon vor mehrern Jahren fand man Aug. v. Kotzebue's apologetisches Werk über den Adel sehr unzeitig, und sogar komisch; aber die gegen Buchholz erschienene „Apologie des Adels“ u. s. w. (Berlin, 8.) ist ohne Vergleich schlechter noch, und traftlose Vertheidigung einer schlimmen Prozesache. Wahrscheinlich wird der preussische Adel auf dieselbe Linie hingestellt werden, wohin der Adel des Königreichs Westphalen gerückt worden ist, und der neue französische Adel steht. Und so steht er, dem Geist und Bedürfnisse der Zeit gemäß, auf der rechten Stelle, ohne dem Staate zum Verderben zu gereichen. Er verrammelt hinfort nicht dem Talent und der Tugend den Weg, dem Vaterlande höhere Dienste zu leisten, und kann seine Titel, seinen Rang, seinen Glanz, die Achtung für seine Vorfahren behaupten, ohne durch Ansprüche und Rechte eine Scheidewand zwischen dem Thron und dem Volke zu ziehen, und jenen zu gefährden, indem es dieses ermiedrigt.

Ein anderes Werk von Friedrich Buchholz aber verdient noch höhere Aufmerksamkeit, als das vorige; denn der Geburtsadel und seine unnatürlichen Vorrechte verdienen keiner Bekämpfung mehr, sie verschwinden unter der Gewalt des Zeitgeistes und der Statuten des französischen Föderativreiches von selbst — werden auch endlich früher oder später da verschwinden, wo sie bis jetzt noch gelten, sobald andere Monarchen den kräftigern Aufschwung und die Präponderenz der Völker wahrnehmen werden, die des entkräftenden und entwürdigenden Feudalsoches frei wurden. Aber „Buchholz's Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14 Oktob. 1806“, ist das Vortrefflichste, was in dieser Art über den unglücklichen Staat bisher erschienen ist. Mit Klarheit erblickt der Leser hier das Bild des lange bewunderten und so schnell und so tief gesunkenen Staates von der kraftvollen Hand eines republikanischen Philosophen gezeichnet. Wir sehen heller seine Vollkommenheiten und die heillosen Gebrechen, an welchen der schnell erwachsene Staatskörper kränkelte. Doch ich verspreche, Ihnen ein andermal und ausführlicher über dies lesenswerthe Werk zu sprechen; noch hab' ich davon nur den ersten Theil (Berlin, 8.) vor mir.

Herr Eggers „über Preussens Regeneration“ gibt einem Staatsminister auf einem Paar Bogen ganz gute Lehren. Aber Staatsminister, die erst so belehrt werden müssen, taugen schlecht zu ihrer Stelle, und die ihren Platz ausfüllen, denen taugen solche Lehren schlecht. Ein anderer Patriot gibt „Grundlinien zur Reorganisation der Armee eines sich wieder konsolidirenden Staats“, ein sehr überflüssiges Noth- und Hülfsbüchlein für Kriegsminister. (Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 31. — den 16 April 1808.

Etwas zur Geschichte des Frikthals, kurz vor und nach der Einverleibung desselben in die helvetische Republik.

In Bezug auf die öffentliche Streitsache der Herren Verninac und Catoire zu Paris.

(Vom Hrn. Dr. Fahrlender, gewesenen Präsidenten der Verwaltungskammer des Frikthals.)

Zwischen dem Hrn. von Verninac, gewesenen französischen Botschafter in der Schweiz, und dem Hrn. Catoire, gewesenen Regisseur der Salinen, schwebt zu Paris ein Rechtshandel wegen bezahlter und wieder zurückgeforderter Gelder. Da die Aktenstücke gedruckt und offenkundig sind, ist es für niemand mehr Beleidigung, davon zu sprechen; vielmehr wird es mir zur Pflicht, mich deshalb zu erklären, da mein Name darin zum Vorschein kommt, und es schon dem Herausgeber eines Schweizerblattes gefallen hat, darüber einseitige, aber nicht ganz menschenfreundliche Anmerkungen zu machen. Um es möglich zu machen, den Gegenstand richtig zu beurtheilen, muß ich die damalige politische Lage des Frikthals, als welches Land die Veranlassung dazu gegeben, nothwendig berühren.

Schon im Frieden zu Campo Formio, am 17 Okt. 1797, ist das Frikthal, durch einen geheimen Zusatz zum 6 Art., vom österreichischen Kaiser an die französische Republik abgetreten worden. Diese soll später darüber mit der Regierung Helvetiens in Unterhandlungen gestanden sein. Die Negoziationen zogen sich aber in die Länge, zerschlugen sich endlich ganz *), und der 1799 neuerdings ausgebrochene Krieg machte die Erfüllung des geheimen Artikels wieder streitig. Durch den späterhin erfolgten Friedenstraktat von Luneville, am 9 Februar 1801, 2 Art. § 2, ist dasselbe neuerdings an Frankreich überlassen worden, um es, wie es darin heißt, der Schweiz einzuverleiben. Aber auch jetzt noch blieb der Zustand des Frikthals in Ungewißheit. Französische Truppen hielten dasselbe besetzt, und österreichische Beamte zogen die Gefälle und Einkünfte daraus. **) Frankreich schien sich

*) Das französische Direktorium soll den Ertrag des Frikthals auf 300,000 rein angegeben haben; das helvetische Direktorium schien aber besser unterrichtet zu sein.

Anm. des Verfassers.

**) Vor dem Kriege ist der bewegliche und unbewegliche Werth dieses Landes auf 25 Millionen Gulden berechnet worden. Zur Zeit der Abtretung hat dasselbe, im zehnjährigen Durchschnitte, dem Kaiser getragen . . . . . Gulden 14,371 Kr. 21 3/4

Darunter sind alle Zehenden und Bodenzinse begriffen, welche 8537 G. 11 Kr. betrugen.

Zoll	18,713	54
Wobei zu bemerken, daß er gerade in diesen Jahren am einträglichsten war, wegen starken Durchgangs der Kaufmannswaaren von Schafhausen nach Basel, als durch das Kriegstheater der Unterrhein unsicher war.		
Ohmgeld, vom Saum 1 G. 15 Kr. (verpachtet)	5,725	—
Rustikal- oder Grundsteuer, nach den Grundbüchern	8,786	14 1/2
Dominikalsteuer, nach eben diesen Büchern	8,704	22 3/4
Wobei zu bemerken, daß die Liegenschaften von den Stiftern Sekkingen, Beugen, Schönauwörth, die diese ihre Besitzungen im Frikthale dennoch auf dem rechten Rheinufer versteuerten, nicht mitbegriffen sind.		
	44,300	53

Digitized by Google

nicht näher um dieses Land zu bekümmern, und Helvetien auf dessen Einverleibung nicht zu bringen. Die Regierung der Schweiz war im provisorischen Zustande, deren Personal in unsicherer Stellung; die Parthéien, aus welchen sie gebildet stand, waren mit sich selbst und dem innern Zustande Helvetiens allzusehr beschäftigt, dessen kritische Lage den Willen und das Bestreben selbst des edelsten Bürgers lähmen mußte. Oesterreich begnügte sich mit den bezogenen Einkünften, und that keinen Schritt weiter.

Mehrere Männer des Frikthals, müde des ängstlichen Zustandes, in den die Ungewißheit der Zukunft seines Vaterlandes jeden denkenden Bürger versetzt, vereinigten sich mit dem festen Willen, und auf gegründete Hoffnung gestützt, die endliche Bestimmung des Landes zu erfahren, und soviel an ihnen lag, zur Verbesserung seines Looses beizutragen. *) Es wurden demnach Denkschriften an den damaligen ersten Konsul der französischen Republik, an den französischen Gesandten in Helvetien, Hrn. von Verninac, und an den en chef kommandirenden General Montrichard, unter dessen militärischen Befehlen das Frikthal wie die übrige Schweiz stand, nach Paris und Bern gesandt, in welchen der Zustand des Frikthals, seine Lage, seine Bedürfnisse und seine Wünsche geschildert waren.

Ich wurde damals, mit nöthigen Vollmachten versehen, beauftragt, diesen Gegenstand bei den betreffenden Behörden in Bern zu betreiben. In verschiedenen, an die Landstände des Frikthals und an mich vom französischen Gesandten gerichteten Schreiben *) wurden, nach vorher mit dem kommandirenden Herrn General gepflogener Rücksprache, die Landstände des Frikthals als eine öffentliche selbstständige Behörde anerkannt, ihnen befohlen, die Verwaltung des Landes zu übernehmen, und nichts mehr aus dem Frikthale in die Kassen von Oesterreich fließen zu lassen. Das anwesende kaiserlich-österreichische Oberamt im Frikthale machte dagegen Protestationen und verschiedene andere Bewegungen. Allein das nun begonnene Geschäft ging seinen Gang fort; ein allgemeiner Landtag wurde von den Landständen ausgeschrieben, daselbst eine Verfassung vorgelegt, berathen und beschlossen.

Das Land war aus tiefste erschöpft, die Einwohner waren durch die Kriegslasten aller Art verarmt, die Gemeinden verschuldet, die öffentlichen Einkünfte geringe **); und Alles, was das Land noch an Zehnden und Bodenzinsen ertrug, floß auswärtigen Stiftern und geistlichen Korporationen zu. ***) Diese hatten im Lande noch viele eigenthumliche Güter, Meierhöfe, Waldungen, Kapitalien. Ihnen also gehörte der Reichthum des Landes. Vom Hause Oesterreich war das Frikthal an das Kloster Einsiedeln für 100,000 Gulden verpfändet. Dazu kam noch, daß das Frikthal seit 1799 vom Breisgau, von dem es stets einen ergänzenden Theil ausgemacht hat, durch französische Besitznahme getrennt war. Zur Verhütung unzähliger Streitigkeiten und Nachforderungen wegen Kriegesschaden, Kontributionen, Requisitionen, Schadenersatze u. s. w. mußte es für das schwer bedrängte Frikthal von der dringendsten Wichtigkeit sein, in keine weitere Rechnung mit dem Breisgau zu treten. Ich hielt es für möglich, die Gefälle, Einkünfte, und das Eigenthum, welches die verschiedenen geistlichen Korporationen des rechten Rheinufers im Frikthal besaßen, dem Lande selbst zu verschaffen. Durch solche Erwerbungen wurde man auch des Einflusses los, den diese Korporationen durch Ausübung der niedern Gerichtsherrlichkeit, durch Besetzung aller im Frikthale befindlichen Pfarreien, und durch Zinsbarkeit jeden Bürgers auf den physischen und moralischen Zustand des Volks ausübten. Ich that dem versammelten Landtage den Vorschlag, deswegen bei den dazu geeigneten Behörden die nöthigen und dienlichen Schritte zu thun. Der Vorschlag wurde zwar als wohlmeinend und wünschenswerth erkannt, aber bei Keinem hat er die Hoffnung rege gemacht, ihn einst erreicht sehen zu können.

	Gulden	Kr.
An Gefällen in Religionsfond, von Gütern, die eind den Klosterfrauen von Sektingen, welche schon früher aufgehoben worden sind, gehört haben	444,300	Kr. 53
Ertrag vom Salz, dessen Verbrauch auf 1200 Faß geschätzet, und wovon der Kaiser 2 Gulden, die Landstände im Verkaufe aber 40 Kr. vom Faß rein bezogen haben; zusammen .	3,200	—
Andere Artikel, die den Landständen überlassen waren	2,000	—
Summa	10,015 G.	54 Kr.
Abzugen, was davon die Landstände und der Religionsfond bezogen haben, nämlich .	3,315 G.	1 Kr.
Bleiben	46,700 G.	53 Kr.
Die sogenannten herrschaftlichen Gebäude hatten, laut gerichtlicher Schatzung, einen Werth von . . .	10,000	
Liegende Güter, 34 Jucharten Wiesen, die Juchart zu 440 Gulden geschätzt	14,960	
Liegende Güter am sogenannten alten Schlosse zu Laufenburg	2,500	
Waldung 2500 Jucharten, die Juchart zu 90 Gulden .	225,000	
Summa	243,460	

Hier sind die durch die spätern Beschlüsse der französischen Regierung dem Frikthale erworbenen Gefälle und Liegenschaften nicht berechnet, die den geistlichen Korporationen u. s. f. auf dem rechten Rheinufer gehörten.

A. d. Verf.

*) Das Frikthal hat 4 3/4 Quadratmeilen, 70,000 Jucharten Land, darunter 23,081 Jucharten 868 Ruthen Wald und Waldboden sind. Und Ende 1782 hat die Anzahl der Seelen 17,700 betragen. Diese Berechnung war aber nicht ganz vollständig, und sie betrug zur Zeit, da drei Land von Oesterreich abgetreten wurde, etwas über 20,000 Seelen, 3373 Familien, in 2842 Gebäuden. Auffallend ist die Bemerkung, daß im Distrikt Rheinfelden, nach der 1802 gemachten Einwohnung, 6148 Seelen, welche 1212 Familien ausmachten, in 1090 Gebäuden wohnten, während im Bezirke Frik 6123 Seelen, welche 1243 Familien bilheten, in 957 Häusern wohnten. Rheinfelden ist der weitbedeutende Bezirk. A. d. Verf.

*) Das Datum dieser Schreiben kenne ich nicht mehr. Sie wurden mir bei Gutes statt gehabten Ereignissen wegenommen und nicht wieder zurückgestellt; sie sind aber im Monat Januar 1803 gegeben. A. d. V.

**) Das Frikthal ist ganz ohne Handel, wenn man das Wenige anrimmt, was es an Wein und Früchten verkaufen kann. Der Wiener Hof hat in den österreichischen Staaten nie eine beständigere, wenigstens nicht gedrückte Manufaktur für den Konsumer ergrifen. Nur Leinwand und Baumwollenspinnerei beschäftigen die dortigen Einwohner; da das Baumwollengewerbe beschränkt war, wurden sie ganz auf jenen zurückgewiesen. Selbst die beiden Städte Rheinfelden und Laufenburg (letztere besitzt jedoch beträchtlichen Fischfang) haben außer dem Küferbau keine bedeutenden Nahrungsquellen. Das Volk des Frikthals ist fleißig, witzig, genügsam und tolerant; es ist in funfundzwanzig kunderte Pfarreien vertheilt. Zu wünschen bleibt nur noch übrig, daß das Selbstgefühl dieß Volks unter den republikanischen Formen reger werde; daß es überall freien Willens handeln, und die auf dem vorigen Zustand ererbte Apathie verlieren möge.

A. d. V.

***) Unter den einen gehörigen Bodenzinsen kamen auch jährlich zu liefernde Hühner, Eier u. s. w. zum Vorschein. A. d. V.

Digitized by Google

Mancher hielt es sogar für frevelhaft, die Hand an geistliche Güter legen zu wollen. Die dabei interessirten Stifter, da sie in jedem Dorfe Gefälle zu beziehen hatten und daselbst Schaffner besaßen, hatten ihre Vertheidiger und Freunde obnehin darum.

Die Landstände haben, nach dem Sinne und in Kraft der angenommenen Verfassung, die durch die provisorische Konstitution bezeichneten Unterbehörden bestellt, und die Stellen besetzt. Ich wurde von ihnen zum Präsidenten der Verwaltungskammer ernannt, und von französischer Behörde mit den Verrichtungen des Statthalters beauftragt. Ich war also nicht Präsident der Landstände, wie ich in dem Auszuge aus den Aktenstücken des oben berührten Rechtshandels genannt werde. Nächstdem, was meine Geschäfte im Innern des Landes betraf, lag mir die Erhaltung der oben genannten Gegenstände vorzüglich am Herzen, weil nur in deren Erwerbung wirkliche Hülfe dem Lande möglich war. Die Landstände gaben mir dazu die nöthigen Vollmachten. In und unter ihrem Namen wurden die Schriften verfertiget, darüber Vorstellungen an den damaligen ersten Konsul der französischen Republik gesandt, und dem französischen Minister Berninac und dem kommandirenden General die Sache dringend empfohlen. Mein Bruder ward zu gleichem Zweck in Bern von den Landständen als ihr Delegirter ernannt. Die Landstände ließen sich von Zeit zu Zeit Berichte über den Gang der Sache und die Hindernisse, welche sich vorfanden, ablegen.

Die geistlichen Korporationen am rechten Rheinufer blieben aber ihrerseits ebenfalls nicht träge dabei; auch sie haben Mittel ergriffen, die ihnen, zur Erhaltung beshemgen, was sie bisher besaßen, zweckdienlich geschienen haben. Wie groß die Hindernisse gewesen sind, die der Sache schon ihrer Natur nach im Wege standen, oder von denjenigen, welche dabei zu verlieren hatten, erst geschaffen wurden, beweiset der Rath, den die französischen Behörden in Bern selbst gegeben; nämlich, mit den dabei interessirten Gliedern mittelst eines Kostkaufs ins Reine zu kommen. Wegen der Unsicherheit des Ausgangs wurde dieser Rath nicht ganz von der Hand gewiesen, ohne daß man jedoch dazu sehr geneigt gewesen wäre, indem die unbedingte Erhaltung jener Gefälle dem Lande das Wünschenswertheste war.

Nach vielen verrücklichen Auftritten, da alles sich vereinigte, mir dieses Geschäft zu erschweren; da ich mir selbst Demüthigungen von Seiten des französischen Ministers zu der Zeit habe gefallen lassen müssen, als die Verwaltungskammer den Zoll des Stiftes Seckingen in Stein einzog und die Ablieferung des Holzes verweigerte, welches das Stift sonst jährlich aus den Waldungen unentgeltlich bezogen hat *); da selbst ein Glied der Verwaltungskammer von allem, was diesen Gegenstand betraf und deswegen verhandelt ward, nachtheiligen Gebrauch gemacht hatte; und endlich bei dem Ausbleiben aller Antwort über diesen Gegenstand von der französischen Regierung, fand man es zweckmäßig, sich auch an den damaligen Landammann der helvetischen Republik, Hrn. Dolder, zu wenden, damit die Regierung der Schweiz sich selbst der Sache annehmen mogte. Auferdem hat man sich noch an Hrn. Catoire und an jeden gewendet, der günstige Schritte für uns thun zu können tauglich schien; denn diese Sache mußte noch vor der definitiven Uebergabe des Frikthals an die Schweiz ins Reine gebracht sein, oder die Hoffnung, dieses je zu erreichen, schien verschwunden. Ich glaube, daß Hr. Dolder sein Möglichstes gethan hat, da er damals in gutem Vernehmen mit den französischen Behörden und andern bedeutenden Personen gestanden.' Die helvetische Regierung selbst aber hat sich gar nicht eingemischt; vielmehr haben mehrere ihrer Glieder offenbare Abneigung gegen das Beginnen in dieser Sache bewiesen.

Die Landstände bevollmächtigten mich, alle und jede Opfer zu bringen, die dazu geeignet sein konnten, dem Frikthale die großen zu seiner Existenz unentbehrlichen Hülfsquellen zu verschaffen. Unterm 6 Mai ertheilten sie mir, laut Protokoll, die Vollmacht, über tausend Louisd'or zu disponiren, und sollte mehr erforderlich sein, ihnen Bericht darüber zu erstatten. Aus der Kasse des Landes wurde dafur aber nichts erboben. Ich glaube auch behaupten zu konnen, daß ich keinen Gebrauch von solchem Auftrage gemacht habe, der unvorsichtig oder für jemand beleidigend gewesen wäre.

Nach dieser Maasregel kam die Sache endlich ernstlicher zur Sprache, und schien ihrem Ende nahe; da aber beim Delegirten verschiedene Anfragen gemacht wurden, deren Beantwortung aus sich ihm allzubedenklich schien, und er sich nicht bevollmächtiget genug dazu hielt, so verlangte er die Abfendung von zwei Deputirten. Hr. Schrenberg, Präsident des Appellationsgerichts, und Hr. Feyer, Präsident des Bezirksgerichts von Rheinfelden, wurden von den Landständen mit ausgedehnten Vollmachten nach Bern gesandt. *) Die Sache ward nach dem Wunsche des Landes beendigt. Man hatte noch vor dem Abschlusse eine Uebersicht des betreffenden Zehnden und der Bodenzinsen gefordert, und dies bestätigte in der Idee, die fur Erhaltung jener Einkünfte zu machenden Opfer bestanden in einer Art von Kostkauf. Die Verwaltungskammer ließ in Eile die in Frage stehenden Einkünfte und Gefalle aufnehmen. Ihre Berechnung kam mit jener der Deputirten und des Delegirten in der Summe von 52,000 Gulden jährlich überein.

Den 7 Aug. 1802 übermachte der Minister den Landständen die Entschedung über die in dem Memorial an den ersten Konsul erlassenen Anfragen. Erläuterungen folgten auf die vom Delegirten aufgesetzten Zweifel, und der Minister gab die möglichst günstige Deutung und Erweiterung. Zugleich übergab der Minister im Namen seiner Regierung das Frikthal definitiv an die Schweiz. Die Wünsche waren alle erfüllt; dem Lande wurden die Gefälle, Liegenschaften und Kapitalien der geistlichen Korporationen zuerkannt, und es von der Verbindlichkeit gegen das Kloster Einsiedeln wegen der auf ihm haftenden 100,000 fl. losgesprochen. Die Landstände erkannten ganz wohl die Größe dieser Wohlthat und der Begunstigung, waren geneigt, dankbar gegen jene zu sein, die sich ihnen hulfreich gezeigt, und haben geglaubt, dieses Dankgefühl selbst der französischen Regierung in der Person ihres Gesandten ausdrücken und an Tag legen zu dürfen. Auch war, wie aus den Prozeßschriften der Hrn. von Bernnac und Catoire zu ersehen ist, der französische Gesandte von seinen Obern zur Annahme der bei solchen Anlässen üblichen Geschenke befugt. Ich wurde nach Bern berufen; indem noch manches zu ordnen war, und von den Landständen mit einer Vollmacht vom 10 August dahin geschickt, wegen Entschädigungen und allenfälliger Belohnungen derjenigen Personen, die mit gutem Erfolge

*). Der Zoll mußte dem Stifte Seckingen wiedererstattet werden; natürlich gab dies unsern Gegnern einen gar großen Triumf.

A. d. V.

*) Ueber die in diesem Zeitpunkte statt gehabten Ereignisse, gegebenen und erhaltenen Erklärungen u. s. w. wird sich der Delegirte des Frikthals, Karl Zandelender, näher erklären, wenn deren nöthig oder nothwendig werden sollte.

A. d. V.

Digitized by Google

für unsere Wünsche gearbeitet hatten, Unterhandlungen und Versprechungen einzugehen, welche man für unaussweichlich halten werde. Nach den ersten in Bern gemachten Besuchen, wurde ich zu Hrn. Catoire gewiesen. Mit mir ging der Delegirte des Fricktals. Hr. Catoire machte uns den Antrag, die gebührenden Geschenke auszuwerfen. Der Delegirte trug auf eine äusserst mäßige Summe an. Hr. Catoire, wie auch Hr. Dolder, fanden, daß dieser Antrag (es waren 1000 Louisd'or) der Größe und der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Personen nicht angemessen wäre. In der Ueberzeugung, daß wir mehrern Männern Dank schuldig wären, und bekannt mit dem Willen der Landstände, Niemand mit Undank zu lohnen, besonders da man schon früher sich geäussert hatte, die Revenüen eines Jahres von den zu erhaltenden Einkünften und Gefällen gern hinzugeben, wenn dadurch das Ganze erhalten werden könnte, kam man überein, daß Hr. Catoire nöthigen Falls bis auf die Summe von 5000 Louisd'or (also vom Ertrag eines Jahres) verrechnen dürfe; daß nur ein, höchstens zwei Tausend sogleich, die übrigen Summen in sechs Monaten bezahlt werden sollen; daß er für das allenfalls vorgeschossene Geld ein halbes Prozent monatlich zu beziehen haben, und den Landständen darüber Rechnung abstatten solle und werde; daß ich ferner diese Uebereinkunft den anwesenden Deputirten noch mittheilen und den Landständen zur Bestätigung vorlegen werde.

Den 19 August 1802 haben die Landstände ihre Bestätigung ertheilt. Tausend Louisd'or wurden zur Zahlung angewiesen, und durch ein Mitglied der Landstände, und ein Mitglied des Stadtraths von Rheinfelden, an das Haus Wittib Burkhardt und Sohn in Basel, laut Quittung vom 27 Aug. 1802, für Rechnung des Hrn. Catoire abgesandt. — Weiter wurde nichts mehr bezahlt.

Die Landstände, laut Protokoll, glaubten sich mir für meine Mühe, Arbeiten und Auslagen verbunden; desgleichen meinem Bruder, der ohne einige bis jetzt bezogene Besoldung mit vieler Arbeit, und nicht ohne Auslagen, ihre Geschäfte in Bern als Delegater besorgt hatte. Sie haben mir dafür eine Entschädigung von 16000 Franken, oder eine Realität nach meiner Auswahl aus den durch jene Verhandlung gewonnenen Staatsgütern, zuerkannt. Laut Protokoll vom 24 August war der Ertrag der gewählten und mir zuerkannten Realität, die ich im vollen Werth für obige Summe annahm, 391 fl., wovon aber noch wenigstens 80 fl. für deren Unterhalt jährlich abzurechnen waren.

Während dieser Zeit entspannen sich in ganz Helvetien unruhige Bewegungen. Die helvetische Regierung zögerte noch immer, von dem ihr nun von Frankreich übergebenen Fricktale wirklich Besitz zu ergreifen; sie hatte, unbekümmert um uns, nur mit Faktionen zu kämpfen. Auch im Fricktal erwachten solche. Wie konnten sie fehlen?

Der Verlust oft erwähnter Gefälle für die geistlichen Korporationen jenseits des Rheins war den ehmaligen Besitzern schmerzlich. Sie versuchten den letzten Rest ihres Einflusses gegen die, welche dem Fricktal die Revenuen verschafft hatten. Die Insurrektion in Helvetien, zu Gunsten des alten Staatssystems, gab ihnen neue Hoffnungen; die im Fricktal aufgehobenen Kapuziner und Chorherren dachten an ihre gänzliche Wiederherstellung; die bevorstehende neue Organisation des Landes regte viele Erwartungen, viele Besorgnisse an. Dies alles vereinigte sich zur Bewirkung einer Insurrektion, um eine andere Ordnung der Dinge, und Abänderung der Behörden und Personen zu erwirken.

Diese Aenderung geschah; sie betraf auch mich, als öffentlichen Beamten, und ich habe sie Hrn. Catoire angezeigt, damit er sich wegen der Zahlungen an die neuen Behörden und Personen wenden möge. Dem Hrn. von Bernenac habe ich auf seine an mich gerichtete Anfrage geantwortet, daß zu dem beabsichtigten Geschenke wirklich 1000 Louisd'or in Basel bei Wittwe Burkhardt und Sohn für Rechnung des Hrn. Catoire niedergelegt worden seien. Wer diese wirklich erhalten habe, zeigt die öffentliche Darstellung des Hrn. Catoire, und macht folglich jede Erklärung darüber von meiner Seite unnöthig.

Nach jener Umwälzung wurden, wie Hr. v. Bernenac in seiner gerichtlichen Darstellung sagt, auch die zu seinen Gunsten, so wie die übrigen auf Belohnung oder Entschädigung Bezug habenden Erkanntnisse der Landstände, zurückgenommen. Von dem, was mir und meinem Bruder zugesichert gewesen, wurde nicht das Geringste erfüllt. Es blieb mir, als Folge meiner Bemühungen, das verarmte Fricktal in den Genuß ansehnlicher und fast unentbehrlicher Einkünfte zu setzen, nichts, als eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Kränkungen. Was mir aber nicht entrissen werden konnte, war das feste und angenehme Bewußtsein, dem Fricktal durch jene vielfältigen Bemühungen und Aufopferungen wesentliche und dauernde Vortheile gestiftet zu haben.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Die Musikgesellschaft der Stadt Luzern hat ein gedrucktes Zirkular an alle Musikfreunde der Schweiz versandt, worin sie dieselben einladet, sich mit ihr zur Erstiftung einer allgemeinen, vaterländischen Gesellschaft für Tonkunst zu vereinigen. Die erste Versammlung derselben soll dieses Jahr zu Luzern sein, da sich hier die Tonschule versammelt. Fast jede größere oder kleinere Stadt der Schweiz hat ihre eigene Musikgesellschaft, worin manche Dilettanten sich der Virtuosität nähern. Allerdings wär' es zu wünschen, daß der interessante Plan gelänge, und es ist auch wirklich kaum daran zu zweifeln. Merkwürdig indessen ist es doch, daß, bei aller Liebhaberei und allem Sinn der Schweizer für Tonkunst, die Schweiz, fruchtbar von jeher an großen Talenten, noch keinen großen Tonkünstler und Komponisten hervorgebracht hat.

Aus Italien.

— Die durch das Dekret vom 1 Brumaire 1805 zu Mailand errichtete Veterinarschule, wodurch die bisher in Modena und Mailand bestandenen überflüssig wurden, beginnt jetzt ihre Arbeiten.

— Die neapolitanischen Blätter erneuern jetzt wieder ihre Erinnerungen an die meteorologischen Perioden Toaldo's. Nach den gemachten Beobachtungen war wirklich der Winter von 1807—1808 demjenigen an Strenge gleich, welchen man im Neapolitanischen vor neunzehn Jahren hatte. Mehrere Menschen sind erfroren in der ausserordentlichen Kälte. Seit neunzehn Jahren hatte man so heftigen Frost nicht. Der größte Theil des Hochlandes war mit Schnee bedeckt.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 32. — den 20 April 1808.

Novellen aus Rom, vom 19 bis zum 29 März.

Wenn auch das Auge des Zuschauers noch immer keine wesentlichen Veränderungen in den bisherigen Verhältnissen Roms bemerkt, abgerechnet diejenigen in Ansehung des Militärs, so dürfte es sich doch damit verhalten, wie mit dem Frühlinge, dessen Kommen man oft nicht eher bemerkt, als bis er da ist. Wie auf den Wellen eines ruhigen Stroms ein breiter Nachen, so bewegt sich hier das Bild des bisherigen. Hier und da scheint ein Ruder geführt zu werden; hier und da wird einer der Ruhenden auch wohl bisweilen unsanft geweckt. Das Ganze aber ist stille, vom Anker des Gewohnten gehalten. Es ist wahr, die ehmaligen päpstlichen Soldaten sind nicht mehr unter dem Befehl ihrer vorigen Oberen; aber sie haben, wenigstens noch zum Theil, ihre alten Wachtplätze, die alte Kleidung, und die alte Bezahlung. Eben so ist es wahr, daß die Hauptwache auf Monte Cavallo von französischem Militär besetzt wurde, aber jetzt sind dort zum wenigsten Wachen, die noch die alte päpstliche Montur tragen. Der Papst wollte eine neue Kokarde, zur Auszeichnung seiner Nobelgarde und der, wie man es nannte, treu Gebliebenen (worunter Invaliden, die Soldaten, die in Provinzstädten, an Zollen u. s. w. waren, verstanden wurden) einführen; aber — mit einemmal hatten auch die andern zu dem französischen Militär gerechneten, päpstliche Uniform tragenden Truppen die neue gelbe und weiße Kokarde. Die Sache, die man vorher als so wichtig angesehn hatte, gab nun Stoff zum Lachen. Sicher waren auf diese Weise eine Menge Kokarden umsonst gemacht, und man sagte von vielen Tausenden. Hiermit war die ganze Sache abgemacht.

Während dem wurden etwa hundert Mann der ehmals päpstlichen Truppen — man wußte nicht, ob an einen andern Ort des Kirchenstaats, oder auswärts — versandt, und wie es hieß, sollten nach und nach die sämtlichen Zuchthausgefangenen nach Mantua transportirt werden, wie man es häufig von neapolitanischen zur Galeere Verurtheilten gesehen hatte; aber es geschah doch nicht, und von den Soldaten hatten diejenigen, die ein Alter etwa von fünfundvierzig oder funfzig Jahren erreicht hätten, Erlaubniß, um ihren Abschied anzuhalten. Von den andern wagte es Keiner, seit der Versendung jener drei Offiziere, die *außer Rom nicht dienen wollten*. Denen, die Weiber und Kinder besitzen, sollte ebenfalls eine Ausnahme gestattet werden. Kurz, auch diese Sache ging ihren Gang gelassen fort, und bei Einigen erhielt Geduld, bei Andern die Hoffnung, es werde besser gehen als man meine, den Weg. Man brachte zu gleicher Zeit einen Haufen desertirter päpstlichen Soldaten ein; auch *das* wirkte das Seine.

Nach allem Vorhergegangenen, und nachdem man die abgereiseten neapolitanischen Kardinäle vergebens zurückerwarten hatte, konnte ein neuer Befehl an die andern anwesenden Kardinäle, aus andern Provinzen oder Gegenden Italiens, nichts sehr Auffallendes haben. Es hieß zwar, der heilige Vater habe ihnen befohlen, nur der Gewalt zu weichen; das hinderte aber ihre Abreise nicht, und zwei Kardinäle Doria begaben sich freiwillig nach ihrer Heimath Genua, nachdem sie ihren Domestiken und Hausleuten (famiglia) eine namhafte Summe zu ihrer Erhaltung zurückgelassen hatten. Die übrigen wurden von Reitern begleitet. In allem verreiseten acht Kardinäle, wie das Gerücht sagte. Drei, unter denen der jetzige Staatssekretär ist, erhielten wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß, länger dazubleiben. — Nichts

Digitized by Google

konnte ruhiger abgethan werden, als diese Sache, und man erzählte, daß ein Bischof, der Sagrista genannt, dem h. Vater Vorwürfe gemacht habe: „Ihr thut übel, heiliger Vater, nicht nachgeben zu wollen; ihr habt aber Löwen zur Seite *) (d. h. Räthe, die ihn in ihrer Gewalt halten, und nichts von Nachgeben wissen wollen). Aehnliche Urtheile hörte man auch selbst bei Personen aus den geringern Ständen. Man sagte: „Was hilfts? nur der Staat wird ruinirt. Es hat auch schon Päpste gegeben, die in ähnlichen Fällen waren, und nachgaben. Wäre von der Religion die Rede, vom Verbot des Kirchendienstes u. s. w. dann mögten die Juwele der päpstlichen Krone auch Andere entflammen; aber es ist die Rede von Veränderung der weltlichen Macht, von Abstellung vieler Mißbräuche u. dgl." Man erinnert sich dabei an die Zeit, als das Papiergeld aufkam (unter Pius VI) und bei Bannstrale geboten wurde, daß Jeder alles entbehrliche oder als todtes Kapital besitzende Gold, Silber u. s. w. einliefern sollte. „Damals dachte man noch anders, und gab zitternd und gutwillig her, was man hatte. Das Heirathsgut unserer Weiber, Perlen, Geschmeide, Silbergeschirre u. s. w. wurden mit Wagen in den Schatz gebracht, und das Papiergeld, da man uns gab, wurde hernach annullirt. — Da liegt der Grund allen Uebels. Man hat das Recht mit Füßen getreten; man hat das Heiligste als Profanung gebraucht — jetzt macht nichts mehr auf uns Eindruck, und wenn nun Cann die Rede wäre — — so denken wir an unsere verlornen Perlen, unsere Weiber an ihre Dota u. s. w." Solche Stimmen sind nicht blos einzeln — das dunkele ähnliche Gefühl liegt in jeder Brust verborgen. Alles bangt in der Geschichte der Zeiten und Menschen zusammen; ogni avverso ha il suo riverso (jede Vorderseite hat ihre Rückseite).

Dennoch muß man es zum Lobe der Römer sagen, könnte es helfen, sie gäben noch einmal her, was jeder vermögte, wenn es darum zu thun wäre, dem heiligen Vater zu dienen. Man will vom wohl, selbst indem man die Verwaltung im Ganzen tadelt, und man vermißt ihn, wo er sonst kaum bemerkt wurde. So z. B. erschien er alle Jahre in der Minerva am Feste der Verkündigung; diesmal verrichteten Kardinale die Funktion. Es wurden daselbst einmals von Seiten der Abtei dieser Kirche mehrere arme Mädchen ausgesteuert — eine Sitte, die sonst häufig in Rom statt fand — und man gab von fünfzig bis fünfundsechzig Scudi. Seit den Zeiten der Republik hat die Sache entweder ganz aufgehört, oder ist sehr beschränkt worden. Man sagte wenigstens, die Mädchen, obwohl sie bei der Feierlichkeit erschienen, bekamen doch keine Aussteuer. La cosa si fa per apparenza (nur zum Schein ziehen die Mädchen in Prozession in die Kirche). — Aus dieser Nichterscheinung des h. Vaters bei einem so wichtigen Feste schließt man, er werde auch zu Ostern nicht nach St. Peter gehen, die Funktionen der Charwoche zu halten. Er lebt in seinem Palaste wie ein Eremit, und geht nur im Garten spazieren, ohne wie gewöhnlich auszufahren. Von seiner Gemüthsstimmung hieß es bisher immer, „der heil. Vater ist mutevoli (sta forte, tutto contento, non si muove); er ist ganz vergnügt, und rührt sich nicht. Ob dem ganz so war, oder ob es immer so sein konne, sagten die Aeußerungen über ihn nicht, und man hörte immer weniger davon sprechen. Eine Sage versicherte, er werde nach dem Vatikan zurück versetzt werden, seine Schweizergarde behalten, und 300,000 Scudi monatlich bekommen, mit der Obliegenheit, seine ausgebreitete Dienerschaft, und was zum Palaste gehört, zu erhalten. Da in dieser Zeit manches Gesagte in der Folge Interesse erhielt, so verdiente auch diese Sage einige Aufmerksamkeit.

Die große Basis der allgemeinern Gleichgültigkeit in Ansehung der künftigen Dinge war, daß, ohngeachtet der Vermehrung der Menschen durch so viele Truppen, in Ansehung des Preises der Lebensmittel keine Veränderung zu bemerken war. Wein, Oel, Brod — kurz, die nothwendigsten Bedurfnisse blieben auf demselben Fuße, wie vorher. Nur das Fleisch war auf sechs bis sieben Baiok für das römische Pfund gestiegen. Daher hörte man häufig sagen: Lebensmittel sind da (l' robba c'è); ja man tröstete sich, alles werde noch wohlfeiler werden, wann die Zahl der großen Esser, oder der Küchen, die so viel verschlangen, geringer sein wurde. Kurz, wie überall, so spielte auch hier der Magen seine Rolle, und das la robba c'è wirkte zur ruhigen Ansicht des Zeitenlaufs nicht das wenigste.

Ganz zu rechter Zeit fiel S. Giuseppe (der Tag des heiligen Joseph) ein. Die Gassenköche schmückten an diesem Feste ihre Boutiquen mit Vorbeerstrauch, Spiegeln, Bildern — zu bisweilen sogar mit einem Sonett. Die Hauptsache sind aber die Frittelle, Backwerk von allerlei Art, in Oel geschmort. Man feierte das Fest nach alter Weise, und so manches Herz wurde getröstet durch den Anblick der nach alter Weise aufgestapelten Frittelle. An diesem Tage hörte man daher nichts als Belobungen der herrlichen Festkuchen, und kaum wurde bemerkt, daß von S. Angelo, zu Ehren des Königs von Neapel, die Kanonen donnerten. Am Abende dieses Tages sah man einen großen Theil von Rom illuminirt, weil Tags darauf der Krönungstag des h. Vaters einfällt. Unruhig war man, daß nicht wie gewöhnlich am Morgen die Feuerschlunde vernommen wurden. Dafür aber ertönten sie am Abend, und man sagte, das sei so Sitte in Frankreich, und war wieder zufrieden.

Kaum waren diese beiden Tage vorüber, so trat die alte Leere wieder ein, und man konnte es ziemlich deutlich wahrnehmen, daß weder Furcht noch Hoffnung die Gemüther sehr bewege, ausser wenn ein Tag der Lotterziehung einfiel. Nur obenhin bemerkte man, daß der letzte von Sr. Heiligkeit abgesandte Kurier, ein in ganz Rom bekannter, und wegen schneller Reisen berühmter Mann, noch nicht zurück sei, da doch der vom General zu gleicher Zeit abgefertigte seit mehrern Tagen eingetroffen wäre. Man wollte aber wissen, daß ein angesehener Kardinal in Rom eintreffen werde, um die Sache mit dem h. Vater in's Reine zu bringen. Zugleich verbreitete man die nahe Ankunft des Generals Pino, dem in Kurzem Gen. Massena folgen sollte. (Ersterer ist wirklich eingetroffen, und dem folgen etliche Hundert der zisalpinischen Legion, die unter den Fahnen Napoleons im letzten großen Feldzuge sich Anspruch auf jene Ehrenbezeugungen erwarben, mit denen sie in Mailand empfangen wurden.)

Die einzige öffentliche Ankündigung, die in dieser Zeit erschien, betraf den freiern Lauf der Posten, und zeigte an, daß Briefe nach der Schweiz und nach Holland nicht mehr frankirt zu werden brauchten.

Als Befehl ging die zweckmäßige Verordnung aus, daß nach zehn Uhr Abends jedermann mit einer Laterne erscheinen sollte, *)

*) Die Redensart rührte von einem Fra Pacifico und S. Francesco a Ripa her; der schon vorlängst gesagt haben soll: *Il Papa in se è un santo nomo, ma ha quattro leoni a lato, chi lo tirano in qua ed in là.* Jener Alte ist seitdem gestorben.

*) Dieses Edikt erschien mit den gewöhnlichen drei päpstlichen Wappen, und war von dem bisherigen Gouverneur Cavalchini unterzeichnet.

Digitized by Google

weil man noch immerhin von Diebereien, Insulten und andern nächtlichen Vorfällen hörte.

Daß sich übrigens das Jahr immer noch als ein anno bisextile (ein Jahr das allerlei Unfälle mit sich führt) rechtfertigt, ist bei dem gemeinen Manne eine ausgemachte Sache. So wurden mehrere französische Offiziere nach Rom gebracht, die in Ostia Anfalle von Wahnsinn bekommen hatten. Ein Soldat warf sich mit sämtlicher Rüstung in die Tiber; ein anderer sollte sich selbst auf S. Angelo gestobet haben.

Einige Züge aus dem neuesten Gemälde von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Musikgesellschaften.

Ich habe einige ungemein angenehme Sonnabende in Amsterdam verlebt, Dank sei es der hiesigen Musikliebhabergesellschaft! Sie versammelt sich im Sommer gewöhnlich in einem Garten vor der Stadt, und trägt und erfüllt durch ihre Eintracht den schönen Namen Harmonie. Obgleich die Kompositionen eines Haydn, Mozart u. s. w. vortrefflich gegeben und von den Amsterdamern mit Enthusiasmus aufgenommen werden, gewinnt doch der Geschmack für italienische Musik von Tag zu Tag mehr Anhänger. Ich weiß nicht, ob das Modesache allein ist, oder Wirkung der seit einiger Zeit hier etablirten Opera des Hrn. Miarteni. Drollig genug ist's, die wenigsten verstehen die Sprache, die sie singen; nothwendig geht daher im Accent und Ton viel verloren. Aber man singt doch!

Benefiz-Konzerte, und Konzerte von durchreisenden Virtuosen gegeben, sind gar häufig, besonders des Winters. Man hat überhaupt viel Sinn für Musik; jene oben erwähnte Liebhabergesellschaft besteht jetzt aus fünfzig Mitgliedern, meistens Musikern, von denen einige über das Mittelmäßige erhaben sind. Es gibt eine Menge Familien- und Gesellschafts-Konzerte, ausserdem vier öffentliche in der Woche. Das französische Theater, eben weil es gewöhnlich Opern aufführt, ist immer stark besucht, während das holländische Theater im Sommer verschlossen ist.

Von den Schauspielen kann ich nicht viel sagen. Aber die Amsterdamer sehen ihre Madame Zinzenis, geborne Wattier, in den ersten Rang der dramatischen Künstler, und stellen ihren Schauspieler Snoet mit dem Talma der Pariser oft in Parallele. Das französische Schauspielhaus, wie das deutsche, übertreffen das holländische bei weitem an äusserer Pracht, sind aber viel kleiner, in ihren Dekorationen ohne Vergleich geringer, und ihre Schauspieler, einige wenige ausgenommen, verdienen kaum genannt zu werden.

Glück des holländischen Landmanns.

Amsterdam hat die Form eines Halbmondes. Auf der Landseite ist es von acht Thoren mit langen Zugbrücken geschlossen. Die drei kleinen Pforten sind eigentlich nur Zugänge zu den Boulevards.

Alle diese Thore führen zu Dörfern. Ganz Holland ist mit einer solchen Menge Dörfer besäet, daß man kaum begreift, wie das kleine Land so viele fassen kann. Es ist eine Lust, über die fetten, grünen Weiden hinzuwandeln, vom schönsten Rindvieh bedeckt, dann an den äusserst saubern Hütten der Landleute hin. Man hat in andern Ländern von dem Wohlstande, der Reinlichkeit und Ordnung holländischer Bauern keine Vorstellung. Dies sind Wirkungen des Klimas, aber auch der ehmaligen Verfassung. Alle Holländer sind vor dem Gesetze gleich. Da ist der thätige Landmann kein Lastthier eines deutschen Barons, oder Leibeigener eines russischen Edelmanns — jeder gilt durch sich.

In gewisser Hinsicht mögt' ich wohl sagen, ich kenne kein glücklicheres Wesen, als den holländischen Bauer. Gesundheit blüht in seiner Familie, gleichsam wie ewiges Erbe. Er genießt die Frucht seiner Arbeit; keiner darf sie ihm ungestraft schmälern. Der geringste Bauer ist reich, denn er hat nur wenig Bedürfnisse, und immer genug sie zu stillen. Seine üppigen Matten, sein prächtiges Vieh, seine erglebigen Küchengarten, seine fruchtbaren Felder, die Reinlichkeit in Wohnung, Kleidern, Hausgeräthen — alles verkündet einen Zustand von Behaglichkeit, den man sonst nicht sobald findet.

Wer in Holland ein einziges Bauerngut, eine einzige Wiese, umringt von Graben, besetzt mit Schaf- und Rinderheerden, nebenbei eine Wassermühle gesehen hat, der hat ganz Holland gesehen. Der Landmann, robust, gesund, haushaltersich, freundlich, hat dabei seinen eigenen Luxus. Man muß ihn besonders am Sonn- und Feiertage sehen. Da sind goldene Hemdknöpfe; Doppelreihen von goldenen oder silbernen Knöpfen am Wamms, zwei große silberne Knöpfe am Hosengurtel; eine silberne Uhr mit silberner Kette; goldene oder silberne Knie- und silberne Schuhschnallen.

Und die Bauerinnen? nun natürlich, sie geben an Eleganz den Männern nicht nach. Schmit und Form ihrer Tracht ist bei allen einerlei, national. Gewöhnlich über der Haube ein Strohhut, mit Indienne oder Kattun gefüttert; um den Hut ein schwarzes Band; um den Hals eine Schnur rother Korallen mit einer goldenen Agraffe befestigt; ein braunes Wamms; ein brauner Rock von Serge, oder Baumwollenzeug; blaue Strümpfe; silberne Schuhschnallen; am Gurtel eine Geldtasche, die an einem silbernen Halbmonde befestigt ist — da haben Sie die Tracht der holländischen Bäuerin.

Der botanische Garten.

Zwei amerikanische Agaven stehn am Eingange des botanischen Gartens zu Amsterdam, und laden zum Besuch der Pflanzenseltenheiten ein. Seit zwei Jahren ist er durch den Professor der Botanik, Hrn. G. Brolik, ganz umgeschaffen. Vordem waren die Pflanzen nach der Angabe des Prodromus florae Leidensis des Hrn. Adrian van Royen geordnet; jetzt aber nach dem Linnäischen System, und zwar nach Wildenow's Species plantarum. Die inländischen Pflanzen, die offizinellen u. s. w., alle haben ihren bestimmten Platz. Der beim Buchhändler W. Holtrop im J. 1805 erschienene Catalogus plantarum medicinalium etc. gibt von den offizinellen Gewächsen ein umständliches Verzeichniß; auch hat der Magistrat von Amsterdam den Hortum medicum beträchtlich vergrößert, weil der Raum zu enge ward, so daß er jetzt eine Ausdehnung von fünf Viertel Morgen (arpent) Landes hat.

Digitized by Google

Die Seefahrtsschule.

Wer in Amsterdam war und nicht die Seefahrtsschule sah, hat sich um eines der interessantesten Schauspiele gebracht. Ein großes, einfaches Gebäude, über dem Portal die kolossale Bildsäule der Schiffahrtskunst, liegt am Y g r a c h t, also in der Nachbarschaft der Schiffe, dem weitläuftigen Magazin der Marine gegenüber. Dies ist die Seefahrtsschule, die seit dem Jahre 1785 gestiftet wurde. Die Regierung gab dazu das Gebäude und einige Einkünfte; aber der Patriotismus der Holländer that das Uebrige und zwar das Meiste. Blos der reichen Spende einzelner Partikularen dankt dies wichtige Institut seine dauerhafte Existenz, so daß mehr als hundert und fünfzig Jünglinge, in allen Zweigen des Seedienstes unterrichtet, dem Vaterlande einst zum Stolz und Nutzen auf fernen Meeren gelten werden.

Alle Abtheilungen des Hauses haben, in Rücksicht ihrer Bestimmung, Verwandtschaft mit den Abtheilungen des Schiffes; die Platteforme über dem Gebäude dient zu einem astronomischen Observatorium; die Wände des großen Lehrsaals sind mit den Bildnissen der berühmtesten holländischen Seehelden und Schiffsschlachten geschmückt.

Auf der Westseite des Hauses befindet sich eine ziemlich beträchtliche Fregatte, mit vollständigstem Segel- und Tauwerk. Hier werden alle auf dem Meere vorkommende Geschäfte mit einer Gewandtheit und Pünktlichkeit ausgeführt, wie in offener See. Vom niedrigsten Dienst des Matrosen bis zu den Geschäften und Kenntnissen des höchsten Kommandos werden die jungen Leute theoretisch und praktisch angeführet. Ihr ganzes Leben ist Leben für das Seewesen. Sie schlafen in Hangematten; ihre Behandlung ist durchaus militärisch; ihre Nahrung besteht in Schiffsprovisionen, meistens aus Erbsen, Grütze, Erdäpfeln, Mohren, Kohl, Fleisch, Speck, Stockfisch, u. s. w. Ihr einziges Getränk ist Wasser und Bier; Thee, Kaffee u. dgl. bekommen sie nie.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Basel. Ein hier privatisirender Gelehrter, Hr. Otto, hat seit Kurzem eine Leihbibliothek errichtet, die mit ihren verschiedenen Anstalten nichts als den Nahmen gemein hat.

Bekanntlich wissen die meisten solcher Institute das Problem, wie auf die wohlfeilste Art der Heißhunger des lesenden Menge zu stillen sei, mit Hülfe der Nachdrucker durch Häckerlinge von Romanen und Schauspielen treflich zu lösen: nur selten wird dem delikaten Gaumen ein genießbarer Bissen zu Theil.

Um so erfreulicher muß es sein, bei Herrn Otto eine gediegene Sammlung der besten belletristischen und theils wissenschaftlichen Werke der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier anzutreffen. Deutsche Bücher nimmt Hr. Otto darum keine auf, weil auf der hiesigen Lesegesellschaft hinlänglich für diese Literatur gesorgt ist, da sie hingegen an ausländischen Produkten beträchtlichen Mangel leidet. In einer Handelsstadt, wo viele junge Manner schon aus Berufserforderniß mehrere lebendige Sprachen lernen, war einem wahren Bedürfniß abzuhelfen, durch die Lektüre der klassischen Schriftsteller des Auslandes in den neuern Sprachen den Geschmack bilden zu können.

Erfreulich ist es für den Freund der Poesie, nicht nur unter den Neuen der frühern Dichter seine alten Freunde wiederzufinden, sondern noch manche neuere interessante Bekanntschaft machen zu können. Die spätern Blüthen des Sängers der Garten, und die Dichtungen eines L e b r u n, le G o u v é, G a m e a r d, M i l l e v o y e unter den Franzosen; eines P e t e r W i n d a r, C a m p b e l l unter den Engländern, und eines A l f i e r i, C a s t e l l i, M o n t i u. s. w. unter den Italienern, laden ihn zu neuem Genusse ein. Interessant ist die komplette Sammlung des *Almanac des Muses*. Kunstliebhabern wird unter anderm das neu herausgekommene *Bulletin de la Société pour l'encouragement des arts* willkommen sein. Das historische Fach ist besonders in Hinsicht der französischen Geschichte beinahe vollständig. Unter den neuern Historikern bemerkt man mit Vergnügen die Werke eines d'A r n a u l t i, R u l h i è r e, A n q u e t i l, M a l t e - B r u n, B e a u c h a m p, G a i l l a r d u. s. w. Die Politiker können alle *Mémoires particuliéres sur la révolution* bei ihm nachschlagen. Von den bedeutendern, zum Theil kostbaren französischen Reisebeschreibungen, die seit ungefähr zehn Jahren herausgekommen sind, fehlt nicht leicht eine.

Gewiß selten ist die Erscheinung, in einer Leihbibliothek naturhistorische Werke, wie der große B u f f o n von S o n n i n i, anzutreffen.

Für Thaliens Gönner sind die bessern französischen Dramatiker in chronologischer Ordnung, von R o t r o u bis auf C h e n i e r, C o l l i n, d'H a r l e v i l l e, P i c a r d u. s. w. aufgestellt. Auch die italienische und englische Bühne ist ziemlich vollständig.

Vielen Lesern zum Trofte gereicht die Bemerkung, daß Hr. Otto auf dem Stoppelfelde der Romane manche fruchtbare Aehre emporsprossen läßt. Wem die launigen Kinder der Laune einer Mad. G e n l i s, R a d c l i f, eines B u r n e y, R o c h e, L e e, P i g a u l t - L e b r u n, nicht vollen Genuß gewähren, der kann sich unter andern in der zweyhundert Bände reichen *Bibliothèque des romans* beim Athem erhalten.

Durch seine Verbindungen mit den ersten Buchhändlern in Paris erhält Hr. Otto die literarischen Tagesneuigkeiten frühe noch, als sie in öffentlichen Blättern angekündigt werden.

Bei wem sich der Geschmack am physischen Pole hervordrängt, dem kann mit dem *Almanac des gourmands* aufgewartet werden.

Aber diese Anstalt empfiehlt sich nicht allein durch ihren innern Gehalt und die uneigennützige Art, mit der sie gestiftet wurde, sondern sie wird dadurch noch einnehmender, daß sie durch einen Mann geleitet wird, der sich eben so sehr durch seine umfassende Sprachenkenntniß und Gelehrsamkeit, als durch Bescheidenheit, Gefälligkeit, und durch die größte Pünktlichkeit in Besorgung der Aufträge, auszeichnet.

So beträchtlich übrigens die Zahl der Abonnenten in Basel ist, verdient dies Institut, wie Sie sehen, dennoch weiter umher gekannt zu sein. In der Schweiz ist es bis jetzt wohl das Einzige in seiner Art; viele junge Schweizer in allen Kantonen, welche in fremden Kriegsdiensten den Franzosen, Engländern, Spaniern, Italienern, sich mit den Musen derselben vertraut machten, werden sich freuen, im eigenen Vaterlande der Gelegenheit zu begegnen, die Unterhaltung mit ausländischer Literatur fortsetzen zu können.

H-ch.

Digitized by Google

Kritiſche Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueſte Weltkunde.

(In Briefen einer Geſellſchaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 32.

Fünfter Brief.

Karl Rottmanner Kritik der Abhandlung Jacobi's u. ſ. w. — Aſt's Journal für Wiſſenſchaft und Kunſt.

Die ſüddeutſche oder philoſophiſch-poetiſche Schule, die der fleißen, zierlich geregelten, plaſtiſchen, gemüthsloſen, norddeutſchen Schule, oder dem „Boruſſismus“ mannhaft entgegenſtrebt, und die Ideale der Kunſt und Wiſſenſchaft im Leben wieder mit freudiger Kraft erblühen laſſen will, offenbart ſich immer lauter und herrlicher. Es iſt wirklich verdrießlich, daß die Norddeutſchen ihrer kaum achten wollen. — Einer ihrer Jünger, Hr. Dr. Karl Rottmanner, ein junger, talentvoller und phantaſiereicher Mann, hat neulich in ſeiner „Kritik der Abhandlung F. H. Jacobi's: Ueber gelehrte Geſellſchaften, ihren Geiſt und Zweck (Landshut 1808)“ gezeigt, was auch jugendliche Kräfte, gehoben durch die Begeiſterung der Naturphiloſophie, gegen einen Veteranen der altphiloſophiſchen Schule vermögen.

Er beweiſet dem Präſidenten der königlichen Akademie zu München ganz naiv, daß derſelbe weder ächt philoſophiſchen Sinn noch Geiſt beſitze, und nicht einmal im Stande ſei, das Weſen der Vernunft zu erkennen; eben ſo unwiderlegbar ſpricht er dem ſonſt von allen Deutſchen hochgeachteten Jacobi alle Kenntniß des Geiſtes der Geſchichte ab, weil er nicht einmal weiß und begreift, wie der antiken, klaſſiſchen Bildung der griechiſchen Welt, die chriſtliche oder romantiſche eben ſo herrlich gegenüberſtehen, deren höchſte Blüthezeit in jenes Mittelalter fällt, welches beſchränkte Köpfe ſonſt das barbariſche und eiſerne Zeitalter zu nennen pflegten (ſiehe des unſterblichen Aſt's Grundriß einer Geſchichte der Philoſophie). „Nie war Europa einiger, glänzender, mächtiger, als in jener herrlichen Zeit des Ritterthums und des Enthuſiasmus für die Ehre der katholiſchen Religion. Da trieb eine neue, wunderbare Poeſie ihre farbigen Blüthen, und die Produkte der romantiſchen Künſtler ſtehen in ihrer Art eben ſo göttlich und unerreichbar da, wie die der frühern Griechen und Römer.“ — „Das Karakteriſtiſche der drei letztern Jahrhunderte im Vergleiche mit der lebendigen Bildung des Mittelalters iſt — Mechanismus. Die Seele ſcheint ganz aus dem öffentlichen Leben gewichen. Friedrich der Große war der größte politiſche Mechaniker.“

„Was die Meiſten da in Norddeutſchland betrieben, iſt eine trockene Verſtandesbildung, eine Empirie, die ſich für Wiſſenſchaft hält; eine einſeitige, klaſſiſche Gelehrſamkeit, welche das Schöne der romantiſchen Bildung abſichtlich miskennt; eine Poeſie, deren Tendenz mehr äuſſerlich, verſtandesmäßig und rhetoriſch, und eine Moral, die aller Religion beraubt, gemein, unheilig und gemüthlos iſt.“

Hoffentlich läßt ſich gegen dies tiefbegründete Raiſonnement gar nichts einwenden. Und wer es wagte, wäre am Ende doch nur eine gemeine, ergroſatiſche, vernunft-, verſtand- und gemüthsloſe Natur, vom „proteſtantiſchen Zeitunismus“ der norddeutſchen Gelehrten befangen, oder, was daſſelbe ſagen will, vom „Boruſſismus“ beſeſſen.

Deutſchland, ja ganz Europa, bleibt für die Offenbarung ſo großer, ins Auge fallender und bisher doch unerhörter Wahrheiten dem jugendlichen Doktor der freien Künſte von Ewigkeit zu Ewigkeit verbunden. Es iſt endlich einmal Zeit, daß der erhabenen Sache ihr Recht geſchehe; daß man es freudig vor aller Welt bekenne, wie die für Schwärmer und Myſtiker gehaltenen Neuplatoniker und Kirchenväter von der Erkenntniß des Göttlichen durchdrungen, allen Weiſen des Alterthums und der neuen Zeit das Gleichgewicht halten; wie die ſchöne Meluſine, Laerymas, die vier Aymonskinder, die ſchöne Magelone, Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln u. ſ. w., ſonſt meiſtens nur Lieblingslektüre der Handwerksburſche und Kindermägde, allen Werken der Homere, Sofocleſſe, Euripideſſe, Kloſtokke, Wielande, Voltaire, Pope u. ſ. w. nur beſcheiden geſagt, an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Es iſt Zeit, daß endlich dem großen Unfuge der Welt Schranken gebaut, daß von den Dächern geprediget werde: Alle Nationen Europens, die mit Kultur und Geſittung ekelhaft prahlen, haben ſeit Jahrhunderten

Digitized by Google

sich blind dem Irrthume hingegeben. Was ihnen heilig und ehrwürdig gewesen und noch ist, das ist gemein; was sie gemein und verächtlich schalten, ist etwas wunderbar Göttliches. Es ist Zeit, daß es von allen Dächern gepredigt werde: Was ganz Europa, und seine gebrtesten Weisen (eigentlich sind es nur Afterweise) nicht einfanden, das haben einige Schriftsteller in etlichen süddeutschen Städten eingesehen, kann jeder einsehen, der, ohne sich an Erfahrungen zu binden, Phantasie und Muth genug hat, in abstrakten Gegenständen poesiren, und in poetischen Sachen philosophiren zu können.

Vorzüglich hohe Verdienste um das in blinden Wahn versunkene Menschengeschlecht erwirbt sich aber der berühmte Hr. Professor Aft, in welchem sich Platons Gemüth, Aristoteles Hellsinn erneuern, und mit der tiefsten Fülle rein poetischer Kraft verbinden. Seine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, wovon das erste Heft endlich erschienen ist, verdient in alle lebende Sprachen übersetzt und der Moniteur der ersten Geister des Welttheils zu werden.

Da ich nicht zweifele, dies treffliche Journal sei schon in Ihren Händen, geb' ich den Inhalt nicht weiter ausführlich an. Aber verzeihen Sie es meinem Enthusiasmus, wenn ich einzelne Stellen darin auszeichne, um jeden nach den darin enthaltenen Schätzen lüstern zu machen, falls sie ihm noch fremd wären.

In den Aphorismen S. 51 sagt der göttliche Aft: „Die Philosophie unserer Zeit ist noch exoterisch oder Schulphilosophie. Nur Wenige schauen in das innere, geistige Leben der Dinge: Der esoterische Philosoph (wie Hr. Aft zum Beispiel) ist mit dem Leben der Dinge selbst eins, sein Gemüth versenkt sich in die Tiefe des Lebens, er schaut sich selbst und das Leben in ungetheilter Wonne." Nie ist die Naturphilosophie bestimmter karakterisirt, als hier. Und welche Klarheit neben unermeßlichem Ideenreichthum! — „Platon ist das Ideal der esoterischen Philosophie!" sagt Hr. Aft, sich selbst vergessend, in ruhrender Bescheidenheit.

Noch eine andere, den Stand der schönen Literatur Deutschlands hell beleuchtende Stelle: „In Tieck's und Novalis's Poesien strahlt der innere, verklärte Geist alles Lebens in seiner Reinheit und Freiheit. Ihr Wesen ist idealische Liebe und Phantasie. Göthe hat eben so wenig, als die griechischen Dichter, Phantasie im ächten Sinne des Worts." (Das wird dem guten Hrn. v. Gothe leid sein; man kann ihm aber unmöglich helfen.) „Phantasie offenbart sich nur in der orientalischen und romantischen Dichtkunst, und denjenigen Poesien der Neuern, die romantischen Geist in sich tragen. Auch kennt Göthe die höhere Liebe nicht" (er soll sie aus diesem Journal besser kennen lernen); „sie ist bei ihm nur die Aphrodite, das Verlangen nach irdischer Schönheit, nicht die uranische (platonische) Gottheit, die Sehnsucht nach der himmlischen Schönheit oder nach dem Urschönen."

Natürlich wird Hr. Aft sich, wenn er selbst dichtet, nicht mit der gemeinen Aphrodite einlassen. Wie man es in der uranischen Liebe treibe, erhellt aus seiner in diesem Journal enthaltenen speisserbarten Elegie, besonders in der Stelle:

Nein, du liebst mich anwirk, dies sagt mir dein zärtliches Wesen,
Sagt mir das Seufzen der Brust, sagt mir der trunkene Blick,
Und der erbebende Mund, wann leis' ich die Lippen berühre,
Und vom seligen Reich küssend zu trinken des Hauchs
Glühender Wonne, die tief mir durchdringt den zitternden Leib, das
Wie durch magische Kraft, selten im Hauch er verflicht.
Ach, wo weilest du, wonniges Glück! Ich sterker mich schmachtend
Dir an die liebende Brust, wärest du, Holde, bei mir;
Glühend umarmt' ich dich, risse dich fort in das schweigende Dunkel u. s. f.

Oder noch klarer aus einem reizenden, baierischen Handwerksburschen- oder Volkslied, welches dies Journal verschont, wo es heißt, daß das schöne Rösel zum schönen Jäger „in's Bett eini g'stig'n."

Beianandn han i' g'schlafa
Di hib lange Nacht u. s. w.

Friedrich Schlegel dagegen wird mit wohlverdientem Lobe, als einer der ersten Dichter Germaniens, man kann wohl mit Fug und Recht sagen, als der Fürst deutscher Poesie, ausgesteuert. „Denn er," spricht der zarte Kunstkenner. Aft S. 53, „er schreint die Poesie zu der Höhe emporzuführen, wo sie plastisch und musikalisch zugleich sein wird, zu idealer, verklärter Gediegenheit und Objektivität sich vollendend, wie die pindarische Muse."

Weil manchem profanen Leser diese ungemein verständigen Sachen nicht ganz deutlich sein dürften, will ich sie lieber durch ein Beispiel erläutern. Friedrich Schlegel hat nämlich Hrn. Aft's Journal mit einer „Ode, im Anfange des Jahres 1807" ausgestattet.

Um begreiflich zu machen, was unter plastischer und musikalischer Poesie, unter verklärter Gediegenheit und Objektivität, mit einem Worte, unter pindarischer Muse zu verstehen sei, seh' ich die zwei ersten Verse der Ode her:

O ihr Blinde, die werderend,
Ja schon sterbend,
Doch den Hader nicht vergessen,
Dunkelns noch vermessen
Nicht verwehrt die Hand, die Euch geschlagen!
Frevelnos ohne Reue
Schaltet nur eitel Euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue
Endet Euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, wollt vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Bild verschwinde,
Alle denn's Heiles Licht erkennen,
Und in ihr verbunden
Gern sich alle Brüder nennen,
Neuen Muthes ihr Herz entzünden!
Ewig mög' in Liebesflammen trennen.

Nie sang Pindar, nie selbst der selige Schmolke so schön.

„Die neuesten Gedichte von Friedrich Schlegel," sagt Hr. Aft in der Rezension von Rostorf's Dichtergarten (Hr. Aft nennt ihn nicht Garten, sondern Paradies ächter Poesie) bezeichnen eine neue Epoche der Poesie." Als das Köstlichste dieses Dichters führt Hr. Aft folgende Stelle aus besagtem Paradiesgärtlein an:

Geistlich wird unsonst genannt,
Wer nicht Geistestieft erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Heilt die tief Gebrochne Kraft,
Und des Herzens frommer Sinn
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts gefehn,
Als wenn die Gestammten gehn,
Hoher Weisheit Sternenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht.

Wer ist so gemüthlos, daß er beim Lesen dieser überirdisch schönen Poesie nicht in Thränen des stummen Entzückens zerfloße?

W.*

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 33. — den 23 April 1808.

Briefe von Don Gaspar Melchor de Jovellanos, aus dem Gefängniß in der Insel Majorka, an S. M. den König von Spanien.

Zur Karakteristik der Justizpflege unter dem Ministerium des Friedensfürsten.

Da Asträa nach dem untergegangenen goldenen Weltalter die Menschen verließ, ward Nemesis ihre Stellvertreterin. Das Schwerd dieser dunkeln Vergelterin schwebt verborgen über den Häuptern des sündigenden Hüttenbewohners und des Mächtigen, der vom Throne herab die Schicksale von Millionen seiner Mitgeschöpfe lenkt.

Nach der Katastrophe des Friedensfürsten von Spanien im vergangenen Monat, und jener Revolution zu Madrid, welche den König Karl den Vierten zur Niederlegung seiner Krone zwang, ward in jener Hauptstadt manches lauter über das vernichtete Ministerium gesprochen, was ehmals zu äussern unklug und gefahrvoll gewesen sein würde.

Auch erinnerte man sich wieder eines der verdienstvollsten spanischen Staatsmänner, des ehmaligen Justizministers, nämlich des ehrwürdigen Don Gaspar Melchor de Jovellanos. Er ist als Verfasser mehrerer belletristischen Schriften, besonders auch durch seine klassische Abhandlung über la ley agraria selbst im Auslande bekannt.

Lange hatte er in verschiedenen öffentlichen Aemtern, als Minister der königlichen Audienz (des hohen Gerichtshofes) von Sevilla, als Alkalde des Hofes, als Ordensrath, endlich als Justizminister, mit Ruhm gedient, bis er durch eine im Monat März des Jahres 1801 wider ihn ausgebrochene Kabale gestürzt, und zur ewigen Gefangenschaft, ohne alle Anklage, ohne alles Verhör, nach Majorka geführt ward.

Von hier aus schrieb der unglückliche Staatsmann zweimal an den König. Wahrscheinlich hat Spaniens Monarch diese Briefe nie erhalten; in einzelnen Abschriften liefen sie heimlich in Madrid umher, und waren, wie man leicht erachten kann, aufs strengste verboten. Auch erhielt Don Gaspar nie Antwort; nie Gewährung seiner Bitte. Seit sieben Jahren schmachtet dieser Greis fern von dem Vaterlande, dessen Wohlthäter und Zierde er war, in der Karthause auf Majorka.

Wir theilen unsern Lesern diese noch niemals im Druck erschienenen Briefe, aus dem Spanischen treu übersetzt, mit. Es sind Aktenstücke zur Geschichte des von der Höhe seines Glanzes tief gestürzten Don Manuel Godoi, und zur Geschichte der erloschenen Ministerialgewalt in Spanien.

D. H.

Erster Brief.

Karthause Jesus von Nazareth in Majorka.
24 April, 1801.

Sire!

Den 13 vergangenen Märzes wurde ich durch den Regenten der Audienz von Asturien in meinem Hause überfallen, wo er sich im Namen Ihrer Majestät ohne weiters meiner Person und aller meiner Papiere bemächtigte; eine Eskorte von Soldaten, die es umringt hatten, riß mich vor Tagesanbruch daraus fort, und führte mich mitten durch die Hauptstadt und übrigen Ort-

Digitized by Google

schaften jenes Fürstenthums bis nach der Stadt Leon, wo man mich im Kloster der barfüßigen Franziskaner zehn Tage lang von aller Gemeinschaft und Mittheilung abgeschnitten und eingesperrt hielt. Von hier aus wurde ich unter einer anderen Eskorte von Kavallerie, an den heiligsten Tagen unserer Religion, durch die Provinzen Kastilien, Rioja, Navarra, Arragon und Katalunien bis nach dem Hafen von Barzelona transportirt, und dort dem Generalkapitän überliefert, auf dessen Befehl man mich neuerdings in das Kloster de la Merced einschloß. Gleich als wollte man ein eigenes Beispiel von Strenge und Brandmarkung aufstellen, oder als wäre ich nicht mehr würdig, den spanischen Kontinent zu betreten, schaffte man mich in einem Paketboote nach Palma in Majorka über, stellte mich dem Generalkapitän der Insel vor, und führte mich von da nach dem Karthäuserkloster, welches zu meinem Gefängniß bestimmt war.

So habe ich während dem Zeitraum von vierzig Tagen mit Stillschweigen und Gelassenheit alle Beschwerden, alle Erniedrigungen, die einen Mann von Ehre zu Boden drücken können, geduldet; habe das Schmerzgefühl ausgehalten, in der Mitte meiner Nation, die mich mit Entsetzen aus meiner Heimath weggerissen und mehr als zweihundert Meilen davon jenseits der Meere versetzt werden sah, als Staatsverbrecher zu erscheinen, und bin endlich in dieser schimpflichen Eingeschlossenheit den grausamsten Nachreden ausgesetzt, ohne daß mir bisher irgend eine Verordnung mitgetheilt oder sonst zu wissen gethan worden wäre, was doch die Ursache einer so harten und schändenden Behandlung sein könnte? Allein was das Maas meiner Leiden voll macht, und mein Herz am empfindlichsten kränkt, ist der schmerzliche Gedanke, daß man mir das Wohlwollen Ihrer Majestät, und Ihr Zutrauen auf meine Unterthanentreue und Dankbarkeit geraubt habe. Denn, Sire, wie wäre es möglich, daß man sich im Namen E. M. so schrecklicher und beispiellose Mißhandlungen meiner Person erlaubt hätte, wenn Ihr königliches Gemüth nicht mit der Zumuthung eines Verbrechens, das mich derselben würdig machte, eingenommen worden wäre? Wie hätten E. M. nach Ihrer Gerechtigkeitsliebe, oder nach den Eingebungen Ihres edeln Herzens, einen Vasallen, der einst Ihr allerhöchstes Zutrauen genoß, so herbe behandeln lassen können, wenn man Ihnen denselben nicht als höchst strafbar und als einen Gegenstand Ihres königlichen Unwillens dargestellt hätte?

Aber, Sire, welches ist das Verbrechen, dessen man mich anklagen will? Wenn es bekannt, wenn es bewiesen ist, warum hat man noch keine Anstalten gemacht, mich darüber zu Rede zu stellen, mir alle Daten vorzulegen, von denen man glaubt daß sie gegen mich sprechen, und meine Gegengründe anzuhören? Warum vergönnt man mir jene Vertheidigung nicht, die das natürliche und positive Recht erlaubt, und die E. M. dem unglückseligsten Ihrer Unterthanen nicht vorenthalten?

Und wenn wirklich noch kein Beweis so eines Verbrechens da ist; und wenn eine natürliche Irrung dabei obwaltet, oder wenn es das Machwerk eines verläumderischen Angebers ist: warum hat man, anstatt der Sache nachzuforschen, anstatt sie an das Tageslicht zu bringen, da angefangen, wo man aufhören sollte, indem man mich meiner Freiheit, meiner Güter und aller meiner Gerechtsame beraubte — indem man mich vom väterlichen Boden fortriß, in eine ferne Insel verbannte, in eine traurige Zelle einschloß, und zu so vielen Beschimpfungen und Entbehrungen verurtheilte? Warum versetzt man mich, während ich als schuldig erklärt werde, in eine so große Ferne um in eine so gänzliche Unmöglichkeit, angeklagt und vertheidigt zu werden? Warum endlich ließ man jeder Nachsuchung, jeder Anklage, jeder gerichtlichen Beurtheilung, eine so bittere und schimpfliche Strafe vorangehen? Denn, Sire, wäre ich wirklich, uneingedenk der edeln Grundsätze meiner Erziehung, der hohen Pflichten meines Standes, und (was noch mehr ist) der innigsten Liebe gegen E. M. und der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die Sie über mich auszugießen geruht haben, wäre ich unglücklich genug gewesen, irgend eine Schuld auf mich zu laden: wie ungeheuer müßte sie sein, um solcher bittern Strafe zu entsprechen — einer Strafe, die mich meiner Ehre und meiner Güter verlustig gemacht, zu einem wahren bürgerlichen Tode gebracht hat, und die mir schon tausendmal mein natürliches Leben geraubt hätte, wenn mich nicht der Muth, den mir mein Gewissen einflößt, und das Vertrauen auf die Gerechtigkeit E. M. getröstet und aufrecht erhalten hätte!

Vielleicht, um ein so strenges Verfahren zu rechtfertigen, glaubte man meine Verbrechen und deren Beweise in meinen Papieren aufzufinden, und vielleicht war dies der Grund, warum man sich derselben so unterwartet, so ganz ohne Annahme, bemächtigte. Aber wenn vor diesem Akte keine Beweise von Verbrechen gegen mich existirten, wie konnte man, irgend einer anscheinenden Muthmaßung wegen, oder durch irgend eine verläumderische Ohrenbläserei, eine so gewaltsame und sonderbare Maasregel gegen mich ergreifen? Warum bricht man in das Haus eines Mannes ein, der im Besitze seiner Unschuld ist, durchsucht die letzten Winkel, und fällt ohne Rücksicht über alle seine Papiere her, worin nicht nur seine Interessen, seine Schriften, und die Frucht seiner Arbeiten und Studien, sondern auch seine Gedanken, seine Handlungen, die Vertraulichkeiten seiner Freunde und Verwandten, und mit einem Worte selbst die Geheimnisse seines Gewissens und Lebens aufbewahrt sein sollten? War dies nicht ein Eingriff in das Heiligste aller Depots? Hieß das nicht das konstituirte, bürgerliche, religiöse, mit dem Leben und der Existenz des Menschen am meisten verflochtene alles Eigenthums entheiligen und mit Füßen treten? Und wenn der glorreichste Titel E. M., als Souverän und Vater Ihrer Vasallen, darin besteht, Beschützer zu sein dieses geweihten Eigenthums, welches die Gesetze aller Nationen, die Maximen aller Regierungen zu jeder Zeit als frei, und über jede Jurisdiktion, über jede Nachsuchung, über jede Mißhandlung erhaben betrachteten: wie kann man sich Ihres allerhöchsten Namens bedienen, um einen so schändlichen Frevel zu autorisiren, der an einer Person verübt wurde, die es am wenigsten verdiente?

Sire! nicht etwa, weil ich die Durchsuchung meiner Papiere befürchtete, klage ich so bitter über diesen Eingriff; denn ich würde mich vielmehr darüber freuen (wenn ich mich darüber freuen könnte, daß im väterlichen Namen E. M. ein so neues Beispiel von Unterdrückung und Willkührlichkeit vor den Augen der Nation dargestellt wurde — ein Beispiel, das alle Ihre treuen Vasallen, deren Freiheit, Sicherheit, persönliches und häusliches Eigenthum in dem meinigen angegriffen worden ist, mit Betrübniß erfüllen mußte); ich sage, Sire, ich würde mich darüber freuen: denn was anders würde man in meinen Papieren finden, als eine ununterbrochene Reihe von Zeugnissen meiner Unschuld und der Reinheit meines Lebens, das vierunddreißig Jahre lang dem

Digitized by Google

Dienste E. M. und dem öffentlichen Wohl geweihet war? Was wurde man finden, als beständige Kraftanstrengungen zum Vortheil und Ruhm meiner Nation? Was anders würde man finden, als daß meine Studien, meine Betrachtungen, meine Schriften und Reisen — kurz, daß alle Schritte und Handlungen meines Lebens jederzeit nach so würdigen Zwecken gerichtet gewesen? (Ja, es sei mir erlaubt, mich zu rühmen, da man so grausam meinen guten Namen anzuschwärzen sucht, der jederzeit das Idol meines Lebens war, und gegenwärtig das einzige Gut ist, an dessen Erhaltung mir liegt.) Was anders würde man in meinen Papieren finden, als daß ich mit Genauigkeit und Rechtschaffenheit die verschiedenen Aufträge und Kommissionen abthat, welche E. M. und Ihr allergnädigster Vater mir anzuvertrauen geruhten, und daß ich durch das Hingeben meiner wenigen Talente zum Besten des Vaterlandes diesen reinen und makellosen guten Namen erringen konnte, der mir mein einziger Trost ist, und der mir durch keine Verläumdung entrissen oder befleckt werden soll, so lange die Beschirmung und Gerechtigkeit E. M. mich nicht verlassen.

Diese meine Sicherheit, möge sie E. M. nicht als Stolz betrachten; denn unter den Beschimpfungen, die ich leide, unter der Niedergeschlagenheit meines Wesens, wie konnte so ein schändber Gedanke in meiner Seele entstehen? Nein, Sire, weit entfernt, mich von Unvollkommenheiten, Schwachheiten und Fehlern frei zu glauben, bin ich überzeugt, daß mich meine angeborne Offenheit und Leutsamkeit öfterer zu Verirrungen verleitet haben dürfte, als jeden andern; aber bei dieser aufrechtigen Ansicht bürgen mir Vernunft und Gewissen, und kann ich E. M. versichern, daß die strengste Prüfung meines Wandels und meiner Papiere nie, nie wird dahin ausfallen können, daß ich mir je als Obrigkeit, als politischer oder als religiöser Mensch, oder als Bürger, wissentlich das geringste Vergehen, das mich der Gnade E. M. und der Achtung meiner Nation unwürdig machte, habe zu Schulden kommen lassen.

Dies, Sire, dies flößt mir eine so hohe Sicherheit ein; dies leitet mich voll des Vertrauens bis zu E. M. Füßen. Nicht apf meine Verdienste sehe ich dieses Vertrauen, denn am Ende bestehen sie in mehr nicht, als in der redlichen Erfüllung meiner Standespflichten; aber ich sehe es auf den Schutz und die Gerechtigkeit E. M., die nicht zugeben können, daß die Verläumdung über die Unschuld triumfire, die noch viel weniger einen Vasallen verlassen können, der sich seit seiner ersten Jugend dem Dienste E. M. gewidmet, der die Stellen als Minister der königlichen Audienz von Sevilla, als Hof-Alkalde, als Ordensrath und als Justizminister mit Ehren bekleidet hat, der so manche schwierige und wichtige Kommission mit Eifer und Uneigennützigkeit abthat, und nach vielfältigen ehrenvollen Proben von Anfriedenheit und Achtung, sowohl von Seiten Ihrer Majestät, als von der Ihres allerhochsten Vaters, und von der des Publikums, im Alter von achtundfünfzig Jahren das letzte Drittel seines Lebens der Verbesserung der öffentlichen Erziehung und der Vervollkommnung einer Anstalt widmete, die von E. M. gegründet und seinem Eifer anvertrauet ward, und welche unter fortwährender allerhöchster Protektion gewiß das herrlichste Denkmal von E. M. Regierung werden wird.

Sire! Kraft dieser Wahrheiten, die ich mit meinem Blute zu vertheidigen bereit bin, wende ich mich demuths- und vertrauensvoll an E. M., nicht erst Ihre Gnade, sondern Ihre hochste Gerechtigkeit zu erflehen. Wenn man mich verläumdet hat, so bin ich erbötig, jedes gegen mich geschmiedete Mährchen zu Schanden und verschwinden zu machen; aber wenn irgend Jemand, durch einen groben Irrthum, oder durch einen anscheinendeu Argwohn, zu meinem Unheil Anlaß gegeben hat, so erbiete ich mich gleichfalls, ihn verschwinden zu machen, und jeden Falls vor E. M. darzuthun, daß ich, weit entfernt, die strenge Behandlung, mit der man mich niederdrückt, zu verdienen, durch meine Unschuld und Treue, und wegen der vollkommenen Reinheit meines Wandels, jederzeit der Gnade E. M. würdig war: und Sie können, nach den, Ihrem edeln Herzen angebornen, Grundsätzen von Güte und Gerechtigkeit, nicht anders, als den Befehl ergehen lassen: 1) daß, sollte mir irgend ein Verbrechen zur Last gelegt worden sein, man mich alsogleich vor E. M. darüber zur Rechenschaft ziehe und meine Vertheidigung anhöre; 2) daß jede gegen mich einpaleitende Projedur vor einem der öffentlich anerkannten Tribunale geführt werde, es sei dann im Staatsrath, dessen Mitglied ich bin, oder im königlichen Rath, dem ersten Zivilttribunal der Nation, oder im Ordensrath, indem ich geschworner Ritter des Alkantara-Ordens bin: oder, da man mich auf diese Insel deportirt hat, sei es auch vor einem Ausschuß der hiesigen königl. Audienz; denn sowohl vor dieser als jeder andern Behörde bin ich bereitwillig, über meinen Wandel Rechenschaft zu geben; und 3) nach Anerkennung meiner Unschuld, welches ich zuversichtlich erwarte, möge E. M. nicht allein mir meine vorigen Bestimmungen wieder anzuweisen geruhen, sondern auch nach Ihrer königlichen Einsicht die Makel vertilgen, mit der so viele, an meiner Person verübten Frevel und Beschimpfungen meine Ehre und guten Namen befleckt haben. Dieses erwarte ich von der Gerechtigkeit und dem Edelsinn E. M., für deren Wohl ich eifrigst zum Himmel flehe.

Sire. Zu den königlichen Füßen E. M.

Kaspar Melchior Jovellanos.

Zweiter Brief.

Kartheuser von Majorka. 8 Okt. 1801.

Sire!

Gleich bei meiner Ankunft auf dieser Insel richtete ich an E. M. die Repräsentation, wovon ich eine Abschrift beilege; denn in der Bitterkeit meiner Lage, und im Bewußtsein meiner Unschuld, an wen konnte ich mich mit mehr Vertrauen wenden, als an E. M. den höchsten Beschützer der Unschuld seiner Vasallen. Aber der Anblick der Strenge, mit der man mich behandelt, hat alle diejenigen, die an meiner Erleichterung oder Vertheidigung hätten Antheil nehmen können, außer Fassung gebracht, und ich habe mit größter Betrübniß vernehmen müssen, daß jene demuthige Vorstellung noch nicht zu E. M. königlichen Händen gekommen ist, und so lebe ich fortdauernd in meiner schimpflichen Eingeschlossenheit, ohne daß mir bisher durch irgend eine Ordre oder sonst wäre angezeigt worden, was die Ursache eines so strengen Verfahrens, oder E. M. Gesinnung in Rücksicht meiner Existenz sei.

Ist es möglich, Sire, daß unter E. M. gerechter Regierung, im Namen eines so humanen und tugendhaften Königs, einem ausgezeichneten Vasallen das verlagt werde, wessen sich alle diejenigen, die im Schatten seines Schutzes und seiner Gerechtigkeit leben, erfreuen? Warum, wenn man mich als schuldig erkennt, enthält man mir die Rechte des Schuldigen vor? Warum klagt man mich nicht an, hört, richtet mich nicht? Warum läßt man

Digitized by Google

dem, was Gerechtigkeit und Humanität in dergleichen Fällen gebieten, die Strafe, das Urtheil, die Sentenz vorausgehen?

Nein, Sire! J. M. können diesen so notorischen, so schändlichen Frevel nicht länger dulden. Ich kenne Ihre Billigkeit und Herzensgüte, und weiß, daß es mit beiden unvereinbar ist, einen Unschuldigen einem so schrecklichen Schicksale zu überlassen. Man hat mich wie einen verhärteten Verbrecher behandelt, und noch liegt das Schimpfliche dieses Dafürhaltens schwer auf meiner Ehre: meine Treue, meine Religiosität, mein Wandel und mein Ruf wurden auf einmal, nicht allein angegriffen und in Zweifel gesetzt, sondern vor den Augen des Publikums angeschwärzt, geschändet und mit Füssen getreten: mein vorher unbescholtener und fleckenloser Ruf hat mit meiner bürgerlichen Existenz gelitten; und zu einer ähnlichen Unterdrückung fügt man noch die Ungerechtigkeit bei, mir alle Wege zur Vertheidigung zu verschliessen? Und wird man einem Manne von Ehre und Verdienst das verfagen, was das göttliche, das natürliche und positive Recht (diese Rechte, deren Aufrechterhaltung der Allerhöchste Ihrer Majestät anvertraut hat) dem unglücklichsten, verabscheuungswürdigsten Delinquenten nicht versagt? Ich weiß nicht, woher so viel Unheil über mich kommen sollte: wenn irgend ein sonderbarer Irrthum, irgend ein scheinbarer Argwohn dazu Anlaß gab, so sage man mir's; ich will sie verschwinden machen. Aber wenn irgend ein niederträchtiger Angeber es wagte, mit seiner schändlichen Zunge meinen Ruf und meine Unschuld anzutasten, um die Minister J. M. zu überraschen, so höre man mich ebenfalls, so stelle man ihn Stirne gegen Stirne mir gegenüber, damit ich ihn überzeuge, ihn zu Schanden mache, damit ich ihn des vollen Maaßes von J. M. Unwillen, der öffentlichen Verwunschung und des öffentlichen Abscheues wurdig, darstelle.

Ich flehe zur Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät, nicht so sast für mich, als für alle Männer von Ehre; denn es ist Keiner, der nicht an meinem Unglücke Antheil nähme. Die Unterdrückung meiner Unschuld läßt ihn für die Sicherheit der seinigen befürchten, und der Angriff auf meine Freiheit setzt die aller meiner Mitbürger in Gefahr und macht sie schwankend. Diese Gerechtigkeit ist J. M. sich selbst schuldig — schuldig den zarten und unabänderlichen Tugenden, die Sie in Ihrem Herzen nähren, schuldig den süssen Namen eines gerechten, humanen und guten Königs, worauf alle Vasallen ihr Vertrauen und ihren Trost gründen.

Der Himmel bewahre J. M. höchst königliche Person lange Jahre, um welches ich inbrunstig bete.

Sire. Zu J. M. königlichen Füssen.

Kaspar Melchior Jovellanos.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Unter den exotischen Thieren, die von Zeit zu Zeit in Paris eingeführet werden, steht jetzt ein Jokko (von Buffon so, und auch kleiner Orang-outang, von Linnäus *simia satyrus* genannt) die Neugierde des Publikums an. Dieser Jokko ist weiblichen Geschlechts und seit ein Jahr alt; sein Kopfhaar ist lang, seine Augen erhaben, sein Gesicht von senkrechten Runzeln gefurchet; seine Nase und Ohren sind klein und niedlich, und sein nach Verhältniß großer Mund mit zwei Reihen schöner Schneidezähne besetzt. Sein Bild ist sanft und sein Karaktre sehr freiwillig. Er ruhet in einer Art von Bett, auf dem Rücken ausgestreckt. Man hat ihn mit einem Kamisole bekleidet, in dessen weiten Aermeln er gewöhnlich seine Hände verbirgt. Wenn einer seiner Bekannten in das Zimmer tritt, faßt er seine Hand und drückt sie herzlich.

Die Beschwerden einer langen Reise und die ausgestandene Kälte haben ihm eine Krankheit zugezogen, die er vielleicht nicht überstehen könnte. Sein Besitzer erwartet seine Genesung, um ihn der Kaiserin als Geschenk für die Menagerie zu Malmaison anzubieten.

Bekanntlich bewohnen die Jokkos die tiefsten, unbeschrittesten Wälder der Insel Borneo. Auch dieses ist auf jener Insel gefangen, und nach Java die Frucht und von da nach Spanien transportirt worden. Auf Spanien machte er die Reise nach Frankreich zu Lande, und diese Winterreise hat ihm mehr geschadet, als die langen Jahreten zur See.

— Der Senior der Kupferstecher, Hr. Wille, ist am 5 April zu Paris in einem Alter von zweihundertzwölf Jahren gestorben. Er war zu Königsberg geboren, und kam im Jahre 1736 nach Paris, zu einer Zeit, wo die Kunst des Grabstichels in tiefer Erschlaffung lag. Er erweckte sie, und wurde der Stifter einer Schule, aus der unter andern berühmten Künstlern Rode, Wechel, Preisler, und Gervic, Mitglied des Instituts, hervorgegangen sind. Seine Arbeiten sind zahlreich und von den Kennern sehr geschätzt. Man wirft ihnen Affektation und Härte vor, aber gestehet ihnen jene unmerklichen Abstufungen des Tons, und jene bezaubernden Effekte des Halbdunkels zu, die dem Pinsel nachzubilden, nur so selten dem Grabstichel gelingt. Einige Minuten vor seinem Tode ließ der ehrwürdige Greis sich einen Pinsel reichen, und mahl einige rohe Züge auf das Papier, hob dann die Augen zum Himmel und verschied. Sein Tod war sanft wie sein Leben. Er hinterläßt einen Sohn, der als einer der talentvollsten Zeichner bekannt ist.

Aus Italien.

— Die königliche Akademie der Geschichte und der Alterthümer zu Neapel hat dem Könige folgende Gegenstände zu Preisfragen vorgeschlagen: 1) Welches sind die wirklichen Grenzen des ehmaligen Großgriechenlandes; welche Provinzen gehörten dazu? Warum wurde der Theil Italiens Großgriechenland gehießen vorzugsweise vor dem alten, östlichen? 2) Welches war der Nationalwohlstand und Kommerz der griechischen Republiken, welche, sonst Großgriechenland geheißen, das heutige Königreich Neapel zusammensetzten? Welche waren die Quellen dieses Wohlstandes?

Berichtigung.

Auf der ersten Seite von Nr. 31, in der achten Zeile der Noten, ist nach „dem Kaiser getragen" für die erste Summe die Anzeige hinzuzusetzen: An herrschaftlichen Gefällen aller Art.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 34. — den 27 April 1808.

Englands Spiel gegen Frankreich während des gegenwärtigen Krieges.

Im blutigen Drama des großen Krieges, der mit den Exaltationen einiger Schwärmer begann und mit der Umgestaltung des ganzen Welttheils endete, waren es Frankreich und Großbrittannien, welche die Hauptpartien bildeten. Andere Mächte des Kontinents traten nur episodisch ein.

Noch steht stehen Frankreich und Großbrittannien allein auf der Bühne, und die Blicke des ganzen Menschengeschlechts sind auf diese gewaltigen Kämpfer gelenkt, die um nichts Geringeres als um die Herrschaft über den Erdkreis zu ringen scheinen. Aber die Rollen beider sind gewechselt. Wie London einst ganz Europa gegen Gallien ins Feld schickte, so steht es heute von diesem Welttheil verlassen, und Frankreich führt die Waffen aller Nationen in den Krieg wider Großbrittannien. Diesmal siegte gegen den Zauber des Goldes die Kraft des Eisens.

Die brittische Regierung, furchtbar mächtig, unüberwunden auf den Meeren, rastlos thätig, im Besitz unermeßlichen Reichthums, fruchtbar an List und Schlauheiten, unverlegen in der Wahl ihrer Mittel, leidenschaftlich im Verfolgen ihrer Zwecke, war von jeher für Frankreich die furchtbarste Widersacherin — und ist noch jetzt Napoleon's Nebenbuhlerin.

Wie der schreckliche Prozeß endlich schliessen werde, liegt im geheimen Dunkel der Zukunft. Aber interessant ists, und lehrreich für den Beobachter der Schicksale unserer Zeit, einen Blick auf den Gang dieses großen Haders zurückzuwerfen. Die Thaten und Schicksale der Franzosen, seit dem Sturze der Bourbonen, sind bekannt — nicht aber so im Zusammenhange Großbrittanniens Operationen gegen Europa. Ich sage gegen Europa; denn wie Frankreich mit unverheimlichten Waffen gegen den Welttheil stritt, und ihn überwand: so stritt auch England gegen ihn, indem es aus dem französischen Kriege, als unangefochtener Souverän des Ozeans, über alle Mächte des Kontinents hervorgehn wollte.

William Pitt, im fünfundzwanzigsten Jahre Premierminister seines Königs, Redner des ersten Rangs, gewandter Staatsmann, genialisch in Unternehmungen, unabänderlich in seinen Entwürfen, unerschöpflich in seinen Hülfsmitteln, sah von dem ersten Ausbruch der französischen Revolution neue Hoffnungen für den Glanz seines Vaterlandes aufsteigen. „Wahr ists,“ sagte er in seiner Parlamentsrede am 9 Febr. 1790, „Frankreich kann durch ein glückliches Gefolge von Umständen, die diese Revolution begleiten dürften, furchtbarer werden; aber sie können uns auch die Franzosen zu minder gefährlichen Nachbarn machen.“

Und zugleich, wiewohl Großbrittannien überall im tiefen Frieden lebte, forderte er Subsidien zur Vergrößerung der brittischen Landmacht und Marine. „Warum dies?“ fragten hundert Stimmen. „Nur Frankreich“ sagte Burke, „stand bisher als eine Macht da, die unsere Eifersucht reizen und verdienen konnte. Aber indem meine Augen die Karte von Europa überlaufen, werde ich einer großen Lücke gewahr, einer ungeheuren Leere — da lag einst dies Frankreich; es ist nicht einmal mehr bedeutend genug, meinen Blick zu fesseln!“

Pitt aber hatte beschlossen, Frankreichs Schwäche zu benutzen, um des furchtbaren Rivals für immer loszuwerden.

Digitized by Google

Dazu war die Eintracht der Mächte des gesammten Europa's vonnöthen.

England naherte sich wieder dem Hofe von Madrid, gegen welchen es, seit dem Verlust Nordamerika's, fast tödliche Kälte behalten hatte; Cornwallis in Indien erhielt Befehl, den Krieg mit Tippo zu enden, der Großbrittanniens Streitkräfte theilte; Oesterreich ward durch brittische Vermittelung mit der Pforte ausgesöhnt; Rußland mit Schweden (im Frieden zu Werelä 14 Aug. 1790). Europa hatte Ruhe. Desto unzerstreuter sammelte sich die Aufmerksamkeit des Welttheils über Frankreichs Schicksale.

Der brittische Premierminister wollte es so. Er selbst führte zwar immer und laut die Sprache des Friedens; desto sicherer rüstete er in geheimer Stille den Krieg, welchen schon damals Lord Hawkesbury *) und seine Parthei im Parlament mit Ungestüm provocirten, und der englische Gesandte zu Neapel, Lord Eglin, vorbereitete. Dieser, wie einst Peter Eremita, durchlief alle Höfe Europens, um den Kreuzzug gegen Frankreich zu predigen. Er veranlaßte die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Könige von Preußen, davon der Traktat von Pavia (20 Mai 1791) und die Pilnitzer Konvention Folgen wurden. England selbst erschien aber noch in keinem dieser Verträge gegen Frankreich, als Parthei, öffentlich, sondern erklärte mit einer gewissen Feierlichkeit überall seine Neutralität.

Oesterreich, Preussen und das deutsche Reich traten unterdessen im Jahre 1792 in den Krieg. Ihre Heere drangen über Frankreichs Grenzen vor. Die Mordfackel war angezündet, deren Flammen nach fünfzehn Jahren noch nicht erloschen sind.

Die französische Regierung sandte die Herrn Chauvelin und Talleyrand, im Anfange des erwähnten Jahres, nach London, um die Gesinnungen des Kabinets von St. James zu prüfen, und bot diesem sogar die Vermittlerrolle unter den Kriegführenden an. Aber nichts weniger, als Frieden, lag im Geist des brittischen Ministeriums. Es wollte den Untergang, die Theilung des mächtigen Reiches, jetzt durch Anarchie gelähmt, durch tausend Greuel der Revolution geschändet, und den Völkern Europens ein Gegenstand des Abscheues. Es lehnte das Amt des Friedensstifters ab, und trat endlich öffentlich in die Koalition gegen Frankreich, da der 10 August zu Paris erfolgt war, an welchem der schwache Ludwig der Sechszehnte seines Throns für immer beraubt ward.

Der französische Nationalkonvent, kühner schon durch Dumourier's und Kellermann's Siege, durch Montesquiou's Eroberung von Savoien, durchfaß Englands Politik. Er kündigte den Britten nur einen Krieg an (1 Febr. 1793), der ihm selbst schon unvermeidlich gerüstet war, und begann ihn in revolutionärer Wuth mit einem Akt, welcher nachher, von den Engländern nur ausgedehnter nachgeahmt, die Greuel des Seekriegs auf eine beispiellose Art vermehrte. Der Nationalkonvent war's nämlich, der am 9 Mai 1793 befahl, alle neutrale Schiffe wegzunehmen, die englisches Gut trügen, oder auch nur Lebensmittel, für feindliche Hafen bestimmt.

So hat Frankreich selbst das Signal zu den grausamen Maasregeln gegeben, welche England darauf ergriff, alle für französische Küsten geladene Lebensmittel selbst den Neutralen zu nehmen, und ganz Frankreich in Blokadestand zu erklären — Maasregeln, die alle Grundsätze des Völkerrechts zerstörten, der Souveränetät aller friedlichen Staaten hohnen, und mit der Fehde zweier Nationen das Unheil eines ganzen Welttheils verknüpften.

Jetzt trat William Pitt aus dem Helldunkel hervor, und kündigte seinen Sinn über Frankreich unverholen an. „Man hat gesagt" rief er, als im Parlament die Kriegserklärung gegen Frankreich verhandelt ward, „man hat gesagt, daß der Krieg, den wir beginnen, ein Krieg auf Tod, ein Vertilgungskrieg sei — — ja, ein Vertilgungskrieg ists, den wir machen!" — und Burke, der wüthende Feind der Revolution Frankreichs, schrieb nun: „Dringt jemals eine Macht in Frankreich ein, so dringe sie ein, wie in ein Reich der Meuchelmörder; da achte man fürder nicht des unter polizirten Völkern im Kriege üblichen Verfahrens: Frankreich hat allen Anspruch darauf verloren. Militärische Exekutionen — daraus muß dieser ganze Krieg bestehn."

Durch hundert und hundert mordprodigende Pamflete und Karrikaturen ward der ohnedin dem französischen Nachbar unholde John Bull fortdauernd fanatisirt zu diesem Vertilgungskrieg. Kalt und bedächtlich berechnete Pitt indessen die Mittel zum Untergange des Feindes, und setzte sie durch seine Agenten in allen Winkeln Europens in Bewegung. Er wollte den allgemeinen Aufstand des Weltheils gegen ein Land, welches durch Anarchie und Faktionenwuth eine wohlfeile Beute eroberungslustiger Fürsten zu sein schien.

Nicht überall war sein Bemühen von Glück gekrönt. Der große Rath von Venedig hatte schon seit dem September 1792 Beibehaltung der Neutralität beschlossen. „Unser Beitritt zu einer Koalition wurde dieser wenig fruchten, uns selbst aber den Gefahren einer Revolutionspest preisgeben." — — Die Schweizer erwiederten auf die Note des englischen Gesandten vom 30 Nov. 1792: „Gewohnt unsere eingegangenen Verpflichtungen gewissenhaft zu beobachten, werden wir uns unter keinem Vorwande von der Neutralität abwendig machen lassen." — — Die Türkei erklärte am 27 März 1793 dem brittischen Minister Fonton: „Da Frankreich sowohl, als auch die gegen dasselbe im Krieg begriffenen Mächte, England, Holland, Preußen und Deutschland, mit der ottomannischen Pforte in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, wird sie keine Parthei in diesem Kriege ergreifen, sondern neutral bleiben."

In Schweden raubte der Tod Gustav's des Dritten den verbündeten Mächten einen schwärmerischen Freund des Kriegs wider Frankreich; der Herzog von Südermannland, Schwedens Regent, kannte das Interesse seines Vaterlandes besser. Er sah nur Heil in strenger Neutralität, und geflügt auf die Rechte souveräner Fürsten, deren Völkern das Glück des Friedens zu bewahren, lehnte er, im Namen seines minderjährigen Monarchen, die Theilnahme an dem großen Kreuzzuge ab.

Pitt und seinen politischen Meinungsgenossen verschlug es wenig, daß die kleineren Mächte Europens, zu jener Zeit, die gemäßigsten und weisesten waren. Er hatte noch einen Schatz anderer Schreckensmittel, die er eines um's andere gegen das zu vernichtende Reich spielen lassen wollte. Das vorzüglichste und erste war das Dekret des brittischen Kabinets vom 8 Jun. 1793 über die Schiffahrt der Neutralen. Durch dies wurden alle brittische Kriegsschiffe und Kaper bevollmächtigt, alle mit Lebensmitteln für einen französischen, oder von den Franzosen

*) Er ist gegenwärtig Mitglied des brittischen Ministeriums, und noch noch immer Frankreichs unversöhnlicher Feind.

Digitized by Google

besehten Hafen geladenen Schiffe der Neutralen wegzunehmen. Der ähnliche Beschluß des Nationalkonvents war bisher nur gegeben, nie im Ernst vollzogen worden. Der brittische Beschluß ward mit einer Härte vollstreckt, welche der Ohnmacht der neutralen Staaten spottete, und nichts geringeres als eine Ausbungerung Frankreichs bewirken zu sollen schien.

Auch Rußland trat diesem grausamen, völkerrechtswidrigen System bei. Katharina die Zweite ließ dem Großkanzler von Schweden eine Note einreichen (30 Jul. 1793), worin sie bekannt machte, daß sie eine Flotte von fünfundzwanzig Linienschiffen in die nordischen Meere aussenden werde, um allen und jeden Kommerz mit den „französischen Rebellen“ zu unterbrechen. Dem dänischen Hofe wurde (23 Aug. 1793) die gleiche Erklärung gethan. Vergebens protestirten die Neutralen wider den Mißbrauch der Uebermacht, wodurch schuldlose Nationen wider ihren Willen alle Uebel des Kriegs leiden, Souveräne in ihren heiligsten Rechten sich kränken lassen mußten, ohne daß der Zweck des verabscheuungswürdigen Mittels erreicht ward. Nie hatte England ehmals solche Maasregel anwenden mögen in seinen Kriegen, selbst nicht im Jahre 1709, da Frankreich noch viel mehr einer Hungersnoth ausgesetzt war. Und als späterhin Friedrich der Vierte, König von Dänemark, eine gleiche Maasregel im Kriege gegen Schweden hatte üben wollen, war es England, das unter allen übrigen Mächten am lautesten wider ein solches unerhörtes Vorhaben geeifert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Züge aus dem neuesten Gemälde von Amsterdam.

(Beschluß.)

Kalverstraat.

Der Mittelpunkt alles Luxus von Amsterdam ist gegenwärtig die Kalberstraße (Kalverstraat); eben kein poetischer Name. Pariser, Mailänder u. dgl. hätten ihn binnen zehn Jahren wenigstens schon zehnmal geändert. Genug, der Name gilt noch so gut, wie damals, da man hier noch die Kälber zu Markt brachte.

Jetzt ist die ganze lange Straße hinab Gewölbe an Gewölbe gedrängt, in bunter Abwechselung, wo Moden- und Buchhändler, Frippiers und Juweliere, Instrumenten- und Pubmacher, Kupferstich- und Porzellanhandlungen, ihre Schätze mit anlockender Sorgfalt ausbreiten. Was die verschiedensten Weltgegenden für Kunst und Luxus zeugen, ist hier in dem engen Raum vereint, um den tausendfachen Bedürfnissen einer großen volk- und geldreichen Stadt zu Gebote zu stehen. In weniger als einer Stunde kann von hier aus die eitelste der Damen sich mit Eleganz und köstlicher Pracht bedecken, und ein odes Haus mit den geschmackvollsten Möbeln und Geräthen dekoriert werden.

Besonders am Abend macht diese Straße den schönsten Eindruck. Sie ist, wie gesagt, ziemlich lang; alle Gewölbe sind mit englischen Lampen erleuchtet; es ist da, wie eine große, immerwährende Illumination. Schade, daß die Straße nicht breit genug ist; manche von den hübschesten Gebäuden, wie das Hotel der Gesellschaft Doctrina et Amicitia, oder die reformirte Kirche (nieuwe Zyds Kapel) machen daher gar keine Wirkung.

Juden.

Als wir von einem Spaziergang durchs schöne Muidenthor, ein viereckiges, aus gehauenen Steinen im J. 1770 aufgeführtes Gebäu, dessen Mitte eine prächtige Kuppel trägt, hereintraten, waren sogleich einige Schuhputzer bei der Hand, unser beständes Fußwerk zu reinigen. An dergleichen dienstbaren Wesen darf es bei der ausserordentlichen Sauberkeit der Bataver nicht mangeln. Nichts karakterisirt diese besser, als die Anekdote, welche man mir von dem Dorfe Broek erzählte.

Der Pfarrer dieser Gemeinde spürte, daß das Vertrauen und die Zuneigung seiner Bauern immer mehr adnahm. Es entstand endlich eine peinigende Kälte zwischen ihm und den Kirchgenossen — er konnte sich keinen Vorwurf machen; mit redlichem Eifer war er allen seinen Pflichten nachgekommen; selbst die ihm nicht wohl wollten, liessen ihm Gerechtigkeit darin widerfahren. Lange konnt' er die Ursache dieses immer unangenehmern Verhältnisses nicht erfahren. Endlich kam sie zu Tage. Die Bauern fanden es nämlich höchst unanständig und beleidigend, daß ihr Pfarrer mit den gleichen Schuhen die Kanzel beträte, mit denen er vorher durch's Dorf und über die Gasse gegangen.

Es sind gemeinlich Judenjungen, die sich in Amsterdam der Dekrottirkunst befleissen. Man zählt deren über zweihundert, die vom Schuhputzen leben. Daß eben Juden sich mit diesem elenden Gewerbe bemengen, um nicht Hungers zu sterben, ist in einer Stadt um so auffallender, wo so viele reiche Juden leben und die Mitglieder dieser Religion durch Thätigkeit und Reichthum soviel zur Belebung des Kommerzes beitragen. Die Ausstattung dieses Volks mit den bürgerlichen Rechten, die Versuche zu dessen Veredelung und Aufklärung, haben noch nicht viel gefruchtet. Die vorzüglichste Schuld mag wohl an den Häuptern der deutschen Synagoge liegen, welche besorgen, die fortschreitende Aufklärung ihrer Nation werde dem hierarchischen Despotismus Eintrag thun. Die portugiesische Judengemeinde, aus einer grössern Zahl zivilisirter Personen bestehend, scheint sich der Einwirkung des Lichts williger hinzugeben; und besonders ist dies der Sinn und Zweck der neuen deutschen Gemeinde, die sich deswegen kühn von der Menge getrennt hat, um nicht länger der jüdischen Hierarchie unterworfen zu bleiben.

Neue Methode des Doktor Schrage bei Ertrunkenen.

Eine alte Frau schrie jämmerlich um Hülfe. Sie war in einem der einsamen Winkel des Keizersgracht in's Wasser gestürzt. Als ich näher kam, war die Alte schon untergegangen. Ein Mann warf die Kleider ab, sprang in's Wasser, holte den Leichnam aus der Tiefe hervor, und brachte ihn an's Ufer. Die Ertrunkene wurde in's nächst gelegene Wirthshaus gebracht, und hier nach der Vorschrift der menschenfreundlichen Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen (Maatschappy tot redding der Drenkelingen) behandelt zu werden. In der That erhielt die Unglückliche ihr Leben wieder.

Jene vortreffliche Gesellschaft, im J. 1767 durch die Menschenfreunde Noortwyk, de Clercq, Vernède, Verbrugge, Meyer, Goll, Vollenhoven, van Engelen, Schlosser und Lublink gestiftet, (Namen die wohl verdienen, jeder Nachwelt mit Dank zugerufen zu werden!) war die erste dieser Art in Europa, und ward Anlaß zur Stiftung vieler ähnlichen. In

Digitized by Google

einem Zeitraume von fünfzehn Jahren, ſagte man mir, ſind von dreihundert fünfundachtzig Ertrunkenen zweihundert zweiundſiebenzig durch dies Etabliſſement errettet worden.

Von den neueſten Erfahrungen bei den Rettungsverſuchen der Ertrunkenen hat man mir auch folgende Beobachtung mitgetheilt, die vom Herrn Schrage, einem ſehr geſchickten Arzt dieſer Stadt herrührt.

Hr. Schrage will, daß, eh man etwas anders bei'm Ertrunkenen vornimmt, unterſucht werde, ob die Luftröhre offen ſei? Eine Erfahrung von dreißig Jahren hatte ihn gelehrt, daß man bei rettungsfähigen Perſonen immer den beweglichen Deckel der Luftröhre (die Epiglossis) auf der rima glottidis anliegend fand, Herzgrube und Bauch eingezogen, gedruckt, geſchloſſen, während bei den Unrettbaren die Epiglossis aufrecht, die rima glottidis offen, und die Luftröhre mit etwas Waſſer angefüllt war. Hr. Schrage verlangt daher, man ſolle vor allen Dingen die Epiglossis erheben, die Luftröhre öffnen, Bruſt, Bauch und Lungen zuſammenziehen.

Man muß den Kranken zu dem Ende auf einen Tiſch oder eine Bank legen, auf den Bauch und auf die Bruſt, ſo daß der Kopf ſeitwärts liegt, dann die flache Hand unter die bloße Kehle legen, und den Kopf aufrichten. Er ſagt: ſchon wenn man den Kopf des Patienten aufhebt, wird man ein leiſes Seufzen vernehmen. Dies beweiſet offenbar, die Röhre ſei offen; bald wird man nun mehrere Lebenszeichen finden, und während man fortfährt, den Ertrunkenen zu entkleiden, zu reinigen, zu trocknen, zu erwärmen, wird er nach und nach aus ſeiner Lethargie zurückkommen. — Vermiemt man hingegen, wenn man die Hand unterlegt, ein Kochen oder Brodeln in der Bruſt, gehe Waſſer oder Schaum aus dem Munde, ſo iſt dies Beweis, ſeine Luftröhre war offen, die Paralyſie iſt total. Alle Mittel zur Wiederbelebung ſind umſonſt.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Pariſer Theaternachrichten vom Monat März. Der verfloſſene Monat war für die Theater einer der unfruchtbarſten des Jahrs. Man verſprach ſich von ihm, dem Schlußmonat der ergiebigen Jahrszeit, eine reiche Nachlese an Neuigkeiten, aber ſie iſt äußerſt gering. Ueberhaupt ſcheinen die Theater immer weniger geneigt, gegen eine Jahrszeit vorzugsweiſe zu begünſtigen, ſondern jeden, auf die in jedem Monate gleich rege Schaulust der Pariſer vertrauend, ihre neuen Stücke, ohne den Kalender um Rath zu erfragen, zu haben. Das Publikum wird bei dieſer Neuerung in ſo fern gewinnen, daß es, ſtatt wie ſonſt in den Wintermonaten von einer Neuigkeit zur andern fortgeriſſen zu werden, und in den Sommermonaten nach einer neuen Erſcheinung oft Wochen lang vergeblich zu ſchmachten, jetzt die gleichmäßiger vertheilten Neuigkeiten ruhiger und beſſer genießen kann.

Die *Academie de musique* gab im verfloſſenen Monat ein neues Ballet, *les amours d'Antoine et de Cléopâtre* betitelt. Dieſes neue Produkt des ſchon bekannten Aumer's erhielt einen mittelmäßigen Beifall. Der Titel deutet die Handlung an; der Verfaſſer hat ſie ſoviel wie möglich der Geſchichte angepaßt. Im erſten Akte iſt die Scene zu Tarſus, im zweiten und dritten in Kleopatra's Reſidenz. Den erſten füllt Kleopatra's berühmter Zug und ihr Sieg über Antonius Sinnlichkeit aus; der zweite iſt ein Feſt, das ſie dem Geliebten gibt; der dritte, der Akt der Entwickelung, enthält die Todesſzenen Kleopatra's und des Antonius. Dekorationen und Koſtüme ſind prächtig; das Bacchusfeſt des zweiten Akts gehört durch theatraliſchen Pomp. Die Todesſzenen ſind am wenigſten gelungen. Ueberdem ſchadet das Zuſammendrängen der wichtigſten Momente in der Geſchichte der beiden Hauptperſonen der Illuſion bei demjenigen Theile der Zuſchauer, welche mit der Geſchichte vertraut ſind.

Auf dem *Théâtre de l'opéra comique* erſchien ein neues Stück, unter dem Titel: *Mademoiselle de Guise*. Das Sujet iſt aus dem bekannten Roman der Madame de Genlis: Mademoiselle de Clermont, geſchöpft, nur hat der Verfaſſer in die Intrigue einige von ihm geſchaffene Perſonen eingeflochten. Das Stück erhielt wenig Beifall, doch erſcheint es noch dann und wann in Geſellſchaft anderer beliebten Stücke. Die Verfaſſer ſind Dupaty und Solie.

Das *Théâtre du Vaudeville* gab *la vallée de Barcelonette, ou le rendez-vous des deux hermites*. Als der berühmte Catinat die franzöſiſche Armee in Piemont kommandirte, war es ihm gelungen, den Herzog von Savoyen von der Gegenpartei abzuwiegeln, und ihn zu einer heimlichen Unterredung zu bewegen; sie fand ſtatt, aber beide Kourtisanen ſtellten ſich, um ſie zu verregen, in Eremitenkleidung und ohne Gefolge ein. Die Unterzeichnung des Friedens war die Folge dieſer ſonderbaren Zuſammenkunft. Der Dichter hat dieſen hiſtoriſchen Zug benutzt, und ihn ſehr geſchickt in eine kleine Intrigue verwebt.

Auf dem *Théâtre de l'Impératrice* wurde ein neues Stück gegeben, *Ordre et désordre* betitelt, ein Gemälde zweier in der menſchlichen Geſellſchaft ſehr gewöhnlichen Karaktere, nämlich eines ſonnen Mannes ohne Ordnung, ohne Vorherſicht, der die Zeit und die Menſchen nimmt, wie ſie ſind, und vom Glück beſtändig wird, und eines ſtrengen Oekonomen, der ungeachtet der Ordnung in ſeinen Geſchäften nicht vorwärts kommt. Dieſe beiden einander gegenüber geſtellten Karaktere führen ſehr pikante Situationen herbei. Der Verfaſſer des Stücks, das mit vielem Beifall aufgenommen worden iſt, iſt Chazet und Semain.

Auf dem *Théâtre des variétés* erſchien *Turlupin, ou les comédiens du seizième siècle*, ein niedliches Vaudeville, in welchem Turlupin, ein Schauſpieler aus den Zeiten der Kindheit der dramatiſchen Kunſt, nebſt zwei ſeiner Freunde figurirt. Turlupin, der Vater der Salembourgs und Quodlibets, war für ſein Jahrhundert den Pariſern, was ihnen jetzt der viel bewundrete Brunet iſt; ſein Name hat ſich noch bis jetzt in der ſeit ihm entſtandenen „Turlupinade“ erhalten.

Ein anderes neues Stück deſſelben Theaters hat nicht weniger Beifall als das eben genannte erhalten. Es iſt *les campagnards bourgeois* betitelt, und macht die Ueberredung des dem Städter nachäffenden Landmanns lächerlich.

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 34.

Vierter Brief.

Zur Uebersicht der Literatur der Geschichte des letzten preussischen Krieges und seiner Folgen.

(Beschluß.)

Es ist noch nie in der Welt ein Unglück geschehen, wo es jemals, zur Ehre der menschlichen Natur sei es gesagt, an Trost und Rath gefehlt hätte. Wer würde es glauben, daß man sich sogar auf den Ruinen der alten Monarchie des Hauses Brandenburg stellen, und von da aus „Preussens ruhmvolle Zukunft, an das Vaterland“ (Frst a. d. O. 8.) verkünden werde? Der wohldenkende Verfasser dieser Prophezeiungen findet in der Verkleinerung Preussens, in der Verminderung des Militärs, u. dgl. m. die Quellen ausserordentlichen Heils, wenn eine energische, weise, liberale Regierung, wenn ein talentreiches, patriotisches Volk dann alle Hülfsmittel zur Restoreseenz des Staats benutzen wollen. Aber hätte dies alles auch nicht vorher Statt finden können? Wären die Wenn's nur früher erfüllt worden. Das heißt einen mit den stillen Freuden der niedern Strohhütte trösten, wenn der gemächliche Palast verbrannt ist.

Eines der besten Werke, die hieher gehören, ist Hrn. A. W. Rehberg's Schrift über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten. (Hannover, 8.) Durchgängig herrscht der Geist ruhiger Beobachtung, hohes Gefühl für Recht, Wahrheit und Zweckmäßigkeit, verbunden mit seltenem Scharfsinn. Die Gebrechen der preussischen Administration springen in der Analyse der Verwaltungszweige hell hervor. Sei es auch, daß Rehberg in vielem zu weit ging, und er, uneingeweiht in die Verkettung geheimer Umstände und Nothwendigkeiten, manches tadelte, was nie hätte sein sollen, aber doch da war, weil es da sein mußte — wo finden wir immer das Vollkommene zum Vollkommenen gesellt? — wird Rehberg's Arbeit doch die Achtung aller Sachkundigen verdienen, und nicht mit der Menge ähnlicher und bei diesen großen Anlässen zu Tage geförderter Produkte vergessen werden. Es ist ein belehrendes Werk für jeden Staatsmann, auch welchen die darin verhandelten Gegenstände nicht unmittelbar angehen. — Die von Friedrich von Bülow zu Berlin herausgegebenen Bemerkungen über A. W. Rehberg's Schrift u. s. w. enthalten gründlichen Tadel dessen, was Rehberg besonders über die preussische Rechtspflege sagte, ohne darum den wahren Werth der angegriffenen Schrift zu mindern, deren eigentliche Tendenz Hr. v. Bülow verfehlt zu haben scheint.

Ein Tröster in der großen Noth erschien Hr. Barleben mit seinem Buche „Preussens Zukunft“, welches bei vielen Trostesbedürftigen aus begreiflichen Ursachen Glück gemacht zu haben scheint. Der Verfasser spricht die Sprache aller Propheten, ist daher mehr Deklamator, als philosophischer Staatsmann, gibt der Einbildungskraft mehr, als dem Verstande, Beschäftigung. Preussen ist ihm die Wiege der Kultur für Europa; mit dem Besetzen und Erhalten der preussischen Nation ist, glaubt er, die Erhaltung und Bewahrung großer Gemeingüter der Menschheit verknüpft. In diesem Verhältnisse Preussens zu andern Nationen, wähnt er, sei die Garantie der Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegründet? — Aber welche Unabhängigkeit meint Hr. Barleben? welche große Gemeingüter der Menschheit, die Preussen nur allein bewahre? Verzeihlich ist ihm indessen der Nationalstolz, welcher ihn begeisterte. Alles, was Preussen hatte und that, erscheint ihm groß, einzig, ruhmvoll. Er vertheidigt den Erbadel, das heißt, er rühmt in blühender Sprache dessen Gutes, verschweigt aber sorgfältig dessen Mängel; preiset Preussens von jeher bewiesene Staatsklugheit u. dgl. m., nicht wie ein Staatsmann, nicht wie ein Philosoph, sondern wie ein sachwaltender Advokat, dem es auf ein Dutzend Sophismen mehr oder minder, und auf schöne Phrasen nicht ankommt, womit er die Lücken seiner Schlußketten, oft innere Widersprüche, bedeckt. Das Buch kann weder nützen noch schaden. Es ist mit vielem Aufwande von Geist geschrieben. Ein Unbekannter gab sich die Mühe, in einem „Ueber und wider das Werk: Preussens Zukunft“ u. s. w. (Berlin, 8.) Barleben's Träume zu zerstören.

Digitized by Google

Von noch geringerm Werthe ist für das Publikum ein zu Berlin gedrucktes Sendschreiben „An Se. königl. Majestät Friedrich Wilhelm den Dritten nach dem Frieden zu Tilsit.“ Ob der König von Preussen dies Schreiben wirklich erhalten, wissen wir nicht. Es enthält viel Gutes und Gutgemeintes; manche goldene Wahrheit — überall aber nichts, als Widerklang des schon tausendmal in der gebildeten Welt und von unzähligen Schriftstellern Gesagten. Er belehrt seinen Monarchen, wie Preussen sei, wie wenig auf Freundschaft (er wirft dabei einen Seitenblick auf den „Bund zweier edeln Fürsten an des grossen Ahnherrn Gruft“) zu bauen sei; wie Preussen hätte, statt gegen Frankreich, lieber mit Frankreich im Bunde, gegen Rußland ankämpfen sollen, als die Oesterreicher in Baiern, die Russen gegen die preussischen Grenzen rückten; wie Preussens Politik damals gefordert habe, ein neues polnisches Reich, von Preussens Landen bis zum Ladoga und zu der Wolga auf den Trümmern der Koalition zu gründen u. dgl. m. Dann macht er zur Reorganisation und Reformation des preussischen Staats seine Vorschläge, spricht gegen die schädlichen Vorrechte des Erbadels, indem 18000 adeliche Familien in der preussischen Monarchie durch ihre Geburt schon gegen 500,000 bürgerliche Familien ausschliessende Ansprüche auf Belohnungen und Auszeichnungen behaupten; setzt die Gutspflichtigkeit oder Erbunterthänigkeit zu den Hauptbindernissen preussischer Nationalindustrie; fordert ein einfacheres Steuersystem, Aufhebung der Aeise; gibt Vorschläge zur Beredelung des Militärdienstes u. s. w. Es sind dies alles Sachen, die in einem Briefe von wenigen Bogen nicht erschöpft, noch minder erwiesen werden konnen — nur Stoff zum Für und Wider. So fand sich auch bald ein anderer, der „Einige Worte über das Schreiben an Se. k. Maj.“ u. s. w. (Berlin, 8.) drucken ließ, um — das Aeise- oder Konsumtionssteuersystem zu verfechten.

Noch hab' ich Ihnen nicht die Hälfte der über Preussens Fall und dessen Ursachen herausgekommenen Schriften angezeigt. Um aber nicht durch die Ueberfülle zu ermuden, versparʼ ich den Rest zu einem andern Referat.

Sch.“

Chronologisches Handbuch der neuern Geschichte (1740 bis 1807), von Aug. Christ. Wedekind. Lüneburg, 1808. 8. 438 S.

Ein Buch, wie dies, worin das Chaos der neuern Ereignisse nach den Jahren und Tagen ihres Geschehens synchronistisch geordnet ist, gehört gewiß zum Bedürfnisse Jedermanns, der neuere Geschichte lehrt oder studirt, oder darin arbeiten will, oder auch nur aufmerksamer, nachdenkender Zeitungsleser ist. Daß es willkommen war, bezeugt schon der Umstand, weil unter jenem Titel nichts anders, als die dritte Auflage von „Wedekind's Denkwürdigkeiten der neuesten Geschichte in chronologischer Uebersicht“ gegeben wird; auch führt es noch, neben dem ersten, diesen zweiten Titel.

Hr. Wedekind war gegen den Beifall, mit welchem man seine Arbeit aufnahm, nicht gleichgültig. Er hat sie in der neuen Ausgabe sorgfältig umgearbeitet, und mit zahlreichen Thatsachen vermehrt. In der Vorrede gibt er selbst über diese Verbesserungen Rechenschaft, so wie über die Quellen, aus welchen er schöpfte, worunter Zeitungen und Journale wohl die wichtigsten sein mögen. — Bei der Gelegenheit erfahren wir auch von ihm, daß der seit 1793 vom Hrn. Doktor Dietr. Heinr. Stöver redigirte Hamburgische Korrespondent wohl die gelesenste Zeitung in der Welt sei, den Moniteur nicht ausgenommen; denn im J. 1805 wurden deren über dreiunddreißig tausend Exemplare gedruckt.

Dies Handbuch beginnt vom 31 Mai 1740, da Friedrich der Grosse den Thron bestieg, und schließt mit dem 9 Jul. 1807, da der Tilsiter Frieden abgeschlossen ward.

Der Zeitpunkt, mit welchem in dem Handbuche die neuere Geschichte eröffnet wird, ist freilich etwas willkührlich gewählt, doch nicht unpassend. Wünschenswerth wurde eine universalhistorische Uebersicht dieser Epoche, als Einleitung zum Ganzen, gewesen sein. Der Tilsiter Frieden, so groß er in seinen Folgen für das mittlere Europa auch war, macht in einer chronologischen Universalgeschichte ebenfalls keine Epoche — allein er steht hier als schicklicher Schlußstein zu dem Gebäude, welches seiner Natur nach keine bleibende Dauer zugesichert ist, da es nur zur Stillung eines ersten Bedürfnisses bestimmt ward.

Die innere Einrichtung dieser Chronik ist einfach und zweckmäßig. Die fast auf jeder Seite wechselnden Ueberschriften derselben erleichtern sehr das Nachschlagen; eben so die Verschiedenheit der Lettern, mit welchen mancherlei Thatsachen ausgezeichnet werden. Inzwischen will mir es doch nicht ganz gefallen, daß neben der Universalgeschichte auf der gegenüberstehenden Seite die nordamerikanische — dann wieder die französische Revolutionsgeschichte abgesondert behandelt wurden. Es verwirrt dies den Blick und erschwert wieder das Auffinden. Warum z. B. stehn S. 256, 257 u. s. f. Kriegsnachrichten aus der Schweiz unter Direktorialregierung und Kriegsnachrichten aus Italien, die Schlacht von Novi unter zweite Koalition? Darum etwa, weil bei Novi, an der Trebia die Russen, bei Zürich hingegen die Franzosen siegten?

Daß unter den zwei- bis dreitausend hier chronologisch geordneten Thatsachen nicht manche eingeschlichen sein sollten, welche durch Mangel historischen Interesses ihrer Stelle kaum würdig waren, wie z. B. die Erinnerung an die Wiener Zeitschrift, Bahrdt's Bibel u. dgl., ist sehr verzeihlich; doch hätte man lieber ihre Stelle mit bedeutendern angefüllt gesehen, die zuweilen unbeachtet geblieben sind; z. B. Englands Dekret wegen der Schiffahrt der Neutralen, 8 Jun. 1793; General Biron proklamirt die Freiheit und Unabhängigkeit des Bruntrut, 10 Nov. 1793 u. dgl. m.

Das alles hindert nicht, dies Handbuch für ein sehr brauchbares Hulfsmittel zum Studium der neuern Geschichte zu erklären.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 35. — den 30 April 1808.

Giacomo Rafaelli in Mailand.

Einer der interessantesten Künstler unserer Zeit in Italien ist unstreitig Giacomo Rafaelli, Professor der Mosaik in Mailand. Die schönsten Bürgertugenden schmücken ihn eben so sehr, als sein Genie. Es ist mir ein Fest, Ihnen von diesem herrlichen Manne zu erzählen, der auf der Nordseite der Alpen noch nicht so bekannt zu sein scheint, als er's zu sein verdient.

Rafaelli wurde vor drei Jahren von dem Vizepräsidenten Melzi, jetzigem Herzog von Lodi, aus Rom, seiner Vaterstadt, nach Mailand berufen. Die Regierung gab ihm ein Haus, nebst beträchtlichen Einkünften, um Zöglinge in seiner Kunst zu bilden. Auch hat er deren schon verschiedene, die dem Wunsch des Meisters entsprechen. Er besitzt einen Sohn, von dem sich schon jetzt voraussagen läßt, daß er den Ruhm seines Vaters einst verjüngen wird. Schon jetzt sind meisterhafte Arbeiten aus seiner Hand hervorgegangen.

In Rom trieb Rafaelli seine Kunst mit dem entschiedensten Beifall. Kunstfreunde und Große bewarben sich um seine Bekanntschaft. Sein ungeheurer Fleiß lieferte ihnen die seltensten Kunstwerke, sowohl in mosaischer als erhobener Arbeit. Aber die Revolution kam; die Bestellungen verloren sich. Seine Thätigkeit ward unterbrochen; sein Vermögen geschwächt. Er aber trug mit wahrhaft philosophischem Muthe die Unbill der Zeitläufte, und verlor weder seinen heitern Geist, noch die Reinheit eines kindlich guten Gemüths.

Wohlthätig nahm er am liebsten talentvolle arme Kinder zu Zöglingen auf, sorgte für ihren Unterhalt, lehrte sie seine Kunst. Sie lieben in ihm ihren Vater, von dem sie wissen, daß er im Stillen des Guten noch mehr übt, als er an ihnen thut. Man darf ihn aber auch nur sehen, um ihn sogleich lieb zu gewinnen.

Rafaelli durchreiste Italien, die Schweiz und Deutschland, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, und Steine zu suchen, die Farbenmischungen seiner Mosaiken zu vervollständigen. Wirklich ist er darin auch Meister. Ich wenigstens habe noch wenige Mosaiken gesehn, die den feinigen an Zartheit und Bestimmtheit der Zeichnungen verglichen werden können. Selbst Maler wurden beim ersten Anblicke durch seine wundersamen Schöpfungen betrogen, die sie für Werke des feinsten Pinsels hielten, mit dem er einem Rafael und Michel Angelo nachahmte.

Eben so herrlich sind seine Basreliefs. Alles quillt aus dem todten Gestein mit warmem Leben hervor. Die Zusammensetzung und Stellung seiner Figuren ist geistvoll gedacht, schön und treu dargestellt; Lage und Spiel der Muskeln natürlich wahr; alles ohne Uebertreibung, ohne Härte. Das Gleiche gilt von seinen gegossenen Arbeiten; und seine Cameen haben schon manchen sein wollenden Kenner getäuscht, der sie für antik erklärte.

In seinem Hause sind vier Säle eingerichtet, worin der Vorrath sämmtlicher Arbeiten aufgestellt ist. Der Eintritt dazu steht jedem Fremden offen.

Da ich das erstemal von Rafaelli in dies Heiligthum der Kunst eingeführt ward, stand ich lange bewunderungsvoll an der Seite dieses liebenswürdigen Künstlers. Ach, dacht' ich, warum ist das Leben so ausserordentlicher Männer so kurz und flüchtig, wie das gewöhnlicher Menschen!

Da weckte er mich aus meinem Staunen, indem er mir einen Tempel der Unsterblichkeit zeigte, und dabei bemerkte, seine

Digitized by Google

Zöglinge hätten daran das meiste gethan. „Wohl,“ dacht' ich, „trefflicher Mann! deine Schüler sind es dir schuldig, einen Tempel der Unsterblichkeit zu bauen. Der Ruhm der Nachwelt wird dich einst daran krönen.“

Hier stehn geschmackvoll gruppirt Büsten, Basreliefs, schöne Aufsätze für Tafelgedecke, Tabaksdosen, Cameen, Medaillons, Hals- Ohren- und Armschmuck u. s. w.; alles von auserlesenen Steinen und auf das feinste komponirt. Besonders hier Gemälde in Mosaik, der Bogen des Titus, die Grotte von Tivoli, das Coliseum, und ein Löwe welcher eine Ziege zerreißt, fesselten meinen Blick. Sie haben eine Breite von anderthalb Schuh, und ohngefähr eben so viel Höhe; nur die Grotte von Tivoli ist größer. Sie sind der Traumf der Kunst! Ein lebendiges, kräftiges Kolorit, zartes Ineinanderschmelzen aller Farbentöne, glückliche Berechnung und Wirkung des Lichts und Schattens, ein üppiger Baumschlag in den Gesträuchen — alles scheint nur Schöpfung eines geübten Pinsels zu sein; es ist Stein.

Von den kostbarsten Stücken nenn' ich Ihnen hier noch einen Kamin, dessen Werth auf 2000 Louisd'or geschätzt wird, und den Rafaelli in der letzten Ausstellung italienischer Kunstprodukte auf dem Lyceum der Brera ebenfalls aufstellte. Er hat ihn aus einem schwarzen Stein, der bei Como gefunden wird, Nero di Barena heißt und dem schönsten schwarzen ägyptischen gleicht, verfertigt. Der Fuß des Kamins ist ein and.rer Stein, welcher in den Bergen von Brianza gefunden wird (Rafaelli sagte mir, daß diese Berge überhaupt einen großen Schatz von herrlichen Steinen verschließen), und einem grünlichen Granit sehr ähnlich sieht, so wie er auch dem orientalischen nahe gleicht. Arabesken, Blumen, Früchte, Vögel in fantastischen Verschlingungen, von mosaischer Arbeit, schmücken das Gesell auf beiden Seiten. Basreliefs nachahmende Mosaiken auf azurnem Grund, und Gemälde in Mosaik (zwei den Kampf eines Satyrs mit einem Bock, eines einen Amor vorstellend, der eine Ziege zum Altar leitet), verzieren das Gesims.

Auf dem Kamin sind drei Spiegel. Die Glücksgöttin, mit einem fliegenden Silberschleier umflattert, schwebt mit geflügelten Füßen über Sturm und Wolken und ihrem Rade, welches von einem Atlant unterstützt wird, der die Stunden zeigt. Es ist nicht jene blinde Fortuna, welche ihre Gunst dem Narren wie dem Weisen gibt, sondern jene unzertrennliche Gefährtin des Verdienstes, welche Cäsar'n begleitete, von der Tasso singt:

s'uni co' Franchi e militò con essi;

jene treue Begleiterin des Ersten eben dieser Nation, der als Feldherr, Staatsmann und Gesetzgeber die europäische Welt reformirt, und dessen berühmte Adler auch wirklich hier angebracht sind, die Stunden zu ordnen, in deren jeder er unsterbliche Dinge gethan.

Darunter erblicken wir vier Vasen, vom durchsichtigen Cotognino-Alabaster, von silbernen Blumenschnuren umzogen und mit den Trophäen der schönen Künste.

Unmöglich kann ich Ihnen die Menge und Schönheiten der einzelnen Verzierungen alle anführen. Der Blick verwirrt sich in diesem Anschauen, und jede Beschreibung gibt nur ein dunkeles Bild. Ueberall herrscht Pracht mit Geschmack, Kostbarkeit des Gesteins mit bewundernswürdiger Kunst vereint. Alles daran ist emblematisch; Sie sehn die zwölf Zeichen des Thierkreises, die vier Jahrszeiten mit ihren Attributen u. s. m.

Se. k. H. der Prinz Vicekönig, welcher den Künstler sehr schätzt, besitzt im königlichen Palast ebenfalls von ihm einen nicht minder kostbaren Kamin, vom allerfeinsten weißen Marmor. Die in Stein ausgehauenen Verzierungen von Laubwerk, Schmetterlingen, Insekten u. s. w. sind so äusserst zart, daß man durch die Blätter und durch die Flügel der Schmetterlinge sieht. Zweige und Blumen stehn an so feinen Stielen empor, daß man kaum die Möglichkeit begreift, wie dies aus einem einzigen Marmorblock hervorgeschnitzt werden konnte. Alles ist mit Spiegelglas bedeckt.

H. C.

Ueber das schwedische Finuland.

Auszug aus den Annales des voyages, de la géographie etc. redigées par Malte-Brun.

Das schwedische Finnland, eine Provinz, die fast den ganzen Isthmus zwischen dem weißen und dem baltischen Meere einnimmt, erstreckt sich vom 60 bis 66 Grad nördlicher Breite. Seine Oberfläche wird auf 2640 schwedische Quadratmeilen, und seine Bevölkerung auf 560,000 Menschen geschätzt. Es ist von einer großen Menge Seen durchschnitten, deren Ausflüsse viele fischreiche Flüsse bilden, die aber wegen der Wasserfälle und Untiefen wenig schiffbar sind. Der Boden ist größtentheils mit vegetabilischer Erde bedeckt, daher fruchtbarer als der übrige Boden des übrigen Schwedens, und konnte wegen seiner Ergiebigkeit wenigstens zwei Millionen Menschen ernähren. Man bauet Roggen, Gerste, Buchweizen und Hafer. Im Jahre 1795 wurden 100,000 Tonnen Getraide ausgeführt. Das Vieh ist klein und seine Wartung schlecht. Die ungeheuern Wälder enthalten eine Menge Wildpret, auch Wölfe und Bären, und liefern in Ueberfluß Pech, Theer und Potasche. Die öffentlichen Einkünfte Finnlands belaufen sich auf mehr als eine Million Thaler; der größte Theil derselben wird auf die Unterhaltung der Truppen und der festen Plätze verwendet. Das Land liefert zur schwedischen Armee ungefähr 6000 Mann.

Die Finnen zeichnen sich durch verschiedene gute und schlechte Eigenschaften aus. Sie sind ernst, unverzagt, unermüdlich, und hängen sehr an ihren Gebräuchen, Vorurtheilen, und an ihrer Sprache. Sie sträuben sich hartnäckig gegen die wohlthätige Zivilisation, welche die Schweden unter ihnen zu verbreiten gesucht haben. Ihr Betragen gegen Gustav den Dritten, der ohne ihre Verrätherei Meister von Petersburg geworden wäre, ist ein Schandfleckten in ihrer Geschichte. Viele Züge ihres Karakters haben sie mit den Russen gemein. Im gesellschaftlichen Leben beweisen sie Gastfreiheit, Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit. Die Bewohner der südlichen Kusten werden der Falschheit beschuldigt. Allen wirft man Rachsucht und Unverschnlichkeit vor, ein Vorwurf, der unglücklicherweise durch die vielen Ermordungen gerechtfertigt wird.

Ihre Sprache ist sehr wohlklingend und melodisch; sie hat eine große Aehnlichkeit mit der ungrischen. Alle Worter enden mit Selbstlautern, und selten folgen zwei Mitlauter unmittelbar auf einander. Sie wird in drei Dialekten gesprochen. Anlagen zu Dichtkunst und Musik sind sehr gewohnlich. In den elendesten zwischen Wäldern und Sümpfen versteckten Dörfern findet man zuweilen einen oder mehrere Dichter, deren kunstlose Gesänge

Digitized by Google

voll Kraft und Gefühl den Reisenden oft angenehm überraschen. Gewöhnlich begleiten sich diese Sänger mit einer Art Harfe, Kandela genannt.

Die finnischen Bauern wohnen in Hütten, welche nur ein Wohnzimmer enthalten, das von einem großen Ofen geheizt wird, aus dem der Rauch durch eine Oeffnung im Dache, oder durch die Thür ausgieht. Im Winter werden diese Hütten durch lange Tannensplitter erleuchtet. Trotz des Aufenthalts in diesen schwarzen durchräucherten Hölen sind die Wäsche und Kleider der Finnen doch immer sehr sauber.

Die Dampfbäder sind ein Lieblingsvergnügen dieses Volks. Die Badestuben werden bis 56, zuweilen bis 64 Grad Reaum. geheizt. Haben sie diesen Grad der Hitze erreicht, so gießt man ohne Unterbrechung Wasser auf die glühend heißen steinernen Bänke, welche sich darin in der Runde erheben. In kurzer Zeit ist die Badestube mit Dämpfen angefüllt, und der Badende mit Schweis bedeckt. Nach dieser starken Ausdünstung wird sein Körper mit lauem Wasser gewaschen, gerieben und sanft mit Birkenruthen gestrichen. Sonderbar genug verrichten Frauen diesen Dienst bei Männern. Ehe der Badende sich wieder ankleidet, rollt er sich während des Winters im Schnee, während des Sommers auf dem Rasen, und findet sich nach dieser Operation wie neu geboren.

Abo, finnisch Turku, ist die Hauptstadt von ganz Finnland, und der Sis eines Obergerichts, eines Bischofs, einer ökonomischen Gesellschaft und einer Universität. Diese wurde im J. 1640 von der Königin Christine gegründet; sie zählt jetzt zwischen 200 und 300 Studenten. Die Stadt hat ungefähr 12,000 Einwohner. Ihre Schiffsbauwerfte, Wollenmanufakturen und Zuckersiedereien sind nicht unberächtlich. Im J. 1803 besaß Abo zwanzig Kauffahrteischiffe von 2383 Last und mit 447 Matrosen bemannt.

Sweaborg, ein Meisterstück der neuern militärischen Baukunst, ist die stärkste Festung Schwedens. Sie liegt eine kleine Stunde südlich von Helsingfors, und besteht aus sieben befestigten Inselchen, welche einen prächtigen Hafen beherrschen. Wenn alle Werke dieser Festung vollendet wären, würde sie eben so schwer zu nehmen sein, als Gibraltar. An vielen Stellen sind die Festungswerke aus dem hohen nackigen Felsen gehauen. Sweaborg ist die Station eines Theils der Scheerenflotte, deren übrige Divisionen sich zu Abo, Sto ckholm, Gothenburg, Landskrona und Karlskrona befinden, und vereinigt ungefähr 264 Segel ausmachen.

Zu Davoniemi in Savolax ist eine Militärschule für sechszehn finnländische Cadets, die auf Kosten der Regierung unterhalten werden.

Englands Spiel gegen Frankreich während des gegenwärtigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Das Jahr 1793, im ganzen Revolutionskriege für Frankreich das unglücklichste, schien Pitt's kolossalische Entwürfe zu rechtfertigen. Der größte Theil Europens lag wider Frankreich im Felde; Oesterreich, Preußen, das deutsche Reich, Holland, Spanien, Portugall, Neapel, Sardinien, alle hatten sich zum Untergange des Volks verschworen, das seinen König ermordet. Die Fahnen Aller drangen vor. Mainz wurde den Deutschen wiedererobert; der mächtige Gürtel von Festungen, welcher Frankreich gegen Deutschland umschließt, wurde bei Valenciennes, Condé und Quesnoy durchbrochen; spanische Heermassen strömten überwältigend aus den Schlünden der Pyrenäen vor; deutsche durch Elsas und Lothringen, und Brabant. Italien und fast ganz Savoien wurden wiedererrungen. Im Innern des von allen Seiten, ap allen Küsten angefallenen Reiches loderten auf tausend Stellen die Mordfackeln des Aufruhrs. Die Fahnen des Königthums wehten über den Wällen von Lyon und Nantes. In der Vendee und an den Ufern der Loire erhoben sich königlich-katholische Armeen, um gegen Paris zu rucken.

In London, in ganz Europa zweifelte fast niemand mehr an Frankreichs Vernichtung. Die deutschen Flotten umliefen den Erdball, um auf alles, was französisches Gut war, Zerstörung und Elend zu bringen. Die blühendste der französischen Kolonien, St. Domingo, wurde mehr durch Verrätherei, als Waffengewalt, den Franzosen entrissen. Die Engländer bemächtigten sich daselbst mehrerer Hafen und Städte in den Nord- und Südprovinzen der Insel im Namen Ludwig's des Achtzehnten, administrirten sie dann aber, wie ihr Eigenthum. Während dessen negocirte Minister Drake (Aug. 1793) zu Genua mit Verräthern die Uebergabe von Toulon. Der englische Admiral Hood und der spanische Langara, bemächtigten sich nun ohne Mühe dieser wichtigen Stadt und ihres Hafens am Mittelmeer. Die Spanier versprachen zwar die Wiederauslieferung Toulons an einen König von Frankreich, sobald jener auf dem Throne sein wurde; die Britten aber fuzten in ihren Verpeisungen schon eine unwrundenere Sprache. In gleicher Zeit eroberten ihre Truppen Pondichery in Ostindien, Tabago, Martinique, unterjochten die Oesterreicher den Valenciennes und Dünkirchen, und durch ihre Landung im Hafen von S. Fiorenzo den Aufruhr der Korsen.

Selbst aus der Neutralität der Schweiz, obgleich sie dem Premierminister Englands unwillkommen war, wußte Pitt seine Vortheile zu ziehn. Das deutsche Kabinet hatte vormals bei den Schweizern nie Gesandtschaften. Aber seit Ende 1792, das heißt, von dem Zeitpunkt an, da England den Krieg zur Maasregel gemacht hatte, wurde Lord Fitz-Gerald nach der Schweiz geschickt. Durch seine in Frankreich gemachten Bekanntschaften, wo er vormals als Gesandter gelebt hatte, war er fähiger, als irgend einer, zwischen den noch in Frankreich befindlichen Adelichen und dem bewaffneten Adel im Breisgau unter Condé Verbindungen anzuzetteln, Kundschafter in Frankreich zu unterhalten, oder Insurrektionen durch Geldspenden zu bewirken. Was er nicht vollenden konnte, sollte nachmals der Minister Wickham, der auf Fitz-Gerald folgte, und zu Basel das Kundschafterfostem fortsetzte.

Angespornt aber von den schrecklichen Hülfsmitteln, welche der jakobinische Wohlfahrtsausschuß in Bewegung brachte, erhob sich das französische Volk in den Tagen der tiefsten Noth mit einer Gewalt und Beharrlichkeit, welche die Welt mit Erstaunen und Entsetzen füllten. Inzwischen der blutigste Despotismus die Partheien im Innern unterjochte und fesselte, trieb er ungeheure Armeen gegen die Heere der verbundeten Mächte an die Grenzen. In kurzer Zeit war Alles und mehr wiedererobert, als je verloren gegangen. Frankreichs glänzende Siege auf dem festen Lande; die wachsende Unthätigkeit der Koalition; die Friedensschlüsse das

Digitized by Google

Nationalkonvents mit Toskana, Preussen, Spanien, Hessenkassel; die Eroberung Hollands durch eine französische Armee; selbst Oesterreichs Wanken und Abschließung eines Waffenstillstandes, am Ende des Jahres 1795, belebten das brittische Ministerium, die entworfene Eroberung Frankreichs, die Zerstückelung und Vernichtung dieses Staats sei wenigstens kein coup de main.

Die brittische Regierung ließ die ersten Pläne einstweilen fallen. Zufrieden, den Krieg durch Subsidien zu unterhalten, die sie Holländern, Preussen und Oesterreichern gespendet hatte, begnügte sie sich, ihre Macht auf dem Meere geltend zu machen, sich auf Kosten Frankreichs in den Kolonien zu vergrößern, und die erste und einzige Seemacht der Welt zu werden. Ungeachtet der Opposition der Spanier hatte Admiral Hood schon im Hafen von Toulon einen schönen Theil der französischen Marine verbrannt und zerstört; der Sieg des Admirals Hotham über die französische Flotte im Mittelmeer (14 März 1795), Bridport's Sieg über die Brester Flotte bei Orient (28 Juny. 1795), vollendeten den Ruin der französischen Seemacht. Mogten die Franzosen immerhin Meister von Holland sein; die Brutten entschädigten sich dafür an den schönsten Kolonien Hollands in beiden Indien. Sie gewannen durch die Eroberung von Trincomale festen Fuß in Ceylan; und das Admiral Elphistone das Vorgebirge der guten Hoffnung nahm (16 Sept.) galt ihnen Ersatz für den Verlust von Amsterdam und Haag.

Ihre Allurren waren in den folgenden Jahren noch unglücklicher als vorher. Bonaparte's Erscheinung verwandelte die Gestalt des Krieges auf dem festen Lande. Mit dem Genie, dem Muth und dem Glück eines Cäsar führte er seine republikanischen Brigaden zu eben so viel Siegen als Schlachten. Er zwang Sardinien, den Papst und Neapel zum Frieden, und endlich selbst Brittanniens treusten und mächtigsten Bundesgenossen, den deutschen Kaiser.

Nur England allein behauptete mit unveränderlichem Glück seine Uebermacht auf allen Meeren. Nachdem es fast alle französischen Kolonien verwüstet oder erobert hatte, bemächtigte es sich noch der meisten holländischen. Es wurde Herrin von Amboina, Banda und den andern reichen Gewürzinseln, bemächtigte sich Ceylan's, Malacca's, Cochin's, in Westindien Demerary's und Berbice's. Ein Theil der holländischen Flotte ward in der Saldahnbai vom Admiral Elphistone genommen, ein anderer Theil auf der Egmonter Höhe vom Admiral Duncan zu Grunde gerichtet. Wie Frankreich auf dem festen Lande, wuchs England in beiden Indien an Macht. Umsonst trat Spanien endlich auf Frankreichs Seite, eifersüchtig gegen Albions ungeheure Vergrößerungen. Das brittische Kabinet schien die Vermehrung seiner Feinde mehr zu wünschen als zu fürchten; denn nur so fand es neue Mittel, seine Monarchie über das Weltmeer zu erweitern und unerschütterlicher zu gründen. Nachdem Admiral Jarvis die Flotte der Spanier bei St. Vincent geschlagen hatte, hielt er sie in ihren Häfen eingesperrt, während die Insel San Trinidad von einer andern brittischen Eskadre erobert ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Die „Schweizerischen Nachrichten von Bern" enthalten, in einer Beilage zu Nr. 67, das Schreiben eines anonymen Mitgliedes der ökonomischen Gesellschaft zu Bern über Fellenberg's landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl, als Vorläufer eines ausführlichern Berichts der von der ökonom. Gesellschaft zur Untersuchung jener Anstalten ernannten Kommission. Im Wesentlichen urtheilt der Referent über die von Fellenberg zu unternehmenden Reformen des Landbaues bewilligt nicht so vortheilhaft, als Pictet und andere Oekonomen. Die ökon. Gesellschaft fand, das Ganze sei zu früh zur Oeffentlichkeit gebracht worden (dies geschah von Fellenberg und Pictet zuerst, dann von mehreren andern); es habe noch keine gleichförmige Einwirkung der Theile, und viele Glieder der großen Kette tügen einstweilen nur noch im Projekt. Sie hielt es für angemessen, die „neuen neuen Theorien" sich noch eine Zeit lang durch sich selbst bewähren zu lassen, und die Beobachtungen vorzugsweise auf die vorbesserten mechanischen Hülfsmittel des Ackerbaues, auf Hanfreife, neue Methoden, Maschinerie und Rural-Architektur zu richten. — „Reisenschreiter" zägt der Referent, „müssen immer Besorgniß erwecken; sie verlieren manches, was theurer und werth und gehorgen bleiben sollte. Wenn das stille, beschidene Wirken aufgeklärter Männer zur Veredlung der Landwirthschaft in allen Zeiten wohlthätig ist, so kann es sich hinsegen anders verhalten mit eingreifenden neuen Kulturgrundsätzen, deren Resultate die Landwirthschaft eines Landes in Form und Bilanz total verändern müssen. Soll nun sogar die Regierung ihren Einfluß zur Begünstigung dieser Reformation des Landbaues verwenden, so tägt es sich wohl zusehen: Ob nicht für einige in die Augen fallende Vortheile wesentliche Quellen des Nationalwohlstandes unwiederbringlich verlegen müßten?" Als Beispiel dazu wird Fellenberg's Verachtes gegeben, die Berge und Abweiden nur zum Sömmern der Kälber, Füllen und Schafe zu benutzen.

Man bemerkt mitten in der Ruhe, welche der Referent beizubehalten strebt, seine entschiedene Abneigung gegen die Fellenbergschen „Neuerungen"; er findet die höhere Kultur von Hofwyl nicht auffallend, da die Umschaffung dieses Bodens Aufwand genug erfordert habe; und hält eine gründliche Untersuchung der Versuchs- und Bildungsanstalt von Hofwyl darum für schwierig, weil nur wenige Resultate dieses verbesserten, „wiedergeborenen" Landbaues für gültig anerkannt werden können, so lange sie nicht auf einem andern, bisher noch gemeiner Uebung bearbeiteten Grundstück nach mehrjähriger Probe — bewährt erfunden worden sind! — Dies scheint allerdings etwas strafbar; sind die Fellenberg'schen Grundsätze und Versuche aus andrer Gegenden angewandt, einmal bewährt gefunden: so kommt wohl die gründliche Untersuchung einer ökonomischen Gesellschaft hinterdrein etwas zu spät. Ob aber Fellenberg's Methoden auf andern Boden, unter andern Verhältnissen, mit nöthigen Modifikationen, wie es die Umstände erheischen werden, anwendbar und nützlich seien? — dies wäre der gründlichen Untersuchung allerdings würdig, und ist die große Streitfrage.

R.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 36. — den 4 Mai 1808.

Miszellen aus Rom, vom April.

Endlich scheint das römische Publikum des vergeblichen Errathenwollens, welchen Ausgang die lange Ungewißheit, die bisher obwaltete, nehmen würde, überdrüssig zu sein. Man läßt die Sachen gehen, und nichts macht langen, vieles, das ehmals sehr wichtig gewesen wäre, kaum augenblicklichen Eindruck. Das war im Ganzen selbst der Fall, als am 7 April, oder vielmehr in der Nacht vorher, die sämmtliche Nobelgarde, worunter auch einige Prinzen, namentlich Alfieri, waren, arretirt wurde. Wahrscheinlich hatte ihre Gefangennehmung auf die Bekanntmachung eines Tagsbefehls Bezug, der eine strenge Erklärung des Vizekönigs in Betreff der Kokarden enthielt. Jener Befehl war vom 1 April, und es werden alle darin verantwortlich gemacht, welche die Urheber der Austheilung gewesen wären. Daß die Nobelgarde die Kokarde zuerst trug, ist gewiß; ob aber wirklich eine große Anzahl auswärts gesandt worden, war wenigstens nicht allgemein bekannt. — Die Sage ließ die Hauptchefs der Nobelgarde, deren man drei nannte, nach Finistrella, einer piemontesischen Festung, bringen. Darunter sollen der Prinz Alfieri und der Duca Braschi sein.

Mit der Arrestation der Nobelgarde hing eine andere Maasregel zusammen, welche den päpstlichen Palast betraf. Es war bekannt, daß der heilige Vater befohlen hatte, daß die Schweizer alles zuschließen sollten, wenn man mit Gewalt eindringen wolle. Am Morgen des 7 Aprils pochten zwei französische Offiziere an dem Einlaßpförtchen. Der Schweizer öffnete, und sie drangen nebst einem Schlosser hinein, ohne daß die Weigerung des Schweizers sie hätte zurückhalten können, da auch ein Paar bewaffnete Soldaten gefolgt waren. Der Führer war ein Adjutant von der Nobelgarde. Man begab sich sogleich zu einem Saal, der unter dem Namen Armeria einige Waffen der Nobelgarde, etwa zwanzig oder dreißig Flinten, enthielt. Während dessen wurde der Kommandant oder Hauptmann der Schweizertruppen, Herr Pfoffer, gerufen, mit dem Auftrag, seine Leute zu versammeln. Diese hatten sich nach und nach eingefunden, denn viele schliefen noch; und während dem Hauptmann eine Ordre in französischer Sprache vorgelesen wurde, sahen sich die Schweizer mit einemmal von französischem Militär umringt, und um den ganzen Palast hatten sich einige Hunderte ausgebreitet. Der Befehl enthielt eine Aufforderung, oder vielmehr eine Erklärung, daß sie von dem Tage an den Befehlen des Kaisers und Königs zu gehorchen hätten, und in französischem Sold stehen sollten. Nachdem die Waffen fortgetragen waren, entfernte sich alles. Die Schweizer thaten die Wache wie zuvor, aber alle Thüren ausser dem Hauptthore wurden verschlossen.

Seit diesen beiden Vorfällen sagte man: Wir sind im Klaren (siamo al giorno); besonders da Briefe versicherten, daß das Herzogthum Urbino und ein großer Theil der Mark dem Toskanischen einverleibt seien. Trotz aller vermeintlichen Tagesklarheit wußte man aber doch nichts, und zerbrach sich die Köpfe mit Muthmaßungen, ob Rom zu Neapel oder Toskana kommen, ob es Hauptort oder Provinzstadt werden dürfte u. s. w.

Man wollte nun wissen, daß man zur Aenderung der bisherigen Regierung die stille Woche abgewartet habe, weil dann ohnehin die Gerichtsbehörden geschlossen sind. Bekanntlich hatte der Papst auch den Richtern anzeigen lassen, daß sie von dem Augenblick an, in welchem seine Regierung aufhörte, nicht weiter

Digitized by Google

zu funktioniren hätten. Daraus, meinte man, hätte zu einer andern Zeit große Unordnung entstehen können. Die Folge bewies aber, daß man sich auch darin geirrt hatte; denn obgleich der alte Gouverneur, der Staatssekretär und der Schatzmeister eines Tages zum General berufen waren, so wurden doch die gewöhnlichen Feierlichkeiten der Charwoche gehalten, außer daß statt des Papstes die Kardinäle Mattei und Antonelli die Funktion in St. Peter verrichteten. Dabei fiel bloß der gewöhnlich am grünen Donnerstage von dem Balkon gesprochene Segen des h. Vaters aus. — Dieser behartte dabei seinen Sitz auf Monte Cavallo nicht zu verlassen, und hielt bloß, wie gewöhnlich, die Palmenaustheilung und das Fußwaschen der zwölf Armen, oder Apostel, in seiner Palastkapelle.

Inzwischen ward auch ein Verbot, Waffen zu tragen, bekannt gemacht. Diese Anordnung fand allgemeinen Beifall; die Strafe war für das erstemal auf zwölf Tage Arrest und fünf Scudi, für den wiederholten Fall aufs Doppelte gesetzt. Verwundungen durch Waffen sollten vor eine Spezialkommission, die der Kommandant ernennen würde, gebracht werden.

Großen Eindruck machte am 15 April die unvorhergesehene Abreise Luzian's. Wie es hieß, sollte er einen Kurier erhalten haben. Anfänglich sagte man, er gehe bloß nach seiner Rufinella aufs Land; als er aber mit fünf Kutschen zum Volkstor hinausfuhr, sah man seine Abreise als eine Entfernung für längere Zeit an. Gewiß ist, daß er sehr beliebt war. Sein plötzliches Weggehen machte allgemeine Sensation.

Das Dorf Canina, wo die päpstliche Kammer ansehnliche Einkünfte von der daselbst befindlichen Eisenschmelze einzog, ist von ihr an Lujian Bonaparte verkauft worden, und es ist gewiß, daß seine vom Publikum auf Politisches bezogene Abreise von Rom wenigstens zunächst nach dieser seiner neuen bedeutenden Herrschaft dinging. Canina liegt siebenzig italienische Meilen von Rom, in der Gegend von Viterbo, in einer wasserreichen Gegend, von vielem Gebüsch umgeben, das zu den Eisenarbeiten das nöthige Holz liefert. Die Feuerofen fingen im November (il giorno de' morti) zu brennen an, und dauerten ununterbrochen bis zum Juni (fin alla vigilia di S. Giovanni). Das rohe Eisenerz, welches von der Insel Elba dahin gebracht wird, wurde hauptsächlich zum Behuf für allerlei Geräthe der Landwirthschaft in eine zum Verarbeiten für die verschiedene Bestimmung bequeme Form gegossen, und man schmolz in vierundzwanzig Stunden bis 35,000 Pfunde.

Dies ist jetzt die dritte Herrschaft, an welche diese Eisenschmelze kommt, seit das Farnesische in Parma regierende Haus sie an die päpstliche Kammer, nebst acht andern Ortschaften, die im Umkreise liegen, wie z. B. Montalta u. a., zusammen für neun Millionen Scudi verpfändete, wobei bedungen wurde, daß diese Orte, selbst wenn der Herzog sie nicht zu der festgesetzten Frist, nach welcher sie als an die päpstliche Kammer verfallen angesehen werden sollten, einlösete, nicht ihre alten Rechte und Privilegien zu verlieren hätten. Wirklich blieben sie auch, da die Urkunden der Akte im Archiv von Canina aufbewahrt werden, von verschiedenen Auflagen des Bon Governo, des Macinato, des Salzes u. s. w. frei. Letzteres holten diese Orte von Orbitello zu ihrem Gebrauch.

Unter dem Papste Rezonico wollte die Kammer einige der uralten Holzungen von Canina niederhauen lassen. Die Einwohner setzten sich dagegen, und behaupteten, diese Waldungen schützten sie, da es in der Gegend sehr heiß ist, gegen den Einfluß des Sirocco. Der Papst sandte darauf eine Kommission von Aerzten dahin, die Sache zu untersuchen. Diese behaupteten, daß die Gefahr der bösen Luft, welcher besonders Canina ausgesetzt ist, von der Umgegend des Orts herkäme, nicht aber durch die Niederhauung des Holzes vermehrt würde. Alsdald wurden in Ansehung der Gasen und zur Ableitung alles Unraths die zweckmäßigsten Anstalten von den Einwohnern selbst getroffen; aber das Niederhauen der Wälder gab man nicht zu. Als es aber dennoch geschehen sollte, rissen die Einwohner das päpstliche Wappen nieder, und sangen an, auf ihre Privilegien und ihre Urkunden trotzend, das Wappen ihrer alten Herrschaft aufzustecken. Die Politik des päpstlichen Stuhls gab nach, und Alles blieb, wie zuvor gewesen.

Englands Spiel gegen Frankreich während des gegenwärtigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Im Anfange des Krieges, da Frankreich noch unter allen Greueln der Gesetzlosigkeit seufzte, da der Bürgerkrieg noch im Norden und Süden dieses Reiches wüthete, im Jahre 1793, war noch hohe Hoffnung zur Wiederaufrichtung des Throns der Bourbonen. Eben damals leistete England dafür am wenigsten. Es bezeugte kein außerordentliches Interesse für den Erben der französischen Krone, und ließ den Bruder Ludwig's XVI nicht einmal nach London kommen. Es schien sogar die zu schnelle Beſiegung Frankreichs, die allzuzeitige Wiederherstellung der Ordnung, zu fürchten. Es hatte den Krieg begonnen; es wollte davon Gewinn ziehen, und mußte daher die Unordnungen im Innern Frankreichs gern sehen. Es bemühte sich, dergleichen eher zu stiften als zu dämpfen. Dafür verschwendete es ungeheure Geldsummen. Milord Standope klagte die Minister öffentlich im Parlament deswegen an, daß sie Insurrektionen zu Paris veranstalteten. Sheridan machte im Unterhause die Anzeige, daß man bei London unter dem Schutz des Ministeriums eine Fabrik von falschen Assignaten angelegt habe. Der Herzog von Bedford machte kein Geheimniß daraus, zu erklären: „Unsere Anstrengungen haben viel zur Einführung des Schreckenssystems in Frankreich beigetragen, und es ist unstreitig, daß unser Ministerium an den Abscheulichkeiten viele Schuld hat, die dort geschehen sind.“

Erst als sich Pitt überzeugt hatte, daß die königlichgesinnten Franzosen für sich selbst zu ohnmächtig wären, den zerrütteten Thron wiederaufzubauen, änderte er den Sinn. Gab England den Franzosen einen König, so war vorauszusehen, dieser werde eben so leistsam dem Kabinet von St. James unterworfen sein, als der Erbstatthalter von Holland. Von jetzt an wurden die flüchtigen Bourbonen freundlicher behandelt und aufgenommen; von jetzt an galt es Ernst, durch Unterstützung des Bürgerkriegs in der Vendee, in der Normandie und Bretagne, durch Lieferungen von Waffen, Munition und Geld das Königthum in Frankreich wieder emporzubringen. Nun erst erschien (ein brittischer Emissär war früher schon zu Chatillon gewe-

Digitized by Google

sen, um sich von der Lage und dem Willen der Chouans und Bendeer zu unterrichten), wenn gleich zu spät, thätige Hülfe für die königliche katholische Armee in der Bendee. Eine drittische Flotte setzte bei Quiberon 10,000 Mann und sieben bis achttausend Chouansfamilien ans Land, und brachte Vorräthe genug mit, eine Armee von sechzig bis achtzigtausend Mann zu bewaffnen, zu kleiden, auszurüsten, und mehrere Monate mit Lebensmitteln zu versorgen. Allein Hoche's blutiger Sieg auf der Halbinsel Quiberon zerstörte Pitt's furchtbaren Entwurf.

Das Kabinet von St. James ließ sich weder durch Vernichtung seiner eigenen Plane, noch durch die Niederlagen seiner Alliirten, irre machen. Ueberall behielt es konsequent sein großes Ziel vor Augen — Alleinherrschaft über den Ozean durch den Ruin der europäischen Seemächte. Es änderte nur die Mittel, nie den Zweck. Seine Politik schmiegte sich den Umständen der Zeit an. Selbst die Negotiationen Witham's und Malmesbury's, weit entfernt daß sie den Frieden befördern sollten, waren, nach den spätern Geständnissen der englischen Machthaber, nur Kriegsliften gegen Frankreich, nur Kunstgriffe, den Krieg bei den Engländern noch besser zu nationalisiren, und Pitt's System in gewaltigere Gültigkeit zu setzen.

Die Siege der französischen Armeen hatten die erste Koalition vernichtet. Nach dem Frieden von Campo Formio stand Großbrittannien allein noch auf dem Kampfplatze gegen Frankreich, obgleich Rußland, Nordamerika's Freistaaten und Portugall noch immer gemeine Sache mit ihm wider die große Republik machten. Diese Gehülfen waren entweder zu schwach, oder zu entfernt.

Das Londner Kabinet gab sein Ziel nicht auf; es beschränkte sich aber auf die Defensive. Pitt zählte auf die zügellose Habsucht des französischen Vollziehungs-Directoriums, und auf die Eifersucht der Kontinentalmächte, um bald wieder, im Gefolge einer zweiten Koalition, Frankreich anzufallen. Er berechnete sich nicht.

Bonaparte, der größte Mann Frankreichs, der furchtbarste Widersacher Brittanniens, ging nach Aegypten, um von dort aus den Weg nach Ostindien anzubahnen. Er nahm Malta — nahm Aegypten. Der Verlust des letztern machte die Türkei zu Englands Kriegsgenossin. Das Direktorium ließ auf dem europäischen Kontinent zu gleicher Zeit die Schweiz, Rom und Neapel wegnehmen und in Schutzstaaten verwandeln — die europäischen Mächte konnten nicht länger gleichgültig bei diesen Vergrößerungen der französischen Macht bleiben, auch wenn kein England, kein Pitt sie gereizt hätte. So sammelte sich gegen Frankreich die zweite Koalition willig. England war wieder das Zentrum Aller. Es zahlte an Rußland und Oesterreich Subsidien.

Eine Zeit lang hatten die Britten, so lange sie allein gegen Frankreich standen, vor dem Wagestück einer französischen Landung allerdings gezittert — jetzt war die Furcht verschwunden. Gefahrvoller, als selbst eine Landung, war Bonaparte's Zug nach Aegypten für den brittischen Handel; aber Nelson's Sieg bei Abukir befreite auch von dieser Sorge.

Nun überließ England den Alliirten die Sorge, Frankreich zu beschäftigen, zu ermüden, zu schwächen. Es breitete unterdessen um so ungehinderter seine Macht in Ostindien aus — der Urquelle seines Reichthums und seiner Größe; nahm den Holländern Surinam; bemeisterte sich des Felsens von Malta. Weniger durch Waffen, obwohl es vereint mit den Russen an einem Expeditionen gegen Holland theilnahm, als durch Geldspenden, durch Anstiftung von Insurrektionen in Holland, in Brabant, in der Schweiz, in Italien, suchte es die Unternehmungen der Koalition zu befördern. Alles schien auch einen glücklichen Fortgang zu verkünden, bis Bonaparte unverhofft wieder aus Aegypten in Paris anlangte. Da verwandelte sich eben so plötzlich alles Glück der Verbündeten in Verderben. — Die Schlachten von Marengo und Hohenlinden zerstörten die zweite Koalition. An der Spitze der französischen Republik stand ihr erster Held, Napoleon Bonaparte, als erster Konsul.

Pitt hatte für sein Vaterland aus dieser zweiten Koalition ungleich geringere Vortheile gezogen, als aus der ersten — aber die Herrschaft über den Ozean und der Alleinhandel mit den Produkten beider Indien war gesichert. Wie das Kabinet der Thuilerien den Landmächten Gesetze vorschrieb, ertheilte das Kabinet von St. James seine Befehle auf dem Meere. Es schienen von nun an nur zwei Hauptmächte in unserm Welttheil zu gebieten, Frankreich und England. Der Norden (Rußland, Schweden, Dänemark) wagte es zwar, dem Seedespotismus Albions zu widersprechen, und durch die nordische Konvention zu St. Petersburg eine bewaffnete Neutralität hervorzurufen. England spottete aber der Ohnmacht, ließ sogleich mehrere dänische und schwedische Inseln nehmen, sandte den Admiral Parker mit einer Flotte durch den Sund, und Nelson riß in der mörderischen Seeschlacht vor Kopenhagen Dänemark von der Konvention ab.

Oesterreich aber war inzwischen durch den Lüneviller Frieden von England getrennt.; Paul der Erste von Rußland gegen England so erbittert, daß er sich mit Frankreich zum Kriege wider dasselbe zu vereinigen Anstalt machte. Großbrittannien, obwohl siegreich auf allen Meeren, dennoch von seinen vorzüglichsten Bundesgenossen verlassen, stand wieder so einsam gegen Frankreichs Macht, wie nach dem Scheitern der ersten Koalition. Im Innern herrschte Mißmuth und Sehnsucht nach Frieden. Die Staatsschuld war zu der ungeheuern Summe von beinahe sechshundert Millionen Pf. Sterling angeschwollen. Jede Fortsetzung des Krieges konnte diese Schuldenmasse nur anhäufen, ohne richtige Entschädigungen zu gewähren. Der Krieg horte auf, national zu sein, da er der Nation verhaßt geworden. Man mußte also einwilligen die Hand zum Frieden bieten, ohne ihn zu wollen. Es war kein Frieden, es war nur eine Waffenruhe, die zu Amiens (25 März 1802) geschlossen ward.

Durch den Tod Paul's des Ersten, Kaisers von Rußland, verlor England einen bedeutenden Widersacher; Alexander, sein Nachfolger, näherte sich den Zwecken des brittischen Kabinets, indem sein edler Wille war, den Europäern Frieden, und der französischen Uebermacht auf dem Kontinent festere Schranken zu geben. Der junge König von Schweden trat aus seiner Minorennität hervor, und zeigte sich im gleichen Augenblick als Freund der Britten, als unversöhnlichen, tief erbitterten Feind Frankreichs. Diese und andere Umstände waren für England wichtig genug, den Frieden wieder aufzubehen, und Frankreich in neues Elend zu verspinnen.

Hatte William Pitt gleich, vor dem Frieden von Amiens, seine Ministerstelle niedergelegt — war er es dennoch, der das

Digitized by Google

Ministerium noch immer leitete. Die nichtigsten Vorwände wurden ergriffen, um den Krieg wieder zu beginnen. Malta, das laut dem Vertrage von Amiens nach drei Monaten von den Engländern geräumt und seinen Orden wiedergegeben werden sollte, ward von den Letzten nun auf zehn Jahre angesprochen. In Zeitungen und Flugschriften wiegelte man das Volk in London zum Hasse gegen Frankreich auf; das Geschrei nach Krieg ward wieder Volksgeschrei, und die Feindseligkeiten begannen mit der neuen Kriegserklärung zugleich, noch ehe alle Artikel des vorangegangenen Friedensschlusses erfüllt waren.

Vermuthlich lagen dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten noch manche geheime Ursachen zum Grunde, die erst später bekannt wurden. Das brittische Kabinet erwartete den Umsturz des französischen Konsulats, den Tod des Konsuls Bonaparte, eine neue Revolution. Schon war damals der Minister Drake in München mit seinen abscheulichen Helfershelfern beschäftigt, neue Konspirationen gegen die französische Regierung zu stiften. Schon hatten damals Georges, Pichegru und ihre Mitverschwornen die Anschläge auf das Leben Bonaparte's entworfen. Aber die Vorsehung wachte über den ausserordentlichen Mann, der bestimmt zu sein schien, das Schicksal der europäischen Völker neu zu ordnen. Selbst die fürchterliche Kraft der auf Bonaparte's Tod berechneten Höllenmaschine verfehlte ihrer gräßlichen Bestimmung. Alle diese meuchelmörderischen Anschläge beförderten nur das Interesse, welches die Franzosen am Leben Bonaparte's nahmen, und machten die Verwandelung der schwankenden republikanischen Regierungsform in Frankreich in erbliche Monarchie um so leichter.

Die Franzosen besetzten Hannover; die Britten hingegen bemächtigten sich wieder der meisten französischen und holländischen Kolonien in den Indien, und machten wiederholte fruchtlose Versuche zur Vernichtung der gegen England drohenden Landungsflottille bei Boulogne. Darüber verflossen beinahe einige Jahre. Erst im Jahre 1805, als Pitt wieder das Heft der Regierung in seine geübte Hand nahm, empfing der Krieg eine ernstere Gestalt. Von neuem flossen Subsidien an Rußland und Oesterreich; die dritte Koalition gegen Frankreich kam zu Stande (11 März 1805), aber noch ehe das Jahr verfloß, war sie durch die Kapitulation von Ulm und die Schlacht von Austerlitz zerstört. Nelson's glänzender Sieg über die französische und spanische Flotte bei Trafalgar, welchen er mit seinem Leben bezahlte, erhöhte zwar den Ruhm der brittischen Marine, aber gab den Britten keine wesentlichen Vortheile. Selbst daß sie Neapel mit 34,000 Mann besetzten, und es dem Glücke seiner Neutralität entrissen, fruchtete ihnen und den an dieser Besetzung theilnehmenden Russen wenig. Der König von Neapel ward von Napoleon mit dem Verlust des Thrones, England mit dem Verlust des letzten Freundes in Italien gestraft.

Pitt starb. Er hatte nur die eine Hälfte seines politischen Strebens erreicht; Großbrittannien war unter ihm die Gebieterin des Oceans geworden, wie in der Geschichte des Alterthums und der neuern Jahrhunderte nie ein Staat gewesen, aber Frankreich stand noch immer ungebeugt, mächtiger herrschend, als jemals. Napoleon auf dem Kaiserthron erneuerte die Bilder von Hobert, Gewalt und Glück, welche Alexander der Große, Augustus und Karl der Große in der Geschichte der Welt gegeben.

Doch mit Pitt starb nicht der Haß der brittischen Regierung gegen Frankreich. Seine Maximen wurden im Kabinet von St. James erblich. Die Gestalt und die politischen Verhältnisse der europäischen Staaten waren so ganz fest dem ersten Ausbruche des Krieges verwandelt, daß England nicht mehr um Einschränkung Frankreichs in die alten Grenzen, nicht mehr um Wiederherstellung des Thrones der Bourbonen kämpfen konnte, sondern nur um Behauptung seiner eigenen Hoheit.

England hatte in einer langen Reihe von Jahren, um seine merkantilische Hoheit zu erweitern, um Frankreichs Gesammtmacht von sich abzuleiten, mit grausamer Politik ganz Europa gegen Gallien ins Feld geschickt, und jedesmal damit geendet, seine Bundesgenossen zu verlassen und zu verlieren. Selbst da Preussen und Rußland den letzten Versuch wagten, sich mit Napoleons Uebergewalt zu messen, da man nach den Schlachten von Jena und Auerstädt, während Danzig noch unüberwunden stand, täglich einer Landung an Norddeutschlands oder Preussens Küsten, einer mächtigen Diversion von Seiten der Britten entgegensah — that England nichts für sie. Es beschäftigte sich mit Aegypten, und überhäufte sich vor Konstantinopel mit Schimpf.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Frankfurt a. M. Die Zurückkunft des von seinem Volke mit Enthusiasmus gelieblen Fürsten Primas hat auch Frankfurt einer Zeit lang in fröhlicherer Stimmungen versetzt. Mit Recht sang man dem von allen Deutschen verehrten Fürsten entgegen:

O, wohl dem Volk, dem so im Sturm der Zeiten
Das Loos des Segens fiel!

Von der diesigen Messe kann man im Allgemeinen nicht soviel Rühmliches sagen, wie öffentliche Blätter vorläufig meldeten. Es fehlte sehr an Fremden. Doch konnte sie noch besser genannt werden, als die vergangene, und in manchen Artikeln, wie Tücher, Weine, Baumwollwaaren, Indienne u. s. w. sind gute Geschäfte, besonders von Schweizern, gemacht worden. Es hat überhaupt den Schein, als könnte die diesige Messe nie mehr das werden, was sie einmals war. Die Ursachen davon liegen unstreitig in den ganz verwandelten politischen und Kommerzial-Verhältnissen.

Bei dem alten vielen Frankfurter immer durch Handel und Wohlstand eine der bedeutendsten Städte Deutschlands, und der Glanz und Luxus, welcher hier herrschend wird, bezeugt es auch dem Fremden. Ob aber der Luxus nicht auch oft nur falscher Glanz sei, und den frühern Ruin mancher Familienglücks herbeiführe — wer mag das entscheiden? Man schätze z. B. den Anzug der Tochter von einem Handwerker auf dem letzten Ball auf mehrere Tausend Gulden an Werth. Seltsam kontrastirt mit diesem ziemlich allgemeinen Aufwande die ziemlich allgemeine Unzufriedenheit mit — dem Druck der Zeitumstände; und doch sind diese Klagen nur mehr als zu gerecht.

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 36.

Sechster Brief.

Paulin *voy. aux indes orientales.* — Perrin *voy. dans l'Indostan.* — Rehfues Gemälde von Neapel. — W. Haupt's Blüten aus Italien.

Ostindien wird jetzt für die französische Nation, folglich auch, aus sehr begreiflichen Gründen, für das übrige Europa ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Seit kurzem haben wir zwei neue Reisebeschreibungen über dies merkwürdige Land erhalten, beide von Missionarien; die eine vom P. Paulin, die andere von Perrin. Jene war schon im Jahre 1796 italienisch zu Rom herausgekommen, und dem Papst Pius VI dedizirt; auch schon in verschiedene Sprachen übersetzt. Im Deutschen ist sie uns durch die Uebersetzung des Herrn Prof. Forster (Berlin 1798) bekannt geworden, dessen lehrreiche Anmerkungen den Werth des Werks erhöhten. Vor kurzem erschien nun von P. Paulin's Reise auch die französische Uebersetzung (Voyage aux indes orientales par le P. Paulin de S. Barthelemy, Missionaire. Paris. 1808. 8. 3 Theile mit Kupfern), herausgegeben von Hrn. Sylvester de Sacy.

Der Werth der Paulin'schen Reisebeschreibung, trotz ihrer verschiedenen Unrichtigkeiten und Lücken, ist bekannt. Jede Notiz, welche wir von jenem interessanten Lande erhalten, ist schätzbar. Die französische Uebersetzung aber hat vor der deutschen noch darin einen Vorzug, daß sie nicht nur Forster's sämmtliche Anmerkungen enthält, sondern auch diejenigen des Herrn Anquetil du Perron, und de Sacy. Von jenem befinden sich noch als Zugabe einige Bemerkungen angehängt, worin die Existenz des individuellen, des beweglichen und des Grundeigenthums in Indien und Aegypten gegen Pater Paulin bewiesen wird.

Bekanntlich zieht P. Paulin überall, wo es Gelegenheit giebt, gegen den ehrwürdigen Anquetil zu Felde, und behandelt ihn nicht auf die glimpflichste Weise. Dieser hingegen findet es lächerlich, daß zwei Greise presque impotens, sich über indianische Litteratur herumzanken sollen; er rechtfertigt sich mit edler Gelassenheit und räumt willig dem Missionär Recht ein, wo er es erblickt.

Perrin's Reise (Voyage dans l'Indostan, par M. Perrin, ancien Missionnaire des Indes, chanoine honoraire de la metropole de Bourges. Paris. 1807. 2 Theile, 8.) hat im Wesentlichen nicht so großen Werth für den Staatsmann, für den Naturforscher, für den Alterthumsforscher und Geographen, als Paulin's Werk. Er, zu wenig vertraut mit dem, was schon vor ihm geleistet worden, beschreibt, was er gesehn. Wäre sein Werk von kenntnißvollen Männern mit Bemerkungen und Berichtigungen ausgestattet worden, wie jenes: wir würden daran einen nicht unwichtigen Beitrag zur Beschreibung des Landes haben, welches durch Kultur oder Naturschätze in allen Perioden der Geschichte einen Einfluß auf die Geschichte des menschlichen Geschlechtes geübt hat, und ihn noch übt, wie in den Tagen des frühesten Alterthums.

Dieser Missionär lebte lange in Ostindien; er durchzog diese Gegenden in den verschiedensten Richtungen; er hielt sich im Innern des Landes an mehrern Hauptorten beträchtliche Zeit auf; er stand in täglichem Verkehr mit Indiern von allen Kasten; er war ihrer Sprache mächtig; er schreibt weder für eine Hypothese, noch gegen die Hypothesen älterer Reisenden, und erzählt nur, wie er es fand. Dies ist alles, was zu seinem Vortheil spricht. Am liebsten und umständlichsten spricht er von seinen Missionswerken.

Bei dem allen enthält sein Buch mehrere interessante Thatsachen; ein schätzbares Fragment über die Mundarten der Indien; Notizen über die Beschaffenheit des Landes in verschiedenen Gegenden u. dgl. m., alles auf eine angenehme, einfache Art erzählt, daß man es nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

E.**

Herr Rehfues hat uns ein „Gemälde von Neapel und seinen Umgebungen“ (Zürich, bei H. Gessner, 1808; zwei Theile 8.) geliefert, auf dessen Trefflichkeit ich unsere Leser

Digitized by Google

aufmerksam zu machen wünsche. Es ist dies keine trockene, umständliche Herrechnung aller, in jener durch ihre neuern Schicksale merkwürdiger gewordenen Königsstadt vorhandenen Sehenswürdigkeiten; keine ermüdende Reihe von Abhandlungen über Antiken und Kunstwerke, womit sonst Beschreibungen italienischer Städte überladen zu werden pflegen, — sondern ein schönes Seitenstück zu Fischer's Gemälde von Valencia, mit geübtem Pinsel und von den zartesten Farben dargestellt.

Man hört nicht den Erzähler — man lebt selbst in Neapel; beluſtigt sich an dem allgegenwärtigen Polecenella; sieht das Gewühl der Prozessionen, der Tänze, der Volksfeste; weidet sich an den Kontrasten der Volksmasse, ihrer Ideen und Handlungen; und wird so mit dem Leben und Weben, den Individualitäten, dem Geist und Ton Neapels vertrauter, als durch manche unserer dickſten Reisebeschreibungen. Das ganze Werkchen besteht aus hundert und zwei Kapiteleben, die eben so viel niedliche Miniaturgemälde von der süßen, lachenden, verführerischen, fabelhaften, gelehrten, müßigen Stadt sind, wie sie bei den alten Römern hieß.

Die leichte, lebhafte Darstellungsart schadet dem Zwecke des interessanten Werkchens in Rücksicht des Gründlichen nicht. Wir erfahren daraus manche Umstände und Ereignisse, die wir in ältern Schriften über das vielbeschriebene Neapel vergebens suchen. Der Verfasser lebte in Neapel nach den Zeiten der Revolution, aber noch unter der Regierung des entthronten Königs.

Genug, Herr Rehfues hat unserer Literatur und allen gebildeten Lesern mit seinem Gemälde von Neapel ein liebliches Geschenk gebracht, und von neuem sein Talent als feiner Beobachter und anmuthiger Darsteller beurkundet.

Mit andern „Blüten aus Italien“ (zwei Sammlungen. Darmstadt. 1808. 8.) begabt uns Herr von Haupt, welcher diese Blüten freilich nicht selbst sammelte, sondern nur mit mehr Geschmack und Sorgfalt die von einem andern gebrochenen Blumen für deutschen Sinn ordnete. Es sind jene Blüten aus Italien nichts anders, als eine freie Uebersetzung der Reisebeschreibung des französischen Parlamentspräsidenten Dupaty, welche schon Georg Forster im J. 1789, wörtlich übersetzt, zu Frankfurt am Main herausgab, und noch im J. 1805 neu aufgelegt wurde. Unter Hrn. von Haupt's Bearbeitung hat diese Reisebeschreibung das Ansehn eines Originals gewonnen, und kann als ein ganz neues Werk angesehn werden. Ich mögte Dupaty's Werk in der That mit keinem andern Worten karaktrisiren, als wie es Herr von Haupt in der Vorrede that. „Mit glühendem Gefühl und reger Liebe zu Natur und Kunst pflückte Dupaty im schönen Italien hier und dort diese Blüten, in denen sich ächte Genialität, eine reiche oft überströmende Phantasie, und ein sehr richtiger Schönheitstakt im hohen Grade aussprechen.“

Die Bearbeitung dieses sehr unterhaltenden, geistvollen Werkchens ist vorzüglich gelungen; der Styl blühend, lebhaft, warm. Man athmet italienische Luft beim Lesen, und giebt sich willig den schönen Illusionen hin, zu welchen Dupaty's Genialität leitet. Denn manche Ansicht der Dinge gehört wirklich nur zu den Selbsttäuschungen eines geistvollen, phantasiereichen Sehers, dem sein Flug durch Italien wie ein romantischer Traum ward. Dafür werden aber dem Leser auch mannigfaltigere Genüsse, als aus der prosaischen Wirklichkeit.

* * *.

Die Regenten deutscher Völker im J. 1808. Nebſt einem Blick auf Entſtehung und Untergang des deutschen Reichs und einer Uebersicht des Kriegs zwiſchen Frankreich und Preußen. Leipz. 1808. 132 S. 8.

Der Titel ist etwas bunt, aber pikant. Es ist darauf zu wetten, ein Buchhändler habe ihn zugeschnitten, indem er dessen Effekt kunstmäßig berechnete. Dello über ist der Effekt des Buchs selbst. Der Inhalt ist durchaus nicht pikant, aber bunt. Es fehlte vermuthlich noch ein kleiner Mekartikel; da sprach der Verleger: es werd' ein Buch, und — es ward eins. — Fast nichts als Kompilation.

Außer den kleinen Aufsätzen, die der Titel nennt, und wahrscheinlich aus irgend einigen Journalen entlehnt sind — denn ihr Inhalt ist ein vielbehandelter Artikel seit dem letzten Jahre — werden dem Leser ein paar Anekdoten mitgetheilt, denen es an Wichtigkeit mangelt, und ein Etwas über den Tod des Prinz Louis Ferdinand, woraus man nichts Neues mehr lernt, weil es schon aus andern Blättern bekannt ist. Dann erscheint ein Artikel Aegyptens Wichtigkeit für Europa, dessen man sich noch gut aus den Januarblättern der Miszellen für die neueste Weltkunde erinnert, und ein Artikel Brasilien, ebenfalls treulich aus diesem Journale abgedruckt. Im Vorbeigehn gesagt, darf man aus dem zahlreichen Nachdruck eines Buchs auf sein Interesse schließen: so gehört dies Journal allerdings zu den interessanten, denn es ist die Quelle geworden, aus welcher eine Menge Zeitungen Nachrichten schöpfen, viele Journalisten ihre Hefte füllen, und spekulative Buchhändler neue Büchlein und Flugschriften zusammen stoppelten. Bescheidene Schaam verhindert indessen die Plünderer, die Quelle zu nennen; ein Beweis, daß unter diesem Volke noch nicht alles Ehrgefühl erstorben ist.

Den Schluß macht ein polemischer Artikel gegen die Hallesche Literaturzeitung: „Wie soll man die Geschichte in Schulen vortragen?“ —

Das Buch giebt also mehr, als sein Titel verspricht, gewiß ein sonst seltener Fall, ohne dabei doch etwas zu leisten, was des Dankes werth wäre — ein sehr gewöhnlicher Fall.

— —.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 37. — den 7 Mai 1808.

Miszellen aus Holland, vom April 1808.

Man hat gesagt: „Nur die kleinen Uebel schmerzen.“ In physischer Hinsicht ist dies weniger paradox, als es scheint; in politischer bei uns wenigstens vollkommen wahr. Wer sich noch erinnern kann, wie vor ungefähr dreißig Jahren, im englisch-amerikanischen Kriege, unsere Kaufleute jammerten, wenn nicht ihr ganzer geboffter Gewinn rein einkam, und sie bisweilen ihrem Spekulationsgeist sehr unfreiwillige Opfer bringen mußten; oder wie sie sich ehmals über die Gouvernantin Anna von Oranien beschwerten, da ihnen diese nicht alle ihre Forderungen bewilligte: der meint gewiß, sie würden keine Worte finden können, um ihr jetziges Leid zu beschreiben. Wirklich ists so, ohne daß man den Muth verloren hätte. Man trägt männlich gelassen die Noth, obgleich buchstäblich kein Schiff weder ein- noch ausgehen kann.

Wer sich erinnert, wie oft schon gesagt worden ist, daß die Abgaben nicht mehr zu ertragen wären, und dieses auch in der Zeit, wo gewiß noch mehr Handel getrieben ward, als wohl jetzt selbst nach einem allgemeinen Frieden, getrieben werden dürfte, — jetzt, da das Gouvernement selbst auch noch vor Kurzem bestimmt gesagt hat, es wäre nicht möglich, dem Volke noch mehr Lasten aufzubürden: der wird an der Kraft der Holländer verzweifeln. Sie tragen dennoch diese Last, ihren Blick bittend und hoffnungsvoll auf ihren Monarchen gewendet.

Man soll gegenwärtig den Grad der Möglichkeit nur nach der Nothwendigkeit berechnen. Bei der starken Reduktion, welche seit dem letzten Kontinentalfrieden im Kriegswesen vorgenommen ward, können zwar die Kosten dieses Departements auf ungefähr zehn Millionen weniger berechnet werden, als die des vorigen Jahrs; allein dagegen hat die öffentliche Schuld, wegen der Interessen des letzten Darleihens von vierzig Millionen, wie auch wegen der Pensionen u. s. w., mit mehr als sieben Millionen, der Wasserbau-Etat, besonders wegen der Stürme des Monats Januar, mit anderthalb Millionen vermehrt werden müssen. Das Departement der äußern Angelegenheiten erfordert auch natürlich mehr Aufwand, als im vorigen Jahre, da während des Krieges verschiedene Missionen unbesetzt waren. Des Finanzministers Forderung für dieses Jahr war daher die nämliche, als für das vorige, achtzig Millionen.

Wie nun diese bekommen? — Eine neue Auflage? Daran wäre nun eben so viel Neues nicht. Auch hat man gesehen, daß selbst die Auflage auf Gegenstände des Luxus (dazu gehören aber auch Hüte, Strümpfe u. s. w., die man doch, ohne ein Diogenes zu sein, nicht wohl entbehren kann) fast gar nichts eingebracht hat, obgleich man diese immer als die ergiebigste Quelle angesehen hat, und sie (wie der Finanzminister in seinem Rapport anführt) von allen am wenigsten drückend ist. So hat auch bloß die Taxe auf Weine und Branntweine in einem halben Jahre anderthalb Millionen weniger eingebracht, als man berechnet hatte.

Ein Darleihen von Privatpersonen? Würde wohl schwerlich zu Stande kommen. Aufopfernder Patriotismus wohnt nicht immer bei den Krösus-Schätzen.

Noch bleibt das gefährliche Panacee für alle Staatswunden, Papiermünze, übrig. Aber es ist der unveränderlste Abscheu (unveränderliche Widerwillen) dagegen stärker und allgemeiner, als er es je selbst gegen den so sehr verhaßten Föderalismus gewesen ist.

Digitized by Google

Zweckmäßig scheint daher ein Darleihen von dreißig Millionen zu sieben Prozent. Der Staat leihet es aber sich selbst. Dann macht die Finanz eine besondere Kasse, und stürzt in dieselbe monatlich oder dreimonatlich die Hälfte von den Besoldungen der Zivil- und Militär-Beamten im ganzen Reiche, wie auch von allen Interessen der öffentlichen Schuld. Dafür werden dann Recipisse ausgegeben, welche gegen Obligationen zu sieben Prozent verwechselt werden können, vorausgesetzt daß die Summe gerade hundert, zweihundert oder fünfhundert Gulden beträgt; sonst muß man sich an den einen oder andern Juden addressiren, um entweder die empfangenen Recipisse zu verkaufen, oder, wenn sie z. B. neunzig oder hundert und zehn Gulden groß ist, so viel dazu kaufen, daß es die gerade Summe von hundert oder zweihundert Gulden ausmacht. Für diejenigen Beamten, die so große Besoldungen haben, daß sie sie erstlich immer in geraden Summen auch für die Hälfte empfangen, und zweitens die Papierhälfte nicht für ihre Bedürfnisse zu Gelde zu machen brauchen, ist die Sache durchaus so übel nicht. Sie bekommen immer sieben Prozent, obgleich auch dieses weniger ist, als man meinen würde; denn der spekulative Holländer kann immer mehr als sieben Prozent bekommen, wenn er nur die gewöhnlichen Obligationen von vierteljahr für weniger als fünfzig Prozent einkauft.

Um nun aber die Interessen des genannten Darleihens zu bestreiten, *ohne neue Auflage*, ist den örtlichen Regierungen eine gewisse Summe vorgeschrieben worden, welche sie über ihre Einwohner als eine außerordentliche *Kontribution* zu repartiren haben. *Ostfriesland* ist davon ausgenommen; man sagt aber, daß man nichts destoweniger dafür sorgen werde, daß es, wenn gleich auf eine andere Art, seinen Theil zu den Bedürfnissen des Vaterlandes beitrage.

Indessen geben die Zeitungen uns Nachricht von der großen Freude der Amsterdamer Bürgerschaft bei dem Einzuge des Königs am 20 April. Man sagt, sie wäre eben so groß als allgemein. Ich konnte den Tag nicht in der Stadt sein; die Zurüstungen zum Empfange Seiner Majestät habe ich aber größtentheils gesehen.

Es zeichnete sich dabei besonders ein künstliches Schiff aus, von der Größe einer kleinen Fregatte, welche auf einer Brücke auf ein Piedestal gestellt war, um bei der nächtlichen Illumination erleuchtet zu werden. Nicht nur der königliche Palast und die errichteten Ehrendogen und Pyramiden, sondern auch mehrere Privathäuser und die drei Synagogen waren illuminirt. Auch machten sich die jungen Leute aus den angesehensten Häusern, zweiundzwanzig an der Zahl, als freiwillige Gardes d'honneur, beim Empfange des geliebten Königs verdient.

Der Palast selbst ist aber auswendig und inwendig ein architektonisches Wunderding geworden. Die untere Etage allein ist bis jetzt mit *großen Glasscheiben*, die Bogen, welche den Eingang bilderen, mit gläsernen Thüren versehen. Die obern Etagen sind noch ganz *wie vormals geblieben*, und selbst ganz unten findet man hier und dort noch wohl zwischen den übrigen ein Fenster mit ganz kleinen Gläsern und gewaltig starkem Gitter. Dieses letztere nämlich war, zur Sicherheit der unterirrdischen Gefängnisse, von einer besondern Komposition, auf welcher alle Sägen zersprangen, wodurch man es in der großen Eile nicht ganz wegräumen konnte. Wie es inwendig aussehen muß, läßt sich begreifen; denn ein Rathhaus in einen königlichen Palast zu metamorphosiren, geht doch so ganz in der Geschwindigkeit nicht an.

Das Publikum lieset hier die Miszellen für die neueste Weltkunde, und die vielen Aufsätze, die aus denselben in den holländischen wie in den deutschen Zeitungen und Wochenschriften erscheinen, mit verdientem Beifall. So hat auch ein Buchhändler den Aufsatz des Hrn. *Ischokke*: „Gewinnt Europa bei den politischen Veränderungen?“ *) übersetzen lassen wollen, ihn aber nicht herausgegeben, weil er inzwischen in ein öffentliches Blatt eingerückt ward. Neulich fand sich in der *königlichen Zeitung der Versuch einer politisch-statistischen Kulturkarte.*“) In der folgenden Numer aber ward angezeigt, daß nicht nur dieser Artikel ohne alle Genehmigung eingerückt war, sondern daß auch der *Verfasser* wegen *seiner* verwegenen Beurtheilung ernstlich getadelt worden wäre. Einige Tage nachher ward gemeldet, daß der Aufsatz eine Uebersetzung aus den *Miszellen für die neueste Weltkunde* gewesen sei; nichtsdestoweniger ist aber der Redakteur von dem wissenschaftlichen und belletristischen Theile dieser Zeitung, da sich auch für eine Hof- oder amtliche Zeitung ein Artikel von dieser Gattung wenig eignet, von seinem Engagement entlassen.

Englands Spiel gegen Frankreich während des gegenwärtigen Krieges.

(Beschluß.)

„*Ich verlange auf dem Kontinent nichts!*“ sagte Napoleon im Oktober 1805 zu den österreichischen Generalen, in dem Augenblick, da die kriegsgefangenen Truppen derselben von Ulm abzogen: „*Aber Schiffe will ich, Kolonien und Handel, und das wird Ihnen so nützlich sein, als uns.*“

Eben *das* aber fürchtete England; eben darum bildete es immer neue Verschwörungen der Könige gegen Frankreich, bis Europa überwunden zu Napoleons Füßen lag, und außer Schweden kein Alliirter mehr blieb.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Napoleon, ohne gezwungen zu sein, die ewigen Kriege auf dem festen Lande geführt haben würde. Er wollte nicht die Vergrößerung, nur die unerschütterliche Sicherheit seiner Macht. Als er von einem Kriege zum andern gerissen wurde, wollt' er keinen Frieden als solchen, den kein Gegner mehr brechen konnte.

Er wollte den Frieden Europa's *ernstlich*, darum hielt er's, obwohl bisher immer Sieger, seiner Würde nicht entgegen, ihn von England zu begehren. Kaum hatte er sich nach dem 18 Brumaire an die Spitze seines Staats gestellt, so trug er dem Könige von Großbrittannien selbst den Frieden an. Er ließ es sich zu Amiens gefallen, die Insel *Trinidad*, wichtig durch eigene Fruchtbarkeit und als militärische Position durch die Nähe von Terra firma, die Insel *Ceylan*, für das Indien beherrschende England von unzuberechnenden Vortheilen, den Britten

*) Miszellen für die neueste Weltkunde, voriger Jahrgang, Nr. 80.

**) Abendblatt, Nr. 103.

Digitized by Google

hinzuopfern. Aber vergebens. England wollte den Krieg. Es gab Malta nicht wieder frei.

Er besieg den kaiserlichen Thron. Kaum hatte er im Angesichte des Ewigen den Eid gethan, für den Ruhm und das Glück Frankreichs zu leben und zu sterben, tot er dem Könige von England den Frieden zum andernmal an. Er ward verweigert.

Er besiegte die dritte von England gestiftete Koalition in den Feldern von Austerlitz, und kaum war er in Paris zurück, tot er den Britten den Frieden zum drittenmal an. Der menschenfreundliche Fox schien gegen die unerbittlichen Gegner Frankreichs zu gewinnen; er starb. Eine neue Koalition, von den Engländern bewerkstelligt, zwischen Rußland, Schweden und Preußen, kam zu Stande — alle Friedensunterhandlungen verschlugen sich. Napoleon mußte noch einmal bei Jena und Friedland kämpfen.

Er hatte Europa als Sieger durchzogen, und den Frieden wie ein Ueberwundener begehrt. Nun, da England den ganzen Welttheil von sich abfallen sah, und es keinen Bundesgenossen mehr erkaufen kann — da es gezwungen ist, mit seinen Flotten den ganzen Welttheil zu belagern, und selbst die Neutralen zu schlagen, wenn sie Schiffe haben — wurd' es den Frieden noch einmal verweigern, wenn er angeboten würde? Wird ihn Napoleon noch einmal anbieten können? Wird England, ohne von seiner Höhe zu stürzen, ihn unter der Bedingung annehmen dürfen, das Meer und den Handel, als ein Gemeingut aller Nationen, frei zu lassen?

Napoleon verbannt alle Engländer und ihr Gut von Europa. England sperrt alle bedeutende Häfen und Flüsse Europens. England will die alleinhandelnde Nation der Welt beherbergen; die Schiffe anderer Völker dürfen nur verstohlen über den Ozean schleichen. — Dies ist der jetzige Stand der Dinge. Wohl ruft die Geschichte unserer Tage das Bild der alten Roma und Karthago zurück; aber solchen ungeheuren Kampf, um so große Interessen, in die alle Weltheile verflochten sind, hat die Weltgeschichte niemals gekannt.

Aber noch lange kann Großbrittannien den Kampf bestehen gegen Europa. Fast sollte man glauben, die Palme des Sieges werde nicht mehr dem zu Theil, der in Schlachten überwindet, sondern wer die jetzige drückende Lage der Dinge am beharrlichsten und längsten ertragen könne.

Albion steht, für sich selbst ein Welttheil, sich selbst genügend, wie eine unersteigliche Felsenburg in den Fluthen des ihr gehorchenden Ozeans, und schöpft Nahrung und Macht aus den unversiegbaren Goldquellen Indiens. — Napoleon sieht Europa leiden — sein gewaltiger Geist, mit unzähligaren Mitteln ausgerüstet, will dies Leiden enden.

Drei Wege stehn zum Ziele offen: Eine Armee-Landung in Großbrittannien; die Vereinung aller Seemächte, ihre Marinen zu verdoppeln und zu verdreifachen, um der brittischen Flagge durch Uebermacht auf allen Gewässern die Spitze bieten zu können; ein Zug nach Indien, um dies Eldorado den Britten zu entreissen. Vielleicht werden alle drei Wege gleichzeitig gewählt. Alle europäische Schiffswerften sind voll thätigen Getümmels; die zur Landung bestimmten Flottillen stehn zu Boulogne und den Nachbarküsten bereit; mit Persien, Rußland und der ottomannischen Pforte wird unterhandelt.

Daß Indien, und nur Indien, die Hauptquelle der brittischen Macht ist, gilt endlich wohl als entschieden, und im Parlament zu London wird es nicht geläugnet. Bengalen, Madras und Bombay warfen allein in die Wagschaalen das ungeheuere Gewicht, wodurch Großbrittannien gegen das übrige Europa im Gleichschweben blieb. Durch die Erwerbung des Reichs von Mysore hat die englisch-ostindische Kompagnie ihr Territorium und ihre Einkünfte verdoppelt, wie die Britten selbst berechnen. Indien allein bringt den Britten also jährlich einen Schatz von sechshundert Millionen Livres ein, und mit solcher Summe läßt sich alles kaufen. So gibt Indien den Britten Schiffe und Matrosen; so unterhält Indien jene ungeheure Marine, die das Schrecken der Welt durch Meermonarchie geworden.

Die bloße Furcht der Britten, die Franzosen von Aegypten aus über das rothe Meer nach Indien kommen zu sehen, hat sie schon zu unermeßlichem Aufwande und Rüstungen zu Wasser und zu Lande verleitet. Das Mittelmeer ward von ihren Schiffen bedeckt; sie räumten Malta nicht; sie wiegelten unter der Hand die Mameluken, die natürlichen Feinde der Franzosen, gegen die erbadene Pforte auf.

„Es braucht nicht mehr, als 30000 Mann Franzosen," sagt der gelehrte Anquetil du Perron, der Hindostan sechs Jahre lang nach allen Richtungen durchzog und studirte, „um in jenen weitläufigen Landschaften eine Revolution zu machen, die den Landeseingebornen den Boden zurückgibt, der ihnen gehört. Diese dreißigtausend Helden gingen entweder durch Rußland, Balk, Caboul, Lahor, Dehli über den Djemna und Ganges bis Calcutta, oder durch die Türkei, über das schwarze, über das kaspische Meer, dann durch Balk, Caboul, u. s. w."

„Wohl angeführt," fährt Anquetil fort, „zum Beispiel von einem Dessaix, wurden die Franzosen jene unermeßlichen Länder eben so leicht durchlaufen, als sie längs dem Nil emporstiegen, und in Oberägypten eindrangen; als sie auf Suez gelangten, und überall durch Wüsten ziehend nach Syrien gingen. Klima und Lebensmittel sind in jenem Theile Asiens besser, als in Afrika; da sind keine Wüsten, keine Tagereisen voll glühenden Sandes. Der kranke, offene, uneigennützige, biedere Karakter der Franzosen wird sympatisiren mit dem Perser, der die Ebenen oder die Gebirge bewohnt. Ein gewandter Unterhändler, zu den Afgans von Candahar gesandt, würde die schon von den jährlichen Zügen der Patanen in Hindostan gebrochenen Wege vorbereiten."

Doch dürften 30,000 Mann schwerlich zu einer Expedition nach Ostindien genügen, wo die Engländer, im Besitze der festesten Plätze, immer eine beträchtliche Truppenzahl unterhalten, die mit vieler Oekonomie und Klugheit über alle Theile ihrer weitläufigen Besitzungen zerstreuet sind. Nicht daß eigentlich die Zahl geborner Britten dort so groß wäre; aber das indische Militär (die Cipoyen-Corps), vollkommen nach europäischer Art disziplinirt, gewandt in der neuern Kriegskunst, unternehmend und tapfer, dient ihnen, wie der Unterthan dem Monarchen. In allen Bataillonen dienen geborne Britten als gemeine Soldaten, als untere und obere Offiziere. Es wurden 50,000 Franzosen, die an das heiße Klima gewohnt wären, Arbeit vollauf haben, die Engländer zu vertreiben. Dabei mußte noch vorausgesetzt werden, daß diese mehrere Jahre lang komplet blieben.

Als Hr. de Souillac, Gouverneur von Isle de France und Bourbon, dem Hoder-Ali-Khan einige Hundert Franzosen Hülfstruppen zugeschickt hatte, kamen sie alle auf dem Marsche

Digitized by Google

von mehr als hundert Stunden unter dieser brennenden Zone, bis auf zwei, um. Aber diese Hülfstruppen waren entnervte weichliche Wollüstlinge, nicht fähig auch die mäßigste Strapaze zu tragen. Der Napoleon'sche Soldat, der in Syriens Wüsten wie an Elbe der Weichsel siegte, würde der Cisyalpen-Korps wie des Klimas spotten.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Bern, 4 Mai. Hr. Dr. Höpfner in Bern, welcher der literarischen Welt durch sein Magazin für die Naturkunde der Schweiz, durch seine schweizerische Monatsschrift, durch mehrere naturhistorische Werke, besonders im chemischen und mineralogischen Fache, bekannt ist, seit 1800 die gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten (Berner Zeitung, verfaßt und herausgibt, und seit zwei Jahren die Redaktion des Schweizerischen Beobachters besorgt, — ist von der königl. baierischen Akademie zu München als auswärtiges Ehren- und korrespondirendes Mitglied angenommen worden, und hat, nebst einem sehr schmeichelhaften Schreiben des Herrn geheimen Raths, Freiherrn von Moll, hierüber sein Diplom erhalten.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. April 1808.

Tag des Monats	Barometer. Vormitt.	Barometer. Nachmitt.	Thermometer. Vorm.	Thermometer. Mittags.	Thermometer. Nachm.	Schnee oder Regen. Nachts.	Schnee oder Regen. Vorm.	Schnee oder Regen. Nachm.	Thau oder Reif.	Winde. Vormitt.	Winde. Nachmitt.	Nebel.	Himmels-Beschaffenheit. Vorm.	Himmels-Beschaffenheit. Nachm.
1	26. 7 5/10	26. 7 1/10	— 3	+ 4	+ 2	—	—	—	Reif	N. O.	N. W.	—	heiter	bewölkt
2	26. 7 9/10	26. 9 5/10	— 1	+ 3	+ 1	—	Schnee	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
3	27. 1 3/10	27. 1 3/10	— 3	+ 8	+ 6	—	—	—	Reif	N.	N. O.	—	heiter	heiter
4	27. 2 6/10	27. 2 2/10	— 2	+ 8	+ 7	—	—	—	Reif	N. W.	S. W.	—	heiter	heiter
5	27. 2 2/10	27. 1 8/10	+ 5	+14	+ 7	—	—	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	27. 2 3/10	27. 2 3/10	+ 8	+11	+ 7	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 2 1/10	27. 2 3/10	+ 9	+17	+16	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	heiter
8	26. 9 6/10	26. 9 7/10	+ 8	+14	+ 8	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
9	27. 0/10	27. 1 1/10	+ 3	+ 4	+ 4	N. S.	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
10	27. 2 3/10	27. 3	+ 2	+ 5	+ 6	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	heiter
11	27. 2 8/10	27. 2 5/10	0	+13	+ 9	—	—	—	Reif	O.	N. W.	—	heiter	heiter
12	27. 1 6/10	27. 1/10	+ 3	+ 5	+ 5	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 2	27. 1 3/10	+ 5	+10	+ 9	Regen	—	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
14	27. 2 5/10	27. 2	+ 3	+17	+11	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	—	heiter	heiter
15	27. 1 4/10	27. 1/10	+ 3	+18	+10	—	—	—	Reif	N. O.	N.	—	heiter	heiter
16	27.	27.	+ 5	+15	+11	—	—	—	Thau	N. O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
17	27. 6/10	27. 9/10	+ 7	+13	+ 7	—	—	—	—	N. W.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
18	27. 9/10	26. 9 5/10	+ 2	+10	+ 7	—	—	—	—	N. O.	O.	—	heiter	heiter
19	26. 8 6/10	26. 7 3/10	+ 1	+17	+11	—	—	—	Reif	N.	S. W.	—	heiter	heiter
20	26. 7 6/10	26. 7 9/10	+ 5	+16	+ 8	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 7 8/10	26. 8 3/10	+ 6	+ 8	+ 8	Regen	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
22	26. 9 5/10	26. 9	+ 6	+ 9	+ 8	Regen	Regen	—	—	N. W.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
23	26. 8 6/10	26. 8 5/10	+ 3	+ 5	+ 4	N. S.	Schnee	—	—	N. O.	N.	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 8 5/10	26. 8 3/10	+ 4	+10	+ 7	N. S.	Schnee	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
25	26. 8 8/10	26. 9	+ 6	+ 6	+ 4	Regen	N. S.	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	26. 9 3/10	26. 9 5/10	+ 3	+ 6	+ 4	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
27	26. 9 5/10	26. 9 7/10	+ 4	+10	+ 7	Regen	—	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 9 7/10	26. 8 9/10	+ 5	+10	+ 7	—	—	—	—	N. W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
29	26. 8	26. 7 9/10	+ 5	+13	+ 8	—	—	—	—	N. W.	—	—	heiter	heiter
30	26. 8 1/10	26. 9 6/10	+ 6	+16	+10	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter

Anmerkungen.

Von dem starken Erdbeben, welches am 2 April Savoien und Piemont heimsuchte, wie man dort seit dreißig Jahren kein ähnliches erfahren, so daß selbst der Mont Cenis erschüttert ward, ist diesseits der Alpen nichts empfunden worden. Aber wenige Tage nachher brannte ein stürmischer Südwest über die Alpen. Er begann den 5, und verlor sich erst ganz am 11. Der Sturm war verheerend in den Wäldern; er deckte unzählige Dächer ab, und warf Hütten um. Am 7, da der Sturm am heftigsten ward, fiel das Quecksilber des Barometers von 7 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags stündlich 2 5/10 Linie, und stieg dann in den drei folgenden Stunden eben so schnell zur vorigen Höhe zurück.

Der Frühling kam in diesem Jahre ungewöhnlich früh. Die Vegetation war bis gegen das Ende des Monats zurückhalten. — Erst am 18 hörte man den Ruf des Kukuks. Am gleichen Tage sah man die ersten Schwalben wieder.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 38. — den 11 Mai 1808.

Künſtlerfeſt,

gefeiert in Tivoli, am erſten Oſtertage 1808.

Man hat mit Theilnahme in mehrern Gegenden Deutſchlands die Anzeige geleſen, die wir vor einem Jahre von einem auf Cecilia Metella gefeierten Künſtlerfeſte machten. Wir freuen uns, unſern Leſern, beſonders denen, die ſelber in Rom waren, und als Künſtler oder Kunſtfreunde die ſchönen Gegenden im Umkreiſe Roms ſahen und genoſſen, die Nachricht mitzutheilen, die wir aus einem Briefe von Rom ſo eben erhalten.

„Zu einer Zeit, als Niemand an eine feſtliche Freude dachte, hat uns die Zeit ſelbſt ein unvergeßlicheres Herzensfeſt herbeigeführt. Seitdem die ſchönſte in Rom befindliche Sammlung von Kunſtſachen, die Sammlung der vortrefflichen Antiken in der Villa Borgheſe, eingepackt wurde, und ſeit die Söhne des Mars auch den Sitz des Künſtlerfriedens einnahmen, lag eine ſtille Wehmuth auf den Herzen Aller, die das alte Rom geliebt hatten. Viele, die ſonſt mit Schmerz an ein nahes Weggehen dachten, waren nun froh, die bisherigen Eindrücke, oder das vom ehmaligen Künſtlerleben gebliebene Bild, ſich durch das Uebergehen in neue Verhältniſſe zu retten. Jeder aber ſah das, was nachkommen würde, als etwas vom vorigen Abgetrenntes an, auch wenn er keine beſondere Vorſtellung von dem Schickſal, das der Kunſt bevorſtand, ſich gebildet hatte.“

„Unter dieſen Umſtänden vereinten ſich, was zu anderer Zeit kein Zureden bewirkt hätte, die Gemüther Vieler zur Feier eines gemeinſchaftlichen Abſchiedsfeſtes. Die Abreiſe vieler deutſchen Künſtler gab die Veranlaſſung, und die Liebe für das bisherige Leben in Rom ſchimmerte bei der Abſchieds- und Trennungsidee, wie eine glühende Farbe durch einen darüber gebreiteten ernſtern Farbenton, hindurch. Es bedurfte nur eines zufälligen Gedankens, und der Wille Vieler ſprach ſich in dem gemeinſchaftlichen Ausrufe aus: „Freunde! kommt nach Tivoli, das Abſchiedsfeſt zu feiern!“ Man brauchte nichts hinzuzuſetzen. Der Kommentar lag in der ähnlichen Empfindung.“

„Kein Ort konnte unter den dermaligen Zeitumſtänden zu einem Feſte ſchicklicher ſein. In Tivoli war kein fremdes Militär, da es auſſer der Heerſtraße liegt, und Tivoli iſt den Künſtlern ein heiliger Name. Man kann dieſer geliebten Gegend nie ungetreu werden. Man ſchmäht über den Wein, man klagt über das feuchte Neſt u. dgl., und doch liebt man den Ort und ſehnt ſich ihn wiederzuſehen. Gewiß, wer nur einen ſchönen Tag auf Tivoli verlebte, der vergißt dort alles Ungemach, und wer Horazens Geiſt kennt und mit ihm in Italien vertrauter ward, der eilt mit innigerer Sehnſucht hinaus, als ging er dort immer noch dem geliebten Schatten entgegen.“

„Zu allem dem kam Oſtern, e tanto basta!“

„Alſo hinaus, hinaus! das war die frohe Loſung Aller. Aber der Himmel umzog ſich und Regen ſtrömte. Dennoch ſagte jugendliche Entſchloſſenheit: „Es mag regnen wie es will, wir gehen doch hinaus!“ — Und man ging. Die Anſtalten waren getroffen, wie wenn auch die Sonne ſich zum Feſte hätte beſtellen laſſen, und die Sache gerieth — gerieth über Erwartung. Auch diesmal hatten ſich mehrere Deutſche, anweſende Fremde, angeſchloſſen, und man zog, gröſtentheils zu Fuß, in kleinen Partien hinaus.“

„Alles gewann ein neues Anſehen, als am Morgen des erſten Oſtertages die Sonne mit Frühlingsglorie aus den vorüberwallen-

Digitized by Google

den Nebeln und Wolken trat. Der ſo einzig ſchöne Himmel Italiens umarmte gleichſam die geliebtere Erde wieder, und ein Paradies ſank auf die mit zartem Grün erheiterten Gefilde herab; um den hohen Monte Genaro hatten ſich majeſtätiſche Wolkenmaſſen gerollt; aus der Villa Mäcens ſtieg eine Rauchſäule mit einer hellen Flamme, wie von einem Altar, empor (Lucian hat dort eine Eiſenſchmelze angelegt, und das gewährt dieſen ſonderbaren Anblick); die Monticelli (Hügel) hatten ein feſtliches Kleid an, und Tivoli's Olivenhaine waren wie mit einem Kranze von Blüthenbäumen umſchloſſen. Unter dieſen ſtand jungfräulich errothend die Pfirſchbaumblüthe. Dieſen Anblick, das Wiederkennen bekannter Gegenſtände in einer theuren Gegend — wer ſchildert das! Alles ſcheint mit dem Herzen zu reden, und Fragen geſchehen an uns von allen Seiten, die uns mit der ganzen Vergangenheit in trauliches Zwiegeſpräch ſetzen. So geſchah Allen auf dem Wege. Hier das alte Thor, das ehmals zur Villa Hadrian's führte — früher das Denkmal des Plautius; weiterhin der Tempel della Toſſe; die Villa d'Eſta, wo Arioſt den größern Theil ſeines Orlando ſchrieb. — O welche Erinnerungen weckt Tivoli! welche Seligkeiten gibt der erſte Frühlingstag nach einem Winter, und zumal nach einem Winter — ohne Karneval, wie der letzte! Eh noch das Lied des Feſtes ausgetheilt und geſungen wurde, hatten die Herzen ſchon im Einklang der Freude geruſen: Gegrüßt ſei Tivoli; gegrüßt ſei Tivoli!“

„Als die Mittagsſtunde vorbei war, hatten ſich auf der freien herrlichen Terraſſe unter dem Tempel der Veſta die Glücklichen verſammelt. Evoe! hier war alles glücklich, denn jeder fand noch ſeine alte Welt wieder, und hörte leiſe den Nachklang ſeiner individuellen Empfindung: Gegrüßt ſei Tivoli!“

„Die Sonne war indeſſen etwas gewichen. Der Aniello rauſchte; Veſta's Tempel warf Schatten herab, und in dieſem Schatten wurde, zwei Stunden nach dem Mittage, das feſtliche Mahl gehalten. Die Freude war auf allen Geſichtern, und Diogenes bildete an dieſem Tage, in dieſem Kreiſe, die Laterne geloſcht; denn Erheucheltes war da nicht.“

„Der ſtillere Abend ſchloß die Freunde in engern Kreis. Abſichtlich hatte man zu den Liedern, die von Allen geſungen werden ſollten, keine neue Melodie geſucht. Durch den Geſang ſollten alte, dem Herzen ſchon geweihte, Erinnerungen von neuem geheiligt und beſonders deutſche Vaterlandsliebe entflammt werden. Nie gerieth ein Geſang beſſer. Zwiſchen jedem Liede konnte jeder ſingen und ſagen, was er wollte; mann aber das Zeichen des neuen Folgeliedes gegeben war, dann ſchwieg alles, und nur die Hymne des Feſtes rauſchte. Mit dem Liede war alles geendet, und jeder war am folgenden Morgen ſeines Weges wieder gegangen.“

„Freunde Roms und Tivoli's in der Ferne! ihr wurdet nicht vergeſſen. Euch ſind die nachſtehenden Lieder geweiht von dem Dichter.“

Abſchiedsfeier,

in Tivoli geſungen von deutſchen Künſtlern.

Erſtes Lied.

Erſtehn', o Lied! in vollen höhern Tönen!
Dein Ruhm vergehe nie! ꝛc.

Die Woge rauſcht; die Felſenhalden dröhnen:
Gegrüßt ſei Tivoli! ꝛc.

Auf Tibur's Höh'n hat Fluthus einſt geſungen,
Nach Tibur zog Mäcen;
Es wallten theure Rückerinnerungen
Von je um dieſe Höh'n.

Wer fühlte nicht den Busen höher ſchlagen
In Tivoli's Revier?
Schon ſeit der Kindheit längſt entlob'nen Tagen
War unſre Liebe hier.

Hier ſchwebten uns herab die lichtern Sterne
Die der Olympos hat,
Hier tauchten wir dem Strom; in naher Ferne
Lag da die heil'ge Stadt.

Und könte hier nicht oft ſchon ſeelge Weile?
O Tage goldner Zeit!
O ſeid in dieſem feierlichern Kreiſe
Von neuem uns geweiht!

Was dieſe Höhen Thorwes uns gegeben,
Das weicht den Jahren nie.
Auf Tibur's Höh'n waed theurer und das Leben;
Gegrüßt ſei Tivoli!

Zweites Lied.

Auf Tibur's Höh'n, in Veſta's heil'ger Halle,
Sei Hand in Hand vereint;
Hier ſtehen wir der'm alten Wogenfalle
Ein heilig's Abſchiedsfeſt.

Aus fernen Landen, ſchon durch Lied' verbunden,
Zog Sehnſucht uns daher;
O goldnen Jahre! göttergleiche Stunden!
Ihr kehrt nicht mehr, nicht mehr!

Froh rufet Dank: wir haben reich genoſſen,
Was ſchön war, ende ſo!
So ſtürzet hier, nachdem er ſanft gefloſſen,
In's Grab der Anio.

Nicht ſagen wir, ob Zeiten wälzend kehren,
Wie fort ſich wälzt ein Strom.
So lang wir ſind, wird Tibur und gedenken,
Im Herzen bleibt uns Rom!

Und was wir Gutes da und Frohes hatten,
Kommt ewig uns zurück;
Und wandle treu, wie ein geliebter Schatten,
Stets theurer vor dem Blick.

Wir leeren hier den Göttern dieſe Schale,
Denn gütig waren ſie!
O ſeid uns hold, bis tief im Lebensthale,
Wie hier auf Tivoli.

Drittes Lied.

Die Flamme wallt! Erneut Weihrauch in die Gluthen!
Noch iſt es uns vergönnt;
O weilet, weilet länger noch, Minuten!
Die ihr Geliebte trennt.

Gebt euch den Kuß der Lieb' auf heiße Wangen!
Lebt wohl! wir trennen nicht!
Was himmliſcher die Seele uns umfangen
Bleibt ſtets in goldnem Licht.

Digitized by Google

Wohl kommen Zeiten, die wir jetzt nicht kennen;
Giebt festen Sinnes dahin!
Was unser war, soll niemals von uns trennen:
Was dauert bringt Gewinn!

Mag alles, alles anders sich gestalten,
In deutscher Treue nur
Kann deutscher Sinn und Muth sich schön entfalten,
Schwört ihm, der Treue Schwur:

„Gewerbt sei und der Einfalt heil'ge Sitte,
„Gewerbt gegeb'nes Wort;
„Es bone Glaub' und Lieb' die Pilgerhütte,
„So geht die Ruh' nicht fort.

„Auf eignem Wege laßt uns Wahrheit spähen,
„Mit reinem Auge sehn,
„Und Männerkraft soll und zur Seite stehen,
„In That und Werk erstehn!"

Auf Tibur's Höh'n reicht nun zum Abschiedsbunde,
Ihr Freunde, euch die Hand;
Heil, Tibur, dir! Heil uns in dieser Stunde,
Heil dir, o Vaterland!

Es dringt der Ruf bis zu der Heimath Küsten.
Stürzt von der Felsen Rand,
Und hallt es nach, o Strom! in tiefen Klüften:
Heil unserm Vaterland!

Karl Graf.

Herr von Benoit.

Ich kam eines Abends (erzählt der Graf von *** in seinen Souvenirs sur le premier démembrement de la Pologne, en 1772 *), es war im Winter 1777 bis 1778, zum Mittagessen beim spanischen Ambassadeur, Grafen d'Aranda, wo ich den Grafen de Stainville, nachmaligen Marschall de Choiseul, den Marquis de Castries, nachmaligen Seeminister, den Arzt Tronchin und einige andere Personen fand. Herr d'Aranda, der viel zu schreiben gehabt hatte, war noch im Schlafrocke. Er verließ uns, und sagte: „Man muß sich doch endlich anziehn." — Herr de Castries machte sich über mich lustig, daß ich in der vollen Blüthe meiner Jahre ein Kleid mit Pelz gefüttert trug. Hr. de Stainville seinerseits machte die Bemerkung, daß ich auch doppelt gefohlte Schuhe trüge, die man Galosches hieß. „Hm, sagt' ich, ich fürchte mich weniger davor, lächerlich, als rheumatisch zu werden!" und forderte den Doktor Tronchin auf, diesen Herrn zu beweisen, es sei leichter, sich vom ersten, als vom zweiten heilen zu lassen. Um den Aesklap in meine Parthie zu ziehen, nannt' ich ihn den Gott der Medizin, und man fing eben an zu lachen, als ein Unbekannter rasch und keck, ohne angemeldet zu sein, denn die Kammerdiener waren bei ihrem Herrn beschäftigt, zur Thür in den Saal hereintrat. Er grüßte uns kaum, und das mit einer gewissen Protektionsmiene, pflanzte sich ganz behaglich vor den Kamin hin, stampfte ein Paarmal, um sich die Nase von den Schuhen zu treten, und fing dann mit starker Stimme an: „Es ist heut abscheuliches Wetter."

Ich muß gestehen, der Mann hatte einen eben so übeln Ton, als sein Kostüm sonderbar gewählt war. Sein Rock von brauner Ratine, gelb gefüttert, war unter einem schwarzsammtnen, ziemlich zerriebenen Surtout, mit großen Litzen oder „Brandenbourgs" von Seide und schwarzen Glasknöpfen, obngefähr wie man sie vor vierzig Jahren getragen haben mag.

„Woher auch dieser wundersamliche Sterbliche?" fragte mich Hr. de Castries ganz leise.

Ich wußt' es wahrhaftig nicht. Aber das ist klar, sein Surtout stammt in gerader Linie aus der Trödelbude.

„Er sieht mir wie Charlatan aus."

Mag sein, aber der ist keiner von den Charlatans, wie man sie auf dem Pont neuf findet, wo sie Theriak verkaufen und Zähne ausreissen.

„Warum denn nicht?"

Weil er einen Orden am Halse trägt; ich glaube das Malteser Großkreuz.

„Das ist kein Malteser Großkreuz. Der Mensch ist wahrhaftig ein Charlatan."

Wissen Sie was? um hinter die Sache zu kommen, machen Sie sich an ihn, klagen Sie über Zahnweh, und konsultiren.

„Das wäre ein wenig stark."

Herr de Stainville, der uns zuhorchte, sagte mir darauf: „Sie sind von uns allen mit Hrn. d'Aranda am bekanntesten. Bitten Sie ihn doch herzukommen, und über die Existenz dieses Ostrogothen, mit dem wir riskiren an den gleichen Tisch zu kommen, Aufklärung zu geben."

Ich gehe auf der Stelle ins Zimmer des Ambassadeurs, dem man eben die Perücke einpuderte. „Was gibts denn?" rief er mir zu, „warum ziehn Sie das unbedeutende Schauspiel meiner Toilette dem lebhaften Gelächter vor, das ich vorhin hörte? Hat man Sie etwa dermaßen in die Enge getrieben, daß Sie Spaniens Intercession fordern müssen?"

„Nicht so gar" erwiedert' ich. „Aber ich muß Ihren Beistand fordern, uns ein Räthsel lösen zu helfen."

Was für ein Räthsel?

„Es ist da ein edler Christ erschienen, oder doch in allen Fällen eine total fremde, bizarre Figur, deren Manieren, so komisch sie auch sein mögen, unser Lachen plötzlich dämpften, und die Ihr Haus vermuthlich für ein anderes genommen hat."

Hr. d'Aranda wischt sich geschwind den Puder vom Gesicht und geht in den Saal. Der Unbekannte macht sich sogleich an den Ambassadeur, mit den Worten: „Ihre Exzellenz werden es gewiß ganz einfach finden, daß ich, gestern in Paris angelangt, meine erste Visite Ihnen mache, um Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeugen."

Ich kenne Sie nicht, mein Herr.

„Ihre Exzellenz waren ehmals sehr gütig gegen mich."

Wo das?

„Zu Warschau, während Ihrer Gesandtschaft in Polen."

Ich erinnere mich nicht.

„Was? Ihre Exz. erinnern sich nicht mehr an Benoit?"

„Ah!" schrie Hr. d'Aranda, indem er seine Arme öffnete, „unschuldiges Geschöpf, Endesunterzeichneter Minister Sr. Maj. des Königs von Preußen, ich muß Sie umarmen! Sie sollen heute mit diesen Herrn hier bei mir essen, welche gewiß entzückt sind, die Bekanntschaft des berühmten Benoit zu machen, eines der größten, der unsterblichsten Demarcateurs von Polen: dessen, der so lange alle Zeitungen mit seinen energischen und sublimen Debuktionen füllte. Ich will mich nur entkleiden, sogleich bin ich wieder bei Ihnen."

*) Sie sind den zu Paris im vergangenen Monat erschienenen Lettres particulières du Baron de Fiumenil vorangeschickt.

Digitized by Google

Dieser Empfang, viel komischer für uns als für Hrn. Benoit, lehrte, mit wem wir zu schaffen hatten. Anfangs Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Polen, hieß er sich kurzweg Herr Benoit. Sobald ihn aber Friedrich der Zweite zu seinem bevollmächtigten Minister bei der Theilung Polens ernannt und mit dem preußischen St. Johannes-Orden dekorirt hatte, nannte er sich Herr von Benoit, und seine zahllosen Deduktionen zielten alle dahin, den armen Polaken ein Stückchen ihres Territoriums ums andere abzujerren.

Während wir in den Speisesaal gingen, sagte der spanische Gesandte zu mir: „Er ist ein bischen Schnapphahn, wie die meisten preußischen Agenten, aber er hat Geist.“

„Mag sein,“ sagt' ich, „aber er ist in Ihren Saal hereingetreten, gerade wie die preußischen Truppen in Polen.“

Als Hr. von Benoit von den kleinen Pasteten verlangte, die vor mir standen, schickt' ich ihm vier oder fünf Stück davon zu. Er schrie Gewalt über die Menge. „Sein Sie ruhig!“ sagt' ich zu ihm, „ich habe zu Ihren Gunsten eine achtpreußische Demarkationslinie unter den Pasteten gezogen.“ — Er war nicht der erste, der über den Spaß lachte, demzufolge nun alle Schüsseln in Demarkation gesetzt wurden, und der Eine bald eine Hühnerkeule, der Andere bald eine Rippe demarkirt haben wollte. Hr. d'Aranda fragte ihn, wieviel Memoiren er wohl der polnischen Delegation präsentirt habe? Hr. von Benoit konnte die Zahl nicht angeben. Darauf bin bemerkt' ich, daß, da die Zeitungen von dem Jahre 1772 bis 1776 damit vollgepfropft gewesen, es wenigstens 200 gewesen sein müßten; ferner daß diese Memoiren, obgleich ungemein überredend, doch nicht das Verdienst der Mannigfaltigkeit besaßen, weil alle immer mit der Formel anfingen: Endesunterzeichneter Minister Sr. Majestät des Königs von Preussen, und sonst von einander nicht verschieden waren, als durchs Datum und durch die Spezifikation der im Namen des Berliner Hofes verlangten Ländereien. „Wär' ich,“ sagt' ich, „an der Stelle des Hrn. v. Benoit gewesen, ich hätte mir den Sekretär erspart, einige Riese von den Memoiren drucken lassen, mit leerem Platz für Spezifikation und Datum.“ Der ökonomische Kalkul in der Diplomatie vermehrte die frohe Laune. Hr. Benoit stimmte zuletzt gern oder ungern ein, und sprach von seinen Operationen in Polen ohngefähr in demselben Ton, wie ein Viehgeloster bei guter Laune von seinen Jugendstreichen. Dann drehte man das Gespräch auf andres.

Nach dem Essen kam die Rede wieder auf Polen. War Herr Benoit gleich eben nicht das unschuldige Geschöpf, wie der Ambassadeur ihn scherzend hieß, so hatte er dafür seinen Gegenstand desto besser inne, und er interessirte uns sehr durch seine Erzählungen und Reflexionen. Er sagte, und mit vielem Anschein von Recht, daß, wenn man seine Rückkicht auf den ungünstigen Gesichtspunkt nähme, aus welchem man in Frankreich und andern Ländern die Theilung Polens angesehen hätte, diese Operation, so gewaltthätig, so ungerecht sie auch schiene, ein Glück für die Polen gewesen sei. Zweitracht und Haß waren bei ihnen damals so weit gediehen, daß sie sich zuletzt selbst ruinirt und wechselseitig, wie die wilden Thiere, zerrissen haben würden, hätte nicht eine überlegene Macht sie zum Waffenstrecken gezwungen; daß man Augenzeuge gewesen sein müßte, um sich von den Ausschweifungen, von der entsetzlichen Grausamkeit, zu denen Faktionsgeist die Menschen verleitete, eine richtige Idee zu schaffen.

Ich fand Herrn von Benoit noch zwei- oder dreimal beim spanischen Gesandten, und schloß aus seinen Reden, daß er nun im Schooße seiner Familie, die im Languedoc wohnte, philosophisch von dem Vermögen leben wollte, das er sich in preußischen Diensten zusammelt. Friedrich der Zweite bezahlte seine diplomatischen Agenten so schlecht, daß Hr. Benoit schwerlich viel ersparen konnte. Aber er half sich durch eine gewisse Industrie, bei der Friedrich das Auge zudrückte, wenn der Umfang nicht zu arg getrieben ward. Es existirten in Polen nämlich Palatinate, Starosteien, Kastellaneien, mit oft sehr beträchtlichen Einkünften von Ländereien, die der König zu vergaben hatte. Die Polen, immer nach solchen Benefizien lüstern, wandten sich an Hrn. Benoit, der sie dann dem Könige Stanislaus Augustus im Namen Friedrich's empfahl, wenn dieser gleich kaum den Namen des Kandidaten erfuhr. Machte der König von Polen Schwierigkeiten, so drohte der preußische Minister mit dem Unwillen seines Herrn. Dann erhielt Hr. v. Benoit, als Belohnung seiner Dienste und Verwendungen, eine Summe, wie man übereingekommen war.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Trier. Die Reise, die Saar hinab, war ertrüglich. Aber nirgends ist man mit seiner Münze übeler daran, als in diesen Gegenden. Man sieht fast nichts anders, als deutsche Scheidemünze und Konventionsgeld, und doch ist es so verrufen, daß ich für einen Batzen immer acht Kreuzer hingeben mußte. Ein fataler Spekulationsgeist scheint das deutsche Geld mit Wucher über den Rhein zu treiben, zur Schonung der feinsilbernen Silber- und Kupferbergwerke. Immerhin, wenn nur die französische Münze bald eben so sehr im Umlauf wäre, die aber hier oft noch so rar ist, wie bei einem polnischen Bauer ein Rubel.

Wenn der Handel sich einst aus dem Innern des Kaiserthums bis zu diesen Departements ergossen haben wird, dann erst werden die Einwohner dieser Länder ihrer Reunion mit Frankreich froh werden können. Daß man diesem Handel einen Weg bahnen wolle, sah ich deutlich daraus, daß eine neue Landstraße von Saarbrücken aus längs der Saar bis hieher nach Trier angelegt wird, die sich über Fürstenhausen, Hilgeringen, und Saarburg zieht. Hunderte von Arbeitern sah ich mit Abstechen der Berge, mit Anlegen u. dgl. m. beschäftigt.

Bei Teter ging ich neben sechs ausgegrabenen steinernen Särgen vorbei, die man für römische (?) ausgab. Von Pallien an wird der hohe Berg ausgegraben, daß man künftig ohne Vorspann und im Galopp auf das drei gute Stunden entfernte Hospital gelangen kann. Schade wäre es, wenn die Prophezeiung vieler Personen, die Kenner sein wollen, eintreffen und diese herrliche Napoleonsstraße nicht halbbar sein sollte. Denn sie soll über Bitburg, Prüm, Schönberg und Malmedi bis Lüttich führen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 39. — den 14 Mai 1808.

Blick auf die Universität Freiburg im Breisgau.

Seitdem der allgemein verehrte Großherzog von Baden Beherrscher des Breisgaues geworden ist, erhob sich die Universität Freiburg von den mächtigen Erschütterungen und dem beträchtlichen Verluste an Gütern und Gefällen, den dasselbe während der letzten Kriege und nach dem jüngsten Frieden, besonders im Elsas, erlitten hat.

Dieses literarische Institut, unter dem fruchtbarsten und glücklichsten Himmelsstriche, nahe den Grenzen des französischen Reichs und der Schweiz gelegen, ward im Jahre 1456 von Friedrich dem Sechsten, Herzog von Oesterreich, Beherrscher des Breisgaues, des Elsas, und des Sundgaues, gestiftet. *) Die Kulmination ihres höchsten Ruhmes fällt in das sechszehnte Jahrhundert, vorzüglich in die Zeiten der Reformation, wo die würdigsten und gelehrtesten Männer aus allen Fakultäten mit dem glücklichsten Erfolge an der Kultur der Wissenschaften arbeiteten. Damals lehrten Ulrich Zasius, Minnesänger, Wimpheling, Erasmus v. Rotterdam, Glareanus, ein Schweizer aus dem Kanton Glarus, Lohm, unter dem Namen Philomusus Suevus bekannt, und viele andere.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die erste Encyklopadie alles menschlichen Wissens von einem Freiburger Professor, Namens Georg Reisch von Balingen, geschrieben worden ist, die so viele Auflagen erlebt und wie auf einer Landkarte das Gebiet der gelehrten Kenntnisse gezeichnet hat.

*) Von diesem Jahre wenigstens hatte die Stiftungsurkunde. S. Grundlinien zur Geschichte der Albertinischen hohen Schule zu Freiburg im Breisgau (vom Prof. Hug). Freib. 1806.

Diese Männer unterhielten einen freien und unbefangenen Geist bei dem öffentlichen Unterrichte, und schlugen jene glückliche Mittelstraße der Mäßigung ein, die, wäre sie herrschend in Deutschland geworden, bei den im sechszehnten Jahrhundert ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten leicht die erbitterten Gemüther in eine Harmonie hätte vereinigen können. Luther selbst hatte auf das Urtheil der Universität Freiburg kompromittirt. Es sollen hierüber bei der theologischen Fakultät mehrere Aktenstücke vorhanden gewesen sein, welche aber den Jesuiten in die Hände geriethen, nachdem sie Meister in der theologischen Fakultät geworden sind. Vermuthlich sind diese literarischen Urkunden von den Lojoliten ad abolendam rei materiam zernichtet worden.

Von dem Zeitpunkte an, wo sich die Jesuiten gegen den Willen der Universität in Freiburg eingenistet, und sich der philosophischen und theologischen Lehrstühle bemeistert hatten, sank der Ruhm dieser hohen Schule. Dies geschah im Jahre 1620. Nun ward die Freiheit des Denkens angekettet, und die Erziehung schattisch, d. h. beschränkt und einseitig; denn die Herrn trieben die Wissenschaften als Monopol, und spendeten nicht mehr Kenntnisse an den menschlichen Geist aus, als sie ihren Absichten gemäß fanden, in Umlauf zu setzen.

So bald die Jesuiten im Jahre 1773 aufgehoben wurden, fielen die Fesseln von selbst ab. Der wissenschaftliche Geist gewann freiere Bewegung, und unerachtet die glänzende Herrscherin Maria Theresia streng katholisch war, so mißfiel es ihr doch nicht, daß das kanonische Recht vorzüglich durch den verdienstvollen Riegger nach bessern Grundsätzen bearbeitet ward, die eine feste Linie zwischen der Macht eines frommen aber unabhängigen Souveräns und der anmaßenden Hierarchie zogen.

Digitized by Google

Nachdem Kaiser Joseph der Zweite zur Regierung kam, schob er diese Linie weiter hinaus; die Denkfreiheit der gelehrten Klasse seiner Unterthanen ward vollkommen durch ein feierliches Staatsgesetz emanzipirt. Alles was Gründe und Einsicht hatte, oder zu haben glaubte, fing nun an zu schreiben. In Freiburg waren einige ausgezeichnete junge Männer, die dem Aberglauben und seinen Pflegern, den Mönchen, muthig den Krieg ankündigten. Dieser Angriff geschah in einer Zeitschrift, unter dem Titel „der Freimüthige“, welche die liberalsten Ideen unter Gebildete sowohl als unter das Volk ausbreitete.

Die Mönche in dem Breisgau, ja in den gesammten österreichischen Erblanden, wurden durch diese Feindseligkeiten in die gefährliche Lage versetzt. Gleich den Elefanten des Plinius wurden sie von ihren Bekämpfern in den Circus maximus der öffentlichen Meinung zusammengetrieben. Dort weinten sie, nach schwacher Gegenwehr, una complorazione; denn jeder, der einen Stein oder einen Wurfspieß hatte, warf ihn auf die Mönche los. Was nun nicht auf dem Platze blieb, d. h. aufgeschaben und faktarisirt ward, tröstete sich mit stillem Genusse und dem Tischgebete:

Et replebis omne animal benedictione!

sann auch wohl hinterlistig auf Rache, und wartete auf einen günstigern Zeitpunkt, um sie auszuüben.

Dieser Zeitpunkt erschien unter Kaiser Leopold II. Es erhoben sich damals periodisch einige pestilenzialische Nebel, die eine Krankheit verbreiteten, welche die psychologischen Aerzte mit dem Namen Odscurantismus bezeichnet haben. Gehüllt in diese Nebel klagten die Mönche und ihre Vorsteher die Gelehrten an, als wenn sie Schuld an gewissen politischen Konvulsionen wären, von welchen in diesem Zeitpunkte einige Staaten befallen worden sind. So schrieb man ehedem dem Einflusse der Zauberei Krankheiten zu, deren Natur man sich nicht erklären konnte.

Also legte man den Gelehrten wieder Fesseln an! Die Mönche erboten sich zu den Lehrstühlen bei den dreisgauischen und vorderösterreichischen Gymnasien, um, wie sie sagten, die Religion aufrecht zu erhalten und durch Frömmigkeit und Beschwörung die politischen Konvulsionen zu bannen, eigentlich aber, um Verderbthe für Novizen zu haben. Gern hätten sie sich auch in die Kanzeln der Philosophie und Theologie eingeschwungen, wie ehmals die Jesuiten. Allein diese Anmaßung fand bei den Gelehrten in Freiburg einen standhaften Widerspruch, mit einer Folge, die den regen Nationalgeist von einer drückenden Dienstbarkeit errettete.

So blieb es, bis die letzten Kriege die Grundverfassung von Deutschland erschütterten. Für die Musen war unter den Stürmen der Feldzüge weder Ruhe noch Gedeihen. Im Breisgau blieben die Formen des Denkens immer durch Hofdekschlüsse eingeengt. Alles war vorgeschrieben, selbst die Lehrbücher und Systeme. Durch diesen Zwang ward bei so vielen vortrefflichen Männern der Muth geschwächt, rasch vorwärts zu schreiten; die gelehrte Erziehung war einseitig, war auch im Grunde allein auf die Inländer berechnet. Man konnte nur mit höchstens in langsamen Märschen nachziehen, während dem die Feuerfäule des menschlichen Wissens schon längst vorausgerückt war. Man verhüllte das Bild der Wahrheit, schloß und bewahrte es in der Mitte, und griff in gedrängten Gliedern zu den Waffen, wenn dieser Punkt angegriffen ward. So gab die theologische Fakultät zu Freiburg ein herrliches Schauspiel von Muth, in dem Zeitpunkte, da die katholischen Geistlichen des Elsas zur Leistung des Eides an die französische Nation aufgefordert wurden, und viele tausend schüchterne Christen sich des Religionsunterrichts und des Gebrauchs der Sakramente bei den geschwornen Pfarrern enthalten zu müssen glaubten.

Die Mitglieder der theologischen Fakultät Freiburgs wurden von den Uebereifrigen eingeladen, ihr Gutachten über die Zulässigkeit des Eides und über die religiösen Pflichten der Pfarrgenossen abzufassen. Die Aufforderung war eben so schwierig, als gefahrvoll. Bei ihrer Annahme war nichts als Mißbilligung und Verfolgung einzuärndten, wenn man anders der Wahrheit und Ueberzeugung huldigen wollte. Aber dies Gutachten erfolgte doch nach den Grundsätzen einer reinen und liberalen Theologie und Moral. Die Verfolgung blieb nicht aus. Eine Kaskade von Verweisen, Vorwürfen, hoher und niederer Ungnade strömte auf die hellen Köpfe, von denen Licht und Trost auf so viele furchtsame und gemäßigte Seelen ausgegangen war. Indessen waren die wackern Männer doch nie zu einem Widerruf zu bewegen.

Nachdem es einmal entschieden war, daß die Provinz Breisgau an jene Familie, deren Uraynen sie schon in dem entferntesten Alterthume bedersicht und beglückt haben, an einen späten Nachkömmling der Herzoge von Zähringen, an den ehrwürdigen und so allgemein geliebten und geschätzten Souverän Karl Friedrich, Großherzog von Baden, zurückkehren sollte *), so erschien eine neue Morgenröthe für die Musen in Freiburg.

Dieser gütige und weise Fürst reichte der alten schon sinkenden wissenschaftlichen Stiftung eine schützende Hand. Er bestätigte die Grundlage ihrer Verfassung, überließ ihr die freie Verwaltung ihrer Güter, und bestallte ihr in der Person des Hrn. geheimen Raths Joseph von Ittner, dessen Name den Musen theuer ist, der gründliches Wissen mit klassisch veredeltem Geschmacke paart, einen beständigen Kurator, der die Vorschläge zu ihrer Einrichtung, zu einer literarischen Gesetzgebung, alle Wünsche und Hoffnungen mit Vertrauen vor den Thron niederzulegen immer bereit sei.

Mit königlicher Freigebigkeit ließ dieser Souverän die Bibliotheken der aufgehobenen Mönchsklöster im Breisgau der akademischen in Freiburg mit getroffener Auswahl einverleiben. Er schenkte ihr die Druckerei, das Naturalien- und physikalische Kabinet des Stiftes St. Blasien im Schwarzwalde.

Um den Abgang von Einkünften zu decken, welche die Universität im Elsas verloren hatte, wies der Großherzog der akademischen Verwaltung noch einen jährlichen Zuschuß von 12,000 Gulden auf den Religionsfond an, und ertheilte auf Ansuchen der Kuratel und der akademischen Obern die Bewilligung, daß durch Ankauf von Klostergütern dieser beträchtliche Zuschuß durch den Ertrag anzukaufender liegender Gründe und Staatsgülter realisirt werden dürfte, als wodurch der Wohlstand des Institutes auf eine feste und von keinen Zufälligkeiten abhängige Grundlage befestigt ward.

Dieser Beweis von Großmuth ist einer der schönsten Züge von Wohlthätigkeit in dem Karakter des edeln Fürsten, welchen die Musen mit dem Griffel der Dankbarkeit in ihren Denkmälern verewigt hinterlassen werden. Gleiche Mildthätigkeit erwies auch der edle Monarch von Wurtemberg dem gelehrten Institute, indem er die in seinen Landen liegende Stiftungen und

*) Der jetzige Großherzog von Baden ist in gerader Abstammung ein Nachkömmling des Herzogs Berthold I von Zähringen, nach dreizehn zwanzig Generationen.

Digitized by Google

Einkünfte der Universität zum Besten der Wissenschaften wieder fruchtbringend hat.

Die nächste Veranstaltung, welche hierauf gemacht ward, war, daß die obnehin schon sehr ausgezeichnete theologische Fakultät durch Einberufung und Vereinigung mehrerer geschickten katholischen Lehrer dieser wissenschaftlichen Sektion von der Heidelberger Universität verstärkt und vermehrt ward.

Dann stiftete man auch eine neue Kanzel für die Theorie und Uebungen in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit. Zu dem protestantischen Gottesdienste ward eine eigene öffentliche Pfarrkirche zum erstenmal eingerichtet.

Die erlauchten badenschen Prinzen, Söhne des Großherzogs, überliessen der Universität um einen höchst billigen Preis das an schönen Werkzeugen so reichhaltige, und ihnen eigenthümlich zugehörige physikalische Kabinet der ehemaligen Abtei Salem in Schwaben.

Ein junger thätiger Gelehrte, der neue evangelische Stadtpfarrer, ward als Vorsteher dieses Kabinets und als öffentlicher Lehrer der Experimentalphysik aufgestellt.

So vieles geschah in dem ersten Jahre zur neuen Belebung des wissenschaftlichen Geistes.

Ein neuer Vorzug, den die Akademie gewonnen hat, ist die Einführung doppelter Lehrkurse, die sonst nur einmal im Jahre und durch lange Ferien unterbrochen, gegeben werden sind. Durch diese Einrichtung kann nun das gelehrte Institut mit andern Akademien in Deutschland gleichen Schritt halten.

An gelehrten Hülfsmitteln hat die Universität Ueberfluß. Der botanische Garten, mit lebendigen Gewächsen durchschnitten; die an literarischen Alterthümern, Seltenheiten und besonders an Inkunabeln so reichhaltige akademische Bibliothek; ein chemisches Laboratorium, mit seinem Apparate; ein anatomisches Theater, mit einem zahlreichen und immer wachsenden Vorrathe von künstlichen Präparaten; eine klinische Anstalt, mit gestifteten Krankenbetten; praktischer und theoretischer Unterricht in der Ebiturgie und in der Hebammenkunst, erleichtern die Kultur der nützlichsten und nothwendigsten Kenntnisse.

Neuerdings ist der Kreis der Lehrgegenstände durch ein Privatforstinstitut des Oberforstmeisters Freiherrn von Drais, welches von Schwetzingen nach Freiburg verlegt worden ist, unter den vortheilhaften Aussichten erweitert worden. Junge Leute, die sich auf diesen wichtigen Theil der Staatswirthschaft legen, finden nun Gelegenheit, den vorbereitenden Unterricht in den mathematischen, physischen und naturgeschichtlichen Vorlesungen bei der Universität zu benutzen.

Kost, Lebensmittel, Holz und Wohnungen sind für junge Leute auf dieser Akademie so wohlfeil, als auf keiner in Deutschland.

Sie hat einen alten auf 300,000 Gulden sich belaufenden Fond von Stipendien oder Stiftungen für Studenten, deren Vergabungen theils einzelnen Familien, theils in- und ausländischen Städten und Ortschaften geworen, theils liberae collationis sind, und im letzten Falle von den akademischen Obern, nach Inhalt der Stiftungsbriefe, den fleißigsten, würdigsten und ersten ertheilt werden.

Da der Bürger in Freiburg wegen des herrschenden Wohlstandes, des starken Güterbesitzes und anderer Erwerbsquellen nicht in dem Falle ist, von den Studenten leben zu müssen: so hat auch der Studirende keineswegs seine lästigen und unverantwortlichen Prellereien zu besorgen, denen er auf so manchen deutschen Schulen anderwärts ausgesetzt ist.

Im Gegentheil, dürftige Studenten empfangen nur zuviel Wohlthaten von den Bürgern in Freiburg, wodurch dem Vernehmen nach mancher Unfähige gereizt werden soll, auch invita Minerva zu studiren.

Mit der Gegend um Freiburg können wenige, weder an Schönheit noch an Fruchtbarkeit, verglichen werden. Auf der einen Seite unermeßliche Ebenen mit Wiesen, Fruchtfeldern, Obstgarten, zerstreuten Waldchen und unzählbaren Dörfern, Schlössern und kleinen Städten; auf der andern Weinhügel, Thäler, Gebirge von allen Formationen, von 1000 bis 4600 Fuß Höhe über das mittelländische Meer, alles mit der reichsten Ausstattung von der schöpferischen Hand der Natur ausgearbeitet, von tausend Quellen bewässert und durchschnitten, die sich in die silberhelle Dreisam ergiessen, bieten dem Auge den herrlichsten Ruhepunkt dar, so wie dem Geist eine kräftige und aufheiternde Erholung. Die Stadt, an dem Fuße des zweiköpfigen Schloßberges, dessen Form an den Parnaß mahnt, gelegen, reinlich, heiter und regelmäßig gebaut, scheint für einen Musensitz geschaffen zu sein.

Die akademischen Obern wachen strenge auf Sittlichkeit und Fleiß, und wissen gegen Rudesstörer ihr Ansehen mit väterlicher Würde zu behaupten. Hier dort man nicht leicht etwas von jenen unsinnigen Orgien, deren sich einige junge Leute auf mancher nordischen Universität überlassen. Zweikämpfe fallen nie oder selten vor; oder die Händel, die dazu Gelegenheit geben, werden durch die akademische Polizei eben so schnell entdeckt als unterdrückt. Eltern und Vormünder empfangen auf die Anfragen über die Aufführung ihrer Söhne und Pflegebefohlenen von den akademischen Behörden regelmäßig Antwort, werden auch wohl ohne Anfrage von der Unfähigkeit, dem unsittlichen Wandel und dem Mißbrauche der Zeit oder der zwecklosen Verschwendung des Geldes benachrichtigt.

Wenn diese thätige und gewissenhafte Aufsicht vielleicht der Frequenz der Universität einigen Abbruch thut, weil manche Jünglinge, denen man die Wahl einer Akademie überläßt, aus übel verstandener Vorstellung von akademischer Freiheit sich nicht gern einer strengen und wohl berechneten Ordnung unterwerfen: so gewährt sie auf der andern Seite den wesentlichen Vortheil, daß die Eltern wenigstens mit Vertrauen und hinreichender Beruhigung ihre Zöglinge dem gelehrten Institut anvertrauen können.

In dieser Hinsicht wäre also Freiburg eine literarische Anstalt, wo der Unterricht in den Studien keineswegs zur Quelle einer ergiebigen Finanzspekulation gemacht ist. Diese Absicht liegt nicht in den edeln Gesinnungen des Souverans, dessen Wohlthätigkeit den wissenschaftlichen Geist auf dieser Akademie belebt, und eben so wenig in den ökonomischen Verhältnissen der Burger, welche von dem Ertrage der studirenden Jünglings leben zu müssen weit entfernt sind.

Die öffentlichen Lehrer sind nach den Kräften des Staats und des Universitätsfonds in einem an allen Naturerzeugnissen so reichen Lande bezahlt, und haben für sich die tröstliche Aussicht, daß ihre Gehalte mit wachsendem Alter und mit gesammelten Verdiensten immer aufgebessert, auch ihren Witwen, nach der hergebrachten Verfassung, Pensionen angewiesen werden.

Bei der vollkommensten Freiheit zu denken, zu handeln und zu lehren, der durchaus gestattet ist, wacht das aus so vielen ausgezeichneten Männern zusammengesetzte großherzogliche Staatsministerium, und die ihm untergeordnete akademische Kuratel, daß keine unreife, ungeprüfte und zu keinem nützlichen Zwecke

Digitized by Google

führende Syſteme in den Cyklus der Lehrgegenſtände aufgenommen werden. Hier iſt es Grundſatz, nur das Nützliche, und nicht eitein Glanz zu befördern. Die Kuratel iſt daher in ihren Anordnungen eben ſo feſt als behutſam; ſie richtet ſich nach den Kräften des Univerſitätsfonds ohne Uebereilung, und ſcheint das wichtige Geſetz vor Augen zu haben, daß die Bewegung in dem wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Umtriebe, ſo wie im phyſiſchen, nur durch ſtufenmäßige Kraft vorbereitet und beſchleunigt werden müſſe. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ohne dieſe angemeſſene Vorſicht bei unberechneten Vorſchritten eben ſo leicht gute, als mangelhafte Syſteme umgeſtürzt werden können, ohne daß auf die Trümmer ſogleich beſſere errichtet werden konnten.

Freiburg im Breisgau iſt beſonders für die benachbarte Schweiz aus mehrern Rückſichten intereſſant. Es iſt die nächſte auswärtige Grenzakademie, wo ſich ſchon viele Schweizer-Jünglinge gebildet haben und künftig bilden werden. Freiburg iſt die urſprüngliche Kolonie der alten Bertholde, Herzoge von Zähringen, die zwei der angeſehenſten Freiſtaaten in der Schweiz geſtiftet haben, nämlich Bern, und Freiburg im Uechtland. — Bern erhielt zur erſten Grundlage ſeiner bürgerlichen Verfaſſung und ſeiner anſteinenden Freiheit, die Geſetze oder das Stadtrecht von Freiburg im Breisgau. Mehrere Familien, deren Namen und Nachkommlinge noch in beiden Städten blühen, wurden von Freiburg im Breisgau nach Bern, bei der Gründung der Kolonie, zur Bevölkerung überſiedelt.

Die Zähringen'ſchen Herzoge waren im eigentlichſten Verſtande die Heroen des Mittelalters. In dieſem Zeitalter, wo Deutſchland und ſeine Grenzlande durch blutige Fehden zerriſſen waren, beſchäftigten ſie ſich mit dem Heil des Volkes, ſammelten die kräftigſten und ſtreitbarſten ihrer Landesleute, führten ſie, wie die griechiſchen Heroen, als Kolonien auf freien Grund und Boden, ſchützten ſie mit Waffen und Mauern, und gründeten ihren Wohlſtand auf bürgerliche Ordnung und Geſetze. Im Heidenthume hätte man ihnen, wie weiland dem Kadmus und Cekrops, Opferheerde und Tempel geſtiftet.

Eine ſolche Vergötterung liet bei uns gegen den Geiſt des Chriſtenthums. Aber ihr Andenken lebt billig in den Nachkömmlingen der freien Pflanzſtädte, die ihnen ihren Urſprung, ihre anfangliche Verfaſſung und jenen Keim der unſchätzbaren Freiheit verdanken, welcher ſie mit dem Fortſchritte der Jahrhunderte zu einem ſo hohen Grade von öffentlicher und Privat-Glückſeligkeit erhoben hat.

Noch immer iſt der ehrwürdige ſpäte Urenkel jener Bertholde, der jetzige Großherzog von Baden, ein den Schweizern beſonders geneigter Fürſt. In der Perſon des geheimen Raths und Kurators der Univerſität Freiburg, Hrn. von Ittner, beſchickte er die Eidsgenoſſenſchaft mit einem eigenen Geſandten.

Dieſer bevollmächtigte Miniſter hat ſich die Zuneigung der Gelehrten im helvetiſchen Freiſtaate durch Humanität, regen Sinn für Wiſenſchaft und Kunſt, und durch Fülle mannigfaltiger Kenntniſſe, ſo wie das Vertrauen der Staatsmänner durch ſtrenge Rechtlichkeit und achtdeutſche Loyalität gewonnen. Er ward die Schweiz nicht verlaſſen, ohne die Achtung einer Nation mit ſich zu nehmen, welche in ſeiner Sendung für ſich einen neuen Beweis von der Huld des ehrwürdigen Großherzogs fand.

H. Z.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Die helvetiſche Geſellſchaft wird ſich auch in dieſem Jahre zu Zofingen, aus aller Wahrſcheinlichkeit nach zahlreicher, als ſeit langer Zeit geſchah, verſammeln. Eine Stiftung wie dieſe, nur durch den Sturm der Revolution unterbrochen, verdient nie unterzugehen. Es war an den Tagen dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft, da ſich immer eine Menge edler und geiſtvoller Männer der verſchiedenſten Gegenden der Schweiz zuſammenfand, um alte Freundſchaftsbande zu verjüngen, oder neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, und gemeinſchaftlig in dem jährlichen Zwiſchenraum der Trennung geſammelte Ideen zum Beſten des gemeinſamen Vaterlandes auszutauſchen. Die helvetiſche Geſellſchaft ward immer zu den ſchönſten Bürgerſtiftungen vor der Revolution in der Schweiz gerechnet — ſie wird es, dem Geiſte ihrer Einſetzung treu bleibend, fortdauernd ſein können.

Aus Deutſchland.

— * Berlin. Vor mehreren Monaten erſchien hier eine anonyme Schrift, unter dem Titel: Was iſt der Adel? die in Kurzem vier Auflagen erlebte. Ein Adelicher verklagte den Verleger vor Gericht, indem er ſich darin mit der ſeapoantenſten Aehnlichkeit von dem Verfaſſer dargeſtellt fand. Das Gericht erkannte, daß der Verleger den Autor nennen ſolle, um dem Beleidigten von demſelben Satisfaktion zu verſchaffen. Da der Verleger den Verfaſſer nicht zu nennen weiß, ſo hat er ihn öffentlich in den Zeitungen aufgefordert und angekündigt: Daß, da ſeine Scheift kondemnirt iſt, öffentlich zerriſſen und mit Füßen getreten zu werden, er ſich vor Gericht ſtellen und durch eine Erklärung dieſem Schimpfe, der ſeine Wahrhaftigkeit treffen muß, zuvorkommen ſoll.

Nach dem Beiſpiel großer Städte, als London, Wien u. ſ. w. hat ein hieſiger Konditor Morgenkonzert angekündigt, welche im Frühling am Morgen (der erſt um elf Uhr beginnen ſoll) im Freien gegeben werden ſollen. Man abonnirt auf vier Konzerte drei Thaler. Das Lokal iſt einer der ſchönſten Garten Berlins. Ob der Unternehmer vielen Zuſpruch haben werde, muß die Zeit lehren.

Ein ſonderbares Ereignis war hier vor einigen Tagen der Gegenſtand einer Feier. Vier Hochzeiten wurden an einem Tage gefeiert, und zwar an dem Verbindungstage eines jungen Paares von achtzehn Jahren feierten die Aeltern des Bräutigams die ſilberne, die Großältern die Jubel-, und die Ur-Großältern ihre adtzigjährige Hochzeit.

Aus Frankreich.

— Hr. Maine Biean, Unterpräfekt zu Bergerac, hat die Peſtalozziſche Lehrmethode in einer öffentlichen Schule dieſer Stadt einführen laſſen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 40. — den 18 Mai 1808.

Napoleons Gesetzbuch und das römische Recht.

Napoleons lichtvolles Gesetzbuch breitet seine Strahlen nach und nach über alle rheinische Bundesstaaten aus, und es hat den Anschein, daß es durchaus als subsidiarisches Recht in Deutschland eingeführt werden wird. Wohlthat wird diese Ausbreitung für alle Provinzen seyn, wo nur unbestimmte, schwankende Gesetze, und bestrittene Gewohnheitsrechte herrschten.

Indessen wird doch das römische Recht auf allen deutschen Akademien, wie es bisher geschehen, fortgelehrt werden müssen. Selbst in Frankreich wird es noch gelehrt, und behauptet einen ausgezeichneten Rang in dem wissenschaftlichen Unterricht über die Gesetze. Denn einmal bleibt das römische Gesetzbuch — diese ungeheure und mühevolle Kompilation, mit allen Mängeln der Ordnung, so wie sie uns Kaiser Justinian zurückgelassen hat — eine nie versiegende Quelle, aus welcher bisher alle europäischen Nationen geschöpft haben. Aus dieser Quelle sind alle Bestimmungen bei Handel und Wandel in den bürgerlichen Verhältnissen geflossen. In keinem Gesetzbuche liegt mehr Billigkeit, in keinem mehr Philosophie des Rechtes, in keinem sind mehr Fälle entschieden, als in dem römischen, und die sich wieder so leicht auf ähnliche, Kraft der Analogie, anwenden lassen.

Die Römer gingen stufenweise von einer Staatsverfassung in die andere über. Durch diese successive Metamorphose wurden sie genöthigt, sich Gesetze nach dem wechselnden Zustande anzupassen. Noch immer kann jede Nation aus der Fundgrube des römischen Gesetzbuches tauglichen Stoff zur Ausbildung ihres bürgerlichen Systems erdenken; auch jede hat ihn in dem Verhältnisse benutzt, so wie sie sich an der Kultur, in der Vervielfältigung und in dem Genusse des Eigenthums emporgehoben hat.

Selbst der Code Napoleon hat die besten Grundsteine seines herrlichen Systems aus diesem unerschöpflichen Stollen des Alterthums zu Tage gefördert, welche ein weiser und ordnender Geist in eine feste, harmonische Verbindung zusammenzufügen und mit neuen Bestimmungen auszuzieren verstanden hat.

Die schöne und bestimmte Diktion, und jene imperatoria brevitas, in welcher der Code Napoleon geschrieben ist, wetteifern mit der reinen und kerngesunden Sprache der alten römischen Rechtsgelehrten, von deren Schriften wir noch so unvergleichliche Bruchstücke in den römischen Pandekten antreffen. Viele der römischen Rechtsgelehrten waren unter den Kaisern Praefecti praetorii, d. i. Staats- und Kriegsminister, die sich bei dem großen Umfange ihrer Geschäfte einer vorzüglichen Würde und Kürze befleißen mußten.

Einen Hauptvorzug haben die alten, gelehrten, nun todten Sprachen, daß ihr grammatischer Bau einmal unwiderruflich festgesetzt, und keinen Veränderungen mehr unterworfen ist. In diesen Sprachen studiren wir, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, die alten Muster des Geschmacks und der redenden Künste; wir bilden sie in unsern lebenden Sprachen nach, und staunen sie an, so wie unsere Zeichner, Maler und Baumeister die Ueberreste der bildenden Kunst an den oft verstümmelten Werken der altrömischen oder griechischen Formen in Italien nachbilden.

So lange nur noch der Genius des guten Geschmacks und der gesetzlichen Philosophie die Nachforschungen des menschlichen Geistes leitet, so lange werden wir auch noch die römischen Ge-

Digitized by Google

setze zum Gegenstande des Studiums in den Pandekten wählen, und wählen müssen, wenn wir anders die legislatorischen Kenntnisse des interessantesten Volkes des Erdbodens zu benutzen verstehen, das vor mehr als tausend Jahren die Welt durch Waffen beherrscht hat, und nun noch durch den Geist seiner zurückgelassenen Gesetze, selbst nach seiner Verschwindung vom Schauplatze der Erde, zu beherrschen fortfährt.

Die neuern und noch lebenden Sprachen in Europa bleiben, trotz ihres hohen Grades von Verfeinerung, in den meisten Fällen einer unbestimmten Grammatik unterworfen. In jeder lebenden Sprache ist eigentlich der Gebrauch Herrscher und König. Er selbst wird wieder von der Laune einer gebieterischen Mätresse, der Mode, beherrscht. Was vor zwanzig Jahren schön war, gefällt nicht mehr jetzt; was vor hundert Jahren noch angestaunt ward, wird unter den verwahrlosten Ausschuß geworfen, und wird am Ende gar unverständlich.

So ging es mit der Verständlichkeit der alten deutschen und der alten französischen Gesetzbücher. Die Veränderungen in der Bildung, den verschiedenen Beziehungen und der Wortfügung, die der Sprachgebrauch nach Jahrhunderten erlitten hat, machten die Gesetze zweideutig und am Ende unverständlich.

Diese Bemerkung muß nothwendig zu dem Schlusse führen, daß bei einem Volke, dessen Gesetze in seiner lebenden Sprache abgefaßt sind, nach dem Verlaufe einiger hundert Jahre, seine Gesetze entweder erläutert, oder in die Form der Zeitsprache umgegossen werden müssen, um den Bestimmungen wieder Anfrischung und Festigkeit zu geben.

Der Vorzug des römischen Rechtes, in einer Sprache geschrieben zu sein, die keinem Wechsel, keiner neuen Bestimmung mehr unterworfen ist, und die Betrachtung, daß das römische Gesetzbuch Quelle für alle positive, bürgerliche Gesetzgebungen in Europa gewesen ist, und noch immer bleiben wird, ohne wohl je erschöpft zu werden, muß die jungen Rechtsgelehrten aufmuntern, diese Quelle fleißig zu ergründen und zu benutzen.

In Deutschland hatte man wohl kein vollständigeres und alle bürgerlichen Verhältnisse umfassenderes Gesetzbuch, als das preußische. Und doch mußte das römische Recht auf allen preußischen Akademien durch alle seine Zweige ausführlich gelehrt werden.

In Frankreich selbst werden die Grundsätze und Lehren des römischen Rechtes mit den öffentlichen Vorträgen über das Napoleon'sche Gesetzbuch vereinigt, und wir haben unlängst von Dupuis ein sehr schätzbares Lehrbuch erhalten, in welchem die Grundsätze des römischen und französischen oder Napoleon'schen Rechts in einem nämlichen Leitfaden vorgetragen werden.

Reminiszenzen aus der Mark Ankona.

Panorama eines Landschaftsgemäldes.

Die mehresten Orte in der Mark gewähren irgend eine interessante Aussicht, weil die mehrsten hoch liegen. Beinahe alle nehmen in dem weiten Umfange ihrer Horizontalsinie das Meer oder einen Theil der Apenninen auf; aber nicht alle haben die für das Auge eines Malers wünschenswerthe Entfernung von beiden.

Vielleicht hat in dieser Hinsicht kein Ort jener Provinz eine reizendere Lage, als das Städtchen Treia, vormals Montecis genannt, das sieben Miglien von Macerata entfernt liegt. Auf einem freien ausser der alten Stadtmauer befindlichen Platze, am äussersten Ende der Morgenseite dieser kleinen Stadt, übersieht das Auge eine Welt von Gegenständen, ohne daß man (welches auf hohen Standpunkten meistens der Fall zu sein pflegt) auf die Gegenstände herabsieht.

Der erwähnte Platz diente einst spanischen Kriegern zur Grabstätte. Noch steht zum Zeichen der ehmaligen Bestimmung ein altes hölzernes Kreuz da; von einer, nunmeor dem gewöhnlichen oder täglichen Gottesdienste verschlossenen Kirche, S. Marco genannt, trägt der Platz seinen heutigen Namen. Er wird auf der einen Seite von Sandsteinfelsen und den Resten der alten Stadtmauer, über welche mit hald zertrümmertem gothischem Thurm die alte Pfarrei S. Michele sich erhebt, begrenzt; auf der andern von der isolirt stehenden Kirche S. Marco. Der Wechsel von wenigen Schritten öffnet die Aussicht nach allen Seiten.

Unwillkührlich fliegt mein Auge zuerst dem Meere zu. Ein lang gedehntes Thalland breitet sich vor dem Wasserspiegel aus. Durch diesen Grund fließt in sandigem Flußbette zwischen Pappeln, Weiden und Ulmen der Potenza-Bach, jenseits des Flusses liegt auf lang gestrecktem Hügelwall das stolze Macerata mit seinen Thürmen, und näher, obwohl in derselben Richtung, das Städtchen Monte Melone. Diesseits des Flusses, fast schon ein Theil des Vordergrundes, erhebt sich aus der fruchtbaren Tiefe, wo Weingarten, Acker- und Baumpflanzungen mit einander wechseln, das romantisch gelegene Kapuzinerkloster mit seinen Eichen, Zypressen und Pinien. Blos an diesem, nur im allgemeinsten Umriß angegebenen, Theil der Landschaft hat das Auge schon viel und lange zu sehen.

Aber es wendet sich von neuem der Ferne zu, wo, der Meereslinie zur Linken, die Hügelstädte Monte Filotrano, Osimo, Castel Fidardo, Monte Cassiano, Recanati, mit ihren vielen zwischenliegenden Villen, Landhäusern, Hütten und dem im Hintergrunde sich erhebenden Berg von Ankona, für sich und mit ihren nähern Gründen das reiche Bild einer neuen Landschaftsreihe gewähren.

Rechts der Meereslinie steht es die Fortsetzung dieses Bildes, die Höhen von M. Santo, M. Elpidio, M. Granaro, M. Olivo und das Städtchen M. Fermo mit seinem ansehnlichen Dom. Monte Giorgio und andere noch höher gelegene Orte würden nun den Blick fesseln, wenn man nicht hinter ihnen Berge sähe, die wie hohe Inseln aus der hügelichten Ferne hervortreten. Der Monte dell' Ascensione hinter Ascoli ist unter diesen der höchste; aber gleichwohl sind gedachte Berge nur als eine niedrigere Vormauer des gewaltigen Gran Sasso d'Italia anzusehen, der sich mit den Abruzzischen Apenninen weit in den tiefsten Hintergrund verliert. Von Treja bis Aquila, als dem Orte, der dem Gran Sasso, auch Monte Corno genannt, zunächst liegt, sind wenigstens anderthalb Tagereisen.

Mit prächtigen und kühnen Massen tritt das näher gelegene Gebirge der Sybilla hervor, das mit der Anhöhe von S. Severino eine lange Grenzmauer der Mark bildet. Eine neue Welt eröffnet sich nun im Rücken des zuerst angegebenen Standpunktes. Hügel schichten sich an höhere Hügel, über die man die Berge von Camerino, Pioraco und das Haupt des hohen M. Vicino ragen sieht. Die alten Burgen von Monte

Digitized by Google

Pettino und la Rocca führen endlich den Blick zu der hohen Bergecke von Cingoli, und hier schließt sich das Bild an die zur Linken der Meereslinie angenehme Aussicht.

Schwerlich läßt sich ein Standpunkt zu einer größern, in ihren fernen und nahen Umgebungen gleich reichen Landschaft finden. Der Hügel von San Marco ist daher mit Recht die Lieblingsstelle der Wandelnden, besonders in den Abendstunden der heißern Jahreszeit. Dann lagern reiche mannigfaltige Gruppen auf dem mit Gras bedeckten Felsenboden, und man hört, wenn auch keine Lobpreisung der Gegend, doch das Lob der erfrischenden Luft: O che bell' aria fresca!

Der geschlossene Thalgrund.

(Aus dem Tagebuche des Malers.)

Um eine genauere Idee von dem Karakter der ländlichen Natur in der Mark zu geben, füge ich zu dem vorigen ein Detailgemälde, nach der Natur entworfen, und zwar auf demselben Standpunkte des Hügels von S. Marco. Es wird so unvollkommen es sei, seinen Zweck erreichen, wenn es nur etwas von dem sanften idyllischen Gefühl, das die Gegenden der Mark häufig erwecken, hervorrufen kann.

„Es war ein freundlicher Morgen des Julius. Im Schatten der alten Kirche, gelehnt an die Anhöhe, senkt' ich den Blick in die Welt des unter mir liegenden stillen Thalgrundes. Alles athmete Frieden und Ruhe; alles war wie mit dem zauberischen Reiz einer fernen fremden Gegend bekleidet, und alles schien zu sagen: Hier sind Wohnungen guter und glücklicher Kinder der Natur. Keine Mauer, kein Dorn- oder Heckenzaun trennt die verschiedenen Besitzungen. Gemeinschaftliche kleine Pfade winden sich unter Bäumen dahin. Offen liegen die kleinen Wohnungen oder verstecken sich zur Hälfte, um malerischer zu erscheinen. — Unter Olivenbäumen, mit sanftem frischem Grün bekleidet, schimmert die leere Stelle des eben gemähten Kornfeldes. Größere Eichen mit reifenden vollen Formen des Laubgewölbes einen sich da und dort, dem betretenern Wege Schatten zu geben, oder bilden in dichter Gruppe ein kleines, heiteres Wäldchen. — Hier hält die schwellende Last der reifenden Trauben die niedrigen Ulmenbäume umschlungen. Zwischen ihnen mischen sich Feigenbäume, Pfirsich-, Aprikosen- und gemeinere Fruchtbäume. Im tiefern Felde bewegt der Morgenwind die hohen Rohrpflanzen, und an den Pappeln im noch tiefern Grunde erkennt man die Windung eines kleinen Baches, der das glückliche kleine Gartenthal durchfließt."

„Nichts störte den Genuß dieser Ansicht. Alles vereinte sich, ihn romantischer zu machen."

„Dort, am freien Abhange, irren ein Paar Knaben, mit der ihnen traulich folgenden Heerde. Es tönt kein Hundegebell; kein Wagen rasselt. Kleine Haufen von gemischtem Hausgeflügel irren in voller Freiheit über die Stoppeln hin, emsig die Nahrung suchend, und dann wieder still verweilend, gleichsam als fühlten auch diese Heerden mit Bewußtsein die Luft ihres Daseins. Da und dorther begrüßen sich von den zerstreuten Hütten ihre Stimmen, die auch der Gesang eines arbeitenden Mannes oder einer Thalbewohnerin ertönt, und eine andere weckt, die ihr wie ein Echo folgt. In Ton und Melodie ergießt sich unverkennbar ein frohes zufriedenes Gemüth. Indem ich noch lausche, wandelt auf kleinem Pfade eine sittige Bäuerin unter den Bäumen hervor. Sie geht dem Städtchen zu, einen mit reinlichem Tuche bedeckten Korb auf dem Kopfe tragend. Ihr Kopftuch ist zierlich mit durchbrochenen Franzen geschmückt. Ihr nachfolgend kommt ein Mädchen der Stadt, das aus dem tiefern Grunde in der Vase Wasser holte. An ihrer Brust glänzt die frisch gebrochene Nelke. Rascher kehrt eine junge Dirne des Thalgrundes aus dem Städtchen zurück. Mit nacktem Fuß, den Arm auf den Rücken geworfen, hüpft sie wie eine muntere Tänzerin über das Sommerfeld hin, und ist im Augenblicke unter die Reblaubreihen oder unter die dichten Olivenbäume verschwunden."

„Dieses kleine Naturbild sollte nicht verschönern, und nur die simple getreue Wahrheit, die es enthält, kann ihm einiges Interesse geben. Auf der Stelle, wo es aufgefaßt wurde, sagte mir einige Zeit nachher ein Bürger der Stadt: Qui abitano uomini felici (Hier wohnen glückliche Menschen).

Die Ursache, warum diese Menschen in der That zufriedener und glücklicher leben, als viele ihres Gleichen, ist diese, daß ihnen für ihre Mühe sicherer und verhältnißmäßiger Gewinn wird, und daß sie mit der Stadt nichts zu thun haben, ausser wann es die Geschäfte fordern. Daher bleiben sie bei ihrer Arbeit und bei ihrer Einfachheit. Daher findet bei ihnen Achtung der Sitte und Achtung des wechselseitigen Eigenthumes statt.

Beitrag zur Karakteristik des Generals Dumourier.

Nur mit großer Pein konnte Dumourier, bei seinem unruhigen Ehrgeiz, seinen Sturz von der glänzenden Höhe überleben. Er war immer beschäftigt, sich wieder Wichtigkeit zu geben. Am liebsten machte er politische und militarische Projekte. Er ging nach St. Petersburg, um sie dem Kaiser Paul I einzuschmeicheln. Da dieser von ihm nichts wissen wollte, verließ er die russische Hauptstadt, und versuchte im Jahre 1799 seine Aussöhnung mit den Prinzen des Hauses Bourbon, deren bitterster Feind er ehmals war. Vielleicht lag ihm nicht sowol an diesen, als daran, desto sicherer in England existiren zu können. Wirklich lebt er gegenwärtig dort von einer Pension der brittischen Regierung, der er, wie man sagt, für ihr blankes Gold allerlei luftige Pläne gegen die jetzt in Frankreich bestehende Ordnung schmiedet.

Der Verfasser eines neulich in Paris erschienenen Memoire, der den General Dumourier genauer gekannt zu haben scheint, gibt von ihm folgende Karakteristik. Dumourier will nur figuriren; nichts ist ihm größere Marter, als in der Dunkelheit leben. Er thät das Gute wie das Ueble mit gleicher Indifferenz. In ihm gährt eine ungeheure Einbildungskraft, die keine Ordnung, keine Schranken kennt; eine Ehrsucht ohne Maas, der er alles zum Opfer bringt. Seine Leichtigkeit und ausserordentliche Geschmeidigkeit geben ihm einen vielgestaltigen Karakter, der, wie es eben nöthig ist, Allen allerlei wird, und ihn zum Sklaven der Umstände macht. Bewährte, feste Grundsätze kennt er gar nicht; was er des Morgens bis in den Himmel erhob, kann er des Abends in den tiefsten Abgrund wünschen; Versprechungen und Schwüre sind ihm ein bloßes Spiel. Immer bereit, die Parthie zu wechseln, sobald er dabei für sich nur den kleinsten Vortheil erblickt, kann sich niemand, ohne Gefahr getrollt zu werden, ihm vertrauen.

Digitized by Google

Von der andern Seite aber ist Dumourier ein liebenswürdiger Mann, angenehm und verbindlich in gesellschaftlichen Verhältnissen, besonders sobald man sich ganz von ihm leiten läßt. Wenn er es darauf anlegt, kann man kaum artiger, einnehmender sein, als er, vorzüglich bei einem Souper unter Weibern, und nicht bald ist einer unerschöpflicher an artigen und selbst originalen Einfällen.

Von dieser drolligen Originalität zeugt zum Beispiel folgende Anekdote. Fast immer in Geldverlegenheiten, und daher oft gezwungen, Geld aufzutreiben, antwortete er einst jemanden, der ihn an eine alte, noch nicht wieder bezahlte Schuld erinnerte, und schloß den Brief mit der spaßhaften Höflichkeit:

„Ich bin auf Lebenszeit Ihr ergebener Freund, bereitwilliger Diener und Schuldner. Dumourier.“

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Man sprach seit einiger Zeit viel von einem durch Gebet und Kraft des Glaubens Wunder wirkenden Geistlichen in den Alpenkantonen. Es war dies ein Herr Imoos aus Obwalden, jetzt Pfarrer im Kanton Uri. Er heilte Kranke und Schwache, ohne ihnen andre Rezepte als den Glauben zu empfehlen, und sie wurden gesund und priesen seinen Namen. Von der Zeit an drangen zu ihm ein Wallfahrten, wie zu einem neuen Heiligen. Der Bauernmann, obnehin kein Freund von Doktoren und Apotheken, sah mit seinen körperlichen Gebrechen zu dem Thaumaturgen nach Uri um Geld und Zeit und die Langweiligkeit einer großen Kur durch ein wohlfeiles Wunder zu ersparen.

Der Wundermann scheint jetzt aber dem Ende seiner thaumaturgischen Laufbahn sehr nahe zu sein. Die Zahl der Pilgrimme wird immer seltener. Ich habe von verschiedenen Personen, die zum Hrn. Imoos wallfahrteten, genaue Erkundigung eingezogen. Aus allen gesammelten Zeugnissen ergibt sich, daß kranke Personen, vorzüglich mit Lähmung und Gliedersucht behaftete Leute, auf einige Tage zu Leidesbezwungen gebracht worden, die ihnen vorher unglaublich vorkamen; aber nach wenigen Tagen fielen sie in die vorige Schwäche zurück. Ihre Heilung war das Werk einer außerordentlich aufgeregten Fantasie, einer unnatürlichen Anstrengung und gewaltsamen, gleichsam fieberhaften Gemüthsbewegung — Kraft des Glaubens. Das Zurücksinken aus diesem erzwungenen Zustande hieß — Abfall vom Glauben. Natürlich und sehr begreiflich!

Der Kunstgriff ist weder neu noch unerklärbar, wenigstens für diejenigen nicht, denen des berühmten Gassners Wunderkuren bekannt sind, und welche wissen, wie mächtigen Einfluß ein durch die Zauber der Einbildungskraft exaltierter Wille auf das Gemüth übet.

Ein Mann, war Hr. Imoos, der seit Jahren mit Visionen, Prophezeihungen, apokalyptischen Zeichen und Miraklen seine Fantasie reizte, mag gar wohl auf diesen schwärmerischen Abweg fantastischer Dinge geraathen, und ohne absichtlichen Betrug, in seinem eingebildeten Wundergarten lustwandeln, besonders wenn der leichte Glaube eines umwissenden Haufens, und der süß berauschende Beifall der Stammenden ihn noch mehr verführte. Die momentanen Wirkungen einer leidenschaftlichen Gemüthsbewegung der Kraft des Namens Jesu zuzuschreiben, war ja von jeher und schon oft der psychologische Irrthum religiöser Schwärmerei.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 1 Mai. Der ungeheure Verfall der Münze, sie verlor 62 Prozent, hat bewirkt, daß von heute an die Groschen auf acht Pfennige heruntergesetzt worden sind. Sonst stehen wie noch immer auf dem alten Fuß, nur daß die Aussichten immer traurigere werden. Unser armes Land nähert sich seinem totalen Ruine immer mehr; kaum ist es noch im Stande, die ihm jetzt auferlegten Lasten zu tragen und — was bleibt ihm am Ende? Unfruchtbarer, dürrer Boden, dem mit Noth die nöthigen Früchte abgezwungen werden, verarmte und verpreßte Bewohner!

Der literarische Verkehr ist bis jetzt noch ununterbrochen; es scheint der letzte Anlauf zu sein, den wir nehmen. Zur diesmaligen Büremesse sind mehrere neue Werke erschienen; einige andre sind uns für die Folge angekündigt worden. Von dem Museum der Alterthumswissenschaft der Herren Wolf und Buttmann sind zwei Hefte erschienen, welche Aufsätze von Wolf, Hirt und Buttmann enthalten. Hr. Solger hat eine Uebersetzung des Sophokles in zwei Bänden herausgegeben, so wie Hr. Thieremin den ersten Band seiner Uebersetzung des Periklis und der Sigismunda. Von Schleiermachers Predigten haben wir den zweiten Band erhalten, und die Vorlesungen, welche Fichte in diesem Winter hielt, sind unter dem Titel: Reden an die Deutschen, gedruckt. Möchte sie der edlere Theil der Nation lesen und beherzigen. Iffland führt fort, aus dem Französischen zu übersetzen; wobei er leider auf mehrere schlechte Stücke Picard's gefallen ist. Auf der Bühne hat kein einziges besonderes Glück gemacht, und ein Paar hielten sich nur dadurch, daß Iffland selbst mitspielte. Hr. Kannegiesser kontinuirt den Beaumont und Fletcher zu übersetzen, und es ist der zweite Band bereits erschienen.

Angekündigt sind uns: Beiträge zur Geschichte der Poesie, herausgegeben von Ludwig Tieck, welche in zwanglosen Heften eine Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen enthalten sollen, worein der Herausgeber seine Ansichten und die Resultate seiner neuesten Forschungen, betreffend die gesammte romantische Poesie des Mittelalters, niederlegen wird.

Von der Sammlung altdeutscher Gedichte, welche Büsching und von der Hagen herausgeben, erscheint in diesem Sommer ebenfalls der erste Band.

Auf unserer Bühne haben wir vor Kurzem, zum Besten der Madame Schick, Orpheus und Euridice, große Oper von Gluck, aus dem Französischen übersetzt von Sander, gehört. Alles vereinigte sich, die Darstellung zu schmücken.

Da Reliquien im Schutze der Zauberei so viel Glück gemacht hat, wird eine neue Pantomime, Reliquien Gebeut, einstudirt.

Berichtigungen.

Nr. 39, S. 153, Sp. 1, Z. 16 lese man Monfingen st. Minnesänger.
— — — Z. 18 — Locher st. Lohm.
— — Sp. 2, Z. 12 — memoriam st. materiam.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 40.

Ueber den Bau der Erde in dem Alpengebirge, zwischen zwölf Längen- und zwei bis vier Breiten-Graden, nebst einigen Beobachtungen über die Gebirge und den Bau der Erde überhaupt; mit geognostischen Karten von Joh. Gottfr. Ebel, Dr. der Medizin. 2 Bände, mit dem Horazischen Motto: *Quarrere rationem et dimittere sensum est infirmitas intellectus.* Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. 1808.

Unter diesem Titel hat der durch seine Anleitung die Schweiz zu bereisen schon rühmlichst bekannte Hr. Dr. Ebel ein Werk herausgegeben, das, wie die Vorrede weiter besagt, bestimmt ist, einen allgemeinen Ueberblick über die geognostischen Verhältnisse des ganzen Alpengebirgs, von der Grenze Ungarns an, bis an die Rhone im südlichen Frankreich, zu liefern. Das Verdienst dieser Unternehmung springt bei hinlänglichen Kräften zur Ausführung zu sehr in die Augen, als daß es nöthig sein könnte, darüber mehr Worte zu machen; aber gerade die Wichtigkeit des Zwecks macht es dem Rezensenten, der seine Meinung über das Werk zu sagen aufgefordert wurde, und dem geognostische Untersuchungen von jeher ein Lieblingsgegenstand waren, welchem er eine geraume Zeit mit vielem Eifer nachging, zur Pflicht, genau zu untersuchen, ob und in wie fern derselbe erreicht, und was dabei den eigenen Kräften des Herrn Verfassers, was geliehenen beizumessen sei.

Den Standpunkt zu bezeichnen, aus dem Hr. Ebel beurtheilt zu werden fordern kann, muß hier sogleich der Beschedenheit gedacht werden, mit der er über seine Arbeit sich folgendermaßen erklärt: „Ohne die Ueberzeugung, der erste Versuch, das ausgedehnteste und höchste Alpengebirge Europa's in seinen großen Verhältnissen zu schildern, werde bei aller seiner Unvollkommenheit doch wenigstens den Vortheil bringen, daß alle Lücken und Mängel, welche in den geognostischen Untersuchungen des Alpengebirgs noch statt finden, bemerkbarer werden, und der Eifer anderer Naturforscher dahin, wo bis jetzt die Beobachtung noch wenig eindrang, gelenkt werde, und ohne die Hoffnung, daß Meister in der Wissenschaft dadurch Veranlassung erhalten mögten, die Schätze ihrer tiefern Kenntnisse und ihrer gesammelten kostbaren Beobachtungen und geognostischen Zeichnungen über den Bau des Alpengebirges zu öffnen, wäre vorliegendes Werk nie dem Druck übergeben worden."

Fordert man dem Rezensenten ein allgemeines Urtheil über das ganze Werk ab, so glaubt er mit Recht behaupten zu können, daß die Arbeit so gelungen sei, daß sie nicht bloß den eigentlichen Geologen anziehen, sondern auch jedem sonst Gebildeten lebhaftes Interesse für sich erregen werde, ohne sich, dem letztern zu Gefallen, zu weit von ihrem eigentlichen Zwecke zu entfernen. Es ist darin viel Gutes, besonders über Urgebilde, gesagt; viele zerstreute Erfahrungen sind mit Fleiß gesammelt und wohl geordnet; viele wichtige, schon früher vorgetragene Ansichten darin bestätigt. Im Einzelnen aber kann Rezens. häufig der Meinung des Verfassers nicht beitreten. Er wird ihm deshalb von jetzt an Schritt vor Schritt ins Detail folgen, und in allen seinen Urtheilen, den in dem Motto ausgedruckten Forderungen gemäß, sich nur von der Erfahrung leiten lassen.

S. VII nennt der Verfasser sein Werk einen ersten Versuch eines Ueberblick's über die geognostischen Verhältnisse der Alpen; dieser Ausspruch ist ganz unrichtig. Rezens. hat den Versuch früher in einer in die Isis und die Alpina eingerückten geognostischen Ansicht des Alpengebirgs gemacht, welche, obschon blos als gedrängte Uebersicht, dennoch eine richtige Ansicht und genügende Aufschlüsse, besonders über die Flözgebirge, enthält. Auch wird es schwer zu glauben, der Verfasser habe diese kleine Abhandlung nicht gekannt, da seine Hauptkarte (Nro. 2) mit der dort gelieferten so nahe übereinstimmt, und seine Ausprüche meistens mit dort gethanen gleichlautend sind.

Die Karte Nro. 1 hat bei weitem die Vollständigkeit nicht, die man fordern könnte; als einen auffallenden Beweis dafür führe ich nur an, daß die ganze große Basaltformation zwischen Kölln und Mainz fehlt; und so ist mit ähnlicher Nachlässigkeit Mehreres unberührt geblieben.

Die Karte Nro. 2 ist sehr interessant. Sie ist, mit Ausnahme des südlichen Kalkstein- und Sandgebildes, fast ganz der in der Isis von mir gegebenen gleich, und es scheint sehr für meine

Digitized by Google

schon ausgesprochene Meinung, daß Hr. Ebel nicht ohne Kenntniß meiner Abhandlung an seine Arbeit gegangen sei, das zu zeugen, daß er auf dieser Karte nur zwei durch ihre Formationsepoche verschiedene Kalkgebilde, ganz so, wie ich sie auf meiner Karte bezeichnete, angibt, da er doch im Texte vier annimmt. Die Darstellung der Urkalkformation ist jedoch in einem zu strengen Zusammenhalt gezeichnet; sie mag immerhin eine ziemlich feste Streichungslinie behaupten, als ununterbrochenes Lager existirt sie aber nie.

Karte 3 ist gleichfalls gut, und die erste ihrer Art über diesen Gebirgstheil.

Die Abrisse Nro. 1 und Pl. II haben dagegen wenig oder nichts für sich; statt über hätte der Verfasser dem Leser und der Wissenschaft viel mehr durch Profilzeichnungen einzelner Formationen genützt.

Die erste richtige Bestimmung der Gebirgskette zwischen dem Kanton Bern und dem Walliser Thale gehört nicht Hrn. Akademikus Tralles zu, wie S. XXVI unrichtig gesagt wird, sondern Hr. Obrist Weiß von Straßburg und Hr. Müller von Engelberg nahmen dieselbe, so wie viele andere vorher unbekannte oder unrichtig angegebene Gegenden, zum Behufe der Meierschen Karte auf. Der von Hrn. Ebel gerügte Fehler auf dem vierten Blatte des Meierschen Atlas war durch Irrthum eines Kopisten entstanden, wurde auch nachher verbessert, und existirt nicht mehr auf der allgemeinen Ausgabe dieser Karte. Einige flache Gegenden an den äußersten Grenzen der Schweiz wurden zwar aus den besten fremden Karten ausgehoben, und man vergaß leider, sie als solche anzuzeigen, aber dennoch gründet sich die Meierische Karte auf neunzig verschiedene Längen- und Breitenbestimmungen, die durch Hrn. Weiß bekannt gemacht wurden; auch sind die hohen Alpen mit großer Genauigkeit und für jede Untersuchung hinreichend, ausführlich und deutlich vorgestellt worden.

So viel über die Vorrede.

Im ersten Abschnitte, S. 13, wird behauptet, daß von der Nordseite des Jura an, die Berge immer höher und höher bis zu den Hochalpen anstufen; dem ist aber nicht also. In einer Breite von ohngefähr acht Stunden sind in der ganzen Länge von Genf bis zum Konstanzer See fast alle von derselben Höhe und Abwechselung.

Die Nagelfluh-, Sandstein- und Mergelformationen, von denen Hr. Ebel S. 23 spricht, gehören so wenig unter die aufgeschwemmten Gebirge, als das sogenannte Todte liegende unter dieselben gehört. Auf den Nagelfluhlagen ruhen jüngere sehr mächtige Kalkleinflöze. Sie gehören zu den jüngsten Flözformationen der Schweizergebirge.

Von S. 1 bis 12 gibt übrigens der Verfasser eine geographisch-historische Uebersicht; von S. 12 bis 25 ein allgemeines Bild der Alpen; aber nichts Neues oder Eigenes.

Zweiter Abschnitt; Uralpen.

S. 25 bis 28 sind Ausdehnung und Höhe des Urgebildes; S. 28 bis 47 dessen Thäler, Seen und Pässe beschrieben. Sonderbar klingt es, wenn der Verfasser klagt, daß es sich nicht bestimmt angeben lasse, wie weit der Urfels unter den sich auf ihn stützenden Flözgebilden süd- und nordwärts sich ausdehne, da es doch einleuchtend ist, daß er sich nothwendig so weit ausdehnen muß, als das aufliegende Flöz.

Das S. 36 als eine der interessantesten Eigenthümlichkeiten der Uralpenthäler angeführte stufenartige Uebereinanderstehen derselben ist nicht so wunderbar, als der Verfasser zu glauben scheint; es wird durch die mannigfaltig abwechselnde Festigkeit und Form des Urfelsens bei einem so äußerst steilen Falle der Thäler begründet, und ist nothwendige Folge.

Die S. 43 und 44 vorgetragene Idee des Verfassers, nach welcher die Uralpenthäler in den Vorzeiten nichts als geschlossene Seekessel unzähliger Seen, welche ehedem daselbst einer über dem andern wogten, enthielten, die durch das immer tiefere Nagen der Abflüsse oder durch gewaltsames Zerreissen der Felsen sich in den jetzigen Stand der Thäler verwandelten, kann unmöglich jemals realisirt gewesen sein.

In der Abhandlung über die Mannigfaltigkeit der Urfelsarten, war es dem Rezens. äußerst interessant, Urfandstein, d. i. Sandstein und Bruchstücke von Felsen als stehende Urschichten angeführt zu finden. Ihm ist bei seinen vielen geognostischen Untersuchungen ein Urfandstein so wenig als Urgrauwacke (nach des Verfassers Bestimmung) jemals vorgekommen, und er kann sich eines leisen Zweifels an der Wirklichkeit derselben nicht erwehren.

Das nesterförmige Vorkommen aller verschiedenen Urfelsarten, und die dennoch Statt habende vollkommene Regelmäßigkeit im Streichen und Fallen der Schichten ist sehr gut und mit vielen Beobachtungen belegt, unwidersprechlich dargethan.

Merkwürdig ist die Beobachtung, daß alle diese Urfelsarten (seien sie Granit, Gneis, Urkalkstein, Urgyps u. dgl.) in Lager geschichtet vorkommen, welche so sehr in ihrer Mächtigkeit verschieden sind, daß sie von der Dicke einiger Zolle, bis zu der von sechszig und mehrern Schuhen angetroffen werden; daß diese Schichten alle beinahe senkrecht neben einander stehen, parallel laufen und von W. S. W. nach O. N. O. eine unveränderliche Streichungslinie behaupten, welches Rezens. in seiner oben berührten Abhandlung ebenfalls bestimmt angegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 41. — den 21 Mai 1808.

Nachricht von den neulich in der Provinz Connecticut in Nordamerika niedergefallenen Himmelsſteinen, oder Aeroliten.

Der neueſte zur öffentlichen Kenntniß gelangte Steinregen ereignete ſich am 14 Dez. vorigen Jahrs in der nordamerikaniſchen Provinz Connecticut. Eine umſtändliche Beſchreibung dieſes merkwürdigen Meteors erſchien in einem amerikaniſchen Journal the Connecticut Herald; Hr. M. A. Pictet theilte dieſelbe, ſo wie ſpäter geſammelte Notizen, dem Nationalinſtitut zu Paris mit, wo ſie in den Sitzungen des verfloſſenen Monats April mit lebhaftem Intereſſe aufgenommen wurden.

Auch vielen unſerer Leſer wird das Weſentlichſte aus jenen geſammelten Nachrichten über eine Erſcheinung willkommen ſein, die ſo mannigfach in Deutſchland beſtritten, vertheidigt und erklärt wurde, und am Ende nur die Wahrheit der Naturlehre feſter beurkundet, daß die Atmoſphäre, welche den Erdball umhüllet, die vorzüglichſte Werkſtatt und das Magazin ſei, aus welchem die Natur den Stoff zu ihren meiſten Schöpfungen entlehnt, ſo wie ſie daſſelbe immer wieder in gleichem Verhältniſſe mit Dekompoſitionen ihrer ältern Werke füllt.

Montags 14 Dez. (1807), gegen ſechs Uhr Morgens, war zu Weſton, einer Stadt in Connecticut, der Himmel nur von einzelnen Wolkenpartien, die zerſtreut, bald dunkler, bald durchſichtiger waren, angeſprengt. Der Tag wollte grauen, der Mond untergehn. Der Richter Wheeler zu Weſton, welcher bei ſeinem Hauſe herumging, ward plötzlich von einem ſtarken Glanze geblendet. Er ſah eine feurige Kugel hinter den Wolken durchſchweben, und dieſelben durchglänzen; der glühende Ballen hatte einen ſo beſtimmten Umriß, wie etwa die Sonne im Nebel; im ſcheinbaren Durchmeſſer ohngefähr die Größe vom halben oder Zweidrittel-durchmeſſer des Vollmondes; erhob ſich von Norden her und ſenkte ſich gegen Weſten. Sein Flug war langſamer, wie der Flug gewöhnlicher Lufterſcheinungen und Sternſchnuppen. Sein Glanz war nicht ſo blendend wie der Blitz, aber immer lebhaft genug.

Da, wo ihn die Gewölke nicht zu ſehr verdunkelten, ſchien ein bleichglänzender, wallenförmiger, konſich geformter Schweif, zehn- bis zwölfmal ſo lang, als der Durchmeſſer des Feuerballs, dieſem zu folgen. Stand der Kern des Meteors eben gegen den heitern Himmel, ſo bemerkte man rings um die Oberfläche ein ziemlich lebhaftes Funkeln, wie wenn man einen Feuerbrand gegen den Wind trägt. Die Erſcheinung verſchwand ohngefähr in einer ſcheinbaren Entfernung von fünfzehn Grad vom Zenith, faſt eben ſo weit vom Meridian auf der Weſtſeite. Es loſch ziemlich ſchnell aus, etwa wie ſich eine glühende Kugel im Finſtern verdunkelt.

Während dieſes Schauſpiels, welches ohngefähr dreißig Sekunden dauerte, ſpürte man keinen fremdartigen Geruch, ſah man keine leuchtende Theile davon abſpringen. Ohngefähr dreißig bis vierzig Sekunden nach dem Erlöſchen hörte man drei ſehr heftige Schläge, wie von einer nicht weit entfernt abgeſchoſſenen vierpfündigen Kanone. Dann rauſchte ein raſſelnder Schall nach, wie Kleingewehrfeuer, oder wie von einem Wagen, der über einen ſteinigen Weg rollt. Dies Geräuſch dauerte beinah eben ſo lange als das Meteor ſelbſt, und hörte mit ihm auf.

Ein anderer Beobachter, Hr. Elihu Staples, bemerkte in den Momenten des Verſchwindens, daß dieſem drei nacheinander folgende Seitenſprünge des Feuerballes vorangingen, nach deren jedem er ſchwächer leuchtete, bis er erloſch.

In einer Linie, die wenig von der Richtung der Feuerkugel während ihres Fluges abwich, fand man an ſechs verſchiedenen

Digitized by Google

Orten, immer sechs bis zehn englische Meilen von einander entfernt, niedergefallene kleinige Massen. Es scheint also, die Steine sind successiv aus der Luft niedergefallen. Drei Hauptpunkte des Steinregens bemerkt man vorzüglich, die mit den drei verschieden gehörten Schlägen oder Seitensprüngen in Verbindung gestanden zu sein scheinen. Immer vernahm man an diesen Orten unmittelbar nach der Explosion eine Art dumpfen Zischens in der Luft, das einige mit dem Pfeifen eines Orkans, andere mit dem einer abgeschossenen grossen Kugel vergleichen. Jeder, der es hörte, war erschrocken, und fürchtete irgend eine Katastrophe. Ueberall und unmittelbar nach diesen letztern Phänomen vernahm man ein plötzliches Geräusch, wie ein heftig niederfallender schwerer Körper hervordringt.

Der nördlichste Steinfall war im Distrikt Huntingdon, vierzig bis fünfzig Ruthen von der Landstraße von Bridgeport nach Newton, auf einem Querweg, der zum Hause des Hrn. Mervin Burr führt. Hr. Burr stand eben vor seinem Hause, als der Stein aus der Luft gegen einen Granitfels, fünfzig Schuh von ihm entfernt, niederfiel. Der Himmelsstein war durch den Fall ganz zerschlagen; die größten Stücke hatten noch die Größe eines Gänseeies. Die ganze niedergefallene Masse mogte etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund schwer sein. Die Trümmer, als er sie aufhob, waren noch heiß. Der Granit hatte auf der Stelle, wo der Stein angeprallt war, eine sehr dunkle Bleifarbe.

Die bei der zweiten Explosion gefallene Steinmasse geschah ohngefähr fünf Meilen südlicher, zu Weston, ohnweit dem Hause des Hrn. Prince, der mit seiner Familie noch im Bette lag, und den schwer erschütternden Fall vernahm. Man entdeckte freilich nachher ein schuhbreites Loch im Rasen, wie man's etwa bedarf, um einen Pfahl zu setzen, ohne aber weiter daraus etwas zu folgern, weil man an nichts weniger dachte, als an vom Himmel gefallene Steine. Erst da die Leute hier hörten, daß in mehrern Gegenden der Nachbarschaft Steine an diesem Tage aus der Luft gefallen seien, ward das Loch untersucht. Zwei Schuh tief unter der darüber zusammengesunkenen leichten Erde fand man einen obgefähr dreißig bis fünfunddreißig Pfund schweren Stein ganz unverletzt. Man schlug ihn leider in Stücken. Die Trümmer wurden um viel Geld verkauft. Das größte Stück davon wog noch ohngefähr zwölf Pfund.

Man fand noch an vier verschiedenen Orten in der Nachbarschaft ähnliche Steine, die alle von der zweiten Explosion herzusammen scheinen. Aber die Masse der dritten Explosion fiel in ein Feld des Hrn. Elijah Seeley dreißig Ruthen von seinem Hause nieder, und wühlte den Boden weit auf, so daß davon ein Graben fünf Schuh lang, vier und einen halben breit, mit weit umher geschleuderten Rasenstücken entstanden war. Herr Seeley hatte nach dem dritten Knall einen hellen Lichtschweif in gebogener Linie über seinen Baumgarten hinfahren und wie in den Boden dringen sehen; auch empfand er die Erschütterung wie vom Sturz eines schweren Körpers.

Diese Steinmasse lag drei Schuh tief im Erdboden, war nun aber ganz zerbrochen. Die ansehnlichsten Trümmer waren faustgroß. Viele Menschen liefen herbei; jeder nahm davon. Aus der Menge zu schließen, muß die Masse wohl 200 Pfund schwer gewesen sein. Man konnte die Stücke, besonders wenn sie eine Zeit lang in der feuchten Erde gelegen waren, mit den Fingern zerreiben; aber an der Luft erhärteten sie allmählig.

Alle diese an verschiedenen Orten gefundenen Himmelssteine waren einander vollkommen ähnlich. Man sah's, sie hatten zu einer und derselben Masse gehört. Ihre Form war ungleich, wie es bei dem heftigen Niederschmettern wohl werden mußte. Die Fragmente sind oft von Theilen der irregulären Oberfläche begrenzt, die die ganze meteorische Masse umgab, eine schwarze, glanzlose, dünne Rinde zeigt, rauh im Anfühlen wie präparirte Seehundshaut, hin und wieder mit Höhlungen, wie vom Finger eingedrückt; unterm Stahl Funken gebend. Die spezifische Schwere des Steins verhält sich zu der des Wassers wie 3,6 zu 10. Seine Farbe ist aschgrau oder vielmehr bleifarben, mit eingesprengten Theilen, von der Größe eines Nadelkopfs bis zu zwei Zoll Diameter erkennbar, und weißlich wie Feldspath im Porphyre vert antique.

Man findet in diesen Steinen vier Substanzen von verschiedener Natur: 1) eingesprengte, runde oder sphärische, zuweilen auch oblonge, irregulare Körnchen, meistens sehr klein, schwärzlich, gegen den Magnet unempfindlich, unter dem Hammer zerspringend; man kann sie mit einer Eisenspitze vom Stein trennen, in dem sie eine Höhle zurücklassen; 2) Nester von gelben, ohne Loupe sichtbaren Punkten; 3) weißlich glänzende, durch die ganze Masse zerstreute, metallische Punkte, allem Anschein nach hammerbares mit Nickel gemengtes Eisen; 4) eine bleifarbene Materie, welche die Hauptmasse des Steins ausmacht, und alle obige Theile in sich hält.

Sieht man den angefeuchteten Stein der Luft aus, bekommt er röthliche Flecken, die offenbar Eisenrost sind. In der chemischen Analyse entdeckt der Stein Kieselerde und Eisen viel, Magnesia in geringerer Quantität, Nickel in noch geringerer, und Schwefel äußerst wenig. Folglich ist dieser Meteorit denen, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Weltgegenden fielen, im Aeußern wie in seiner Zusammensetzung fast gleich; alle haben einen gemeinschaftlichen Karakter, nur in den Proportionen der Bestandtheile öfters abweichend, wie man aus folgender Tabelle ersieht.

	Benares in Hindostan. 1798.	Wolverhampton in England. 1795.	Siena in Toskana. 1794.	Böhmen.	Aleppo.	Salces in Frankreich. 1758.	Enisheim im Elsaß. 1492.	Portugal in Europa. 1790.	L'Aigle in Frankr. 1803.	Alais in Frankr. 1806.	Verona.	Weston. 1807
Siler . . .	48	50	46, 66	45, 45	10	46	—	—	—	20, 5	—	Sehr viel.
Magnesia . .	18	24, 66	22, 50	17, 27	32, 5	15	—	—	—	9	—	Weniger als Siler und Eisen.
Schwefel . .	—	—	—	1	—	—	Mit geringer Verschiedenheit die gleichen Verhältnisse, wie bei den vorhergehenden.			4	—	Sehr wenig.
Kohle . . .	—	—	—	—	—	—				2	—	
Reines Eisen	—	—	—	—	18	—				—	—	
Oxid. Eisen	34	32	34, 64	42, 72	25, 40	38				40	—	Sehr häufig.
Reiner Nickel	—	—	—	—	13, 10	—	—	—	—	—	—	
Oxid. Nickel	2, 50	1, 33	2	2, 72	—	2	—	—	—	15	—	In gering Quant.
Oxid. Braunstein	—	—	—	—	—	—	1	1	1	2	—	
Oxid. Chromium	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	
Wasser . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17	—	

Digitized by Google

Buchhandel der Leipziger Ostermesse 1808.

Der seit einem Jahre gedämmte Strom der Literatur rauscht in Deutschland wieder unaufhaltsam in ehmaliger Kraft. Es konnte nicht fehlen, er mußte beim Wiederausbruche eine Menge Schlamms mit sich fortwühlen; dieser aber wird sich niederschlagen und die reine Flut, aus welchem Wissenschaft und Kunst schöpfen dürfen, künftigen Geschlechtern entgegenrinnen, wenn gleich nur in Gestalt eines schwachen Bächleins. Der Messkatalog der Ostermesse 1808, nur von Werken, welche herausgekommen sind, (von vielen freilich zeigten die industriösen Buchhändler nur erst zerliche Titel und einzelne Bogen) ist 261 Seiten stark, oder enthält das Verzeichniß von beinahe 3000 neuen Schriften, die der lesebedürftigen deutschen Welt von dreihundert und dreiundvierzig Buchhandlungen feil geboten werden.

Von diesen zahlreichen Handlungen tritt die Vollmer'sche zu Hamburg diesmal allein mit einer Liste von siebenundachtzig frischen und aufgefrischten Artikeln auf, wozu ein einziger Autor (Dr. Albrecht), mit geschäftiger Feder, beinahe ein Dutzend Bande und Bändchen, meistens Hulfsbücher und Rathgeber, lieferte. Selbst Cotta in Tubingen, gegen dessen Gold die deutschen Musen nicht unempfindlich sind, stand wenigstens in Rucksicht der Quantität der zur Messe geforderten Fabrikate der Pressen, dem rüstigen Hamburger nach; blieb ihm aber doch der nächste. Dann erschienen Treuttel und Würz, auch Thurneisen Sohn, beide zu Paris, die Sommer'sche Buchhandlung, Hinrichs, Gräff, Fleischer der jungere, Breitkopf und Härtel, Barth und Rühnel, alle in Leipzig, Enrich in Linz, die Industrie-Comptoirs in Weimar und Amsterdam, Arnold in Dresden, am reichlichsten ausgestattet.

Noch immer ists das Unglück Preussens und Deutschlands in den letzten Kriegen, welches von den Schriftstellern des Tages am häufigsten besprochen wird. Wir finden beinahe sechzig neue Werke, welche diesen Gegenstand behandeln, und die öftern Auflagen einzelner ausgezeichneter beweisen, mit welcher Begierde das Publikum Schriften dieser Art verschlingt. Aber auch nach einem Jahrhundert noch wird dieser traurige Gegenstand sein Interesse nicht verloren haben, wenn er gleich nicht mehr soviel gewebte und ungewebte Federn beschäftigt. Kein Wunder, wenn Dr. Gall mit seinen Schädeln schon so ganz vergessen ist, daß kaum noch ein Paar Stimmen sich über ihn erheben mogten, mehr um ihn zu verspotten, als zu bewundern. Selbst Pestalozzi's Methode ist aus dem Modegeschrei gekommen. Sie geht aus dem öffentlichen Gespräch in die Wirklichkeit über; Schulbücher, Lehrer und Schulen eignen sich in der Stille nun die einfachen Jahrbeiten an, welche der edle Schweizer ausfrach. Ob seines Landmanns Fellenberg Reform der Landwirthschaft in der literarischen Modewelt ähnliche Epoche machen werde, steht dahin. Nachdem unzählige Journale dazu den Ton angaben, trat Fellenberg in dieser Messe selbst mit dem ersten Hefte seiner landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl ins grose Publikum hinaus. Wenige Schriftsteller bauen Landgüter, und wenige Güterbesitzer mogen schriftstellern; man hat daher kaum über die Fellenbergische Landwirthschaft grosses Geschrei zu fürchten.

Politik allein reizt jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit der leselustigen deutschen Welt an sich, und aus sehr begreiflichen Gründen. Für jede Volksklasse wird darüber geschrieben; ungerechnet die Legion der gemeinen Zeitungen, sind alle Journale damit überfüllt. Das Gesetzbuch Napoleons, in mehrern Uebersetzungen von mehrern Buchhandlungen zur Messe gefuhrt, gibt den Juristen auf lange Zeit hin Stoff zu weitläufigen Diskussionen; der Sturz der erblichen Vorrechte des Adels beschäftigt die theoretischen Staatskünstler, von denen diesmal beinahe ein halbes Dutzend darüber in grösern und kleinern Bänden laut wurden; die Eroberung Ostindiens durch französische Feldherrn wird ein neues Steckenpferd politischer Kannengiesser; in zwei verschiedenen Werken wird über den Zug der verbündeten Europäer und Asiaten nach Indien, deren Marschrouten und Maasregeln, schon ernstlich Kriegsrath gehalten.

Einer der feuchtbarsten militärisch-politischen Schriftsteller ist unstreitig Hr. Rulins v. Voß; dies bekundet er durch funf neue politisch-militärische Schriften, mit welchen er die Messe bereicherte, ohne darum Zeit verloren zu haben, nebenbei noch drei Romane und viet Lustspiele zu geben.

Nächst den Staats- und Kriegskünstlern zeichneten sich diesmal die Kochkünstler durch Industrie aus. Zur Erquickung der Gaumseligen und Leckermäuler erschienen in der einzigen Messe sieben wohlgefüllte Kochbücher mit einemmal, unter welchen aber Biards kaiserlicher Koch wahrscheinlich den Ehrenzang behaupten wird. Denn die französische Küche, mochten ihrer einst die derben Britten bei ihrem Pudding noch so bitter spotten, hat wieder den alten Glanz eingenommen, den sie unter den verschwenderischen Bourboniden einst besaß. Aber solche Schätze, wie in dem letzten Jahrzehend, sind auch seit Jahrhunderten nicht in das mächtige Frankreich zusammengeströmt. Und da, wo mehr als ein Lukullus auf seiner Siegesbeute im Schatten der Lorbeeren ruht, mag auch mehr als ein Apicius gedeihen, omnium nepotum altissimus gurges.

Die schöne Literatur hat keine hervorragenden Erzeugnisse gegeben. Ein Archiv der Musen warmt uns „zu früh vergessene“ Gedichte aus alten Musenalmanachen auf; die Herrn Kind und Kuhn, welche unter Deutschlands Dichtern noch eine junge, noch keine glänzende Rolle spielten, bescheiden uns schon mit Sammlungen ihrer Gedichte, die jedoch immer niedliche Blumensträuße sind, und Louise Brachmann fugt die Sammlung der übrigen hinzu, und darf hoffen, daß ihre holde Gabe nicht mißfallen werde. Auch eine Sammlung der Gedichte des für den Ruhm deutscher Literatur zu früh verlorenen Sonnenberg ist erschienen. Sie sind es werth, bei aller ihrer Unvollkommenheit, gelesen zu werden; mitten aus der Wildniß üppiger Auswüchse straten uns einzelne Blüthen des Genies entgegen, die da zeugen, wieviel wir an dem edeln Jüngling verloren. Oehlenschlager, dessen Aladdin die Presse verlassen hat, gibt dagegen frohliche Hoffnungen, er werde sich, stark genug gegen den Unbestand literarischer Moden, über das Gemeine mit kräftiger Eigenthümlichkeit hinwegschwingen. Auch Baggesens begonnene Dichterwanderungen werden freundliche Aufnahme finden.

Die romantisch-christliche Poesie, oder „poetische Poesie“ hat vom Verfasser des Lacrimas vermuthlich ein wunderbar herrliches Geschenk an den romantischen Wäldern erhalten. Wir gonnen es den Freunden dieser Manier von Herzen, sich „mit stillem Glauben darin zu ergehn“; wenige gesunde Köpfe werden Neigung haben, ihnen in dies heilige Heldunkel zu folgen; lieber blasen sie noch mit Achim von Arnim und Brentano auf des Knaben Wunderhorn einen zweiten Band altdeut-

Digitized by Google

scher, wenn gleich oft salbungsloser, Lieder ab. Eben so hat ein „Isidorus Orientalis“ mit einem ächt poetischen Roman Guido die romantisch-christlich-poetische Schule bereichert, reich an schönen Worten und wunderlichem Reimgeklingel, übrigens armselig an Sinn und Geist.

Des Ritter- Räuber- Banditen- Gesindels u. s. w. ist, den Göttern sei Dank, diesmal weniger geworden. Die Romanendichter schwanken mit Unbedeutlichkeit zwischen allerlei Manieren und Gegenständen, und erwarten sehnsuchtsvoll, daß irgend ein Genie ihnen neue Bahn breche. Die meisten fangen vor der Hand an, in August Lafontaine's Fußtapfen zu treten, der uns mit zwei Bräuten ausstattet, und drei neue Theile der Gemälde des menschlichen Herzens gibt; oder sie werfen sich ins Fach der komischen Erzählung, so weinerlich auch mancher armen Seele beim Schreiben zu Muthe gewesen sein mag.

Kotzebue's Leontine, worin der gute Kotzebue sein Herz über die Trüglichkeit des Welturtheils und über das Verkanntsein ausschüttet, Jean Pauls Reise des Feldpredigers Schmelzle (worin Jean Paul wieder ganz — Jean Paul ist), Kuhns Juliane, des Grafen Benzel-Sternau feinerner Gast, und einige wenige andere, treten als willkommene Erscheinungen aus dem großen Haufen hervor. Doktor Feßler fährt fort, durch den „Wanderer nach Montserrat“ für sein Publikum, so wie C. G. Cramer durch den „Glückspilz“ für das seinige zu sorgen. Unter den 130 — 140 Romanen der Messe befindet sich dann auch ein guter Theil Uebersetzungen von Romanen der Frauen von Genlis und Stael (deren Corinna zweimal übersetzt erschien; die Schlegelsche hat entschieden den Vorzug), Marmontels, Pigault-Lebruns, u. a. m.

Ueberhaupt ist das Fach der Uebersetzungen in dieser Messe vorzüglich reich geworden. Welcher Freund der klassischen Vorwelt wird Wielands treffliche Verdeutschung von Cicero's sämmtlichen Briefen nicht in seiner Bibliothek besitzen wollen? Wieland gab sie uns in zwei Bänden. Er, der als Jüngling unter den Heiligthümern des Alterthums erstarkte, dann als Mann den Namen seines Vaterlandes verherrlichte, kehrt als Greis zur Wiege seines Genies heim, sich selbst verjüngend. Gries vollendete seinen Ariost, von dem er den vierten Band lieferte. Ed. Schaul versuchte, uns Tasso's Aminta, und v. Haupt (nur allzufrei und willkührlich) Tasso's Nächte zu geben. Um die Palme für Ossians beste Verdeutschung rangen drei Nebenbuhler, Ahlwardt, Schubart und Jung. So fanden Aeschylos und Cäsar, Filangieri u. a. ihre Uebersetzer, auch — Schillers Glocke (la cloche, poème traduit de l'allemand de M. Schiller) fand in französischer Sprache den ihrigen. Aber, o Himmel, welch einen! Einen Uebersetzer, nicht für französische Literatoren, sondern vermuthlich für sehr prosaische französische Glockengießer, denen zu Ehren und Liebe der ganze technische Glocken-Apparat in Kupfer beigefügt ist. So lange unsere Wieland, Schiller, Göthe, Bürger, Voß u. s. w. noch solche Uebersetzer finden, bleibt der Schatz deutscher Poesie dem Auslande verrammelt.

Die dramatische Literatur ist von Jahr zu Jahr dürftiger. Sogar Iffland begnügt sich, nur oft höchst mittelmäßige Stücke zu verdeutschen, und Kotzebue neue Auflagen zu besorgen. Nirgends etwas durch hohe Vollendung oder Originalität Hervorstechendes.

In den verschiedenen Gebieten des Wissenschaftlichen ist ein emsiges Streben zum Hohern wahrzunehmen; der Reichthum der neuesten Literatur an Werken belehrenden Gehalts deutet auf den beharrlichen Sinn der Deutschen hin, den alten Ruhm ihrer Kultur aufrecht zu halten, und mit den gebildetsten Nationen des Weltheils gleichen Schritt zu nehmen. Deutschland weint, und mit Recht, über seine Unfälle in den letzten Tagen — sie waren nicht der Nation Schuld. Quidquid delirant reges plectuntur Achivi. Wer kennt nicht das alte Weidspröchlein aus seinem Horaz? — Aber durch höhere und allgemeinere Kultur wird es sich einst aus der Tiefe des Falles wieder erhöhen. Hier wäre weder Raum genug die Namen der wackern Männer alle zu nennen, welche zur Beförderung der Wissenschaft die unermüdete Hand geboten, noch wär' es Möglichkeit schon jetzt die vorzüglichsten Arbeiten Aller, auch nur im Allgemeinen, würdigen zu können. Nur auf einige hervorstechende Werke erlauben wir uns hinzudeuten, die für die Wissenschaft entschieden werthvoll sind, wie Edels vortreffliches Buch über den Bau der Erde in dem Alpengebirge, wie Ritters Siderismus oder neue Beiträge zum Galvanismus, oder Rud. Meiers systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre, wovon nun die drei ersten Bände erschienen sind, der Bibliothek jedes Naturforschers unentbehrlich, und in seiner Vollendung einst eine ganze Bibliothek entbehrlich machend.

Die Journalistik ist auch in diesem Jahre nicht minder vielzweigig, bunt und stark, als je in einem der vorhergehenden. Deutschland hat seine anderthalbhundert Zeitschriften (gewöhnliche politische Tageblätter durchaus nicht gerechnet), und, wie es scheint, auch für alle — ihre Leser. Die Veteranen unter den Journalen Deutschlands, Wielands Merkur, Archenholz's Minerva, Beckers allgemeiner Anzeiger, die Berlinische Monatsschrift, erhalten sich noch im alten, angestammten Werthe; mögen sie uns noch lange bleiben! Unter den jüngsten ihrer Brüder werden manche freilich nur mühsam das Leben erringen, bis sie mit Ehren in Gesellschaft anderer begeisterten Wesen im winterlichen Dezember obsiegen. Auch Kotzebue, welcher seine reiche Hand dem Freimüthigen noch nicht entzogen hat, läßt wieder als Omartalschrift eine eigene Biene ausfliegen. Welchen Honig sie sammelt, wissen wir noch nicht; doch ganz Gemeines dürfen wir von einem Schriftsteller seines Taktes nicht fürchten. Die Staaten des rheinischen Bundes haben, nur für ihr Territorium berechnet, vier eigene neue Journale bekommen. — Fast alle Wissenschaften haben unter den periodischen Schriften ihre Archive (es werden deren fünfzehn gezählt), Museen (3), Gallerien (3), Magazine (17), Bibliotheken (3), Annalen (5), Jahrbücher (3), Anzeiger (5). Journale für u. s. w. (11); nur die edeln Kochkünstler sind zu mäßiglicher Verwunderung, so wie die große Schaar deutscher Gaumseligen, ohne Zeitung und Journal geblieben, während Paris für die französische Zunge doppelt sorgt. Worin lag wohl der Grund dieser Vernachlässigung bei unsern schreiblustigen Landsleuten, wo sonst sogar Journale für Affazien, Bierbrauer und Branteweinbrenner Verfasser und Leser fanden?

Doch genug für ein Etwas. Ueber den Gang der Ostermesse künftig ein Weiteres.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 42. — den 25 Mai 1808.

Miszellen aus Berlin.

Anfangs Mai 1808.

Es ist nun wohl ausgemacht, daß auch der Frühling das Schicksal des preussischen Staats unentschieden läßt. Allem Anschein nach dürften die Franzosen dieselben zum wenigsten nicht für diesen Sommer räumen, da die verschiedenen Korps in Schlesien, Pommern und den Marken drei Lager beziehen sollen. Mehrere Wochen dauerten die Diskussionen zwischen dem französischen Gouvernement und den Kammern und Ständen in Berlin über die Errichtung des Lagers fürs Victor'sche Korps. Kammern und Stände protestirten, daß die Bedürfnisse hierzu unmöglich in so kurzer Frist herbeigeschafft werden könnten, und das französische Gouvernement stützte sich auf den erhaltenen Befehl des Kaisers. Jetzt soll es endlich entschieden sein, daß das Korps des Marschalls Victor zwischen Spandau und Charlottenburg ein Lager beziehen wird. Die Kosten möchten sich auf 800,000 Thaler belaufen.

Auf diese Art war nun auf einmal die Hoffnung verschwunden, die Last des Krieges erleichtert und die alte Ordnung wiederhergestellt zu finden, der man zuversichtlich entgegen zu blicken wähnte, da mehrere Kavallerie schon vor einigen Wochen durch Berlin ihren Weg nach jenseits der Elbe antrat. Auf solche Art läßt sich wohl denken, daß die Aussicht zu bessern Zeiten keineswegs vorhanden ist, und die Hoffnung, daß der Weltgeist, oder derjenige, der ihn jetzt zu leiten scheint, ein kräftiges Mittel das allgemeine Uebel des Kontinents mit einem Schlage zu enden aufzubieten trachtet, einzig und allein das Gemüth des unbefangenen preussischen Patrioten aufzurichten vermag.

Hierzu vereinigt sich noch die fortdauernde Gegenwart des Ministers v. Stein in Berlin, und die noch nicht erfolgte Rückkehr des Prinzen Wilhelm von Preussen, dem Napoleon bei seiner Abreise nach Spanien den Aufenthalt zu Paris bis zu seiner Rückkehr empfohlen haben soll. Zwei Umstände, welche noch die Aussicht geben, daß irgend ein glücklicher Umstand dem Schicksal des preussischen Staates eine günstige Wendung schaffen dürfte.

Mehrere Abänderungen sind in der Administration vor sich gegangen. Die preussischen Bergwerke hat das französische Gouvernement an das Schickler'sche Handlungshaus verpachtet, und die Münze, welche bisher vorzüglich zum Schlagen der Scheidemünze in Beschäftigung war, ist völlig ausser Thätigkeit gesetzt worden.

Zu letzterm Schritte hat vorzüglich der ungeheure Fall der Münze Veranlassung gegeben, die in den letzten Tagen des Aprils 67 Prozent verlor. Alle Kaufleute und ein grosser Theil der Handwerker machen ihre Preise in Courant, und es ist beinahe keine Münze an den Mann zu bringen.

Diese Verwirrung in dem Numeräir hat hier schon zu mehrerm Hader Veranlassung gegeben. Vorzüglich hat das Volk bei den Bäckern grosse Auflaufe erregt, welche durch Polizei, Bürgergarden, Gendarmerie und anhaltendes Patrouilliren nicht gestillt werden konnten. Die Bäcker hatten nämlich solche grosse Vorräthe nicht backen wollen, wie gewöhnlich, da sie in Münze alles verkaufen und desfalls grossen Verlust erleiden mußten. Es war daher Mangel an Brod, und dies gab Veranlassung zu stürmischen Szenen.

Selbst die Schauspiel-Direktion hatte es sich vor Kurzem vom französischen Gouvernement bewirkt, daß kein franzö-

Digitized by Google

fischer Offizier und Beamte, wie es bisher der Fall gewesen war, das Recht haben soll, seine Entree in Scheidemünze, sondern wie der hiesige Einwohner in Courant zu bezahlen. Es ist zu dem Ende an allen Ecken der Stadt hierüber vom Kommandanten ein Tagesbefehl affichirt worden.

Um allen Diskussionen über die Münze und aller Wucherei mit derselben vorzubeugen, ist endlich vor einigen Tagen von der Comité, unter Autorität des französischen Gouvernements, der Befehl erschienen, daß die Münze mit 50 Prozent Verlust nach ihrem innern Werthe angenommen werden soll, so daß der Groschen acht Pfennige Courant gilt, wofür er auch bei den Kassen des Gouvernements angenommen werden wird. Dieser Befehl hat natürlich verschiedene Bewegungen erregt; indeß er wird diese Angelegenheit doch bald ins Geleise bringen, wenn der gemeine Mann sich daran gewöhnt haben wird.

In Hinsicht der Treforscheine, welche jetzt schon sechzig Prozent verlieren, ist hier auch mancherlei Bewegung gewesen. Die Rechtstribunale wollten neuerdings, auf Veranlassung des Ministers von Stein, das Edikt, das der König von Preußen vor einiger Zeit in dieser Hinsicht erließ, daß sie nach dem Cours bloß in Zahlung genommen werden sollen, sanktioniren und öffentlich proklamiren. Indeß das französische Gouvernement bestand darauf, daß diese Verfügung des Königs auf die Provinzen, die noch in jenes Besitz wären, keine Aenderung hervorbringen konnte und die Treforscheine in ihrem vollen Werthe angenommen werden mußten. Es ist darüber nichts öffentlich verhandelt worden; doch soll das französische Gouvernement mit den Gerichten darin einverstanden sein, daß, im Fall der Schuldner dem Glaubiger ein Kapital kündigt, in baarem klingendem Courant gezahlt werden muß; wenn der Glaubiger aber dem Schuldner das Kapital kündigt, solcher es in Treforscheinen nehmen müsse.

Dies wäre auch die billigste Klausel, um zu verhüten, daß die Schuldner nicht zu sehr gedrückt, und die Glaubiger nicht der Bevortheilung der Schuldner ausgesetzt seien, welche jetzt sehr häufig Treforscheine, die an 65 Prozent verlieren, einwechseln, und damit ihre Schulden zu bezahlen denken. Dies gab zu vielen Prozessen Veranlassung.

Diese Chikane kann indeß nur bei Verbindungen eintreten, die sich vor Einsehung der Treforscheine berschreiben. Seitdem Treforscheine existiren, haben sich die mehrsten Kapitalisten darin vorgesehen, daß sie sich von ihren Schuldnern klingendes preußisches Courant, mit der Klausel: in Thalern, Drittel-Sechstel- und Zwölftel-Stücken, verschreiben lassen.

Der Stand der preussischen Staatspapiere verdient jetzt die herzlichste Theilnahme. Alle Gattungen von Papieren sind mit einem Disconto von fünfzig und sechzig Prozent zu haben. Die eigentliche Ursache des Fallens derselben ist wohl, daß die Spekulanten sich zu sehr damit versehen haben, weil sie glaubten, daß die königlichen Kassen bald zurückkommen würden. Nun da diese Aussicht verschwindet, sind diejenigen, welche darin über ihr Vermögen Kapitalien angelegt haben, gezwungen, dieselben loszuschlagen, um ihre Engagements zu erfüllen.

Eine sonderbare Beutelschneiderei fand hier mit den preussischen Staatspapieren Statt. Es fand sich ein hier bekannter Mann, der sie für den vollen Werth kaufte, darauf zwei Drittel des Courses bezahlte, und den Uebertrag in mehrern Terminen nach und nach zu zahlen sich schriftlich verpflichtete. Eine Menge von Staatspapier-Inhabern eilte zu ihm hin, und verkaufte sie ihm. Auf diese Art mochte er wohl einige 100,000 Thaler zusammen bekommen haben. Da er aber sein Versprechen nicht erfüllen konnte, sahen sich seine Glaubiger getäuscht, und mehrere derselben machten davon Anzeige bei Gericht. Die Prellerei sprang in die Augen; der Spekulant ward fest genommen, und dürfte wohl ein übles Schicksal zu erwarten haben.

Seit Kurzem sind mehrere Tausende polnischer Rekruten hier durch nach dem Magdeburgischen abgeführt worden.

Der Tod des Generals von Kleist, ehmaligen Gouverneurs von Magdeburg, ist Ihnen schon aus öffentlichen Blättern bekannt. Er überraschte ihn, als er seinen Weg von hier nach Königsberg antreten wollte, um vor einem Kriegsgericht über sein Verfahren sich zu verantworten. Der arme Greis hat hier ein bitteres Schicksal erlebt. Keiner seiner Verwandten wollte ihm eine Stätte bei sich einräumen, von mehrern Gastwirthen ward er zurückgewiesen, und während seines hiesigen Aufenthalts vergrub ihn der Kummer über die Behandlung, die ihm wiederfuhr, in sein Zimmer. Dieser mag auch an seinem Tode Schuld sein, der uns nun für immer einer authentischen Auskunft über das Schicksal Magdeburgs entziehen dürfte. (?)

An literarischen Produkten herrscht eben jetzt keine große Fruchtbarkeit. Ein Schriftchen ist erschienen unter dem Titel: Ueber Preussens Verwaltung seiner ehemaligen polnischen Provinzen. Ein Versuch zur Darstellung der Gründe, die ihren Abfall vom Mutterlande veranlaßten. Es verdient einige Aufmerksamkeit wegen des guten Styls und der Erfahrung, welche sein Verfasser in Hinsicht des Benehmens der preußischen Regierung in den südpreußischen Provinzen zu machen Gelegenheit hatte. Indeß ist wohl schwerlich dem Verfasser beizustimmen, daß diese Provinzen bloß wegen des Betragens der preußischen Regierung und einiger andern Verhältnisse Veranlassung gefunden haben sollten, sich so bereitwillig ihrer Herrschaft zu entziehen. Es dürfte gewiß in Russisch- und Oesterreichisch-Polen eben solche Bereitwilligkeit vorgefunden werden, sich nationelle Selbstständigkeit zu schaffen, wenn sie gehörige Unterstützung dazu fanden. Es ist der Gemeinsinn, der in Polens Volk (und in jedem vielleicht) noch lebt, der es auffordert, jedes Mittel, das seine Selbstständigkeit ihm wieder verschaffen könnte, nicht von sich zu weisen.

Auf dem Theater macht jetzt die Aufführung von Gluck's Orpheus und Eurydice viel Sensation. Man bewundert dies Meisterstück deutschen Genies, und die Kenner und der Troß von Theaterfreunden finden in ihm gleichsam Entschädigung für die vielen Albernheiten, die ihm jetzt zum Besten gegeben werden.

Erinnerungen des Grafen von *** aus der geheimen Geschichte der ersten Zerstückelung Polens i. J. 1772.

Aus dem Französischen. *)

Ich hatte um das Jahr 1775 beim Abbé Mably Bekanntschaft mit Hrn. Rulhiere gemacht. Er wußte, das Studium

*) Die Theilung Polens, welche seit dem letzten französisch-preußischen Kriege wieder so viel besprochen und bedauert ward, bleibt ein ewig denkwürdiges und trauriges Denkmal in der Geschichte der kultivirten

Digitized by Google

des Krieges, öffentlicher Angelegenheiten und der Geschichte war meine Lieblingssache, und ich mit Ministern und Gliedern des diplomatischen Korps in Verbindung. Drum hat er mich wiederholt, ich sollte ihm manche interessante Entdeckungen mittheilen, die ich etwa in der Geschichte der polnischen Revolution, an der er damals arbeitete, machen könnte. Die besondere Huld, mit der mich S. k. H. der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des großen Friedrichs, beehrte, der an der Theilung Polens vorzüglichen Antheil gehabt hatte, gab mir Anlaß, den Prinzen, während seiner letzten Reise nach Paris, zu Ende des Jahres 1788, zu bitten, mir verschiedene Aufschlüsse gewähren zu wollen. Er versprach mir auch für Hrn. de Rulhiere, in dessen Bekanntschaft ich ihn setzte, eine Kopie von einigen Haupturkunden zu schicken. Daraus ward aber zuletzt fast nichts, weil er nachmals mit dem Grafen von Herzberg nicht zum Besten stand.

Was ich über die Zerstückelung Polens übrigens vom Prinzen Heinrich selbst, und sonst aus sichern Quellen, erfahren, besetzt in Folgendem:

Beim Hubertsburger Frieden nach dem siebenjährigen Kriege, im Februar 1763, war der König von Preußen ohne Alliirte. Um Oesterreich wenigstens im Schach zu halten, suchte er Allianz mit Rußland, und schloß sie den 11 April zu St. Petersburg auf acht Jahre ab. Es war eine Defensiv-Allianz, mit Garantie der Besitzungen; beide Mächte versprachen sich im Nothfall 10,000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie, oder Subsidien von 480,000 preußischen Thalern; ferner zu verhüten, daß Polen keine Erbmonarchie für das Haus Sachsen werde, sondern nach dem Tode des Königs August III, Kurfürsten von Sachsen, an einen gebornen Polen fallen solle: was denn auch schon den 7 Sept. geschah, da Graf Stanislaus Poniatowsky, ein littauischer Edelmann, polnischer Minister in Rußland, und Favorit der Kaiserin, zum Könige von Polen gewählt ward. Eben so ward die Beschützung der griechischen und protestantischen Konfession in Polen festgesetzt.

Um die Wahl des neuen Königs zu erleichtern, den Einfluß in Polen zu erweitern, ließ Rußland Truppen einrücken. Preußen besetzte die Grenzen. Da der neue König der russischen Kaiserin nicht immer in ihren Forderungen entsprach, und was die beiden alliirten Mächte zu Gunsten der Dissidenten in Polen begehrten, abgelehnt wurde, schloß Katharina mit dem Könige von Preußen am 24 April 1767 eine Konvention, die Friedrich nicht ablehnen konnte, weil sie Folge der Allianz war. Die Rechte der Dissidenten sollten mit Gewalt quitig gemacht werden. Diese despotische Einsprache Rußlands erbitterte nicht nur die Polen, sondern auch Oesterreich und die Pforte, selbst Frankreich, welches ungern Rußlands Kredit in Europa wachsen sah.

Der Herzog von Choiseul, der Frankreich damals in Ludwigs des Fünfzehnten Namen regierte, munterte die Edelleute und Bischofe Polens zur kräftigsten Opposition auf, versprach ihnen Hülfe, und Oesterreich selbst begünstigte heimlich den Plan. Da nun die Dissidenten, von den Russen unterstützt, dennoch dazu gelangten, daß sie den 24 Febr. 1768 in ihre Rechte wieder eingesetzt wurden, spann sich die Konföderation schnell zusammen. Polen von jedem Range griffen zu den Waffen; Religionsschwärmerei und Intrigue wirkten von allen Seiten. Die Konföderirten kamen mit den Russen in Handgemenge, wurden in Podolien geschlagen, und flüchteten in die feinde türkische Stadt Balta, die von den Russen in Asche gelegt ward. Die Pforte, vom Herzoge von Choiseul aufgewiegelt, nahm von dieser Territorialverletzung den Anlaß, den Russen am 30 Oktober den Krieg zu erklären. Dem Könige von Preußen war dies äußerst unangenehm; die Wunden des siebenjährigen Krieges waren ihm noch nicht geheilt; um seine Population zu schonen, verstand er sich lieber zur Zahlung der stipulirten Subsidien an Rußland.

Jetzt gewannen die Russen Schlacht auf Schlacht, eroberten Chocsim und die Moldau, und drangen immer weiter. Weder der Berliner noch der Wiener Hof konnten dabei ruhig bleiben. Friedrich der Große fürchtete, wenn Rußland zu übermächtig würde, könnte es Preußen einst die Rolle Polens spielen lassen; und Oesterreich, dem mit der Vergrößerung Rußlands in Europa übel gedient war, sah in Ungarn, am Kriegsschauplatze, zahlreiche Truppenkorps zusammen. Das gemeinsame Interesse näherte also die Höfe von Wien und Berlin.

Kaiser Joseph der Zweite, Sohn Maria Theresiens, hielt zu Neisse in Schlesien den 25 Aug. 1769 mit Friedrich eine Zusammenkunft. Er erklärte diesem, daß seine Mutter nie zugeben werde, daß Rußland im Besitz der Moldau bliebe. Beide Monarchen schlossen eine Konvention ab, worin sie, im Fall eines Bruchs zwischen Frankreich und England, der damals wahrscheinlich war, neutral zu bleiben gelobten. Friedrich, der die Pforte von den Russen nicht ganz zu Grunde richten lassen wollte, weil ihm die Türken sowohl gegen Rußland als Oesterreich einst nutzlich werden konnten, machte verschiedene Anträge zur Aussöhnung; alle vergebens.

Joseph und Friedrich sahen sich den 3 Nov. 1770 zu Neustadt wieder. Fürst Kaunitz, Maria Theresiens Premierminister, war auch dabei. Dieser suchte den preußischen Monarchen zu einer engern Verbindung mit Oesterreich zur Hemmung der russischen Fortschritte zu bewegen; aber der König blieb seiner Allianz mit Katharinen treu. Den folgenden Tag kam ein Kurier von Konstantinopel, um die Höfe von Wien und Berlin um ihre Vermittelung zwischen der Pforte und Rußland anzugehen. Der Vorschlag ward mit Freuden angenommen, und der König nahm es auf sich, den russischen Hof zu machen.

Eben hier zu Neustadt war's, wo Friedrich, der sonst nicht leicht mit den Kleidern änderte, aber gewandt genug jedes Mittel ergriff, um zu seinen Zwecken zu gelangen, in der Uniform des Infanterieregiments vom Kaiser erschien, und auch, so lange er auf österreichischem Boden war, keine andere trug. Eben bei dieser Zusammenkunft war's, wo Kaiser Joseph dem Könige den ersten Platz aufdrang, den Friedrich nur nach langem Widerstande annahm, und zwar, wie er sich ausdrückte, nur in der Qualität als älterer General.

Da die Monarchen vom Tische aufstanden, und keiner der erste aus der Thür gehen wollte, sagte Friedrich, nach langen Komplimenten, Reverenzen und Rückspringen, mit einnehmendem Lächeln zum Kaiser: „Ha, wenn Ihre Majestät zu manoeuvriren anfängt, muß ich wohl überall durch, wo Sie wollen.“ Joseph zeigte hier in Neustadt, wie schon in Neisse, nach der Aussage der Preussen, viel Geist, viel Begierde

---

Menschheit. Die Souvenirs du comte de *** sur le premier démembrement de la Pologne en 1772, welche vor wenigen Monaten zu Paris mit den Lettres particulières du baron de Viomenil herausstammen, lesen in gedrängter Kürze den politischen Konflikt von Umständen, welche jenes das Völkerrecht spottende Ereignis herbeiführten, so klar und lebhaft, und enthalten manche so interessante, bisher wenig oder gar nicht bekannte Notizen, daß wir glauben, unsern Lesern durch diese Mittheilung einen angenehmen Dienst zu leisten. D. H.

Digitized by Google

sich zu unterrichten, aber wenig Geduld, um den Unterricht anzuhören.

Genug, nach verschiedenen Unterhandlungen nahm Rußland die Vermittelung des Wiener Hofes endlich an. Friedrich aber hatte vom Ausgang der Negoziationen keine gute Hoffnung; er fürchtete, sie würden mit einem Kriege beider Kaiserhöfe enden.

Die polnischen Konföderirten, einmal wider Stanislaus erbittert, weil er dem russischen Einflusse gehörte, wollten ihn schlechterdings seiner königlichen Würde entsetzen, ihm ein standesmäßiges Einkommen gewähren und lieber den Prinzen Heinrich von Preußen zum Könige wählen. Wirklich kam der Palatin von Masovien, Mokranowsky, deßfalls nach Berlin, um mit Friedrich darüber zu unterhandeln. Dieser, sei es aus Besorgniß vor Rußlands und Oesterreichs Unzufriedenheit und einem daraus entspringenden Kriege, oder aus Eifersucht gegen seinen Bruder, dessen Talente und Tugenden die allgemeine Bewunderung waren — verwarf das Projekt.

Kurz vorher hatte die russische Kaiserin den Prinzen Heinrich, den sie in jüngern Jahren gekannt, als ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, nur noch Kommandant von Stettin und bloß preußischer Generalmajor war, zu sich nach Petersburg eingeladen. Der König drang in seinen Bruder, er solle den Besuch machen, und Katharinen so stimmen, daß Preußen auf alle Fälle in seinen der Kriege mitverwickelt würde. Prinz Heinrich kam Ende Jahrs 1770 in St. Petersburg an. Sehr sanft und unsinnant von Natur, brachte er die Kaiserin bald dahin, sich gegen Friedrich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen sie den Türken Frieden lassen wolle. Sie schrieb dem Könige wirklich. Sie verlangte von der Türkei die beiden Kabardeien am Kaukasus, die Stadt und das Territorium von Azow, die Unabhängigkeit des Khans von der Krimm, fünfundzwanzigjährige Sequestrirung der Moldau und Wallachei zur Entschädigung für ihre Kriegskosten; freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meer, eine Insel im Archipel zum Entrepot des russischen Handels, Generalamnestie für die Griechen in der Türkei u. s. w. Genug, die Forderungen waren so ungeheuer, daß weder die Türkei noch Oesterreich einwilligen konnten, und selbst die Seemächte wegen der geforderten Insel im Mittelmeer allarmirt werden mußten.

Prinz Heinrich unterbricht sich oft mit ihr. Er saß wohl, die Kaiserin blieb unerschüttterlich, und dies machte ihm nicht geringe Verlegenheit. Er sah einen allgemeinen Krieg voraus.

Ein bloßer Zufall zog ihn unverhofft aus aller Noth. Er erfuhr in St. Petersburg, der Wiener Hof habe ohne weitere Formalitäten die Herrschaft Zips in Polen, gewisser Ansprüche wegen, durch Truppen besetzen lassen. Die Kühnheit dieses Schritts brachte Katharinen in Bewegung. Sie sagte zum Prinzen Heinrich: „Wenn die Oesterreicher das polnische Gebiet überziehen, müssen es andere angrenzende Mächte wohl auch thun.“ Dieser Gedanke war ein Lichtstrahl für den Prinzen; darauf gründete er ohne anders den Plan, seinen Bruder aus der verwickelten Lage zu ziehen. Wollte Rußland sich vergrößern, war's voraussuzsehn; Oesterreich verlange ebenfalls Machterweiterung. Es kam nur darauf an, jeden ohngefähr gleich viel zu geben, so auch den König von Preußen ausstatten zu können, damit das politische Gleichgewicht ungestört bliebe. Dies war aber nun auf keine Art ausführbarer, als wenn man jeder Macht einen Theil Polens überließe, und dem Rest eine Verfassung gäbe, durch welche das verkleinerte Reich gegen Anarchie geschützt bliebe.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Holland.

— Die von Sr. Maj. dem König gestiftete Militärschule zu Hondsboterdyk bei Haag, deren die Mitglieder s. d. n. Weltkunde im vorigen Jahrgang schon ausführlicher gedachten, ist gegenwärtig im schönsten Aufblühen. Die Zahl der aufgenommenen Eleven beträgt jetzt hundert und zwei. Man vermuthet, daß vom Hrn. v. Schimmelpenninck zu Amersfoort gegründete Institut, worin sich noch sechzig Zöglinge befinden, werde mit jener vereinigt werden. In Hondsboterdyk werden nur junge Leute von vierzehn bis achtzehn Jahren angenommen, die nach einem Kurs von zwei bis drei Jahren sogleich als Lieutenants bei der holländischen Armee Anstellung erhalten.

Aus Frankreich.

— Die Formen der Meubles, der Bijoux, der Wagen, ändren eben so schnell in Paris, als die Moden der Handen. Seit wenigen Jahren sah man nach einander Diligencen, Bombonnieren, Tabatieren, Carrits, Bokels, und Guinées. Eine der ältesten Moden in Wagen war die der vis-à-vis-Sitze; die neueste Form ist jetzt dos-à-dos; kleine elegante Wagen, so wenig hoch, daß die Füße fast auf den Boden kommen, von vier Rädern getragen, und mit folgendermaßen vertheilten Sitzen: Der Kutscher sitzt nach Süden, der Laki nach Norden; Madame ist nach Sonnenaufgang, Monsieur nach Niedergang gekehrt.

Noch vor Kurzem waren unsere Elegants *à la Titus* geschoren, bübisch kahl, ohne andere Zierde, als natürliches Haargekräusel. Auf dem Scheitel trug man einen emporstarrenden Haarbüschel, wie der Wiedehopf, den der junge Herr, wenn er wo in ein Zimmer trat, sorgfältig mit durchgesteckten fünf Fingern hinwiesen strich. — Heute läßt etwas anders. Der Kopf eines Petitmaitre muß so kunstvoll arrangirt sein, wie der Kopf einer Dame. Auf jeder Seite mehr oder weniger natürliche Locken; die Haare müssen sich über der linken Schläfe schlieken. Ein Elegant kann unmöglich jetzt ohne Kammerdiener sein, der nicht die Kunst der Haarkräuslei studirt hat.

Aus der Schweiz.

— * Zufolge des Ausschreibens von S. E. dem Landammann der Schweiz, Hrn. Küttimann, wird die diesjährige Tagsatzung sich auch mit näherer Prüfung der Fellenberg'schen landwirthschaftlichen Anstalten zu Hofwyl beschäftigen. Nicht nur das Kloster Hauterive im Kanton Freyburg, sondern auch das Kloster Kreuzlingen im Kanton Thurgau hat angefangen die Landwirthschaft nach Fellenberg'schen Grundsätzen und Verbesserungen einzuführen und sich mit dem Hofwyler Institut zu gleich wohlthätigen Zwecken zu verbinden.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 42.

Ueber den Bau der Erde in dem Alpengebirge, zwischen zwölf Längen- und zwölf bis vierzehn Breiten-Graden, nebst einigen Beobachtungen über die Gebirge und den Bau der Erde überhaupt; mit geognostischen Karten von Joh. Gottfr. Ebel, u. s. w.

(Beschluß.)

Herr Ebel beobachtete, daß die Tafel einer Urfelsart durch allmählige Abänderung ihrer Gemengtheile in die Felsart einer andern überging (was ich auch häufig fand), sich ausspitzte und auslief, und das ganze Urfelsgebilde aus mehr oder minder langen in einander sich verlaufenden nesterförmigen Lagen bestand, wobei jedoch, obgleich mit Abänderung von Korn und Gemenge, eine Hauptfelsart durch die ganze Länge ihren Karakter behauptete, so, daß Granit, Kalkstein u. s. f. das Alpengebirge von Ost bis West in derselben Linie durchschlängelt. Wenn indessen Hr. Ebel S. 75 behauptet, daß die Streichungslinie einer Felsart (wie z. B. des Urkalksteins) zur Prüfung der Genauigkeit einer geographischen Karte angewandt werden könne, so geht er offenbar viel zu weit, und geräth mit sich selbst; denn was er S. 110 anführt zufolge, in Widerspruch. — In dem mehr Nördlich- oder Südlichstehen der Urgebirgsarten herrscht kein Gesetz; keine Urfelsart ist z. B. ausschließend in der Mitte der Uralpen; so streichen Granit und Urkalk in der ganzen Breite mit Gneis, Glimmerschiefer, Talkarten, Kalk u. s. w. abwechselnd; indessen will der Herr Verfasser bei diesem Wechsel dennoch ein regelmäßiges Aufeinanderfolgen, oder einen regelmäßigen Typus im Wiederholen mehrerer verschiedenartiger Schichten, beobachtet haben.

Das Vorkommen der Koblenblende im Urgebilde führt den Naturforscher auf Erklärung der warmen Quellen in demselben; auch ist das Vorhandensein der Salzquellen oder Salzlager in dieser Formation höchst interessant.

S. 128 bis 148 erhalten wir ein Verzeichniß der in den Uralpen vorkommenden einzelnen erdigen Fossilien; S. 149 bis 180 der Metalle. — Nimmt man das Wallis aus, so bildet in der eigentlichen Schweiz kein Metall, ausser dem Eisen, bauwürdige Gänge oder Lager.

Die S. 180 als ausgemacht angenommene Entstehung aller Thäler durch Auseinanderreißen, Zerspalten und andere Einwirkung gewaltsam durchbrechender mechanischer Kräfte in das Urfelsgebilde, ist gewiß ungegründet. Höchst wahrscheinlich ist es, daß die allgemein bekannten, immer zerstörenden und neu bildenden Kräfte der Natur, ungleich energischer in der Vorzeit, ehe es bis zu einem gewissen Gleichgewichte gekommen war, als jetzt, unterstützt durch Meereswogen und den, wenn gleich langsam doch sicher nagenden, Zahn unendlicher Zeiten die auflöslichern Lagen auflösten und die leichter zerstörbaren zerstörten. Die Längenthäler, ihr paralleler Lauf und die kleine Zahl eigentlicher Querthäler, zeugen zu sehr von auflöslichen Schichten, Nestern u. s. w. die in dem Urgebilde eingelagert waren, als daß man der Ebelschen Meinung beitreten könnte. Ganz gewiß erhielt die Urmasse schon bei ihrer Entstehung ihren nördlichen und südlichen Abfall, ihre östliche und westliche Niederbiegung; die Gebirge sind ursprünglich und die Felshörner der Zerstörung entgangene Rückbleibsel. — Steiermark hat keine Felshörner von 14000 Fuß Höhe verloren, das Urgebilde ist dort nicht bei 10000 Fuß auf seiner ganzen Ausdehnung zerstört und weggespült. Die Niederbeugung hing von uns unbekannten Bedingungen bei der Entstehung ab; auch ist der Umstand, daß die auf das Urgebilde sich lehnende Flözformation dasselbe nicht allenthalben bis auf eine Höhe von 13000 Fuß bedeckt, kein Grund für die Annahme, daß zu jenen Zeiten die ganze Urgebirgsmasse habe höher sein müssen.

Der Verfasser muß niemals die Bildung eigentlicher Erzgänge beobachtet haben, um S. 211 nicht nur behaupten zu können, die Gänge und ihre Ausfüllung mit Edelm und Taubem seien gleichzeitiger Entstehung mit dem Gebirge selbst, sondern auch das Gegentheil für eine hinlänglich widerlegte irrige (!) Ansicht zu erklären.

S. 223 bis 246 enthalten die geographische Beschreibung

Digitized by Google

(Ansehen, Ausdehnung, Höhe) des Kalksteingebildes, welches auf der Südseite (gegen Piemont u. s. w.) auf den Uralpen ruht.

Daß der Kalk, Thon, Gyps und Mergelschiefer, so wie die übrigen Lagen und Schichten dieses Gebildes, sich bei ihrer Entstehung auf das schon liegende Urgebilde ansetzten, und solglich die jetzigen sekundären Gebirge mehr oder weniger die Form des unter ihnen ruhenden Urgebildes tragen, muß jeder vorurtheilsfreie Beobachter bestätigt finden.

Nach dieser Annahme ist das südliche und nördliche Streichen der spätern Gebirge im Allgemeinen dem des Urgebildes zuzuschreiben, und es ergibt sich auch für das Kalkgebilde daraus, daß das Steigen, Inkliniren und Fallen desselben nach allen möglichen Richtungen Statt haben könne und müsse; woraus denn so viele Phänomene, zu deren Begründung Hr. Ebel besondere Ereignisse gebraucht, unter andern auch die Queertheile im Kalkgebilde und ihre Gleichförmigkeit an beiden ansteigenden Seiten desselben, die Trennungen in diesem Gebirge, die nach des Verfassers Meinung durch gewaltsame Zerreissungen geschehen sein sollen u. s. w. ganz zwanglos erklärt werden können.

Der Ausdruck Uebergangskalkste (S. 236 und spätere) scheint Rezens. durchaus unpassend, so wie seiner Meinung nach der Gebrauch des Worts Uebergang überhaupt eine schiefe Ansicht verräth, wenn er bei Gebirgsschichten Statt hat. Denn gehört eine bestimmte Felsschichte zu einem Gebirgsgebilde, das von seinen untersten oder ältesten Lagen an, bis zu den obersten jüngsten in einem ununterbrochenen Zeitraume, in welchem keine gewaltsame Störung die Schichtung unterbrach, sondern ein ruhiges Uebereinanderbilden andauernd Statt hatte, so ist keine einzelne Schicht mehr Uebergang als die andere, und jede Uebergang von einer untern zu einer obern; ein ganzes Gebirgsgebilde aber Uebergangsgebilde nennen zu wollen, wäre fast noch ungründlicher. Daß im Val d'Agno Basalt-, Kalkstein- und Sandsteinschichten regelmäßig zehn und mehrere Male untereinander abwechseln, ist merkwürdig.

Die Ursache, warum das Urgebirge an so vielen niedrigen Stellen vom Kalkgebilde entblößt zu Tage steht, können wir in nichts anderm suchen, als daß zur Zeit, da noch Alles vom Meere überdeckt war, die noch nicht verhärteten Kalk-, Gyps-, Mergel- u. a. Niederschläge durch große regelmäßige Strömungen des Wassers auf weit ausgedehnten Strecken abgespült wurden; welche Ansicht dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß Erfahrungen, welche zu deutlich sprechen, als daß sie in dieser Hinsicht Täuschung zulassen könnten, bezeugen, daß das Kalkgebilde nur nach und nach, und zwar innerhalb eines sehr langen Zeitraums zu den felsharten Lagen wurde, die wir jetzt antreffen.

Der fünfte Abschnitt (S. 268 bis zu Ende des ersten Bandes) enthält die geographische und geognostische Ansicht des Kalksteingebildes an der Nord- und Südwest-Seite der Uralpen. Die Angabe des Verf., daß die Kalkalpen auf einem Thonschiefergebilde ruhen (das zwei durch Thäler geschiedene Ketten bildet), ein Gebilde, das nach S. 299 und andern Stellen, zu einer ältern Gebirgsformation gehört, nach S. 300 mit Kalkstein-Gyps-Mergel- u. a. Lager abwechselt, rührt ohne Zweifel von einer verworrenen Ansicht, oder wenigstens einer falschen Darstellung her, eben so wie die geognostische Ansicht der Kalkalpen selbst. Wie Hr. Ebel dieses Gebilde, als aus vier ursprünglichen Parallelketten bestehend, angeben, und auf diese Hypothese sein ganzes dort geliefertes System bauen kann, ist mir unerklärlich.

S. 323 bis 328 beschreibt der Verfasser das Aufliegen verschiedenartiger Flöze auf dem Urgebilde, und die örtliche Abwechselung der Thon-, Kalk-, Mergelflöze unter sich; S. 328 bis 375 handelt er von dem Fremdartigen in dem Kalkgebilde, der öftern Wiederkehr derselben Felsschichten, der Farbe, den Bestandtheilen und Mannigfaltigkeiten der Kalksteinlager in den angenommenen verschiedenen Ketten; S. 375 bis 378 von der (eigentlich nur als Postulat vorgelegten) ehmaligen gewaltsamen Zerreissung, und der fortdauernden Verwitterung und Zerstörung des Kalksteingebildes; S. 377 bis Ende gibt er eine Rekapitulation des im fünften Abschnitte Enthaltenen, nebst Folgerungen.

In wie fern die Mittheilung fleißiger Beobachtungen über das örtliche Vorkommen der Mineralien und ihre Geburtsstätte für den Gognosten von großem Werthe ist, in sofern muß sich dieser auch für die mineralisch-geographischen Skizzen in dem fünften Abschnitte dem Hrn. Verfasser mit Dank verpflichtet erkennen; was aber das Räsonnement und die aus den einzelnen Beobachtungen gezogenen Abstraktionen betrift, so kann Rezens. nicht verhehlen, daß der Verfasser sich selbst häufig widersprochen, und dadurch deutlich an Tag gelegt habe, daß er über diesen Gegenstand mit sich selbst noch nicht im Reinen, und daß es besser gewesen sein möge, die Herausgabe seiner Ansichten bis zu dem Zeitpunkte der Harmonie derselben zu verschieben; auch ist er überzeugt, daß alles im ersten Bande Enthaltene auf ein weit kleineres Volumen, mit größerm Nutzen für den Leser, hätte eingeschränkt werden können.

Rud. Meyer, Sohn.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 43. — den 28 Mai 1808.

Miszellen aus Paris.

Noch in den letzten Tagen des scheidenden Winters haben, der Jahrszeit zum Trotz, die Konzerte in Paris sich gedrängt. So karg die Wintermonde an dieser Art öffentlicher Vergnügen waren, so reich ist der vergangene gewesen. Außer den Konzerten der Zoglinge des conservatoire wurden auch mehrere Konzerte von ausländischen und einheimischen Künstlern und Künstlerinnen gegeben und häufig besucht. Unter den ausländischen Künstlerinnen haben die Signore Grassini und Coldran, jene, Sängerin der kaiserlichen Kapelle, diese, Schülerin Crescentini's und Sängerin der Kapelle der Königin von Spanien, den größten Beifall erhalten. Am meisten aber sind die sogenannten concerts spirituels der Opera buffa besucht worden. Diese concerts spirituels entstanden in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts. In jenen Zeiten, wo die Schauspieler ihre damals noch gottlos genannten Arbeiten während vierzig Tagen einstellen, waren die Schauspiele mehrere Wochen vor und nach der sogenannten heiligen Woche geschlossen. Ein Musiker bekam den Einfall, diese geistigen Fasten durch einige angenehme Gesänge religiösen Inhalts erträglicher zu machen. Er erhielt dazu die Erlaubniß, unter der Bedingung, der Oper, die damals das ausschließliche Privilegium hatte, zu singen, eine Retribution zu bezahlen. Die ersten concerts spirituels wurden also und zwar in dem Schlosse der Thuillerien gegeben. Da aber der König bald nachher dieses Schloß zu seiner Wohnung wählte, sah man sich genothigt, sie nach der Oper zu verlegen. Gegen diese Veränderung aber protestirte der damalige Erzbischof von Paris, der die concerts spirituels wegen ihres religiösen Karakters unter seine Jurisdiction ziehen wollte, und das Lokal der Oper für unheilig erklärte. Man verlegte sie also aufs neue nach den Thuillerien, wo sie fortdauernd bis zur Revolution gegeben wurden. Während der Revolution gingen sie ganz ein, und erst seit einigen Jahren sind sie, aber in sehr veränderter Gestalt, wiederhergestellt worden. Doch haben sie nicht ganz ihren urspünglichen Karakter verloren. Noch immer zahlt man mit einigen religiösen Musikstücken der ersten Stiftung einen Tribut, der diesesmal in einigen Fragmenten aus dem Mozart'schen Requiem bestand.

Ein neuer Hans Sachs tritt an den Ufern der Seine auf. Ein Schuster, Namens Francois, hat seine bisher nur der Pfrieme gewohnten Finger auf der Leier der tragischen Muse versucht. Ohne sich weder durch Lektüre noch durch den Besuch des Theaters gebildet zu haben, wagte er, vom Geiste der Dichtung getrieben, sich an die schwerste Dichtungsart, die Tragödie. Sein Werk führt den Titel: le siège de Palmyre, und enthält, nach dem Urtheile der Personen, die einer Vorlesung desselben beiwohnten, sehr schöne Stellen. Es ist, im Fall es an dem Théâtre français nicht angenommen werden sollte, für den Druck bestimmt. Sonderbar genug hat ein Dichter an den Ufern der Garonne gleichzeitig denselben Gegenstand für das Theater bearbeitet. Der Gascogner war eben im Begriff, seine Tragödie, Zenobie betitelt, in Paris zu negoziiren, als er die Ankündigung des siège de Palmyre aus den Pariser Zeitschriften las. Ob er jetzt seinen Vorsatz, selbst nach Paris zu kommen und sein Geisteskind unterzubringen, ausführen wird, steht dahin.

Außer dem Schuster drängt sich auch noch ein Pariser Gärtner in die Reihen der dramatischen Dichter; aber beschei-

Digitized by Google

denen, wie jener, hat er sich nur bis zum Drama erhoben. — Jener poète-cordonnier und dieser poète-jardinier erinnern an den poète-perruquier (Maître André), der bei Voltaire Zutritt und die Ehre hatte, von ihm genedt zu werden, und dessen barbarische Tragödie: le desastre de Lisbonne, noch vor einigen Jahren auf einem der kleinern Pariser Theater mehr als achtzig Vorstellungen erlebte, und als pièce curieuse oder als tragédie pour rire von den Parisern häufig besucht wurde.

Nicht mehr der „incomparable" Ravel zieht in der salle Montansier die Neugierige an; nicht mehr die Grazie dieses Seiltänzers bewundert man dort. Ein komischeres und originelleres Schauspiel ist in diesem Saale unter der Direktion eines Mannes eröffnet worden, dessen Truppe aus — Hunden besteht. Diese neuen Schauspieler spielen ihre stummen Rollen auf den Wink, auf eine einzelne Geberde ihres Lehrers. Jeder ist mit einem seiner Rolle angemessenen Kostüme bekleidet. Unter den Pantomimen, die sie parodiren — imitiren wäre wohl zu viel gesagt — wird von den Freunden dieses Schauspiels der Sturm einer Festung am meisten applaudirt. Wer die Neugierde der Einwohner einer großen Stadt, oder vielmehr die Uebersättigung derselben an den gewöhnlichen Schauspielen, nicht kennt, wird kaum glauben, daß dieses Schauspiel schon mehrere Wochen sich erhält, und noch täglich mit zahlreichem Zuspruch beehrt wird.

Seit dem ersten Mai ist der bekannte öffentliche Garten Tivoli wieder geöffnet. Während des Winters sind einige Verbesserungen vorgenommen, und die Partie der Schauspiele jetzt mit Olivier's Taschenspielerkunsten und mit einer Optikographie vermehrt worden. Der mechanische Wagen Franconi's ist ebenfalls in diesem Garten zur Schau ausgestellt. Er ist von Holz und kann von vier Pferden gezogen werden. Das Innere enthält ein mit einem Bette und zwei Lehnsesseln möblirtes Schlafzimmer, und ein Eßzimmer mit Kamin und Kochöfen. Eine Gallerie, die statt eines Balkons dient, konnte im Fall der Noth als drittes Zimmer gebraucht werden. Vielleicht läßt sich dieser bewohnbare Wagen noch vereinfachen, und leichter bauen. Erst alsdann würde er wirklich gemeinnützlich und für Reisende brauchbar werden. Jetzt ist er nur noch eine bloße Kuriosität, die vielleicht, wenn die Idee nicht weiter ausgebildet wird, sich doch immer noch als neuer Beitrag zu der Sammlung sinnreicher Erfindungen im bekannten conservatoire des arts et metiers eine Anstnahme versprechen darf.

Erinnerungen aus der geheimen Geschichte der ersten Zerstückelung Polens.

(Beschluß.)

Freilich fühlte es Prinz Heinrich wohl, in dem Theilungsplan lag etwas Ungerechtes und Gehässiges; aber es war eine forcirte Parthei. Es war noch immer konvenabler, Polens Grenzen zu verengern, als einen Krieg ausbrechen zu lassen, der für alle daran theilnehmende Staaten blutig, verheerend und von Folgen sein konnte, die sich nicht berechnen ließen.

Diese Details beweisen, daß die damalige Zerstückelung eines Theils von Polen, nicht, wie man geschrieben und wiedergeschrieben hat, ein unmoralischer, völkerrechtswidriger Plan gewesen sei *), den die Raubsucht Friedrichs diktirt habe, wahre Freibeuterei — sondern die unvermeidliche Nothwendigkeit zwang ihn, zum Schutze seines Landes, und um alle Kriege zu entfernen, die da drohten, zur Ausführung solchen Entwurfs zu werden. Von allen drei theilenden Mächten zeigte er die größte Mäßigung, und nahm mit dem kleinsten Loose vorlieb. Prinz Heinrich fand in der Sache noch den Vortheil, daß bei Negotiationen über eine Theilung Zeit bis zum April 1772 genommen werden konnte, wo dann die Allianz zwischen Friedrich und Rußland zu Ende gelaufen, und der König freier in seiner Entschließung bei einem allenfalls zwischen Oesterreich und Rußland ausbrechenden Kriege wäre.

Die Kaiserin, als ihr Heinrich den Vorschlag machte, fand ihn gleich nach einigen Augenblicken Ueberlegung sehr annehmlich; sie machte inzwischen dem Prinzen die zweifache Bemerkung, daß sie, beim Einmarsch ihrer Truppen in Polen, feierlich die Untheilbarkeit des Königreichs erklärt habe, und daß der König von Preußen es übernehmen müsse, dem Wiener Hofe die Theilung willkommen zu machen.

Friedrich sah in dem Projekt seines Bruders anfangs hundert neue Schwierigkeiten; glaubte sogar auch, Heinrich lasse sich mehr von glänzenden, als soliden Ideen hinreissen, oder werde vom Petersburger Hofe nur getäuscht. Erst da das russische Ministerium den Grafen von Solms, preußischen Gesandten zu Petersburg, dringender mahnte, daß sein Herr dem Wiener Kabinet den Plan erklären mochte, daß Preußen, durch Realisirung desselben, für die seit mehreren Jahren gezahlten Subsidien volle Entschädigung gewonne: erst da sagte der König zum Prinzen Heinrich: „Ach, lieber Bruder, Sie hatten wahrhaftig recht; ein Gott hatte Ihnen das inspirirt!" Der österreichische Minister in Berlin, Baron von Swieten, erhielt also den Auftrag, seinem Hofe zu melden, daß die russische Kaiserin gar nichts wider die Besetzung der Herrschaft Zips habe, die Oesterreicher mogten sich übereinigen mit immer wetter in Polen ausdehnen; Rußland und Preußen wurden dem Beispiel sogleich folgen.

Der Fürst Kaunitz war von dem Antrage nicht wenig betroffen. Er sah eine Theilung Polens mit denselben Augen an, wie anfangs Friedrich. Wenn, antwortete er, sein Hof einen kleinen Winkel Polens an den ungarischen Grenzen habe besetzen lassen, so wär' es nicht in der Absicht geschehen, die Herrschaft zu behalten, sondern Gerechtigkeit wegen einer von Polen an Oesterreich schuldigen Geldsumme zu erhalten. Eine so unbedeutende Affaire konnte unmöglich gleich einen Theilungsplan erzeugen. Zudem fänden der Theilung unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege: die Bildung vollkommen gleicher Loose zwischen den drei Mächten; die dadurch nur immer kritischer werdende Lage Europens u. s. w. Das Wiener Kabinet hat den König, von seinem Plan abzustehen; dagegen wolle es die Truppen aus Zips ziehen.

Vermuthlich hatte Kaunitz seine besondern Gründe zu solch einer Antwort. Vielleicht fürchtete er, Frankreich konnte sodann den Allianztraktat von 1756 brechen, den Kaunitz als sein poli-

*) Welche Beweise der Verfasser auch wohl von Moralität und Völkerrecht gehabt haben mag?

Anm. d. H.

Digitized by Google

tisches Meisterstück betrachtete. Friedrich ahnete es wohl, und drang bei der Kaiserin von Rußland darauf, daß sie beide erst ihre Loose in Ordnung bringen wollten; Oesterreich würde dann schon folgen. Das Petersburger Kabinet zögerte inzwischen mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit hin, bis die Vermittler-Verhältnisse Oesterreichs zwischen Rußland und der Pforte ernster wurden, und vom Wiener Kabinet an Friedrich die Anfrage geschah, ob er vollkommen neutral bleiben würde, falls Oesterreich, da Rußlands Forderungen an die Türkei zu übertrieben wären, in die Nothwendigkeit träte, am Kriege Theil zu nehmen?

Die Lage Friedrichs zwischen beiden Kaiserhöfen war sehr schwierig. Er wollte weder zur Vergrößerung des einen, noch des andern beitragen; brachen sie aber mit einander und blieb er neutral, so konnt' er Gefahr laufen, daß sie einmal Frieden auf seine Kosten schlössen. Eine Neutralität, die ihn ohne Alliirten ließ, war das Uebelste was er wählen konnte. In der Nothwendigkeit also, Parthei zu machen, gebot ihm gesunde Politik, sich an Rußland zu schließen, das für ihn nicht soviel Anlaße zur Opposition und zur Feindschaft hatte, wie Oesterreich. Er erklärte dem österreichischen Gesandten also, daß, käm' es zum Bruch, er nothwendig den Russen beistehen müsse. Und um seiner Deklaration Gewicht zu geben, ließ er seine Armee marschfertig halten.

Dies entschlossene Benehmen machte zu Petersburg und Wien Eindruck. Hier fürchtete man die Gefahren des Kriegs, dort entschloß man sich, den Türken mildere Friedensbedingungen zu geben, und die nöthigen Einrichtungen zur Theilung Polens zu treffen. Die Türken ließen den eingesperrten russischen Minister aus den sieben Thürmen; Oesterreich war zufrieden, daß Rußland die Moldau und Wallachei zurückgab. Alles hatte den Anschein zum Frieden. Nur der König von Preußen traute dem Scheine nicht, trieb unerbittlich an der Berichtigung des Theilungsprojekts; ließ sich mit dem kleinern Loose abfinden, so, daß er selbst Thorn und Danzig in seinem ihm zugedachten Abschnitte Polens nicht erbielt. Der Prinz Heinrich hat mich versichert, wäre der König minder eilig in Abschließung der Theilungspräliminarien gewesen, er hätte gewiß jene Städte erhalten. Genug, die Präliminarien wurden zu St. Petersburg den 17 Febr. 1772 unterzeichnet.

Jetzt blieb noch übrig, die Oesterreicher ebenfalls auf den gleichen Punkt zu bringen. Der Kaiser Joseph und seine Mutter waren nicht einig unter einander, und Fürst Kaunitz wollte es mit keinem von beiden verderben. Joseph hätte lieber die den Türken im J. 1738 abgetretenen Provinzen wieder gehabt; er wollte sich endlich aber mit einem guten Stück des Königreichs Polen beruhigen lassen. Maria Theresia hingegen, hielt sie eine solche Acquisition gleich sehr nüblich für ihre Monarchie, hatte doch Widerwillen dagegen, fremdes Gut und Eigenthum, wie sie's nannte, wegzunehmen.

Die Verschiedenheit der Meinung zwischen Mutter und Sohn gab zu unangenehmen Szenen für den Minister Anlaß, der nur immer vorstellte, man könne die Theilung Polens doch nicht mehr hindern, oder man wollte denn, und zwar ohne einen Bundesgenossen zu haben, Rußland und Preussen zugleich angreifen, und daß solch ein Krieg ein größeres Uebel, als die Theilung wäre, welche doch niemand das Leben kostete.

Maria Theresia konsultirte nun die Kasuisten, die zum mindesten soviel gesunden Menschenverstand hatten, von zwei Uebeln das kleinste anzurathen. Aber das war ihr noch nicht genug. Zu einem Alter gelangt, wo die Schrecken der Ewigkeit, zumal bei Frauenzimmern, wirksamer als alle Gründe der Staatsklugheit sind, konnte sie lange nicht in eine Theilung willigen, die über Frömmigkeit so hart entgegenstand. Aber immer von ihrem Sohne und dem Fürsten von Kaunitz wieder auf die ewige Nothwendigkeit zurückgebracht, gab sie endlich auch nach.

Sobald sie sich entschieden hatte, schlug ihr Gesandter zu Berlin vor, schriftlich übereinzukommen, daß die drei Höfe bei der projektirten Theilung vollkommene Gleichheit beobachten sollten. Dieser Akt ward den 4 März unterzeichnet, und unmittelbar darauf nach Petersburg geschickt, wo den 5 August der gänzliche Theilungstraktat über Polen zu Stande kam.

Ein Blick auf die Geschichte der französischen Marine.

Man kann Menschen haben und Uniformen, und doch keine Armee; man kann Schiffe, Kanonen und Matrosen haben, und dennoch keine Kriegsflotte. Eine simple Wahrheit, und doch manchem kaum begreiflich.

England hat eine so entschiedene Uebermacht auf dem Meere, und allem Anschein nach eine so bleibende, als Frankreich auf dem festen Lande. Diese Uebermacht ist nicht etwa gegründet in der ungeheuern Zahl seiner Kriegsschiffe, die alle Meere bedecken und einen ganzen Weltheil in Blokadezustand versetzen: sondern in der Uebung und Kunst der Matrosen und Offiziere, in der Genialität und Ruhmbegier der Admirale.

Wär' es mit Schiffen und Matrosen allein getban — Napoleon würde binnen wenigen Jahren den englischen Flotten eben so große Massen entgegenwerfen können. Es kostet ihm einen Wink; aber sein Wink reicht nicht hin, Gewandtheit, Schiffahrtskunde, Seetriegstaktik und Genialität den Marineoffizieren im gleichen Augenblick zu gewähren. Dies sind Kräfte, welche erst in vieljähriger Uebung gewonnen und entdeckt werden.

Eine gute Marine gehört eben so nothwendig zur absoluten Unabhängigkeit und vollkommenen Machtbegründung Frankreichs, als eine große, wohl organisirte Landarmee. Noch ehe Frankreich Kolonien in entlegenen Weltgegenden besaß, hatte es schon Kriegsflotten. Karl der Große schuf solche, und schickte seinen Sohn Pipin gegen die Venezianer übers Meer. Ludwig der Fromme vernachlässigte diesen Zweig der Staatsmacht; eine Folge davon war, daß die Normännner und Sarazenen Meister zur See wurden, die französischen Könige auf ihren Thronen zitttern machten, und verheerende Züge bis Rouen und Paris machen konnten. Karl der Sechste hatte eine Kriegsflotte von 1267 Schiffen; freilich keine Linienschiffe unserer Zeit.

Ihren höchsten Glanz gewann Frankreichs Seemacht zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten; aber Ludwig hatte damals einen Colbert, der, wie heut Napoleon, schon damals rief: „Frankreich hat keine Eroberungen auf dem festen Lande zu seiner Sicherheit nöthig; aber Handel, Kolonien, Flotten!“ Damals wurde Rochefort gebaut, und die Arsenale von Toulon, Brest und Marseille enthielten alles, was zur Ausrüstung mehrerer Flotten nöthig war. Damals, und zwar noch im Jahre 1692, bestand die französische Seemacht aus hundert und zehn Linienschiffen, und sechshundert und neunzig Fregatten, Kuttern und andern kleinern Kriegsfahrzeugen, bewaffnet mit 14,670 Kanonen, bemannt mit 2500

Digitized by Google

Seeoffizieren und 97,500 Matrosen und Seesoldaten. Jetzt hat Frankreich kaum noch vierzig Linienschiffe!

Der über hundert Jahre lang fortgedauerte Verfall der französischen Marine, und die dadurch begünstigte Monarchie Großbrittanniens auf dem Weltmeere, datirt seit der unglücklichen Seeschlacht bei la Hogue (29 Mai 1692), wo der französische Vizeadmiral Constantin de Tourville von den Britten so fürchterlich geschlagen ward. Gewiß wäre es leicht gewesen, mit zweckmäßigen Maasregeln und gehöriger Oekonomie die erschütterte Seemacht wiederherzustellen; aber das Große ist nur großen Geistern leicht. Es lebte kein Colbert mehr. — Manches Colberts Genie wohnte vielleicht, oder vielmehr gewiß seitdem noch in Frankreich; aber dem Königen fehlte es am Blick, sie zu erkennen, zu würdigen. Altadelliche Geburt galt ihnen mehr als das Talent des Geistes von nicht glänzender Herkunft; Schmeichelei und Schweigerei ersetzten die Stelle des Verdienstes um den Staat. Dies ist von jeher die sichere Straße gewesen, die zum Untergang aller Kraft und Herrlichkeit führte.

Nun benutzte Albion Frankreichs Momente der Erschlaffung. Schlag auf Schlag folgte. Die kombinirten Eskadern der Britten und Holländer brachten die französische Marine zu solchem Stand der Erniedrigung, daß im J. 1729 Ludwig XV viel für sie gethan zu haben meinte, wenn er befahl, die Zahl der Kriegsschiffe vom ersten bis sechsten Rang auf vierundfünfzig zu fixiren, nicht gerechnet die Flütes, Barken und Bombardregaloten.

So blieb die Marine, oder umgekehrt so blieb sie nicht einmal. Denn als die Franzosen 1756 in den siebenjährigen Krieg verwickelt wurden, brachten sie zu einem Seekrieg kaum — 43 Linienschiffe auf, die noch dazu beträchtlicher Ausbesserungen bedurften, während es dazu an allem, selbst am Schiffsbauholz fehlte.

Man gab sich auch kaum die Mühe, daran viel zu denken. Der erdarmliche Ludwig der Fünfzehnte regierte, er, durch dessen Schlechtigkeit Frankreich in dem Elende der Revolution nachmals unterging. „Ich weiß durchaus nicht," sagte damals der Marschall von Noailles, „ob man nur einen Plan gemacht hat, man denkt an nichts, und wer sich die Mühe gibt, angelegentlich für etwas Sorge zu tragen, läuft Gefahr, daß man's ihm noch übel nimmt."

Schon vor der Kriegserklärung hatten die Britten den Franzosen über dreihundert größere und kleinere Schiffe, mit einer Bemannung von 15000 Matrosen, weggenommen. Der Werth der Ladungen betrug gegen dreißig Millionen Livres. Und gegen das Ende des J. 1757 belief sich die Zahl der von den Engländern eroberten Schiffe auf 510. Genug, Frankreich büßte in diesem Kriege 37 Linienschiffe und 56 Fregatten ein; von den ersteren fielen 18, von den andern 37 in brittische Hände, die übrigen scheiterten, verbrannten oder versanken.

Statt nach solchen Unglücksfällen um Wiederherstellung des Verlustes besorgt zu sein, ergab sich die trostlose Regierung in ihre Schmach. Frankreich hatte keine Marine mehr. Der hoffnungslose Minister Berryer verkaufte noch den Ueberrest des Takelwerks und der Schiffsvorräthe.

Es wäre um die französische Marine für lange Zeit geschehen gewesen, hätten die Herzoge von Choiseul und Praslin nicht richtigere Ansichten ins Ministerium gebracht. Diese Männer thaten Alles zur Schaffung einer neuen Seemacht. Schon 1769 zählte man wieder 64 Schiffe, 50 große Fregatten oder Korvetten; auf den Schiffswerften lagen mehrere in der Arbeit, und für 10 bis 12 hatte man noch Baumaterialien.

Am Schlusse des Jahrs 1781 besaß Frankreich schon wieder 81 Linienschiffe von 118 bis 64 Kanonen; 69 Fregatten von 40—30 Kanonen, und 141 andere Fahrzeuge, als Korvetten, Flütes, Avisoschiffe u. dgl. Alles war mit 13 bis 14000 Kanonen armirt und mit 7000 Matrosen bemannt.

In den zehn Friedensjahren, welche auf den nordamerikanischen Freiheitskrieg folgten, hätte die französische Marine beträchtlich anwachsen können. Aber sie ward im Gegentheil so gänzlich wieder vernachlässigt, daß sie in allen Häfen verschlechtert da lag.

„Die Republik," sagte der Seeminister in seinem Berichte vom 23 Sept. 1792 zum National-Konvent, „die Republik läßt auf allen Meeren hundert und zwei dreifarbige Flaggen wehen, nämlich: 21 große Schiffe, 30 Fregatten, 10 Korvetten, 14 Aviso, 2 Schaluppen, 10 Gabarren. Unabhängig von diesen bewaffneten Fahrzeugen hat die Republik noch in ihren Hauptehafen: 53 ausgebaute Schiffe, davon 34 im Stande sind, armirt zu werden, 19 aber noch mehrerer oder wenigerer Ausbesserung bedürftig sind. — Um alle diese Schiffe zu armiren, sind 10000 Kanonen von verschiedenem Kaliber nöthig; in den Seearsenalen sind nur 9147; fehlen folglich noch 1103."

Die Revolution hatte den Franzosen zugleich ihre besten Seeoffiziere geraubt; die Zerrüttungen, welche die Britten wiederholt, besonders durch Nelsons Kriegeskunst und Kriegesglück, über die mit schwachen Kräften wiederauflebende Marine Frankreichs verhängten, ließen sie nie zu einiger Bedeutung erwachsen. So hat dies Reich denn auch jetzt noch nicht Mittel genug, den Britten auf offenem Meere Spitze zu bieten, und wird sie noch in manchem Jahre nicht erlangen. Man denke nur an Großbrittanniens Marine, die mehr als ein halbes Tausend Linienschiffe und Fregatten enthält, und mit dieser gewaltigen Kette die ganze Erdkugel umschlingt, den ganzen Ozean so untersucht, daß es den französischen Schiffen schon ruhmvoll ist, nur bei einer Exkursion den Argusblicken der brittischen Kreuzfahrer glücklich entschlüpft zu sein!

Variet äten.

Aus Frankreich.

— Am 28 Febr. starb zu Dijon Philippe Denys Pierres, einer der geschäftigsten Buchdrucker Frankreichs, ein Freund Franklins, der ihm seinen eigenen Enkel Benjamin Bache in die Lehre gab; ein sinnreicher Verbesserer seiner Kunst, und selbst Gelehrter, Mitglied der Akademien von Dijon, Lyon, Rouen und Orleans. Unter der königlichen Regierung führte er den Titel premier imprimeur ordinaire du roi.

Als Künstler zeichnete er sich eigentlich minder durch typarische Pracht- anlagen aus, die seine Offizin geleitet hätte, denn durch Vervollkommnung der Kunst, Vertonsachung und Verbesserung der dazu gebräuchlichen Werkzeuge.

Schon im Jahre 1786 gab er die Beschreibung seiner neuen Presse (description d'une nouvelle presse d'imprimerie. Paris 4.) zu Verlangen der Akademie der Wissenschaften heraus. Er machte glückliche Versuche im Druck mit Goldschrift, und der Vervielfältigung der Handschriften, Zeichnungen, Landkarten, Musik u. s. f. durch die Druckerpresse.

Durch die Revolution kam der arme Mann um sein ganzes Vermögen, so daß er gezwungen war, arm und dürftig zu sein. Jahr (1807) eine kleine Stelle im Postbureau zu Dijon anzunehmen. Hier starb er vor einigen Monaten an einem Schlagflusse im 68 Jahre seines Alters. Die gesammte Akademie von Dijon verherrte sein Leichenbegängniß durch ihre Gegenwart.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 44. — den 1 Juni 1808.

Säkularisches Lied.

Am Luzerner-See, im Maimonat 1808.

Mächtig weckt die Natur schlummernde Freude auf.
Festlich grünet der Kranz, welcher das Ufer schmückt:
Blütheprangender Hügel,
Und im strahlenden See sich schaut.

Was verkündet der Lenz frecher am Alpenfuß?
Welche Feier des Jahrs lockt der Harfe Lied?
Hat sie Thaten zu singen,
Oder große Erinnerung?

Das Jahrhundert entfloh fünfmal dem Feierlauf
Schnell vergehender Zeit, seitdem der heil'ge Bund
(Feiert würdig, ihr Enkel!)
Unserer Freiheit beschworen ward.

Dort, wo höher gepflanzt, heimlich der Wiesengrund —
Ew'ges Denkmal sich selbst — hinter die Schatten sieht,
Nicht dem Himmel verschlossen,
Nur dem rauschenden Aug' entrückt;

Gab zur schützenden Stund' leise die Männertreu
(Leiser hielt noch die Nacht hörend den Odem an)
Das entschlossene Wort sich,
Zu befreien das Vaterland.

Und der Freiheit erscheint lachend der neue Tag!
Kaum vom Winke bedroht, fället die hohe Burg;
Sie entweichen, die Dränger, —
Und die Thäler entschleiern sich!

Froh begrüßt das Jahr, glücklichet Hirtenvolk,
Froh! Das Freiheitsgefühl flammet im Busen auf,
Wo Gedrückten die Kunde,
Was dem Muthe gelang', erschallt; —

Wird Begeisterung, die blutigem Tod sich weiht. —
Hellas, Lorbeerbedeckt, Roma, die blühende,
Sind allein sie zu siegen,
Oder, frei noch, zu sterben, groß?

Für den ruhigen Herd kämpft der Gebirge Sohn,
Nicht Eroberungskrieg, ahre erringt das Gut
Theurer Freiheit, erfüllend,
Was im Rüttli der Bund verhieß.

O verschwundene Zeit, als nun der Schlachten Ruhm —
Mehr die Tugend im Glück — Größe den Schweizern gab;
O gefeierter Namen,
Dem die fühlere Thräne rann!

Nein, umhülle den Blick, feiernde Muse, nicht!
Gut des Kummers jetzt los, jüngster Vergangenheit,
Nimmer rauchen die Trümmer,
Nimmer blinket des Mordes Stahl.

Digitized by Google

Sieh, die Freiheit erstand! Freie versammeln sich,
Wo die trauliche Stadt grüßend der Fluß durchströmt,
Gotthards Felsen entfallen,
Der ums Rüttli sich liebend wand;

Wo vom Frühling der See holdere Reize nimmt,
In der Krümmungen Bucht ernstere Denker lockt,
Ueber blumigten Höhen
Süß das staunende Aug' erfreut.

Nicht die Dreizehen nur stehen im Bundeskreis.
Frei sind Völker mit uns (älterer Freundschaft Lohn)
Am elysischen Leman,
Den nur Matthison schöner sang;

Und wo Sitter und Thur sittig gesellen sich,
Wo hellspiegelnd die Aar Rebengeländ umfleußt;
An Ausoniens Thoren;
An der Quelle des hohen Rheins.

Doch kein glänzendes Glück! aber bescheiden blühts
Durch der Tage Geduld. Gleiches Geschick ist nie
Den Jahrhunderten eigen,
Groß des größeren werth zu sein!

Wie die Hütte des Thals, ländlich und schwach umrankt,
Von dem Sturme geschreckt, nicht in der Tief' erreicht,
Lobt der Häuslichkeit Stille,
Und geneset Helvetien.

Geh' ins bergende Grab, altes Jahrhundert, jetzt,
Nimm die Zwietracht mit dir — nimmer erwache sie
Aus dem ewigen Schlafe —
Die dein sinkendes Haupt gedrückt.

Ihren grollenden Zank hasse der neue Sohn,
Der geboren ist, und sechstes Jahrhundert heißt
Erster Freiheit. Die Eintracht
Sei die Stärke des Neunzehnbunds.

Was der graueren Zeit Lehre der Nachwelt weis't,
Der entarteten mehr, ist es der Freiheit Schild,
Kehre wieder! vor allem
(Hör' es, Enkel!) Genügsamkeit.

Ein beherztes Geschlecht zeuget die Männer sie;
Leiht die sittsame Huld lieblicher Jungfrau; ruft
Für den Gatten die Hausfrau,
Seiner sorgenden Tage Glück.

Willst du Seherin sein, Muse? Der Vorhang decke
Lange Zukunft jetzt! — Nein! lüft' ihn verwegen nicht!
Im Vertrauen ist Ruhe, —
Tugend (pflanze das fort) vertraut.

T. M.

Reminiszenzen aus der Mark Ankona.

Sprüchwörter. Zugleich als Sittengemälde anzusehen.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Mark — wenigstens gilt es von einem großen Theil dieser Provinz — daß noch viele Sprüchwörter im Umlauf sind. Man kann voraussetzen, daß bei einem Volke, wo dieses Statt findet, sich noch nicht alle Sitte verloren haben müsse. Der Geist der Vorfahren weilt alsdann noch bei den Nachkommen, und wirkt, ihnen selbst unbewußt, in ihr Denken und Handeln ein.

Die Markesanen haben den Ruf, gute Leute zu sein, und sie sind es schon deswegen, weil sie arbeiten, denn der arbeitende Mensch ist auch der gute; wenigstens kann man bei Vergleichung mit mancher andern Gegend, zumal des römischen Staates, keiner in moralischer Hinsicht den Vorzug vor der Mark einräumen. Es scheint gewiß zu sein, daß, während sich in der Romagna alle Achtung fremden Eigenthums verloren hat, hier der Begriff des Rechtlichen doch Statt finde und walte. Das Eigenthum des Wanderers und des Siedlers sind hier minder gefährdet, als irgendwo. Man dürfte es wagen, selbst bei Nacht zu reisen, was man nirgends im ganzen übrigen Italien wagen darf, und die wenigsten Güter oder Besitzungen sind eingezäunt oder von Mauern umschlossen. Alles scheint Einer großen Familie anzugehören. Dies ist ein eben so seltener als erfreulicher und schöner Anblick, an dem sich unzählige Mal mein Auge weidete. Nirgends, wie in dem Thale des Potenzabaches und den umliegenden Orten, sah ich die Segnungen des Herbstes lange und bis sie ihre volle Reife erlangt hatten, auf Bäumen und Fluren prangen.

Ausserdem bemerkt man bei den Markesanen noch Züge und Spuren von einem Geiste, der bei den Vorfahren freilich weit einheimischer gewesen zu sein scheint, nämlich der Geist der Bedächtlichkeit und Mäßigung, während in andern Provinzen alles Sinnen und Denken der Menschen nur in dem Kreise herzloser Schlauigkeit und List herumdreht, und nur von der Furcht oder dem gemeinsten Eigennutz beschränkt wird.

Jenen der Humanität sich nähernden Geist faßt man in einem, seinem ganzen Umfange nach viel sagenden, schönen Worte, nämlich unter prudenza zusammen — ein Wort, das man nur in Italien verstehen lernt, denn selbst zusammengesetzte deutsche Worte, wie prüfende Klugheit, vorsichtiges Abwägen u. s. w., drücken den gleichsam auf alle Verhältnisse des Menschen, die innern nicht ausgenommen, sich beziehenden Geist der Mäßigung nicht aus, wie es das Wort prudenza thut.

Wenn ich ältere Personen in ihrem Thun und Lassen beobachtete, so fand ich, daß ihnen immer die Regel vorschwebte: bisogna avere prudenza, und wenn ich sie über ihr Urtheil in Ansehung des Unterschiedes der ehmaligen und jetzigen Zeit fragte, so hört' ich sie meistens darüber klagen, daß die heutigen Menschen viel intoleranter, viel stürmischer und rauher geworden seien. Ehmals dachte man, und dachte lange, eh man handelte, und fragte, was von allen Seiten erwogen das beste sein möchte! Heut zu Tage handelt man, eh man gedacht hat, und zertrümmert ohne Scheu, was wiederaufzubauen so schwer hält.

So sind mir verschiedene sprüchwörtliche Reden, die ich in der Mark vernahm, eindringlicher geworden. Denn wo

Digitized by Google

noch etwas aus der Vorzeit auf Anschauungsweise, Urtheil, Meinung, Handlung Einfluß hat, oder sonst auf das Gefühl wirkt, da findet bei einem Volke noch ein Erfahrungsheilighum Statt, ohne welches das Glaubensheiligthum wenig bedeutet. Ich will hier einige solcher alten Sprüche — detti antichi — anführen, und zugleich die Veranlassung, bei welcher ich sie vernahm, angeben.

In einer Familie waren mehrere Schwestern, und nur ein Sohn. Die Aeltern gehörten noch halb einer vorigen Zeit; der Sohn hatte alle Affektationen der heutigen Mode, und dabei war er voll Launen und hochst eingebildet. Das „einziger Sohn" war ihm so etwas Wichtiges und Großes, daß die übrigen Geschwister nur zu seinem Dienste da zu sein schienen, und jeden Mittag mußte wegen eine Extraspeise für den Auserwählten gekocht werden. Er wurde Signor Contino — Gräflein (welches aber in Italien als eine schmeichelnde Höflichkeit gesagt wird) genannt, und jedermann schien sich in die Idee zu fügen, die er selber von sich hatte. Aber eine simple Frau faßte mir ihr Urtheil über ihn in zwei Worten zusammen: Chi allieva un porco, lo fa grasso; chi allieva un figlio, lo fa matto. (Wer Ein Schwein mästet, macht es fett; wer Einen Sohn aufzieht, macht einen Narren.

Ein junges Mädchen, das für die erste Schöne des Orts galt, sich reizend kleidete, mit vielen galant that, Französisch lernen und andere Kenntnisse erwerben zu wollen Lust bezeigte, während ihr nichts anders am Herzen lag, als ihre Eitelkeit, entging dem Urtheile nicht: molto fumo, poco arrosto. (Viel Rauch, wenig Braten.)

In einer Familie, die einst eine der wohlhabendsten war, hatte sich vielerlei Verwirrung eingeschlichen. Keiner von den Söhnen des Hauses hatte Karakter, und die Eltern waren ebenfalls schwache Menschen. Ein Landmann, der in dem Hause gedient hatte, und mich auf einer Reise begleitete, sagte: dove non c'è camino, c'è fumo (wo kein Rauchfang ist, ist Rauch; wo keine Ordnung ist, da gehts verkehrt). Dann setzte er hinzu: Wer vorhersieht, schafft Rath; wer sich zu rechter Zeit mit dem nothigsten versieht, kommt durch (chi provede ripara, chi provede campa); und erläuterte das mit einfachen Beispielen. Hab' ich mich mit vier Dingen zu rechter Zeit versehen, so hab' ich für's ganze Jahr gesorgt. Diese sind — Korn, Bohnen, Oel und Heu.

Eine gute alte Frau, die viel Hauskreuz erfahren, aber nie darüber heitern Sinn und Muth verloren hatte, sagte mir einst: Ich denke so, su tutti portassero la loro croce in piazza, ognuno riprenderebbe la sua. (Wenn Alle ihr Kreuz zu Markte trügen, nähme Jeder das seinige, als das leichtere, wieder mit nach Hause.)

Ueber das Streben der Leute, schnell reich werden zu wollen, sagte mir ein achtzigjähriger Greis: Acqua piovana cadendo viene, e cadendo se ne va. (Regenwasser kommt fallend herab, und fallend geht es dahin.

Bei Umgrabung eines Platzes, wo eine alte Kirche gestanden hatte, fand sich ein altes Bild eines heiligen Franziskus, darunter standen die bedeutenden Worte: Non sempre dura l'istesso vento. (Nicht immer dauert ein und derselbe Wind.)

Ein alter Mann, der gefragt wurde, was ihn zu so hohem Alter gebracht habe, antwortete: Trockene Füße, viel Genussspeisen, wohl bedeckter Kopf und unbekümmerter Sinn. Das drückte er so aus: Boni zoccoli, buoni broccoli, buon capello, cattivo cervello.

Nichts ist mir auffallender gewesen, als wenn ich Anlaß hatte, Maximen der ältern und neuern Zeit neben einander zu vergleichen. So sagte mir z. B. eine Frau, welche eine Bildung der mittlern Zeit, zwischen der alten und neuen, erhielt: Ich habe gefunden, daß man am besten durchkommt, wenn man den Leuten, mit denen man am meisten zu thun hat, immer sehr höflich und lachend oder freundlich begegnet. — In einem Falle, wo ich selber zu handeln hatte, und nicht wußte, wie ich mit den Leuten dran war, mit denen ich in Verhältniß stand, gab mir ein junger modern erzogener Nobile, der sich in jenem Falle für mich interessirte, folgenden Rath. Er sagte: Usate d'un mezzo termine — bedient euch eines Halbwortes (das man drehen kann, wie man will); dann stellt euch ganz zufrieden, und sagt etwa: va benissimo — vortrefflich! So werden die andern sicher gemacht, und die Spannung der Gemüther läßt nach, wenn ein Paar Tage vorbei sind. Dann aber, und zwar in Gegenwart eines Dritten — denn den Zeugen, oder Absichten die man nicht kennt, scheuet man — erklärt es rasch: ho pensato meglio — non mi conviene (ich habe es reiflicher überdacht, so geht es nicht für mich), und thut, was ihr euch vorgenommen. Ich bewunderte diese psychologisch-raffinirte Schlauheit, und freute mich der lebhaftern Erinnerung an das alte, goldene Recte faciendo neminem timeas (thue recht und scheue niemand), wenn ich gleich nicht leugnen will, daß die prudenza noch einen Beisatz für gewisse Fälle machen kann. Sie würde etwa sagen: Bisogna aver considerazione de' tempi (man muß sich in die Zeit schicken). — Die sollen Recht und Wahrheit sich verleugnen, aber nicht immer dürfen sie frei und rücksichtslos auftreten.

Wirkungen der Volkserziehung in China.

(Eine Anekdote.)

Die Volksbildung in dem unermeßlichen chinesischen Reiche, in so fern sie auf Staatsregierung und auf die innere häusliche Regierung der Familien Beziehung hat, ist ganz auf den hohen Begriff von der väterlichen Autorität gegründet.

Der Kaiser von China wird als der Vater des Volkes verehrt. Das Volk ist diesem Monarchen eine Sammlung von Familien, über die er mit väterlicher Milde und Würde herrscht. Schon in der zartesten Kindheit werden den Knaben bei dem Schulunterrichte kindliche Ehrfurcht gegen den Kaiser, Gehorsam gegen das Gesetz, Achtung der moralischen Vorschriften, und der Familienanstalten, welche die Eltern, Voreltern und Ahnen hinterlassen haben, eingeprägt, und durch Schriften, Gesänge und Verse dem Gedächtnisse eingegraben.

Jeder Vater ist Kaiser, d. i. Beherrscher seiner Familie. Die Ehrfurcht, die ihm die Familienglieder erweisen, ist unbegrenzt. Wenn auch diese schon erwachsen sind, und selbst Kinder haben, so dulden sie dennoch Verweise, auch ungerechte Vorwürfe, ja selbst thätliche Beleidigungen, mit kindlicher Ergebenheit, ohne Widerrede.

Sta-Chonga, eine chinesische Dame, hatte sechs Töchter und 45 Enkel und Urenkel. Sie beherrschte diese zahlreiche Familie mit der strengsten Aufsicht und Ordnung noch in ihrem

Digitized by Google

achtzigsten Jahre. Ihre älteste Tochter, die selbst schon 60 Jahre hatte, versah etwas in der Hausordnung; die alte Dame ließ sie vor sich kommen, überhäufte sie mit Vorwürfen, und bei der orientalischen Lebhaftigkeit ihres Karakters gab sie ihr mit ihren alten Fäusten noch unsanfte Züchtigung. Die Tochter brach in Thränen und lautes Klagen aus, ohne alle Gegenwehr. Die Mutter hielt nun ein, und sagte ihr: Warum weinlagest du, Unglückliche! du thatest es doch somit nicht so, da ich doch weit härter strafte. „Gute Mutter," antwortete das duldende und gemißhandelte Weib, „ich empfinde in der Schwäche eurer Schläge die Höhe eures Alters, und nur deswegen weine ich!"

Variétäten.

Aus Frankreich.

— * Theaternachrichten aus Paris vom Monat April. Artaxerxes ist der Titel einer neuen Tragödie, die während des verflossenen Monats auf dem *Théâtre français* erschien, und mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Die Hauptpersonen des Stücks sind der König von Persien, sein Minister und ihre Söhne. Die Szene ist der persische Hof, die Handlung der Mord des Königs durch seinen Minister, der durch diese That den Thron zu besteigen gedenkt hat, aber durch die unerschütterliche Treue seines Sohnes verhindert, die Früchte seines Verbrechens zu ärndten, darüber sein eigener Ankläger zu werden gezwungen wird. Der Verfasser ist Delrieu, bis jetzt nur noch durch einige kleine komische Opern als Theaterdichter bekannt.

Nicht so glücklich als Artaxerxes war auf demselben Theater *Phaonne aux convenances*, ein Karaktergemälde, dessen Hauptperson eine Frau, selbst Hade und Gut, aufopfernd, als von den Regeln der strengsten Etikette abweichen würde. Das Stück hat nur eine Vorstellung erlebt.

Auch die vor zwei Monaten erschienene und jetzt gedruckte Komödie, *l'assemblée de famille*, wird noch oft auf den genannten Theater gegeben. Aber seit sie gedruckt worden ist, hat sie mehr Bewunderer verloren als gewonnen. Das unbefangene Urtheil in der Stille des Zimmers, geschärft gegen den Einfluß der theatralischen Vorstellung, entdeckt in dem Stücke Schwächen, die der erste Enthusiasmus überlieh. Man wundert sich jetzt, warum das Publikum ein mattes Drama (nur diesen Titel verdient man jetzt jener Komödie zu) mit einem so auszerordentlichen Beifall aufgenommen hat.

Das *Théâtre de l'opéra comique* hat während des verflossenen Monats kein einziges neues Stück gegeben. Verschiedene vorangesagten sind seit einigen Wochen auf den Ankündigezetteln, aber bis jetzt haben unpäßlichkeiten ihrer Vorstellung verzögert.

Auf dem *Théâtre de l'Impératrice* ist *le mari juge et partie* erschienen. Das Theater besitzt schon eine *femme juge et partie*. Dieser Vorrath, ihr ein Seitenstück zu geben, ist verwunderlich.

Mit großem Beifall wurde auf demselben Theater ein neues Drama aufgenommen, das *l'école des juges* betitelt ist. Die französischen Bühne hat fast für jeden Stand eine *école*: *l'école des pères*, *des mères*, *des hommes*, *des femmes*, selbst *l'école des avaires*. Nur eine *école des juges* fehlte ihm noch. Ein Richter soll einen Angeklagten verurtheilen; erklärt ihn aber nicht nur, trotz der überzeugendsten Gegenbeweise, für unschuldig, sondern sich selbst als den Thäter des jenem anhedichteten Verbrechens.

Eine dritte Neuigkeit des genannten Theaters ist *bon naturel et comité*, ein ziemlich treues Gemälde der Sitten der Zeit. Der Verfasser stellt eine junge Frau auf, die, obgleich Mutter, noch leichtsinnig genug ist, seinste Vergnügen der Liebe ihres Gatten und dem Geschäfte der Erziehung ihres Kindes vorzuziehen. Das Stück ist in Versen geschrieben, und hat einigen Beifall erhalten.

Auf den kleinern Theatren ist nichts von Bedeutung erschienen. Das *Théâtre du Vaudeville* hat, außer *Pétourderie ou comment sortira-t-il de-là*, eine Kleinigkeit, die nur mittelmäßigen Beifall erhielt, nichts Neues gegeben.

Auf dem *Théâtre des variétés* ist mit Vergnügen gesehen worden: *Clovisinet ou le dernier vrai engraine*, eine Posse, in welcher Brunet, der Lieblingsschauspieler dieses Theaters, die Rolle eines Schiedsrichters spielt, der drei seiner Mitverwerber um ein junges Mädchen betheilt.

Das *Théâtre de la gaité* hat nach seinem viel bewunderten *pied de mouton*, *queue de lapin* u. s. w. auch eine *peau d'âne* verfaßt, ein dramatisirtes Ammenmährchen, das, wie fast alle Stücke dieses Theaters, mit großem Beifalle aufgenommen worden ist.

Aus Deutschland.

— * Man hat in der Ferne durchaus keine Vorstellung von dem Elende, welches im nördlichen Deutschland, besonders im Preußischen herrscht. Alles tönt von Klagen, wohin man kommt; der Druck dauert fort, und eben darum ist der Schmerz nur empfindlicher. Im Schoose langen Friedens an einen allgemein verbreiteten Wohlstand gewöhnt, ist jede Entbehrung nun doppelt ermüdend. In vielen dieser Gegenden war der Wohlstand der Einwohner weit mehr ein Werk mühsamer Kunst, als Geschenk der besondres in den Sandyzegenden nicht gar freigebigen Natur. Genug, Preußens Glück ist auf eine weite Reihe von Jahren zerstört. — Der siebenjährige Krieg ließ nur leichte Narben zurück, die noch dazu von den schönsten Lorbeeren verdeckt wurden. Aber dieser Krieg, er läßt keine Narben zurück — nein, es sind schauderhafte Verstümmelungen — — statt der Lorbeeren nur Beinbleichen.

Man hatte von der Leipziger Ostermesse keine gar große Erwartungen; aber auch diese sind nicht einmal erfüllt worden. Die Messe des Buchhandels ist besonders sehr schlecht. Alles liegt danieder. Die Hamburger, Dänen, Breslauer, Berliner, Königsberger, Danziger Handlungen haben ungeheure Ballen unverkaufter Waare wieder mit zur Messe zurückgebracht; eben so die Hannoveraner, Braunschweiger und Westphälinger, welche fast keinen Verleger gehabt hatten. Manche behaupten, von dem, was verkauft war, sei die Hälfte, und die andere Hälfte ward auf neue Rechnung gestellt; manche hätten gern Geniger statt Mine gezahlt. Mehrere von den beliebtesten Journalen angekündigten Buchhandlungen sind in so geringer Zahl abgesetzt worden, daß ihre Verleger mit ofenbarem Schaden die Fortsetzungen liefern, sei es aus Vorliebe für ihr Unternehmen, oder aus Ehrgeiz. Eine Darstellung des Buchhandels aus unsern Tagen, in Vergleichung mit dem, wie er noch vor zehn Jahren war, würde allein schon ein lehrbares Bild von den gegenwärtigen traurigen Zeiten geben können.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 44.

M. Tullius Cicero's sämmtliche Briefe,

übersetzt und erläutert von C. M. Wieland.

„Eine Uebersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers, halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unsers Geschlechts für unsere und die zukünftigen Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsere jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagete."

Dieses Wort eines Meisters, dem die Gabe, auf diesem Wege die Humanität zu fördern, in vorzüglichem Grade wurde, gibt vielleicht den günstigsten und heiterssten Standpunkt, das oben genannte Werk zu betrachten. Dem ehrwürdigen Greise, dem wir es verdanken, ist es in den Tagen seines Alters freudige Stärkung, in den vaterländischen Kranz, der seine Schläfe ziert, auch manche duftende Blume des Alterthums zu flechten, die er mit kundiger Hand auf den heimischen Boden verpflanzte. Er selbst versichert in der Vorrede, in der mühsamen Arbeit, deren Erstlingsfrüchte jetzt vor uns liegen, ein entschiedenes Mittel gefunden zu haben, sich aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt, unter andere Menschen zu versetzen; und er glaubt sich in der Wahl dieses Mittels um so weniger getäuscht zu haben, da er diese schwere Arbeit mit immer steigendem Kraftgefühl fortsetzte, und auf eine Art zu vollenden hofft, daß er diese Welt mit dem Troste verlassen könne, die letzten Jahre oder Tage seines Lebens nicht ohne alles Verdienst um die Deutschen, die er mit einem herzzerschneidenden Worte seine geliebten Sprachgenossen nennt, zugebracht zu haben. — Nein, edler Greis, diese Hoffnung hat dich nicht getäuscht. Was dir Erholung gab, wird sie auch gewiß nicht wenigen Deutschen geben, denen ohne dich eine der vielsinnigsten und bedeutungsvollsten Stimmen der Vorzeit noch nicht vernehmlich geworden wäre. Es ist die Stimme eines Mannes, der als Mensch und Staatsmann auf einer sehr hohen Stufe stand, der mitten im Gewühl der mannigfaltigsten und schwierigsten Staatsgeschäfte seinen reinen Sinn für menschliche Würde und menschlichen Genuß stets lebendig erhielt, der in einer sehr schicksalsvollen Periode, im Konflikt mit Menschen von der größten geistigen und leidenschaftlichen Kraft, das Steuer des sinkenden Staatsschiffes eine Zeit lang redlich führte, eine Zeit lang an jeder Rettung desselben schwermüthig verzweifelte, und endlich zugleich mit ihm im Sturme versank. Diesen außerordentlichen Mann sehen wir in diesen Briefen alle Eigenthümlichkeiten seines Geistes und Herzens entfalten, wie ihn der Wechsel seiner öffentlichen und Privat-Verhältnisse stimmt. Besonders gewinnen ihm die Briefe an seinen Atticus und seinen Bruder unsere Achtung und Bewunderung: denn sie sind ein redender Beweis seines für alles Gute, Wahre und Schöne offenen Sinnes; seiner aufopfernden Theilnahme an dem Wohl und Wehe seines Vaterlandes, seiner Freunde, Verwandten und Wohlthäter; seines edeln Unmuthes über den aufgelösten Zustand der Republik, die schreienden Mißbräuche in allen öffentlichen Verhandlungen, das erschütterte Ansehen des Senats, die Zwietracht der edelsten Stände, den Egoismus der Mächtigsten, die Feilheit der Richter und die Herzlosigkeit der Jugend; sie bezeugen uns seine rastlose, immer weiter strebende Thätigkeit, die schon in dem Knaben durch den Homerischen Vers: „Immer der Erste zu sein und vorzustreben vor andern" angefacht wurde; seine Erhabenheit über viele Nationalvorurtheile; seine innige Verehrung der edlern Musenkünste, welche in ihm durch die Schulen und Werke Griechenlands belebt wurde. Aber sie wecken auch unsere Bewunderung der feinen Gewandtheit, womit er sich in seinen geschwinkten, politischen Freundschaften benahm, und lassen uns nicht nur die feinern Faden in dem Gewebe seiner eigenen Handlungen, sondern auch in dem Gewebe der politischen Verhältnisse jener Zeit, schärfer, als es ihm selbst möglich war, erkennen. Und durch dies alles werden sie, was im Anfang gesagt, ein unschätzbares Bruchstück aus dem großen Gebäude der Bildung unseres Geschlechts; beleben eine einsichtsvolle Theilnahme an allem was menschlich heißt, und leiten zu einer ernsten, jede Thätigkeit weise regelnden Betrachtung einer Gegenwart, die mit

Digitized by Google

derjenigen, worin Cicero lebte, so viele Züge gemein hat, oder, um das Gelagte zu berichtigen, sie würden dazu leiten, wenn nicht die Prophetenstimmen der Vorwelt von jeher das Schicksal der Cassandra gehabt hätten.

Von dieser Seite betrachtet, springt der bildende Werth dieser Briefe am schnellsten in's Auge. Doch sie haben noch eine andere Seite, die sie dem großen Haufen der sogenannten gebildeten Welt nicht weniger empfehlen wird. Denn sie werden ihm vielleicht eine Art des Genusses gewähren, dessen Befriedigung sich heut zu Tage Zeitungen und das ganze Heer des journalistischen Allerleis vorzüglich angelegen sein lassen. Jener Theil des Publikums nämlich wird hier das ungemeine Vergnügen geniessen, von einem großen, ausserordentlichen Manne viel Kleinliches und Gemeines zu erfahren, manche heimliche Dinge, dem Freunde vertraulich in's Ohr gesagt, manche Lächerlichkeiten, Schwachheiten, Uebereilungen, Thorheiten, manche Anwandlung von Leichtsinn und Leidenschaft; auch wird sich hier und da an Ergerlichen Anekdoten von andern großen Männern die kleinstädtische Neugier weidlich erlaben können, und dem moralisirenden Eifer gar oft ein erquickendes: „Ei, ei, das hätt' ich nicht gedacht!“ entlocken. Freilich, der große Mann mit allen seinen Geistesverwandten, die jenen aufgeklärten Leuten hier eben als ihres gleichen oder wohl noch geringer, erscheinen möchten, ist schon seit mehr als achtzehnhundert Jahren todt. Ein übler Umstand. Für den Verleger möchte es ersprießlicher scheinen, sie lebten noch. Indeß hat der Uebersetzer trefflich dafür gesorgt, das ganze damalige Theater mit allen handelnden Personen den Lesern zu vergegenwärtigen, so daß nur eine mäßige Fantasie dazu gehört, um aus der Lektüre dieser Briefe das gewohnte Vergnügen wenigstens in einem ziemlichen Grade zu schöpfen.

Aber wenden wir uns von dieser Ansicht zu dem, was Wieland geleistet hat, um den edlern Genuß dieser Briefe zu erleichtern. Sollten sie werden, was sie sind, eine lehrreiche Seelengeschichte des Cicero und eine warnende Staats- und Sittengeschichte seiner Zeit; so mußten sie vor allem aus dem Chaos, worein sie zusammengewürfelt sind, herausgerissen und der Zeitfolge nach geordnet werden. Dies ist geschehen. Die beiden ersten Bände, die vor uns liegen, enthalten die Briefe an Atticus, Brutus und verschiedene andere Zeitgenossen von dem Jahre Roms 685 an bis 699, insgesammt durch schicklicke Abschnitte in fünf Bücher gesondert. Um den Leser vorläufig zu orientiren, ist jedem Bande ein sehr zweckmäßig ausgearbeiteter Theil der Ciceronischen Lebensgeschichte, in chronologischer Uebersicht, vorangeschickt, und jedem Buche eine Anzahl Erläuterungen angehängt, so viel der Uebersetzer zum genauern Verständnisse des einzelnen unentbehrlich glaubte.

Was zuvörderst die neue Anordnung der Briefe betrifft, so hat sich Wieland darin nach Nagazzoni und Mongault gerichtet. Doch ist ihm, dem sonst nicht leicht etwas entging, was von Manutius bis auf Laguna für den Cicero gethan worden, ein Haupthülfsmittel für jenen Zweck und die Ciceronische Zeitgeschichte überhaupt vielleicht unbemerkt geblieben, nämlich das sehr seltene Werk des gelehrten Schotten Guillielmus Bellendenus de tribus luminibus Romanorum. (Parisiis 1634, fol.) Es bedarf keiner Erinnerung, wie sehr durch diese neue Anordnung das Ganze einen hohern Reiz und gleichsam einen dramatischen Karakter gewonnen hat. In wie fern diesem Vorzuge auch die Uebersetzung entspreche, darüber möchte das Urtheil nach dem verschiedenen Gesichtspunkt, aus dem man sie betrachtet, sehr verschieden ausfallen. Wer, ohne das Original vergleichen zu können, den Cicero mit allen seinen persönlichen Vorzügen und Mängeln, im Senat und auf dem Forum, wie in der liberalen Muße seines Landgutes im Schoose der Seinigen; in Begeisterung über die durch ihn gerettete Republik und in tiefer Schwermuth oder bitterer Gleichgültigkeit über die vernichtete; auf dem Gipfel seiner Glorie und im tiefsten Jammer des Exils; in seinen Freundschaften und Feindschaften, seinen Hoffnungen und Besorgnissen, in allem seinem Handeln und Dulden, kennen lernen will; wer einen Weg sucht, durch Vergleichung der großen Welttragodie der Gegenwart mit einer ähnlichen der Vergangenheit das zu erringen, was nach dem Aristoteles die Tragödie des griechischen Theaters bereitet: Reinigung der Leidenschaften; wer das Terenzische: „Mensch bin ich, was menschlich heißt achte ich mir nimmer fremd“, in reicher Fülle belehrender Beziehungen zu erfühlen strebt: kurz, wer einen blos reellen Genuß wünscht, der wird dieses Geschenk Wielands nicht ohne Befriedigung und Dank aus den Händen legen.

Wer aber, mit dem Original vertraut, seinen Nachklang der Ciceronischen Ursprache zu vernehmen, wer das Gepräge des Römercharakters auch in dem deutschen Nachbilde wiederzufinden wünscht; wer, von Voß's Meisterwerken verleitet, ein Kunstwerk erwartet, in dem auch die reiche, vieltönige, kraftvolle Gediegenheit unserer Sprache gesteigert erscheine; wer, um es mit einem Worte zu sagen, mit dem reellen Genusse nicht zufrieden, auch den ästhetischen sucht: der könnte sich wohl in seinen Erwartungen getäuscht finden. Schwerlich wird er in der gegenwärtigen modernen Gestalt die antike erkennen; sehr oft wird er jeden Nerv der Energie abgespannt, den männlichen Numerus verweichlicht, die scharfe militärische Geschlossenheit der Glieder aufgelöst, den Laconismus in Galliciismus verwandelt und fast jede Spur der maiestas Romana verwischt sehen, so daß ihn, wenn es nicht die römischen Namen und Sachen verböten, nicht selten die Vermuthung überschleichen könnte, die Nachbildung eines französischen Originals zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 45. — den 4 Juni 1808.

Statistische Notizen über den wenig bekannten Kanton Lecco, im Departement del Lario.

(Aus amtlichen Nachrichten gesammelt.)

An der mittäglichen Seite von Taceno, und bestimmt auf der Höhe von Ballabio, befindet sich das Gebiet von Lecco, und der See, der es bespült. Dieser Kanton des Königreichs Italien hat siebenzig Quadratmeilen Oberfläche; seine Form ist die eines Dreiecks, dessen eine Seite vier Meilen lang vom See bespült wird. Ein mildes, warmes Klima begünstiget zu allen Jahrszeiten die Vegetation, so daß sogar Oliven, Zipressen und Zedern im Freien wohl gedeihen.

Will man mit einem Blick den schönsten und malerischsten Theil dieses von wenig Fremden besuchten Landes übersehen, muß man sich dem See gegenüber an den Fuß des Berges Barro stellen, von wo aus man, in dem engen Bezirke von zwolf italienischen Meilen, zehn amphitheatralisch stehende Dörfer und die 240 Ellen lange, aus eilf großen Bogen bestehende Brücke von Lecco zu gleicher Zeit wahrnimmt.

Drei Flüße durchströmen das Thal, oder vielmehr den Kanton: der Grenzone, der Caldone und der Bione. Alle dienen zu den vielen Seiden-Filatorien, Eisen- und Kupferhammern, welche den Handel des Kantons so blühend machen. Die vielen Bergbäche, welche sich besonders bei starkem Regenwetter gewaltiger in diese Flüsse ergießen, machen dieselben oft reißend und nicht selten gefährlich. Der Caldone ist wegen seines gesunden Wassers berühmt, welches noch dadurch merkwürdig ist, daß es im Jahre 1500 warm war; aber gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts so äußerst kalt geworden ist, daß, wenn man jetzt in der Gegend von Balaccio ein Glas hineintaucht, dies auf der Stelle springt und bricht.

Die Bevölkerung des Kantons besteht aus 12,894 Einwohnern. Der Estimo censuario ist 318,076 Scudi; wenn man nun jeden Scudo d'Estimo im Handel zu vier berechnet, so entspringt ein Kapitalwerth der Grundstücke von 1,272,304 Scudi, woraus sich der Werth der jährlichen Zirkulation, das Brutto-Produkt zu fünfzehn Prozent angenommen, auf 190,845 Scudi oder 1,145,070 Lire ergibt.

Thiere und ihre Produkte.

Seidenwürmer sind der Hauptgegenstand der Kantonal-Industrie.

Die Bozzoli (Puppen des Seidenwurms) des ganzen Kantons belaufen sich jährlich auf 4000 Rubb; diese betragen, zu 35 Lire gerechnet, die Summe von	L. 140,000
Man berechnet auf das dabei verwandte Kapital nebst dem Gewinnst 33 Prozent, welches beträgt	46,200
Die rohe Seide, welche vom Monte di Brianza, aus dem Mailändischen, Cremaseischen und Bergamaseischen eingeführt und für Rechnung dieser Länder bereitet wird, belauft sich auf 7012 Rubb, welche, zu 35 L. gerechnet, die Summe von 245,420 L. ausmachen; 33 Prozent für Kapital und Gewinn betragen	80,988
Bei den achtzig Spinnmaschinen sind 350 Männer und Knaben, und über 3000 Weiber angestellt. Der Mittelpreis des Tagelohns für Männer ist 30, für Weiber 12, und für Knaben 10 Soldi.	
	L. 267,188

L. 267,188

Die Spinnmaschinen des Hrn. Stefano Bovara sollen vorzüglich gut sein, und 25 Prozent an Arbeitslohn ersparen.

Fische. Der Fischhandel von Lecco ist beträchtlich, besonders nach Mailand, Bergamo und Brescia. Man berechnet den wöchentlichen Fang auf 370 Rubd. Der Mittelpreis, zu 15 L., würde jährlich die Summe von 288,600 L. betragen; da aber nicht alle diese Fische im Kanton gefangen, sondern zum Theil nur dahin zu Markte gebracht werden, so rechnet man hier . . 100,000

Der Gewinn an Schnecken, welche aus den Schweizerkantonen Glarus und Graubünden eingeführt werden, belauft sich auf 6,000

Der Totalwerth der Thier-Produkte und des Gewinns wäre also . . . . . L. 373,188

Vegetabilien und ihre Produkte.

Die Produkte des Pflanzenreichs im Kanton Lecco sind folgende:

Wein, ohngefähr 16000 Brente, welche, die Brenta zu 18 L., einen jährlichen Werth betragen von L. 288,000

Oliven, 12,500 Star, jeden Star zu zwei grossen Pfunden Oel und das Pf. Oel zu 2 L. berechnet . . 50,000

Forment, 600 Malter (Moggio), jeden Moggio zu 40 L., betragen 24,000

Türkenkorn, 2600 Moggio, zu 18 L. 46,800

Heu, 11,515 Bürden, zu 6 L. 69,090

Hülsenfrüchte, 150 Moggio, zu 18 L. . . . 2,700

Rüsse, 300 Moggio; auf jeden Moggio zwei Pfund Oel gerechnet, geben 3600 Pf., welche, zu 30 Soldi, betragen 5,400

Kastanien, 2500 Moggio, zu 10 L. 25,000

Heidekorn, 460 Moggio, zu 12 L. 5,520

Hanf, 300 Rubd, zu 10 L. 3,000

Man fügt hierzu noch den Gewinn zweier an dem Kanal Fiumicella, gelegenen Papiermühlen, und berechnet den mittlern Werth derselben zu 12,000

Der Gesammtwerth der vegetabilischen Produkte beträgt folglich in . . . . . L. 531,510

Mineralien und ihre Produkte.

Eisen und Kupfer. In der Gemeinde Aquate, auf dem Monte Erna, findet sich eine von Alters her vernachlässigte Eisenmine, die man zwar jetzt benutzt, wovor aber das Mineral so hart ist, daß man zum Schmelzen zwei Drittel Mineral aus andern Gruben nehmen muß, und doch noch eine so ausserordentliche Menge Kohlen braucht, daß nur ein sehr kleiner Gewinn davon kommt.

Dieser Kanton besitzt eine einzige Eisenschmelze, die sich zum Theil des Eisens von erwähnter Mine bedient; dagegen hat er fünfzig Eisenhammer, sechzig Eisendrathzüge, nebst einer grossen Menge kleiner Schmieden und Laden, wo das Eisen in kleine feine und grobe Waarenartikel, als glänzende Ketten, feine Nägel u. s. w. verarbeitet wird.

Ferner sind daselbst zehn Kupfergiessereien, wo Gefäße von allerlei Größe, nach Art der Fabrik von Carinzia, gegossen werden. Die Industrie und Kunst der Kupferarbeiter des Kantons Lecco ist weit herum berühmt, und ihre Waare wird im Neapolitanischen, Toskanischen, Venezianischen, selbst in der Schweiz sehr gesucht.

Die oben erwähnte Eisenmine liefert so wenig und schlechte Waare, daß sich die Eisenfabriken des Kantons meistens fremden Eisens bedienen müssen, welches sie größtentheils von Dongo und aus den Bergamaseischen Thälern Val Brembana, Seriana und Trompia beziehen. Man rechnet die Menge dieses eingeführten Eisens jährlich auf 120,000 Rubd; wenn nun der Rubd zu viertehalb Lire angenommen wird, so ergibt sich eine Summe oder der Werth von 630,000 L., und eben auf diesen Werth wird ein großer Theil des Kapitals des Kantons verwandt. Nimmt man, daß der Arbeitslohn und Gewinn das Vierfache des ersten Stoffes oder des rohen Eisens betragen, so gibt dieser einzige Artikel dem Kanton Lecco eine Zirkulation von 2,520,000 L.

An Kupfer wird verarbeitet 28,800 Rubd; es kommt von Venedig und Genua her. Berechnet man nach dem Mittelpreise den Rubd zu 30 L., so gibt dieses einen Werth von 864,000 L., auf dem das Kapital des Kantons sich neuerdings beträchtlich vermehrt. Es ist zu bemerken, daß ein Theil dieses Kupfers nicht vollkommen verarbeitet ausgeführt wird, und deswegen kann man die Erhöhung des Werths nebst Gewinn nicht höher als 40 Proz. berechnen. Des bis zum wirklichen Hausgebrauch verarbeiteten Kupfers ist wenig; man hält sich daher an den Maasstab von 40 Prozent, nach welchem in diesem Industrie-Fach innerhalb des Kantons jährlich zirkulieren 345,600 L.

— Der Mittelpreis des Taglohns in den Eisen- und Kupfer-Fabriken ist ungefähr 50 Soldi; die Zahl der angestellten Arbeiter belauft sich auf 2500.

Kalköfen. Der Kanton Lecco hat deren zwölf, nahe am See, am Fuße eines an Kalksteinen reichen Berges, gelegen. Jeder Ofen verzehrt in jedem Brande den Werth von 350 L. an Holz. Angenommen, daß jährlich vierzigmal in denselben gebrannt werde, so ergibt sich auf jeden Ofen ein jährlicher Verbrauch von 14,000 L. an Holz. Das jährliche Produkt eines Ofens, jeden Brand zu 280 Zentner gerechnet, ist 11,200 Zentner; diese mit 12, als der Anzahl der Ofen, multiplizirt, ergibt sich die Totalität von 134,400 Zentner. Rechnet man nun den Zentner zu 2 L. 5 S., so hat man einen jährlichen Werth von 302,400 L. Die Zahl der dabei angestellten Arbeiter ist beiläufig 110.

Der Markt von Lecco.

Der Reichthum des Kantons besteht nicht bloß in Erzeugnissen und Manufakturprodukten, sondern auch im Transithandel. Alle Sonnabende ist im Hauptort des Distrikts der Markt, auf dem ein ungemeiner Verkehr und Tauschhandel getrieben wird, indem von allen Seiten Waaren, Käufer und Verkäufer herbeiströmen. Die Hauptwaaren bestehen in rohem und verarbeitetem Eisen, Kupfer, Vieh, Seide, Bau- Schreiner- und Wagnerholz; in einer ausserordentlichen Menge Kornfrüchten, als Reis, Forment, Mais, Hirse u. s. w.; ferner in Oelen, Weinen, einiger Leinwand, und andern weniger bedeutenden Artikeln.

Der Werth, welcher alle Sonnabende auf diesem Markte zirkulirt, mit Inbegriff der Tauschkontrakte, kann ungefähr auf eine halbe Million berechnet werden.

Der große Flor dieses Markts ist großentheils den leichten Transportmitteln zuzuschreiben, die sich hier von allen Seiten darbieten, sowohl auf dem See und der Adda, als zu Lande

Digitized by Google

auf den vier Hauptstraßen nach Valsassina, Bergamo, Mailand und Como. Freilich hätten alle diese Straßen eine Ausbesserung wohl verdient, besonders aber die, welche durch Lecco führt.

Sittenschilderung.

Der Mangel an Unterricht und Erziehung wirkt auch in diesem Kanton sehr nachtheilig auf den Karakter der Einwohner. Die Verbrechen sind zwar selten, was man aber meistens den vielen Hülfsmitteln, welche die Industrie zum Erwerb aller Bedürfnisse darbietet, zuschreiben kann. Die Einwohner von Lecco sind besonders handelsüchtig und gewaltthätig; ihre Herzen sind so finster, als ihre gesäucherten Gesichter. Kleidung und Nahrung sind nicht so einfach und ärmlich, als sonst wohl in den Bergegegenden Italiens der Fall ist; die Lebensart ist von derjenigen des Bauern im ebenen Lande wenig verschieden.

Die Männer haben ein gesundes, starkes Aussehen; die Weiber hingegen sind schlecht geformt, und haben eine sehr widrige Farbe.

In der Gemeinde Lecco ist auch nicht ein einziger Schulmeister, welcher schreiben und lesen lehrte; und die Hausväter, denen an dem Unterricht ihrer Kinder am meisten gelegen sein sollte, denken nicht einmal daran, die Regierung um Errichtung von Schulen anzusuchen. Die Unwissenheit dieses und der benachbarten Kantone ist gewiß das größte Hinderniß an dem Aufblühen der Künste.

Rekapitulation.

Werth der Produkte aus dem Thierreiche . . .	L.	373,188
Werth der Pflanzen-Produkte		531,610
Werth der mineralischen Produkte		3,168,000
Der Transit-Handel, nebst andern weniger wichtigen Artikeln kann geschätzt werden		200,000
Total	L.	4,272,698

Man hat oben angenommen, das Brutto-Produkt der Landwirthschaft belaufe sich auf 1,143,070

Daher sich dann ergibt, daß Handel, Industrie und Künste ertragen 3,127,628

Mithin geben Handel, Industrie und Fabriken ungefähr drei Viertel des jährlich im Kanton Lecco zirkulirenden Produkts.

Dieser Kanton verdient besonders in Rücksicht seiner Fabrik-Industrie Schätzung und Nachahmung. Sein Feldbau hingegen scheint im Verhältniß der vielen begünstigenden Umstände nicht vorzüglich zu sein. Dies ergibt sich noch besonders aus dem auffallenden Mißverhältnisse zwischen den verschiedenen Pflanzen-Produkten. Wichtiger aber noch wären für dies industriöse Volk zweckmäßige Schul- und Unterrichts-Anstalten; sie würden sowohl seine Sitten verbessern, als seine Industrie erhöhen und seinen Wohlstand erweitern. — Wer sollte wohl daran zweifeln, daß Napoleon, der große Beförderer des Gewerbsfleißes, diesen kleinen, aber thätigen Winkel seiner Staaten nicht möglichst begünstigen und besonders durch gute Schulanstalten zu beglücken wird?

Die Kolonien der europäischen Mächte in fremden Welttheilen.

Im riesenhaften, vieljährigen Kampf Brittanniens und Frankreichs bemeisterte sich jenes der herrlichsten und reichsten Inseln, Küsten und Handelsplätze ferner Indien; dieses der reichsten und blühendsten Hälfte Europens. Großbrittannien ward Herrin aller Waaren und Märkte; Frankreich aber gebietend über Vermögen und Willen der Käufer. Der Handel stockt; die ganze Welt leidet. Der Krieg wüthet fort mit alles vernichtender Behartlichkeit.

England, im Besitze der unermeßlichen Schätze aller Indien, kann ohne den Umfang seines Waarenreichthums nicht bestehen. Es verdirbt mitten unter angehäuften todten Reichthümern. — Das feste Land Europens, ohne die Produkte des Orients und Occidents, erliegt unter drückender Theurung; ihm wird, als wären noch kein Colomb, kein Gama geboren.

Trotz der fürchterlichen Rüstungen Napoleons gegen das meerumgürtete Albion, konnte er dieses doch bisher nicht mit seinem Schwerdt erreichen. Es sind ihrer viele, welche zweifeln, daß es je mit Glück geschehen könne. In diesem Falle würde der gegenwärtige Handelskrieg — denn nichts anders ist er, und dabei der außerordentlichste, wie ihn die Weltgeschichte nie gekannt — noch lange dauern. Es würde nur der erst Sieger sein, welcher am längsten des andern entbehren könnte.

Frankreichs Macht und Größe ohne Seehandel, wäre keine Größe, und selbst mit folgenden Zeiten eine unsichere Macht. Denn was England durch die Gewalt seines Goldes leisten könne, hat Europa empfunden.

Englands Herrlichkeit und Reichthum aber würde schneller verschwunden als entstanden sein, wenn es mit dem Europa beherrschenden Frankreich seinen Handel, seine Kolonien theilen sollte, ohne Bürgschaft, daß ihm nie wieder die Häfen und Handelsplätze der Europäer verschlossen würden. Denn, steht Frankreich im Mitbesitze des Welthandels, und im Alleinbesitze der vorzüglichsten Handelsstaaten des Kontinents: was hätten die Britten noch? — Einen beschränkten Handel, der keinen Tag Sicherheit genosse.

Vertheilung der Kolonien unter den Seemächten Europa's.

Bisher waren die Kolonien in den fremden Welttheilen, diese Hauptquellen des großen Handels und europäischer Industrie, sehr ungleich vertheilt. Frankreich, im Verhältnisse zu seiner Größe und Bevölkerung, obgleich eine der bedeutendsten Seemächte, hatte unter den fünf europäischen Staaten, welche Kolonien besaßen, immer den geringsten Theil, oder, um bestimmter zu reden, nur den zwanzigsten Theil gegen das, was andere, im Bezug auf ihre Population, besaßen.

Holland, mit einer Bevölkerung von 1,800,000 Seelen, besitzt (oder vielmehr besaß vor dem jetzigen Kriege) Curaçao, die Hälfte von St. Eustache, Surinam, Demerari in Amerika; die herrliche Kolonie am Kap der guten Hoffnung in Afrika; ferner Ceilan, Malacca, Sumatra; die Nordküsten von Java, wo Bantam, Batavia und Tschiribon sind; verschiedene Stellen auf der Ostküste; die Etablissements auf der Insel Madagascar, auf den Küsten von Borneo, Malabar und Coromandel in Asien.

Portugall, von etwa zwei Millionen Seelen bevölkert, hat in Amerika den südlichen Theil von Guiana, das ungeheure Brasilien, reich an den schönsten und köstlichsten Erzeugnissen; — Madera, die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirges, Mozambique und viele Comptoirs in Afrika, so wie in Asien Macao, Diu, Goa und Daman.

Digitized by Google

Spanien, dessen Population sich nur zu zehn Millionen erhebt, erliegt gleichsam unter der Masse seiner weitläuftigen Besitzungen. Ihr gehören von den Antillen Portorico und Cuba: auf dem amerikanischen Continente die vier Vicekönigreiche von Mexico, Neu-Grenada, Peru und Buenos-Ayres: die vier General-Gouvernements von Goatimala, Yucatan, Chili und Caracas, die zwanzigmal größer als Spanien sind; — desgleichen in Asien die ihm in so vieler Hinsicht beschwerlichen Philippinen, welche für jede andere Nation, die den Reichthum dieser prächtigen Eilande zu benutzen wüßte, unermeßliche Vortheile gewähren würden.

Frankreich, bei seiner übermächtigen Größe gegen alle andere Staaten des europäischen Continents, wie dürftig ausgestattet steht es in Rücksicht der zum Handel dienlichen Kolonien da? — Das weiland blühende St. Domingo, die Perle seiner Kolonien, ist dahin; es hat Martinique, das im J. 1788 nur für 25/40,000 Franken Kolonialprodukte, und Guadeloupe, das in dem gleichen Jahre nur für 26 Mill. Franken ins Mutterland schickte; ferner Cayenne und Französisch-Guiana, die wahrscheinlich aus dem Kindheitsalter zur Altersentkräftung unmittelbar übergehen; trotz aller Aufopferungen und Sorgen, welche die Regierung für diese undankbaren Pflanzstätten hatte. Der Werth ihrer Exportation betrug im Jahre 1788 noch nicht volle 100,000 Franken. Die Isle de France (hat 10—11 Millionen Exportation), Isle de la Reunion (8—9 Millionen jährlicher Exportation), und die beiden winzigen Punkte von Gorea und St. Louis.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variet ä ten.

Aus der Schweiz.

— * Kaum war dem Wunderthäter Fruoni in Uri, dessen die Variet äten dieses Journals in No. 40 erwähnten, von seinen Obern das thaumaturgische Unwesen untersagt, so erstand schon wieder ein zweiter Schwärmer dieser Art, mit gleichem Zaubergaben ausgerüstet. Dieß ist ein Herr Peter, gebürtig von Luzern, Kaplan im Kanton Unterwalden, und zwar in dem am über des Vierwaldstädter-Sees gelegenen Filialdorfe Kerrikon. Er benimmt sich obngefähr auf dieselbe Weise, wie sein Vorgänger, um Krupvel und Lahme zu heilen. Alles wirkt er durch die Magie des Glaubens und mit dem Namen Jesu.

Dieser neueste Wunderthäter Peter ist, was man obnedem leicht glauben wird, ein Mann von geringen Geistesgaben und sehr beschränkten Kenntnissen. Er erfreut sich bisher ganz besonders darin, kleine Altäre auszuschmücken, seltsame Vorräthe von der Kanzel herab zu lassen, sich wie ein Missionär zu kleiden, und in vielerlei Dingen den Sonderling zu spielen. Es scheint vollkommen überzeugt zu sein, die Vorsehung habe seine Wenigkeit zum außerordentlichen Werkzeug erkoren, den ewigen Gang der Natur durch Wunder zu unterbrechen, um einigen Aerzten und Chirurgen zu beweisen, daß der Name Jesu wirksamere Arzenei sei, als jede andere.

Und, man muß es gestehen, während in andern Ländern die Geistlichen über Abnahme des Glaubens klagen, ist in der Schweiz davon noch eine Fülle. Dies beweiset das Zudrängen der Menschen erst vor Kurzem zum Wunderthäter Fruoni, dann vor einigen Wochen zum Wunderthäter Peter. Nicht nur Katholiken eilten schaarenweise nach Kerrikon zu dem Manne, der während seines Lebens schon größere Wunder verrichten wollte, als die meisten Heiligen erst Jahrhunderte nach ihrem Tode konnten, sondern wie man versichert, selbst viele reformirte Berner und Züricher waren unter den kranken Glaubigen, die zu ihm wallfahrteten. An einem einzigen Sonntage, am 15 Mai, waren 25 große Schiffe zu Kerrikon gelandet, und mehr als fünfhundert Personen drängten sich zu dem Wundermanne, der außerdem täglich 50—100 Menschen vor seiner Thüre hatte, die sich nun ihm mit dem Jesu-Namen heilen lassen wollten.

Wie man hört, ist aber auch diesem Schwärmer von seiner höchsten geistlichen Behörde schon der Lauf, mit welchem er den Aberglauben und die Schwärmerei des Volks in Bewegung setzte, ernstlich untersagt.

— * Schon vor mehrern Wochen ward einmal in einem vielgelesenen schweizerischen Volksblatte, der „Schweizerbote" genannt, die Frage aufgeworfen: „Woher kommt es auch, daß unsere schweizerischen Landleute so vielen Hang zur religiösen Schwärmerei haben, besonders in reformirten Kantonen?" Diese Anfrage gab zu einem sonderbaren literarischen Possenspiele Anlaß. Es erschien nämlich einer neuen periodischen Schrift, „der Stillingsbote" genannt, erstes Heft, für deren Verfasser Hr. Ringier-Burkhardt in Zofingen gehalten wird, welchen die Leser der Mitzellen für die neueste Weltkunde schon aus dem vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (Nr. 68, S. 271) kennen.

Sein Hauptwerk ist, Stillings oder des Hrn. Hofrath Jung Lehren immer mehr zu verbreiten, ihn gegen seine „Feinde", die zugleich als „Feinde Jesu angesehen werden, muthig zu vertheidigen, und dergl. mehr. So erfahren wir bei dieser Gelegenheit, daß der „liebe Stilling" großen Beifall erlebt habe, weil ein französischer Barbier in französischen Zeitungen und vielleicht gar im Moniteur sie ihn das Schönwort gegen die Anarchie deutscher Journalisten geredet, wovon sie Folge sein werde, daß Stillings Schriften — ins Französische übersetzt werden sollen. Desgleichen daß nächstens der Hofrath Jung eine Theorie der Geisterkunde erscheinen lasse, die „der falschen Philosophie und Aufklärung den Herzstoß geben dürfte und gewiß erstaunliches Aufsehen erregen werde." Eben so erfahndet der Herausgeber des Stillingsboten die nahe Erscheinung eines Werkes von ihm selbst, worin der unmittelbare Einfluß der Geisterwelt auf die Körperwelt auf eine unläugbare Art erwiesen werden wird; ein wichtiges Gegenstück zur Wöllnerschen Schrift. Denn auch dem Hrn. Ringier-Burkhardt ist seine Frau nach ihrem Tode wiedererschienen.

Daß ihm Jakob Böhm und Hofrath Jung gottbegeisterte Heldon sind, daß der jüngste Tag vor der Thüre sei, daß die Vereinigung aller Religionen und der Glaube an die Wirklichkeit der Hölle nahe sei, daß Geistererscheinungen keine Mährchen mehr sind — dies und Aehnliches predigt der neue Herold Stillings, der trotz dem noch ganz naiv fragt: Was ist denn religiöse Schwärmerei?

Aus Dänemark.

— Vor Kurzem starb zu Kopenhagen Hr. Lorenz Spengler von Schaffhausen, Aufseher des königlichen Kunstkabinets, geboren in der Schweiz 1720, folglich 88 Jahre alt geworden. Er wohnte in seinem neuen Vaterlande seit 1743, wohin er als Drechsler und Bildschnitzer kam. In der That gehörte er zu den geschicktesten Künstlern in diesem Fache. Auch als Naturkundiger war er nicht ohne Verdienste. Seine Conchyliensammlung war eine der reichsten und auserlesensten. Vor einigen Jahren ward sie von der dänischen Regierung angekauft, und dem Museum der Naturgeschichte einverleibt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 46. — den 8 Juni 1808.

Die Kolonien der europäischen Mächte in fremden Welttheilen.

(Fortsetzung.)

Wie kolossalisch erscheinen neben den Kolonien der genannten vier Mächte (denn Dänemark und Schweden sind mit ihren Paar unbedeutenden Niederlassungen kaum in Anschlag zu bringen) die reichen Besitzungen Großbrittanniens in allen Theilen des bewohnten Erdbodens!

In Europa gehört ihnen Gibraltar, der Schlüssel des Mittelmeers; Malta, der Schlüssel des levantischen Handels. In Afrika der Senegal, Gambia, unzählige Etablissements, Comptoirs und Faktoreien an den Küsten des obern und untern Guinea's; die Insel St. Helena, der Ruheplatz für ihre Indien- und Chinafahrer — jetzt selbst das Kap der guten Hoffnung, dessen sie sich im gegenwärtigen Kriege bemächtigten.

In Amerika haben sie die Insel Terre neuve, St. Johann, Kap Breton; die Hudsonsbai, Canada, Akadien, die Bermuden, die lukaischen Inseln, Campesche, Honduras, Jamaika, Tortola, die Jungfrauninseln, St. Christoph, Antigoa, Anguille, Nieves, Montserrat, Barbados, St. Vincent, Dominique, Grenada, das kostbare Eiland Trinité u. s. w. Als Eroberungen des jetzigen Kriegs haben sie St. Lucie, Tabago, Curaçoa, und Surinam, Madera u. s. w. — Genug, diese Kolonien tragen den Britten allein schon mehr ein, als Frankreichs Handel jemals aus allen französischen Kolonien insgesammt zu beziehen im Stande war.

Nun aber Asien noch! Hier finden wir auf allen bedeutenden Punkten überall Britten; sie haben ihre Etablissements zu Gombron, im persischen Meerbusen; auf verschiedenen Stellen Sumatra's, einer der größten Inseln der Welt, deren gänzliche Unterwerfung sie beabsichten. — Der Traktat von Amiens überlieferte ihnen Ceilan; ihre Beute wurden noch Malacca, Cochin, Mahé und die Molucken. Selbst auf dem kaum getannten Welttheil Australiens haben sie schon ihre Kolonien. Und zu diesem allem noch das reiche, weitläufige Indien, dies unerschöpfliche Opfer, aus dem allein Großbrittannien mehr Einkünfte bezieht, als irgend eine europäische Monarchie (etwa Frankreich ausgenommen) überhaupt Revenuen hat!

Wir theilen unsern Lesern in folgender Tabelle eine Uebersicht der Macht und des Reichthums des brittischen Ostindiens mit, wie sie vor Kurzem der, wenn gleich nicht immer unpartheiische, doch sachverfahrne F. J. de Pons, (in seiner Perspective des rapports politiques et commerciaux de la France dans les deux Indes sous la dynastie regnante. Paris, 1807.) gewesener französischer Regierungsagent zu Caracas, gegeben hat.

Digitized by Google

Uebersicht der Population, der Produkte und Einkünfte von den brittischen Besitzungen in Indien.

Besitzungen.	Population.	Erzeugnisse.	Einkünfte.
Maduré . .	1,500,000	Baumwolle, Indigo, Zucker, Reiß	11,025,000
Ramnad .	1,200,000	Reiß, Indigo, Tücher	4,900,000
Tanjaour [1]	1,200,000	Reiß, Indigo, Baumwolle	9,860,000
Tirtinapali .	1,800,000	Reiß, Korn, Baumwolle, Gingely [2]	7,640,000
Arcate . .	12,000,000	Reiß, Korn, Hirse, Baumwolle, Indigo, Tücher, Musseline, Cochenille	96,000,000
Die 4 Sercars	10,000,000	Korn, Hirse, Chanaver, Indigo, Baumwolle, Tabak, Tücher, Tekeholz [3]	30,000,000
Mysore . .	1,500,000	Reiß, Pfeffer, Areca, Kardamonen	12,500,000
Mangalor .	1,500,000	Sandelholz, Kaire [4], Tücher	12,500,000
Bengalen .	14,000,000	Reiß, Korn, Baumwolle, Indigo, Zucker, Tücher, Musseline, Seiden, Cochenille	155,813,600
Bahar . .	6,000,000	Reiß, Hirse, Opium, Salpeter, Tücher	54,000,000
Oude . . .	5,000,000	Reiß, Korn, Seide, Zucker, Tücher, Borten	19,350,000
Surate . .	5,000,000	Reiß, Korn, Seide, Borten, Tücher, Baumwolle u. s. w.	45,000,000
Bombai .		Seide, Tücher, Seife, Salz	5,961,000
Dinteyal .	1,800,000	Reiß, Coulon [5]	807,000
Augingue		Pfeffer, Teke, Tücher	1,250,000
Benares . .	2,000,000	Reiß, Korn, Seide, Salpeter, Tücher u. s. w.	10,000,000
		Dazu noch die Zölle von Kalkutta, Madras, Surate; desgleichen die Verpachtungen vom Tabak, Salz, Betel	150,000,000
Total	64,500,000		Franken 629,699,600
		Dabei sind die Tribute einiger Prinzen von Orissa, von Silot und Bruma Putre noch nicht mitgezählt.	

1) Der König von Tanjaour war bisher nur tributar.

2) Diese Pflanze, ist unter Sesamkraut, dessen Oel ausgezogen wird. Es wird davon große Konsumtion gemacht.

3) Der Teke ist ein großer Baum, welcher treffliches Schiffsbauholz liefert.

4) Kaire wird der Bast oder das fasrige Rindengewebe des Kokosbaums geheißen, woraus Seile und Schiffstaue gedreht werden.

5) Korner zur Nahrung für Menschen und Pferde.

Frankreich und seine Kolonien.

Die französischen Regierungen im achtzehnten Jahrhundert trugen durch ihre Schlaffheit, Unkunde und Gleichgültigkeit gegen den Werth der Kolonien mehr zum Flor Großbrittanniens bei, der jetzt so sehr beneidet wird, als die Britten durch ihr eigenes Genie. Im Kriege von 1756 bemächtigten sich die Engländer aller französischen Kolonien, St. Domingo ausgenommen. Sie gaben sie zwar im Frieden von 1763 zurück, aber man überließ ihnen den köstlichen Besitz von Canada, die Insel Terre neuve, das Zentrum des Fischfangs von Europa und Nordamerika, wo Frankreich nur die unmerklichen Punkte von St. Pierre und Miquelon behielt; man überließ ihnen den Senegalstrom mit allen Dependenzen, die Inseln Dominique, Grenade, St. Vincent und Tabago. — In dem Kriege, der 1783 geendet ward, eroberten die Franzosen mehrere jener Inseln wieder, dennoch gaben sie sie im Friedensschlusse zurück und behielten nur Tabago.

„Längst schon," sagt der oben erwähnte de Pons, „längst schon wäre Frankreich eine andere Kolonialmacht gewesen — nie würde England den indischen Alleinhandel gewonnen haben, hätte Frankreich zwei wichtige Punkte eingenommen — Aegypten und Madagascar."

Es gab Staatsmänner, welche die Wichtigkeit dieser Punkte für Frankreich kannten; aber sie wurden schlecht unterstützt.

Madagascar ist die größte Insel des Erdballs, nur von zwei Millionen Menschen bewohnt; hat tiefer im Innern, nur anderthalb Stunden vom Meere schon, reines, gesundes Klima; wetteifert an Fruchtbarkeit mit jedem andern Lande; zeugt Reiß, Flachs, Hanf, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Honig, Ingwer, Zitwer, Curcume, Orlean (bixa orellana), Ravine-Sara, Gummi-Lack, Federharz, Ambra, Sago u. s. w.; wird durch seine Nähe an Ostindien und Kap der guten Hoffnung schon imvofant durch die Lage, noch mehr durch seine Hafen, seine Materialien zum Schiffsbau. Zu jeder Zeit hätten von Madagascar aus die Engländer in Ostindien gehemmt werden können.

Zwar empfand dies das Kabinet von Paris. Schon 1642 wollte man auf jenem Eilande ein Etablissement veranstalten; aber die dazu hingesandte Expedition schien vielmehr durch eine Republik Ragusa, als durch eine Macht ersten Ranges ausgerüstet zu sein. Erst schickte man zwölf Franzosen hin, dann siebenzig, zwei Jahre später wieder neunzig Mann Verstärkung. Sie rieben sich unter einander selbst auf.

Ein Graf Modave ward der Chef einer zweiten Expedition nach Madagascar, im J. 1768. Er mußte, trotz aller guten Anzeichen, mißlingen, weil man gegen ihn — intriguirte, und die geringste Unterstützung sparte, während man zu gleicher Zeit

Digitized by Google

18,000 Menschen und 25 Millionen Livres in die Sümpfe von Cayenne warf, um sie zu verlieren.

Im J. 1773 schickte ein Einwohner von Isle de France, welcher Madagascar sehr genau kannte, einen Bericht über den Werth dieser Insel und über das beste Mittel, dort Kolonien zu gründen, an die französische Regierung. Diese ließ sich zwar noch einmal darauf ein, überstrug aber die Ausführung eines der wichtigsten Entwürfe für Frankreichs Handel — einem polnischen Abenteurer, dem berüchtigten Grafen Benjowski. Es ist bekannt genug, wie dies Unternehmen elend endete.

Aegyptens Besitz lag ebenfalls schon längst in den Planen des französischen Kabinets. „Ich erinnere mich," erzählt de Pons, „vor ohngefähr zwanzig Jahren in den Bureaux der Marine, und unter dem Ministerium des Marschalls von Castries, ein Memoire über das große Interesse Frankreichs, Aegypten zu besehen, gelesen zu haben." Erst unter dem französischen Volksziehungs-Direktorium ward der Entwurf zu vollstrecken versucht. Es mißlang, ungeachtet Napoleon Bonaparte und der Kern seiner Helden an der Spitze der Expedition standen. Die Ueberlegenheit der brittischen Marine unter Nelsons Leitung entriß den Franzosen die theure Beute.

Seit St. Domingo verwüstet und eben dadurch verloren ist (denn anderthalb Hundert Jahre voll Fleißes waren nöthig, dies Land zu solchem nun vernichteten Glanze zu erheben), hat Frankreich in der That keine Kolonien mehr. Denn die Inseln St. Lucie und Tabago sind durch ihre Isolirung und Armuth an Einwohnern verdammt, immer die Beute des ersten Feindes zu werden, der sich ihrer bemächtigen will. Die französische Guiana mit ihren Sümpfen ist seit 184 Jahren eine unveränderliche Wüste geblieben; die seit eben so langer Zeit dort angelegten Pflanzstätte. kommen zu keiner Kraft. Das Klima ist entschieden mörderisch für Europäer. Die französische Regierung schickte 1764 zwölf Tausend Menschen hin, machte einen Aufwand von 25 Millionen Livres, und 1788 waren doch, auf der Insel Cayenne und auf dem festen Lande, in allem und an Einwohnern von allen Farben nur 12,549 Personen vorhanden. — Martinique und Guadeloupe sind für einen Staat, wie Frankreich, ein Nichts in der Wagschaale des Kommerzes gegen die Kolonialgröße Großbritanniens. Auch Isle de France und Reunion sind in dieser Hinsicht sehr unbedeutend, und nur für Frankreich als militarische Positionen gegen die Engländer in Ostindien von ungewöhnlicher Wichtigkeit.

Ohne Kolonien aber hat Frankreich keine Marine, keinen Handel, keine Mittel, den Englandern die Beherrschung der Meere streitig zu machen.

Spanien und seine Kolonien.

Wie Frankreich für seine Population und die industriöse Thätigkeit seiner Bewohner der Kolonien verhältnißmäßig zu wenige besitzt, hat Spanien deren zuviel. Um sich in Europa nicht zu entwölkern, wird nur wenigen Spaniern erlaubt, dahin zu gehen. Fremden wird noch weniger gestattet, oder nur mit großen Schwierigkeiten, dort Niederlassungen zu stiften, weil die Politik des Madrider Hofes in die Treue derselben Mißtrauen setzt. So stehen jene unermeßlichen Domänen, zu deren Bewachung zehnmal mehr Kräfte aufgeboten werden müßten, als Spanien auftreiben kann, von allen Seiten dem Alleinhandel der Britten offen. Diese haben bisher weder Mexiko noch Peru gefordert. Ohne Aufwand von Truppen und Besoldungen für die amerikanisch-spanischen Provinzen machen zu dürfen, zieht London allen Gewinn des Handels aus ihnen.

In Friedenszeiten sind freilich dort Wächter gegen den Schleichhandel; aber bei dem ungeheuern Umfang des spanischen Amerika's — Reiche von mehr als drittehalb hundert tausend Quadratmeilen! — wären alle Armeen und Flotten des gesammten Europa nicht im Stande, den gewinnlustigen und verschlagenen Contrebandiers das Handwerk ganz zu legen. — In Kriegeszeiten hüten sich, aus Furcht vor den Britten, die Küstenbewahrer wohl, gegen Schleichhändler ins Meer zu stechen — was also dort während des Krieges konsumirt wird, ist alles aus englischen Magazinen.

Freilich im jetzigen Kriege hat der König von Spanien zuweilen, wenn es mit dem eigenen Seehandel ins Stocken kam, im mexikanischen Golf neutralen Mächten einige seiner Hafen aufgeschlossen. Wer aber konnte davon Gebrauch machen? Fast ausschließlich nur die vereinten Staaten von Nordamerika konnten es. Da nun die Waaren, aus welchen diese ihre Schiffsladungen bildeten, von England kamen, so waren und blieben es immer wieder die Britten, die den Hauptnutzen davon hatten.

England ist jetzt die einzige, imponirende Seemacht. Portugall und Holland sind fast ganz annullirt; Frankreich will sich und kann sich wieder des Oceans bemeistern. Spaniens Marine kann noch weniger, als die französische, den Britten die Spitze bieten. Daher sahen wir Spanien immer den Seetrieg so lange als möglich vermeiden. Es ertrug viele Kränkungen, viele Beleidigungen; brachte selbst beträchtliche Opfer, um den Frieden zu behalten, und entschloß sich nur dann erst zu Repressalien, wenn wiederholte Feindseligkeiten gegen sie drangen. Wie lange kämpfte das Kabinet von Madrid mit sich selbst, eh' es sich im Jahre 1804 entschloß, mit England zu brechen! Es zahlte, um neutral zu bleiben, lieber Subsidien in Geld, statt der vertragsmäßig stipulirten Kontingente von Mannschaft und Schiffen, an Frankreich; es meldete seinen Entschluß dem brittischen Hofe, dieser verkauft ihm seine Zustimmung. Die Britten argwohnen, es mache Rüstungen in den Hafen; das Kabinet von Madrid protestirt feierlich dagegen, es mache keine, werde sie nie machen. Die Britten verbieten den Verkauf der von Franzosen gemachten englischen Prisen in spanischen Hafen; es gehorcht trubig. Die Britten nehmen im Okt. 1804 ohne Umstände vier spanische Fregatten weg, die 22 Mill. Piaster aus Westindien bringen; es verbirgt seinen Schmerz und unterhandelt freundschaftlich um die Rückgabe. Englische Schiffe werden in spanischen Hafen aufgenommen, während englische Freibeuter spanische Fahrzeuge wegkapern, wo sie sie finden — es will noch den Krieg verhüten. Die brittische Regierung gibt endlich Befehl, alle spanische Schiffe unter hundert Tonnen zu verbrennen, und die andern nach Malta zu führen — jetzt erst erklärte das Madrider Kabinet (12 Dez.), es sei im Krieg mit England.

Diese weit getriebene Mäßigung war keine Folge falscher Politik und Anhänglichkeit für England, noch eine Wirkung der Feigheit, des Mangels an Ehrgefühl — sondern der Furcht vor dem unausweichlichen Elend, welches jeder Seekrieg über Spanien bringt. Dann ist jede Kommunikation mit Amerika, der Hauptquelle von Spaniens Ressourcen, so gut wie

Digitized by Google

aufgehoben. Dann muß, statt des Geldes, welches man nicht mehr aus der neuen Welt beziehen kann, während des Kriegs, Papier in Umlauf gesetzt werden. Dies verliert immer mehr, je länger der Krieg dauert. Am Ende des letzten Krieges hatte es siebenzig Prozent verloren! — Eben so sind im Laufe des Krieges die Kolonien vom Mutterlande ganz getrennt und sich selbst überlassen.

Alle diese Uebel entspringen aus der Schwäche von Spaniens Marine. Es mußte wenigstens 300 Linienschiffe und eben so viel Fregatten haben, um seine eigenen Küsten, die angegriffenen Punkte seiner Kolonien in Amerika und Asien, und seine Verbindung mit ihnen zu decken. Statt dessen sind die spanischen Flotten, obwohl schwach, durch Zerstreuung auf so viele Punkte noch ohnmächtiger, überall Beute des überlegenen Feindes.

Gewiß lag es bisher nur am ernstlichen Willen der Britten, sich des spanischen Amerika's zu bemächtigen. Der Traktat von Bayonne wird ohne Zweifel für dieses die wichtigsten Folgen haben. England ließ den König von Spanien sein Amerika administriren, und bezog bisher den größten Nutzen davon; aber unter einer energischern Verwaltung der spanischen Reiche sahe Großbrittannien sich von den asiatisch- und amerikanisch-spanischen Kolonien verbannt. Es wird daher jetzt erst anfangen, den Besitz dieser entfernten Länder dem bloßen Handelsverkehr mit ihnen vorzuziehen. Die wiederholten, wiewohl nur schwach unterstützten Angriffe auf Buenos-Ayres (wie lauchte schon dabei das gewinnsüchtige London!) kommen als Vorspiel gelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Mai 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	27. 7/10	27. 6/10	+ 6	+16	+14	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
2	27. 5/10	27. 4/10	+ 5	+17	+13	—	—	—	Thau	N.	O.	Vorm.	heiter	heiter
3	27. 2/10	26. 9 9/10	+ 6	+18	+14	—	—	—	Thau	N.	O.	Vorm.	heiter	heiter
4	26. 9 6/10	26. 9 3/10	+ 6	+20	+11	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
5	27.	26. 9 7/10	+ 7	+20	+14	—	—	—	Thau	N. W	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
6	27.	26. 9 3/10	+ 8	+20	+13	—	—	—	Thau	N. W	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
7	26. 9 6/10	26. 9	+ 9	+22	+18	—	—	—	Thau	N. W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
8	26. 9 5/10	26. 7 8/10	+ 9	+18	+16	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
9	26. 9 1/10	27. 1/10	+ 9	+15	+13	Regen	Regen	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
10	27. 3/10	27. 1 6/10	+10	+15	+13	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
11	27. 2	27. 2 4/10	+10	+19	+14	—	—	—	Thau	O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
12	27. 3 2/10	27. 3 7/10	+10	+17	+15	—	—	—	—	N.	N. W.	—	bewölkt	heiter
13	27. 3 7/10	27. 3 3/10	+10	+20	+15	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
14	27. 3 3/10	27. 3	+10	+19	+16	—	—	—	Thau	N. O.	N.	—	heiter	bewölkt
15	27. 3	27. 2 5/10	+10	+21	+17	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
16	27. 2 3/10	27. 1 1/10	+ 9	+21	+16	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
17	27. 2	27. 1 3/10	+ 9	+23	+18	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
18	27. 1 3/10	27. 8/10	+ 9	+21	+18	—	—	Regen	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
19	27. 1 4/10	27. 1 5/10	+11	+20	+17	Regen	—	—	—	N. W.	N.	—	heiter	heiter
20	27. 1 5/10	27. 1 5/10	+10	+23	+17	—	—	—	—	O.	N. O.	—	heiter	bewölkt
21	27. 2/10	26. 9 9/10	+11	+24	+14	Regen	—	Regen	—	N. W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
22	26. 8 3/10	26. 7 6/10	+11	+16	+14	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
23	26. 9 4/10	27. 2/10	+10	+15	+14	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 1 3/10	27. 1 3/10	+11	+16	+14	—	—	—	—	N. W.	W.	—	bewölkt	heiter
25	27. 1 1/10	27. 1/10	+12	+21	+16	Regen	—	—	—	N.	O.	Vorm.	heiter	heiter
26	27. 2/10	26. 9 3/10	+13	+22	+16	Regen	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
27	26. 9 7/10	27.	+12	+19	+14	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	27. 2/10	27. 3/10	+11	+16	+11	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	27. 1 8/10	27. 2 3/10	+11	+18	+14	Regen	—	—	—	N. W.	N. O.	—	bewölkt	heiter
30	27. 2/10	27. 1 8/10	+ 9	+23	+17	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	—	heiter	heiter
31	27. 1 6/10	27. 1	+10	+21	+17	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	—	heiter	heiter

Anmerkungen.

Der Uebergang von der winterlichen Temperatur der Atmosphäre zur Wärme war schnell. Der junge Lenz, mit Blüten in üppiger Fülle prangend, verhieß eine seltene Fruchtbarkeit des Jahrs. Die Wärme stieg so schnell, daß das Thermometer am 17 Mai, während es im Schatten Mittags (um 2 Uhr) auf 23° stand, in der Sonne fast dauernd + 34° zeigte.

Der Gewitter zählte man in diesem Monat sieben: davon waren drei in der Ferne: am 6 Nachmittags, am 8 Nachmittags und am 25 Abends 9 Uhr. Das erste von diesen dürfte vermuthlich mit dem des gleichen Tages zusammen, welches in Frankreich, besonders zu Commercy, sehr schädlich war. In den Nähe hatte man vier Gewitter: am 18 Nachmittags 2 Uhr, am 21 Morgens 3 Uhr und Nachmittags 2 Uhr, und am 26 Abends um 7 Uhr.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 46.

M. Tullius Cicero's sämmtliche Briefe, übersetzt und erläutert von Wieland. (Zwei Bände, Zürich 1808. 8.)

(Beschluß.)

Aber man wird zugleich, um gerecht zu sein, nicht vergessen, daß Wieland selbst an mehreren Orten gesteht, eine wörtlichere und gedrängtere Uebersetzung absichtlich verschmähet zu haben, weil sie den Lesern, für die er schrieb, wo nicht ganz unverständlich, doch wenigstens beschwerlich sein würde. Daher ist es dann gekommen, daß die Uebersetzung im Ganzen weit mehr den Karakter einer Periphrase hat. Dennoch wird auch der Kenner des Originals durch die Entdeckung mannigfaltiger einzelner Vorzüge für den unangenehmen Eindruck des Ganzen sich hinlänglich entschädigt finden. Besonders wird ihn die Gewandtheit ergötzen in dem Uebertragen mancher fremden Metapher, der treffende Ausdruck mancher feinen Begriffsschattirung, die glückliche Erfindung neuer Wörter und Wendungen, der feinsinnige Takt in der Aufnahme mancher Redensarten des gemeinen Lebens, und ehren wird er überall die treue Gewissenhaftigkeit und das scharfe Urtheil in Benutzung der Vorarbeiten. Zu den gelungensten würde er vielleicht einige Briefe an den Atticus, voll Attischer Laune, und die winselnden Klagschreiben aus dem Exil rechnen, die sonst den Uebersetzer durch das Peinigende ihres Inhalts eben nicht zu sorgfältiger Verweilung scheinen eingeladen zu haben. — Aber auch auf der andern Seite wird ihm hier (wiewohl selten) der Sinn gänzlich verfehlt, dort nur sehr schwach ausgedrückt, hier durch Ueberladung, dort durch Verkürzung entstellt oder ermattet, hier etwas unnöthiges eingeschoben, dort Stellen wegen verneinter Unverständlichkeit ausgelassen, hier eine Lesart oder Konjektur ohne Grund vorgezogen, dort eine grammatische Feinheit unbemerkt geblieben scheinen.

Dies führt uns zu den jedem Buche angehängten Erläuterungen. Sie sind theils historisch-philosophisch, theils grammatisch, theils kritisch. Die letztern sind eben so sparsam als unbedeutend. So weit Laguna voranging, erkennt man die Vortrefflichkeit des Führers; wo er ihn verläßt, hält er sich meistens an Ernesti, in dessen Bearbeitung des Cicero der kritische Theil gerade zu den schwächsten gehört. Und doch ist die Kritik der einzige und festeste Grund aller Erklärung. Zumal der höhern Kritik scheint Wieland sehr abhold, und die Gründe, wodurch ehmlängst der Bentlei der Deutschen einige Reden des Cicero verwarf, scheinen auf ihn nicht stärker, als einst die ähnlichen Untersuchungen Tunstall's auf die englischen Weltleute gewirkt zu haben. So räth er z. B. die Rede post reditum ad Quirites Tag und Nacht zu studiren, nicht weniger als die andern verdächtigen Erzeugnisse unrepublikanischer Deklamatorkunst. Nirgends ist eine Spur von der Ahnung, daß sich auch in unserm chaotischen Briefvereine wohl manche Fremdlinge heimlich möchten eingebürgert haben, und Markland's Angriffe auf die Briefe an Brutus, von denen die meisten das Gepräge der Nicht-Ciceronität in jeder Zeile zur Schau tragen, werden vielleicht nur als Musterproben des Scharfsinns ihm seinen Beifall abgewinnen. Auch der grammatischen Bemerkungen sind wenige, wiewohl, wenn doch dergleichen einmal aufgenommen werden sollten, die mehrmals mißverstandenen feinen Gräcismen in den Briefen an Atticus dazu öftere Veranlassung gegeben hätten. Desto zahlreicher sind die historischen und antiquarischen Erörterungen, die meistens dem Manutius, doch nicht seiner Kürze, folgen. Aber den bei weitem vortrefflichsten Theil machen diejenigen aus, welche zu einer feinern Karakteristik des großen Römers und seines Zeitalters, und zu einer vielseitigern Ueberschauung der damaligen Welthändel beitragen. Mit der scharfsinnigen Kombinationsgabe und der lebendigen Fantasie, die wir in so manchen ähnlichen Werken Wielands bewundern, setzen wir ihn in die verschlungenen Verhältnisse des Cicero und die tiefern Beweggründe seines Handelns eindringen, das Gewirr der wichtigsten Periode der römischen Geschichte und die dunkeln Veranlassungen zu manchem Briefe durch wahrscheinliche Vermuthungen entwirren, und das wilde Treiben der damaligen Zeit klärer vergegenwärtigen. Mit einer Karakteristik des Cicero

Digitized by Google

verspricht er dies Werk zu schliessen. Wer sollte nicht dies Versprechen recht bald erfüllt wünschen? Denn Cicero ist noch gar nicht gehörig gewürdiget. Nur wäre zu wünschen, daß hauptsächlich auf den politischen und literärischen, nicht auf den moralischen Karakter desselben Rücksicht genommen wurde. Einen treffenden Wink zu seiner Beurtheilung finden wir in einer Anmerkung, voll wahrer Humanität (Theil II, S. 407); aber manche oft sehr bittere Bemerkungen möchten sich damit nicht leicht vereinigen lassen. Zu streng ist, was über Cicero's Betragen gegen Terentia gesagt wird, und aus Plutarch zu berichtigen; eben dies gilt von den Rügen, die sein Benehmen im Exil treffen. Leicht liesse sich hier Cicero entschuldigen. Aber wozu ihn entschuldigen? Was er dem Staat, was er der Gattung war, das sein aufzufassen ist Noth; den Tribut, den er seiner Zeit und seiner Persönlichkeit bezahlt, lassen wir in der Vergangenheit begraben sein. In der Beurtheilung hochsinniger und grossdenkender Karaktere des Alterthums ist jene Sittenrichterei um so weniger zu billigen, da an allem Sein und Thun dieser Männer der Bürger weit mehr Antheil hatte, als der Mensch, da dieser nur in jenem lebte, und den Staat als den Mittelpunkt seines ganzen Wesens betrachtete.

Dies ist, was der Verfasser dieser Anzeige über das neueste Erzeugniß des Wielandischen Geistes im Allgemeinen zu sagen hat. Das Urtheil mit Stellen zu belegen und tiefer in das Einzelne einzugehen, ist hier nicht der Ort. Möge es ihm nicht mißlungen sein, bei recht vielen Lesern den Wunsch nach einer nähern Bekanntschaft mit einem Werke zu erregen, welches sein Indult und die Zeit, worin wir leben, zu den anziehendsten, bedeutungsvollsten und gemeinnützigsten aller Ciceronischen Schriften prägt; möge der Geist, der hier aus einer fernen, verhängnißvollen Zeit durch den Mund eines der ehrwürdigsten Klassiker deutscher Nation zu uns redet, nicht in die Luft ohne Wirkung verhallen.

E.

Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts.

Von E. Brandes, geheimen Kabinetsrath in Hannover. (Hannover, 1808. 8.)

Wieviel Betrachtungen sind nicht schon, seit der politischen Verwandlung Deutschlands, über die Deutschen angestellt worden? und wieviel läßt sich nicht über einen Gegenstand, wie diesen, sagen? Es gehört mit zu der Karakteristik der jetzigen Deutschen, daß sie ihr Gutes sonst eben so über alle Gebühr vergötterten, als sie mit hypochondrischer Laune im Unglücke sich und all ihr bisheriges Thun und Treiben verdammen und selbst in dem Edeln, was ihnen keine Nation abläugnen wird, Verderbensquellen erblicken. Deutschlands politische Zerstorung ist wahrlich so wenig eine Folge eines vorangegangenen moralischen Verderbens, als Frankreichs gegenwärtiger Glanz eine Wirkung der moralischen Größe der Franzosen. Warum wollet ihr den Völkern, welche ... Sünden der Regierungen abzubüßen haben, noch den Vorwu... der Sünde selbst aufbürden.

Hr. Brandes, über dessen Schrift wir eine Meinung zu geben Willens sind, gehört zwar nicht zu den unbefangensten Betrachtern, doch zu den gemäßigtern. Freilich, wenn er von Deutschland spricht, hat er meistens nur den Norden und besonders die preussischen Staaten vor Augen; die südliche Hälfte kennt er nur, wie es scheint, sehr oberflächlich vom Hörensagen, daher er auch gar nicht so tief in das Spezielle dieser Gegenden eindringt.

Daß den Deutschen in diesen Betrachtungen alles Mögliche zur Last gelegt wird, konnte man schon aus dem Titel der Schrift erwarten. Daß in dieser Bußpredigt viele einzelne Wahrheiten mit Kraft und Würde überzeugend ausgesprochen werden, läßt sich nicht läugnen; aber eben so wenig, daß der Verfasser von Uebertreibungen nicht frei blieb. Findet er doch sogar darin, daß mehrere Gelehrte die Idee von dem steten Fortschreiten der Menschheit hatten und lehrten — eine Quelle des Unheils! — Herder freilich hatte diese Idee; aber Hr. Brandes scheint sie nicht ganz begriffen zu haben. — Die schnelle Verbreitung der Ideen und der Begebenheiten des Tages durch Zeit- und Flugschriften macht er zu einer Hauptquelle der Seichtigkeit des Zeitgeistes, einer schalen Unruhe und Karakterlosigkeit u. s. f. Aber in London und Paris werden beiweitem mehr Journale und Flugschriften gelesen, als in Hannover, Wien und Berlin; dort ist die Seichtigkeit nicht stärker als hier, und der wahre politische Blick gewiß nicht fremder, als hier.

Hat man das Büchlein durchlesen, bleibt man ohne genügendes Resultat, und mit jener widerlichen Empfindung, die jeden anwandelt, der über einen vielseitigen Gegenstand einseitig urtheilen hörte. Hr. Brandes verirrte sich, indem er in zu viele Details eintrat, die überall verschieden sind, und Folgerungen daraus herleitete, welche nur in einigen Gegenden des großen Landes statt gefunden haben mögen. Die Tendenzen einiger Schriftsteller sind nicht Tendenzen einer ganzen Nation, und der schiefe Blick einiger Großen schließt nicht das richtige Gefühl eines Volkes aus, das darum immer richtiger fühlt, weil es von seinen Bedürfnissen geleitet ist, nicht von Launen, Systemen und Grillen.

Sch.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 47. — den 11 Juni 1808.

Fortgesetzte Notizen über die Fellenbergschen Agrikultur-Anstalten zu Hofwyl in der Schweiz.

(Aus verschiedenen Briefen an den Herausgeber.)

Seit die Miszellen für die neueste Weltkunde über Emanuel Fellenbergs Reformen in der Landwirthschaft gesprochen haben, wurde in mehrern Journalen dieser für unser Zeitalter so wichtige Gegenstand berührt. Die Aufmerksamkeit des Publikums ist in hohem Grade angeregt. Abgeordnete aus verschiedenen Gegenden Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz fanden sich ein, Hrn. Fellenbergs Unternehmungen zu prüfen. Er stellt sie mit der Freudigkeit eines reinen Bewußtseins der freien Untersuchung jedes Mißbegierigen dar; das Nützliche und Wahre soll für sich selbst reden.

Es wird gewiß dereinß nicht an öffentlichen und selbst heftigen Tadlern der Fellenbergschen Reformen fehlen; denn was sich dem Strom der vorgefaßten Meinungen, der herkömmlichen Ideen und Uebungen entgegenstämmt, müßte äusserst unbedeutend und winzig sein, wenn es kein Aufbrausen und Branden des Stromes verursachen würde, dessen Lauf es zu ändern bestimmt ist. Inzwischen ist, ausser einer kleinen, werthlosen Verunglimpfung, die in einer Berner Zeitung von einem anonymen Gliede der ökonomischen Gesellschaft von Bern erschien, noch nichts Erhebliches wider Fellenbergs Unternehmen gesagt worden. Wie man nachher erfahren, ist jener Antagonist selbst noch nicht zu Hofwyl gewesen, und die zur Untersuchung der neuen Landwirthschaft angeordnete Kommission erwähnter ökonomischen Societät hat auch noch keinen ersten Schritt zur strengen Würdigung der Arbeiten ihres Mitbürgers gethan, während schon in den Kantonen Thurgau und Fryburg Anstalten nach Fellenbergschen Grundsätzen errichtet sind.

Münchenbuchsee bei Hofwyl, 28 Mai.

Bei meinem Aufenthalt zu Hofwyl war es mir, neben dem Studium der Fellenbergschen Verbesserungen der Landwirthschaft, kein geringes Vergnügen, die Bekanntschaft so mancher trefflichen Oekonomen zu machen, die sich hier zu dem gleichen Zweck versammelten, dessentwegen ich von München her in die Schweiz abgeordnet wurde. Ich fand hier den Sohn des berühmten Kleinjogg, den Kantonsrath Klöti von Zürich, den zur schweizerischen Tagsatzung ernannten Gesandten von Solothurn, Hrn. Rathsherr Gibelin u. a. m. Letzterer ward von seiner Regierung an der Spitze von sieben, aus allen Gegenden des Kantons Solothurn erlesenen Landwirthen nach Hofwyl gesandt, um ihr von den Arbeiten des Hrn. Fellenberg zuverlässige Berichte zu verschaffen.

Unter den vielen Zöglingen und Beobachtern waren mir besonders auch die Herrn Odet von Orsonnens, Fellenbergs Assoziirter für das landwirthschaftliche Institut von Hofwyl, und Meinrad und Rostli von Kreuzlingen interessant, die sich für längere Zeit hier aufhalten, um einst in ihrem Vaterlande die neue landwirthschaftliche Methode mit desto sicherer Hand in Gang zu bringen. Zu gleichen Absichten befinden sich die Hrn. Zwicky und Schindler von Glarus hier, die ein ähnliches Institut für die Linthgegenden zu gründen gedenken; die Herrn Zeerleder von Bern, Tobler von Zürich.

Digitized by Google

Hr. Baron von Bölderndorf aus Baiern hatte seinen Bruder begleitet, der die Landwirthschaft nach Fellenbergs Prinzipien hier einige Jahre lang studieren wird. Hr. Gen. Sr Chassaigne von Lyon, Präsident der dasigen ökonomischen Gesellschaft, hielt sich hier mehrere Tage auf, die Anstalten in allen ihren Zweigen zu prüfen, und reiste darauf, wie es scheint, höchst befriedigt nach Paris, um auch dort die Resultate seiner Nachforschungen bekannt zu machen. Auch zwei Prinzen von Baden besuchten in diesen Tagen Hofwyl, liessen sich über alles Merkwürdige Aufschluß geben, und bezeugten dem trefflichen Fellenberg ihre Zufriedenheit mit Achtung. Neulich kam ein französischer Oekonom an, der sich Hr. von Brachet hieß (sein eigentlicher Name aber ist mir unbekannt) und Hofwyl im Durchflug auf einen Tag sehen wollte. Bald verlor er sich aber so in die Masse interessanter Details, daß er dem Reiseplan entsagte, den Reisewagen heimschickte, und noch jetzt in Fellenbergs Nähe verweilt, um Schüler der neuen Methode zu werden.

Fellenberg ist unermüdet. Er hält einer bedeutenden Anzahl von Zöglingen landwirthschaftliche Vorlesungen, ungeachtet seiner übrigen ökonomischen Geschäfte. Diesen Vorlesungen wohnen auch vierzig Landschullehrer aus allen Theilen der Kantone Bern, Freyburg u. s. w. bei, welche sich in Hofwyl um den würdigen Hrn. Erziehungsrath Zeller versammelt haben, der sie für ihren Beruf bildet. Zu gleichem Zweck hat sich mit ihm auch der Hr. Kanonikus Meinrad von Kreuzlingen verbunden.

Da für so viel Schullehrer in den Hofwyler Gebäuden nicht Platz genug vorhanden war, so kampiren diese lehrbegierigen Männer zum Theil, wie Soldaten, unter Zelten, und die kalte und regnerische Witterung war nicht vermögend, ihren Eifer zu vermindern. Möchte doch auch Hr. von Portales von Neuenburg, der vor wenigen Tagen mit mehrern andern Fremden Zeuge davon war, es laut aussprechen, was er beim Anhoren der herrlichen Chöre dieser Menschen, und während jener rührenden Szenen in dem Lustwäldchen bei Hofwyl empfand.

Ueber die Prozessen der Hofwyler Landwirthschaft werd' ich bei einer andern Gelegenheit meine Meinung sagen, u. s. w.

Joh. Uter. Knott.

Bern, 3 Juni.

Sie haben keine Vorstellung von dem Leben und Weben in Hofwyl, wo sich eine wahre landwirthschaftliche Akademie bildet. Es ist mir, als säh' ich Dutots Meierei von Petersham in die Alpen verpflanzt. Bisher hatten Frankreich, Deutschland und die Schweiz nichts Aehnliches gesehen.

Noch sprech' ich über das Ganze der Fellenbergschen Reformen nicht ab; aber das läßt sich mit Zuversichtlichkeit behaupten, der wesentlichste Theil derselben kann und wird, vermittelst der vortrefflichen Fellenbergschen Ackergeräthe, überall zum Wohl des geplagten und verarmten Europa's angewandt und benutzt werden.

Es sind nun schon aus so verschiedenen Gegenden Männer mit so verschiedenen Ansichten zur Prüfung der Hofwyler Landbauverbesserungen angekommen und abgegangen, daß sich durch ihre Urtheile bald eine öffentliche Meinung fixiren wird. Der Mann am Pfluge ist selten Enthusiast. Von Schwärmereien und Schwindeleien haben wir wenig zu fürchten, hoff' ich.

Se. Exzellenz, Hr. Rüttimann, Landammann der Schweiz, meldete durch ein Kreisschreiben den Kantonen unterm 12 April, daß er eine Kommission zur Untersuchung des Instituts im Wolhof anordnen und absenden werde. Ich führe Ihnen aus diesem Schreiben folgende interessante Stelle an:

„Schon die letztjährige Tagsatzung hielt dafür, daß dieses merkwürdige Institut vorzüglich geeignet sei, auf dem Wege der Unterweisung sowohl, als durch das Beispiel, vortheilhaft auf die allgemeine Verbesserung der Landeskultur zu wirken. Seitdem hat sich die große Meinung von den durch Hrn. Fellenberg erfundenen Ackergeräthschaften und von seiner vortrefflichen Verfahrungsart bei dem Bau des Landes so erweitert und befestigt, daß sogar die Aufmerksamkeit fremder Regierungen dadurch rege gemacht wurde. Da nun die große Wohlthat einer solchen Kultur (eine Wohlthat, welche, nach der edeln Absicht des Stifters, nicht nur auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die Nachkommenschaft berechnet ist) wenigen Zweifeln mehr unterliegt, so halte ich dafur, die Versammlung der Stellvertreter der Eidgenossenschaft sei es dem Vaterland sowohl als ihrem eigenen Ruhm schuldig, die landwirthschaftliche Anstalt von Hofwyl einer ganz besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, dem Vorsteher derselben jede Unterstützung und Aufmunterung zu geben, die mit unserer Bundesverfassung verträglich ist, und endlich, so viel möglich, alle durch die merkwürdigen Arbeiten des Hrn. Fellenberg erzeugte wichtige Resultate zur allgemeinen Kenntniß und in Aufnahme bei dem Volke zu bringen."

„Unsere landesväterlichen Regierungen werden in Ihrer Weisheit ermägen, wie sehr es einer Nation wie der unserigen, welche von jeher auf der Viehzucht und dem Ackerbau ihren freien Wohlstand gründete, daran gelegen sei, in dem Zeitpunkte, wo alle andern Erwerbsmittel, welche die Handels-Industrie schuf, nach und nach entrissen werden, ihre Blicke auf die Mutter Erde, die erste Nahrungsquelle, fest zu richten, und derselben alles abzufordern, was sie wirklich gewähren kann."

Wirklich sind seit letztem Sonntage die Abgeordneten des Landammanns, Männer von bewährten Einsichten und praktische Oekonomen, in Hofwyl. Darunter befindet sich Hr. Heer, Landammann und Präsident der landwirthschaftlichen Gesellschaft des Kantons Glarus; Hr. Chub, der sich durch seine Verbesserung des Pfluges und seine vielseitigen mechanischen und naturhistorischen Kenntnisse auszeichnet; Hr. Todler, durch seine Anw-Wirthschaft bekannt, durch die bereits mehrere Landwerthe gebildet worden sind.

Täglich gehen mehr Deputirte aus allen Schweizerkantonen und vom Auslande dahin, um sich zu unterrichten. Das Bedürfniß wird gefühlt; zufriedene Gesichter kehren heim.

Die Kolonien der europäischen Mächte in fremden Welttheilen.

(Beschluß.)

England und seine Kolonien gegen Frankreich.

Nicht Frankreich und Rußland, sondern Großbrittannien und Frankreich wetteifern in der Theilung der Welt. Frankreich gewinnt Königreiche und Armeen; England bemächtigt sich der Flotten und Kolonien. — Frankreich eroberte Holland; Großbrittannien das Kap der guten Hoffnung, Curaçao, Surinam und andere batavische Besitzungen. Frankreich nahm Hannover,

Digitized by Google

Großbrittannien eine Reihe französischer Kolonien; Frankreich nahm Italien, Großbrittannien nur Malta, aber erhielt damit einen militärischen Stützpunkt zur Beherrschung des levantischen Handels; Frankreich nahm Portugall, Großbrittannien die dänische Flotte, und setzte das weite Reich von Brasilien unter seine Vormundschaft, ungerechnet die azorischen Inseln und andre zerstreute portugiesische Besitzungen, die es als Eigenthum an sich zog; Frankreich erbeilt Spanien, Großbrittannien wird es nicht an Versuchen mangeln lassen, Spaniens ungeheure Reiche in andern Welttheilen, Mexiko, Peru u. s. w. zu nehmen.

Es ist durchaus falsch kalkulirt, wenn man glaubt, England, bei seiner mäßigen Population, könne unmöglich so volkreiche, weitläuftige Besitzungen in entlegenen Welttheilen beherrschen und behaupten. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß der Glaube irrig war. Mit welchen Eroberungen von unermeßlicher Größe hat es sich nicht während seiner letzten Kriege mit Frankreich bereichert? Es beherrscht und vertheidigt sie, aber entvolkert sich selbst darum nicht. Es behauptet seine Antillen, und sein Indien, Canada und Grenada, die Campeche- und Honduras-Kolonien; es regiert und vertheidigt die neu eroberte Kapstadt in Südafrika, und Surinam, die Inseln Ceylan, Trinidad, Malacca, Cochin, die Molukken, Malte, St. Lucie und Tabago — aber wer spürte in Altengland Entvolkerung? Es würde den ganzen Erdball, wär' er einmal unterjocht, beherrschen und sich nicht entvolkern, und sich noch den Weltkreis zu enge fühlen.

Es ist die überlegene Gewalt der brittischen Marine, welche den Ozean zu ihrem Eigenthum macht, und die wehrlosen, unkriegerischen Kolonien beherrscht und in Ehrfurcht hält, die ohne Hoffnung kräftigen Beistandes von Europa, gegen die brittische Uebermacht nicht anzustreben wagen. Es ist der Britten kluges Administrationssystem, welches sich den Sitten, Meinungen, Gebräuchen und Karakteren der unterworfenen Nationen und Kolonien schlau anschmiegt; es ist der brittische Handel, welcher, indem er überall den Ueberfluß hinbringt, tausend Bedürfnisse zu wecken und zu stillen weiß, und die Ueberwundenen durch ihr eigenes Interesse, durch ihren eigenen aufblühenden Wohlstand mehr zu fesseln vermögend ist, als die furchtbarste Garnison. Einzeln für sich sind alle brittische Kolonien bis jetzt zu schwach, es gegen das übermächtige Mutterland aufzunehmen; sie selbst unter einander in keiner Verbindung, als mittelbar durch die Regentin, fürchten die Gewalt dieser, wenn sie sich gegen eine Rebellin wälzt.

Nach ähnlichen Maximen beherrscht Napoleon den herrlichsten Theil des kultivirtesten Weltheils. Ohne Garnisonen und Armeen über den ganzen Kontinent verbreitet haben zu müssen, hält er, an der Spitze einer Volkes von fünfundbreißig Millionen, mehr als hundert Millionen in Ehrfurcht.

Wahr ist's, England duldet dadurch, daß Napoleon ihm alle Märkte Europens verschließt, die Früchte seiner meisten Eroberungen ein; aber schwerlich wird es von dieser Maasregel allein zur Verzweiflung getrieben werden. So lange es seinen Waaren noch in Nordamerika, in Mexiko, Peru, Brasilien — genug in allen Welttheilen, wenn schon nicht in Europa — Absatz weiß, wird es den für das Menschengeschlecht so verderblichen Kampf noch lange bestehen können.

So wenig als Frankreich sich seiner in diesem Kriege erworbenen Macht ohne Gefahr für sich selbst entäußern kann und darf — eben so wenig darf und kann England, ohne Gefahr, in kurzer Zeit gänzlich aus der Linie der Mächte ersten Ranges zu verschwinden, seinen ausschließlichen, nur allzu despotischen Welthandel schwächen.

Indem Frankreich, wie England, von den gleichen Gesetzen politischer Nothwendigkeit zum ewigen Kriege hingetrieben werden, ist auf keine Weise ein naher Friede voranzusehen, noch auf welchen Grundsätzen er geschlossen werden könnte. — Wer darf erwarten, daß die um Weltbeherrschung kämpfenden Reiche dem Wohl des menschlichen Geschlechts ihre gegenwärtige Höhe freiwillig hinopfern, ihre eroberten Kronen, Kolonien und Flotten den alten Verhältnissen zurückgeben werden und können? Ich sage können, denn welche Macht wird einer von den Kämpfenden Garantie leisten für die Loyalität der friedlichen Gesinnungen der andern? — Oder wer darf erwarten, daß Frankreich und Großbrittannien sich gegenseitig in ihrer dermaligen Macht anerkennen werden, oder können? Die Macht des einen Reichs schließt die des andern aus. Frankreich und England können, wie sie jetzt sind, nicht nebeneinander bestehen; Frankreich, das jeden Augenblick Brittannien aus Europa exiliren, und den Handel der Engländer auf dem Kontinent, eben wenn er am blühendsten wäre, durch einen Spruch verderben konnte; Großbrittannien, welches alle Flaggen seinem See-Kodex unterwirft, auf den Meeren allein gebietet, den Franzosen keine Kolonien, keinen Handel gestattet, und was das Härteste ist, um seiner bisherigen glänzenden Existenz willen keinen gestatten kann.

Zu welchen furchterlichen Extremen wälzte sich dieser Kampf! Wer hatte diesen Ausgang, diese vhnvermeidlichkeit ahnen können im Jahre 1792?

England begann diesen Streit, um Frankreichs revolutionäre Zerrüttung zur gänzlichen und langen Entkräftung des nebenbuhlerischen Staates zu benutzen, die besten französischen Kolonien an Großbrittannien Zepter zu bringen, und den französischen Handel zu verderben.

Frankreich, statt zu unterliegen, erwuchs im Streit. England, erbittert, schickte eine Koalition der Könige um die andere gegen Frankreich ins Feld, und zwang dieses, den größten Theil Europens zu überwinden und zu unterjochen.

Jetzt, Beherrscher des größten Theils vom europäischen Kontinent, verpflichtete Frankreich alle europäische Fürsten, Englands Handel zu verbannen. England, da es Europa unter dem ausschließlichen Einflusse seines Feindes sah, raubte allen europäischen Mächten den Seeogndel, und wo möglich selbst die Flotten.

Leicht nun endlich Frankreich, und räumt es den Britten die Alleinherrschaft auf dem Ozean ein, und den Besitz des Welthandels: so sind Frankreich und Europa Englands sunbare Provinzen, und dem unwiderstehlichen Einflusse der Kabinetsstabalen von St. James dingegeben.

Weicht England, theilt es den Franzosen Kolonien und Handel mit, so reicht es den ohnehin furchterlichen Nebenbuhlern selbst die Waffen dar, es auf immer zu vernichten.

Ueber den Ausgang des jetzigen französisch-brittischen Krieges.

Frankreich und Großbrittannien, in der Größe, wie sie heut einander gegenüber stehen, können nicht neben einander bestehen — der alte, entsetzliche Kampf Roms und Karthago's um die Weltherrschaft ist erneuert, aber weitumfassender, folgenreicher, als ihn die Menschheit des Alterthums

Digitized by Google

sah. — Ringsum um den Erdball wehen die Kriegesflammen, und vier Weltheile mit ihren zahllosen Völkern leiden unter der Fehde der Unversöhnlichen. So weit die Kunde der Historie in die Vergangenheit reicht, ist niemals ein solcher Krieg geführt worden, und der größte, welchen das alte Rom je erlebte, ist, neben dem gegenwärtigen, nur eine auf den Raum weniger Länder beschränkte Fehde gewesen.

Eine dieser beiden Mächte wird und muß unterliegen, sei es durch die Siege der andern, oder durch eigene Erschlaffung, und Inkonsequenz ergriffener Maasregeln beim allfälligen Friedensschlusse (der jedoch immer nur als Waffenstillstand anzusehen ist, bis nach erfolgtem Ruin einer Parthei). Alle bisherigen Friedens- und Ausgleichungsprojekte zwischen beiden nebenbuhlerischen Staaten waren Chimären von Schriftstellern, denen der Umfang des ungeheuern Streites fremd geblieben, oder die den Gegenstand meist mit dem Auge friedliebender Philosophen, als dem Auge des Staatsmannes betrachteten.

Daß Großbritannien zuletzt Frankreich zerstören könne, daran glaubt niemand mehr; das Londoner Kabinet kann Napoleons Militärmacht auf dem Kontinent nicht mehr vernichten, keine Koalitionen mehr anzetteln. Und gelang' es den Briten wirklich noch einmal, alle Nationen Europens zum gleichzeitigen, allgemeinen Aufrufe gegen Frankreich zu bewegen; rissen sich, so erschöpft sie auch sind, Spanien, Italien und Deutschland los, zöge der ganze Norden wie eine neue Völkerwanderung gegen den Rhein — das Elend Europens würde nur ums Tausendfache geteigert, Frankreich aber nicht bezwungen werden. Man würde die jetzt zerstreuten Napoleon'schen Adler von den Pyrenäen und Appenninen, vom adriatischen und baltischen Meere, vom Tage und der Weichsel nur zu schnell in eine Phalanx versammelt erblicken, und so, von Land zu Land vermindend hinziehen, die Empörung mit Blut gelöscht, und mehrere der ältesten europäischen Throne zerschlagen sehen.

Möglich ist's, England kann dem französischen Reiche und dem Kontinent noch lange alle Kolonien entziehn und den Handel mit fremder Welttheile Produkten; doch nicht länger, als ein Zug nach Indien vollbracht ist. Die Erzeugnisse des Orients werden freilich nur verstohlen über's Meer oder zu Lande (wie vor Erfindung der Magnetnadel) nach Europa geführt werden; Europa wird sie theurer zahlen müssen: aber sie werden doch da sein. Längs den neuen Handelsstraßen vom Indus bis zum Rhein werden neue Städte aufblühen, und selbst mit Entbehrung Englands wird neuer Wohlstand durch den Kontinent aufgehn.

Die Stimmung mancher europäischer Mächte mag freilich noch immer sehr wider Frankreich tönen, theils weil sich nicht so leicht verschmerzen läßt, was verloren ward, theils wegen des unbehaglichen Gefühls einer gewissen Devendenz, theils aus forgender Eifersucht. Eben so übel mag die Stimmung mancher Völker reden, welche das Unglück des Krieges, den Verlust ihrer alten Gesetze und Verfassungen oder Gebiete, die Verarmung zahlloser, einst glücklicher Familien, durch Einquartierung, Requisition, Kontribution, Raub, Mord und Brand, mehr zur Schuld der Franzosen (als der Feinde), denn zur Schuld derjenigen machten, durch deren falsche Politik sie in die Kriege hineingeworfen wurden. Aber diese Stimmung — und man kann es nicht laut, nicht wiederholt genug sagen — ändert am Laufe des großen Weltganges nichts, und ist, insofern sie sogar zu Gunsten der brittischen Plane ausartet, eine Folge übel kombinirter Ideen, verzeihlich aber dem Geschäftsmanne im Kabinet des Fürsten.

Sehen wir den Fall, Frankreichs Macht würde wieder in die Schranken der letzten Ludwige zurückgebannt — England triumphirte!

Was hätte unser Weltheil gewonnen? Könnte ohne einen heillosen vielshrigen Krieg Aller gegen Alle das politische Staatenverhältniß Europens in Statum zuse wieder hergestellt werden? — Und debelte die glänzende Schaar der neuen Könige Thron und Reich, was gewännen die Mißvergnügten? — Holland, Spanien, Portugall, Neapel, Italien, die Fürsten des rheinischen Bundes, konnten sich, beim Verfall Frankreichs, allenfalls nach einer höhern Unabhängigkeit sehnen, aber sie würden, zu ihrer eigenen Erhaltung, eine einzige Macht gegen jeden bilden, der ihnen was sie einmal gewannen entreißen wollte.

Englands Triumph aber würde den Kontinent in eine unerträgliche und bleibende Sklaverei sehen, weil es mit der Herrschaft der Meere, dem Alleinbesitz der Kolonien und des Universalhandels, Fürsten und Völker Europens zu tributären Provinzen herabwürdigte; mit dem Zauber seines Goldes Kriege nach Gefallen anspinnen und Holland und Italien, Deutschland und Spanien wie sein zweites von ihm regiertes Indien behandeln könnte und eben darum behandeln würde. — Man fragt zweifelnd: „Geschah dies schon vor der französischen Revolution?“ — Nein, aber England von heut ist so wenig das England von 1793, als das Frankreich von heut ist, was es 1789 war.

Was England, was überhaupt eine Macht kann, das will sie. Thöricht ist's, im gehörigen Ernst ein Völkerrecht anrufen, das ausser den Schulkompendien nur noch in Proklamationen üblich zu sein pflegt. Die Beraubung Kopenhagens lehrt, was das so vielen theure Altengland will, wenn es kann!

Mit dem Tode Napoleons (möge ein gütiges Schicksal sein Leben noch lange bewahren; damit die Menschheit nicht in entschlichere Noth gestürzt werde, als sie bisher erfuhr!) wird, wenn er sein Werk einmal vollendet hat, ein neuer Geist in Europa aufgehn. Nicht daß zu vermuthen wäre, wenn er einmal dies große Tagewerk ausgeführt hat, daß neue Unordnungen, neue Kriege, Thronentsetzungen und Staatsverwandlungen unmittelbar erfolgen würden; aber, wie mehr Irdisches ewige Dauer hat, unter den verschiedenartigen Charakteren seiner Nachfolger werden die Bande, welche jetzt so viele einzelne Staaten an Frankreich knüpfen, allmälig schlaffer, und ein Streben der Fürsten nach absoluter Selbstständigkeit und Unabhängigkeit reger werden können. Was heut die europäischen Fürsten in Betreff Frankreichs wünschen, ist, wo nicht ihnen, doch ihren Söhnen erreichbar.

Vollendet hingegen England sein Werk, daß Frankreich erliegen müßte, so hätte Europa schwerlich in Jahrhunderten Aussicht, Theilnahme an den Meeren und Kolonien zu empfangen. Es bliebe zinsbar und verkauft. Es würde Jahrhunderte lang in Europa keine Macht eine Kriegsflotte unterhalten dürfen; London gäbe allen Weltthrilen seine Gesetze. Es würde jeden widerspenstigen Fürsten durch Koalitionen beugen, wie es vier Koalitionen gegen Frankreich binnen 14 Jahren zu Stande brachte; es würde in Europa, diesem seinem Nordindien, dann Fürsten durch Fürsten züchtigen, wie in Ostindien einen König durch den andern. Und es würde weil es könnte; und es müßte wollen, weil es sein Interesse wäre. — Doch genug davon, denn wie die Lage der Dinge jetzt ist, haben wir den merkantilisch-politischen Despotismus nicht zu fürchten.

So wenig sich ein naher Weltfrieden voraussehen läßt unter Umständen, wie der jetzige Moment sie gibt: so leicht kann aber ein unvorhergesehener Zufall ihn einleiten und herbeiführen, den wir jetzt noch nicht ahnen. Ein einfaches Ereigniß hat in der Weltgeschichte oft die ganze Gestalt der Dinge verwandelt, und in der Finsternis des Völkerlabyrinths ein Licht angezündet, unter welchem sich tausend Auswege zeigten, wo vorher einer vergebens gesucht ward.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 48. — den 15 Juni 1808.

Kunstnotizen aus der Schweiz.

(Auszug aus einem Briefe.)

Zürich, 1 Juni 1808.

Wie angenehm, mein Theurer, bin ich dafür belohnt, daß ich von Schaffhausen aus die Route nach Zürich über Andelfingen und Winterthur — statt des etwas kürzern Weges über Eglisau — wählte!

Wer schon einen Theil der Rheinufer Deutschlands bereiset hat, der sieht (das Kloster Rheinau, auf einer romantischen Insel des Stromes gelegen, abgerechnet) auf dem ganzen, zuweilen sehr beschwerlichen, schlechten Wege, von dem berühmten Katarakte bis auf Eglisau herunter, und von da bis Zürich, wenig, das ihm neue interessante Ansichten der Rheingegenden darböte; um so eher möchte ich jedem Künstler und Kunstfreunde, wenn es bei mir stünde, ihm den Reiseplan vom Rheinfalle hinweg nach Zürich vorzuzeichnen, den Rath geben, über Winterthur seine Route zu nehmen.

Auf halbem Wege von Schaffhausen nach Winterthur liegt Andelfingen; seine pittoreske, wild-romantische Lage auf einem Hügel an der Thur würde diesen Ort für den Freund der landschaftlichen Natur schon sehr interessant machen, wenn nicht das Gemälde-Kabinet des Pfarrers daselbst, das unter die vorzüglichsten der Schweiz gehört, eine mächtige Aufforderung wäre, diesen Ort zu besuchen. Veith hat eine auserlesene Sammlung der trefflichsten Kunstprodukte älterer und neuerer Meister — er besitzt Ludwig Hessens Kapitalblätter — und der Umgang dieses Mannes hatte für mich etwas um soviel Anziehenderes, als ich in ihm den warmen Gönner des im Spätjahr in Wien für die Kunst zu früh entrissenen Merzen kennen lernte. Veith hatte ihm die Bahn gebrochen, dadurch, daß er das schlummernde Genie aus der Einsamkeit hervorzog und ihm wohlthätige Beschützer und Ermunterer erwarb, die zur Entwickelung dieses Talents keine Aufopferung scheuten. *)

Winterthur, eine kleine, aber wohl gebaute Stadt des Kantons Zürich, die Vaterstadt unsers Graf in Dresden, der vortrefflichen Landschaftsmaler Nieter und Bidermann, des Etymologen Schellenberg und eines jungen hoffnungsvollen Künstlers, Sulzer (der kürzlich aus Davids Schule zurückkam und in seinen Porträten und historischen Gemälden zu schönen Erwartungen berechtigt), gewährte mir durch Relationen mit einem dortigen Freunde die Bekanntschaft Zieglers, des Chemikers, zu machen.

Mein leiser aber uneigennütziger Wunsch ging eigentlich dahin, in seinem chemischen Laboratorium jene Einrichtungen kennen zu lernen, durch welche er seine künstlichen Mineralwasser bereitet (von denen bekanntlich in den meisten Städten der Schweiz, wegen ihres ungeheuern Debits, Niederlagen sind); aber aus begreiflichen Gründen waren mir hier keine Beobachtungen gestattet, und ich konnte in dieser Beziehung nur so viel wahrnehmen, daß der ganze Apparat theils nach Zieglers eigener Erfindung, theils nach andern klassischen Mustern von ihm selbst äusserst geschickt verfertigt ist.

Um so mehr war ich aber erstaunt, ausser einem sehr reichhaltigen Mineralienkabinet und einer ausgesuchten Sammlung

*) Die Biographie dieses Künstlers, von Veith geschrieben, wird bald im Buchhandel erscheinen und für den Künstler wie für den Menschen eine gleich unterhaltende und belehrende Lektüre sein.

Digitized by Google

von englischen, und auch von ihm selbst verfertigten, physikalischen Instrumenten, in einen Saal eingeführt zu werden, in welchem ich eine erst seit dem vorigen Jahre angefangene Sammlung schweizerischer Vögel aufgestellt fand, die, so viel mir bekannt ist, die einzige in ihrer Art sein dürfte.

Diese Vögel, deren Zahl sich bis jetzt auf anderthalb hundert belaufen mag, sind nicht, nach der gewöhnlichen Methode, ausgeweidet und dann ausgestopft — sondern in halber Figur, plastisch — bis zur Täuschung — in ihrem Profil dargestellt.

Ich will es versuchen, dir einen Begriff von der Art seines Verfahrens bei dieser künstlichen Nachbildung der Vögel, die ihre unstreitigen Vorzüge vor jeder andern hat, zu geben.

Sobald Ziegler ein, oder was ihm (der öftern Verletzungen willen) viel lieber ist, zwei Exemplare von einem Vogel erhält, nimmt er von demselben einen genauen Profilumriß. Auf diesen wird nun Pappendeckel (bei größern Vögeln in abwechselnden Schichten auch Holz), nach dem gegebenen Umriß der wirklichen Lebensgröße, so lange aufgetragen, bis die Zeichnung die plastische Erhabenheit der Hälfte des natürlichen Vogelkorpers ausmacht. Sobald diese Masse die gehörige Festigkeit hat, wird dieselbe so lange bearbeitet, geschnitten und geraspelt, bis die Form die gehörige Rundung und Bildung hat. Die Schnäbel werden abgeformt und dann von Metall gegossen, die Augen künstlich in Email geschliffen und eingesetzt, dann die ganze Form nach dem vorliegenden Exemplar, aus welchem Federchen für Federchen — nur allein die Fittige ausgenommen — weggelöset werden, bekleidet.

Die Mühe und Arbeit muß enorm sein! Aber ich begreife doch, wie man sich derselben unterziehen kann, da ich darin die vollendetste Nachahmung der Natur und des Lebens fand. Ich kann es dir unmöglich ausdrücken, welche Wahrheit in diesen Nachbildungen liegt. Man muß so etwas mit eigenen Augen sehen, um sich eine gehörige Vorstellung machen zu können. Aber denke dir einmal ein Zimmer, in welchem du eine Menge von den verschiedensten Gattungen von Vögeln, gleichsam in Käfigte eingeschlossen, oder im Wasser schwimmend, oder auf Zweigen sich wiegend, oder in Gebüschen versteckt, oder auf Moosen ruhend, oder über Felsenklippen schwebend, in der mannigfaltigsten Haltung erblickst! Das funkelnde Auge des Lämmergeiers und Adlers ist so wahr, wie die rudernde Bewegung der Füße seltener Seevögel. Die gemalten Hinter- und Vorgründe der Gegend, in welcher sich jeder Vogel befindet, sind, was kein geringes Verdienst des im Fache der Naturhistorie vorzüglich geschickten Künstlers Joh. Jakob Sulzers ist, nicht blos bis zur Täuschung ausgeführt, sondern entsprechen auch dem natürlichen Klima und Aufenthalte jedes Vogels; das Wasser ist auf Glas transparent gemalt, so daß die Schwimmvögel ihre Füße im Raume zwischen dem Glase und dem Grunde, auf welchem der Vogel ausgeleegt ist, frei zu bewegen scheinen. Die Karaktere der geziechneten Füße, wovon gewöhnlich bei schwimmenden Vögeln einer von Metall ist, der frei schwebt, so wie der metallenen und übermalten Schnäbel, sind mit bewundernswürdigem Fleiße und mit der höchsten Genauigkeit ausgeführt. Die Haltungen empfehlen sich durch eine reiche Verschiedenheit, so daß ich nicht weiß, welches — ob die Kunst, oder der gute Geschmack, oder die Geduld, oder der Fleiß, oder alles dieses zusammen — den Eindruck von Erstaunen auf mich machte, den ich bei der Betrachtung dieses schönen, neuen, einzigen Unternehmens empfand. Diese Vögel müssen sich ganz gewiß Jahrhunderte hindurch gut konservieren, was bei den ausgestopften der Fall nicht ist.

Reisende, die in die Schweiz gehen, und dieses Werk (welches in Rücksicht auf einen herrlichen Theil der belebten Schöpfung gewiß ein eben so großes Verdienst hat, als die bekannten Reliefe der Alpen und Thäler in Hinsicht auf die Oberfläche einiger Schweizergegenden) zu sehen wünschen, finden in den Herren Ziegler, Vater und Sohn, jene zuvorkommende Güte und Urbanität, die mit der zwanglosesten Aufnahme und Behandlung gepaart ist.

Der Ornithologe wird sich auch in wissenschaftlicher Rücksicht Glück dazu wünschen, die Bekanntschaft mit solchen Männern machen zu können, so wie es Hrn. Ziegler eine angenehme Gelegenheit sein würde, vermittelst ausgedehnter Bekanntschaft sein Kabinet immer mehr zu vervollständigen.

Das ist dir nur so flüchtig hingeworfen, mein Lieber, aber ich denke, es sei hinreichend, dich dieser Erscheinung zu freuen und deine Neugierde zu reitzen. Mir hat sie ungemeine Freude gemacht.

Die Kunstausstellung von Zürich werde ich morgen besuchen. Hauenteins Perspektive und Hegis Blätter hörte ich von einem Kenner vorläufig an der Tafel rühmen.

Bald hätt' ich der zu sagen vergessen, daß Ammanns schöne Gemäldesammlung in Schaffhausen veranktionirt werden soll.

Z. A.*

Hrn. Prof. Ritters Beobachtungen über den Wasser- und Metallfühler Campetti in München, zusammengestellt mit den Beobachtungen des Hrn. Prälaten von St. Urban.

(Vom Herausgeber.)

Was unsichtbar die lebendige Waffe jener Wasserbewohner (der Gymnoten) ist, was, durch die Berührung leuchtet und unplötzlich artiger Todte erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Stein bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der zeitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des gebrochten Lichtstrahls, steht aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allbezwingende Kraft zusammen.

Alexander von Humboldt.

Der achtungswürdige Naturforscher Ritter hat nun den Schleier von den Geheimnissen hinweggezogen *), mit welchem er in München die Untersuchungen über Campetti's wunderbare Eigenschaft behandeln ließ, in der Erde verborgene Metalle oder fließende Wasser durch die sogenannte Wünschelruthe, und auch ohne sie, durch sein bloßes Empfinden, zu entdecken. Durch seine Bemühungen ist nun dargethan und über allen Zweifel erhoben, daß wirklich ein solches Vermögen in den Menschen vorhanden sein könne; daß für den Freund der Natur ein neues unendliches Feld großer Entdeckungen aufgeschlossen baliege.

*) Der Elfterismus. Herausgegeben von J. W. Ritter. Ersten Bandes erstes Stück. Tübingen, 1808. 8.

Digitized by Google

Ich will meinen Lesern einige der vorzüglichsten Thatsachen und Ideen Ritters im Auszuge mittheilen, sowohl um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese merkwürdigen Erscheinungen reger zu machen, als auch um in Kontrast mit Ritters an Campetti gemachten Erfahrungen die Selbstbeobachtungen des Hrn. Prälaten Ambros von St. Urban zusammenreihen zu können, da ich jetzt von den letztern nähere unterrichtet bin.

Ritter erfuhr am 1 Oktober 1806, daß zu Gargnano, am westlichen Ufer des Garda-Sees, ein junger Landmann, Francesco Campetti, lebe, der durch das bloße Gefühl unter ihm in der Erde verborgene Metalle entdecke, wenn er über die Stellen derselben mit besonderer Aufmerksamkeit langsam weggehe. Man habe 1805 eigene Versuche mit ihm angestellt, Münzen vergraben und mehrere Löcher gemacht, immer aber habe er das Rechte getroffen. Campetti habe dies von einem durchreisenden Franzosen (welches Pennet war) und der auch Wasser entdeckte und vom Metall unterschied, gelernt.

Der Münchner Naturforscher, dessen heller Blick, dessen kühne und glückliche Kombinationsgabe, dessen Arbeiten über die Geheimnisse des Galvanismus bekannt sind, erbat und erhielt von der königlich-baierschen Regierung den Auftrag, jenen Fr. Campetti nach München zu führen, und denselben hier, während eines längern und annehmlichen Aufenthalts, zum Gegenstand seiner Untersuchungen zu machen.

Am 21 Nov. 1806 trat Ritter seine Reise nach Gargnano an, und stellte schon hier, wie auf der ganzen Ruckreise nach München, Versuche mit ihm an. Seine Erwartungen fanden sich überall gerechtfertigt; noch bei dem Versuche im Garten des Convento dell' Innviolata zu Riva am 12 Dez. 1806, auf einer 250 Schuh langen Grube mit drei Massen Metall, deren Ort ausser Ritter Niemand wußte, bezeichnete Campetti ihre drei Stellen, und nur diese drei so genau, daß er bei keiner um einen halben Fuß irrte.

Hr. Ritter setzte in München seine Versuche über ein halbes Jahr lang mit Campetti fort; diese beschränkten sich aber meistens auf die Erscheinungen von Baguette, Pendel und dem sogenannten Balancier, einem neuern, statt jener eingeführten Instrument. Er stellte ihn darauf der königlichen Akademie zu München am 19 August 1807 vor, als einen Menschen von einer Organisation, vermöge der er eine höhere Erregbarkeit und eine höhere Sensibilität besitzt, denn gewöhnlich andere, so, daß er „unter ihm in der Erde verborgene Metalle, fließende Wasser, und andere wirksame Elektricitätserreger, und ziemlich in dem Maase, als sie dies sind, beim senkrechten oder nahe senkrechten Darüberkommen“ (man merke auf diese Worte, weil sie uns in der Folge durch die Ideen und Erfahrungen des Abtes von St. Urban wesentlich bedeutender werden) „durch bloße körperliche Sensation, und wenn das bloße Gefühl zu unvollkommen ist, durch Wünschelruthe, Pendel u. s. w. entdecken kann.

So wurde Campetti nun nach einem bestimmten und ausführlichen Plan einer Kommission der baierschen Akademie der Wissenschaften zur Prüfung übergeben. Diese Prüfungen sind mit, man möchte sagen, so ängstlich peinigender Gewissenhaftigkeit, mit so vieler Strenge und Solennität bestimmt worden, daß durchaus keine Möglichkeit der Täuschung und des Betruges mehr eintreten konnte.

Ich will mich nicht dabei verweilen, wie diese Prüfungen angeordnet worden sind, um auch den Ungläubigsten über die Richtigkeit der Thatsache zu beruhigen, daß es allerdings Menschen gebe, welche durch höhere Reizbarkeit in ihrer Organisation das Dasein in der Erde verborgener Metalle, Wasser u. s. w. wahrnehmen, und noch bestimmter durch das Neigen der in ihrer Hand befindlichen Wünschelruthe angeben können: sondern ich will das Wesentlichste von dem berichten, was Campetti bisher nach Ritters Beobachtungen zu leisten im Stande war.

Campetti ward erst durch den französischen Wasserfühler Penner auf das bisher ihm selbst unbekannte und ihm doch inwohnende Vermögen aufmerksam gemacht, durch das bloße in ihm erwachende Gefühl, oder durch die Wünschelruthe, Wasser, Metalle u. dgl., die unter der Erde verborgen liegen, zu entdecken. Durch vielfache Uebung schärfte er diesen Sinn.

Er ist nicht zu allen Zeiten gleich fähig, durchs Gefühl, oder durch die Wünschelruthe, gegen verborgene Metalle und Wasser zu operiren. Er muß dazu in einer besonders milden, von seiner Art allzulebhafter Empfindung getrübten, Gemüthsstimmung sein, durch nichts allzusehr zerstreut werden, so daß er sein Inneres gleichsam mit allen darin vorgehenden, leisesten Bewegungen ungestört belauschen könne.

Schon ein Fehler in der Diät kann seine Wahrnehmungsfähigkeit schwächen; eben so vermindert sich dieselbe durch allzulange Anstrengung beim Arbeiten, selbst schon durch anhaltende Leibesbewegung, durch ein mehr als Viertelstunden langes Gehen.

Atmosphärische Wärme bis zu einem gewissen Grade wirkt auf Campetti stärker; Kälte benimmt schwach seine Sensibilität beträchtlich. Bei einem kalten, überreisten Boden, oder erkälteten Füßen, sah Ritter den jungen Campetti niemals Metalle finden.

Eben so hat feuchte Luft den größten Einfluß auf ihn. Bei feuchter Witterung findet Campetti Schwer, oder gar nicht, Metall, und selbst Wasser fühlt er dann, nach seiner Aussage, viel schwächer.

Auf einem vollkommen trockenen Boden, unter trockenen Brettern, oder wenn Campetti selbst wolle, ganz trockne Strümpfe, oder trockene, vor dem Einfluß der Elektricität isolirende Stiefeln trüge, wurde Campetti kein Metall oder Wasser finden. Zimmer wird ein gehöriger Grad von Feuchtigkeit des Bodens erfordert. Ein allzugroßer hingegen ist den Versuchen wieder nicht zuträglich.

Soll Campetti Metalle unter der Erde finden, so müssen solche mit keiner isolirenden Hülle umgeben sein (z. B. Roß); zwischen dem Metall und dem Boden, der darüber ist, kein Luftraum, oder eine sonst isolirende Materie, in beträchtlicher Ausdehnung vorkommen. Campetti wurde auf keiner Grube etwas finden, welche nur zu einem Drittel wieder mit Erde gefüllt, dann zum zweiten Drittel leer gelassen, mit Brettern gedeckt, und nun auch immerhin zum letzten Drittel vollends mit Erde zugeschüttet wäre.

Auf die gleiche Weise verhält es sich bei Wasserversuchen. Campetti fühlt nichts, wenn das Wasser in Röhren aus isolirenden Substanzen lauft, wären sie auch vollkommen gefüllt. Endlich wird er eben so wenig etwas Bedeutendes und meist wohl gar nichts fühlen, wo zwischen der Röhre und dem obern Boden eine Kluft, ein Luftraum, eine Höhle ist, welche die freie Kommunikation unterbricht.

Er kann nur unterirrdisches fliessendes Wasser empfinden; ruhendes gar nicht.

Von zwei oder mehreren Metallen findet er das oxydirbarere

Digitized by Google

am ersten und leichtesten, und gibt über ihm die stärksten Sensationen an. So, wenn Zink, Eisen und Kupfer verborgen lagen, entdeckte er durch sein Gefühl an sich den Zink zuerst, das Kupfer zuletzt, vollkommen nach der Folge ihrer Oxydabilität.

Wasser empfindet er viel stärker, folglich leichter, als Metalle.

Seine Sensibilität ist zuweilen so groß, daß er noch Stellen entdeckt, wo kurz vorher ein Metall gelegen war.

Immer aber muß er senkrecht oder nahe senkrecht über dem Orte stehen, wo Wasser, Metalle u. s. w. verborgen liegen, um sie durch seine Empfindung wahrzunehmen.

Er gibt die Tiefe, in welcher das Metall u. s. w. unter ihm liegt, gewöhnlich größer an, als sie ist. Durch Uebung gewinnt er die Fertigkeit, nicht nur die Art des Metalles, welche unter ihm im Boden verborgen ist, sondern auch die Schwere desselben anzugeben.

Man bemerkt schon aus diesen von dem sorgfältig beobachtenden Ritter gegebenen Thatsachen, wie ausserordentlich viele Verwandtschaft Campetti's geheimnißvolle Eigenschaft, verborgene Metalle, Wasser, Steinkohlen u. s. f. zu entdecken, mit den Erscheinungen der Elektrizität, des Galvanismus, des Somnambulismus hat.

In der That findet Ritter in allen diesen Phänomene nichts als elektrische Erregungsprozesse, geaeben durch jene Elektrizität-erregenden Stoffe, wie Metalle, fliessende Wasser u. s. w. sind. Je stärkere Elektrizitätserreger, je stärkere Sensationen im Menschen. Daher, daß Campetti nur fliessende Wasser empfindet, die durch ihr Reiben Elektrizität erregen; daher, daß er nichts empfindet, wenn er seine Füße (durch welche hinauf bis zu seinen Fingerspitzen und der Wünschelruthe die Elektrizität wirkt) durch ganz trockenen Boden, durch wollene Strümpfe u. dgl. isolirte.

Nicht nur Galvanismus und Elektrizität, sondern selbst Mesmers thierischer Magnetismus steht mit dem Spiel der Wünschelruthe in Verwandtschaft. Alles erscheint immer heller, als unter mannigfaltigen Modifikationen hervorgehende Erscheinung einer und derselben durchs Universum ausgegossenen Kraft.

(Der Beschluß folgt.)

Variet äten.

Aus Frankreich.

— * So sehnlich man auch in den Provinzen nach dem Frieden schmachtet, und den Hantel neu belebt, und gänzliche Ruhe nach so vieljährigen Anstrengungen erwarten möchte, bereicht doch in Paris der üppige Ueberfluß, wo gleichsam die Schätze des ganzen Kontinents ohne Aufhören zusammenströmen, und von da aus sich wieder in tausend verbreiteten Kanälen über das ganze Reich vertheilen. Paris ist nicht mehr das Paris Ludwigs des Vierzehnten, es ist schöner, reicher, herrlicher, schwelgerischer, als damals; die Pariser aber sind nun so ganz wieder die alten Parrier, finnend, sorgenlos, flatterhaft, Weltneuigkeitsnehmen wie Bagatellen, Bagatellen wie Weltneuigkeiten nehmend, immer im Wechsel, immer auf der Reise, nichts für sich, nichts für andere, alles für die Mode. Es gibt nun wieder einen Unterschied zwischen *beau monde* und *bourgeoisie*, man hat nun wieder *noblesse* und *basse extraction*. Man jagt der flüchtigen Freude nach, wo man sie findet, und versucht in der ganzen Welt vielleicht niergends weniger von Politik, als in der Stadt, aus deren Schooß die wichtigsten Schicksale der Völker hervorgehn.

Am besuchtesten von den Parisern sind jetzt die Bälle in Beaujanes, Clichy, Sceaux und St. Ouen. Die jungen Incroyables drapiren sich jetzt, was in Deutschland einst à la Werther hieß; ein grüner Frack mit weissen Knöpfen, strohfarbene Unterkleider u. s. w.; denn die meisten Farben, selbst schwarz und blau, sind durchaus ausser Brauch. Aber der Schnitt jener Fracks ist so steif, die Taillen und so niedrig, die Aermel so weit, daß ein hiesiger Journalist das Kleid der neuesten Mode einen Frack à la Papa hieß.

Unter den neuesten Erfindungen des Luxus stehen auch Zähne- oder Mundspiegel, miroirs odontoscopiques, deren Erfinder ein gewisser Zahnarzt Marmont ist. In diesem Spiegel, welcher aus verschiedenen Spiegelstücken sehr artig zusammengesetzt ist, kann man nun die Oconomlichkeit alle innere Theile seines Mundes betrachten, um besonders beim Zahnweh die schadhaften Zähne selbst zu erkennen.

Aus Holland.

— In dem neuesten Gemälde von Amsterdam von Wilkes Geldorf wird die Bevölkerung dieser ersten Stadt des Königreichs Holland auf 220,000 Seelen angegeben, somit gewöhnlich nur 217,000. So hoch belief sich noch im Jahre 1795 bei der vorgenommenen Zählung die Population, wo man 45,905 christliche Familien, und 4708 jüdische fand. So hätte die Revolutionszeit dort also keine Verminderung der Population bewirkt.

Nach den Angaben des gleichen Schriftstellers (eines gebornen Amsterdamers) haben in dieser erleuchteten und dennoch sehr toleranten Stadt die holländischen Reformirten elf Kirchen für 95,100 Gemeindsgenossen; die französischen Reformirten für 3041 Genossen zwei Kirchen; die englischen Presbyterianer für 350 Gemeindsglieder eine Kirche; die englischen Bischöflichen nur eine Kapelle für 31 Personen; die reformirten Remonstranten eine Kirche für 503 Glieder; die Lutheraner drei Kirchen für 32,050 Pfarrkinder; die Widertäufer für 2033 Personen zwei Kirchen; die mährischen Brüder, 61 an der Zahl, haben eine Kirche; die Römisch-katholischen sechszehn Kirchen für 44,000 Glaubensgenossen; die Jansenisten, 520 Seelen stark, haben eine Kirche; auch 10 Armenianer bilden eine Gemeinde, und haben ihre eigene Kirche; auch eben so 22 dort lebende Griechen. Die portugiesischen Juden, 2800 Seelen stark, haben eine Synanoge; die deutschen Juden, 19,560 Seelen stark, besitzen drei Synagogen; und die neue jüdische Kongregation, aus 450 Seelen bestehend, hat eine.

Zu Amsterdam erscheinen jetzt sechs Zeitschriften, drei in holländischer und drei in französischer Sprache.

(Hierzu ein Intelligenzblatt und ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 48.

Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur, von Karl Ludwig von Haller. Winterthur. 1808. 8.

Der Verfasser dieses Handbuchs zu akademischen Vorlesungen fühlte sich gedrungen, dasselbe gerade jetzt bekannt zu machen, weil sein darin entwickeltes System ein wesentliches Bedürfniß der Zeit zu sein scheint. Er kündet eine neue Lehre an, und ist verwundert, noch keinen Vorgänger gefunden zu haben, der die nämlichen, so einfachen Prinzipien rein aufgestellt und konsequent entwickelt hätte, wiewohl sie von einigen freilich flüchtig geahnet, aber bald wieder vergessen worden wären.

Nachdem er die Werke eines Hobbes, Algernon Sidney, Montesquieu, Rousseau, Sieyes u. a. m. als chimärisch, ungründlich, irrig, sich selbst widersprechend oder absurd in kurzen Noten abgefertigt hat, weil darin mehr oder minder bestimmt der Satz gelehrt wird, man müsse, um die Idee eines naturgemäßen Staatsrechts als realisirt darzustellen, einen gesellschaftlichen Vertrag voraussehen; nachdem er ferner gezeigt zu haben glaubt, die französische Revolution sei ein Experiment dieses „abenteuerlichen" Grundsatzes gewesen, wie schon Barruel sehr grundlich bewiesen habe (!), und er (in § 8) den Beweis der „Unmöglichkeit der ganzen philosophischen Staatstheorie" geführt hat, weil diese Theorie der Geschichte aller Völker und Zeiten widerspreche: stellt er nun selbst, als den natürlichen Ursprung aller geselligen Verhältnisse, als obersten Grundsatz seiner Staatenkunde, seines Staatsrechts u. s. w., den Satz auf: „Staaten entstanden immer durch Ueberlegenheit der Mächtigern, an welche Schwächere durch ihre Bedürfnisse als Dienstbare geknüpft wurden."

Aus diesem Prinzip, aus der Gewalt des Stärkern gegen den Schwächern, deduzirt er nun den Ursprung der verschiedenartigen Staaten, der Fürstenthümer und Republiken, die sich entweder auf erb- und grundherrliche, oder militärische, oder geistliche Macht gründeten. Soweit hatte Hr. von Haller vollkommen Recht; aber er sagte damit, meines Wissens, nichts Neues, und wer ihm widerspräche, oder, seit die Welt stehet, widersprochen hätte, würde Unwissenheit in der Geschichte der Staaten eingestehen müssen. Das Prinzip ist historisch, von der Geschichte abstrahirt, richtig.

Doch aus dem gleichen Grundsatze, aus der Gewalt des Stärkern gegen den Schwächern, leitet Hr. v. Haller auch die allgemeine Staatsrechte her. Diese Lehre ist vollkommen neu, denn vor Hrn. v. Hallers Zeit glaubte kein wohlgeordneter Kopf, daß Gewalt, als Gewalt, und Bedürfniß des Schwächern, als ein solches, ein Recht begründen könne. Man ließ das Sprichwort gelten, worin sich der gesunde Menschenverstand aussprach: „Gewalt geht über Recht und ist doch nicht Recht!" — Unser neue Rechtslehrer aber nimmt davon keine Notiz; seinem neuen Grundsatze getreu beweiset er auch sogar (S. 135) die Rechtmäßigkeit der Sklaverei und Leibeigenschaft, und von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner neuen Lehre durchdrungen, sieht er „ihren Triumph mit unerschütterlichem Glauben" voraus.

Es ist eben so lächerlich, die Geschichte der Völker oder den Lebenslauf des einzelnen Menschen aus Prinzipien a priori zu konstruiren, als eine Rechts- und Pflichtenlehre aus von der Erfahrung abstrahirten Grundsätzen zu bilden. Jene würden ein Ideal, und keine Geschichte sein; diese keine Rechte, keine Pflichten, sondern Konvenienzen werden. So wenig aber Pflicht und Tugend immer das Nützliche und Konvenable sind, so wenig ist das Werk der Gewalt auch immer Recht.

Mit seltsamem Ernste protestirt Hr. v. Haller feierlich dagegen (S. 303), seine Grundsätze wären nicht von der Geschichte der Länder und Zeiten abstrahirt; aber die bloße Protestation reicht bei selbstdenkenden Männern nicht aus, so etwas sollte bewiesen sein.

Ein Sinese, ein Marokkaner, ein Turke, ohne europäische Literatur, und nur auf gesammelte Erfahrungen ihres Kreises hinblickend, würden ein ganz anderes Staatsrecht geschrieben haben, als Hr. v. Haller. Aber der Sinese, Marokkaner und Türke würden nur eine Erklärung des Rechts geben, wenn sie ihre Vernunft walten lassen, ohne Rücksicht auf das, was Konvenienz ist — würden darthun mit einem Munde: daß nicht

Digitized by Google

alles, was Gewalt im Staate thut, Recht sein müsse. Denn der Erfahrungen gibt es viele; aber nur eine Vernunft, in allen Menschen gleichsprechend. Es gibt keine verschiedenen Vernunften. Was daher von den Gesetzen dieser einen Vernunft abweicht, heißt unter allen Zonen — unvernünftig.

Hr. v. Haller selbst fühlte, daß er mit seinem empirischen obersten Grundsatze zur Bestimmung des Rechts nicht überall ausreicht. Er ruft daher mehrmals in seinem Buche das natürliche Gefühl des Rechten und Billigen an, so jedem Menschen inwohnet. Er selbst scheint auf diesen Widerspruch mit sich nicht geachtet zu haben. War sein Prinzip, von dem er ausging, eine hinlänglich breite, solide Basis für das vermeinte neue System; warum mußte er denn noch andere Unterlagen zu Hülfe rufen?

Man ersieht schon aus den hier gegebenen Thatsachen von Hallers Schrift, daß der Hr. Verfasser, bei mancherlei Gelehrsamkeit, die er zu Tage legt, keinen deutlichen Begriff des reinen Rechtes hatte, und aus falschen Quellen zu schöpfen ging. Es mangelt ihm jene Klarheit und Präzision der Begriffe, jenes bündige, scharfe Folgern einer Wahrheit aus der andern, jene Besonnenheit ruhiger Betrachtung, welche man in einem Werke dieser Art, und noch dazu in einem Handbuche zu akademischen Vorlesungen zu finden verlangt. Er eifert, oft mit ungeziemender Härte, gegen diejenigen, welche ein Staatsrecht systematisch aus Vernunftgrundsätzen darzustellen versucht hatten, ungeachtet doch allgemeines Staatsrecht nie auf empirischen Wegen gesucht werden kann, weil Empirie niemals etwas Absolut- und Allgemeingültiges aufstellt. Er verwechselt in seinem leidenschaftlichen Hasse der „Philosophen“ (worunter sich dieser Mann vermuthlich Sophisten, Revolutionäre, Jakobiner und Fantasten denken mag) die ewigen allgemeinen Wahrheiten, welche sie aussprachen, mit der verkehrten Anwendung derselben auf gegebene Verhältnisse. — Welcher besonnene Mensch aber wird denn die ewigen, allgemeinen Gebote der Tugend tadeln, weil Menschen von beschränkter Urtheilskraft sie zuweilen mit Unklugheit auf gegebene Fälle anwandten?

Nur durch die ewigen, allgemein geltenden Gesetze der Vernunft ward die Menschheit menschlicher, edler; nicht durch ihr Fortbeharren im thierischen Treiben, durch Gewalt statt Rechts, durch Noth statt der moralischen Pflicht. Wer den Thron befleißigt, erhebt sich nur über die bürgerliche Gleichheit, nicht über die menschliche; so hat selbst der Thron seine Pflichten, und die ärmste Hütte ihre Rechte. — Hrn. v. Hallers seltsame Theorie würde, könnte sie realisirt werden, die Menschheit um ein halbes Jahrtausend zurücksetzen. — Nur merkwürdig ist's, daß es ein Schweizer ist, der mit solcher Lehre auftritt, wider welche sich die gesunde Vernunft sträubt.

Das ganze Werk scheint überhaupt in der sieberhaften Aufwallung eines erbitterten Gemüthes geschrieben zu sein, um den „Philosophen“ und „Anhängern der Vernunft“ den Krieg zu machen. Fast jede Seite polemisirt. Allein welcher akademische Lehrer wird solch ein Handbuch zum Leitfaden seines Vortrages wählen können, ohne die individuelle Gemüthsstimmung des Verfassers zu haben? Gehören Kontroverspredigten auf den akademischen Lehrstuhl?

Das beste in dem Buche sind wohl die allgemeinen Staatsklugheitslehren, und die Blicke auf verschiedene Punkte der Völkergeschichte, welche zuweilen mit sehr guten Bemerkungen begleitet sind. Besonders dringt er manches an zur Berichtigung des Urtheils über die Verfassungen und Regierungen der Schweizer-Kantone vor dem Jahre 1798.

Manche von den Bemerkungen über die Geschichte sind freilich nur allzuflüchtig hingeworfen, manche halbwahr; manche auch historisch unrichtig.

So sagt er z. B.: „Der Adel ist nicht eine menschliche Institution, sondern — ein Spiel der Natur und existirt daher in allen Ländern und Zeitaltern.“ (Edle, Tapfere, Reiche, erbliche Fürsten u. s. w. freilich wohl; aber erblicher altfränkischer Feudal- oder neuer Pergaments-Adel für Geld erkauft u. dgl., doch wohl nicht überall und in allen Zeitaltern!) — An einem andern Orte sagt er, daß das Lehenssystem „viel zur Kultur der europäischen Staaten beigetragen“ habe. Wer läugnet dies, wenn er mit der Geschichte vertraut ist? Allein Hr. v. Haller hätte auch hinzusetzen sollen: Stetes Beharren im Feudalwesen aber kann endlich dem Fortschreiten der Kultur schädlich werden. Auch dafür zeugt die Geschichte. Die Sprossen in der großen Leiter sind Hülfsmittel zum Emporgehen, nicht aber daß man auf den untern schon für immer die Ruhestätte wähle.

Doch genug davon. Die neue Lehre des Hrn. v. Haller hat den größten Theil ihrer Neuheit in demjenigen, was vor ihm kein helldenkender, die Wahrheiten der Vernunft liebender Mann lehren wollte, und nicht wohl konnte, von Aristoteles herab bis Mably und Garve. Ob diese wunderliche Lehre nun ausser dem Hörsaal des Hrn. Verfassers stark triumphiren werde, wie er meint, ist sehr zu bezweifeln. Selbst in Frankreich, wo er glaubte, die Grundwahrheiten der Philosophie seien mit den Systemen einiger Schwärmer verloren gegangen, dürfte der Triumph noch lange verzögern, da noch neulich (in der Staatsschrift vom 24 Mai) die vom Hrn. von Haller sehr betadelte Wahrheit feierlich und laut erklärt ward: „Die Zeiten sind vorüber, wo man sich einbildete, die Völker seien für die Könige, und nicht die Könige für die Völker da. Man kann Felder, Wiesen und Waldungen besitzen: aber ein Königreich besitzt man nicht wie einen Meierhof!“ Wegen des von ihm gewählten Motto's aber bedarf er gar keiner Entschuldigung. Der Glaube muß frei sein: warum nicht der Glaube eines Schriftstellers von seinem eigenen Werthe?

N.*

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 49. — den 18 Juni 1808.

Randgloſſen über Spanien und Spanier.

Als ich am zweiundzwanzigſten Hornung dieſes Jahrs mit meinen Freunden zum Thore Alkala hinausfuhr, und vielleicht auf ewig Abſchied nahm von den hohen Ulmen des Prado, ſeiner Siegesgöttin und ſeiner Neptuns-Gruppe — ſüße Blüten aus Aranda's Kranze! — da ſagten wir uns wechſelsweiſe mancherlei Begebenheiten vor, die in kurzem Spaniens Königsſtadt erſchüttern, mahnend an des Thrones Stufen rütteln, eine alte Völkerform verändern, Europens Fabelland dem langverjährten Zauberkreis entreiſſen und Deutſchlands Auge vielerwartend nach dem fernen Südweſt wenden dürften.

Schnell ging das Geahnete in Ereigniß über — die verwirklichte Erwartung ſpricht als laute That. Ein großes Volk im ſchönſten Reich der Erde wacht vom langen, langen Schlummer auf — erwacht für ſich und uns — ſeine Träume ſchwinden, alte Feſſel ſinken, neue Kräfte regen ſich, an ſeine Spitze ſtellt der Geiſt der Zeit und eine große Frage drängt ſich auf: „Wie wird das werden?“

Seit fünfzig Jahren ſahen wir vielleicht Spaniens Zuſtand mehr im grauen Nebel dunkeler Sage, als in ſeinem wahren eigentlichen Licht; dadurch entſtand ein Sumpf in unſerer Völkerkunde; der Geſichtspunkt ward verrückt; das Vorurtheil ſchuf Spanien bald zur Feenau und bald zum Narrenhaus — zum Scheiterhaufenplatz und zur Botani Bay Europens. Der Tag des Weltgerichts — wenn dieſes anders in der Weltgeſchichte liegt — tritt jetzt die Scheidewand nieder, die Iberien vom Mutterlande ſchied; der Sumpf muß ſchwinden, und jeder Beitrag, ihn zu reinigen, gilt der Tendenz nach als Verſuch mit Sitz und Stimme, im Gebiet des Forſchens.

Auch einzelne Beobachtungen gelten, wenn ſie Eigenthümlichkeiten des ſpaniſchen Karakters da auffaſſen, wo ſie allgemein aus Klima, bürgerlicher und Kulturgeſchichte jenes Landes fließen — ſie dürften wenigſtens zu manchem intereſſanten Seitenblicke führen, wo der Denker gerne weilt.

Spaniens Himmel mußte eigene Menſchen bilden! Die Sonne Neukaſtiliens wärmt eine trockene, feine Luft, die auch im Zugwinde keine Lichter löſcht, aber deſto öfter Menſchen tödtet. Reaumur's Thermometer zeigt in heißen Sommern dreißig Grade; auf dem Straßenpflaſter focht ein Ei in zwei Minuten; in Valenzia und Carthagena zieht die Hitze Blaſen auf der bloßen Haut; der Andaluſer kennt den Schnee nicht. Dieſe Sonne, dieſe Luft, die Nahrungsmittel, die ſie zubereiten, bringen einen Grad von Lebenswärme, eine Reife der Organiſation, eine Fülle von Genügſamkeit, Natur und Kraft hervor, die der Norden nicht erzeugen konnte und die er, ſelbſt auch auf den Stelzen ſeiner Kunſt, unter ſeinem härtern Himmel nie erreichen wird.

Der Nervenbau des Spaniers iſt ſo äuſſerſt fein und reizbar — beinahe eine Aeolsharfe, die der Windhauch in Bewegung ſetzt — ihm entgegen wirkte die Erhalterin durch ein vollkommen reifes Hirn in allen Lebensweſen jener Zone, ſoweit, daß ſelber Julius- und Auguſt-Hitze, die in Monaten kein Waſſertropfe fühlt, auch nur nicht einmal Hundstollheit bewirkt. Das Blut des Spaniers, das, zum Theil als Folge ſeiner vielen Sommerſchläfe und einer weniger gereizten körperlichen Thätigkeit, träger durch

Digitized by Google

die Adern rollt, als Hierseitsporenäendlut, — schließt sich an dieses Herz, an diese Nerven an, und bildet Menschen tiefen, stillen Lebens, selbstgenügsam und voll hohen, ruhigen Gefühls. Geborene Dichter einer ersten Kaste.

Spanien ist ein Paradies an Fruchtbarkeit des Bodens, an Mannigfaltigkeit und Menge der Produkte. Alles was der Mensch als Erdgeschoß zum Leben braucht, entfällt hier gleichsam der Natur aus offener Hand, und in den mildern Provinzen ist die Arbeit, die der Boden fordert, in Vergleich mit dem Ertrage, nichts. Die Sonne dünkt und zwingt die öfters karge Mutter zur Verschwendering; sie zwingt die Felsen an der Meeresküste, von Barzelona weg bis Malaga, daß sie Trauben tragen müssen, und die Sümpfe Valenzia's, daß ihnen Reis entwachse. Ganze Dörfer stehen dort, vom Pomeranzenhaine umwohnt, leichte Sommerhütten eines milden Klima — Feigenblätter Edens. — Die mittlern Provinzen wimmeln von Gewild, von Hasen, Hühnern und Kaninchen; von drei Seiten schwemmt das Meer aus seiner Tiefe einen nie erschöpften Speisevorrath zu — auch die Eichel wird in Spanien essbar — und in Katalunien lebt das Maulthier vom Johannisbrodt, das in Deutschland oft den Nachtisch ziert.

Diese Mischung nun, aus der der Menschen-Genius den Spanier bildete; das frohe, leichte Loos, das er ihm für sein Erdedasein anwies, beförderet ungemein das innere Leben und zieht vom äußern ab — von seinen Mühen, Sorgen und Beschwerlichkeiten, also auch von seinen Künsten, diesen kühngewölbten Brücken, durch die der unbeginstigtere Sterbliche sich unter minder sanftem Himmel seine rauhere Laufbahn ebnet.

Sie thaten mehr; sie führten bald den Spanier zu dem stolzen, schönen Glauben hin: er stehe von Natur auf einer höhern, vollendetern Daseinsstufe, als jedes andre Volk; sei eine von dem Himmel auserwählte Nation.

Einmal lebt ein Glaube dieser Art in jedem Spanier; dunkeler oder deutlicher spricht sich in jedem das Bewußtsein eines angebornen Erdenadels aus, der ihn als Spanier ziert. Vom Throne weg bis in die Kohlendrennerhütte nennt der Klügste wie der Dummste sich und sein Volk mit gleicher Ueberzeugung: nobles Espanoles.

Wenn in Andalusien der Straßenräuber, beritten wie ein Tartarsurst, im Gürtel eine Batterie Pistolen, dem Reisenden den Beutel abgenommen hat, fragt er ihn um sein Reisezil, gibt den Drittel, auch die Hälfte des Geraubten ungefordert wieder, und sagt mit einem großen Blick: „Ich bin ein Spanier!“

Der Wasserträger zankt sich mit dem Eselstreiber eine Stunde lang, und „si Senor“ und „no Senor“ ziehen stets den Kreis der Wohlanständigkeit und Selbstachtung um jede Periode.

Es ist ein Adelszug im spanischen Karakter, der allgemein durch alle Klassen geht, der sich bald ernsthaft und bald komisch ausspricht, aber ewig auf der gleichen, angeführten Basis ruht.

Hrn. Prof. Ritters Beobachtungen über den Wasser- und Metallfühler Campetti in München, zusammengestellt mit den Beobachtungen des Hrn. Prälaten von St. Urban.

(Beschluß.)

Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was Ritter über Campetti sagt. Ich führe die eigenen Worte des Naturforschers an: „Campetti ist vorzüglich sensibel für magnetische Manipulationen; was er mir als innere Empfindung über Metall und Wasser aussagte, hat die größte Aehnlichkeit mit dem, was Somnambülen vor dem Entschlafen gewöhnlich aussagen; und als ich ihn später das erstemal wirklichen magnetischen Manipulationen aussetzte, brach er alsbald von selbst in die Versicherung aus: Es würde ihm genau, wie über Metallen. *) Er hatte vorher nie gewußt, was thierischer Magnetismus sei, noch weniger war er auf eine Aehnlichkeit der Phänomene vorbereitet. Ich habe es noch nicht wagen mögen, ihn zum wirklichen Schlaf und weiter zu bringen, da ich doch nicht völlig sicher war, welchen Einfluß das auf seine sonstige Qualität haben könnte. — Ob langes Verbleiben über großen Massen Metall, oder sehr starken Wasserströmungen, ihn nicht ebenfalls in wirklichen Schlaf versetzen würde, bab' ich, aus ziemlich ähnlichen Gründen, auch noch nicht mit ihm versucht; zweifele aber eben so wenig daran, als daß es möglich sein möchte, vorzüglich sensible Naturen von Campetti's Art über starken Wasserströmen (oder vielleicht noch eher über künstlich unterhaltenen Wirbeln von Quecksilber) bis zur höchsten Clairvoyance zu bringen. Wirklich können schon verschiedene ältere Wasserfühler nicht gut anders erklärt werden, als dadurch, daß sie über dem Wasser — zu wahren Clairvoyanten wurden.“

Sehr abweichend von Hrn. Ritters Beobachtungen über Campetti sind die Selbstbeobachtungen und Erfahrungen, welche schon seit einer Reihe von Jahren in der Schweiz der Herr Abt des Klosters St. Urban, Ambrosius Gluz, anstellte.

Er beschränkte sich bloß auf das Fühlen des Wassers, und widmete diesem Geschäft zahllose und wiederholte Versuche, welche er, wenigstens ihren Resultaten nach, aufzeichnete, und daraus eine eigene Theorie bildete. Auch er schreibt alle, bei jenen Versuchen an sich wahrgenommenen, Erscheinungen der Elektrizität zu. Er entwarf, gegründet auf tausendfache Erfahrungen, eine neue Wasserkunde nach hydroelektrischen Grundsätzen, davon er die Güte hatte, mir zum beliebigen Gebrauch eine Abschrift mitzutheilen. Die darin aufgestellten Thatsachen schienen mir, so wie meinen Freunden, dem Physiker Hrn. Rudolf Meier in Aarau, und dem großherzoglich-badenschen geheimen Rath, Hrn. von Ittner, welchen ich das Manuskript mittheilte, so ausserordentlicher Art zu sein, daß ihre Bekanntmachung durch den Druck ein wesentlicher Dienst

*) Da Personen, welche gegen magnetische Manipulationen reizbar sind, nicht selten vorkommen, wird es mir ungemein wahrscheinlich, daß in diesen auch leicht die Sensibilität zum Metall- und Wasserfühlen gesteigert, und so jeder Physiker ohne große Kosten und Mühe einen Stellvertreter des Campetti erhalten könne.

A. d. H.

Digitized by Google

der Wissenschaft sein müßte. Diese Schrift wird erscheinen; ich verschiebe ihre Publizirung einstweilen nur noch, um die Fortsetzung der Ritterschen Beobachtungen benutzen, und durch die Bemerkungen des Hrn. Abtes darüber dem Ganzen höhere Vollständigkeit geben zu können.

Es ist durchaus kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit von Thatsachen in Verdacht zu ziehen, welche der Hr. Prälat, ohne Rücksicht, ob sie jemals zur Oeffentlichkeit gelangen werden, sammelte, deren Wahrheit er verbürgt, und worüber er die Versuche, nach seiner eigenen Erklärung, „jeden Augenblick wiederholen und jedermann evident machen kann."

Schon hab' ich in dem gegenwärtigen Jahrgange dieser Zeitschrift (Nr. 19 und 22) über diesen Gegenstand Einiges mitzutheilen Gelegenheit gehabt. Ich will in dieser kleinen Abhandlung nur allgemeine Uebersicht dessen geben, was der Hr. Prälat durch seine Sensibilität überhaupt geleistet hat, und welches in manchen Stücken selbst das, was Ritter an Camperti beobachtete, weit hinter sich läßt.

Der Hr. Abt empfindet die elektrische Erregung nicht nur, wie Camperti, bei fließendem, sondern auch bei stehendem Wasser; nicht nur vom Wasser, sondern auch von andern flüssigen Substanzen, als Dinte, Oel, Wein, Bier, Weingeist u. s. w., sogar vom Feuer.

Nach seiner Theorie aber wird der elektrische Erregungsprozeß nicht, wie Ritter bei Camperti behauptet, durch den Boden und die Füße des Menschen zu dessen Fingern und der Baguette fortgeleitet — sondern die elektrische Kraft dringt, gleich dem Lichtstrahl, in einer bestimmten geraden Linie nach verschiedenen Seiten, theilt sich den Fingerspitzen oder der Hand mit, und durch diese der Baguette, die er gewissermaßen als einen Ableiter der Hydroelektrizität ansieht.

Zu diesem Glauben ist er theils durch seine eigenen Empfindungen, theils durch vielfache und merkwürdige Erfahrungen geleitet worden.

Er fand nämlich, daß die Baguette oder Wasserruthe (wozu ihm jeder schwache, elastische, halmartige Körper dient, Mooskrohr, Roggenhalm, Fischbein, zarte Ruthen von Haseln, Weiden, Tannen, Birken u. s. w.) nur unter drei Verhältnissen derselben zum Wasser das Vorhandenseim desselben anzeigte. Entweder wenn sie in diejenige senkrechte Linie eintrat, die man in Gedanken vom Rande des Wassers (wo es an Nichtwasser, Wasserleere grenzt) aufwärts, oder diagonal unter einem Winkel von 45 Graden, oder horizontal seitwärts ziehen kann. — Um diese Linien und ihre Wesentlichkeit noch evidenter zu machen, setzte er ein cylindrisches Gefäß von Glas mit Wasser gefüllt auf den Fußboden des Zimmers, und realisirte jene Linien durch drei Faden, davon der eine senkrecht bis zum Plafond, der andere diagonal unter 45 Grad, der dritte horizontal von irgend einem Punkt der im Glase befindlichen Wassergrenze, bis zu den äußersten Theilen des Zimmers gespannt wurde. Sobald sich die Baguette einer dieser Linien nahte, spürte er unhaltbare Zuckungen der Baguette.

Bei diesen Versuchen trat bald eine andre, nicht minder interessante Erscheinung hervor. Naht sich die Baguette der äussern Seite des senkrechten Fadens (also gegen das Wasser zu), oder der äussern Seite des diagonalen, so beugt sich die Ruthe dem Wasser entgegen. Der Hr. Prälat nennt dies Hinschlag. Bringt man die Baguette gegen die innere Seite der perpendikulären oder der diagonalen Linie (also vom Wasser weggekehrt), so nehmen die Zuckungen der Ruthe eine entgegengesetzte Richtung, also vom Wasser hinweg; er nennt dies den Rückschlag.

„Ich glaube jedoch" sagt er, „an den diagonalen Linien minder starke Hin- und Rückschläge bemerkt zu haben. Ist die Ruthe unter der wagerechten Linie, so erfolgt der Hinschlag gegen das Wasser; nähert sich die Ruthe dem wagerechten Faden von oben her, so erfolgt Rückschlag."

Durchs Gefühl in den Fingerspitzen selbst unterscheidet er schon, ob er sich der innern oder äußern Seite der Linie nähert. „Wenn ich" sagt er „die vordere Seite meiner Finger, in welchen ich die Baguette halte, einem Grenzstrahl so annähere, daß der Hinschlag erfolgt: so spür' ich an eben der vordern Seite meines ersten Fingers etwas, das der Empfindung von Wärme ähnlich ist. Hingegen, wenn ich die hintere Seite des zweiten Fingers dem gleichen Grenzstrahl so nähere, daß der Rückschlag erfolgt: so spür' ich an dieser hintern Seite etwas, das vielmehr der Empfindung von unerklärbarer Kältlichkeit nahe kommt. Eigentliche Worte dafür hat die Sprache nicht. Doch, wie mir däucht, könnte die erste Empfindung eine wärmliche Gährung, und die andere eine kältliche Gährung genannt werden."

Jetzt wird man begreifen, wie dieser Naturforscher nicht nur im Stand ist, aus dem Abstande der empfundenen Linien die Tiefe, sondern auch das Volumen des unter der Erde verborgenen Wassers vermittelst mathematischer Berechnungen aufs genaueste zu bestimmen. Eben so ist es klar, warum seine Theorie so auffallend von der Ritterschen abweichen muß, da er, ausser jenen drei Linien, zwischen denselben, so nah oder fern er auch dem Wasser sein mochte, keine Sensation, weder im Körper, noch in seiner Baguette hatte.

Eben so auffallend, als alles Vorhergehende, ist gewiß noch die Beobachtung des Hrn. Prälaten, daß, wenn zwischen dem Hydroelektron (wie er seine Baguette nennt) und dem Wasser dichtere Körper, als Luft, gesetzt werden, Umbrechungen der hydroelektrischen Strahlen erfolgen, welches daran bemerkt wird, daß die Baguette, indem sie z. B. dem diagonalen Faden naht, nicht in der eigentlichen Richtung desselben, sondern näher der Perpendikularlinie schlägt. — Der durch den dichtern Körper gebrochene Strahl leidet eine zweite Umbrechung, wenn er aus diesem wieder in freie Luft eindringt.

Unser Naturforscher hat darüber eine Reihe von Versuchen bei Brechungen des Strahls durch Tannenholz, Eichenholz, getrockneten Letten, gebrannten Ziegelstein, Sandstein, Glasscheiben u. s. w. angestellt. Je dichter die unterlegten heterogenen Körper sind, um so größer fallen ihre äussern Umbrechungswinkel aus.

Geleitet durch seine Erfahrungen und durch seine Theorie (so sehr sie auch von der Ritterschen abweicht) hat der Prälat, sowohl in der Schweiz, als ausser derselben, mehrere unterirdische Wasser entdeckt, und zu ihren Urquellen verfolgt; die Baguette, eine Magnetnadel und zwei Bissstäbe waren dabei seine gewöhnlichen Werkzeuge.

Ich will hier nicht (denn der Raum und Zweck dieser Blätter erlaubt mir keine größere Ausführlichkeit) das umständliche Verfahren des Hrn. Abtes beim Aufsuchen der Quellen, noch seine Vermuthung über die Bildung derselben im Zentrum des Berg-

Digitized by Google

volumens, noch seine interessanten Beobachtungen über die unterirdischen Abweichungen der Quellen mittheilen — ich verweise deshalb auf die einst von ihm erscheinende, für die Naturkunde wichtige Schrift selbst.

Nur noch auf seine Erklärung der Kreisschwingungen des Pendels will ich einen Blick werfen. Sie fließt sehr einfach aus der Theorie, die er aufstellte, und von welcher ich nur einen allgemeinen Umriß gab.

Der Pendel (ein Faden mit anhangender Bleikugel) ist für ihn nichts anders, als ein Hydroelektron, oder eine Baguette, welche in ihrer natürlichen Richtung zum Hinschlag oder Rückschlag bei der Berührbrinie des Wasserstrahls durch andere Ursachen gestört wird, folglich statt des Hin- oder Rückschlages solche Richtung nimmt, welche dem abstoßenden oder anziehenden Vermögen der Wassergrenzstrahlen, und zugleich dem hindernden Nebenumstand entspricht. So entstehen die Kreisgänge des Pendels (wie der Kreißlauf des Käfers am Faden in der Hand des Kindes wo der Käfer in gerader Richtung entfliegen und vom hindernden Faden zur Rotation gebracht wird), welche in wenigen Augenblicken an Geschwindigkeit und Umfang zunehmen, und zwar wiederum vor dem Wasserstrahl von der rechten zur linken, und über demselben von der linken zur rechten.

Statt des Pendels und der Baguette gewöhnlicher Art dient auch ein scharfgespitzter Eisendraht, oben mit einem angeheftesten Fähnlein versehen. Wird dieser mit der Spitze in ein glattes Etuis gesenkt, so daß die möglich wenigste Friktion entsteht, und das Fähnlein einer wirkenden Wasserlinie nahe gebracht: so macht das letztere eine rotirende Bewegung von der linken zur rechten, oder von der rechten zur linken, je nachdem dieses Werkzeug entweder vor oder über den wirkenden Wasserstrahl zu stehen kommt.

Die Differenzen in der Beobachtung des Hrn. Ritter über Campetti, und des Hrn. Prälaten über sich selbst, so wie die von ihnen aufgestellten Hypothesen zur Erklärung der wahrgenommenen Erscheinungen, sind so sehr von einander abweichend, daß entweder die Facta selbst noch nicht, von einer oder der andern Seite, in ihrem ganzen Umfange, und mit Entfernung aller (in solchen Fällen so möglichen) Selbsttäuschung aufgenommen sind; oder die dunkle Urkraft, welche diese Phänomene von sich gibt, in Menschen zu den gleichen Gegenständen nicht auf die gleiche Art wirken muß. Dennoch hat der eine dieser Naturforscher für sich das Zeugniß einer ganzen Akademie (wenigstens vermuthe ich dies), ein anhaltendes, durch nichts unterbrochenes Beobachten während beinahe drei Vierteljahren, und mit dem eigenthümlichen, hohen Scharfsinne die Fülle des Wissens; — der andere eine zehn- bis zwanzigjährige Erfahrung, mehrere tausend über sich angestellte Versuche, und endlich Vorfälle, welche die Richtigkeit seiner Lehrsätze in Folge seiner Hypothese entschieden darthaten.

Variétäten.

Aus Holland.

— Ein Dekret des Königs vom 4 Mai gründet auch in Holland ein Nationalinstitut, das ganz nach der Form des Pariserischen eingerichtet und in vier Klassen getheilt ist. Der König ernannte selbst dazu die ersten 48 Glieder aus den fortdretten und berühmtesten Holländern (nur in der vierten Klasse unter den Künstlern sind auch einige Franzosen). Am 16 Mai war die erste Versammlung derselben; sie wurden dem Könige präsentirt.

Aus Afrika.

— In einem nordamerikanischen Journal machte der Ehrenraub der Fregatte Philadelphia, Hr. Jonathan Cowdery, in einem Briefe an Dr. Mitchill, eine kurze Beschreibung von Tripoli in der Barbarei. Sein Brief ist von Malta 10 Jul. 1805 datirt. Folgendes ist das Wesentlichste.

Tripoli, auf den Ruinen des alten Oea, in einer sandigen Gegend erbauet, hat gegenwärtig 46,000 Einwohner, darunter sind 40,000 Türken, 1000 Juden, 1000 Griechen oder Römisch-Katholische. Die Stadt besitzt acht Moscheen und eine Christenkirche. Das Schloß des Pascha liegt auf der Westseite bei am Meerestrande ruhenden Forts, dessen Werke, mit 24 Stück Geschütz ungleichen Kalibers besetzt, die Stadt und den Hafen bestreichen. Die Stadt hat über eine ganze Stunde Weges im Umfang. Ausgenommen die Garten bei der Stadt, ist alles, bis zum Fuße des Atlasgebirges, eine öde Sandwüste.

Trinkwasser muß man hier im Winter, d. i. in der Regenzeit, vom Regen sammeln, oder zur Zeit der trockenen Witterung aus den Brunnen der Wüste herbeiholen lassen. Die Straßen der Stadt sind ungepflastert; man watet daher beständig im Staub. Die Garten, von Dattelpalmen beschattet, sind alle mit Mauren eingefaßt; man zählt dergleichen beinahe zweitausend.

Die Pest wüthet hier nicht selten. Eben deswegen müssen die Schiffe von Tripoli in den dortigen Hafen gewöhnlich Quarantaine halten. „Nun und gerade darum," sagte Hamel Reis, der tripolitanische Seeminister, eines Tages zu Cowdery, „darum lassen wir kein Schiff, das aus fremdem Hafen zu uns kommt, die Quarantaine halten. Weil sich die andern vor uns fürchten, daß wir ihnen die Pest mittheilen, haben wir also nicht zu besorgen, daß sie sie uns bringen."

Aus Polen.

— Das neu errichtete Herzogthum Warschau, mit Inbegriff des (durch den Eibinger Traktat vom 10 November 1807) hinzugefügten 42 Quadratmeilen haltenden Theils von Neuschlesien, hat jetzt einen Flächeninhalt von obngefähr 1864 Quadratmeilen. Ein Herzogthum also, dem Königreich Portugall (das 1896 Quadratmeilen enthält) an Größe gleich.

Die Bevölkerung freilich ist sehr mäßig, im Verhältniß zu solcher Größe. Sie beträgt nach der neuesten Zählung 2,141,129 Seelen; unter diesen sind 164,218 Juden.

Im vergangenen Jahre (1807) waren in der Stadt Warschau 80,377 Einwohner, darunter sich 11,911 Juden, 209 Priester und Mönche, und 107 Nonnen befanden. — Man zählte 3461 Häuser, 166 Kirchen, 12 Nonnen- und 8 Mönchsklöster, 36 katholische, 2 protestantische Kirchen, 2 andere Kirchen und 1 Kapelle, 10 Spitäler und 44 Schulen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 50. — den 22 Juni 1808.

Ode, dem Vaterlande gesungen. *)

(Zur Feier der ersten Tagsatzung beim Antritt der zweiten Pentakosiade der schweizerischen Eidgenossenschaft.)

Ja, singen will ich von der Seligkeit
Des fehdelosen Landes.
Ramler.

Von Schlachtgesang erglüh' eine andre Stien!
Ein Andrer donnre mörderische Siege Lied,
Und preis' in rasender Begeistrung,
Was mit Entsetzen die Menschheit füllet!

Nein! — sanftres Feuer, nicht von der Fackel des
Graunvollen Mars, der Leichen auf Leichen thürmt
Mit nimmer satter Lust, entzündet,
Färbt mir die Wange mit höherm Roth so!

Vom Vaterland ist voll der Gedanke mir!
Von ihm ertön', o Harfe, die edelstolz,
Der Kriecher feile Klänge hassend,
Nie der Gewalt, nur der Tugend huldigt!

O dreimal glücklich, welchem ein hold Gestirn
Das Jahr zu sehn vergönnte, das (jauchzet hoch!)
Nach fünf entrollten Säkeln uns noch
Eidesgenossen und Freie grüßte!

Vor allen Dir ward herrliches Loos, der jüngst
Als Oberhaupt des Gottheitbeschirmten Volks
Die große Aera rühmlich schloß, und,
Weise die trügerischen Sporen meidend,

Mit Hochgefühl des festlichsten Tages (ach!
Wie Vielen bang umwölketes!) Morgenroth
Erblickt', und würdig dann verließ das
Steuer des glorreich erhaltnen Schiffes!

Nicht minder herrlich schlangen die Sterne sich
In günstigem Geschicke zusammen Dir,
Dem nun des Bundes heil'ge Lade,
Heilige Siegel vertrauet worden.

Hat selbst doch Der, deß stürmender Aar wohl bald
Die halbe Welt in mächtiger Kralle faßt,
Gepriesen Dich, daß Du der Erste
Heute noch seist unter freien Bürgern! — —

Und zu den andern Vätern des Volks, zu Euch,
Die jetzt im schönsten Brüderverein um den
Altar des Jubelstaates stehn, der
Lieblich in muntrer Verjüngung blühet —

*) Der Sänger dieser vaterländischen Ode, Hr. Häfeli in Frauenfeld, Sohn des verdienstvollen Häfeli in Bremen, überreichte sie der Tagsatzung der Eidsgenossenschaft vom Jahre 1808. Die versammelten Väter erkannten dem Dichter den Dank der Tagsatzung zu. Sie verdient, aus der Menge ähnlicher Erzeugnisse hervorgehoben, einem größern Publikum und einer spätern Zeit bewahrt zu werden.

Digitized by Google

Wir mag ich nie verrauschende Worte zu
Euch reden? — Nein, Ich rede für nicht! — es sprach
Der Weise für, der Seher, welcher
Allen und wahrhaft ein Hell'ger bleibt!

Als — im Gesicht — ich mitten in Europa
Versammlung ihn, verkläret, mit Majestät,
Ein Seraph treten sah, da flossen
Ihm von der Lippe die ernsten Worte:

„Der zückt das Schwert, ach! gegen der Brüder Brust
„Schon wild gezückt, durch sanftere Lehre vor
„Unser'gem Blut bewahrte, mahnte
„Heute nun froher Gott Eidgenossen:

„O einsedenk seid ewig der Warnung, die
„Das Schicksal, Euch mit schonendem Finger noch,
„Furchtbarere Andren gab! — Wo Zwieracht
„Zank zu gemeinsamem Weh ausstrennet,

„Und Eidesnutz die Treu der Verträge höhnt;
„Wenn fromme Scheu vor Unrecht auf Herzen weicht,
„Und sich die Hand mit Raub besteckt, der
„Nachtos die Rache des Himmels ruft!

„Wenn vor dem Laster kleinmut sich Tugend birgt,
„Und (o der Schmach!) in Schlafheit sich Mannsinn kehret,
„Einfält'ge Sitte stirbt, und — Jünglinge!
„Wollust die lähmt die Faust zum Schwertesschwung!

„Wenn Frevelmut frech Tyrannenarmuth erzwingt —
„Bald scheu erschrickt, und stilles Verdienst zerritt!
„Wenn Demuth weint und Hochmuth lache: — Da
„Lösen sich Reiche in Schutt und Grauß auf!

„Zum Riesenkampf mit Drängern den bedeen Bund
„Beschworen Ihr' im Schauer der Mitternacht;
„Ihr schwört zwar Friedens-Ende nur, doch
„Wahrlich nicht minder denn jene brillig!

„Drum hohen Sinns, der niedrern Vorheil floh,
„Verschmäht; voll Liebe, die nicht das ihre sucht,
„Halbaustendjähr'gen Ruhm betrachtend,
„Sorget nun neuen dem Vaterlande!“

Kurze historische Notizen über verschiedene in der Tagesgeschichte ausgezeichnete Personen.

Seit dem 17 März 1796, da der junge, kaum sieben und zwanzigjährige Napoleon Bonaparte als Obergeneral der Armee von Italien den ersten seiner Feldzüge eröffnete — er, der wenige Wochen vorher, denen die seiner Jugend zu spotten schienen, geantwortet hatte: „In sechs Monaten werde ich ein alter General oder todt sein!“ — seit jenem Tage begann die ungeheure ans Fabelhafte grenzende Epopöe seines Lebens. Von nun an ward die Geschichte der Welt ein Theil seiner Biographie. Helden und Staatsmänner, noch kurz vor seinem Erscheinen von ihren Zeitgenossen hochgepriesen, verschwanden dunkel unter den Strahlen des Einzigen. Wohin sein Fuß trat, da ward der Hauptort der Welt, dem alle Völker die Blicke zuwandten; wen seine Hand berührte, der empfing einen Namen vor dem Erdkreis; was er erschüttern wollte, sank vernichtet unter; wen er liebte, dem fielen königliche Kronen zu. Ihn wunderbarer Thätigkeit erfüllte er die Geschichte jedes Jahres mit ausserordentlichen Dingen; und jedes wetteifert mit dem Vergangenen an größern und unglaublichern Ereignissen.

Wir leben noch in der Geschichte Napoleons — die Reihe der Wunder ist noch nicht vollendet, die Tagesereignisse strömen uns groß und reich entgegen. Unbekannte Namen steigen plötzlich mit hellem Glanze aus der Flut der Begebenheiten hervor; andere, sonst hochgefeiert, sinken unter zu schneller Vergessenheit.

Fortschreitend mit der Tagesgeschichte wollen wir, wie sie bald diesen bald jenen Namen ans Licht zieht, einige Notizen von denselben mittheilen, dem Beobachter der Zeit nicht ganz unwillkommen.

1.

Don Manuel de Godoi, Herzog von Alcudia.

Ein von der Höhe des Glücks niedergestürzter Liebling Fortunens, dessen Fall der Ruin eines alten, herrlichen Thrones begleitete, eröffne diese Gallerie.

Don Emanuel de Godoi, von einer dunkeln, spanischen, doch altadelichen Familie stammend, aus Badajoz, ward von seinen Eltern dem Kriegsstande gewidmet. Er empfing eine Offiziersstelle in der königlichen Leibgarde. Der Ehrgeiz des Jünglings beschränkte sich auf die Eroberungen, welche seine männliche Schönheit, seine Kunst auf der Guitarre, sein gefälliges, einnehmendes Wesen unter den Damen zu Madrid machen konnten. Er gewann mehr, als er selbst im verwegensten Traum hoffen durfte.

Eine glückliche Verknüpfung von Umständen machte ihn der Königin seines Vaterlandes bekannt. Er gefiel, und ward nicht vergessen. In kurzer Zeit ward der junge Lieutenant zum Major der Leibgarde befördert. Der Premierminister des Königes, Monino Graf von Florida Blanca, der heftigste Feind der französischen Revolution, mußte sich für ihn bei dem Monarchen interessiren. Don Manuel empfing Zutritt bei Hofe, und ward in Staatsgeschäften benutzt. Mit einer seltenen Lebhaftigkeit und Geistesgewandtheit orientirte er sich schnell in der neuen Laufbahn, die für ihn allein nur mit Rosen ohne Dornen bestreut zu sein schien. Die Huld der Königin und das unbedingte Vertrauen des Königs erhoben den jungen Staatsmann schnell über alle seines Gleichen. Sein erster Beförderer, der Graf von Florida Blanca, ward zwar mit Anfang des Jahres 1792 gestürzt; er aber blieb nicht nur der Liebling des Hofes, sondern ward mit Ehren überhäuft. Aranda, der kluge, erfahrne, philosophische Staatsmann, empfing Florida Blanca's Stelle — aber auch nur, um nach wenigen Jahren schon auf der schlüpfrigen Bahn zu fallen.

Don Manuel, welchen sein König schon unter die spanischen Granden erster Klasse erhöht, schon mit dem Orden des goldenen Vließes, dem Großkreuz des Ordens Karls des Dritten geschmückt, zum Herzog von Alcudia, zum Generalkapitän der spanischen Armeen ernannt hatte, dem nichts mehr zu wünschen

Digitized by Google

übrig blieb, als in eben dem Maße, wie er das Herz des Königs und der Königin beherrschte, ein ganzes Königreich zu regieren, übernahm am 15 Nov. 1792 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, welches Aranda provisorisch an der Stelle des entsetzten Florida Blanca geführt hatte.

Aranda, welcher als wissenschaftlich gebildeter Mann und in seinem Gesandtschaftsposten zu Paris die französische Nation und den Gang ihrer Revolution geprüft hatte, hielt es für das Interesse Spaniens vortheilhaft, diese gewaltige Nation nicht wider den altkapitalischen Thron zu erbittern. Darum erklärte ihn seine Gegenfaktion für einen Anhänger revolutionärer Grundsätze. Er fiel, und Don Manuel, Herzog von Alcudia, zeigte sich nun als Frankreichs entschiedenen Feind. Er verbot im ganzen Reiche die Einfuhr französischer Schriften, verweigerte im Febr. 1793 dem französischen Minister Bourgoing eine Konferenz, ließ wenige Wochen nachher den Krieg gegen den Nationalkonvent erklären und die spanischen Truppen über die Pyrenäen vordringen.

Die ersten Siege der spanischen Truppen waren von geringem Erfolg und verwandelten sich bald in Niederlagen. Der französische Feldherr Moncey durchdrang die Pyrenäen, und fündete durch die blutige Schlacht zwischen Escumbery und Villa nova den spanischen Heeren die Nähe ihrer Vernichtung an. Es war am 17 Oktober 1794. Dennoch drang Don Manuel unverschuldet auf Fortsetzung des Krieges, der von Monat zu Monat verderblicher ward. Schon drohten Moncey's Fahnen gegen Madrid — das Schrecken vor den Republikanern war allgemein, und entwaffnete den Grimm des Hofes. So eifrig dieser vor kurzem noch den Krieg betrieb, so dringend sehnte er sich nun zum Frieden. Don Manuel schloß ihn im Juli 1795. Die Freude Spaniens und besonders des Hofes war unbegrenzt. Der König gab seinem Freunde den glänzenden Namen des Friedensfürsten, und beschenkte ihn mit einer Domäne in der Nähe der Stadt Grenada, deren jährlicher Ertrag 50,000 harte Piaster oder bei 250,000 Livres betrug.

Von dieser Zeit an schien in dem Gemüthe des Herzogs von Alcudia eine fast unerklärliche Verwandlung vorzugehn. Wie er einst Frankreich haßte, zeigte er sich demselben nun günstig. Er war's, der den 19 Aug. 1796 zu St. Ildefons eine Off- und Defensiv-Allianz mit dieser alles besiegenden Macht abschloß; er war's, der die französischen Gesandten am spanischen Hofe mit Ehrenbezeugungen überhäufte; er war's, der, als sich der Papst dem Könige um Schutz für die christ-katholische Kirche durch seinen Nuntius verwandte, den heiligen Vater ermahnte, sich der Sorge um die Dinge dieser Welt zu entschlagen, und nur für seine eigene Person bedacht zu sein.

Er schien den Namen des Friedensfürsten verdienen zu wollen, und zu fühlen, wodurch Spanien zu dem Grade gegenwärtiger Ohnmacht gesunken sei. Er wollte das Volk durch die sicherste und allein wohlthätige Revolution wieder zur alten Kraft erheben — durch bessere öffentliche Bildung. Er beförderte die Wissenschaften; er lähmte den Arm der einst furchtbaren Inquisition; er zögerte keinen Augenblick, den Großinquisitor selbst hart zu tadeln, da dessen Gericht den gelehrten Doktor Ramon de Salas ketzerischer Meinungen willen angeklagt hatte. Er schuf in Spanien ein neues Korps, bekannt unter dem Namen der kosmographischen Ingenieurs; er zog den schweizerischen Hauptmann Boitel nach Madrid, um durch Pestalozzi's Methode den Unterricht des Volks zu verbessern, und führte mit mehrern angesehenen Gelehrten Briefwechsel.

Allein er hatte die Mönche wider sich nun empört. Vor seiner unbeschränkten Gewalt zitternd, eiferten sie wider ihn nur in der geheimnißvollen Stille des Beichtstuhls, aber um so sicherer. Das Volk, wenig sonst um das Spiel der Großen bekümmert, gewöhnte sich nun, den Mann zu hassen, welcher, wie seine Priester vorgaben, der Sturz der Religion wollte.

Auch am Hofe formte sich, wiewohl furchtsam, eine Parthei wider den alles entscheidenden Mann. Sie haßte seinen Einfluß; die Zahl aller Mißvergnügten, die jemals von ihm zurückgesetzt waren, vergrößerte sie, und zog den Prinzen von Asturien, den einstigen Thronfolger, in ihr Interesse. Don Manuel kannte sie alle, ohne sie zu fürchten. Seine königlichen Freunde hielten ihn durch ihre Liebe schadlos, und um ihn über jeden Pfeil der Verfolgung zu erheben, ihn ganz der Sfäre der bürgerlichen Welt zu entreißen, schlossen sie ihn in den engen, geweihten Kreis ihrer Blutsverwandtschaft ein. Im September des Jahrs 1797 ward er mit der Tochter des Infanten Don Louis vermählt.

Der Prinz von Asturien, durch seine Jugend und die Art seiner Erziehung ohne Festigkeit des Karakters, immer von Don Manuels Feinden umringt, stand von nun an, man kann sagen offen an der Spitze derselben, ohne doch etwas Entschiedenes gegen den neuen Blutsverwandten unternehmen zu können. Er mußte Zeuge sein, wie sein Vater diesen Liebling noch im Jahr 1800 zum Generalkapitän aller spanischen Heere und Flotten erhob; wie Don Manuel im J. 1801 die spanische Armee gegen Portugall führte, und vereint mit dem französischen Gesandten Luzian Bonaparte den Traktat von Badajoz abschloß. Nur mit dem Sturz des Königes selbst konnte ein Fürst fallen, in dessen Händen alle königliche Gewalt lag und die unzertrennbare Freundschaft des Monarchen.

Geleitet von Manuels Feinden entschloß sich Ferdinand, Prinz von Asturien, den sechszigjährigen Vater vom Throne zu stoßen in offenem Aufruhr, und sich in einem Alter von kaum vierundzwanzig Jahren der Regierung eines mannigfaltig zerrutteten Reichs zu bemeistern — Zu zu frischem Andenken klebt der schreckliche Versuch. Don Manuel konnte vom Gipfel seiner Macht und seines Glanzes, aber nicht aus der treuen Liebe seiner königlichen Freunde entfernt werden. Sie haben den Thron mit dem Privatstande vertauscht; er ist der Theilnehmer ihres Schicksals, der Genosse ihrer häuslichen Freuden.

Selten nur zeigt die Weltgeschichte solche Katastrophen des Glückswechsels, aber noch seltener eine treue Freundschaft, wie diese, über jeden Glückswechsel erhaben.

2.

Ajpedo von Aranjo.

Der Ritter von Aranjo hat keinen geringen Antheil an den letzten Ereignissen von Portugall. Er war es, der vorzüglich die Unterhandlungen mit England leitete, und einverstanden mit dem brittischen Minister Strangford, sich den Anforderungen Frankreichs zur Sperrung der Hafen, zur Entfagung alles Kommerzes mit Großbritannien, am eifrigsten in seiner Stellung als königlicher Staatssekretar entgegenstammte.

Er ist ein Mann von etlichen vierzig Jahren, aus einer der besten portugiesischen Familien, von vieler wissenschaftlichen Bildung, und glücklicher, gefühlvoller Dichter. Seine Lieder werden noch jetzt mit Vergnügen an den Ufern des Tago gesun-

Digitized by Google

gen, und seine Landsleute ehren ihn, als ihren vorzüglichsten jetzt lebenden Dichter.

Seine eigentliche öffentliche Laufbahn fing er als portugiesischer Geschäftsträger in Holland an, wo er den 18 März 1796 der Eröffnung des batavischen Nationalkonvents beiwohnte. Am Ende des gleichen Jahres ging er nach Paris, um im Namen seines Hofes über verschiedene Gegenstände zu unterhandeln. Hier war er als Minister nicht glücklich. Er schloß zwar mit dem Vollziehungsdirektorium einen Vertrag ab; aber die Königin Francisca ratifizirte ihn nicht. Aranjo ward auf Befehl des Direktoriums den 30 Dez. 1797 verhaftet und in den Tempel gesetzt. Erst im März 1798 kam er, doch nicht ohne Vorwissen des Direktoriums, immer aber unter der Gehalt eines Flüchtlings wieder heraus. Er eilte nach seinem Vaterlande zurück, wo Joseph, Prinz von Brasilien und Regent von Portugal, ihn mit Achtung auszeichnete, und endlich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte.

Aranjo verließ mit seinem Hofe, wie wir wissen, das alte Vaterland, um unter fremden Himmelsstrichen ein neues zu gründen. Hier in Brasilien legte er seine Staatssekretärsstelle nieder, blieb aber Mitglied des königlichen Staatsrathes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— Von großen Nationalfesten und Spielen zur Feier des ersten für Begründung schweizerischer Eidsgenossenschaft (im J. 1308) gestifteten Vereins der Urkantone war lange die Rede; doch schwerlich wird daraus etwas realisirt werden. — Das landwirthschaftliche Frühlingsfest zu Hofwyl unterbleibt ebenfalls; dagegen ist Hoffnung, das sogenannte Alphirtenfest werde wieder bei Interlaken gefeiert werden.

Der rege Eifer vieler Kantone zur Veredlung ihres Schulwesens bleibt unerloschen. Die höhern Schulanstalten zu Zürich, Bern, Aarau u. a. verdienen in jeder Hinsicht Achtung und Auszeichnung. Es scheint allgemeiner Wetteifer zu werden, der Erziehung vorzüglich Sorgfalt zu widmen. Fast alle Städte, ja selbst ansehnliche Dörfer, und die gesammten Dorfschaften großer Bezirke oder Gemeindschaften, feiern alljährlich die schönen Feste der Jugend, oder Schulfeste. Bei einem ähnlichen, nemlich in Bern gehaltenen, hielt der Prorektor der dortigen Akademie, der verdienstvolle Professor J. A. Schlifferli, eine zweckmäßige, im Druck erschienene, Rede, worin er manche Wahrheit aussprach, aus jedes Schweizers Brust gesprochen. Er schloß mit den Worten: „Ehre dem Vaterlande, möchte der Gedanke, einst das Wohl des Landes zu gründen, und ein Menschenverschieder zu bilden, das noch weiter und besser lit, als das gegenwärtige — euch zur Vorbereitung auf ein nützliches Leben bestimmen.

— Der Staatsrath Ochs in Basel hat uns mit einem neuen Produkt seiner Muse beschenkt. Es ist sein *Prometheé, opéra en trois acles, et en vers*, dessen Gegenstand die Schöpfung des Menschen durch Prometheus und der Raub des himmlischen, den Sterblichen zugedachten Feuers ist. Die Schlußszene, welche den Tempel des Schicksals darstellt, gibt eine allgemeine Ansicht der Geschichte des Menschen, und die Namen Napoleon und Alexander bezeichnen den Anfang einer neuen Epoche der Weltgeschichte:

A ces jeunes guerriers tout rend un juste hommage;
Leurs volontés font la destin.

Aus Frankreich.

— Der bekannte Maler und Zeichner Hubert Robert, der einen außerordentlich fruchtbaren Fleiß bewies, und von dessen Gemälden und Zeichnungen saß jedes Kabinet nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa etwas besitzt, starb am 15 April zu Paris. Gewöhnlich wählte er zu seinen Darstellungen Monumente und Ruinen; eine glückliche, unerschöpfliche Fantasie trug Anmuth und Mannigfaltigkeit und Leben in den einförmigen kalten Stoff. Er war zu Paris den 22 Mai 1733 geboren. Durch einen zudringlichen Ausenthalt zu Rom bildete er sich als Künstler aus. Seit 1767 wohnte er wieder in Paris. Die Kaiserin Katharina lud ihn zweimal, in den Jahren 1782 und 1791, nach Petersburg ein; doch vergebens. In der Revolution verlor er seine Stellen bei der Akademie der Maler- und Bildhauerkunst, beim Könige als Gemäldeaufseher und Gartenzeichner; er mußte sogar zehn Monate lang im Gefängniß schmachten. Der Tod überraschte ihn (denn bis ins spätr Alter malte er, wiewohl seine letzten Arbeiten sehr traitlos waren) vor seinem Staffelei.

— Die Akademie von Dijon hat unter andern eine Preisfrage für das Jahr 1808 ausgestellt, auf deren redliche Beantwortung mehr als Einer Neugier gespannt sein mag. Sie klingt an sich schon sehr naiv, nämlich: Verdient die französische Nation den Vorwurf des Leichtsinns und der Flüchtigkeit (*de légèreté*), den ihr andere Nationen machen? Finden sich Beweise dafür in der Denkart und in den Sitten, in der Art und im Zustande der von den Franzosen kultivirten Wissenschaften und Künste? u. s. w.

— Der jüngsthin verstorbenene neunundzwanzigjährige Erzbischof von Paris, J. B. de Belloy, war zu Morangles in der Diöcese von Beauvais den 9 Oktober 1709 geboren. Im Jahre 1752 ward er Bischof zu Glandevez, dann 1765 zu Marseille. Während der Revolution verließ er sein Vaterland, das er erst nach dem 18 Brumaire wiedersah, wo er dann 1802 Erzbischof von Paris und Senator ward; 1804 den Kardinalshut empfing, und 1805 zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt wurde. Er war ein guter frommer Mann, von äußerst sanftem Karakter, und niemand den politischen Umtrieben so fremd und gehässig, als er.

Berichtigung.

Der in Nr. 48 dieser Blätter erwähnte Scheitenberg ist nicht Etymolog, sondern Entomologe.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 50.

Ansichten des Rheinbundes. Briefe zweier Staatsmänner. (Göttingen, 1808. 8.)

Diese Ansichten sind nicht von zwei Männern geschrieben, sondern nur von einem, wie die Gleichförmigkeit der Wendungen in der Schreibart, mancher Redensarten und andere innere Kennzeichen der Briefe, so wie des Vorberichts, dafür bürgen. Und der eine, welcher sie herausgegeben, oder geschrieben, ist kein Staatsmann im höhern Sinne des Wortes; denn weder was er von den Fürsten des rheinischen Bundes fordert, mehr als mechanische Einheit, minder Sorge um eigene Vergrößerung und Stärkung, als um Stärkung des Bundes, noch die Aufforderung an die deutschen Völker, sich dem Thron ihrer Fürsten mit festem Schritte voll Vertrauens zu nahen, und denselben ihre Wünsche und Besorgnisse für die Zukunft darzulegen, lassen einen erfahrnen Kenner des Menschen und der Staaten in föderativen Vereinen, noch einen Geschäftsmann vermuthen, welcher weiß, auf welchen Wegen das Gute am sichersten und gefahrlosesten bewirkt werde.

Aber der Verfasser, indem er die Furcht und Hoffnung ausspricht, welche in gegenwärtigen Verhältnissen das Gemüth deutscher Völkerschaften bewegt, bezeichnet sich damit, als einen achtungswürdigen, wackern Deutschen, dem unter den politischen Umwälzungen des Vaterlandes das Schicksal seiner Nachkommen, ihr Nationalruhm, ihre Freiheit, ihres Staates politische Unabhängigkeit, nicht gleichgültig bleiben mag. Ja, beim Durchlesen dieser wohlgeschriebenen Abhandlung begte ich nicht selten den Wunsch, dieselbe auf den Arbeitstisch unserer Fürsten legen zu können; nicht sowohl, daß sie daraus ihr politisches Verhalten, als vielmehr die Stimmung eines ansehnlichen Theils der Gebildeten des Volkes erfahren könnten.

In der dramatischen Darstellung der Ansichten des Rheinbundes erscheint ein Hofrath, der seinem Freunde, einem Präsidenten, mit jugendlichem Enthusiasmus das Glück schildert, welches aus der Auflösung von den ehmaligen hundert kleinen Ländern in einzelne größere Staaten, und aus der Union derselben zu einer neuen Konföderation, rheinischer Bund geheißen, für Deutschland entspringen werde. Der Präsident, älter, bedächtlicher und besorgter für die Zukunft, gibt zu dem Gemälde die Schattenseite (oder den Hauptinhalt des Buches), wodurch der Hofrath in seinen goldenen Erwartungen tief herab gestimmt wird.

Der Präsident sagt: wir haben neue Staatsformen, aber noch dieselben Fürsten, dasselbe Volk, welche den Geist in den alten Formen haben untergehen lassen. (Was konnte aber das Volk der Monarchien thun zur Erhaltung des alten deutschen Reichsverbandes? Hat es jemals aus sich dafür etwas gethan und thun dürfen? — Sind es wirklich dieselben Fürsten, welche Ursache zur Unbrauchbarkeit der alten Staatsformen wurden? oder wurden sie diesen nicht vielmehr schon durch frühere Ereignisse unbrauchbar überliefert? Ein Staatsmann sollte nicht so unerwiesene Phrasen zur Basis seiner Meinungen machen.

„Unsere Väter, im kindlichen Sinne auf die altgewohnte, deutsche Treue und Redlichkeit bauend, haben für ihre Länder keine andere Grenzen gesucht, als das allgemeine Vertrauen.“ (Thaten das wirklich unsere Väter? In welchem Jahrhundert eigentlich? Suchten größere Reichsfürsten nie die kleinern zu drücken, zu verschlingen?)

„Es ist ein deutscher neuer Staatenbund, aber der Bund ward nicht durch das selbstgefühlte Bedürfniß der Bundesgenossen gemacht, sondern durch fremde Kraft gebildet. Daher fehlt noch die Liebe zum Bunde, und das Streben aller Theile, der Einheit Kraft zu geben.“ (Letzteres fehlte in allen Föderativ-Staaten, so lange keine gemeinsame Gefahr vorhanden war. Im Rheinbunde aber ist die ganze Schöpfung noch zu neu.)

„Napoleon steht zu den Bundesfürsten, blos als Protektor; das erste Glied der Verbindung ist der Monarch eines fremden Staates. Das Protektorat ist mit der französischen Kaiserwürde erblich. — Die Rechte des Protektors sind nicht überall nicht genau bestimmt. — Die deutschen Bundesstaaten stehen in bestimmter Abhängigkeit von Frankreich. — Ferner: „Weil die

Digitized by Google

Bundesfürsten sämmtlich souverän wurden, sind die Völker sonach ihrer Willkühr unterworfen. — Eben darauf gründen sich die besten Hoffnungen der Deutschen, daß die jetzigen Fürsten ihren Völkern konstitutionelle Rechte (Landstände?) gewähren werden, die dem Mißbrauche der Gewalt und Willkühr bei minder guten Thronfolgern entgegenwirken können. — Der Bund im Ganzen, wie im Einzelnen, hat gegen den Protektor keine Ansprüche, als auf Schutz. Im Uebrigen hat der Protektor zu befehlen und der Bund im Einzelnen, wie im Ganzen, zu gehorchen. — So lange der große Napoleon lebt, ist dies Verhältniß sehr gut; aber wer bürgt für die Güte aller seiner Nachfolger? — u. s. w.

Dies ohngefähr sind die Hauptideen des Werkchens; und aus diesen Ideen quellen nun unzählige bange Besorgnisse und fromme Wünsche. Wenn alles in Deutschland so verbliebe, wie es ist (etwas durch sich selbst Unmögliches), so wären jene furchtsamen Vermuthungen allerdings nur allzugegründet. Bis jetzt aber, wo der Bund selbst noch nicht einmal ein vollendetes Ganze ist; wo seine anfängliche Bestimmung (pour assurer la paix intérieure et extérieure du midi de l'Allemagne) durch den Beitritt ansehnlicher norddeutscher Staaten eine offendare Verwandelung erlitten hat; wo noch immer neue Glieder, auf dem gleichen Fuße, (durch einseitige Unterhandlung mit dem Protektor), wie die ersten, zum Bunde treten; wo der Bund sich selbst noch auf keinem Bundestage in allen Formen konstituirt hat; wo die Veränderung des ersten Zwecks (der nur das südliche Deutschland anging) und die verschiedenartige Masse neu eingetretener Staaten offenbar zur Reform der ersten, in allgemeinen Zügen entworfenen Bundesakte hinleitet: — bis jetzt, sag' ich, sind Furcht und Besorgniße, sind alle Raisonnements über die möglichen Folgen der Konföderation, wie sie jetzt ist, sind die Versuche der Publizisten, schon ein allgemeines rheinbündisches Staatsrecht aus der Bundesakte, wie sie jetzt ist, zu deduziren, durchaus voreilig und vergeblich.

Die Schöpfung des rheinischen Bundes muß, von ihrem Ursprunge an, als eine große politisch-militärische Maasregel betrachtet werden, für Frankreich, um von deutscher Seite keine Kriege mehr befürchten zu dürfen — für die süddeutschen Bundesstaaten, um Garantie ihrer ausgedehnteren Besitzungen gegen Oesterreich, Rußland, Preußen zu erhalten. Die Bundesakte ist eine Offensiv- und Defensiv-Allianz der Fürsten-Union mit Frankreich — und Bestimmung der gegenseitigen Verhältnisse der reunirten Fürsten zu einander, um unter sich selbst Frieden zu bewahren.

Ehe noch der Bund sich in einer großen Versammlung konstituiren konnte (er war nur durch einzelne Allianzen mit Frankreich geworden), drohte Preußen die Zerstörung dieser sich neu bildenden Fürsten-Union. Napoleon, und die durch den rheinischen Bund mit ihm alliirten deutschen Staaten, mußten also zu ihrer Vertheidigung das Schwert ziehen. Neue Mitglieder drängten sich nun zum Fürstenbunde. Noch war kein Bundestag gehalten, noch waren keine Formen festgesetzt über die Aufnahme neuer Glieder. Diese konnten also keinen andern, als den bisher gewöhnlichen Weg ergreifen zum Beitritte; sie schlossen sich durch Frankreich dem rheinischen Bunde an.

Die Entstehung des rheinischen Bundes war Napoleons Werk. Napoleon war es, dem Preußen den Krieg erklärt hatte; folglich hatte auch er nur das Recht, mit Preußen und Rußland Friede zu schließen, als Protektor des Rheinbundes, als Kaiser der Franzosen. Seine Alliirten, welche ihm die durch die Offensiv- und Defensiv-Allianz stipulirten Auxiliartruppen gaben, machten keinen Anspruch darauf, sämmtlich als Mitfriedensschließer zu erscheinen.

Dies ist das einfache und wirkliche Verhältniß des rheinischen Bundes seit den wenigen Jahren seiner Existenz und noch nicht vollendeten Ausbildung. Es sind Thatsachen. Und eben diese beweisen, wie voreilig das meiste von dem allem sei, was man bis jetzt über den Bund, dessen Wesen und Folgen schon voraussusehen und zu fürchten und zu hoffen wagte. Was bis jetzt war und geschah in Bezug auf den Bund, konnte, selbst rechtlich, nicht anders sein und geschehen. Was aber im stürmischen Treiben der Ereignisse, vor der Unselbstvollendung des Bundes und seiner Formen, gethan werden mußte, gilt in Ewigkeit, als kein Grund, daß dem immer so sein werde, und sein müsse.

Was der Verf. der Ansichten des Rheinbundes über den jetzigen Mangel der Tendenz in den Bundesgliedern sagt, durch starke Einheit dem deutschen Volke wieder Nationalkraftaher, Nationalgröße, Freiheitsgefühl und Vertrauen auf eigene Kraft zu geben, scheint mir eben so voreilig, als unerfahren im Gang der Geschäfte.

Die jetzigen Fürsten des rheinischen Bundes sind noch zu kurze Zeit Mitglieder desselben, und haben erst die ganze innere Vollendung desselben abzuwarten, ehe sie zu der vom Verfasser und allen guten Deutschen gewünschten Staatenbefreundung hinarbeiten können. Noch mehr, ehe sie das höhere und entferntere Ziel erstreben, müssen sie nothwendig das näher gelegene zuerst erreichen wollen. Und dies nähere heißt: Organisation ihres eigenen Hauswesens, welches nicht nur durch die langen Kriege oft zerrüttet, sondern durch den Zuwachs an Macht und Mitteln ein ganz neues geworden ist. Nichts natürlicher, als daß die Könige von Westphalen, Würtemberg, Baiern, Sachsen u. s. w. erst in ihren eigenen Staaten Einheit, Stärke, Nationalgeist zu bewirken suchen, ehe sie an die des Bundes, selbst schon vor seiner gänzlichen Ausbildung, denken können. Erst wenn sie stark sind durch ihr Volk und dessen Wohlstand, Kultur und Patriotismus, können sie dem Bunde wahre Stärke zuführen. Nicht wenn die Völker deutschen Gemeingeist besitzen (solcher ist bei verschiedenen Regierungsformen, Gesetzen und Interessen nie in hohem Grade zu erwarten, außer bei allgemein gleicher Gefahr, und daraus entspringendem allgemein gleichen Bedürfniß) sondern wenn sie, die Fürsten, unter einander einig sind und voller Liebe für Deutschland, ist der Bund achtdeutsch, und durch seine Eintracht den Feinden Deutschlands imponirend.

Dies zur Berichtigung der voreilig-schnellen Urtheile beider vorgeblichen Staatsmänner, und zur Beruhigung mancher ohne große Noth bekümmerten Gemüther.

* * *

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 51. — den 25 Juni 1808.

Miszellen aus Berlin. Anfang Juni's.

Die Gewißheit, in welcher man beim Abgange meines letzten Briefes vom vorigem Monate lebte, daß unfehlbar die französischen Truppen ein Lager unfern Berlin beziehen würden, ist nun ganz ins Gegentheil übergegangen. Es wird keine Lagerbeziehung Statt finden, und es bleibt ein Geheimniß, ob dies aus politischen Gründen oder aus ökonomischen Rücksichten unterblieben ist.

Obgleich man von der Gegenwart des Ministers von Stein erwartete, daß sich etwas Licht über den Ausgang der in der That schwierigen Lage Preußens verbreiten dürfte, so ist er doch vor einigen Tagen nach Königsberg (wie man sagt, nur auf einige Wochen) zurückgekehrt, ohne daß man hier um einen Schritt näher in der Einsicht über unser Schicksal gekommen wäre.

Was die größte Sensation hier machte, ist, daß der Chef der Friedens-Kommission, der geheime Finanzrath von Sack unerwartet seine Dimission nehmen und von hier sich entfernen mußte. Man glaubt allgemein, daß einige seiner Aeußerungen das französische Gouvernement gegen ihn eingenommen habe. Seine Stelle soll, wie man wissen will, durch den Minister von Voß ersetzt werden.

Um eben diese Zeit erfolgte auch die Abdankung des hiesigen Polizei-Präsidenten Büsching, an dessen Stelle nun ein vom französischen Gouvernement angesetzter Chef de police mit Assistenz eines deutschen Polizei-Inspektors in Thätigkeit gesetzt ist. Den Grund von Buschings Entlassung findet man darin, daß er bei der zeitigen Krisis der Stadt, selbst glaubte, seiner Pflicht nicht im ganzen Umfange Genüge leisten zu können.

In der That wurden auch die Unruhen und Bewegungen, die der Fall der Münze veranlaßte, welche bis auf 80 Prozent verlor, auf den Märkten und bei den Bäckern täglich bedenklicher. Die Comité Administratif sah sich genöthigt, zu einer völligen Reduktion der Münze zu schreiten, und setzte durch ein ausgegebenes Reglement fest: Daß der Berliner Groschen nur acht Pfennige in Courant gelten soll, überall dafür angenommen werden müsse, und die französischen Behörden ein Drittel in jeder Zahlung bei den Kassen von der Münze nach jenem Satz annehmen würden. Durch diese Vorkehrung hat man geglaubt, der Unordnung ein Ziel zu sehen. Indeß die Geldwechsler ließen sich dadurch nicht irre machen. Die Münze verlor doch gegen preußisch Courant in wenigen Tagen wieder 80 Prozent, also 30 Prozent schlechter als sie reduzirt ist, und so steht sie noch. Bei den Bäckern hatte es nun das Ansehen von förmlichen Aufläufen, indem diese durch die ihnen nach der Reduktion gemachte Taxe noch immer 25 Prozent verlieren; sie wollten daher nicht in gehörigem Vorrath Brod backen, und dies machte eine ununterbrochene Vigilanz von Seiten der Polizei höchst nöthig. Man spricht nun davon, daß in Hinsicht des Geldwechselwesens eine neue Ordnung erscheinen soll, die den Cours der Münze der Willkühr der Wucherer entreißen werde. Man muß die heilsamen Folgen davon nun erwarten.

Der neue Polizei-Direktor hat mit einigen Proben von Strenge sein Amt angetreten. Mehrere Bäcker, welche in den Zeiten der Unordnung zu leichte Waare verkauften, wurden ansehnlich (mit 100, 70, 50 und 20 Thalern) bestraft, und dies wird öffentlich zur Lehre und Warnung bekannt gemacht.

Digitized by Google

In Breslau hat die Angelegenheit mit der Scheidemünze auch große Bewegungen veranlaßt. Das Gouvernement daselbst hat bei den dortigen Wechslern die Münzvorräthe unter Siegel gelegt. Wie durch diese Vorkehrung der Zweck, dem nachtheiligen Course der Münzen Einhalt zu thun, erreicht werden sollte, hierüber sind noch keine nähern Berichte eingegangen.

Vor kurzem sind hier die Niederlagen derjenigen Kaufleute, welche mit englischem Garn handeln, versiegelt und die Kaufleute selbst unter Aufsicht der Gendarmerie gesetzt worden. Man hat die Präsumption, daß die Vorräthe von englischem Garn auf unerlaubten Wegen unterhalten werden. Eben so sind Haussuchungen nach englischen Waaren bei mehrern bisigen Kaufleuten angestellt worden.

Seit einigen Tagen gestehen wieder häufige und lange Konferenzen zwischen der Comité Administratif, mit Assistenz des französischen Gouvernements, und einem Ausschuß aus dem Handelsstande, um eine Summe von 600,000 Thalern herbeizuschaffen, wodurch auf einige Zeit die täglichen Bedürfnisse der Stadt gedeckt werden sollen. Man war schon mehrere Tage und halbe Nächte beschäftigt, diese Angelegenheit ins Reine zu bringen, und es ist nach vielen Diskussionen dahin entschieden, daß der verneigende Handelsstand nach Verhältniß dieser Summe unter sich zur Herbeischaffung beitragen soll. Ob dieser Weg seinen Zweck erfüllen wird, muß die Zeit lehren.

Für diesen Sommer zeigt sich nun aber merklich der nachtheilige Einfluß, den die jetzige Lage der Dinge in Preußen auf Berlin hat. Außer Sonntags findet man alle Spaziergänge leer, und man wurde sie noch lebloser finden, wenn sie nicht durch die sich hier aufhaltenden Franzosen, deren Zahl auf 15 bis 20,000 geschätzt wird, etwas bedeckt würden. Equipagen und Reiter sind jetzt hier eine seltene Erscheinung. Alles geht zu Fuß, und wer fahren kann, entfernt sich. Es sind nur noch die Equipagen mehrerer bei der französischen Armee Angestellten, die durch die Straßen dahrasseln. Unter den Linden wandelt man Stunden lang, ehe man ein Equipage erblickt, wo sonst das Ohr durch das Rasseln der Wagen gleichsam zerschmettert ward.

Die Einnahmen im Theater sind auch äußerst kärglich, und wenn es so fortfährt, so muß die Direktion, wie man voraussieht, ihr Haus für den Winter schließen.

Das Fabrikwesen liegt jetzt hier ganz darnieder, obgleich die Frage nach Waaren bedeutend ist. Kein Fabrikant oder Kaufmann will es wagen, wegen der hohen Preise der ersten Materialien, sich jetzt in große Lager einzulassen. Die Folge davon aber ist, daß die Farbewaaren jetzt auch keinen Absatz finden, und sie nur mit großem Schaden verfärbert werden können.

Und wie kann auch die Lage Berlins überhaupt anders sein? Der größte Theil der hohen Staatsbeamten, ein bedeutender Theil niederer Dikasterien und alle Pensionairs haben keine Einnahme; Wittwen- und Pupillen-Gelder werden nicht bezahlt, die Zinsen der Staatspapiere gehen auch nicht ein; die Miethen der Häuser, welche die Zinsen der darauf haftenden Hypotheken decken, zehren Einquartierungen und Kriegeslasten auf. Die wenige Baarschaft, die etwa der vermögende Theil in Vorrath hatte, ist theils aufgezehrt, theils durch Beiträge an Kontributionen und Anleihen verflügt. Die Zahl der im Verborgenen Darbenden, wer kennt sie, sucht sie auf? Wird Napoleon nicht bald über Berlins Schicksal entscheiden, Er, der die Drangsale des Krieges mit solcher weisen Einsicht zu erleichtern versteht?

Vor einigen Tagen hat die Festlichkeit, welche die französischen höhern Militär- und Zivilpersonen zur Geburtstagsfeier der Herzogin von Melone (Marschallin Victor) im Saale des Konsidienhauses veranstalteten, das Publikum etwas beschäftigt. Von jenen Personen waren 40,000 Franken dazu zusammengeschossen. Der Restaurateur erhielt für jedes Couvert, deren fünfhundert besetzt waren, einen Friedrichsd'or. Das Fest, welches die königl. Opernkänzer durch eine kostümirt aufgeführte Quadrille verherrlichten, dauerte bis über Uhr Morgens, und lief mit voller Ordnung und Ruhe ab. Eine namhafte Anzahl Berliner haben daran Theil genommen.

Obgleich einige Regimenter des Victor'schen Korps nach Holstein abgegangen sind, so findet doch noch immer alle zwei Monate eine Verlegung der Truppen Statt. Die Stärke der französischen Armee in Schlesien, Pommern und der Mark wird auf 150,000 angegeben.

Mehrere Transporte der von verschiedenen deutschen Staaten gestellten Fuhrknechte zur Wagenburg sind vor kurzem hier eingebracht und über Bestimmung gemäß vertheilt worden; so sieht man auch noch anhaltend starke Transporte polnischer Konskribirten dem Westphälischen zu hierdurch passiren.

Der Gehemerath Goßler, welcher über die Abweichungen des Napoleonschen Handels-Codex von dem preußischen Vorlesungen angekündigt hatte, gab, als er bereits im Begriff war, solche zu beginnen, sein Vorhaben vorerst auf. Man sagt, daß solches auf höhere Veranlassung geschehen.

Auf Befehl des französischen Gouvernements muß jetzt in der jüdischen Synagoge jedes jüdische verlobte Paar, ehe es zur Hochzeit schreitet, nach christlicher Weise förmlich aufgeboten werden.

Durch ein sonderbares Geschick ist hier vor kurzem folgendes Unglück geschehen. Ein Gärtner heizte die Ofen seines Treibhauses. Sein Sohn wollte die Kohlen zur Flamme aufschüren, und griff nach einem gerade vor ihm stehenden alten, von den Russen im siebenjährigen Kriege zu Berlin zurückgelassenen Flintenlauf. Er brachte ihn kaum in die Kohlen, so entzündete er sich, und eine Kugel flog heraus und stürzte den Burschen todt zur Erde.

Zur Geschichte des Brückenbaues.

Ein gefällter Baum über den breiten Bach war die erste Brücke des Menschen; größere Ströme mußte man durchschwimmen, bis das Floß, oder der hohle Nachen und die Pirogue des Wilden erfunden war. Es sind schon Paläste gebaut worden, ehe man die Kunst kannte, geräumige, lange Brücken in weitem Bogen über den tobenden Strom zu spreugen. Die alten Aegypter, wie man aus den Trümmern ihrer jetzt in Wüsten halbverschutteten Gebäude sieht, wußten noch nichts von künstlichen Wölbungen aus Stein.

Die ersten großen Brücken worden vermuthlich sehr einfach und aus Holz gezimmert. Aber eben die Einfalt ihres Baues, und die geringe Dauer der Werks reizten weder die Bewunderung der Sterblichen, noch hielt man sie auch nur der Tradition werth. Die erste steinerne Brücke, von welcher die Geschichte weiß, war die von Babylon, welche über den brausenden Euphrat führte, der vom schmelzenden Schnee der armenischen Gebirge jeden Frühling anschwoll. Aber auch nur Babylon, etwa

Digitized by Google

achtmal so groß als Paris, konnte bei seinem Reichthum und Luxus solch ein Wunder zeugen. Und für ein Wunder galt dem Orient diese Brücke, die etwa 600 Schuh lang, 24 Schuh breit war (eine ziemlich unverhältnißmäßige Breite zur Länge, ungewölbt eben ausging, und, wie ein Stolopender mit hundert Füßen, auf einem Heere von Pfeilern ruhte, deren einer zwölfthalb Fuß vom andern stand.

Haben die Missionarien und Reisebeschreiber nicht übertrieben, so findet man auch jetzt noch in China dergleichen Brückenungeheuer, deren Länge und Breite, mit der enormen Masse darüber gewälzter Steinplatten alles Aehnliche übertrifft. Heutiges Tages finden wir an solchen unbehülflichen, plumpen Erscheinungen nichts Wunderbares mehr. Etwa ein junger Fant, der zum erstenmal vom väterlichen Hause ausfliegt, steht in der Schweiz bei der Rapperswyler Brücke still, die an 361 Pfeilern und 188 Jochen ruhend ihn 4731 Werkschuh weit über den Zürcher See trägt, und schreit Wunder, wiewohl dieser Nothnagel nur von Holz ist.

Der Römer kühnes Genie schien in allem das Höchste und Vollendetste erringen zu wollen, daß den nachkommenden Geschlechtern nichts zu thun übrig bleiben sollte, als das Erstaunen. Ihre berühmtesten Brücken waren die trajanische über die Donau (sie ward aber bald nach ihrer Erbauung wieder niedergerissen, weil sie den kriegerischen Daciern nur die Invasionen ins römische Gebiet erleichterte), und der Aquädukt über den Gardon bei Nismes in Frankreich. Der Erbauer dieses Aquädukts soll Augustus Schwiegersohn, Marcus Agrippa, gewesen sein, den eine alte Inschrift irgendwo Curator perpetuus aquarum betitelt hat.

Es wälzt sich, vier Stunden von Nismes, aus den untern Sevennen her, der Gardon, zwischen zwei Bergreihen. Da, wo diese von einander zu weichen und sich in eine große Ebne niedersinken anfangen, steht nun die majestätische Wasserleitung (le pont du gard), ein ungeheures Mauerwerk, in drei übereinander laufenden Bogenreihen, aus den größten Quadern zusammengethürmt, die ohne Kalk und Mörtel, nur durch ihre eigene Schwere, und vermittelst einiger sparsam vertheilter metallener Klammern, zusammengehalten werden. Der ganze kolossale Bau, 819 Schuh lang, 154 Fuß hoch, trotz nun achtzehnhundert Jahre den Stürmen der Zeit; die Steine sehen noch sehr frisch aus; nur ihre Ecken sind ein wenig abgerundeter von den zerstörenden Elementen.

In kühner, gigantischer Architektur gefielen sich die Gothen und ihre Schüler mehr noch, als die Römer. Wer betrachtet nicht heut noch mit stillem Graun ihre uns hinterlassenen hochgethürmten, finstern, vielzeiligen Christentempel? Aber ihre Wasserleitung von Alcantara bei Lissabon, ein Meisterwerk, dessen selbst das fürchterliche Erdbeben schonte, dann die Wasserleitung von Spoleto in Italien, sind gewiß merkwürdiger, als die prächtigsten von ihnen gegründeten Dome.

Zu der Römer Zeiten waren es meistens die müßigen Legionen, welche mit so ausserordentlichen Unternehmungen amusirt wurden; in den finstern Zeiten des Mittelalters waren es meistens die reichen Mönche, die so kostbare Werke schaffen liessen — sie selbst legten freilich nicht Hand an, denn der Orden der Brüder Brückenbauer (Fratres pontifices), deren Schutzpatron St. Benezet war, hat sich ausser dem südlichen Frankreich nicht weit ausgedehnt, wiewohl es gewiß nicht Schade gewesen wäre.

St. Benezets Brüderschaft war durch ihre Regel verbunden, über die Rhone und wo es in der Gegend noth war, neue Brücken zu bauen, zu unterhalten und der Reisenden zu pflegen. Die ehmalige Brücke von Avignon, wozu St. Benezet selbst im zwölften Jahrhundert mitarbeitete, den ersten Felsblock schleppte, ist nicht mehr; aber die Brücke von St. Esprit, dies herrliche Sprengwerk, flößt uns noch jetzt Ehrfurcht für die heiligen Brüder Brückenbauer ein.

Heutiges Tages sind gewölbte steinerne und gewölbte hölzerne Brücken keine Seltenheit mehr. Man findet sie von bewundernswürdiger Bauart in allen polizierten Staaten Europens. Die bedeckten, bogenförmigen, schwebenden Brücken hatte kein Land, so groß und kühn gedacht, aufzuzeigen, als die Schweiz. Wem fällt nicht die sinnvolle Arbeit der Brüder Grubenmann ein bei Schaffhausen, Wettingen, Reichenau u. s. w.? Leider, wie die arme Schweiz auf ein Jahrhundert hin durch den französisch-österreichischen Krieg und ihre Revolutionirung viel verlor, büßte sie auch ihre hölzernen Wunderwerke ein.

Eben die kurze Dauer der hölzernen Brücken, und die Kostbarkeit aber Schwerfälligkeit der steinernen waren bisher noch die größten Vorwürfe, welche diesen Zweigen der Baukunst gemacht worden sind.

Seit Ende vorigen Jahrhunderts versuchte man daher die eisernen Brücken, von denen unserer Vorwelt nichts ahnete. Obgleich kostbar, verbinden sie mit der festen Dauer der Steinernen die Leichtigkeit und Anmuth der hölzernen.

Schon vor neunzig Jahren fing man zu Lyon eine eiserne Brücke an, die aus drei Bogen zusammengesetzt sein sollte, aber — aus Oekonomie wieder aufgegeben ward. Noch in den achtziger Jahren trug man sich in Frankreich mit ähnlichen Projekten. Hingegen die gold- und kunstreichen Britten waren doch die ersten, welche aus den Projekten Ernst machten.

Die erste eiserne Brücke wurde bogenförmig über die Swern gesprengt zu Coalbrook-Dale im J. 1779. Aber dieser Bogen verkündet noch alle Schüchternheit des ersten Versuches. Hingegen die zweite eiserne Brücke, welche bei Sunderland über die Were führet, ist von so kühner, leichter Form, daß kaum etwas Vortrefflicheres geleistet werden kann. Die Eisenbrücke im botanischen Garten zu Paris ist nur Spielwerk dagegen; denn ein einziger Bogen der Sundeländer ist weiter, als alle der letztern Brücke, und dabei schwebt jene so weit über den Meerstrom hin, daß Schiffe mit vollem Segel unter ihr hinwegfahren.

Das Duell bei den Natches in Luisiana.

So lange wir in Europa kriegerische Nationen, Heere zum Blutvergiessen abgerichtet, haben wollen, werden die Zweikämpfe, die Zeugen unserer barbarischen Ahnherrn und unsers rohen Zeitalters, immer geduldet werden müssen.

Bei den Natches, einem wilden Volksstamm Nordamerika's, findet auch eine Art Duells statt; aber es ist weniger ein Kampf, als eine gegenseitige Hinrichtung. Ein englischer Reisender gibt unter andern davon eine Beschreibung (the monthly repertory Jännerstück 1803), die Schauder erregt.

Nachmittags um zwei Uhr, — so erzählt der Reisende, — kam ein Indianer vom Stamme der Natches mit seiner Familie.

Digitized by Google

Er war auf eine bizarre Art bemalt; sein ganzer Leib schien feuerroth. In der Rechten hielt er eine Flinte, die er auf allerlei Art schwang; in der Linken eine Bouteille. Langsam folgten ihm zwei andere Indianer.

Dann kam von der entgegengesetzten Seite ein neuer Haufe von Wilden; unter ihnen einer, der eben so wunderlich bemalt, aber ohne Waffe war. Seine Frau hielt ihn immer zurück. Aber als er von dem andern, der seine Flinte unaufhörlich schwang, etwa noch fünfzig Schritte entfernt war, entriß er sich plötzlich den Armen der Gattin, und eilte seinem Gegner zu.

Beide blieben, zwölf Schritte einer vom andern, stehen. Der Unbewaffnete bot dem andern seine nackte Brust dar, der anfangs darauf zielte, dann sich eines andern zu besinnen schien, die Flinte weglegte, und aus der Bouteille, die an seinem Gürtel hing, einen Zug that. Während dieser trank, hielt jener immer ruhig und beherzt seine Brust dar, auch da noch, als sein Gegner wieder die Flinte nahm und zielte. Er zielte, schoß, sein Feind stürzte todt zu Boden. Hastig lud er das Gewehr zum andernmal, reichte es einem zuschauenden Jünglinge (es war der Sohn des Getödteten), warf die Bekleidung ab, hielt seine Brust dem Schusse hin, und empfing ihn, auf der Stelle sterbend.

Diese beiden Indianer hatten schon seit langem Streit um eine Bouteille gehabt. Der, welcher zuerst getödtet worden, war von dem andern so heftig in den Finger gebissen, daß sein ganzer Arm von Geschwulst angelaufen war. Da hatt' er nun erklärt: er sei für Lebenszeit vermümmelt; sie müßten jetzt beide sterben. Wie man mit einander übereingekommen, so vollzog man's.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 3 Jun. Die vor einiger Zeit bekannten Morgenkonzerte haben noch immer Zuspruch. Eben so wird das von Herrn Werkmeister im Thiergarten eingerichtete Plusicum stark besucht, wo am 5 d. M. die erste artistische und deklamatorische Unterhaltung Statt finden soll.

Die von der Akademie der Künste angekündigte Ausstellung ist vorige Woche eröffnet worden. Es finden sich darüber viele Kunstwerke, welche schon bei der vor dem Einzuge der Franzosen Statt gehabten Ausstellung von den Künstlern hingegeben waren; wahrscheinlich um die Kunstverkäuflichkeit der reichen Gäste darauf hinzuweisen. Indeß findet man doch auch manches neue nicht Unbedeutende.

Den hiesigen Buchhändlern ist ein neues Zensur-Edikt kommunizirt worden, welches in Hinsicht des Inhalts und der Schärfe nicht viel von dem bisher bestandenen abweicht, außer etwa in dem Einen Punkte, daß jeder Buchhändler von dem Werke, das er von auswärts zum Verkauf eingeschickt erhält, bei der Zensur-Behörde ein Exemplar als Don gratuit einreichen muß.

— * In Leipzig ist der Debit der neuen Feuerbrände, nach den neuesten Nachrichten von dorther, förmlich verboten worden.

Aus Italien.

— * Mailand. Der Steinregen bei Borgo S. Domino beschäftigt unsere Physiker; der Tod des Königs von England, dessen nun auch unsere offiziellen Blätter erwähnen, die Politiker; die Oper *il rivale di se stesso* schon seit langer Zeit, so wie die alten Moliere'schen Stücke, der Tartüffe, die *précieuses ridicules* u. s. w. unsere Schauspielerfreunde; der neue Katechismus, der nach geschehener Prüfung und Genehmigung vom Kardinal Caprara, Erzbischof von Mailand, nun durch ein Dekret vom 30 Mai italienischer Nationalkatechismus geworden ist, unsere Theologen, und die schlechte Witterung unsere Landwirthe. Wirklich hat die sonst fruchtbare Lombardei in vielen Gegenden traurige Aussichten, denn die Früchte standen ohnedem schwach; Reif ist fast die Hälfte weniger als andere Jahre angerüst worden, da es an Wasser mangelte — jetzt ist des Wassers und Regens zuviel, und mehrere Hagelwetter haben schon großen Schaden gethan.

Für Meteorologen und Naturforscher ist das Jahr überhaupt interessant. Die Wasserwut an sich — die Verbreiten im Piemontesischen — der Steinregen — und dann wieder die herrlichen Meteore im Kirchenstaat. Dort stiegen nämlich bei Ferrarino, in der Nacht vom 20 zum 21 Mai, bei dichter Finsterniß, mit lebhaftem Glanze zwei große Feuerkugeln über den benachbarten Bergen auf, die in einer Richtung von Osten nach Süden schnell hinstrichen, dann sich mit entsetzlichem Knall vereinigten, zersprangen, und, wie in einem Feuerwerk, nach Ausschüttung unzähliger blendender Funken verschwanden.

— Ueber die neulich zwischen Parma und Piacenza gefallenen Aerolithen schrieb der Abbate Calamini, Professor der Schule zu Borgo San Domino, an den Ritter Amoretti einen Brief, aus dem wir Folgendes zur Geschichte dieses Phänomens mittheilen:

„Am 19 April, 1 Uhr Nachmittags, war der Himmel zum Theil heiter, zum Theil von grauem Gewölke bedeckt. Es wehte ein Wind, der einen dikmündigen Schwefelgeruch führte. Bald darauf hörte man einige Schüsse, wie von einer Batterie kleiner Mörser, denen ein dumpfes Getöse folgte. Ein Paar Augenblicke später sah man Steine aus der Luft fallen, ungefähr zehn bis zwölf Stück auf den Ländereien von Cella, Costamezzana, Varano dei Marchesi, Pieve di Cerignano u. s. w. In Varano sah man auf der Seite des Kastells eine ziemlich dichte Dampfsäule aufsteigen, die sich erst in einer beträchtlichen Höhe auflöste. Das Geräusch ward zu Medesano, Miano, S. Andrea, jenseits vom Taro und diesseits dem Stirone vernommen."

„Hr. Locard stellte alle nördlichen Nachforschungen über diese Erscheinung an, und erhielt auch einen von den größten niedergefallenen Steinen. Es hatte sich dieser ungefähr einen Pariser Schuh tief in den Boden eingeschlagen. Der Mann, welcher ihn niederstürzen sah, wollte ihn sogleich fassen, aber er fand ihn brennend heiß."

„Das Gewicht des Steins betrug 33 Unzen. Das äußere Ansehen war wie eine Masse von Pureen; die Magnetnadel ward davon nicht tangirt. Um den Stein lag eine schwarze Kruste so fest, daß sie mit dem Messer nicht abgebrochen werden konnte."

Einer der Aerolithen, die über den Flecken S. Domino gefallen waren, wurde sogleich nach Paris an den Minister des Innern geschickt.

Digitized by Google

Miscellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwochs — Nro. 52. — den 1. Juli 1801

Der Feldmarschall Möllendorf.

Mirabeau sagte von Möllendorf, in seinen vertrauten Briefen: „Er ist ein biederer, einfacher, fester, tugendhafter Mann, dessen militärische Talente den ersten Rang verdienen.“ Ein Blick auf diesen preussischen Veteran, der nur zur Schlacht von Jena kam, um, wie er ein Zeuge des höchsten Glanzes seiner Monarchie gewesen, nun Zeuge ihres trüben Ruins zu sein, wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein. In der Hauptsache wiederholen wir eigentlich nur, was Thiebault von ihm sagte *), ohne in das Detail seiner Verdienste um den preussischen Staat zu treten.

Joachim Heinrich von Möllendorf war Anfangs Page bei Friedrich dem Großen, und hatte nachher Gelegenheit, alle Feldzüge mitzumachen, die dieser seltene König zum Schutze seiner Staaten unternehmen mußte. Die Natur hatte den Jüngling mit den edelsten moralischen und intellektuellen Eigenschaften ausgestattet, und das Glück sandte ihm Gelegenheiten und Mittel, sie geltend zu machen. Sein väterliches Erbe setzte ihn in den Stand, sich in jeder Epoche seines Lebens mit Würde zeigen zu können; in der Jugend war Niemand begieriger nach Unterricht als er; immer sah man ihn liebenswürdig und besonnen in der Gesellschaft; brav und pünktlich im Militärdienst; klug und thätig im Kommando.

In einer Division von der Armee des Prinzen Heinrich, während des baierischen Successionskrieges (1778), entfaltete er wahrhaft große Talente. Am Schlusse desselben gewann er wieder als Gouverneur von Berlin die Ehrfurcht und Liebe des Militärs, der Bürgerschaft und der Fremden.

*) *Mes souvenirs à Berlin*, *par* Thiebault, *T.* 4.

Als sein erhabener Kriegslehrer, Friedrich II, gestorben war, und er die Thore Berlins hatte verschliessen, die Garnison hatte versammeln lassen, den neuen Eid der Treue zu schwören, erblickte man nicht ohne Rührung diesen alten Waffengefährten des verstorbenen Helden, wie er voll tiefen Schmerzes sich den Truppen näherte, und kaum anders, als nur mit Thränen zu ihnen sprechen konnte.

Im Jahre 1791 stand Möllendorf bei seinem neuen Monarchen gewissermaßen in Ungnade. Er war nicht für den Krieg gegen Frankreich. Der König gab ihm damals Befehl, den Hrn. Borelly, einen Gelehrten *), binnen 24 Stunden verreisen zu machen, weil er beschuldigt war, einige Aeusserungen zu Gunsten der Freiheit in Frankreich gethan zu haben. Möllendorf schickte seinen Aide-de-Camp, ließ Hrn. Borelly sein Bedauern bezeugen, bot ihm zur Reise allen möglichen Beistand an, und gab ihm, da es mitten im Winter war, zwei Tage Zeit, sich zur Abreise zu rüsten. So setzte sich der ohnehin halb Beungnadete durch seine Humanität den größten Unannehmlichkeiten aus, um das Loos eines Familienvaters zu mildern, der in seinen Augen unschuldig leiden mußte.

Friedrich Wilhelm II ward durch den schlechten Ausgang des Feldzuges von 1792 endlich überzeugt, daß Möllendorf diesen Gegenstand sehr richtig beurtheilt habe. Er näherte sich ihm wieder, und übertrug ihm das Kommando der Armee am Rhein.

Wiewohl Möllendorf allgemein das Ansehn eines klugen

*) Borelly war an den Hof Friedrich's des Zweiten und des Prinzen Heinrich, durch die Wohlthaten und die Achtung sowohl des einen als des andern gekünpft. Er ist Verfasser verschiedener gut gearbeiteten Werke, z. B. der *Mémoires du comte de Horch*. Seit 1792 lebt er wieder in Frankreich.

Digitized by Google

und kenntnißvollen Generals, sowohl in dem schon erwähnten baierischen Erbfolgekrieg, als auch nachher bei der Theilung Polens erworben hatte, konnte man eigentlich doch noch keine große Waffenthat von ihm rühmen. Er hatte als Feldherr nie eine Schlacht geliefert, nie Eroberungen gemacht. Auch diesmal kam er gewissermaßen nur zur Armee, um den fruchtlosen Feldzug enden zu helfen. Denn die Vortheile, welche er über die französischen Truppen bei Kaiserslautern erfocht, können kaum als etwas Bedeutendes angeführt werden. Schon beinahe ein Jahr vorher, ehe der Baseler Friede geschlossen wurde, hatte Möllendorf den Anfang machen müssen, ihn einzuleiten.

Seitdem war Möllendorf immer gegen jeden Krieg wider Frankreich. Er war es besonders auch gegen den letzten, unglücklichen. Man kennt seine neuern Schicksale. Der fünfundachtzigjährige Greis ward französischer Kriegsgefangener zu Erfurt. Napoleon ehrte den Gefangenen. Er zog ihn in Berlin an seine Tafel; er ließ ihm vom 15 Oktob. 1806 seinen bisherigen Feldmarschalls-Gehalt regelmäßig auszahlen, und überwand den grauen Krieger mehr noch durch Großmuth, als durch Waffen.

Noch ein Wörtchen über Jean Paul's Levana oder Erziehungslehre.

(Ein Brief an den Verfasser.)

Lieber Jean Paul Friedrich Richter!

Ich bin ein Hofmeister (ein Ding, welches bei Ihnen nicht sonderlich in Gnaden steht, weil ein guter Hofmeister doch nur ein schlechtes Surrogat einer guten, und ein schlechter Hofmeister noch immer ein schlechtes Surrogat einer schlechten öffentlichen Erziehung ist; gerade wie die Kaffeesurrogate vom Kaffee); als solcher bin ich geübt im Hofmeistern; ich kenne Sie, d. h. ich habe viele von Ihren Büchern gelesen, weiß, daß Sie 43 Jahre alt sind (oder kürzlich noch waren), und drei Kinder haben, und die Mutter dazu, deren liebliches Bild ich mit Andacht schaute, dort in der lieben Harfenstadt, bei der trefflichen Mutter H... — Noch mehr, Ihre Levana ist auch meine Levana; denn erstlich hab' ich sie käuflich an mich gebracht, zweitens die Druckfehler darin korrigirt und drittens sie aufmerksam und mit wahrer Andacht gelesen, mitunter auch einmal gezürnt, und während des Lesens hab' ich mit meiner rothen Bleifeder eine Menge Striche und Punkte gemacht, und was mir ausserordentlich gefiel, wurde gar mit zwei Punkten verziert; das Gegentheil erhielt ein Fragezeichen. Ich hoffe, Verehrtester, daß Sie mich nicht (nach Ihrer Art) vergleichen werden mit jenem Wilden, der Cook's Unteroffizier roth bemalte, zum Dank für sein Geigenspiel.

Nach diesem Prologus, wodurch ich Ihnen, im Vorbeigehn gesagt, begreiflich machen wollte, daß ich wohl mir herausnehmen dürfte, auch ein Wörtchen über unsere Levana zu sagen; folgt denn hier besagtes Wörtchen, als mein hofmeisterliches Gutachten, oder eine Rezension.

Ohne sich weiter über den Prometheus und die Fackel zu erklären, welche den Rücken des in zwei Theile brochirten Werks einnehmen, und also nicht vor- sondern nachleuchten, geht Rezensent gleich zu dem Titel über, und kann nicht bergen, daß es ihn sehr skandalisire, daselbst „Erziehungslehre“ zu lesen, da das Ganze doch nur ein aus Fragmentchen zusammengestoßnes Fragment ist. Freilich enthalten diese Fragmentchen viel Hohes und Prächtiges, viel Wahres, Schönes, Neues, Gutes; wir verzeihen deswegen unserer Levana, daß der Titel uns irre führte: aber sie bedarf doch auch wirklich darüber der Verzeihung! — Und warum hat denn nur der Verf. das Wahre und Gute verschanzt in einen Festungsgickzack von Episoden, Bildern, Vergleichungen und Sprüngen? — Den muß man immer erst erstürmen oder auf sonstige Art überwältigen, ehe man zum Wesentlichen kommt. Warum ist nicht alles so geschrieben, wie die unvergleichlichen §§§ 78—80? (Ueberhaupt ist vortrefflich, was über die Erziehung zur Religion, und das meiste, was über weibliche Bildung vorkommt.) — Ohne uns indessen mit der Anzeige einzelner Stellen aufhalten, ohne die Strenge des kritisiren und gründlichen Göttinger*), noch das unbedingte Lob des guten Horkig **) nachahmen zu wollen, gesteht Rezensent kurz und gut, daß er an und in dem Buche vieles vermißt, und manches wegwünscht; daß er aber doch auch das, was die Levana gibt, als ein köstliches, seltenes Geschenk erkennt, und dem Verfasser dafür von ganzem Herzen seinen „Großen Dank!“ sagt. Möchte es nur verstanden und beherzigt werden. — Ein einfacher, anspruchloser Auszug aus der Levana, die 7—800 Seiten auf 2—300 reducirt, würde den meisten Lesern viel lieber und werther sein als die Zwillinge selbst. Doch, ich will keine Geister citiren! Der Auszug müßte entweder von Jean Paul gemacht werden, oder von mir, seinem Freunde.

Nun bin ich fertig, Verehrtester! Die Rezension ist zu Ende; ich habe redlich und aufrichtig meine Meinung gesagt, und Sie sind mir darum nicht böse, sondern gönnen mir Ihre Freundschaft.

E. **

Spätere Nachschrift.

Das Ergänzungsblatt zur Levana hab' ich nun auch erhalten, und danke schön für das korrekte und korrigirende Werk, das mehr leistet als es verspricht, da es zugleich die Flegeljahre ganz passabel kastigirt. — Schließlich muß ich noch bemerken, daß Sie, schöner Geist, nicht der einzige sind, der sammt seinen Sommer- und Leberstecken in ein oder zwei Alphabet hinein citirt und gebannt wird; noch ärger ists, daß einer Kant's philosophischen Geist in seine erklärende Marginalien bannen wollte, und unter andern dazu eine Stelle wählte, welche gröblich entstellt war, und ohne Geist, durch ein Muttermahl, das ihm die Presse aufdrückte.

*) Göttinger Anzeigen, 1806. Nr. 207.

**) Morgenblatt, Nr. 13.

Digitized by Google

Ueber den Handel in den eroberten Ländern des linken Rheinufers. *)

(Nur Fragmente.)

Der Repräsentant Robertot war es, welcher Frankreich über die Vortheile der Eroberungen am linken Rheinufer, in seinem Bericht an den Nationalkonvent über die Vereinigung derselben mit der Republik, zuerst aufklärte. Nicht nur in militärischer Hinsicht, sondern auch in Rücksicht des natürlichen Reichthums und des Handels, gewährt das linke Rheinufer dem französischen Staate unermeßliche Vortheile. Aber erst die Zukunft wird dies heller zeigen.

Denn jetzt noch lasten der lange Krieg und seine bittern Folgen auf diesen Ländern; aber nur wenige Jahre des Friedens, und man wird das Vergangene nicht mehr empfinden. Was Napoleon aus seinem Reiche schaffen kann und wird, wenn ihm erst einmal vergönnt sein wird, das Schwerd des Heerführers niederzulegen, um sich ausschließend mit dem Glück der Steinigen zu beschäftigen, die er jetzt nur beschützen kann, das beweist seine alles umfassende Aufmerksamkeit für die Künste des Friedens, mitten in den Feldlagern entfernter Länder.

Was sind nicht schon Frankreichs Handel und Industrie geworden, nur seitdem Napoleon das Ruder des Staats ergriff? Noch vor wenigen Jahren flossen über anderthalb Hundert Millionen Livres nur für Baumwollenwaaren ins Ausland, die jetzt im Innern des Landes selbst gewonnen werden. Nur in der Stadt St. Quentin allein sind mehr als 8000 jener trefflichen Webemaschinen in Gang, die ein zehnjähriges Kind regiert, und welche durch ihren glücklichen Mechanismus Perkale, Musseline, Bafins, Piqués u. dergl. von selbst weben.

Die spanische Schafzucht dehnt sich mit auffallender Schnelligkeit durch alle Departementer aus, und vermindert schon jetzt allmählig den Wollenhandel Spaniens. Die französischen Tücher gehören zu den schönsten, die in Europa fabrizirt werden; die Tuchfabriken von Sedan, Louviers, Elbeuf, Verviers u. s. w. wetteifern mit den englischen. Die Seidenfabriken von Lyon sind noch jetzt, wie vor der Revolution, in Europa ohne bedeutende Nebenbuhlerinnen. Die Kultur der Leinwand- und Lederfabrikation steigt mit jedem Tage. Das französische Porzellain, welches durch äusserst geschmackvolle Behandlung das ersetzt, was es an Güte dem Meißner nachsteht, wird immer mehr gesucht. Paris hatte im J. 1789 nur vier Porzellainfabriken; jetzt besitzt es deren schon dreiundvierzig.

In den Artikeln des Luxus, der Mode und des Geschmacks hat Frankreich noch jetzt, wie sonst, weder an Deutschland noch England gefährliche Rivalen; und geschmackvoller und wohlfeiler, als die Quincaillerieſabriken zu Lunarez, St. Moulins, Etienne, Thiers, Chatellerault u. s. w. arbeiten nicht leicht ausländische.

*) Aus den Papieren eines sachkundigen Mannes im Saardepartement gezogen.

D. H.

Die von der Regierung veranstalteten Ausstellungen französischer Industrie-Produkte; die Patentirungen und Aufmunterungen der Entdecker und Erfinder neuer Fabrikate oder nützlicher Verbesserungen; die Belohnungen, welche die Regierung selbst ertheilt, oder Preise, welche verschiedene Gesellschaften aussetzen, unter denen die Gesellschaft zur Aufmunterung der Nationalindustrie, als die erste, glänzt: alles dies sind mächtige Hebel, welche den Gewerbsfleiß zu einer Höhe treiben, die er ehedem nicht kannte.

Der weitläuftige, durch Frankreich eroberte, Landstrich zwischen dem Rhein, der Maas und dem Ocean, der einen Umfang von 2230 Quadratmeilen enthält, und die Volksmasse des mächtigen Reiches mit 3,537,000 Seelen vermehrt, ist in seinen einzelnen Theilen sehr ungleich bevölkert, aber auch in Rücksicht der Fruchtbarkeit und Industrie sehr abwechselnd. Im Ganzen findet sich aber, daß Bevölkerung, Industrie und Gesittekultur in den vormaligen geistlichen Staaten allen andern am weitesten nachstehen.

Eins der fruchtbarsten Länder ist das Jülicher Land, und voller Gewerbsfleiß. Hier werden wollene und leinene Tücher gearbeitet; Schmelzen und Schmieden, durch die reichen Steinkohlengruben begünstigt, sind häufig; Messing-, Nähnadel-, Fingerhut-Fabriken noch immer im alten gewohnten Gange. Das fruchtbare, ehmalige Kurfürstenthum Cölln hat seinen blühenden Leinhwandhandel; Limburg seine herrliche Viehzucht, nebst den Wollentuchfabriken aller Art; das ehmalige Trier'sche seinen Reichthum an Wein, seine Schiefer- und Marmorbrüche, zahlreiche Giessereien und Hämmer, besonders im Arrondissement Blankenheim; das sonstige Fürstenthum Stavelot, und die Markgrafschaft Franchimont haben treffliche Wollentuch- und Ledermanufakturen, reichen Wiesewachs, wenn gleich die Getraideernten nicht sehr ergiebig; auch Luxemburg, das ehmalige Herzogthum, genießt keiner vorzüglichen Fruchtbarkeit, aber hat an seinen großen und vielen Wäldern einen Schatz; so wie die ehmalige Pfalz, mit den Bisthümern Worms und Speier, dem Zweibrücken'schen und Mainzischen ausser den herrlichen Eisen- und reichhaltigen Quecksilberminen, sich der größten Fülle von Fruchtbarkeit ihres Bodens rühmen können.

Die ehmaligen österreichischen Niederlande sind im Besitz einträglicher Eisen- und Steinkohlen-Bergwerke. Die hiesigen Wollen- und Leinentuchfabriken, so wie andere Kunstprodukte, belebten einen ausgebreiteten Handel, und das Land galt bekanntlich immer, als eins der reichsten in Europa. Aber auch die Kultur des Bodens ist der höchsten Vollkommenheit nahe; besonders reich sind die Kohl- und Rübsamen-Erndten.

Der Theil des Lütticher Landes, welcher auf dem linken Ufer der Maas liegt, hat kein so üppiges Erdreich, allenfalls den Kanton Hezebaye und einige Ortschaften an der Maas ausgenommen. Aber desto reger herrscht hier der Geist der Industrie. Alaun, Steinkohlen, Häute, machen den Handel beträchtlicher; selbst der Absatz von Kalk ist beträchtlich.

Das holländische Brabant und andere ehmalige holländische Besitzungen sind in einigen Gegenden an Getraide sehr fruchtbar. Dies große Land war in lauter kleine Stückchen zerrissen, wovon jedes Einzelne sonst seine Schlagbäume, seine

Digitized by Google

Zollämter, seine Acckten und Waagelder hatte. Hier genoß man einiger Privilegien; dort gab es deren keine. Gebräuche, Sitten und Mundarten waren überall ganz verschieden. Jeder Fürst suchte durch die Einfuhrverbote mehr seinen Nachbarn zu schaden, als seinen Unterthanen zu nützen. Seit Jahrhunderten war das Lebenssystem mit aller Strenge daselbst herrschend, und der geistliche Arm ließ seine Gewalt schwer fühlen.

So war das Volk, mitten im Reichthum der Natur eingeschränkt im Genusse desselben, gehindert von allen Seiten bei seinem Gewerbe. Kunstfleiß hatte sich bei den Brabäntern mehr durch die Gunst der Natur und das besondere Zusammentreffen von Umständen entwickelt, als durch weise Verwaltung und nach dem Interesse und dem Glück der Nation berechnete Verordnungen. Holland beraubte sie ihres Handels, England ihrer Manufakturen. Ungeachtet dieser Verhältnisse hatte dennoch das Land einen lebendigen an Erzeugnissen, und durch die Thätigkeit, das Genie, das Kunsttalent und den empfänglichen Sinn seiner Bewohner für große Unternehmungen einen ausgebreiteten Handel. Man nahm ihm alles, bis auf den Reichthum seines Bodens, seine glückliche Lage und seine Fabriken von Leinwand und Spitzen, die man nicht leicht nehmen konnte.

Man kann ganz zuverlässig annehmen, daß dieses Land zwei Drittheile mehr, als es konsumiren kann hervorbringt. Man wird sich eine Vorstellung von der Fruchtbarkeit seines Bodens machen können, wenn man hört, daß die Holländer eine unabsehne Menge Getraide aus diesen Gegenden ziehn; daß gewöhnlich viel davon nach Frankreich geht; daß man dessen noch nach Münster, ins Großherzogthum Berg, in die Landschaften von Mark und Cain, ausführt, und doch nie Mangel leidet. Die Gegenwart von zwei Armeen hat die Ausfuhr nicht gehemmt; die Einwohner haben für die Bedürfnisse der beiden Armeen gesorget.

(Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Die Wiedereroberung von Buenos Ayres, welches die Engländer nur kurze Zeit besaßen, dankt Spanien dem tapfern Liniers, und der Name dieses unerschrockenen Mannes selbst ist erst durch diese That in der Welt bekannter geworden. Daß sich nun eben dieser Liniers, an der Spitze der kupferfarbenen Bewohner von Buenos Ayres in Rebellionsstand gegen Spanien gesetzt haben sollte, wie neulich einige politische Tagblätter ankündigten, ist ein Mährchen, und nichts weiter.

Herr de Liniers ist von Nizza gebürtig, der zweite von drei Brüdern. Nachdem er als Militäroffizier lange zur See gedient hatte, trat er lange vor der französischen Revolution in spanische Dienste, wo er sich zum Rang eines Schiffskapitäns aufschwang. In dieser Eigenschaft schickte ihn der König von Spanien an den Dey von Algier, dem er sich so beliebt zu machen wußte, daß ihn derselbe mit seinem eigenen Säbel umgürtete. — Nachmals ging de Liniers nach Südamerika, um dort im Namen Spaniens den Grenzbestimmungen von Paraguay mit Portugall beizuwohnen. Auch diese Mission vollbrachte er mit Ehren, und erwarb das Zutrauen seines Monarchen in immer höherem Grade.

Die Regierung schickte ihn dahre, mit Titel und Rang eines Generalkapitäns eben so bald nach den Mündungen des Laplata-Stroms, als der Krieg zwischen Spanien und England ausbrach. Und in dieser Würde war es, daß de Liniers den Engländern das köstliche Buenos Ayres wieder entriß, über dessen Besitz die Britten schon Jubelfeste feierten.

Er ist, wie ihn seine Bekannte schildern, ein schöner, kraftvoller Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, blond und von angenehmer Bildung. Er war mit einer liebenswürdigen Creolin vermählt, die vor einigen Jahren starb, und ihm als Vater von fünf Kindern zurückließ.

Aus England.

— Ueber die Kenntniß, welche, früher schon als die Europäer, die Hindus von der Schutzblatternimpfung gehabt haben sollen, giebt folgende Note im *asiatic annual register for* 1804 Nachricht, die deren Verfasser der Navab Mirza Mehadv-Alli-Khan angegeben wird. Sie lautet im wesentlichen Auszug folgendermaßen:

„Während meiner Anwesenheit im Bezirk Benares bekam mein Sohn die Kinderpocken sehr bösartig. Einer meiner Freunde, ein Indier, Namens Seleucum-Chund, nannte mir einen Brahminen von hohem Ansehen, Namens Aley Chodv, der sich ausschließlich der Heilung dieser Krankheit gewidmet hätte. Ich ließ ihn ohne Zeitverlust nach Gazipur rufen, wo ich mich aufhielt. Er erschien vierthalb am neunten Tage des Ausbruchs der Pocken, sagte aber, sein sei es zu spät. Wäre der Ausbruch noch nicht vor sich gegangen, würd' er ihn haben erleichtern können."

„Ich fragte Chodv um das Mähere seines Verfahrens. Er antwortete: Ich nehme einen Faden in der Blattree einer Kuh, und heb' ihn auf. Ich verrichte meine Andacht zur Boanny (die man auch Debi, Mata und Sitla heißt, und in dieser Krankheit hohen Einfluß hat); daselbe muß der Vater des Kindes thun. Dann lasse ich den Faden an einer Nadel am Obertheile des Arms vom Kinde zwischen Haut und Fleisch ziehn und bleiben. Eben das geschieht am andern Arm. Sobald der Ausbruch der Pocken erfolgt, erneuert der Vater des Kindes seine Gebete zur Boanny. Und da diese Göttin auf einem Esel zu reiten pflegt, muß der Vater sein Kind, wo es die Brust bedeckt, mit Kornern füttern, einen Esel kommen lassen und ihn damit füttern. Durch diese Mittel werden die Pocken ganz unschädlich, und niemand kann an dieser Krankheit sterben."

„Ein anderer Hindu erzählte mir, diese Verfahrungsart sei bei den Lauten seiner Nation sehr gemein; aber eigentlich beschäftigen sich mit der Impfung nur diejenigen, welche sich dem Dienste der Göttin Boanny weihn."

Berichtigung.

In Nr. 51, Seite 203, Spalte 2, Zeile 11 von oben, lese man Hasta statt Hose.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 53. — den 2 Juli 1808.

Kurze historische Notizen über verschiedene in der Tagesgeschichte ausgezeichnete Personen.

3.

Der Kardinal Ruffo-Scilla.

In den letzten Revolutionen der europäischen Staaten haben mehrere Männer geistlichen Standes, bald als gewandte Unterhändler, bald als Heerführer fanatisirter Haufen, größere und kleinere Rollen gespielt; keiner aber beschäftigte die öffentliche Aufmerksamkeit durch Unternehmungen kühner Art und alles ergreifende Thätigkeit so lange, als Kardinal Ruffo-Scilla.

Er ward zu Neapel am 25 August 1730 geboren, in Rom aber erzogen, wo ihm ein Oheim, ebenfalls Kardinal, in seinem Hause alle Mittel zur vollendetsten Ausbildung gewährte. Der junge Ruffo, dessen lebhafter Geist, dessen feuriges Gemüth sich leichter mit Helm und Schwerd als mit dem bescheidenen Priesterrocke vereinigt haben würde, mußte seine Neigungen einem höhern Interesse der Familie opfern. Er trat in den geistlichen Stand, ohne den Ansprüchen auf alle Genüsse des frohen Lebens entsagen zu können. Seine Talente aber machten ihn dem Papste werth, und durch den Einfluß des zärtlich sorgenden Oheims empfing er die ansehnliche Stelle eines apostolischen Schatzmeisters. Doch bald bereuete Pius der Sechste die getroffene Wahl. Denn Ruffo, welcher in vertraute Bekanntschaft mit der schönen Marquise von Avia gerathen war, liebte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die alle Rücksichten verschmähte. Seine Verbindungen mit ihr wurden das Tagesgespräch der Römer, und die Verschwendungen, welche er für sie machte, ließen den Papst selbst nicht ohne Kummer wegen des heiligen Schatzes, der Ruffo's Händen vertraut war. — Warnung und freundliche Mahnung waren vergebens. Der Papst, um ihn von der Schatzmeisterstelle zu entfernen, ernannte ihn zum Kardinal.

Mißvergnügt verließ der mit dem Purpur Bekleidete die Hauptstadt der katholischen Christenheit. Er eilte nach Neapel, wo er die Intendanz von Caserta empfing, und mit ungebundener Freiheit seinen Vergnügungen gehörte, so ernstlich auch die römische Kurie tadelte. Vergebens ward er vom Papste wieder nach Rom gerufen. Er verwarf alle Anträge, schloß sich an die Umgebungen der Königin seines Vaterlandes, und gefiel sich im Gewühl der Ebbe und Fluth des kleinlichen Hofglücks.

Es kam nun die Zeit, da Napoleon Bonaparte's erste Siege Italien bis zu den äussersten Enden erschütterten, und die Grundsätze der Revolution Frankreichs auf der Südseite der Alpen den Stand ganzer Völkerschaften änderten. Die Königin von Neapel hatte nur den Haß Frankreichs zu fürchten, da sie selbst nichts als unsterblichen Haß gegen Frankreich athmete. Argwöhnisch ordnete sie damals eine Staatsinquisition, oder Junta, wider die Freunde der französischen Republik an, und schuf im Innern ihres Landes durch politischen Verketzerungsgeist eine Parthei, die vorher nicht war. Von dieser Zeit an entlud der häusliche Friede auf immer von Neapel.

Kardinal Ruffo theilte den Haß seiner Königin gegen Frankreich. Er vor allen war immer beschäftigt, die Französischgesinnten zu verfolgen, oder anzuklagen. Sein Eifer machte ihn dem Hofe theuer, und er ward dafür mit dem Orden des heil. Januars geschmückt. — Man kennt das Schicksal Neapels im Jahre 1798. Der französische Feldherr Championet drang siegend über Rom vor, und Mack, Anführer der Neapolitaner, überlieferte sich

Digitized by Google

freiwillig den Händen der Feinde. Der königliche Hof hatte sich mit allen Schätzen schon am 23 Dez. auf englischen Schiffen nach Sizilien gerettet. Mit dem Hofe war auch Ruffo geflohen.

Während der allgemeinen Anarchie im Königreiche, welches unter dem Namen einer parthenopeischen Republik wieder aufblühen sollte, herrschte im Volke tiefe Erbitterung gegen die Ueberwinder. Besonders hielt die Geistlichkeit, welche mit dem Sturz des Thrones den Fall der Altäre fürchtete, den Pöbel in ewiger Gährung, der die Lasten und Leiden des Krieges nicht der falschen Staatskunst seiner Beherrscher, sondern einem Feinde anrechnete, der nur Kriegesrecht zu üben kam.

Es lebte im Kirchspiel della Scala, im diesseitigen Calabrien, ein Pfarrer, Namens D. Reggio Rinaldi, ein Mann von Entschlossenheit und Geist. Dieser allein und zuerst fasste den verwegenen Gedanken, mit Hülfe seiner Calabresen den neapolitanischen Königsthron wieder aufzurichten. Durch die Macht seines Ansehens und seiner natürlichen Beredsamkeit gewann er in kurzem viele Gemüther für den gewagten Plan. Er schrieb dem Könige nach Sizilien, was er für ihn zu unternehmen geneigt sei, wenn er ihm einen Mann von hoher Auszeichnung senden wolle, die Insurrection beider Calabrien zu leiten. Der Hof in Sizilien achtete anfangs so wenig auf die Vorschläge des Pfarrers, dass er denselben keiner Antwort würdigte. Nur erst da dieser nicht müde ward zu bitten, entschloss sich Kardinal Ruffo, nach Calabrien zu gehen, die Gemüther zu prüfen, und wenn irgend in der allgemeinen Verwirrung des Landes ein kühner Schritt entscheiden könne, das Abenteuer zu bestehen.

Er begab sich also im Sommer 1799, von einigen Offizieren begleitet, übrigens aber ohne Geld und ohne Soldaten, nach Kalabrien. Rinaldi, an der Spitze seiner Bauern, und mit zwei Kanonen, die er vom Schlosse della Scala genommen hatte, zog dem Kardinal entgegen.

Ruffo fing seine Kriegsoperationen damit an, dass er alle Feinde des Königreichs exkommunizirte, und ohne Gnade auch diejenigen, welche mit ihm nicht gemeine Sache machen würden. In kurzer Zeit schwoll ihm ein Heerbann aus allerlei Volk an. Der gemeine Mann hielt den Kardinal für den Papst selbst. Banditen, raublustiges, müssiges Gesindel strömte von allen Gegenden herbei und ward mit Freuden empfangen. Die Fahnen des Aufruhrs wehten vor ihm her, und die Truppen der republikanischen Regierung von Neapel, so wie einzelne französische Posten, wurden zurückgedrängt.

Dies Gelingen kleiner Angriffe erhöhte den Muth des neuen Feldherrn und des unter seinem Segen kämpfenden Volks. Er wagte sich an größere Unternehmungen: er nahm Monteleone ein und Catanzaro, die Hauptstadt des jenseitigen Kalabriens. Dann rückte er vor Cosenza. Hier ging ihm kampffertig an der Spitze von 8000 Mann der Kommandant der Nationalgarde Don de Chiara entgegen — bald aber stand dieser zwischen zwei Feuern. Vor ihm Ruffo mit 10000 Kalabresen, hinter ihm brach eine Insurrection in der Stadt selbst aus. Chiara zog sich nach Cosenza zurück, dämpfte die Unruhen und vertheidigte sich noch mit sinkenden Kräften drei Tage lang. — Ruffo, als Sieger, eilte mit seiner Macht nun gen Nossano; es fiel ohne Vertheidigung. Paola, eine der schönsten kalabrischen Städte, wehrte sich mit unglaublichem Muthe; dafür ward sie ausgeplündert und in einen Schutthaufen verwandelt.

Das Gerücht von Ruffo's Siegen flog schnell und vergrößernd durch Italien — ganz Kalabrien bis Matera unterwarf sich ihm. Rasch wandte sich der Wiederhersteller des Königsthrones gegen Apulien. Die feste Stadt Altamura verrammelte ihm den Einweg; er belagerte sie; sie vertheidigte sich lange. Die Einwohner, endlich ohne Munition, rissen die Schlösser von ihren Häusern, um Waffen daraus zu schmieden, und luden Kupfermünzen statt der Mitraille in die Kanonen. Ruffo ließ Sturm laufen, und versprach seinen Soldaten die Plünderung der Stadt. Sie fiel. Wer gefunden ward, fiel durchs Schwerd. Binnen wenigen Stunden war Altamura ein Aschenhügel voll Leichname.

Während dieser Operationen ließ Ruffo einen seiner Unterbefehlshaber, Giovanni Sciarpa, Potenza, Muro, Santofele und andere Städte nehmen, und gegen Neapel vordringen, wohin er selbst zog. Wo sich die Fahnen des Kardinals zeigten, loderten die Flammen des Aufruhrs hell auf. Einige französische und republikanisch-neapolitanische Truppen wurden von Campo basso verdrängt: dann wälzte sich der Landsturm durch die Grafschaft Molise über Nola gegen die Hauptstadt des Reichs, während an den Gestaden Apuliens Russen landeten.

Die Franzosen hatten in diesem Jahre (1799), dem unglücklichsten ihres langen Krieges, Italien eben so schnell verloren, als einst erobert. Das Neapolitanische war längst schon von ihnen verlassen. Hier wüthete also nur Bürgerkrieg. Ruffo zog am 13 Juni in die Hauptstadt ein unter dem Jubel der Lazzaroni. Die kleine Schaar der neapolitanischen Republikaner hatte sich in das Fort S. Elmo geworfen, und in einige andere Schlösser. Hier kapitulirte sie. Die Kapitulation war unterschrieben vom Kardinal Ruffo, als Generallieutenant des Königs von Neapel, von Micheroux, als neapolitanischem General, vom russischen Admiral, vom Kommandanten der türkischen Truppen, von Sir Foody, Kommandant der englischen Schiffe, die bei der Affaire thätig waren, und von Megeant, im Namen der französischen Republik. Welch eine Menge verschiedener Nationen, die sich hier zur Eroberung einer Königsstadt vereinten, welche nur wenig republikanisch-gesinnte Bürger zu Vertheidigern hatte! — Aber das Wort aller jener Anführer ward diesen nicht gehalten, denn man hatte den neapolitanischen Republikanern Sicherheit der Person und des Eigenthums gelobt. Und „lieber will ich beide Königreiche verlieren," sagte die Königin von Neapel zur Lady Hamilton, da sie Nachricht von der Kapitulation empfing, „als mich so erniedrigen, mit Rebellen zu unterhandeln!"

Ruffo, der zur Eroberung Neapels und selbst Roms groß gewirkt hatte, verwandte sich für die Heilighaltung der Kapitulation — es war umsonst. Der Hof von Neapel begann das Werk seiner Rache, und zog durch seine Grausamkeit den Fluch unzähliger Familien über sich. Weil Ruffo, dessen Muth ein verlornes Königreich wiedergewann, für Rebellen bitten konnte, ward ihm das Kommando der Armeen genommen. Er verließ Neapel voll Unwillens. Was seine Kühnheit gerettet hatte, warf die Wuth der Leidenschaft unbesonnen in den Abgrund.

Aber sein Name war durch ganz Europa laut geworden. Die Könige ehrten ihn. Der Kaiser von Rußland sandte ihm mit einem schmeichelhaften Briefe den St. Andreas- und Alexander-Newsky-Orden. Andere Mächte wünschten, ihn an der Stelle des verworfenen Pius des Sechsten, auf dem päpstlichen Throne zu sehen; nur seine Jugend verbot ihm, Ansprüche auf St. Peters erhabenen Stuhl zu wagen.

Pius der Siebente, welcher ihm im J. 1801 die Würde eines Kardinalpriesters verlieh, hatte ihn schon im J. 1800 zu

Digitized by Google

einer Mission nach Wien gebraucht. Als am Ende des Jahres 1805 die Russen und Britten abermals in den neapolitanischen Staaten ihre Landungen machten, war wieder die Rede davon, dem Kardinal das Kommando der neapolitanischen Armee zu übergeben. Allein es scheint, er selbst habe sich geweigert, es anzunehmen, ahnend das unvermeidliche Unglück des neapolitanischen Königshauses bei einem neuen Friedensbruch. Es erschien. Napoleon erklärte den dunddreißigen Monarchen seines Throns verlustig, und sandte seinen Bruder Joseph an der Spitze sieggewohnter Brigaden nach Neapel.

Jetzt flüchtete der neapolitanische Hof zum zweitenmal über das Meer nach Sizilien, und sandte den Kardinal Ruffo zur Unterhandlung nach Rom und Paris. Aber ihn hörte niemand mehr. Der Papst wollte in ihm nur den Kardinal, und keinen Gesandten des entthronten Königes sehen — Napoleon wies ihn von den französischen Grenzen ab. Er hielt sich Anfangs des Jahres 1806 in einigen Städten der Schweiz auf, ging dann zurück nach Rom, wo er, auf einem Landgute nahe bei der Stadt, in tiefer Zurückgezogenheit wohnte, bis der Befehl, daß sich alle Kardinäle von Rom entfernen sollten, auch ihn traf. Er ging nach Neapel, wo ein neuer Monarch, aus dem Hause Bonaparte, das seit Jahrhunderten verwahrlosete Reich in kräftigern Formen aufblühen ließ.

Seitdem trat Ruffo in wohlthätige Dunkelheit zurück; er hatte gelebt und gehandelt, einen Namen in der Welt errungen, und doch das große Ziel verfehlt, welchem er die Kraft seiner Jahre und ein Leben voll Mühe und Gefahr geweiht. Er beugte sich unter einem Schicksal, wider welches er umsonst männlichen Ernstes gestritten, und dem sich ganz Europa unterwarf. „Alle Macht Frankreichs war nicht halb so groß," soll er gesagt haben, da er von der öffentlichen Bühne abtrat, „als der Egoismus, die Kleinherzigkeit, die sich selbst verblendende Wuth der Höfe. Hätte man dies jemals glauben dürfen, viele Ströme Blutes würden minder geflossen sein."

Ueber die heutigen Griechen und ihren Karakter.

Geseht auch, die Türken, vor wenigen Jahrhunderten noch ein Gegenstand des allgemeinen Schreckens frommer Christen, heut ein Gegenstand des volutischen Edelmuts, würden wieder über den Hellespont zurückgewiesen, Konstantinopels Moscheen in Kirchen, und die Trümmer Athens in menschliche Wohnungen verwandelt — das verschwundene Griechenland käme nicht wieder.

Eine mehr als tausendjährige Knechtschaft hat den Geist des edelsten Volkes der Vorwelt bis zur Unkenntlichkeit entstellt; kein Jahrhundert voll anhaltenden Fleißes der Kultur wurde fähig sein, die Spuren der Sklavenkette und die erblich gewordenen Narben der Geisel zu vertilgen. Sie fluchen ihren Unterdrückern, ohne besser zu sein als sie. So würde ihre Fesseln sein mögen, haben sie noch nie beharrlichen Muth gehabt, sie zu brechen. Selbst der Servier herrliches Beispiel geht ihnen verloren.

Nur dunkel geht unter ihnen die Sage von ihrer herrlichen Vorwelt, und selbst die Nachkommen der tapfern Lazedämonier, die heutigen Mainoten am Kap Matapan auf der Halbinsel Morea, haben von ihren berühmten Vorfahren nichts behalten, als wilden Freiheitsgeist, der kein Gesetz mehr ehren mag, und die Kunst der Dieberei.

Wie den alten Spartanern, ist ihnen noch jetzt das Stehlen nicht so entehrend, als das Ertapptwerden. Sie mausen ihren Nachbarn Früchte, Brod und andere Nahrungsmittel, und rühmen sich ihrer Geschicklichkeit. Wird der Dieb getroffen, muß er das Gestohlne siebenfach ersetzen. Aber am Leibe wird er nicht gestraft. „Alle Reichthümer der Welt" sagen die Mainoten, „sind nicht das Leben eines Menschen werth." *)

Zur tiefsten Armuth und Entehrung von Kindheit an gewöhnt, haben sie für Gewerbe und merkantilische Geschäfte keinen Sinn. Sie haben die gemeinen Tugenden und Laster der Halbwilden; sie sind gastfreundlich, tapfer, abergläubig und roh.

Haben sie Kriege mit den Türken, so ist bei ihnen alles Soldat. Selbst die Weiber begleiten den Mann in jede Gefahr, und bringen ihm Kriegs- und Mundvorrath. Sieht das Weib seinen Gatten fallen, so nimmt es nicht selten dessen Waffen, um den Tod zu rächen. Eine mainotische Mutter, Namens Theocari, sah in dem letzten Kriege mit den Türken ihren Sohn stürzen. Sie nahm seinen Säbel, und rief: „Schlaf nur, mein Kind, ich bin an deinem Posten." —

Wer im Gefechte fällt, bleibt bis zu Ende desselben auf dem Schlachtfelde liegen; dann begraben ihn seine Gefährten, und bringen die Kleider des Todten an seine Familie. Man erforscht an den blutigen Spuren, ob die Todeswunde von vornen oder von hinten kam. Im erstern Falle betrauert man den Verlust; im letztern werden die Kleider verbrannt, und niemand darf mehr von dem Gebliebenen reden.

Die Griechen auf den Inseln des mittelländischen Archipels haben mildere Sitten, orientalische Weichlichkeit, und in ihren Gebräuchen noch mancherlei, das an die des Alterthums mahnt. Der gelehrte Danske de Villoison, der vor drei Jahren starb, und mit den Familien der alten und neuen Griechen bekannter war, als mit seiner eigenen, **) hat darüber manche kleine, interessante Züge gesammelt, die, erst neulich publizirt, der Widerholung würdig sind.

Die griechischen Bewohner des Archipels, erzählt er, lieben ihre Heimath mit einem Enthusiasmus, dem nichts gleich kommt. Zeigt ihnen ein Elysium, sie werden dennoch ihre kahlen, nackten Felsen vorziehen, wie Ulysses sein Ithaka der ganzen Welt vorzog. Wie die alten Griechen, und besonders die Lazedämonier, achten es diese Insulaner für Schande, ihr väterliches Erbgut zu verkaufen.

Die Frauenzimmer sind mehr arbeitsam als schön. Die reine griechische Race ist durch die Vermischung mit den Türken verdorben. Inzwischen begegnet man noch immer den schönen Augen, den griechischen Profilen, und langen, griechischen Nacken. Die lieblichsten Gestalten aber wandeln zu Tine und Siphante. — Die Mädchen werden früh, zu Stampalia oft schon im eilften und zwölften Jahre, verheirathet. Dann bringen die Weiber den größten Theil ihres Lebens mit Baumwollespinnen zu.

Ihre Tänze sind eben so einförmig, als eintönig ihre Lieder. Immer und immer tanzen sie ihre Romeika. Die Albanesen tanzen auch eine Art Kriegestanzes, der mit dem vorrüsichen der

*) *Monthly repertory of english litterature.* 1808. 1 Stück.

**) Er starb bekanntlich den 26 April 1805. Seine Hinterlassenschaft sollte, weil kein Erbe von ihm bekannt war, eben dem Fiskus anfallen, als das Ohngefähr auf dem Punkt neue zu Paris einen Schuldner seines Namens entdeckte. Bei der weitern Nachforschung fand sichs wirklich, daß der Schuldner Villoisons nächster Verwandter war. Er erbte also das ganze Vermögen.

Digitized by Google

Alten einige Aehnlichkeit hat. Die Lyra wird dazu gespielt, aber welch ein Geleier! — Wie in Italien die Dichtkunst viel Improvisatoren zählt, hat sie hier die Musik. Die meisten Musikanten komponiren sogleich aus dem Stegreif.

Zu Patmos sieht man die Notarien und Schüler, mit einem Schreibzeuge am Gürtel hängend, spatzieren gehen. Nicetas Choniata erzählt, die Franken hätten schon zur Zeit, da sie Konstantinopel eroberten, die Griechen lächerlich gemacht, indem sie ebenfalls Schreibzeuge überall in der Hand herumtrugen.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Rußland.

— * Kasan, 2 Mai 1808. Unsere Universität ist durchaus noch im Werden. Das ganze Personale der hiesigen Lehrer besteht in diesem Augenblicke aus acht Professoren und drei Adjunkten. Nach der Ukase sollen 28 Professoren, 12 Adjunkte u. s. w. sein. Die Zahl der Studenten ist auch noch gering; ich glaube einige vierzig stark. Das hiesige Gymnasium, welches in seiner dermaligen Form erst ungefähr seit neun Jahren existirt, hat jedoch schon 160 Schüler. Ungenommen den Präsidenten des Conseils und den Sekretär, sind alle die jetzt angestellte Professoren Deutsche.

Man lebt hier in der alten Heimath der Tataren beinahe nicht so ganz im Exil, wie Sie glauben möchten. Als denn ein so großes Stück in unsern Tagen an den Ufern der Saale und Elbe, der Oder und Spree im wohnen? Die Kasanka, fruchtbar und anbauwürdig noch, hat einen Vorzug vor ihren meisten europäischen Schwestern — ihre Wellen sind nicht vom Blute der Schlachten, nicht von den Thränen tief leidender Völker getrübt. Die Musen finden in diesen lange verschonten Wildnissen Altäre, welche ihnen um so ehrwürdiger und heiliger sind, um so sicherer sie gegen die Unbill der Kriegsstürme stehen.

Für ein mäßiges Geld finden wir alle nöthige Bequemlichkeiten. Der Geldkurs hat auf die Preise der Lebensbedürfnisse im Innern von Rußland weniger Einfluß, als in Riga, in Petersburg u. a. a. O. Nur bei ausländischen Produkten, Wein, Zucker, Kaffee, zeigt er sich. Doch diese Artikel werden auf dem ganzen Kontinent jetzt in hohen Preisen stehn. Das Pfund Zucker (zu 28 Loth) gilt jetzt 30 Kopeken, Kaffee 1 Rubel 20 Kopeken (100 Kop. machen einen Rubel), Kalbfleisch 4 Kop., Rindfleisch 4 Kop., Schweinefleisch 5 Kop. u. s. w. Vor einem Jahre war hier alles um die Hälfte wohlfeiler.

Der gesellschaftliche Umgang in Kasan ist von einer Herzlichkeit, wie man in wenigen Städten Deutschlands ihn findet; besonders aber sind es die Deutschen, welche die Sitte der Gastfreiheit machen. Zu den Deutschen rechne ich auch die hier befindlichen Schweizer, einen Hrn. Gerber aus Bern, Landeskenntniß, der schon seit fünfzehn Jahren und länger sein nun sehr verwandeltes Vaterland nicht gesehen hat, einen Hrn. Jenne von Glarus, der hier als Kaufmann lebt, ein äußerst lieber Mann, u. a. m. Sie setzen daraus, daß man auch nicht so ganz einsam dastehe. Die meisten Professoren verschönern sich daneben ihre Existenz, so gut sie können. Fast alle haben ihre Equipage, halten vier, wenigstens zwei Pferde, Wagen, Schlitten, u. s. w.

Die Gegend um Kasan ist angenehm. Ich habe sie bis jetzt noch nicht sehr genießen können; der Winter hat uns zwar schon seit der Mitte des Monats April verlassen, aber jetzt ist die unermeßliche Ebne, sieben Werste hin, bis zur Wolga, und weit hinaus über den Strom, eine weite Wasserfläche, welche sich erst nach mehreren Wochen allmählig in eine ungeheure blühende Wiese auflöset, von Heerden aller Art durchschwärmt.

Aus Deutschland.

— Hr. Hassel hat, hochzufrieden, daß durch die Vereinigung der Nachkommen von den Cheruskern, Katten und Chauzen im Königreich Westfalen „Deutschland in Deutschland erhalten wird", eine statistische Darstellung des Königreichs Westfalen vor seiner Organisation (Braunschweig, bei Vieweg. 1807. 4.) drucken lassen. Die Arbeit, so provisorisch sie ist, so vorübergehend ihr Werth sein mag, so leicht sie auch den schon vorhandenen ältern Arbeiten zu kompiliren war, verdient dennoch Dank und Beifall.

Hrn. Hassel zufolge hat das Königreich Westfalen 654 4/5 Quadratmeilen Flächeninhalts; 1,910,000 Einwohner; so daß auf die Quadratmeile 2917 Seelen gerechnet werden können; 12,720,000 Gulden Staatseinkünfte (nach ehemaligem Anschlag); 197 Städte (darunter Braunschweig mit 31,714 Seelen; dann Magdeburg mit 30,611 S. die größten sind, denn die Hauptstadt Kassel hat nur 18,450 Einwohner); 4179 Dörfer und Weiler, 64 Marktflecken.

Das neugeformte Reich ist mit Fleiß ausgestattet, was zur Produzirung seiner ersten Bedürfnisse wünschenswerth war. Die Nation ist meistens ackerbauend; das Land hat unerschöpflichen Reichthum an Salz, durch 21 Salinen, worunter die reichhaltigste Sole Europens in Halle; Ueberfluß an Holz und Steinkohlen; beträchtliche Bergwerke; zahlreiche Fabriken und Manufakturen, besonders in Linnwand, Wolle, Leder, Papier, Taback, Thonwaaren, Fischereien, Oehlen u. s. w.; im Innern wichtige Handelsstraßen, zwei schiffbare Ströme, die Elbe und Weser; ansehnliche, selbst berühmte, öffentliche Bildungsanstalten, die hohen Schulen von Göttingen, Halle, Helmstädt; eine treffliche Grenzfeste gegen Preußen durch Magdeburg.

— Man soll nicht Weltsachen, auch nicht Weltpsalmen, sondern Westfalen schreiben, lehrt im Allg. Anz. d. Deutschen April Nr. 103) ein Hr. Eschke, weil die Bewohner dieses Landes in ältern sächsischen Zeiten, Urkunden und Annalen Westfalahi und die ihnen entgegengesetzte Völkerschaft Ostralahi geheißen wurden. Falahsi oder Falen scheint im Niedersächsischen einen Begriff oder eine Fähigkeit bedeutet zu haben.

Aus Italien.

— * Neapel, 8 Juni. Die Furcht, den König Joseph zu verlieren, wird immer lauter. Selbst diejenigen, welche sich noch immer nicht an die große Verwandlung gewöhnen und den alten Hof verachten konnten, beklagen schon auf die bloßen Gerüchte hin, daß Joseph den spanischen Thron besteigen werde, seinen Beruf. Jeder nimmt jetzt seine menschenfreundliche Thätigkeit, seine weisen Verfügungen. Und in der That, das Königreich Neapel hat in der kurzen Zeit der Josephinischen Administration, das heißt, in einem Zeitraum von 26 Monaten, mehr heilsame Einrichtungen empfangen, ungeachtet aller bürgerlichen und auswärtigen Unruhen, die daneben herrschten, als seit vierzig Jahren unter der alten Regierung.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 54. — den 6 Juli 1808.

Blick auf die Grundmacht der österreichischen Monarchie.

Der seit mehr als einem halben Jahrtausend herrlich grünende Fürstenstamm Habsburgs, wiewohl von den Stürmen, welche des Erdballs politische Formen verheerten, tief erschüttert bis zu den Wurzeln, und manches köstlichen Zweiges beraubt, bleibt noch immer einer der ehrwürdigsten in Europa. Noch vor dreihundert Jahren lag unter seinem Schatten die schönste und reichste Hälfte der Welt. In Karls des Fünften ungeheuern Staaten verschwand die Sonne nie am Himmel. Aus dem, was im Laufe der Zeiten von dieser gewaltigen Monarchie abplitterte, sind sechs Königreiche geworden; und dennoch steht sie beim Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in einer Majestät da, welcher, selbst im vorübergehenden Augenblicke erschöpfter Kraft, nur zwei andere Kaiserreiche, kein drittes, den Rang streitig machen dürfen.

Wer wird es läugnen — es ist der Wunsch, der tief empfundene, laute Wunsch der gesitteten Menschheit in Europa, daß diese ehrwürdige Mittelmacht noch lange eine unzerstörbare Scheidemauer zwischen den gigantischen Reichen des Occidents und Orients bilden möge. Wehe, wenn diese sich jemals berühren und zertrümmernd auf einander stürzen würden!

Auch nach den schweren Opfern, mit welchen die österreichische Monarchie den Frieden von 1805 zu Presburg erkaufte, wo sie eine Ländermasse von 1,109 Quadratmeilen und mehr als den siebenten Theil ihrer Volksmenge (nämlich 3,491,890 Seelen) hingab, behielt sie dennoch einen Umfang von Ländern, vermöge dessen sie, nächst Rußland und Frankreich, der erste unter den europäischen Staaten ist. Der Flächeninhalt ihres Reichs beträgt noch jetzt, nach Bisingers *) speziellen Angaben, ohngefähr 10,880 Meilen im Gevierr. (Frankreich steht dagegen mit einem Flächenraum von ohngefähr 12,000, und das europäische Rußland mit einem von ohngefähr 85,000 Quadratmeilen.)

Ausdehnung und Spielraums genug für die schöpferische Kraft einer geistvollen Regierung, die verlornen Nieder- und Vorlande, Lombardie und Tyrol, im Umfange des gebliebenen Landes wiederzuerobern, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Pflugschaar und den Werkzeugen sinnreicher Industrie. Nicht die todte Scholle Bodens und die weit gezogene March ists, die Reichthum und Kraft verleiht; es ist der Gewinn, mit dem die Landscholle den Fleiß lohnt.

Der Monarch von Oesterreich zählt jetzt noch mehr als zwei und zwanzig Millionen Unterthanen; aber seine Staaten sind fruchtbar genug, bei gesteigerter Kultur in allen Landesgegenden, gegen dreißig Millionen mit Ueberfluß zu ernähren. Zwar ist es kein leichtes, die ungeheure Steppe von Debrezin in ein Fruchtland, die öde Sandwüste von Reste-

*) Hr. Prof. Pilinaer in Wien war der erste österreichische Statistiker, welcher nach dem Frieden von Presburg die Gesammtkräfte seines Vaterlandes in seiner vortrefflichen „General-Statistik des österreichischen Kaiserthums (Wien und Triest, 1807)" genau und mühsam berechnete. In der obigen Abhandlung folgen wir daher weit lieber seinen Angaben, als denen des fleißigen Hrn. Hassel, „Statistischer Umriß des österreichischen Kaiserthums (Nürnberg und Leipzig, 1807)" dem viele nützliche Quellen nicht wie seinem treuen Forscher zu Gebote standen.

Digitized by Google

met im Herzen Ungarns in Weid' und Acker zu verwandeln. Der Felsengrund Dalmatiens, wo die künstlichen Aecker nur nach Schuhen und Zollen berechnet und oft kaum eine Klafter im Gevierte groß verpandelt werden, der leichte Sandgrund Kroatiens, die wilde Natur der kahlen Hochgebirge von Berchtesgaden, der Alpen von Kärnthen und Krain, der Karpathen wüste Halden, werden dem menschlichen Fleiße mit ewigem Undank trotzen. Allein mit welcher überwiegenden Ueppigkeit entschädigt dagegen die fruchtbare Region Ungarns, welche oft mit Städten reichem Boden wetteifert; das blühende Donauthal, Oesterreichs schönster Garten; der segensvolle Grund der Bukowine und Slavoniens Boden, von einer Vegetation in wilder Fülle überwuchert, welcher an die Pflanzenmasse der Tropenländer mahnt!

Was konnten alle diese weitläufigen, von Fruchtbarkeit strotzenden Länder werden, wenn Arme genug in Bewegung gesetzt wurden, ihre Schätze an den Tag zu fördern, und die Kunst des Landbaues dort aus der rohen Kindheit erhoben wurde? Fast ohne Mühe erndtet der Ungar von seinen freigebigen Aeckern; noch kennt er kaum Scheunen, er füllet mit seinem Ueberflusse die Korngruben; aber die gesammten Vorräthe Ungarns sollen noch einen Raum von 210 Quadratmeilen einnehmen. Slavonien gleicht noch einer neuen, kaum entdeckten Welt; der achte Theil davon ist von stehenden Seen und Morästen bedeckt, und weit mehr noch von tausendjährigen Wäldern verschattet. Wo aber die Hand des Menschen dem Boden ein Weizenkorn gibt, wächset es ihm dreyfältig, und das Maisforn dreitausendfältig zurück. So in der Bukowine, so in andern österreichischen Staaten. Noch kann man in den ungarischen Erbstaaten Tagereisen machen, ohne einer Hütte, einem Menschen zu begegnen. Zwei bis drei Millionen Juchart des nutzlichsten Bodens liegen noch von Morästen verschwemmt, die niemand ableitet, um sie urbar zu machen und mit gewerbfleißigen Städten und blühenden Dörfern zu bestreuen. Aber auch diese Gegenden werden ihren Olavides finden.

Um eine desto schnellere Uebersicht von der Größe und Bevölkerung der österreichischen Provinzen zu erhalten, entwerfen wir folgende Tabelle.

	Größe in Quadratmeilen.	Seelen.	Seelen auf eine Q. M.
Das Erzherzogthum Oesterreich	556,95	1,568,261	2845
Steiermark	411,50	812,464	1976
Kärnthen	200,50	285,533	1427
Krain	233,25	408,679	1758
Mähren	468,35	1,363,817	2914
Salzburg	180	194,000	1077
Triest	3	27,374	9124
Oesterreichisch-Friaul	67,16	119,438	1782
Oesterreichisch-Schlesien	83,58	270,851	3263
Berchtesgaden	10	9,000	900
Böhmen	951,40	3,013,614	3168
Slavonien	158,91	269,026	1702
Kroatien, mit der Seeküste	160,43	388,854	2430
Bukowine	172,75	190,389	1106
Ungarn	3610,15	6,458,909	1789
Siebenbürgen	664,58	1,493,925	2249
Die Militärgrenze	651,66	600,930	923
Westgalizien	877,20	1,288,898	1469
Ostgalizien	1389	3,454,503	2487
Total	10,880,47	22,318,585	

Nachnen wir nun eine Provinz mit ihrer Bevölkerung in die andere, so erhält man überhaupt auf jede Quadratmeile der österreichischen Staaten über 2051 Einwohner. Folglich sind Frankreich, Preussen, die rheinischen Bundesstaaten, Holland, Italien, die Schweiz und Großbritannien, im Verhältniß zur Größe ihres Landraumes, bevölkerter, als die Staaten der österreichischen Monarchie.

Diese Menschenmasse Oesterreichs wohnt nur in 822 Städten, (das ungleich kleinere Preussen zählte vor dem Tilsiter Frieden deren 1062!) in 1920 Marktflecken und 66,273 Dörfern.

Im Verhältniß zu seinem Flächenraum hat Böhmen die meisten Städte (nämlich 251, folglich auf jede drei Quadratmeilen eine), und nächst ihm Mähren (nämlich 123, mithin fast immer auf vier Geviertmeilen eine). Hingegen das große, fruchtbare Ungarn hat nur 59 Städte (also auf 66 Quadratmeilen erst eine). Ein redender Beweis für die Armuth höherer Kultur und für die städtische Industrielosigkeit dieser weitläufigen herrlichen Länder.

Unter allen diesen Städten nimmt Wien mit 300,000 Einwohnern und 6853 Häusern an Größe und Volkszahl den ersten Rang ein; ihm folgt Prag, als die zweite Stadt des Reichs mit 80,000 Einwohnern.

Die größten und volkreichsten Dörfer hingegen, Dorfschaften, von denen manche 8 — 12,000 Einwohner haben, sind in Ungarn zu finden.

Aus allem bisher Gesagtem erhellt: die österreichische Monarchie, eine der größten Europens, ist noch nicht zum Gipfel ihrer innern, letzten Vollendung. Sie ist ein Staat voll der köstlichsten Anlagen zu neuer Größe, reich an unerschöpften, oft nur noch kaum geahneten Hülfsquellen; noch hat sie weite, kulturfähige Länder, die des Anbaues bedürfen, noch eine Bevölkerung, die der Vermehrung entgegensieht.

Der Freund des deutschen Kaiserhauses beklagte dessen unglückselige Kriege; aber der Freund der Menschheit findet selbst in Oesterreichs Unglück Hoffnungen des Bessern. Diese Monarchie, durch Frankreichs Uebermacht tiefer gegen den rohen Orient hingedrängt, wird, um zu neuer Stärke erwachsen zu können, das Licht der occidentalischen Kultur unter die Halbwilden an der Unterdonau und am Bug ausstreuen, und am Fuße der Karpathen, über den Meoren und Steppen und zerfallenden Wäldern Slavoniens, Kroatiens, Ungarns, der Bukowine, Galiziens u. s. w. eine neue Schöpfung voll europäischer Gesittung, Kunst und Industrie hervorrufen.

So war das namenlose Elend der Völker in den Scheidejahren des achtzehnten und neunzehnten Schisums nicht ganz für die Menschheit vergebens getragen.

Freilich werfen sich der Polisirung jener weitläufigen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates noch mächtige Hindernisse in den Weg. Und eins der beinahe unüberwindlichsten entspringt aus der ausserordentlichen Verschiedenheit der Nationen, die dem Zepter dieser Monarchie unterworfen sind.

Denn der deutschen Einwohner des Reichs, also des gebildetsten Theiles vom Volk, sind nur sechstehalb Millionen; der Ueberrest besteht aus Völkerschaften von ungarischer Abkunft (man schlägt ihre Seelenzahl auf viertehalb Millionen an) und von slavischer. Zu den letztern gehören Czechen, Hanaken, Slawaken, Rusniaken, Kroaten, Morlaken u. s. w., genug

Digitized by Google

eine Volksmasse von wenigstens zwölf Millionen Seelen, eine Menge anderer im Gebiete des Reiches angesiedelter Nebenvölker nicht gerechnet.

So viel Völkerschaften, so vielerlei Sprachen und Mundarten, so vielerlei Nationalsitten, Nationaleigenheiten und Denkarten, Nationalstolze und Interessen, welche die Harmonie, die Einheit, die Kraft des großen Ganzen stören, in Angelegenheiten des Krieges, wie des Friedens.

Nur einerlei Gehorsam gegen den Zepter, welchem sie alle unterthan sind, verbindet die Krieger aus den verschiedenen Gegenden des Reichs — nicht einerlei Enthusiasmus für Thron und Vaterland. Der stolze Ungar hat ein anderes Vaterland, als der Kroat und Galizier, deren Sprache und Sitten ihm fremd sind. Jeder will nur seiner Provinz Ehre geltend wissen, und verderbliche Eifersucht oder Verachtung des einen vom andern lähmt die Gesammtkraft. Während Frankreich seine Brigaden aus Streitern von allen Gegenden des Landes, vom Fuße der Pyrenäen und von den Ufern des Rheins, zusammensetzen kann, muß Oesterreich deutsche, ungarische, slavonische Regimenter bilden nach Sprachen und Herkunft. Die Verschmelzung der Sitten, Karaktere und Interessen bleibt selbst unter den Waffen aus.

Im Frieden flößt das Interesse und die Nebenbuhlerei der mannigfaltigen Volksstämme feindselig auf einander, und erlischt nicht selten den Versuch zum gemeinsamen Guten schon im Werden. Die Trennung der Sprachen und Gebräuche erschwert den Geschäftsgang der Regierung. Die Ungleichartigkeit des Kulturstandes führt nothwendig selbst in die Gesetzgebung eine das große Uebel erweiternde Verschiedenheit ein, und macht die Fortschritte der Polizeyung trage; denn jeder Volksstamm kann nur durch erleuchtete wirksame Männer seines Stammes zu höherer Bildung geleitet werden. Wie schwer aber sind solche immer zu finden! — Daher erblickt man in den östlichen Gegenden des Reichs, obwohl sie schon seit Jahrhunderten deutschen Fürsten gehorchten, noch die alte Rohheit ihrer Vorvelt, schwache Spuren der europäischen Kultur, mehr die Barbarei der asiatischen Horden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die heutigen Griechen und ihren Karakter.

(Beschluß.)

Wenn die Neugriechen einen Fremden zum Essen haben, was aber äusserst selten ist, muß an gleichem Tage noch ein Verwandter des Hauses zu ihm und ihm ankündigen, das Gastmal sei bereit. Die Alten hatten bei gleichen Anlässen ähnliche Monitores. Man sieht oft Blumen auf die Tafel; auch schon eine Sitte der Alten. Auf den meisten Inseln speiset das Frauenzimmer abgesondert mit den Domestiken, nicht in der Männer Gesellschaft.

Zwischen dem ersten und zweiten Gange bei Tisch wird gewöhnlich gesungen. Was man aber singt, sind — Kirchenlieder. Kirchenlieder singt der Knecht bei der Arbeit, der Ruderer auf der Barke, wie ehmals die venetianische Gondoliers Stanzen aus dem Tasso sangen. Aber in der Welt ist nichts traurigeres, monotonischeres, als griechischer Gesang. Das ist der Ersatz für die sinnvollen und reizenden Skolien, welche die Alten sangen, wenn sie zu Tische lagen. Gezecht wird dann tapfer dabei; die Griechen haben selten ein Fest, einen Schmaus, den sie ohne ein Räuschchen verlassen, und da geht's denn ohne bunten Lärmen nicht ab.

Anna Comnena erzählt,*) während ihr Vater Alexis an der Seite seiner Gemahlin, der Kaiserin, geschlafen, hätte eine junge Kammerfrau die ganze Nacht wachen und mit einem Fliegenwedel die Mücken verjagen müssen. Das ist noch heutiges Tages Brauch in der Insel Zea. — Noch seltsamer ist eine Sitte, von der uns Zonaras sagt: „Wenn die Kaiserin Zoe beim Kaiser schlief, mußte der damalige Kammerherr des Kaisers, ihr Liebhaber, Michael (nachmals selbst Kaiser, unter dem Namen Michaels des Vierten) kommen, um ihr die Füße zu reiben und sanft zu kützeln." — Bei den Damen in Konstantinopel waltet noch eine ähnliche Mode.

Am Abende des St. Johannes-Festes, erzählt Villoison ferner, sah ich zu Zea alle griechischen Jungfrauen mit ihren Mägden beim drittischen Konsul, Hrn. Joseph Panguli, versammelt. Sie waren mit der Kledonia umgürtet. Das sind Aepfel, die man den Tag vorher in's Wasser gelegt hatte. Darauf sind ihre Namen eingeschnitten. Sie sind mit Blumen bedeckt, mit Bändern geschmückt. Man hebt sie nun nach dem Johannesabend sorgfältig auf. Halten sich die Blumen lange frisch, so ist das den Mädchen ein Zeichen langen Lebens und naher Hochzeit. Verblühen die Blumen schnell, so deutet's auf's Gegentheil.

Mit ängstlicher Vorsicht meiden sie, das Fuß-Ende ihrer Betten gegen die Thüre hin zu haben; denn das wäre eine böse Vorbedeutung, weil man die Todten mit den Füßen gegen die Thüre gekehrt zu legen pflegt. „In portam rigidos eaxes extendit," sagt Juvenal.

Ihre Betten übrigens sind so erhaben, daß man, um hinein zu gelangen, auf Stühle und Tritte steigen muß. Unter dem Bette ist noch ein zweites eingeschobenes für Domestiken.

Die Athenienser hatten im Alterthum auf ihren Landgütern thurmähnliche Pavillons. Man findet ähnliche, und sehr artige Thürme in der Garten von Naxos, Andros und Meteline. Auf letztgenannter Insel gibt noch heutiges Tages der Grieche seiner Tochter ein Haus in der Stadt, eine Oelbaumpflanzung und in der Mitte derselben einen solchen Thurm zur Ausfeuer.

Merkwürdig ist's von den Gegenden der Levante, daß dort die Würmer, welche die Bücher zernagen, weit zahlreicher und schädlicher, als in der abendlichen Hälfte unsers Welttheils sind. Alle Bibliotheken der Jesuiten zu Salonichi, Scio, Santorin, Naxos und selbst zu Konstantinopel, fallen in Stand zusammen. Wirklich findet man daher im christlichen Europa viel ältere griechische Manuskripte, als in allen Bibliotheken des europäischen Orients, auf Patmos, auf dem Berge Athos u. s. w. Die Bücherwürmer greifen das Pergament eben so schonungslos an, als das Papier, nur zernagen sie jenes langsamer. Binnen zwei Jahren, sagt Villoison, waren alle meine Bücher, die ich mit aus Frankreich gebracht hatte, ganz zerfressen.

Sinn für Wissenschaft findet sich unter den Griechen fast nirgends; Kunstsinn beinah eben so wenig. Die Zimmer der Reichern auf den Inseln sind mit elenden, zu Neapel, Venedig und Ankona zusammengekauften Portraits ausgeziert. Hin und wieder erscheinen Gebäude in italienischem Geschmack; statt der Glasfenster dienen aber fast überall nur hölzerne Vorläden; die Thüren sind meistens ungemein niedrig, besonders die Kirchthüren, damit nicht etwa insolente Türken — zu Pferde hineinritten.

*) Alexiad. lib. 9.

Digitized by Google

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Die Akademie von Bern rechtfertigt die schönen Erwartungen, welche man von ihr seit ihrer Reorganisation hegte; dafür zeugen die Fortschritte der studirenden Jünglinge und der rege Eifer ihrer Lehrer. Neulich ließ einer derselben, Hr. Prof. Schnell, sehr interessante Bemerkungen über den Ursprung und die Ausbildung des Bernischen Stadtrechts (Bern, 1808 8. 60 S.) drucken. Durch die reiche Geschichtskenntniß und den Scharfsinn des Hrn. Verfassers ist diese kleine gehaltvolle Schrift nicht für die Bürger Berns allein, sondern selbst für jeden, dem die Geschichte der Gesetze und Sitten der Völker ein philosophisches Interesse hat, von hohem Werthe geworden.

Aus Italien.

— Bei Giovanni Silvestri in Mailand wird jetzt fleißig an der italienischen Uebersetzung von Eman. Kants physischer Geographie gedruckt. Bis jetzt sind davon zwei Theile erschienen. Die Uebersetzung ist sehr treu und steifend, nicht nach der Italischen, sondern nach derjenigen Ausgabe gemacht, welche Hr. Vollmer in Hamburg besorgte. Der Uebersetzer hat seine Arbeit dem italienischen Kriegsminister Caffarelli dedizirt.

— Der sogenannte unverbrennliche Mensch, Joseph Lionnet, welcher Italien bereist, und daselbst über glühendes Eisen geht, Wunder im Feuer thut, wie sonst nur Heilige thaten bei schweren Feuerproben, ist seit Anfang Juni's in Neapel, und erregt viel Aufsehen. Demungeachtet halten ihn die Neapolitaner für keinen Heiligen, selbst nicht einmal für einen Zauberer. So können die Zeiten ändern.

Aus Frankreich.

— In Nizza im Quartier Cimiez sah man sonst Spuren eines in Schutt versunkenen römischen Amphitheaters. Der jetzige Besitzer hat dies interessante Denkmal des Alterthums hervorgraben und säubern lassen, das an vielen Stellen noch sehr gut erhalten ist. Bei der Gelegenheit fand er im Boden noch viele Münzen und andere Antiken. Er läßt jetzt das Amphitheater mit einer Mauer umfangen.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Juni 1808.

Tag des Monats	Barometer. Vormitt.	Barometer. Nachmitt.	Thermometer. Vorm.	Thermometer. Mittags.	Thermometer. Nachm.	Schnee oder Regen. Nachts.	Schnee oder Regen. Vorm.	Schnee oder Regen. Nachm.	Thau oder Reif.	Winde. Vorm.	Winde. Nachm.	Nebel.	Himmels-Beschaffenheit. Vorm.	Himmels-Beschaffenheit. Nachm.
1	27. 7/10	27. 6/10	+13	+20	+14	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 5/10	27. 5/10	+14	+15	+12	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	27. 5/10	27. 4/10	+13	+22	+15	—	—	Regen	—	N W	N. W.	—	heiter	heiter
4	27. 4/10	27. 3/10	+15	+18	+13	Regen	—	Regen	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 1/10	26. 9 9/10	+11	+15	+11	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	26. 9 5/10	27. 1 —	+ 9	+11	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 1 3/10	27. 1 1/10	+ 7	+11	+ 9	—	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
8	27. 1 2/10	27. 9/10	+ 8	+11	+13	Regen	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
9	27. 1 2/10	27.	+11	+15	+13	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
10	26. 9 5/10	26. 9 8/10	+19	+13	+19	Regen	Regen	Regen	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 9 6/10	27.	+17	+13	+12	Regen	Regen	Regen	—	W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	27. 3/10	27. 3/10	+11	+15	+14	Regen	Regen	—	—	S. O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 1 4/10	27. 1 3/10	+13	+16	+18	—	—	—	—	N. O.	N. W.	—	bewölkt	heiter
14	27. 1 6/10	27. 1 5/10	+ 9	+19	+15	—	—	—	Thau	N. W.	O.	—	heiter	heiter
15	27. 1 5/10	27. 1 3/10	+10	+16	+12	—	—	Regen	Thau	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
16	27. 1 5/10	27. 1 9/10	+12	+15	+14	Regen	—	—	—	N.	N. W.	—	bewölkt	heiter
17	27. 2	27. 2	+18	+18	+14	—	—	—	Thau	N. O.	O.	—	heiter	heiter
18	27. 2 1/10	27. 2 3/10	+11	+20	+16	—	—	—	Thau	N.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
19	27. 2 1/10	27. 1 7/10	+11	+19	+15	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
20	27. 1 7/10	27. 1 5/10	+13	+20	+16	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
21	27. 2	27. 2	+16	+21	+18	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
22	26. 9 7/10	26. 9 5/10	+16	+17	+14	—	—	Regen	—	O.	W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 1/10	27. 4/10	+14	+15	+14	Regen	Regen	—	—	S. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 1/10	27. 2/10	+14	+12	+11	Regen	Regen	Regen	—	O.	N.	—	bewölkt	bewölkt
25	27. 2/10	27. 2/10	+11	+15	+13	Regen	Regen	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	27. 2/10	27. 2/10	+12	+11	+12	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
27	27. 3/10	27. 3/10	+10	+18	+16	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	27. 3/10	27. 8/10	+12	+19	+16	Regen	—	—	—	N.	N. W.	—	bewölkt	heiter
29	27. 1	27. 1 7/10	+15	+21	+17	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
30	27. 1 9/10	27. 2 2/10	+15	+23	+20	—	—	—	Thau	N. W.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter

Anmerkung. Der Monat hatte drei Gewitter: am 2, Abends 7 Uhr, nah; am 11, Abends 6 Uhr, fern; am 21, Nachmittags 1—2 Uhr, nah, und mit wolkenbruchähnlichem Regen begleitet. Der 30 war der wärmste Tag des Monats; das Barometer stand in der Sonne Nachmittags +32°.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 55. — den 9 Juli 1808.

Bitte aus der Schweiz an die neueſten deutſchen Reiſenden.

Da wir Schweizer, Dank ſei es dem der alles lenkt, ſchon mehrere Jahre wieder in behaglicher Ruhe gelebt und unſere alte Freiheit ſo ziemlich wieder zu genieſſen geglaubt haben, ſo fängt nun auf einmal ein gefährlicher Wind dagegen zu blaſen an — nicht zwar gegen die Freiheit ſelbſt, aber gegen den Glauben an dieſelbe, welche ohne Glauben nichts iſt. Und dieſer böſe Wind ſcheint von den Höhen des deutſchen Parnaſſus auf uns herunter wehen zu wollen.

Herr von Göthe, der in den ſiebenziger Jahren eine Schweizerreiſe gemacht, ließ in dem eilften Theile ſeiner neu herausgekommenen Werke ſeine damals geſchriebenen Briefe aus der Schweiz einrücken, wo gleich anfangs unſere vermeinte Freiheit jämmerlich mitgenommen iſt. *) Dies hätte nun an ſich ſelbſt nichts zu bedeuten; denn was vor mehr als dreiſig Jahren ein junger Menſch im Sturm und Drang ſich entfallen ließ, ſollte man keines Weges bedenklich für die Zukunft halten — Aber wir kennen leider das literariſche Deutſchland, das ſich ausſchließend in den Beſitz der Aeſthetik geſetzt hat, beſſer! Dieſer junge Menſch iſt nun ein großer Mann geworden, und die vaterländiſche Gewohnheit der Deutſchen, jede individuelle Anſicht ihrer großen Männer zur allgemeinen Idee zu erheben, wird auch hier thätig ſein, denn ſie hat ſich noch an keinem ſtärker erprobet, als gerade an dieſem. Aus dem Blute Werthers entſprangen die Kraftgenies, die ſich wie jene erdentſproſſenen Brüder unter einander ſelbſt würgten; Götz von Berlichingen erzeugte den Schwarm von Rittern und Knappen, die in tauſend Romanen und Schauſpielen grob reden und dumm thun, und meinen, das ſei großer vaterländiſcher Sinn; nach der Iphigenie bildete ſich deutſche Griechheit, und nach Taſſo die romantiſche Anſchauung, zwei elegante Geſchwiſter, nur Schade, daß ſie noch etwas plumpe Füße haben;

*) Die Stelle lautet alſo: „Frei wären die Schweizer? Frei dieſe wohlhabenden Bürger in den verſchloſſenen Städten? Frei dieſe armen Teufel „an ihren Klippen und Felſen? Was man dem Menſchen nicht alles weiß machen kann! beſonders wenn man ſo ein altes Mädchen im Spiritus „aufbewahrt. Sie machten ſich einmal von einem Tyrannen los, und konnten ſich in einem Augenblicke frei denken; nun erſcheint ihnen die liebe „Sonne aus dem Glas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine ſonderbare Wiedergeburt; nun erzählen ſie das alte „Mährchen immerfort, man hört bis zum Ueberdruß: ſie hätten ſich einmal frei gemacht; und nun ſitzen ſie hinter ihren Mauren, eingefangen „von ihren Gewohnheiten und Geſetzen, ihren Fraubaſereien und Philiſtereien, und da beaufſen auf den Felſen iſt wohl auch der Mühe werth, „von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr von Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.

„Pfui! wie ſieht ſo ein Menſchenweſt, und ſo ein ſchlechtes, nothgedrungenes Menſchenweſt, ſo ein Städtchen, ſo ein Schindel, und „Steinhaufen mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kieſel und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die „traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Miſt! und flammende Wahnſinnige! — Wo man den Menſchen nur wieder „begegnet, möchte man vor ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen!“

die Gedichte aus Italien steckten sogar die Weiber an, und machten, daß sie, die nordischen Nebel verwünschend, nur unter dem milden italienischen Himmel die Nahrung für ihre Leidens- und Geistesgefühle zu finden vermeinten; und was hat man nicht alles aus dem Wilhelm Meister herausgesponnen! — Kurz, aus den Spänen, die der geschickte Meister beim Bau seiner Paläste fallen ließ, bauten die Jünger grundlose Schlösser in die Luft, und von seiner Palette schartten sie die übrig gebliebenen Farben zusammen, um zu malen wie Er.

Nur zu bedauernd ist also unsere Sorge, daß auch diese subjektiven Reiseempfindungen des jungen Genies ehrfurchtsvoll in die deutsche Aesthetik eingeflochten und (denn diese Aesthetik kann was sie will) zur objektiven Theorie gemacht werden, und alle Reisebeschreiber der Nation von nun an in den Ton, den dieser berühmte Musaget angegeben, einstimmen, ja ihn wohl gar als den einzig wahren anerkennen werden, denn schon ist in Rezensionen jene verzweifelte Stelle herausgehoben und der Länge nach eingerückt worden.

Wehe dann uns armen Schweizern, wenn wir von den freien Deutschen lernen, daß es „nicht der Mühe werth sei, von unserer Freiheit zu reden", und wir „in Fraubasereien und Philistereien" wie Heringe im Salz eingesalzen seien! — Von was sollen wir dann zumal reden, was sollen wir treiben, womit die Fremden unterhalten? Sollen wir etwa, um unsere Unpartheilichkeit und Freiheit zu zeigen wie sie, unsere eigene Schmach aufdecken, Pläne unserer Niederlagen drucken lassen, Schmähschriften gegen unsere Regenten schreiben, und mit Feuerbränden unser Elend beleuchten? — Wehe uns armen Schweizern, wenn man künftig nur unsere „schwarzen Städtchen", nur die „Steine auf den Strohdächern", nur den „Schmutz in den Hütten der Armuth", nur die Tretins beschreibt, und von dem Guten, Vorzüglichen, Vernünftigen nichts sagt! — Schönes Deutschland, schone unser! sonst lohnte es sich ja nicht mehr der Mühe, ein neues Haus zu bauen; sonst möchten die Städte, welche noch nicht schwarz sind, in Rauch aufgehen, und noch ein Paar Berge einfallen, um die „übrigen armen Teufel an ihren Klippen und Felsen" vollends zu befreien; sonst möchten wir uns endlich selbst gering schätzen, und nach dem Glück und dem Lebensgenuß derjenigen trachten, die uns, weils der Meister thut, bemitleiden!

Unsere Bitte geht also an die Reisebeschreiber deutscher Nation, noch zu warten, wenn es ihr Bildungstrieb, oder die Nothwendigkeit, sich die Reisekosten bezahlt zu machen, erlaubt, bis Herr von Göthe aus einer spätern Reise auch das Gute über die Schweiz hervorsucht und kund macht, welches wahrscheinlich in der nächstfolgenden Ausgabe seiner sämmtlichen Werke geschehen wird. Nicht das Böse allein, sondern Gutes und Böses zusammen macht die Wahrheit aus; darnach mögen sie dann immer ihre Bemerkungen zum voraus konstruiren und ihre Gefühle zum Nachempfinden stimmen, so kommen wir doch mit einem blauen Auge davon!

Wir versprechen dagegen, uns alle Mühe zu geben, ihnen den Aufenthalt im Lande angenehm zu machen, für höfliche Wirthe und wohlfeile Fuhrleute zu Wasser und zu Lande zu sorgen; jeden nach Standesgebühr zu empfangen, er sei vornehm oder gering, vom alten oder neuen Adel, mediatisirt oder nicht, gelehrt oder unwissend; jedem Wißbegierigen Aufschluß zu ertheilen, so mühsam es auch ist, einen Journal-führenden Deutschen über alle seine Fragen zu befriedigen; jedem Fußreisenden, der nach neuester Art mit einem kindlichen Gemüthe und hungrigem Magen zu uns kommt, Empfehlungen an empfindsame oder gelehrte Damen mitzugeben; die Inn für seine Verse den Tornister füllen werden; jeder Declamator und Gesticulator soll ein gedrängtes Subjektivum finden, nur bitten wir zum voraus, etwas langsam zu sprechen, sonst verstehen wir nichts, und nicht immer das Lied von der Glocke zu lesen, wir haben es schon so oft gehört; dagegen wollen wir auch unsere Sprache so viel möglich nach der hochdeutschen Mundart für diejenigen bauemen, welche das Allemannische nicht lieben. Von unsern „alten Mährchen" wollen wir nichts erzählen, sondern mit den Reisenden nur von ihren neuen Thatsachen reden, wenn sie es lieber hören. Unsere „kleinen Tyrannen" sollen ihnen so wenig furchtbar werden, als uns die übrigen, das versprechen wir. Unsere „armen Teufel" in den Bergen sollen von ihrem Elend nichts merken lassen, sondern singen und tanzlen, als wenn sie es ganz ungezwungen thäten. Die Bauernmädchen werden ihnen freundlich nicken, und für das Studium lebendiger Schönheit, das nun auch an die Tagesordnung kommen wird, mögen unsere Lohnbedienten ähnliche Gelegenheiten ausfindig machen, wie das nächtliche Abenteuer in Genf war, das der Verfasser der Briefe so behaglich beschreibt. Können wir mehr thun?

H. j. Fr.

Blick auf die Grundmacht der österreichischen Monarchie.

(Fortsetzung.)

Joseph der Zweite fühlte lebhafter, als seine Vorgänger, die Gebrechen seines Staates. Er strebte mit Ungeduld in die chaotische Mannigfaltigkeit höhere Einheit zu tragen. Aber solchem kolossalischen Werke ist das Leben eines Einzelnen nicht gewachsen. Gegen den sproden Geist der Volkerschaften kann nur Stätigkeit der Maximen vieler auf einander folgenden Regierungen siegen.

Mit vaterlicher Schonung beherrschte das Haus Oesterreich bisher die verschiedenen kleinen Königreiche, aus denen seine Monarchie zusammengesetzt ist, nach deren verschiedenen Statuten, und ehrte mit deutscher Treue, wenn selbst zum Nachtheil der Gesammtkraft, deren hergebrachte alte Freiheiten und Rechtsame. Aber eine gleichförmige Staatsverfassung und Gesetzgebung für alle Theile des Reiches kann auch nur dann erst mit Glück gegeben werden, wenn der Geist der Volkerschaften darauf vorbereitet ist. Diese Vorbereitung geschieht leichter durch Bildung der künftigen Generationen in den Schulen der Jugend, als durch große Maasregeln des Zwanges. Maria Theresia, indem sie die Ritterakademie gründete, wo der junge Adel aller von ihr beherrschten Nationen beisammen studirte, und gleiche Erziehungsgrundsätze gleichen Sinn für einerlei Zwecke schufen, that einen ersten, wichtigen Schritt. Franz der Zweite, der als Wiederhersteller dieser trefflichen Anstalt zu betrachten ist, strebte demselben Ziele nach. — Aber es ist auch nur ein erster, und nur ein Schritt.

Die Verschiedenheit der Religion unter den österreichischen Völkern kann in unsern Tagen kaum noch als ein großes Hinderniß der Kultur und Konzentrirung der Staatskraft angesehen

Digitized by Google

werden. Die herrschende Kirche ist die katholische; die übrigen Glaubenspartheien von der griechischen (im Jahre 1805 gehörten dazu dritthalb Millionen Seelen), lutherischen (anderthalb Millionen Seelen), reformirten Kirche (dritthalb Millionen Seelen), und andern, sind verhältnißmäßig gering und wenig beschränkt, wiewohl es auffallend sein mag, daß in Dalmatien, Kroatien und Slavonien die protestantischen Unterthanen Oesterreichs weder Güter- noch Aemterfähig sind.

Der Nachtheil, welcher dem Staat aus der allzugroß erwachsenen Zahl der Klöster entspringt, ist durch Josephs II kühne und nützliche Thätigkeit ebenfalls beträchtlich gemindert, indem er allein sechs- bis siebenhundert Abteien, Mönchs- und Nonnenklöster aufhob. Demungeachtet haben die österreichischen Staaten jetzt noch vierhundert und achtzig dergleichen Stifte und Klöster, worunter vierundvierzig Nonnenklöster sind.

Bedeutender dürfte, bei einer großen Staatsreform der Monarchie, die Stellung des österreichischen Adels sein, der hier zahlreicher, als in irgend einem Lande Europa's ist (man schätzt die Zahl der männlichen Individuen vom Adel auf 230,000 Köpfe, dazu Ungarn allein 162,947, also mehr als die Hälfte stellt) und mit seltenem Reichthum glänzt. Den Besitzstand des böhmischen Adels schätzte man schon vor dreißig Jahren auf einen Werth von 180 Millionen Gulden; und nur die Einkünfte des ungarischen Adels werden jährlich auf sieben bis acht Millionen angeschlagen.

Nicht diese große Zahl, nicht dieser Reichthum des Adels, sondern seine hervorragenden Rechte und Privilegien beschränkten den Wirkungskreis österreichischer Monarchen, wenn es je darauf ankommen sollte, das Kaiserreich in einen einzigen Staat zu verwandeln, dessen gesammte Kräfte, durch keine dazwischen tretende Schranken und Interessen gebrochen, in einen Punkt zusammentreffen. Am schneidendsten unter allen sind die Vorzüge des ungarischen Adels und dessen von Siebenbürgen.

Er ist allein, nach Ungarns Gesetzbuch, Volk; kein anderes neben ihm, nur einige kaiserlich-königliche Frei-Städte (aber auch nur als Städte, denn die Bürger sind keine Freie, sondern Unterthanen) dürfen neben ihm stehen. Diese Edelleute, Glieder der Krone, allein fähig Staatsämter zu bekleiden, frei von Steuern, Abgaben und Lasten, haben ihre eigenthümlichen Gerichte, vor welchen sie gefordert werden können, können allein adeliche Güter mit Herrschaft über Unterthanen besitzen, und sind in der Gesetzgebung ihres Landes wesentlich mitwirkende Theile.

Inzwischen ist durch staatskluge Maasregeln, des Adels ungemessener Einfluß schon darin relativ geschwächt worden, daß ein Mittelstand geschaffen, daß Bürger- und Bauernstand eine Stufe höher aus seiner ehmaligen Niedrigkeit hervorgehoben wurde. Die Kaiser, indem sie Städte mit glänzenden Privilegien ausstatteten, vielen von ihnen Sitz und Stimmen auf den Reichs- und Landtagen gewährten, reihten den Bürgerstand näher dem Adel an. Erst seit ein Theil Polens unter österreichische Hoheit kam, ward auch hier (in Galizien) ein vorher unbekannter Bürgerstand gebildet, der die Kultur des Ganzen anbahnt.

Gleich wohlthätig war die Aufhebung der Leibeigenschaft in allen Theilen der Monarchie. Joseph II, Leopold II und Franz II wandelten hier die gleiche Straße. Kein Bauer ist mehr an seine Erdscholle gefesselt, selbst nicht in Ungarn, obgleich er daselbst, wie überhaupt jeder Nichtadelsche in diesem Lande, unfähig ist zum Besitz unbeweglicher Güter. Das Gesetz schützt seine Rechte wider die Gewalt der Großen, und macht ihm den Uebergang zum Adelstand und damit zu höhern Staatsämtern möglich.

Aber nach allem diesem bleibt dennoch die ungeheure Kluft zwischen den verschiedenen Ständen lange unausgefüllt. Noch lange ist der Staat durch solche Organisation der edelsten Talente seiner Bürger verlustig. Wohl spricht man, dem Genie stehen alle Bahnen des Verdienstes um Thron und Vaterland offen; aber der Muth von tausend Männern, die in andern Wirkungssphären Große gebeißen werden würden, erlahmt, ehe er die hundert Schranken überfliegen, die ihm den Weg zum Standpunkt verrammeln, zu welchem ihn sein innerer Beruf lockt.

Der Staat, dessen Zwecken große Volksmassen, große Reichthümer zu Hilfe kommen, ist arm und in gefährlicher Stellung, so lange ihm nicht der edelste Theil seiner Kräfte, die ausgewähltesten, seltensten Talente, beißen können. Diese aber werden von der Natur, nicht nach Rang und Standesverschiedenheit, sondern nach Willkühr ihren Lieblingen zugetheilt, mag ihre Wiege in Marmorschlössern oder Erdhütten gestanden sein.

Das französische Kaiserreich wird in Europa so lange die schnell errungene Uebermacht behaupten, als es sich durch seine Konstitutionen (die jedem Talent ungehemmten Flug, und Freiheit und Anspruch auf alle Würden und Stellen lassen) von den andern europäischen Staaten unterscheidet. Es wird von seiner Höhe verlieren, wenn es sich durch Wiederannahme veralteter Formen (die den Aufschwung der Talente lähmen) den übrigen Staaten wieder gleich setzt; oder wenn diese ihre naturwidrigen Einrichtungen aufheben und gleich Frankreich das Talent und Verdienst adeln, nicht vom Adel das Talent und Verdienst erwarten.

Die Staatskünstler gemeiner Art — ich rede von denen, wie wir sie überall am leichtesten finden, am häufigsten sehen — verschwenden ihr Nachdenken und Bemühen an Auffindung neuer Hilfsmittel, an Eröffnung der vorhandenen; an Belebung der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft, um durch den vermehrten innern Reichthum des Landes die Staatseinkünfte zu vergrößern. Sie bahnen dem Strom des öffentlichen Wohlstandes nur einen festern Lauf, und mehren seine Macht durch Hinleitung einzelner Nebenbäche. Um die Quellen selbst, und ihre Reinigung, ihre Verdoppelung bleiben sie unbekümmert.

Aber die Quellen des öffentlichen Wohlstandes sind nicht der fette Boden und die zur Arbeit willige Hand des Eigenthümers, sondern die moralische Kultur des Volks, die Erweckung geistiger Anlagen in allen Volksklassen, und freigelassene Wirksamkeit dieser Talente.

Nomadisch treiben kaukasische Volksstämme über das blühendste fruchtbarste Land der Welt hin; ohne Kenntniß treten sie, gleich Blinden, die Schätze ihres Eigenthums mit Füßen, während sie den Wohlstand polizirterer Nachbarn benehen. Gebt ihnen europäische Gesittung, und der Tatarkhan wird einen mächtigen Rang unter den Großen der Welt behaupten.

Wer sein Volk polizirt (so Peter der Große, so im beschränkten Sinn Friedrich der Große), gibt dem Staate eben so viel neue Ressourcen, als es ihm glückt, herrliche Geistes-

Digitized by Google

anlagen unter den Bürgern zu entwickeln und ans Licht zu ziehn. Als Frankreich die Talente seines Volkes frei erklärte gegen Hierarchie und Feudal-Privilegien, war die Besiegung Europens angefangen und für die Einsichtsvollern schon zweifellos. Kurzsichtige begrifen die Wunder nicht, welche sie wahrnahmen, und stürzeten sie bald dem Zufall, bald der dümmlichen Vorsehung, bald der Treulosigkeit und Unverständigkeit der wider Frankreich Kämpfenden zu. Viele begreifen den Ursprung der Uebermacht noch heute nicht, und doch wissen sie sehr gut zu sagen, daß ein genialischer Regent mit geringen Mitteln das Hochste leisten, der genialische Feldherr mit Hunderten den Tausende starken Feind werfen kann.

So weit im Oesterreichischen europäische Gesittung reicht, herrscht Wohlstand. Das Volk der deutschen Staaten Oesterreichs, wo durch Geistliche, durch Schulen, schon durch nähern Umgang mit kultivirten Völkern, durch bloses Hörensagen eine Masse mannigfaltiger Kenntnisse unvermerkt in Umlauf gekommen ist, und freies Eigenthumsrecht gilt, befindet sich in einem ausgezeichneten Wohlstande. Je weiter hin in den östlichern Gegenden der Monarchie die Kultur abnimmt, je mehr verschwindet auch Vermöglichkeit und industriose Thätigkeit. In dem Lande ob und unter der Ens, in Steiermark, und besonders in den Gegenden am steierschen Gebirge, gehört der Landmann zum habichtsen Europa's. In Ungarn herrscht schon Armseligkeit neben dem Luxus der Großen — in Galizien, Slavonien u. s. w. wird die Dürftigkeit sprechender.

Es fehlt der Monarchie nicht an Universitäten und Schulen. Sie zählt fünf Universitäten, acht Lyceen, fünf Distriktualakademien (davon eine selbst zu Agram in Kroatien), 119 lateinische Schulen, 30 Musterschulen, 242 Hauptschulen, 80 Mädchenschulen, 7500 Trivialschulen, ungerechnet die verschiedenen Akademien und wissenschaftlichen Anstalten zu Wien und in andern Hauptorten, wie die Schule der Nautik und Mathematik zu Triest, die Veterinärschulen zu Wien und Pest, u. a. dgl. Man schlägt die Zahl der bei allen diesen verschiedenen Schulen angestellten Lehrenden auf 14,000 Personen an. Aber alle diese grossen Zahlen (und doch nicht zu groß für ein Reich von dieser Ausdehnung und solcher Population) vermögen nichts, wie der Buchstabe nichts vermag ohne den lebendig machenden Geist. Die Polizirung der österreichischen Völkerschaften schritt bisher fast spurlos langsam fort, und blieb immer hinter andern Staaten, wie Frankreich, England, Preußen, Sachsen, Rußland u. s. w. zurück.

Man muß die Armuth und Entkräftung Spaniens, Irlands, Siziliens, Portugalls u. a. m. nicht in der Dürftigkeit ihres Bodens, sondern im Verfall ihrer Schulen, in der Beschränkung des Geistes, in der Unterdrückung und Nichtaufmunterung der Talente suchen.

Frankreich hat den Beruf zur bleibenden Beherrschung Europens angenommen, und wird ihn haben, so lange dort kein Adelstand den Reichthum, die höhern Einsichten und Talente der Nichtadelichen, kein Klerus den Hellsinn der Laien zu fürchten hat. — Rom beherrschte die Welt so lange es durch die Gemalität und Vertuosität seiner Bürger und die Güte seiner freien Verfassung über die Barbarei anderer Völker hervorragte. Als es aber, durch Luxus entnervt, wieder zur gemeinen Thierheit niedersank, ward es, den Barbaren wieder gleicher, von diesen beherrscht.

„Adelt alle Stände, aber keinen einzelnen Menschen, als den sein Verdienst um Thron und Vaterland schon in die Reihe der Ersten des Volkes stellt — lasset den Edelmann, wenn er will, ohne Schimpf das Gewerbe des Kaufmanns und Handwerkers oder Landmanns treiben, öffnet dem Sohn des Landmanns oder Städters jedes Thor, durch welches man zum Verdienst um Thron und Vaterland gelangen kann — so wird bald jeder auf der Stelle in doppelter Kraft erschienen, wohin ihn die Natur ruft und seine Anlagen leiten, nicht wohin ihn Vorurtheil oder Konvenienz zu stehen zwang!“ — Dies war Napoleons Wort beim Entwurf der Staatsverfassung, die eben dadurch, obwohl noch jung, die eherne Festigkeit der ältesten hat, weil sie in der Natur Gesetzen (den ältesten der Welt) gegründet steht, und keinem Bürger für sich selbst etwas zu wünschen übrig läßt, als Verbannung jedes Unfuges und Mißbrauches, der die Verfassung wieder zerstört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * 25 Jun. Ich habe unlängst angezeigt, daß die Heerstraße über Saarbrücken auf Mainz, welche schon mehrere Jahre mit vielen Kosten gemacht worden, liegen bleiben dürfte, weil wegen einer andern neu anzulegenden ihre Vollendung auf einmal durch hohe Befehle unterlagt worden. Dies war alles wahr; allein die augenblickliche Stockung rührte nur daher, weil durch widersprechende Ansichten einiger angrenzenden Departemente die Regierung in Unentschlossenheit versetzt wurde. Da die Ursache der interessirten Widersprüche jetzt entschieden gehoben ist, so muß ich Ihnen gleichfalls melden, daß die einige Vollendung oben erwähnter Heerstraße jetzt um so dringender befohlen ist, und auch mit allem Eifer betrieben wird. Ich selbst wandelte diese Woche eine große Strecke derselben, und sah außerordentliche Thätigkeit. Es kontraktirt auch recht artig, wenn man diese Straße von den vielen Kalksteinen weiß wie die Milchstraße sich über die Höhe bei Saarbrücken auf Vorbach u. s. w. hinziehen sieht; da sie im Gegentheil schwarz wie in die Hölle von den vielen darauf gefahrten Eisenschlacken unweit Saarbrücken gen Homburg oder Zweibrücken gehet. Sie soll dieses Jahr vollendet werden!

Da ich nicht weiß, ob es noch einen Reichsanzeiger auf dem rechten Rheinufer wie vorhin gibt, so schicke ich Ihnen das Projekt folgender Preisfrage zu: Vorausgesetzt, daß dem Menschen alles möglich, wieviel Zeit und Geld brauchte es, die Landengen zwischen Dover und Calais, Norfolk und Seeland, durch welche England einst mit Frankreich und Seeland zusammenhing, wieder durch Kunst herzustellen? Alexanders Damm bei Tyrus erregte solche Ideen!

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 56. —— den 13 Juli 1808.

Friedrich der Erste, König von Würtemberg.

(Zu seinem Bildnisse.)

Zwar kennt das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung große deutsche Männer aus dem Hause Würtemberg; Ahnen desselben sollen schon unter den Merovingern heldenmüthig gefochten, und in dem eroberten Lande der Allemannen einen fruchtbaren Landstrich Schwabens zur Gründung eines künftigen Fürstenstaats gewonnen haben; zwar wandelten schon am Hofe Karls des Großen und seiner Nachkommen, und an der Spitze ihrer Heere, die Grafen zu „Würtemberg und Paris“, und mit der neu erwachsenden Dynastie von Helden und Weisen, die den Fürstenrang im zwölften, die herzogliche Würde im fünfzehnten Jahrhundert annahmen, verbanden sich durch Blutsfreundschaft königliche und kaiserliche Geschlechter Europens; aber in der ganzen Reihe erlauchter Grafen, Fürsten und Herzoge von Würtemberg hat keiner den Namen seines Hauses mit solchem Glanz umringt, als Friedrich Wilhelm Karl.

Geboren am 6 Nov. des Jahres 1754 fiel seine Kindheit in die stürmischen Jahre des siebenjährigen Krieges; an seiner Wiege tönten die Erzählungen von Friedrichs des Großen Thaten. Mit Ernst und Sorgfalt ward über die Erziehung des jungen Prinzen gewacht; er selbst aber, dessen Talente, dessen jugendliches Feuer über das Gewöhnliche des Lebens und der Fürstenerziehung emporstrebten, ward sein bester Erzieher.

Unter den Waffen und in den Feldlagern bildet sich am sichersten der Geist, der zum Herrschen den Ruf und die Weihe der Natur empfing. Mannigfache Umsicht lehrt hier den Befehlshaber ein Gebieten ohne Willkühr, und Kriegszucht führt ihn erst über die Stufen des Gehorsams zum Regieren. Auch Friedrich, wie die edelsten seiner Ahnen, trat in Kriegsdienste; er bekleidete den Rang eines Generalmajors vom schwäbischen Kreise, ward als Generalmajor Chef eines preußischen Dragoonerregiments und nachmals russischer Generallieutenant.

In einem Alter von sechs und zwanzig Jahren vermählte er sich mit Auguste Karoline Friderike Louise, der Tochter des regierenden Herzogs von Braunschweig. Zwei Prinzen, die Hoffnungen ihres Vaterlandes, Friedrich Wilhelm Karl (geb. 27 Sept. 1781) und Paul Karl Friedrich (geb. 19 Jan. 1785), und eine liebenswürdige Fürstin Friderike Katharina Sophie Dorothea, heut der Schmuck eines neuen Königsthrones, die angebete Landesmutter von zwei Millionen Unterthanen, waren die Frucht dieser Ehe. Der Tod trennte sie. Erst im Jahre 1797 (den 18 Mai) vermählte sich Friedrich Wilhelm zum andernmal mit Mathilde von England, der Tochter Georgs III, Königs von Großbrittannien.

In dem gleichen Jahre starb sein Vater, Herzog Friedrich Eugen, und er folgte ihm in der Regierung eines durch lange Kriege gemißhandelten Landes.

Der Friede von Campo Formis war damals unterzeichnet, die Schweiz in banger Gährung, Rom in Aufruhr, Preussens Thron erst seit wenigen Wochen von einem neuen Monarchen (Friedrich Wilhelm dem Dritten) betreten. Die Staatsumwälzung der Schweiz, wo die sich über Europa auszubreitende Revolution zum erstenmal in deutscher Zunge sprach; die Charakterlosigkeit der Direktorial-Regierung Frankreichs, welche zwischen Ehrgeiz und Golddurst schwankend, ihre Größe minder in sich, als in der Verwirrung Europens suchte; die politische Schwär-

Digitized by Google

meres, welche, wie durch Italien und die Schweiz, auch über den Rhein hinaus das Innere Deutschlands zu ergreifen drohte — alles verkündete für den Weltheil neue Stürme, und dem neuen Herzoge Würtembergs schwere Prüfung seiner Regententugend.

Aber mit fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung, während sich die Mächte des Weltheils zum zweitenmal gegen Frankreichs Uebermacht verbanden.

Kaum eines Fürsten Stellung war in diesen Augenblicken gefahrvoller, als die seinige. Er sah sich in den heillosen Krieg des entzweiten Weltheils verflochten, aber seine Staatskassen schon von den Leiden voriger Zeiten erschöpft; er sah sein weiland blühendes, nun bald verwüstetes Herzogthum wieder hingeworfen mitten auf die ungeheure Bühne der Schlachten und des Elendes; — sah seinen Thron, sein Erbe in das große Spiel fallend, welches, wo Frankreich siegte, noch nie ohne alles zerreissende Verwandlungen geendet hatte; — sah, wie schamlos schon politische Schwärmer Konstitutionen zu einer allemannischen Republik, gleich Fackfuhrbrackeln, über den Rhein in das Herz Schwabens, unter Würtembergs gutes Volk, schleuderten — und dann sich selbst in der Mitte dieser feindselig gegen einander strebenden Kräfte ohne freie Macht, gebunden durch des Herzogthums Verfassungen, durch den Einfluß der Landstände.

Herzog Friedrich, entschlossen des finstern Zukunft ein männliches Herz entgegenzutragen, und mit jeder Kraftanstrengung seinen Thron, seinen Staat aus der Flut der verworrenen Begebenheiten zu retten, forderte zuerst für sein Handeln unbedingtere Freiheit. Es ist bekannt, wie sein Kampf mit den Ständen des Landes begann; wie die Erhitterung der Gemüther den hellsten Blick verdunkelte, und in der Gährung dem festen Willen verwegene Hoffnungen begegneten. Es ist bekannt, wie dieser Kampf endete. Herzog Friedrich fühlte das strenge Gebot politischer Nothwendigkeit; um das Ganze zu retten, sollten Einzelne sich der Opferung nicht entziehen; nur Einheit des Willens und der Macht rettet, wenn Rettung gedenkbar sein soll, das Schiff vom Untergang aus dem Ozean, der unter Gewittern tobt. So dachte er. Die Stände des Landes sahen nur die Heiligkeit ihres herkömmlichen Rechtes; sie wollten es ehren zu einer Zeit, da selbst das Völkerrecht aus Europa verschwunden war, und kein höheres mehr galt, als die Grundlage aller Befugnisse, das Recht und das große Gebot der Selbsterhaltung eines Staates.

Inzwischen war der Krieg der zweiten Koalition gegen Frankreich begonnen. Würtemberg trug seit einem halben Jahrtausend schon die Sturmfahne des heiligen römischen Reichs. Es vereinte seine Truppen mit den übrigen Mächten des Kontinents gegen Frankreich, und schloß Subsidientraktate mit Großbrittannien ab. Das Glück lächelte den Waffen der Alliirten, doch nur so lange Napoleon Bonaparte in andern Weltheilen lebte. Er kam zurück, und die Heermassen, welche erobernd schon durch Italien und über die Alpen gegen Frankreichs alte Grenzen vorgedrungen waren, wälzten sich verheerend wieder über Deutschland zurück, und wo sie rasten wollten, ward ein Schlachtfeld.

Herzog Friedrich trauerte über die Leiden seines Volkes. Er kannte nun die Schwächen der Koalitionen, und enttäuscht über ihre Mittel, ihre Zwecke, warf er sich, seine Unterthanen zu retten, in des Siegers Arm. Er schloß mit Frankreich Frieden; er war erst Vater seines Volkes, dann erst Genosse eines Bundes, der seinen Beistand ansprechen, ihm aber keinen gewähren konnte.

Dieser Schritt sicherte das Herzogthum vor unnennbaren Uebeln, gegen welche die Opfer, so schwer sie auch sein mochten, gering zu achten waren, mit denen der vernichtende Sturm beschworen ward. Durch Friedrichs Staatsklugheit ward Würtembergs Selbstständigkeit emporgehalten, während größere Reiche Umsturz drohten.

Der Friede von Lüneville gab dem erschöpften Germanien Ruhe, und Herzog Friedrich, treu seinen Bundesgenossen, bis er von ihnen verlassen ward, achtungswerth dem großen Sieger durch seinen Geist, durch seine Stellung, trat aus dem furchtbaren Streit nicht ohne Glanz. Er brachte auf sein erlauchtes Haus die Kurwürde, und erndete seinen Staat, durch glückliche Verhandlungen mit Frankreich und Deutschland, vortheilhaft in dem Entschädigungswerke zu. Sein Herzogthum, sonst von einer Oberfläche von 152 Quadratmeilen mit 657,000 Unterthanen, erweiterte sich durch die Landvogteien Elwangen, Heilbronn und Rottweil, durch die fränkischen Herrschaften u. s. w. Das neue Kurfürstenthum hatte 185 Q. Meilen, 771,000 Seelen.

Noch ehe er die Organisation seines vergrößerten Staates vollenden konnte, war der Krieg der dritten Koalition gegen Frankreichs Kaiser begonnen.

Kurfürst Friedrich sah am Ende des Jahres 1805 seine Lande zum andernmal zwischen zwei furchtbaren Heeren baldiegen; zum andernmal Thron und Ruhm in der Gefahr des Untergangs. Neutralität konnte ihn nicht unter den nebenbuhlerischen Mächten retten, deren jede keinen mäßigen Zuschauer des Vernichtungskampfes dulden mochte — das Heil seines Landes stand im Spiel, und das wandelbare Kriegsglück entschied über seine Krone.

Ein großer, gewagter Entschluß mußte genommen werden; Friedrichs politischer Scharfblick drang in die offenen und geheimen Verhältnisse der kämpfenden Reiche — und dieser Scharfblick rettete Würtemberg zum andernmal. Er war erst Vater seines Volks und seines Hauses, dann erst Kurfürst des deutschen Reiches. England und Rußland standen unter Napoleons Feinden; Friedrich, durch die Bande des Blutes verwandt mit den Thronen von Großbrittannien und Rußland, seine Gemahlin des brittischen Königs Tochter, seine Schwester des russischen Kaisers (Paul) Gemahlin, mußte dem Glücke des Staates selbst die zartesten Verhältnisse des Herzens opfern. Napoleons Adler schwebten an Würtembergs Grenzen — er ward Napoleons Bundesgenosse in diesem erneuten Kriege.

Er schloß mit dem Ueberwinder Europens, den er als Freund in den Mauern seiner Residenz empfing, am 4 Okt. 1805 das Bündniß, und sandte ein Korps von 10,000 Mann Hülfstruppen zu seinen Fahnen.

Wir wissen, wie dieser Krieg verderblich endete für Deutschlands Kaiser und Reich; wie Napoleon die, welche ihm treuen Beistand als Bundesgenossen geleistet, dankbar ehrte.

Glänzender, als je vorher, trat Kurfürst Friedrich auch aus diesem Drange schrecklicher Begebenheiten hervor. Die königliche Krone ward der Vorbeer, mit welchem das erhabene Verdienst ihn schmückte. Entschlossenheit, Besonnenheit im Sturm der Ereignisse, und richtig würdigender Blick machten ihn des Thrones würdig, der von nun an einen vorher kaum bemerkten Staat an das Licht der Weltgeschichte hervorhebt, und größern Rollen bestimmt. Das neue Reich erweiterte sich fast um die Hälfte, und mehr als eine Million Unterthanen huldigt dem Monarchen, der unter den Fürsten des Rheinbundes einer der ersten und mächtigsten steht.

Digitized by Google

Das merkwürdige Leben dieses Königs wird dem künftigen Biographen großen Stoff darbieten, den Thronfolgern und den Fürsten künftiger Jahrhunderte lehrreich. Denn selten hat wohl ein Prinz mit geringeren Hülfsmitteln, und fast nur auf diejenigen seines Geistes beschränkt, größere Widerwärtigkeiten mit außerordentlichem Glück überwunden.

Es geht die Sage, der Gründer der würtembergischen Dynastie, oder einer der ersten derselben, Graf Eberhard, sei Karls des Großen Eidam gewesen. Friedrich, der Gründer eines neuen europäischen Königsgeschlechts, gab dem Bruder des Helden, den Europa wie einen wiedererschienenen Karl den Großen ehrt, seine Tochter zur Gemahlin.

König Friedrich, jetzt noch in der Kraft seiner Jahre, ist als Regent ein Beispiel unermüdeter Thätigkeit. Er selbst liest und vernimmt alle Vorträge, alle Beschwerden seiner Unterthanen; wagt sich in das ungeheure Detail der Geschäfte, und entscheidet meistens selbst. Er will seines Volkes Glück, und sieht nur dies; aber die tiefen, noch nicht verbluteten Wunden, welche der lange Krieg demselben schlug, fordern die hohe Raslosigkeit, den Muth eines ausharrenden Fürsten. Er vereint mit seltener Mannigfaltigkeit von Kenntnissen ein tief fühlendes Herz allem Guten und Schönen aufgeschlossen, mit seltener Geistesstärke eine ausserordentliche Gewalt der Empfindungen. Auch als Privatmann, als Mensch, würde dieser Monarch über die gewöhnliche Welt hervorragen durch die Kraft und Tiefe seines Gemüthes, die man dann an ihm am meisten zu bewunden Gelegenheit hat, wenn er, durch Verhältnisse geleitet, ein Redenertalent entfaltet, welches wenige Zeitgenossen glänzender als er besitzen.

Möge ein langer Friede den Stifter eines neuen Königreichs zum Schöpfer einer neuen und glücklichen Nation werden lassen, die, gerettet durch seine Hand von den erdrückenden Uebeln der Zeit, frei und froh dereinst den königlichen Greis mit Freudenthränen dem Enkel, als Vater und Schutzgott, als König unter den Guten, als Guten unter den Königen preise!

Zsch.

Blick auf die Grundmacht der österreichischen Monarchie.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte Oesterreich schon eine Heeresmacht von 150,000 Mann.

Maria Theresia, als sie mit Friedrich dem Großen kämpfte, besaß eine Armee von 200,000 Mann.

Franz der Zweite brachte seine Kriegesmacht auf 495,000 Mann. Aber fünf Kriegesjahre nur (die ersten des großen Revolutionskrieges, von 1792 bis 1796) kosteten ihm über 200 Millionen Gulden und 150,000 Soldaten!

Seitdem verlor Oesterreich durch den Pressburger Frieden, wie ich schon oben sagte, mehr als den siebenten Theil seiner Population.

Die Verminderung des Landes, der Staatseinkünfte, der Population — die Erschöpfung der bei Oesterreich verbliebenen Länder durch so anhaltende und glücklose Kriege, lassen ohne Mühe berechnen, daß die Zahl der stehenden Truppen um ein Beträchtliches vermindert sei, obwohl im Fall eines Krieges und unter ausserordentlichen Anstrengungen (die Resloreszenz der Finanzen vorausgesetzt) das deutsche Kaiserhaus immer noch fünfbis sechsmalhunderttausend Krieger ins Feld schicken könnte. Eben diese Menschensumme bringt Frankreich in seinen gegenwärtigen Verhältnissen ohne große Mühe auf.

Aber schmerzlicher, als der Verlust mancher andern reichern Provinz, ist in militärischer Hinsicht die Einbüßung des Tyrols, der alten, lange unerobertlich gebliebenen Vorfeste des Erbhauses. Es hat damit gleichsam die Basis und den Stützpunkt aller militärischen Operationen gegen Italien und den Oberrhein fallen lassen, und das Innere seiner Kernstaaten jedem Anfall entblößt. Es ist kein deutscher, kein italienischer Feldzug für Oesterreich mehr gedenkbar, ohne unglückliche Ereignisse vorauszusehen, es sei denn das verlorne Tyrol wieder erobert. Drei große Armeen werden dazu jedesmal in Bewegung gesetzt werden müssen, davon die das Zentrum bildet, welche zur Einnahme Tyrols bestimmt ist. Keines der Flügel-Heere wird einen Fortschritt gewinnen, so lange dem Zentrum die Bergschlünde Tyrols gesperrt sind.

In weitem Bogen umspannen Frankreichs Schutzstaaten die Grenzen des österreichischen Gebiets, aus dem Herzen Polens, vom Ufer des Bug, bis zum Gestade des adriatischen Meers; ein Halbkreis von mehr denn zweihundert deutschen Meilen.

Fast eben so groß ist der Kreis, mit welchem Rußland (wenn es die Moldau, Wallachei und Servien als dependente Staaten erhält) das österreichische Gebiet umklammert, vom Bug bis zum Savestrom. Die Natur selbst vertheidigt auf dieser Seite das Kaiserreich durch keine große Ströme und schwierige Bergpässe; die Kunst durch keine wohl berechnete Festungslinie.

So hört Oesterreich, durch die verwandelten Verhältnisse seiner Umgebungen, völlig auf, eine kriegerische Macht ersten Ranges zu sein, so lange Frankreich und Rußland ihre kolossalische Uebermacht behaupten, und jene Umgebungen nicht ändern. — Wir werden das ehrwürdige Kaiserhaus keinen Krieg mehr beginnen sehen, es wäre denn der heiligste und schrecklichste, — der Krieg der Verzweiflung, der Kampf um Ehre und Existenz.

Lange, seit Jahrhunderten, die Nebenbuhlerin Frankreichs, hat es man diese Rolle dem russischen Kaiserhause überlassen, und durch die natürlichsten Verhältnisse mit seinen ehmaligen Erbfeinden, mit Preussen und der ottomannischen Pforte, verbunden, theilt es mehr oder minder die Schicksale derselben, und wird es ein wichtiges Glied der durch den europäischen Kontinent streichenden Staatenkette, die, sich neuerailitirend, das große occidentalische und orientalische Reich scheidet.

Eben diese (für Europens künftiges Loos höchst bedeutende) Stellung, in der es die Veränderung des Weltheils unter der Hand künftiger Jahrhunderte erwartet, zwingt Oesterreich, so sorglos es ehmals in sicherer Größe ruhete, einen Grad innerer Vollendung zu erstreben, zu welchem nur gebieterische Nothwendigkeit zu leiten pflegt. So entwickelte das alte Rom nur da erst seine Kraft zur Weltbeherrschung, als es verzweiflungsvoll den Panier vor seinen Thoren sah; so errang Frankreich erst seine Riesengewalt, da es am Rande des Abgrundes mit der Vernichtung kämpfte.

Franz der Zweite, eines treuen Volkes zärtlicher Vater, wird dieses und die spätern Geschlechter sicher stellen. Ihm ist seiner Staaten innwohnende Kraft kein Geheimniß, und unter den Großen, Weisen und Guten, welche seinen Thron umringen, leben

Digitized by Google

vaterländischer, deutscher Geist. Wer denkt dieser ehrwürdigen Schaar geprüfter Staatsmänner, ohne sich den Mann zu nennen, der mit der Verwunderung auch die Liebe europäischen Völker gewann — Erzherzog Karl, den einzigen unter den europäischen Feldherrn, der, von den siegreichen Brigaden Frankreichs am seltensten besiegt, sie am öftersten überwand.

Zu allen Zeiten aber hatte das Haus Oesterreich keinen Mangel an großen, einsichtsvollen, unbefangenen und gewandten Staatsmännern, glücklichen und tapfern Feldherrn, ehrwürdigen Weisen und Künstlern. Der vom Freiherrn Joseph von Hormayr seit dem Taufe vorigen Jahrs gelieferte „österreichische Plutarch“ gibt uns eine Gallerie edler und großer Männer, fähig mit den edelsten und größten anderer europäischen Reiche in den Wettkampf zu treten.

Es liegt uns in dieses Staates ruhmvoller Vergangenheit eine beruhigende Bürgschaft für seine ruhmvolle Zukunft. Er hatte nie ein herberes Schicksal, nie schwerere Zeiten zu tragen, als die eben vergangenen; aber sie zogen nur der Völker dankbare Treue an ein schöneres Licht, und die Ueberzeugung, daß in dem Sturme nicht sowol verloren gegangen, was nicht durch Oesterreichs innere Kraft wieder ersetzt werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus Deutschland.

— Die neue Wiener Zeitschrift „vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“ (Nr. 7, 31 Mai 1808) erzählt, Hr. Anatol Wagner, Doktor der Rechte, habe der Direktion des kaiserlichen Naturalienkabinets einen Stein gebracht, der den 22 Mal, um 6 Uhr Morgens, in der Gegend von Stannern, einer Poststation in Mähren, mit vielen andern aus der Luft gefallen sei. Hr. Wagner hatte den Aerolith vom dortigen Pfarrer, der alle Bruchstücke der Steinmasse von den Bauern zusammelt. Rinde, Bruch, Farbe, genau das ganze Aeussere ist mit den gewöhnlichen Aerolithen übereinstimmend. Se. Maj. der Kaiser ließ, fünf Tage nachdem die Steine auf der Luft gefallen waren, den Hrn. Dr. Karl Schreibers und Hrn. v. Widmanstätten sogleich an Ort und Stelle reisen, sowohl um das Faktum zu konstatiren, als nähere Nachrichten, durch gerichtliche Zeugenaussagen, über die Umstände einzuziehen, welche das Faktum begleiteten.

Aus England.

— Dr. Th. Percival von Manchester sagt in seinem, vorigen Jahr zu Bath herausgekommenen, Werken: Die Stadt Manchester hatte im Jahre 1717 kaum 8000 Seelen; seitdem erhoben sich daselbst Fabriken und Manufakturen, und im J. 1757 stieg die Zahl der Einwohner schon auf 19,839; im J. 1773 schon auf 27,246; dann wieder zehn Jahre später auf 39,835; im J. 1783 auf 49,381 Seelen, und jetzt ist es eine Stadt, deren Population 80,000 Seelen betragen mag!

In ähnlichen Progressionen übrig die Bevölkerung anderer Fabrik- und Handelsstädte. Wer wird sich wundern, wenn beim beginnenden Stocken der Fabrik- und Handelsgewerbe, oder, wenn auch dieses kaum noch spürbar wäre, bei der stetswerden Theurung aller Bedürfnisse in England, wo die nothwendigsten und ersten fast um ein Drittel des Preises erhöht sind, und bei der steigenden Last der Auflagen, einzelne Gegenden, besonders in übervölkerten Fabrikstädten in Verzweiflung gerathen, und durch einen Aufstand um den andern die öffentliche Ruhe erschüttern?

Aus Frankreich.

— * Es scheint doch, die deutsche Literatur wolle endlich in Frankreich die Rechte ihrer unläugbaren Vorbesitzerin geltend machen; denn unaufhaltsam fangen jetzt nicht klein und groß an, wider sie zu eifern. Der von Nürnberg datirte Artikel in Nr. 177 des Moniteurs, worin (fast sollte man schwören, von einem Greffet) viel Abessinisches über deutsche Literatur gefabelt wird, verdient kaum genannt zu werden. Aber es wird bei den Pariser Weltretten jetzt Mode, die deutschen zu schmähn. Madame de Genlis, welche nun ihre zu einundfünfzig Banden angeschwollenen Werke mit zwei neuen Bänden, dem Brissac, einem artigen, interessanten Roman vermehrt hat, macht die Mode mit, so unnöthig die viel wissende Frau auch in deutscher Literatur ist. In der *notice historique* zu ihrem Beitrag erzählt sie sogar (als sie von den historischen Romanen spricht, und sie mit weiblicher Verdrehtheit in Schutz nimmt): „Nur die französische Literatur hat eine große Zahl guter (?) historischer Romane aufzuweisen (Sie rechnet sogar den langweiligen Sethos des Abbé Terrasson dahin, um die Lesewelt groß zu machen;) die Engländer blühten gar keine, und die deutschen, bloß Nachahmer von diesen, übertrieben nur französische, und machten selbst keine!“ Die arme Frau, taub sie nur die Meßkataloge!

Herr de Sales gab neulich eine *Histoire d'Homère et d'Orphée* heraus. Er ist Mitglied des Nationalinstituts. Sein Buch enthält manches Gutgesagte, aber wahrlich für Deutsche nichts Neues, noch minder Gründliches, so gelehrt er sich auch macht. Er mißt sich auf den Schultern der Deutschen und Britten zu erheben, und kann es dem trefflichen Wolf kaum verzeihn, daß er in seinen Prolegomenen zum Homer die Existenz dieses Dichters zum Problem machte. Er meint, dieser *professeur de Halle* habe mit seiner *coignée littéraire* gegen die ehrwürdigen Denkmäler Griechenlands, und seine Protegonenen, obwohl sie ein Buch *bérissé d'érudition inglorieux en sophismes* wären, enthielten ein wahres *poison révolutionnaire*. Man sieht doch, wie elegant sich der Akademiker ausdrücken kann.

Aus der Schweiz.

— * Se. Majestät der König von Würtemberg hat auf seiner Reise durch die Schweiz am 7 Juli auch Jetzenbergs landwirthschaftliche Anstalten in Hofwyl in Augenschein genommen. Der Monarch, welcher unter dem Namen eines Grafen von Urach reiste, bezeugte dem Institut hohe Zufriedenheit. Hr. Fellenberg hatte vorher schon sich durch die Berner Zeitung, für den Tag dieses königlichen Besuchs, alle weitere Besuche von jedermann verbeten. — Eben dieser Zeitung zufolge hat die ökonomische Gesellschaft von Bern, welche in die kleinen über die Anstalten zu Hofwyl begonnenen Fehden verwickelt worden war, beschlossen, keinen Angriff weiter zu erwiedern; desgleichen wird keine Hoffnung gemacht, das zweite Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl vor dem Winter erscheinen zu sehen.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 56.

Kabinet berlinischer Karaktere. 1806. 8. 150 S.

Vermuthlich sollte das frivole Werkchen ein Gegenstück zu der übelberüchtigten, pasquillantischen Gallerie preussischer Karaktere werden. Sehr wahrscheinlich wird man auch in allen Städten und Ständen lüstern genug danach haschen; (denn man haßt gewöhnlich zwar die Verläumder, hört sie aber doch gern, so ist nun einmal der Mensch!) doch zum Glück wird dabei niemand mehr betrogen, als der lüsterne, geneigte Leser selbst.

Die darin gelieferten Porträte sind für den großen Haufen nicht interessant genug durch die Namen ihrer Originale — (berlinische Schriftsteller und Buchhändler werden zur Schau gestellt); statt der Anekdoten aus ihrer Chronique scandaleuse (wonach unser sittiges Publikum am begierigsten sucht) erhalten wir ein langes, medisantes Geklauder über ihre schriftstellerischen Eigenheiten u. dgl.; statt des Witzes selbst, blos das Schauspiel der Jagd nach diesem Wildpret; der oder die Jäger aber sind leider unglückliche Schützen.

Ich vermuthe aus der Uniformität des Styls, die Porträte sind alle aus einer Hand hervorgegangen (das Gegentheil wird freilich von dem Vorredner behauptet) und wann sie nicht original sind, doch treu von schon vorhandenen kopirt. Denn so finde ich z. B. des Kapellmeisters Himmel Biographie wörtlich aus Nro. 27 der Miszellen f. d. n. Weltkunde dieses Jahres abgedruckt, nur mit einigen Zusätzen dekorirt.

Zum Pasquillanten hat der Verfasser entweder zu viel Ehrlichkeit oder zu wenig Muth; zum Satyriker zu wenig Witz, zu viel Wörtlerei. Die Kapriolen und Pirouetten, womit er seine schlaffe Medisance aufsteifen mögte, sind, unter uns gesagt, manchmal so hölzern, als wären sie für Geld gemacht. Ich rathe ihm, er mache für Geld etwas anders; es gibt viel ehrlichere Handwerke.

B.***

Napoleon und George, oder wer wird siegen? Authentische Nachrichten über das gegenseitige Verhältniß der Seemächte. Berlin und Hamburg (ohne Namen des Verlegers). 1806. 8. Brosch.

Nicht ob Napoleon, ob Georg III, sondern ob der Pfiff eines Buchhändlers siegen werde, darauf kommt's bei diesem Büchlein an.

Der Verleger desselben hat sich nicht genannt, weil er von einer Sekte ist, deren Religion nicht für ganz christlich gehalten wird. Es ist nämlich ein literarischer Wiedertäufer. Durch den Buchbinder ließ er zwei alte, abstrudige Flugschriften (wenigstens eine, auf weißem Papier, von 96 Seiten erinnere ich mich schon einmal gelesen zu haben; die auf grauem Papier, 144 Seiten zählend, mag vielleicht etwas jüngere Kompilation sein) in ein Heft zusammenfügen, und unter dem neuen anlockenden Titel in die Welt fliegen.

Die graue Flugschrift hat sonst auch den Namen: „Ueber den Seekrieg und das gegenseitige Verhältniß der Seemächte.“ Sie ist dem Verleger wahrscheinlich vor der Zeit alt und grau geworden; aber Wiedertaufe ist keine Wiedergeburt!

Sch.***

Der Pächter Karl Friedrich Sabin. Ein merkwürdiges Opfer der Ungerechtigkeit im preussischen Staate. Nebst einem Schreiben an Friedrich Wilhelm den Dritten und Bemerkungen über den Großkanzler Goldbeck, Kabinetsrath Beyme, u. s. w. Leipzig. 1806. 8.

Ein Pächter, Namens Sabin, hatte mit einem gewissen Landrath von Lepell einen Kontrakt zur Pachtung von dessen auf der Insel Wollin in Preussisch-Vorpommern gelegenen Gütern

Digitized by Google

geschlossen. Durch allerlei Umtriebe und Seitenwege wurde Sabin aber wieder von der Pacht verdrängt. Darüber kam es zum Prozeß, den Sabin verlor, der sich nun dadurch rächen zu wollen scheint, daß er den ganzen theuren Stoß Akten — drucken läßt.

Für Advokaten und Juristen, die mit dem preussischen Justizgang bekannt sind, oder Bekanntschaft machen wollen, mag der Abdruck dieser Akten eine anziehende Lektüre sein — schwerlich für andere. Den Titel dazu hat vermuthlich der schlaue Verleger gemacht, der aus Erfahrung weiß (es ist Hr. Heinr. Gräff), daß Diatriben gegen das unglückliche Preussen und dessen Minister heuer noch gangbare Waaren sind. Das zu dem Ende auf dem Titel besonders ausgezeichnete Schreiben an Friedrich Wilhelm III, und die Bemerkungen über Goldbek und Beyme haben aber durchaus keine anderweitige Beziehung, als auf die Individualität dieses Pachtprozesses. Soviel zur Steuer der Wahrheit, und zur Enttäuschung der vom Titel gelockten Leselustigen.

Sch.**

Description de Paris et de ses édifices, par I. G. LEGRAND, architecte des monumens publics, inspecteur des bâtimens en construction dans la commune de Paris, et par C. P. LANDON peintre. Paris. 1808. 2 Bde. 8.

In der Einleitung erzählt man uns mit sehr ernsthafter Miene, wie Samothes, Japhets Sohn, Gallien bevölkerte, dem sein Sohn Magog folgte, welcher die Stadt Rouen baute. Saron, Magogs Sohn, baute Toulouse, wo er eine Societät der Wissenschaften und Künste stiftete. Unter seinen Nachfolgern, die ich nicht alle anführen mag, präsentirt sich ein König Bardus I, ein trefflicher Poet, nach dem sich alle spätere politische Dichter Barden hießen; ein König Jasius, der von seinem Bruder Dardanus getödtet ward (dieser flüchtete darauf nach Griechenland und baute Troja; die Trojaner sind also französischer Abkunft!) ein König Francus, des berühmten Hectors Sohn, der in der Champagne zum Andenken des zerstörten Troja's ein zweites (Troyes) gründete, und zu Ehren seines Onkels, des schönen Paris, die Stadt Lutetia Paris nannte, wie sie den Namen noch heutiges Tages führt.

Paris also, „cette capitale du monde policé" ist älter, als Troja, und Rom nur eine jüngere Schwester. Die alten gallischen Könige promenirten, nach diesem neuen Geschichtschreiber, in Asien, Afrika und Europa herum, als trügen sie „Siebenmeilenstiefeln", und wo sie einmal zu Mittag aßen unterwegs, bauten sie eine Stadt, als wär' eine „Stadt bauen" soviel, wie eine Parthie L'Hombre spielen.

Genug, wir sehen aus diesen Kindereien, daß in der „Capitale du monde policé" noch Leute wohnen, deren Leichtglaubigkeit und spiesbürgerlicher Ortsstolz dem monde policé keinen Ruhm bringen.

Das Werk selbst, welches nicht die Beschreibung von Paris, sondern nur die Abbildungen der in Paris befindlichen Kirchen, Paläste, öffentlichen Gebäude, Theater u. s. w. mit historischen Anmerkungen liefert, ist für Baumeister, Zeichner und Kunstliebhaber sehr interessant. Wir erhalten darin genau und sauber gearbeitete Grundrisse und Prospekte der merkwürdigsten Prachtgebäude von Paris.

E.***

Le cultivateur de la Louisiane. Roman historique; par I. H. F. LAMERTELIERE. 4 vol. Paris. 1808. 8.

Die Deutschen haben Unrecht, sich über die Menge ihrer schlechten Romane so bitterlich zu beklagen, als wären sie das einzige von diesem literarischen Ungeziefer geplagte Volk. Die Britten und Franzosen leiden nicht weniger daran; es geht kein Monat vorüber, in welchem nicht zu Paris und London dergleichen romantische Winkelgeburten zu Dutzenden an's Licht kommen, sich lesen lassen und sterben.

Hr. Lamarteliere, der sich schon als behender Schriftsteller, und matter Uebersetzer aus dem Deutschen, bekannt gemacht hat, gibt in den vier Bänden seines oben genannten Romans sehr ausführlichen Beweis, das französische Publikum sei nicht minder gutmüthig und geduldig, als das deutsche. Sein Cultivateur ist eine neue Robinsonade, ohne Geist und Interesse. Ein an der Küste der Akonsas gescheitertes Schiff spielt einen kleinen Knaben, Namens Adolf, mit seinem Mentor an's Land. Die beiden Schiffbrüchigen retten vom Proviant soviel sie können, siedeln sich in eine schöne, fruchtbare, menschenlose Gegend an, und robinsoniren. Der Alte stirbt. Adolf in der Einsamkeit beklagt nichts, als die kleine Stephanie, ein Kind, mit dem er auf dem gescheiterten Schiffe gespielt. — Wie man erwarten konnte, findet er, auf einem Streifzug, die Stephanie endlich im zweiten Theil, nebst ihrem Vater und dem Schiffskapitän, die mit einander, ebenfalls vom Schiffbruche gerettet, in einer andern Gegend wohnten. Man zieht zusammen. Die jungen Leute schreiben sich Liebesbriefe; machen im dritten Theil Hochzeit und Kindtaufe, und treten im vierten Theil mit der neuen Hauptstadt Louisiana's, Neuorleans, in Verbindung, nachdem ihre Kolonie durch frische Ankömmlinge vergrößert worden.

G.**

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 57. — den 16 Juli 1808.

Das Erdbeben in Piemont, im Frühling 1808. *)

(Nach A. M. Vassalli-Eandi.)

Wenn Quito's Boden bebt, von vulkanischen Gebirgen umgeben, die ewig in ihrem Innern gähren, achtet der Bewohner von Peru's Hauptstadt dessen so wenig, wie eines Regenschauers. Die Gewohnheit hat dieser Naturerscheinung ihr Schreckliches genommen. Aber eine andere Wirkung bringt sie auf Gemüther in solchen Gegenden hervor, die selten oder nie etwas Aehnliches erfuhren. Das Erdbeben in Piemont verbreitete unsägliches Schrecken, und alle europäische Zeitungen sprachen davon.

Es begann seine Erschütterungen am 2 April 1808, und wiederholte sie bis zum 12 Mai. Das Entsetzen war so allgemein in den Thälern von Pelice, Cluson, Po u. s. w., daß die meisten Einwohner ihre Häuser verliessen und auf freiem Felde wohnten. Viele fürchteten die Ankunft des Weltendes, viele den Untergang der ganzen Landschaft. Die Furcht gab dem unschuldigsten Gegenstand eine Beziehung auf das Phänomen, und man sah Gespenster, weil man sie suchte. So meldete ein Mensch den zur Untersuchung und Beobachtung der grossen Erscheinung abgeordneten Gliedern der Turiner Akademie, daß aus mehrern Felsen eine schwefelichte Materie hervordränge. Diese wollten die schwefelige Materie sehen, und fanden — gelblichgrüne Steinflechten (lichenes).

Von Turin bis Pignerol erblickten eben diese Naturforscher noch keine bemerkbare Spur des Erdbebens; nur in der letztern Stadt begegneten sie den ersten Wirkungen desselben, geborstenen Gewölben, gespaltenen Mauern u. dgl. und als sie nach Briqueras kamen, die Folgen des Erdbebens in ganzer Grösse, die Hälfte eines prächtigen Hauses zusammengestürzt, unzählige Mauern gespalten, andere in verschiedenen Richtungen gesprungen, Gewölbe zerplatzt, andere fast ganz von den Mauern getrennt, Pfeiler gebrochen, viele Häuser schief hängend u. s. w.

Im Allgemeinen fand man diejenigen Häuser, welche auf Felsen gebauet waren, weit minder beschädigt, als die andern (in Kalabrien war, während des dortigen Erdbebens, gerade das Gegentheil wahrzunehmen), und solide, schöne Gebäude hatten immer am meisten gelitten. St. Jean schien noch mehr als Briqueras mitgenommen zu sein, und auf dem ganzen Wege von St. Jean nach Angrogne, la Tour und Luserna fand man die Zerstörungen immer grösser. Zu Villar und Bubbi nahmen die Wirkungen in dem Verhältnisse ab, wie man sich wieder von Luserna entfernte. Zu St. Germain hätte das Erdbeben vielleicht eben so grossen Schaden gestiftet, wie in Luserna, wenn dort die Häuser so solider Bauart gewesen wären wie hier; demungeachtet sind die stärksten Gemäuer so zerplatzt und zerrissen, daß sie fernerhin ganz untauglich sind.

Andere ausserordentliche Folgen grosser Erderschütterungen, von welchen die Geschichte redet, hatten auch diese piemontesischen Thäler erfahren. Ungeheure Felsmassen waren aus ihrer Stelle gerückt oder mit fürchterlichem Gepraſſel zusammengestürzt. Die abgeordneten Naturforscher sahn diese Wirkungen auf dem Berge,

*) Hr. Vassalli-Eandi machte im Namen der von der kaiserlichen Akademie von Turin abgeordneten Akademiker in der Sitzung vom 2 Mai 1808 der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie den umständlichen Bericht über die angestellten Beobachtungen, und auf diesem theilen wir nun unsern Lesern das Wesentlichste mit.

Digitized by Google

welcher dem sogenannten Vandalin gegenüber steht, auf dem Wege von la Tour nach Villar. Mehrere Quellen wurden dadurch verstopft, und verschiedene Brunnen ausgefüllt. Andere haben die Wassermenge seitdem verdoppelt, und neue oft mächtige Quellen sind hervorgesprungen, wo sonst keine waren.

Gleich bei den ersten Erdstößen vom 3 April führte das Wasser mehrerer Quellen in der Gegend von St. Germain, Pommaret, la Tour, Villar, Sand und Erde mit sich, davon die einen weißlich, die andern schwarz gefärbt wurden, was dann zu dem Glauben der Leute Anlaß gab, sie seien mit Salz oder Schwefel geschwängert. Das Wasser, chemisch untersucht, enthielt nichts davon.

Interessant hingegen waren die mit Elektrometern gemachten Erfahrungen über die atmosphärische Elektrizität während des Erdbebens.

Wenn zwischen den Erdstößen ein längerer Zwischenraum von mehrern Stunden war, war die Elektrizität kaum bemerkbar, und immer positive.

Im Moment des Erdbebens selbst ward die Elektrizität aber so stark, daß sie gar nicht mehr gemessen werden konnte. — Zwanzig Minuten nach einem ziemlich heftigen Stoße blieben die Plättchen des Elektrometers, der mit einem elektrischen Apparat in Verbindung gesetzt war, noch dreißig Grad von einanderstehend und immer positiv. Das Hygrometer (welches?) zeigte beständig 20 — 28 höchstens 30° Trockenheit; das Phosphor-Eudiometer beständig 22 bis 23 Hundertteil Oxigene in der Atmosphäre; der Magnet blieb ohne Veränderungen. Das Thermometer fiel nach einem Erdstoß immer (im Freien hangend) merklich; z. B. den 10 April Morgens um 10 Uhr 35 Min. 28 Sek. fiel das der Sonne ausgesetzte Thermometer, der Himmel war ganz heiter, von 26 auf 22 Gr., ob es gleich wegen der Sonnenhitze eher hätte steigen sollen. Die Temperatur des Wassers in einem sehr tiefen Brunnen war zehnzehalb Gr. (Reaum.), die gewöhnliche, mittlere Temperatur des Bodens dieser Gegend.

Ueberhaupt war, während der Erdbebenzeit, die Luft beim Sonnenaufgang sehr frisch († 3 Reaum.); kurz vor jedem Erdstoß nahm die Kühle ab, und nach demselben wieder für einige Minuten stärker zu, als vorher, bis sie dann wieder ihre erste Temperatur annahm.

Die Erdstöße hatten auf den Barometerstand nicht immer bedeutende Wirkung. Bei einem heftigen Stoße zu la Tour stand das Barometer auf 26″ 8‴, also über die in diesem Lande gewöhnliche mittlere Höhe.

Hingegen General Menou, als er bei einem den Erdstößen gemeinlich vorangehenden Geräusch zum Barometer eilte, sah, im Moment der Erderschütterung, das Quecksilber plötzlich fallen und nachher wieder steigen. *)

Von unterirdischem Getöse hat man, auch das Ohr auf den Boden gelegt, was oft geschah, nie bei den Erdstößen etwas gespürt.

Die Direktion der Erderschütterung zu bestimmen, gibt es ein äußerst einfaches und sicheres Mittel. Man fülle nämlich ein etwas breites Gefäß mit Wasser, und bestreute dies dick mit feiner Kleie. Beim Erdstoße bebt sich das Wasser an den Seitenwänden, und läßt von der Kleie daran einen Streif sitzen. So fand man, als man solches Gefäß über Nacht stehen ließ, am Morgen den Kleienstrich in der Direktion von Nordwest nach Südost.

Nach den in den Thälern von Cluson, Pelice und Po angestellten Beobachtungen scheinen die Erdstöße keiner besondern Direktion unterworfen gewesen zu sein. Man beobachtete z. B. zu la Tour in einer einzigen Nacht eilf stärkere und schwächere Erdstöße, bald mit starkem, bald mit dumpfem Getöse begleitet, bald ohne besonderes Geräusch, bald mit, bald ohne wahrnehmbare Direktion.

Während sich die Turinischen Naturforscher in jenen Gegenden aufhielten, zählten sie über fünfzig Erderschütterungen. Mehrere leuchtende und feurige Meteore, die sich sehen ließen, bezeugten die Menge vorhandener Dünste, die atmosphärische Elektrizität und deren Aufsteigen von der Erde. Auch die Veränderungen, welche in mehrern Flüssigkeiten vorgingen, sprachen dafür.

Die Erdbeben, so scheint Ebrsahrung es zu bestätigen, pflegen sich in Gegenden, wo sie einmal statt fanden, schon gefunden zu haben, und in unbestimmten Zeiten zu erneuern. So war das schreckliche Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 nur Wiederholung von einem, das die gleiche Gegend 225 Jahre früher beunruhigt hatte.

So hat man nun in den Thälern von Pelice und Cluson von mehrern Leuten gehört, daß sich alle Jahre dort ziemlich regelmäßig leichte Erschütterungen äußern, die man für Anzeigen hält, daß sich die Jahrszeiten scheiden. Eine alte Sage eignet schon die Bildung der beiden Seen von Avigliana den Erdbeben zu, und die zwölf Seen auf dem Berge zwischen dem Pelice- und St. Martins-Thal scheinen Würkungen ähnlicher Katastrophen zu sein. In einer zu Genf 1643 gedruckten Kirchengeschichte der Waldenser heißt es: „Am 15 Januar 1611 verspürte man in diesen Thälern eines der erschrecklichsten Erdbeben, von denen jemals gehört worden."

Uebrigens ist weit umher gar keine vulkanische Spur zu entdecken. Die Berge sind meistens aus Glimmerschiefer bestehend, ohne etwas Lava- und Basaltartiges zu zeigen. Es gibt wohl einige Pyritenlager, einige Spuren von Steinkohlen, einige Gas und Eisen-haltige Quellen, aber nichts kündet eine große Masse solcher chemischen Zersetzungen an, denen die Physiker sonst gern den Ursprung der Erdbeben zueignen.

Wir verbinden mit diesen gegebenen Beobachtungen noch einige merkwürdige Thatsachen.

Es scheint, daß der erste empfundene Erdstoß, der am 2 April um 5 Uhr 43 Min. Nachmittags zu Lucerna, und zu gleicher Zeit in Genf und vielen andern Lärern, empfunden ward, der heftigste von allen gewesen sei. In Marseille spürte man binnen 19 Sekunden drei Erdstöße. Es war 5 Uhr 25 Minuten Abends; das Thermometer stand † 6 (Reaum.), das Barometer hatte 28 Zoll und fiel plötzlich zwei Linien; erst in der folgenden Nacht stieg es wieder 28″ 3‴. In Pignerol waren am gleichen Tage die Barometerbewegungen äußerst abwechselnd:

Um 9 Uhr Morgens	26 Zoll 8,0	Linien.
Mittags	— — 6,5	—
Um 3 Uhr Nachmittags	— — 4,0	—
Um 5 Uhr	— — 10,0	—
Nach dem ersten Erdstoß	— — 6,0	—

In verschiedenen Gemeinden der hohen Alpen ging dem Stoß ein Brausen in der Luft voran, wie ein Zusammenschlagen unzähliger Steine. Zu Briançon stürzten 6 — 8 Schornsteine und etliche alte Mauren ein; die Thurmglocke schlug dreimal an.

*) War der General sicher, daß dies schnelle Steigen und Fallen keine Wirkung der Bewegung vom Barometer selbst war?

A. d. H.

Digitized by Google

Zu Adries zählte man dreißig Stöße; ein Theil des Kirchenthurmes fiel beim ersten Stoß ein.

Unter den elektrischen Phänomenen ist folgendes sehr interessant. Den 15 April, Nachts um 2 Uhr, war zu la Tour ein starker Erdstoß. Vier auf der Patrouille befindliche Männer sahn sich plötzlich von einem lebhaften Schimmer angeleuchtet, der aus einer Spitze des Vandalinberges aufströmte, einem glänzenden Pfahl glich (wie sich diese Leute ausdrücken), ein wenig stieg, dann niedersank und verschwand.

Am 22 April, da man in la Tour mehrere Erdstöße empfunden hatte, sah man gegen drei Uhr Nachmittags, obnweit Savillan, auf dem Gesände von Marenne, eine Landhose. Der Himmel war von finstern Wolken bedeckt. Ein langer grauer Zapfen des Meteors, mit nach Süden gekehrter Spitze begegnete unterwegs einer Wolkensäule, die feurig zu sein schien, und südwärts sich erhoben hatte, als ginge sie wirbelnd voran. Dies Meteor schleuderte Blitze, that einige Donnerschläge, dauerte nur einige Minuten, und machte einem gewöhnlichen, rauchfarbenem Nebel Platz. Diese Landhose durchlief in der Richtung von Südwest nach Nordost einen Raum von mehr als anderthalb Meilen, entwurzelte zwolf Bäume, wirbelte einen Haufen Stroh beträchtlich hoch in die Luft, deckte ein Haus ab, und machte eine Wiese, die man eben gewässert hatte, ganz trocken.

Ein plötzliches, stürmisches, brausendes Anschwellen der Bäche ging dem ersten Erdstoße voran. Das Wasser strömte von allen Seiten so mächtig zusammen, daß Fischer, Wäscherinnen, und was sonst an den Ufern der Waldströme von Lucerna und Pelice stand, flüchten mußte. Dann folgte der erste Erdstoß, von furchtbaren Windstößen begleitet. In eben diesem Augenblick wurden mehrere Personen (namentlich der Friedensrichter Cattaneo zu Briqueras) von der lähmenden Gicht (Paralysie) angegriffen, und bei jedem neuen Erdstoß erneuten sich die Anfälle dieser Krankheit. Manche Leute, wie es von sich selbst mehrere glaubwürdige Personen zu Briqueras und dasiger Gegend versicherten, empfanden einen Geruch, wie Schwefelleberluft (schwefelhaltiges Wasserstoffgas).

Blick auf die Grundmacht der österreichischen Monarchie.

(Fortsetzung.)

Es sei mir erlaubt, obgleich die Umrisse des Gemäldes hiemit vollendet sind, welches ich zu entwerfen gedachte, noch eine kleine Nachlese von Thatsachen zu halten, welche uns über den gegenwärtigen Zustand der Nationalindustrie Oesterreichs belehrende Aufschlüsse geben.

Wir sahen schon aus dem Vorigen, daß die Staaten dieses Kaiserreichs beweisen noch nicht so bevölkert sind, als sie, ohne Erschöpfung und Ueberladung zu befürchten, sein könnten; daß der größere Theil ihrer Bewohner noch desjenigen Grades höherer Geistung und Ausbildung bedürfe, ohne welchen das Reich nicht den höchsten Gipfel seiner innern Stärke gewinnen kann; daß Oesterreichs Produkte und Fabrikate in keinem befriedigenden Verhältnisse zu den mannigfaltigen Quellen und begünstigenden Umständen für innern Reichthum stehen.

Einer der achtungswerthesten österreichischen Staatskundigen (Freiherr von Liechtenstern) sagte noch vor kurzem, und der Statistiker Bisinger bestätigte es: „Die Industrie des Landes ist bei uns noch nicht aus ihrer Kindheit“ und man glaubt das um so leichter, wenn man erfährt, daß beinahe drei Achtheile der Monarchie bis jetzt schlecht benutzt wurden.

Der Landbau gedeiht nur, wo ihn der fleißige Deutsche betreibt. In den übrigen Ländern verbindet sich, wie gewöhnlich, mit unglaublicher Unwissenheit unglaubliche Trägheit. Jener ist nur durch Unterricht, dieser nur durch die Gewalt oder die Ahnung eines bessern Schicksals entgegenzuarbeiten. Was Unterricht vermag, kann Böhmen beweisen. Vor einem Jahrhundert war dies jetzt so fleißig bebaute Land noch ziemliche Wildniß. Aber keine österreichische Provinz hat der Industrieschulen soviel, als Böhmen; vor zwolf Jahren schon stieg die Anzahl derselben über zweihundert.

Trotz des fruchtbaren Bodens empfand Oesterreich, in allen Gegenden der Monarchie, noch in den letzten zwei Dezennien (wo der Krieg dazu nicht wenig mitwirkte) große Theurung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse; trotz der prächtigen Alpen und weitläuftigen Grasflusen des Landes in der Nähe von Wien, bezog diese Stadt noch jährlich an 4000 Zentner Butter und Schmalz aus anderthalbhundert Meilen weiter Ferne, selbst aus Rußland. Der Wiener liebt bekanntlich den wohlbesetzten Tisch, welches schon aus dem Zweig der Literatur erhellt, den er am meisten beguinstigt — Literatur der Kochkunst. Ein einziges Kochbuch (das sogenannte Gartlersche) erlebte binnen fünfundzwanzig Jahren zweiundzwanzig Auflagen. Es war also für Wiens saumseliges Volk keine geringe Noth, die Butter für seine Kuchen aus so ungeheuern Fernen herbeischleppen zu lassen.

Unter den köstlichen Getraidearten, Gemüsen, Gartenfrüchten, Weinsorten u. s. w. welche Oesterreichs Provinzen zeugen, nimmt jetzt auch der Tabaksbau einen vorzüglichen Rang ein.

Dies Tabakskraut, sagt Bisinger, wider welches sogar ein König (Jakob der Erste von England) eine eigene Streitschrift herauszugeben gewürdigt, dies Kraut, welches zu rauchen ein Papst (Urban der Achte) mit dem Kirchenbanne, ein Czar von Rußland (Michael Fedorowitz Romanow) mit dem Abschneiden der Nase bestrafte, die Bernische Polizeiordnung vom Jahre 1661 unter der Rubrik: du sollst nicht ehebrechen, verbot, dessen Pflanzung in Ungarn noch im Jahr 1689 beim Verlust der Güter und mit schweren Geldstrafen untersagt ward, ist, seit nun endlich sogar zwolfjährige Knaben auf den Gassen von Wien rauchen, ein so bedeutender Handelsartikel Oesterreichs geworden, daß die Gefälle davon allein sieben bis acht Millionen Gulden abwerfen mogen. Man schätzt die jährliche Erzeugung von Tabak auf sechs- bis siebenhunderttausend Zentner. Allgewalt der Mode, die einer königlichen Feder, dem Bann der Kirche, der Polizei frommer Republikaner Hohn bietet und siegt!

Die Statistiker berechnen, daß der dritte Theil des kultivirbaren Flächenraums der österreichischen Staaten von Waldungen bedeckt sei, und man schlägt die Größe derselben auf vierundzwanzig Millionen Zuchart (Joche) an (das Joch zu 1600 Quadratklaftern). Bei dem allem tonen die Klagen über Theurung und Mangel des Holzes schon sehr allgemein. Im Winter von 1804 und 1805 stockten in Galizien viele Werkstätte aus Mangel an Holz, und die Meister brachten, um sich zu erwärmen, den Tag im Bette zu! — Aber rechnen wir,

Digitized by Google

daß dreiundzwanzig Millionen Einwohner eine Masse von fünf Millionen Haushaltungen ausmachen, so würde, wären alle Waldungen auf alle Haushaltungen gleich vertheilt, in den österreichischen Staaten jede Haushaltung kaum fünf Zuchart eigenen Waldbodens besitzen. Hoch gerechnet wirft eine Zuchart im Durchschnitt eine Klafter Holz ab — mithin sollten vier bis fünf Klaftern Holz das Bedürfniß jeder Familie stillen, und dann wäre noch kein Bau-, Säge-, Nutz- und Werkholz in Anschlag gebracht.

Wir folgern mit ziemlicher Sicherheit daraus verschiedene für den Flor der österreichischen Staaten nicht unbedeutende Resultate, nämlich: Diese Staaten haben schon jetzt, im Verhältnisse zu ihrer mäßigen Bevölkerung, des Waldbodens keinen Ueberfluß, doch bei guter Bewirthschaftung zur Noth hinreichend; — die Waldungen sind über den Flächenraum der Monarchie nicht in der gehörigen Proportion zur Bevölkerung vertheilt, daher in manchen Gegenden fruchtloser Ueberfluß an Holz, in andern verderblicher Mangel; — ohne schnelle, wirksame und zweckmäßige Maasregeln zur Verbesserung der Forstadministration im Allgemeinen und Besondern werden binnen fünfzig Jahren die Waldungen in einem solchen Grade geschwächt sein, daß die Vertheurung des Holzes, dieses für unser Klima so unentbehrlichen Materials, welches wie Ackerbau und Viehzucht eine gleich nothwendige Bedingung der Existenz eines Volkes ist, Theurung in alle übrige Lebensbedürfnisse, Ruin schon vorhandener Fabriken, und Verminderung der Population bewirken wird, das größte Uebel, so nach meinem Dafürhalten die österreichische Monarchie betreffen kann. Schon Hr. Schultes vermuthet in seiner Reise auf den Glockner, daß die Hammerwerke in Kärnthen in kurzer Zeit wegen Holzmangels eingehen, oder in andere Gegenden verlegt werden müssen.

Wenn die Zentral-Forstadministration der österreichischen Staaten sich niemals eine vergleichende Uebersicht dessen verschafft, was ihr Land an allerlei Holzarten produzirt, und wieviel es dasegen konsumirt, wird es vor den Resultaten erschrecken. Ob solch ein Tableau schon wirklich vorhanden sei, ohne welches doch dieser Administrazionszweig (einer der ersten und wichtigsten des Staats, denn er hat die Benutzung vom ganzen Drittel, fast der Hälfte der gesammten Oberfläche des Reiches zum Gegenstand) ohne Basis ist, weiß ich nicht; was aber die bisherigen Statistiker, und selbst Hr. Bisinger, meldeten, ist nur sehr oberflächlich und unbedeutend.

Die Viehzucht scheint im Durchschnitt von den Unterthanen des österreichischen Zepters ungleich besser kultivirt zu sein, als der Feldbau im Allgemeinen. Die einfachen Geschäfte des Hirtenlebens stimmen am meisten mit den Neigungen solcher Völker überein, welche noch auf den Anfangsstufen der Kultur stehen. Man findet bei ihnen Zufriedenheit in der Armuth, Wohlsein in langer Unthätigkeit. Wo aber ganze Provinzen mehr der Viehzucht als dem Feldbau leben, ist die nothwendige Folge davon größere Rohheit des Volks, mindere Bevölkerung des Landes, besonders, wenn, wie es noch in vielen und weitläufigen Gegen Oesterreichs der Fall ist, die Kunst des Futterkräuterbaues verschmähet wird, und der Weidgang den Feldbau zerstört, die Forsten verödet.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Italien.

— * Neapel, Jun. 1808. Ehe Joseph I, der neue König von Spanien, sein bisheriges Reich verließ, ward ihm noch ein Generalbericht über die Lage des Königreichs Neapel in den Jahren 1806 und 1807 durch den Ministre des Innern den 28 März 1808 im versammelten Staatsrath vorgelegt. Ich theile aus diesem merkwürdigen Bericht nur dasjenige mit, was unter Josephs Regierung zum Besten dieses Staates in militairischer Hinsicht gethan ward.

Er fand das Reich in völliger Auflösung, die Gesetze getreten, Aufrührer überall. Ordnung und öffentliche Sicherheit kehrten zurück; nicht die Gewalt, auch die verstorbene Weisheit der Maasregeln bändigte die tausend feindlichen Gemüther, und gab dem Innern des Landes Frieden.

In dem Zeitraum von 22 Monaten (bis zum J. 1808) wurden, ausser den fünf Korps der königlichen Leibwache, zwei neue Regimenter Linien-Infanterie, zwei Regimenter leichter Infanterie, zwei Regimenter reitender Jäger, ein Artillerieregiment zu Fuß, ein Train-Bataillon, fünf Compagnien Mineer, Zimmerleute u. s. w., zwölf Compagnien Stand-Kanoniers, eine Legion Gendarmes, und ein Veteranen-Korps errichtet. Von diesen Truppen stehen gegenwärtig das erste Linien-Infanterieregiment und ein Theil des zweiten Jägerregiments in Spanien, das zweite Linien-Infanterieregiment in Oberitalien. — Zwei fremde Korps, das königliche korsikanische Regiment und das Königl. asellanische Korps, wurden in Sold genommen; die Bürgermilizen in allen Provinzen organisirt.

Nach dem Konskriptionsfuhrern wird die wirkliche Stärke der neapolitanischen Armee 21,600 Mann betragen. Rechnet man noch die 10,000 Mann Franzosen, welche jetzt im Neapolitanischen stehen, dazu, so hatte der König zur Vertheidigung seines Reichs über mehr als 70,000 Mann zu disponiren.

Es ist ein Invalidenhaus für 400 Invaliden gestiftet; eben so eine Militärschule für Artillerie- und Genieoffizier.

Bis zum 28 Febr. 1806 wurden die französischen Truppen auf unmittelbare Kosten der Gemeinden und von diesen erhalten. Die neue Administration endete der dabei entstehenden Uebel.

Neapel hatte seit der Flucht König Ferdinands keine Marine mehr. Sogleich ward ein Korps ersahrner Seeoffiziere gebildet; eben so wurden ein Korps von 400 Seesoldaten, ein anderes von 200 Kanoniers und 100 Arbeitern organisirt. In den vornehmsten Häfen, wie Manfredonia, Taranto, Neapel, sind Marinevorrathungen. Eine Akademie für das Seewesen ward gestiftet, und 44 Eleven empfangen darin den Unterricht in den Wissenschaften, die ihnen nöthig sind. — Ein anderes Kollegium beschäftigt sich mit der Erziehung von 100 Söhnen verarmter oder verunglückter Seeleute, auf königliche Kosten. Man bildet an Neapels Küsten jetzt über achtzig bewaffnete Fahrzeuge, worunter eine Fregatte, eine Korvette und mehrere Briggs. — Länds den Küsten sind telegraphische Korrespondenzen organisirt; andere durch das Innere des Landes sind im Werden.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 58. — den 20 Juli 1808.

Geschichte einer neuen Prophetin. *)

Vor mehrern Jahren wohnte zu Kleedronn im Königreich Würtemberg ein Bauer und Weingärtner, Namens Jakob Friedrich Kummer, ein grübelnder Frömmler, der in die Geheimnisse der Religion tiefer eingeweiht zu sein glaubte, als sein Pfarrer und andere unerleuchtete Weltkinder. Er hielt in seinem Hause Erbauungsstunden für die sogenannten „Erweckten“, und gewann durch seine fromme Beredsamkeit in und ausser dem Dorfe zuletzt ein solches Ansehen, daß man ihn wirklich für etwas inspirirt hielt und zum Lehrer, Tröster und Gewissensrath erkohr.

Man kennt das Sprichwort: Schwärmerei steckt an, wie der Schnupfen. Von allen Seiten besuchten ihn hufferige Seelen, über die er wie ein kleiner Papst schaltete. Er ließ seine Sünder Buße thun, sperrte seine Wiedergebornen, wenn sie gefehlt hatten, ins Gefängniß, und machte ihnen Offenbarungen, so oft es Noth that. Dafür füllten ihm die Auserwählten Keller und Küche, und beträchtliche Spenden bereicherten seine sonst leere Kasse. Das that dem gottseligen Manne natürlich gar wohl; er freute sich, wenn der „Segen Gottes“ reichlich herbeifloß, gab seine Bauernarbeit auf, fleihete sich besser, aß und trank und träumte und hatte Vertrauen auf Gott.

*) Aus der für den philosophischen Beobachter interessanten, neulich erschienenen „Aktenmäßige Geschichte einer würtembergischen neuen Prophetin, und ihres ersten Zeugen, nebst Nachrichten und Bemerkungen über mehrere chiliastische Schriften und Träumereien würtembergischer Pietisten und Separatisten, von D. H. P. F. Hensler“ (Hamb. 1808. 8. 330 Seiten) gezogen, die über das Pietistenwesen im Würtembergischen die deutlichsten Aufschlüsse gibt.

Er besaß eine Tochter, Namens Marie Gottlieb, die ihm im J. 1756 geboren war. Der Mann Gottes weissagte mehr als einmal, der Himmel habe dies Kind zu seinem Nuß- und Werkzeug erkohren, um damit große Dinge zu thun. Das Mädchen glaubte so etwas gern, denn wo ist ein Mädchen in der Welt, das nicht bei aller Heiligkeit ein wenig eitel wäre? Es arbeitete so wenig auf dem Felde, als der Vater, der den „Weinberg des Herrn“ einträglicher als seinen eigenen fand. Es lernte in der Schule nothdürftig lesen; schreiben gar nicht. Desto mehr erfuhr es von den Freuden der Engel, von den Schrecken in der Hölle, vom Jubel des tausendjährigen Reichs, von der ersten Auferstehung der Todten und andern solchen wichtigen Dingen. Dabei mußte es, um den Verstand gehörig aufzuheitern, fleißig in der Offenbarung Johannis lesen.

Der alte Kummer erwartete zwar täglich den Untergang Babels und die Ankunft des tausendjährigen Reichs; das hielt ihn aber doch nicht ab, nach dem Tode seiner ersten Frau, provisorisch eine zweite zu nehmen. Die Erscheinung einer Stiefmutter in dem Hause der Hochbegnadigten Gottes gab nun zwischen den Wiedergebornen einen Lärmen um den andern, wie so etwas wohl kommt. Marie zog den Kürzern, verließ sich aber auf des Vaters Prophezeiung, packte ein, und ging zum Vetter Orgelmacher nach Augsburg.

Der Vetter Orgelmacher, ungeachtet er sich, vermöge seines Handwerks, halb und halb zum geistlichen Stande zählte, mochte doch wohl nur ein Weltkind sein, das nie etwas vom frommen Bengel, Arnd u. s. w. vernommen. Marie verließ Augsburg, schüttelte den Staub von ihren Füßen, reisete gen Wien, wo sie, bei allem Vertrauen auf den Himmel, Hunger litt. Drum diente sie bei einigen Herrschaften ums Brod, und ward

Digitized by Google

um des Brodes willen endlich sogar auch katholisch. Auch das half ihr nichts; es blieben Zeiten des Trübsals und der Prüfung, die endlich so derb wurden, daß sie eines Tages die Kaiserstadt eilig verlassen mußte, ohne nur Zeit zu haben, ihre Paar Kleider mitzunehmen.

Sie erzählte nachher den Glaubigen zwar, ein Engel habe ihr den Befehl ertheilt: „Ziehe wieder in dein Vaterland, denn Gott der Herr hat dich auserseben zu etwas Sonderbarem!“ — Allein Personen, die sie wohl gekannt haben, sagten aus, sie sei wegen landstreicherischen, üppigen Lebens mit Ruthen aus Wien gepeitscht worden. Wien war also vermuthlich für sie ein verlornes Paradies, wo sie wegen verlorner Unschuld vom Polizeiengel weiter geschickt wurde.

Frauenzimmer sind neugierig. Sie kam wirklich am Ende des Jahres 1791 ins Vaterland heim, um das Sonderbare zu sehen, wovon ihr der Engel ins Ohr geflüstert hatte. Der Engel hatte aber nirgends für sie um Brod gesorgt. Arbeit verstand sie nicht; sie mußte sich also aufs Predigtamt für „erweckte, auserwählte Seelen“ legen, und von Engelserscheinungen und Entzückungen leben. Das gelang ihr unter gutmüthigen, unwissenden, eben darum leichtgläubigen Bauern leicht, die ohnehin durch das Lesen und Lesenhören religiöser Schwärmerschriften auf dem besten Wege waren, Narren zu werden. Und da ihr Vater im Frühjahr 1792 starb, zog sie die Aufmerksamkeit der Gottseligen um so ungetheilter auf sich.

Wirklich erregte sie durch ihre Predigten, Weissagungen und Entzückungen unter den Pietisten so viel Aufsehen, daß nicht nur einfältige Bauern, sondern selbst in Aemtern stehende Geistliche durch ihr geoffenbartes Wort zu frommer Bewunderung hingerissen wurden. Sie schrieben treufleißig den schwärmerischen Galimathias nach, den sie in ihren Entzückungsmomenten laut gab, begleiteten ihn mit kommentirenden Bemerkungen, und theilten ihn den übrigen Herrn Kollegen mit, bei welchen die Gnade schon zum gehörigen Durchbruch gekommen war.

Einer der vorzüglichsten Bewunderer der frommen Prophetin war der Pfarrer von Meinsheim. Anfangs traute sie diesem Seelenhirten zwar nicht ganz, und machte sogar, um seinen Prüfungen zu entgehn, eine Exkursion zu Verwandten in Speier, kam aber doch nach einem halben Jahre (1793) zurück, und trat als Strickerin und als Auslegerin der Offenbarung Johannis in seinen Dienst.

Der gute Pfarrer fühlte sich nicht wenig geehrt, da ihm die neue Dame Bourignon einst in einer Entzückung offenbarte, er sei von Gott und dem heiligen Johannes auserlesen, die Apokalypse des letztern zu ergänzen und schriftlich der Welt mitzutheilen; Johannes werde ihm, was er schreiben solle, durch den Mund der Jungfrau kund thun, und ihn bei der Arbeit ganz besonders unterstützen. Wirklich fiel das Mädchen nun von einer Entzückung in die andere; großes Aufsehen mußte die Sache machen; die Glaubigen hofften auf etwas Unerhörtes; die obere geistliche Behörde aber rieth dem Pfarrer wohlmeinend, um Aergerniß zu verhüten, das Rüstzeug des heiligen Johannes aus seinem Hause zu treiben.

Das sehr unzufriedene Rüstzeug ging zu ihren Freunden und Glaubigen nach Bessigheim, Blaubeuren u. s. w., aber kehrte nach einem halben Jahre doch wieder, in Folge eines förmlichen, aus der Ewigkeit empfangenen Befehls, zum beliebten Pfarrer nach Meinsheim zurück, der sie nicht abwies, und gut hielt. Dafür ertheilte sie ihm täglich Neuigkeiten aus der Ewigkeit, Antworten von dorther auf seine Fürbitten und Gebete, Nachrichten und Reden von bekannten oder anverwandten Seligen, ja Antworten und Auflagen von Jesu selbst. Der Pfarrer sammt Frau und Kindern waren voll seliger Wonne über diese direkte Korrespondenz mit dem Paradiese, und wurden Schwärmer, mehr als die himmlische Botin selbst sein mochte.

In den Entzückungen derselben mochte sich übrigens wohl Natur und Kunst paaren, denn sie bekam jedesmal, ehe sie Visionen hatte, fürchterliche Konvulsionen und Krämpfe, in denen sie ganz gefahlos gegen sich selbst wüthete. Dann erzählte sie, wie sie von Engeln geführt und was ihr gezeigt ward, alles in Prosa und Versen. Ein Engelchor sang z. B. einmal vor einer himmlischen Wohnung folgende Verse, die einer poetisch-poetischen Blumenlese Ehre machen würden:

O du gottes Haus,
Welche Zierde drin,
Bei dem Jasprisen! —
O du gottes Haus,
O wie glänzen die!
Strahlen, blitzet aus,
In des Vaters Haus
Strahlt und blitzet aus!
Gott ist ja der Grund —
O du Jaspisstein!
Deine helle Strahl
Glänzet heil heraus.
O, ihr großen Cherubim,
Stimmet eure Harfen an,
Ehret ewern Gott!
Lobet ihn nun die,
Beuget eure Knie,
Werfet eure Kronen hin
Vor dem hellen Jaspisstein;
Betet an, — ehret den
Der da auf dem Throne sitzet,
Der da blitzet,
Der da strahlet,
Hebet eure Häupter auf,
Dort ist Jehova Gott!

Schade, daß die Seherin nichts vom Karfunkel, nichts von den Sonetten unserer antijüdischen Poeten und der göttlichen Romantik wußte!

Der Pfarrer war bei aller seiner Festgläubigkeit zuweilen ein schlauer Mann. Er fragte manchmal nach dem Befinden von Personen in der Ewigkeit, deren Namen das unwissende Bauernmädchen nie gehört hatte, z. B. nach Jakob Böhm, Newton, Sokrates, Swedenborg, Franz Xaver. Der Schuhmacher Böhm war im Paradiese mit Kron und Zepter angethan, also ein neuer Prinz (Böhm war der Jungfer Kummer kein Fremdling), Sokrates aber hatte, zum Erstaunen des Herrn Pfarrers, auch Kron' und Zepter unter den Verklärten; Newton stand nur dunkel unter denselben, und der arme Swedenborg nur noch auf einer niedrigen Stufe des Himmels. Sie hatte auf Voltaire oft genug schmähen gehört; daher fand sie den schaltbaften Meister Arouet mit einem abscheulichen Bärengesicht, von hundert Teufeln, an die er bisweilen nicht glauben wollte, in der Hölle erbärmlich geplagt.

Der Name der inspirirten Jungfrau ward im ganzen Lande immer berühmter und von den Schwärmer: geehrter; der Pfarrer, ihr Zeuge und Gönner, immer andächtiger; und wiewohl das würtembergische Konsistorium ihm mehr als einmal bedeuten ließ, sie zu verjagen, und mit den Schwärmereien sich ferner nicht einzulassen, konnte er doch nicht gehorchen. Das seltsamste war,

Digitized by Google

der gute Mann bildete sich noch immer ein, auch da er an der Schwärmerei schon tief erkrankt war, er beobachte die Sache sehr nüchtern, sehr kaltblütig, ohne Einmischung von Fantasietrug. Er hatte den neuen Wein kosten und prüfen wollen nüchternen Sinns, und sich dabei unvermerkt selbst berauscht.

Die Sache ward endlich von der Obrigkeit ernster behandelt, und das Mädchen vor dem Oberamt Brakenheim im Sommer 1796 verhört über den bisherigen Lebenswandel. Es verfiel dabei in so mancherlei Widersprüche mit sich selbst, besonders den delikaten Punkt von Mein betreffend, daß es sich zuletzt damit aus der Sache zog, ohne anders in Ohnmacht zu fallen, und dann den Richtern zu offenbaren, ein Engel habe ihm geheißen, den Richtern — nichts mehr zu antworten.

Die „Braut Jesu", denn sie hatte sich dem Heiland ganz förmlich vermählt, blieb dabei; man ließ sie gehen, scheute Aufsehen zu erregen, und ließ es bei Mahnungen und Drohungen bewenden. Aber bald entstand ein anderes Aufsehen. Die Himmelsbraut ward schwanger; es ließ sich nicht mehr verläugnen, auch vor Gericht nicht, besonders da sie Anfangs 1797 von einem Knaben entbunden ward. Sie behauptete zwar, nur auf Gottes Befehl und durch ein Wunder schwanger geworden zu sein, „um nach der Offenbarung Johannis den einen Zeugen zu gebären;" der Pfarrer von Meinsheim behauptete das auch. Man zweifelte freilich an dem Zeugen nicht, aber an dem Wunder. Die Regierung ließ die Wunderbare in's Zuchthaus stehen, und mit Androhung von Schlägen die Beichte der Wahrheit vernehmen. Da bekannte sie zuerst auf einen Soldaten; dann auf einen Dorfet Krämer; und dann — auf den Hrn. Pfarrer von Meinsheim, der sich, durch der Jungfrau Offenbarungen und sein eigen Gelüst verführt, mit Gebet sam gegen den Himmel, das erstemal unter andächtigem Gebet, nachher auch ohne Gebet, des Ehebruchs schuldig gemacht hatte. — Jetzt gestand denn auch der „erweckte" Pfarrer die bittere Wahrheit, der, so wie das Gericht, bei der Gelegenheit noch mehr erfuhr, nämlich, daß die Entzückungen, Visionen, Prophezeihungen der hochverehrten Maria Gottlieb Kummer — wie sie selbst gerichtlich ausfagte — Betrug und Lüge gewesen, um sich Brod und Ansehen zu gewinnen.

Die schöne Illusion war dahin. Die Prophetin, erst mit einem Zettel und dem Wort Betrügerin auf die Schandbühne ausgestellt, büßte im Zuchthause zu Ludwigsburg ihre Gaukeleien mit dreijähriger Einsperrung ab. Der fromme Pfarrer ward abgesetzt. So endete die heilige Wunderposse.

Die übrigen Erweckten und Auserwählten in dasigen Gegenden hätten die Schmach ihres gefallenen Bruders, zur Ehre ihrer heiligen Verbindung, gern mit dem Mantel der Liebe verdeckt, und dem Ehebrecher und Entehrer eines ehrwürdigen Amtes gern zu einer andern Pfarrei (in Bischofsheim) verholfen; aber es gelang nicht. Man sieht daraus wenigstens, auch unter den Heiligen herrscht esprit de corps, und bei einer in aller Andacht begangenen Sünde kann man die christlichen Augen schon dann und wann zudrücken, nach ihrer Moral.

Drei Jahre sind keine Ewigkeit. Die Pforten des Zuchthauses öffneten sich auch der tiefgedemüthigten Seherin. Sie trat wieder in die Welt; aber wovon leben? — Es blieb ihr nichts, als das Prophetenamt, und ihre ehmaligen Anhänger und Verehrer unter den Landleuten waren zum Glück noch immer dieselben. Man kann dem rohen Verstand des Volks, das in seiner Unwissenheit hartnäckig an Vorurtheilen saugt, leichter beweisen, eine Obrigkeit habe Gewalt, als sie habe Recht.

Religionsschwärmerei und Pietismus hatte überhaupt schon seit langem im ehmaligen Herzogthum Würtemberg besonders unter Geistlichen tiefe Wurzel geschlagen. Diese verbreiteten durch Wort und Schrift die fantastischen Grillen vom tausendjährigen Reiche unter den gemeinen Mann. Gerade jetzt hatte der Pfarrer Friedrich zu Winzerhausen, zum Troste der auf das tausendjährige Reich Hoffenden, sein Buch: Glaubens- und Hoffnungsblick des Volkes Gottes u. s. w. (1800, 8.) herausgegeben. Es ward vom Landmann begierig gelesen, und im März 1801 schon wieder neu aufgelegt. Dieser Prophet kündigte nun an, daß vom J. 1800 bis 1836 das Geheimniß Gottes vollendet, die Widersacher des Pietismus hart gezüchtigt werden würden, und die Glaubigen nach dem gelobten Lande Kanaan auswandern müßten, wo das tausendjährige Reich mit Musik, Tanz und köstlichem Schmause begonnen wird. In Kanaan wachsen die Trauben einer Elle lang, zehn bis zwölf Pfund schwer, Ochsen und Füllen wird man mit reinem Korne füttern u. dgl.

Vom Auswandern, gutem Essen und Trinken in Kanaan oder Nordamerika, muß man keinem armen Winzer am Neckar zweimal reden, zumal von so ungeheuern Calebs-Trauben! Die Dame Kummer fand sich vom Pfarrer Friedrich so gut vorgearbeitet, daß auf ihren ersten Wink bei dreißig Personen, Männer, Weiber, Kinder von Meinsheim, Klebronn u. s. w. beisammen waren, an deren Spitze sie in das gelobte Land ziehen konnte.

Die Reise nach Jerusalem ging in der That vor sich über Ulm und Wien, wo sich die ersten Zusatzen des tausendjährigen Reichs beim würtembergischen Gesandten um einen Reisepaß — nach Jerusalem bewarben. Dieser aber schickte die Schwärmer ohne anders heim, die sich nun zerstreuten und ihre Anführerin in Stich ließen. Die Prophetin streicht nun in der Welt umher, und lebt auf Kosten frommer Schwärmer in Deutschland wahrscheinlich noch immer von Entzückungen und Pränumerationen aufs tausendjährige Reich.

Blick auf die Grundmacht der österreichischen Monarchie.

(Beschluß.)

An Menge und Mannigfaltigkeit der gewonnenen Metalle ist kein europäischer Staat reicher als der österreichische. Der Gewinn, welchen die Krone allein von den Bergwerken bezieht, wird jährlich auf eilf bis zwölf Millionen Gulden geschätzt. Doch wird das Gold nicht mehr so häufig entdeckt und ausgebeutet, wie vorzeiten. Silber und Kupfer mangeln nicht; selbst Zinn, das die Natur nur wenigen Ländern des Erdbodens gab, doch ist es nicht in zureichender Menge vorhanden. Das Zinn von Böhmen ist das beste, nach dem Englischen. An Eisen ist Ueberfluß; allein ohngeachtet alljährlich fast immer größere Quantitäten hervorgebracht und verarbeitet werden, steigt der Preis davon mit dem Mangel des Holzes. Im J. 1800 war das Eisen schon viermal theurer als im J. 1700. Mit schweigen von dem segensvollen Ueberfluß an Salz und andern Mineralien, dessen diese Monarchie genießt.

Aber nicht den Schätzen, welche mit Lebensgefahr der Bergmann dem Eingeweide der Erde entreißt, sondern dem erhöhtern Aufblühen des gesammten Landbaues, wird das Kaiserreich

Digitized by Google

seine erhöhte Macht danken können. Schon jetzt empfängt es durch ihn, so weit er noch von seiner Vollendung entfernt ist, Unabhängigkeit und Kraft — und doch liegen im Innern der gesammten Monarchie (nach Büsingers Berechnung) so ungeheure Strecken Landes unangebaut und nutzlos für die menschliche Gesellschaft da, daß sie einen Flächenraum von sieben- bis achthundert Quadratmeilen einnehmen! — Ein Flächenraum, groß genug, daß aus ihm ein neues Königreich aufblühen könnte, während jetzt jene Wildnisse, Steppen und Sümpfe der Schrecken einsamer Reisender sind.

Nur die Steppen und Sümpfe Ungarns betragen einige hundert Meilen im Umfange. Ihr Anbau wurde wahrscheinlich selbst für das Klima dieses sonst so fruchtbaren Landes von wohlthätigem Einflusse sein; denn liegt es in der Lebensart oder in der Atmosphäre, worin die Ungarn wohnen, daß bei ihnen die Epilepsie eine so gemeine Krankheit ist, als der Weichselzopf bei den Polen? Die Zeitschrift von und für Ungarn (1802. 2 Bds. 3 H. S. 285) berechnete die Anzahl der epileptischen Menschen in Ungarn auf nicht weniger, als dreitausend! Wer kann solche Nachricht ohne Grausen lesen?

Fabriken, Manufakturen und Künstler-Werkstätte muß man nur in den deutschen Staaten des österreichischen Kaiserthums suchen; in den übrigen sind sie kaum nennenswerth, und ihre Vermehrung geschieht mit unglaublicher Langsamkeit. Während Rußland im J. 1719 nur erst 501 Fabriken u. s. w. hatte und dann nach einem Zeitraum von fünfzehn Jahren (nämlich im J. 1796) schon 2270 zählte, hatte das Königreich Ungarn im J. 1792 erst 198 Fabriken und Manufakturen, und nach zehn Jahren (nämlich im Jahre 1802) nur 266! — Man hat viele Hindernisse genannt, die sich der Vermehrung des Kunstfleißes, dem Flor der Fabriken und Manufakturen im Oesterreichischen entgegenstämmen, obngeachtet es weder an reicher Begunstigung von der Regierung, noch an gutem Willen von vermögenden Unternehmern fehlt. Allein von allem ist immer das wichtigste der Mangel an wissenschaftlicher Bildung, Schlechtigkeit des öffentlichen Unterrichts, Seltenheit gründlicher Kenntnisse in der Technologie, Mechanik, Chemie, Naturkunde, Mathematik und selbst in den Landesprodukten und deren Werth.

Oesterreichs Handel ist ansehnlich, aber was könnte er sein, bei höherer Bildung dieser Völker? In den deutschen Staaten finden wir die herrlichsten Straßen, die den Verkehr der Menschen erleichtern, in den übrigen Ländern fehlts aber daran oft ganz. Ungarn z. B. ist noch heutiges Tages das Land, wo das Reisen zu den großen Wagstücken gehört, wo man reissende Ströme ohne Brücken passiren lernen und sich auf das Umwerfen des Wagens, auf Arm- und Beinbrüche in jeder Stunde gefaßt machen muß; wo der Fürst und der Bischof und der ärmste Bauer gleiche Noth ertragen, weil — der zahlreiche Adel sich das heroische Recht der Zollfreiheit nicht beschränken lassen möchte. Lieber Hals und Bein gebrochen, als ein altes Recht! In den entfernten östlichen Gegenden der Monarchie ist's mit den Straßen noch nicht viel besser; aber auch selbst in den deutschen Provinzen mangelt es zur Erleichterung des Kommerzes nur zu sehr noch an Wasserstraßen und Kanälen. Selbst die Donau taugt für die Schifffahrt nicht, wegen ihres reissenden Stromes, ihrer Felsklippen, Strudel, hohen Ufer u. s. w.

In Betreff der Handlungsbilanz scheint die Vermuthung nur allzugegründet, daß Oesterreich gegenwärtig bei dem nachtheiligen Kurse seines Papiergeldes, und der häufigen eingeschwärzten Kontrebande, gegen fremde Staaten in Rücksicht der Geldbilanz — verliert. Die häufigen und unglücklichen Kriege, die zu weit getriebene Vermehrung der Bankozettel, der dadurch geschwächte Wechselkurs, die drückende Last der Zinsen für die im Ausland kontrahirten Schulden, die Unsicherheit der politischen Verhältnisse, da sich jeder einen Rothpfennig in guter Münze zurückzulegen verpflichtet hielt, mußten allerdings nachtheilig einwirken.

Varietäten.

Aus Spanien.

— * 1 Jul. Man fängt endlich an, von dem großen Erfaunen oder der allgemeinen ersten Betäubung zu genesen. Man hält endlich, daß für möglich, was wirklich ist, und eine öffentliche Meinung fängt an sich zu bilden, — jedes Schicksal gefaßen zu erwarten. Man kann nicht sagen, daß der Konsul und seine Regierung sehr geliebt war, man hätte ihn ziemlich gleichmüthig verschwinden sehn — auch vom Prinzen von Asturien, Don Ferdinand, hatte man eigentlich keine große Erwartungen, — aber der Nationalstolz war's, der bei den Veränderungen am meisten blutete, trotz dem, daß unsere Publizisten dem Volke bewiesen, es sei jetzt gerade ein Jahrhundert, da Frankreich einen spanischen Prinzen (Philipp den Fünften) auf den spanischen Thron hob, und dieser neuen Dynastie vom ganzen Europa Anerkennung verschafte.

Daß es, Dank sei es der Thätigkeit, der Wachsamkeit und herrlichen Disziplin der französischen Truppen, jetzt überall ruhig ist, darauf können Sie sich verlassen. Zwar vorbereiteten sich alle Tage, alle Stunden neue Gerüchte, eins schrecklicher als das andere, von entsetzlichen Begebenheiten, blutigen Auftritten u. dgl., aber eine Nachricht entreißerte immer wieder die andere, und man fängt jetzt schon an, nichts mehr zu glauben.

Die Großen des Reichs sind der Thronveränderung geneigt — sie hassen das alte Wesen und sahen keine Verbesserung voraus, — oder sie fühlten, daß arbeitsamer Ernsten in den letzten Willen des letzten Königs das klügste für sie selbst sei. Daher ward ein allgemeiner Aufstand nicht nur unmöglich, sondern jeder einzelne leicht gedämpft. — Die gemeinere Klasse des Volks war am anerklärsten zum Widerstand, nicht aus Patriotismus, sondern durch alberne und boshafte Gerüchte klug und wieder zur Verzweiflung getrieben. Es hieß man vor, die Franzosen würden die katholische Religion abschaffen, alles Eigentum die Thore öffnen, alle jungen Leute mit Gewalt zu Soldaten anstehen und nach Indien und Peru schicken; die reiche Geistlichkeit mit Franzosen besetzen u. dgl. m. Jetzt verliert sich diese Furcht von selbst. Man weiß schon, daß der durch seine Herrschsucht allgemein beliebte, und durch seine Schicksale allen Spaniern theure gewordene Don Cäsar Melchior Jovellanos zum Ministerium des Innern oder der Justiz bestimmt ist — der wackere Admiral Magaredo zum Minister des Seewesens, er der Todte so klug und männlich vor den Folgen eines Bombardements rettete, indem er die britischen Bombardierschiffe im Jahre 1798 unverrichtet. Kein Franzose wird in das Ministerium treten, als der Graf de Cabarus, der Vater der Madame Tallien. Dieser aber ist, obgleich ein geborner Franzose, als länast naturalisirter Spanier anzusehen, da er Frankreich wegen unangenehmer Familienverhältnisse schon früh verlassen hatte. Schon in den achtziger Jahren bekleidete er die Stelle einer Finanzminister in Spanien, und bekanntete sich durch kluge Grundsätze und ausgebreitete Kenntnisse im Finanzfach bei Hofe, so sehr er auch oft anderwärts ward.

Man erwartet den neuen Monarchen schon vor der Mitte Augusts mit seinem Hofstaat in La Granja (St. Ildefonse), eben dem königlichen Lustschlosse, welches der Stifter der letzten Dynastie, Philipp von Anjou, vor hundert Jahren bauen ließ.

Digitized by Google

Miszellen.

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 59. — den 23 Juli 1808.

Das Denkmal von Goldau.

Am 3 Juli habe ich von Luzern aus die einsame Stätte besucht, unter welchen Goldau, Lowerz, Busingen und Rothen begraben liegen. Ich saß auf den Ruinen dieses ehemals so herrlichen und fruchtbaren Thales, in dem nämlichen Gefühle, mit welchem Caius Marius auf den Trümmern von Karthago saß, nur daß ich den Untergang eines frommen, arbeitsamen und biedern Hirtenvolkes hier betrauerte, das, in die Wagschale der Menschheit gelegt, jenes reiche, üppige, handelnde, eroberungssüchtige karthaginensische Volk, kraft seines Werthes, bei weitem aufgewogen hätte.

Auf diesem Schutthaufen habe ich manche geognostische Beobachtung angestellt, die ich vielleicht ein andermal mittheilen werde. Ich stand auf der Stelle, auf der einer meiner Freunde aus Bern, gleich ehrwürdig durch Sittlichkeit, Tugend und Verstand, am 2 Sept. 1806 mit seiner Reisegesellschaft sein unvermuthetes Grab fand.

Da rief ich aus: sit tibi terra levis! Aber ach, ungeheure, viele Klaftern hohe Trümmer von Sandstein und Nagelfluhe drückten ihn. Der Boden, auf dem ich stand, war schon mit der Todeskirsche, mit der Atropa belladonna L. bewachsen, als wenn die Flora diesen Ort, wo der Tod von den Bergmassen erdrückt ward, mit einem warnenden todtbringenden Gewächse hätte bezeichnen wollen.

Hierauf wanderte ich traurig über den unermeßlichen und todten Erdstrich, bewunderte die Kunst der alten Mutter Natur und die Vorsicht, mit der sie den Schaden, den sie durch ihre Konvulsionen anrichtet, wo nicht gutzumachen, doch vor den Augen der Menschen zu verhüllen bestissen ist.

Noch ist das zweite Jahr nicht verflossen, und schon überkleidet sie jenen unfruchtbaren Boden, welchen sie aus dem Eingeweide des Gnypenberges sammt Felsen und ungeheuern Steinmassen bis an den Fuß des Rigi herübergeschleudert hat, mit wuchernden Pflanzen. Ich habe in der Eil ein Verzeichniß der Gewächse auf der Stelle entworfen, das ich Ihnen, wenn Sie Gebrauch davon machen wollen, beilege, begleitet mit einigen Bemerkungen über die Kraft der Vegetation, so wie sie sich jetzt zeigt.

Irre ich mich oder nicht? wenn die Hand des fleißigen Menschen hier ein wenig zu Hülfe kommt, wenn sie nur hie und da ebnet, was geebnet werden kann, und den Quellen Ablauf verschafft: so sind in der nächsten Generation wieder hier Triften, und Heerden bewaiden das Gelände, dem Thau und der holde Strahl des Himmels wieder Fruchtbarkeit zuführen. Denn wohlthätig heilt die Natur jene Wunden, die sie selbst oder die zerstörende Hand des Menschen geschlagen hat. Dort in der Wüste, wo die Trümmer von Palmyra und Persepolis hervorragen, waiden jetzt Kamele und die friedlichen Heerden der Araber und Perser.

Mitten unter den Erdruinen des Goldauer Thales überraschte mich ein heftiges Ungewitter. Die Stimme des Donners hallte fürchterlich über den Rigi herüber; der Himmel verfinsterte sich, und Blitze zuckten am Saume des Gebirges herunter. Ich floh zwischen zwei kolossalische Sandsteinfelsen, die bei jener schrecklichen Katastrophe, bei welcher dieser Erdstrich verwüstet worden ist, herabgeschleudert auf die Ebene, der Zufall in der Form eines portalmäßigen Gewölbes zusammengestellt hatte. Sicher war ich hier genug, und geschützt gegen den Anfall des Sturmes. So

Digitized by Google

war ich also in dieser schrecklichen Einöde auf einem Standpunkte, auf welchem ich mir das Unglück dieses ehemals so glücklichen Thales ganz versinnlichen konnte. Der klassische Geist ergriff mich, und mitten unter Donnerschlägen schrieb ich im Lapidarstil einem ganzen hier ins Grab gesunkenen Hirtenvolk und der öden verwüsteten Gegend ihre Grabschrift.

Der Himmel erheiterte sich. Ich ging zurück nach der neuen Landstraße, die mit Aufwand und Kunst angelegt ist. Ich bewunderte neben ihr liegend einen fast vollkommen pyramidenförmigen gegen zwölf Schuh hohen Sandfelsen von festem Korne. Er stand isolirt da, auch ein Auswurf des eingesunkenen Gnypenberges, der die Verwüstung über diesen Strich ausgedehnt hat. Verstände ich die Kunst, den Meisel zu führen, dachte ich, so würde ich mein Epitaphium hier einhauen, und bei manchem Wanderer das natürliche Mitgefühl erwecken, das ein unschuldiges Volk, seine Heerden und sein Eigenthum getroffen hat. Hier wäre der Ort, wo die Nachwelt den Maasstab fände, an welchem sie den künftigen Wohlstand dieser nun so verbeten Gegend vergleichen, und den ganzen Werth des Lukretischen Ausspruches: Quibus ipse malis careas quia cernere suave est! nachempfinden könnte.

Wäre ich Mathematiker, dachte ich weiter im Fortgehen, so würde ich an jeder Stelle, wo eine Pfarrkirche oder sonst ein gottesdienstliches Haus gestanden war, in welchem die vielen tausend Gebete des jetzt untergegangenen Geschlechtes zum Allmächtigen gestiegen sind, und wo der Staub von vielen christlichen Generationen zur Ruhe gelegt worden, mit meinem Quadranten die Polhöhe erforschen, und die östliche Länge nach den Gestirnen bestimmen. Dort würde ich auf einem der Zeit trotzenden Stein den Namen des Ortes, seine nördliche Breite, seine östliche Länge einhauen, damit der geographische Standpunkt mit dem Namen des Dörfer auch nach ihrem Untergange unvergeßlich bliebe.

Unter diesen Entwürfen eilte ich zu meiner Reisegesellschaft nach Arth an den Zuger-See zurück.

Ich fand sie bekümmert über mein Schicksal unter den Ruinen von Goldau bei einem so schrecklichen Ungewitter. Sie hatten mir einen Boten entgegen gesandt, und ahneten nicht die Entwürfe, die ich in meinem Geiste gewälzt hatte.

v. Z—r.

MONVMENTVM IN GOLDAV. *)

STA. VIATOR.

Subterraneam. Vallem. Caleas. Olim. Arboribus. Agris. Paseuis. Nemoribus. Villis. Ornatam. — | Nunc. Oppositi. Montis. Ruina. Post. Horam. Quartam. Pomeridianam. Die. Secunda. Septembris. Anno. CIↃ IↃ CCC VI. Temporis. Momento. Horrendo. Cum. Fragore. Opertam. — | Mortales. Quadringenti. Quinquaginta. Septem; Vxores. Liberi. Pastores. Limo. Harena. Coeno. Suffocati; Aut. Viventes. Tumulati. — | Ex. Viuverso. Populo. Vix. Ducenti. Viginti. Fuga. Salvi; Absentiave.

*) Stet', Wanderer. Du scheinest über verschwundenes Gefilde, einst geziert von Bäumen, Wiesen, Aeckern, Hainen, Dörfern, nun verschüttet vom Einsturz des jenseitigen Berges, unter entsetzlichem Getöse, in einer Augenblick, den 2 Septemb. 1806, nach vier Uhr Abends. Vierhundert sieben und fünfzig Menschen, Gatten, Kinder, Hirten, sind erstickt vom Lehm, Sand, Morast, oder lebend verscharrt; vom ganzen Volk kaum 220 gerettet durch Flucht oder Abwesenheit;

Superstites. | Fauci. Spirantes; Membris. Male. Mulctati; Semineces. Exhosti. — | Pagi. Quatuor; Divorum. Templa. Duo; Fana. Quatuor; Cum. Sacerdotibus. Et. Sacris. Oppressa. — | Ædificia. Centum. Vndecim; Stabula. Bis. Centum. Cum. Pecoribus. Trecentis. Viginti. Quinque. Subruta; Loco. Avulsa; Soli. Hiatu. Hausta. — | Septem. Millia. Centum. Vndecim. Jugera. Terræ. Cultæ. Inculteque. Cum. Lactura. Bis. Decies. Centies. Millies. Quingenties. Nummûm. Florenorum. Absorpta. | Vastitas. Quam. Vides. Superinducta. | Ruina. Montis. Cum. Tesquis. Petris. Glarea. Per. Viginti. Mill'a. Passuum. Vsque. In. Lacum. Lowerz. Provoluta. | Aquæ. Ex. Alveo. Effæ. Supra. Sexaginta. Pedum. Altitudinem. — | Domus. Prope. Littora. Omni. Cum. Penu. Suppellectili. Inquilinis. Inundatæ; Demersæ. Fluctibus. Abreptæ. — | Viri. Ornatissimi. Quatuor; Cives. E. Republica. Bernensium. Et. Argoviorum. Cum. Matronis. Et. Virginibus. Per. Viam. Militarem. Heic. Forte. Ambulantes. Infelici. Tumulo. Vivi. Obruti. — | Imenso. Superstitum. Comitum. Luctu; Dum. Pereunteis. Amicos. Prope. Spectant. — | Saxorum. Molem. Tellueis. Vastitatem. Humanam. Vicem. Dolens. Obstupesce. | Fato. Defunctos. Luge. | Divum. Nemesin. Deprecare. | Æternum. Dei. Decretum. Adora. Vale.

Verzeichniß

der auf den Ruinen von Goldau angesiedelten Pflanzen.

a) Bäume und Straucharten.

Salix caprea.
alba.
aurita.
fragilis.
Sambucus racemosa.
nigra.
Prunus cerasus.

b) Schotentragende Pflanzen.

Trifolium pratense.
repens.
agrarium.
procumbens.
Vicia cracca.
Lathyrus pratensis.

c) Grasarten.

Triticum repens.
Bromus mollis.
secalinus.
Poa annua.
trivialis.
angustifolia.
Phleum pratense.
Festuca ovina.
fluitans.
elatior.
Alopecurus pratensis.

nur wenige noch athmend, mit zerschlagenen Gliedmaßen, halb todt hervorgegraben; vier Dörfer, zwei Kirchen, vier Kapellen mit Priestern und Heiligthum verschlungen; 111 Wohnungen, 200 Ställe mit 321 Stück Heerdenvieh unterosanagen, zermalmt, verwüst; 7111 Juchart urbaren und nicht urbaren Bodens, von 2,600,000 Gulden Werthes, untergründen; Schutt und Oede darüber gestreuet; des Bergs Trümmer mit Schlamm, Felsmassen, Kies, mehr denn 20,000 Schritte weit bis zum Seewerger-See gewälzt; die Gewässer mehr denn 60 Schuh hoch aus dem Bett des See's emporgetrieben; die Häuser am Uferrand mit allem Vorrath, Gerath und was darin gewesen, weggeschwemmt; vier achtbare Männer, Bürger der Kantone Bern und Aargau, mit Frauen und Jungfrauen hier zur selben Zeit des Weges wandernd, lebendig von dem allgemeinen Grabe bedeckt, zum unermeßlichen Schmerz der überlebenden Geschwisterten, vor deren Augen sie versanken. Wanderer, betrage diese Wüste schaudernd; bemeine, die das Schicksal hinweggerafft; fleh' um Gnade zur Vorsehung; ehre des Ewigen Rathschluß. Lebe wohl.

Digitized by Google

Agrostis spica venti.
Phalaris arundinacea.
Dactylis glomerata.
pubescens.
Arundo phragmites.

d) Pflanzen an sumpfigen Stellen.

Lythrum salicaria.
Eriophorum polystachium.
Lisimachia vulgaris.
Hypericum quadrangulare.
Rumex crispus.
acutus.
aquaticus.
acetosella.
Mentha sylvestris.
aquatica.
arvensis.
Equisetum arvense.
Juncus conglomeratus.
effusus.
Bufonius.
Carex vulpina.
flava.
alba.
vesicaria.
Tussilago farfara.

e) Syngenesisten.

Carduus palustris.
lanceolatus.
nutans.
Cichorium intybus.
Eupatorium cannabinum.
Chrysanthemum leucanthem.
Prenanthes muralis.
Sonchus oleraceus.
Achillea millefolium.
Leontodon Taraxacum.

f) Gemischte Pflanzen.

Atropa belladonna.
Potentilla reptans.
anserina.
Plantago minor.
lanceolata.
Thymus serpyllum.
Hypericum perforatum.
hirsutum.
Galium mollugo.
uliginosum.
Silene nutans.
Rhinanthus crista galli.
Euphrasia officinalis.
Stachis sylvatica.
Campanula pusilla.
Solanum dulcamara.
Dipsacus vulgaris.
laciniatus.
Valeriana officinalis.
Verbascum thapsus.

g) Cerealien,

vermuthlich von den zerstörten Fruchtschütten entflohen.

Triticum hybernum.
Secare cereale.

Auch hie und da ein Stück Garten-Mangold auf den Ruinen.

Bemerkungen

über die neue Vegetation auf den Ruinen von Goldau.

1) Alle Leguminosa, d. i. Schoten- und Hülsenfrüchte, also die Kleearten, zeigen den kräftigsten Wachsthum. Ich vermuthe also, daß mit diesen ein glücklicher Anfang des Baues gemacht werden könnte, vorzüglich mit Erbsen und der so genannten Saubohne, oder vicia faba L.

2) Nach den Hülsenfrüchten zeichnen sich die Umbelliferae, Schirmpflanzen, am besten aus. Da nun unter diese die gelbe Rüben und die Pastinaken, pastinaca sativa L., gehören, so kann man sich auch bald von diesen einen reichen Ertrag versprechen.

3) Die Grasarten sind noch sehr sparsam, aber hoch und kräftig.

4) Man hat hie und da Versuche mit Cerealien, mit Roggen und Dinkel, gemacht, und wenn nun auch einzelne Stellen vortrefflich stehen, so sind es doch andere nicht, weil der Boden noch zu ungeschlacht ist, meistens aus dem innern Eingeweide des Berges herausgeworfen, der noch wenigstens zwei Jahre von der lieben Sonne beschienen und vom Frost mürbe gemacht werden muß, ehe er recht tragbar wird.

5) Ich habe Grund zu vermuthen, daß Wurzelgewächse, z. B. Erdäpfel und Rüben, wohl gerathen werden, wenn man sie an nicht zu tief liegenden Orten baut. Allein, wie mir es scheint, scheuen die Landleute der dortigen Gegend alles, was mit der Hacke bearbeitet werden muß.

6) Dort, wo das Wasser noch keinen Abfluß hat, stehen viele Sumpfpflanzen aus den Geschlechten Juncus und Carex: sie können mit großem Nutzen zur Streue verwendet werden.

7) Man findet ungeheure Kegel, in Hügel von blauem Thon und Kalkmergel, die vortrefflich zur Düngung benutzt werden können. Ferner, das Bindungsmittel, mit welchem die Nagelfluhblöcke zusammengekittet sind, ist größtentheils Thonmergel, der in wenigen Jahren sich auflöset, zerfallen und als Düngungsmittel erscheinen wird.

Stoff zu Parallelen.

Feldherrn-Laster.

Daß die empfindsamsten Generale endlich beim ewigen Anblick des Elendes nach einigen Feldzügen gefühllos, ja sogar grausam werden können — daß die rechtlichsten Männer, wenn sie als Oberbefehlshaber überall in das Chaos der Gesetzlosigkeit eroberter Länder eintreten, Geschenke annehmen von Ueberwundenen, endlich beutelustig, endlich unbarmherzige Plünderer werden können — daß Männer von besserer Erziehung, denen, von Schlacht zu Schlacht, beute nichts, morgen Alles, und den Tag nachher nichts gehört, in leichtsinnige Verschwender entarten können — daß Leuten, welche im barbarischen Kriegswerke ganz sinnlich werden, endlich eine leckere Tafel, und richtete der Tribut dafür eine ganze Provinz zu Grunde, über Alles geht: läßt sich leicht erklären und sogar zur Noth entschuldigen. — Aber daß thätige Feldherrn, ich sage Feldherrn, keine Friedensgenerale, vom Geiz verzehrt werden können: dies ist eine Seltenheit, ist beinah etwas unnatürliches, und doch — findet man Beispiele.

Nichts von noch Lebenden! —

Der berühmte Herzog von Marlborough, einer der ersten Kapitäne seines Jahrhunderts, war das Muster eines filzigen Oberbefehlshabers. Geldgeiz war bei ihm fast gewaltiger noch, als Ehrgeiz. Geld zusammen zu scharren, war ihm eine Wollust, der er nicht widerstehen konnte, und er erröthete nicht selbst vor den niedrigsten Mitteln. Hier ein Paar Anekdoten aus seinem Privatleben.

Es kam jemand zu ihm, der um eine lukrative Stelle bei ihm anhielt. „Wenn ich," sagte der Kandidat, „sie erhalte, hab' ich tausend Guineen, worüber Mylord nach Gefallen disponiren kann, und ich gebe mein Ehrenwort, keinem Menschen davon zu sagen."

„Weißt du was?" erwiederte Marlborough: „gib du mir zweitausend Guineen, der Platz ist's werth, dann geh, und wenn's dich freut, sag's jedem."

Digitized by Google

Am Abend vor der Schlacht von Höchstett kam Prinz Eugen zu ihm in's Zelt, um über den Plan der Bataille mit ihm einig zu werden. Kaum war der Prinz wieder hinweg, so ließ Marlborough seinen Bedienten kommen und mißhandelte ihn fürchterlich, weil der Kerl sechs Kerzen angezündet hatte, da doch zwei genug gewesen wären.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Paris, 7 Jul. Die hiesigen Theater haben seit einigen Monaten zwar eine Menge neuer Stücke ins Publikum gebracht, ohne der Bühne eins von bleibendem Werthe gegeben zu haben. *Le petit volage*, Vaudeville in einem Akt, von Hrn. Georg Duval, machte noch das meiste Glück. Es ist dasselbe drollige Stück, welches einst unter dem Titel *M. Moquette, ou le galant Tapissier* gegeben ward, und so schweres Leid erlebte. Denn da sich alle Pariser Tapezierer ohne Ausnahme für galant halten, machten sie ihre Verschwörung gegen den Scherz des muthwilligen Dichters, drängten sich *en masse* zur ersten Vorstellung, nannten Gesellen und Lehrjungen, und pfiffen so kräftig *unisono* das Stück aus, daß keine Rettung mehr zu hoffen war. Ja sie warfen sogar von Nägeln und Tapetenzwecken einen ganzen Hagel gegen den Kopf der armen Schauspieler und auf's Orchester. Jetzt ist der Tapezierer in einen Cliquaille-Händler metamorphosirt, und die Posse behagte allgemein.

Die *archives littéraires* gehen, wie man hört, zur Neige; dies Journal, welches manche gute deutsche Blume auf französischen Boden verpflanzte, wird gewissermaßen durch Millins *Magasin encyclopédique* ersetzt.

„Es ist merkwürdig," sagte neulich in diesem Journal eine Beurtheilung von Robertson's Leben Karl's des Fünften, „daß man nicht sagt: das Jahrhundert Alexanders, das Jahrhundert Cäsars, obgleich diese großen Feldherrn die Welt mit dem Geräusch ihres Namens und ihrer Waffen füllten. Doch indem man Sieger, wie sie, bewundert, weint man um ihre Todtenopfer, die so viel Blutes kosteten. Hingegen die Beschützer der Wissenschaften werden gepriesen und erhoben; Geschichtschreiber und Dichter, die allein den Nachruhm aufsenden, verewigen dauerhafter, als Inschriften, Monumente und Triumphbogen."

Ich führe diese Stelle darum an, weil sie durch ihre etwas verschleierte Tendenz merkwürdig ist; aber auch darum, weil sie beweiset, die französischen Neuerungssucht sind nicht um ein Haar besser und schlimmer, als die in Deutschland. Man sagt freilich nicht das Jahrhundert Cäsars, das Jahrhundert des Cyrus (weil wir nicht gewohnt sind, bei der Verschiedenheit der Zeitrechnungen vor unserer Aera den Begriff eines Zeitalters mit Jahrhunderten zu bezeichnen); man sagt freilich, das Jahrhundert Leo's des Zehnten, Ludwigs, Friedrichs u. s. w., aber nicht die Edeln und Guten, die Gönner der Wissenschaften und Künste geben allein den Zeitaltern ihre Namen: leider sagt man auch, das Jahrhundert Gregors des Siebenten.

— * Trier, 8 Jul. Oft gibt ich schon die fast immer trübe Saar hinab, und immer bemerkenswerth scheint mir das nämliche Gefühl, wenn ich in die Gegend der ausgetretenen Alter Mettloch kam. Romantisch wild zwischen hohen Bergen an dem schiffbaren Fluß gelegen, was sie sehr gut zu der Wohnung für Menschen geeignet, welche ihre Zeit zu nützlichen Betrachtungen aller Art und zu Geschäften, welche Einsamkeit ohne Geräusch erfordern, hätten widmen sollen. Warum thaten sie es nicht? Warum theilten sie ihr Leben in Messelesen, Chorsingen, Positiren, Spiel, Jagd und Schlaf? Sollen aber diese Orte, zum Theil noch nicht aufgebauten Quadermassen jetzt die bieten, nur vom Hirte an der Pferde den Leinpfad hinaufreibenden Bauern wiederhallen?

Ich flog jüngst hier ans Land. Welche prächtige Anlagen und Gelegenheiten zu einer oder auch mehrern Fabriken zugleich! Hr Leistenschneider, der jetzige Eigenthümer der ganzen Abtei und Zugehörde, benutzt weit den geringsten Theil davon zu einer Papierfabrik. Allein neben dieser könnten noch wohl bestehen eine Lederfabrik, eine Fayencerie, eine Tuchfabrik oder eine Fabrik von gemaltem Papier oder von Tapeten. Jede fände hier einen großen Vortheil. Handwerker oder Taglöhner sind in dieser Gegend um acht bis fünfzehn Sols des Tags zu haben. Die Fabrikate könnten an der Thür zu Schiffe gebracht und zu Wasser spedirt werden, bis Mez für das Innere von Frankreich, bis Saarbrücken für die Departemente des Unter- und Oberrheins, bis Köln für Holland und die Niederlande, bis Mainz und Frankfurt für Deutschland und die Schweiz.

Eine Lederfabrik fände hier am Brunnen, der im Klosterhof fließt, ein für alle Gattungen Leders gutes Wasser; zu einer Lohemühle tieferte das Wasser der Speyerbachweiher; die brasilianischen Häute könnten zu Wasser auf Holland bis Mettloch gebracht werden. Die umliegenden Waldungen sind bereits hinter Lohbrecken. — Alle diese Vortheile würden diese Fabrike zur überwiegenden Nebenbuhlerin der Lütticher, Malmedy'er, deutschen und alter französischen machen.

Eine Fayence-Fabrik fände die ersten Bedürfnisse hier vor der Thür, den Pfeifenthon aber brächte man wohlfeil zu Wasser bei, und am sogenannten Ringeschweiher ließe sich gemächlich eine Mühle für die Steine anlegen; Holzschläge werden alle Jahre in diesen Gegenden genug verbleuert, um das nöthige Brennmaterial immer vollauf und ziemlich wohlfeil zu haben. Auch sind Steinkohlen nur zehn Stunden weit auf der Saar herbeizuführen.

Eine Tuch- oder Leinwandfabrik hätte ihren Vortheil ebenfalls ganz sicher, weil das Land umher sich stark auf Schafzucht legt, und durch die angelegte kaiserliche Schäferei mit spanischen Widdern die Mode mit Verbreitung der neuen Race Schafe auf dem Wege der Verfeinerung ist.

Eine Fabrik von gefärbtem Papier müßte einen auffallenden Gewinn haben, denn sie stände am Orte selbst, so wie auch zu Dillingen, nur drei Stunden davon, ohne die Papierfabriken, wo sie das Ries Papier, was zu Paris 7 Liv. 10 Sols kostet, um sechs Liv. hätte: und auf einen jährlichen Absatz von wenigstens 5000 bis 6000 Ries könnte sie um so eher rechnen, weil sie dem Auslande, welches dergleichen Papier von Paris bezieht, um neunzig Meilen näher gelegen ist, als diese Hauptstadt.

Dem jetzigen Eigenthümer der Abtei mögen wohl die Mittel und die Einsichten zu solchen Unternehmungen fehlen, weil er sonst gewiß wenigstens letztere mit seinem Gewerbe so analoge, ja eng verbundene Fabrik schon errichtet hätte.

Noch einmal, Schade wäre es, wenn dieses für Handlung und Fabrikwesen so gelegene Mettloch nur ein Fischerdorf bleiben, und die wirklichen Prachtgebäude in Chaos gestürzt würden!

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 60. — den 27 Juli 1808.

Miszellen aus Berlin. Anfang Juli's.

Obgleich alle Hoffnung vorhanden war, in unserer Gegend der Einrichtung eines französischen Lagers entübrigt zu sein, so kann ich Ihnen doch jetzt bestimmt hinterbringen, daß schon zwischen Charlottenburg und Spandau ein Lager für 7000 bis 8000 Mann abgesteckt wird, und woran man jetzt mit solcher Anstrengung arbeitet, daß es in kurzem von den Truppen bezogen sein wird. Das Publikum hält sich für die Kosten, welche es verursacht, mit der Hoffnung schadlos, daß die Einrichtung eines Lagers ihnen die Aussicht verleiht, es dürften die französischen Truppen nun bald das preussische Gebiet räumen. Diese Sage unterstützen noch die unerwartet verbreiteten Gerüchte, Preussen sei dem Rheinbunde beigetreten, und Minister Stein wäre auf der Rückkehr nach Berlin begriffen. Es haben diese Gerüchte, welche seit acht Tagen im Umlaufe sind, nicht wenig beigetragen, gewisse Gattungen der Staatspapiere einige Tage um zehn Prozent im Course steigen zu lassen. Doch trauet ein großer Theil unserer in Konjekturen erfahrnen Politiker allen den Gerüchten nicht, sondern sie vermeinen vielmehr, daß wir über das Schicksal der nordischen Angelegenheiten erst bei der Rückkehr Napoleons von Bayonne deutlichere Winke erhalten werden.

Was aber einen erbärtenden Beweis abgeben soll, daß zum wenigsten von Preussens Seite keine Abtretungen bis an die Oder Statt finden dürften, ist der mit dem preuss. General-Kollekteur Meier Wulf von der preussischen Friedenskommission abgeschlossene Kontrakt zur Vertheilung von 30,000 Loosen einer Klassenlotterie, die für Rechnung der preussischen Regierung im Oktober gezogen werden soll.

Mit der, dem Kaufmannsstande auferlegten, gezwungenen zinslosen Anleihe von 600,000 Thalern hat es nicht den besten Fortgang. Die Kaufleute haben gemeinschaftlich eine Vorstellung eingegeben, daß eine solche Forderung ihre Kräfte übersteige. Sie sind nun darauf beschieden worden, daß sie das Drittel der Anleihe mit 200,000 Thalern abtragen sollen; allein auch hierzu wollen sie sich nicht bequemen, und man muß nun erwarten, was das Gouvernement desfalls verfügen wird.

Die neue Geldwechsel-Ordnung ist nun erschienen, und macht in dem Kreise derjenigen, die sie trift, große Sensation. Kein Wechsler darf an dem Cours einer Münze mehr als 1 Proz. Vortheil nehmen. Sie müssen jederzeit einen Vorrath von Courant haben, und dürfen sich nicht entschuldigen, es nicht zu haben. Sobald ihnen das Courant ausgeht, müssen sie den Laden oder das Comptoir schliessen. Alle ihre auch die kleinsten Geschäfte sind sie genöthigt, in ein von der Polizei eingerichtetes und zu dem Ende von ihr gestempeltes Buch einzutragen, jedem Wechselnden einen Schein über den erhaltenen oder gegebenen Cours zu geben, wenn das Geschäft auch nur zwei Thaler werth ist, damit die Polizei sie nöthigenfalls kontrolliren kann. Man will durch diese Vorkehrung das Geschäft erschweren, und die mit jedem Tage anwachsende Zahl der Wechsler vermindern.

Vom Könige von Preussen sind vor kurzem 6000 Thaler zur Vertheilung unter bedürftige Offiziere eingeschickt worden, und eben so 1200 Thaler, um unter das bei der königlichen Kapelle stehende Personal, das unter 400 Thaler Gehalt zieht, vertheilt zu werden.

Die Verwaltung des Berliner Comité bedarf eines großen Personals, und es sind mehrere Hunderte ausser Brod sich befindender königlicher Offizianten mit bedeutendem Gehalt daselbst

Digitized by Google

angestellt, wodurch aber die Stadt eine jährliche Ausgabe von 80 bis 100,000 Thaler haben dürfte.

Seit mehrern Monaten ist es dem verdienten Hauptmann von Neander gelungen, eine Militär-Kreditkasse in Gang zu bringen. Eine Anzahl reicher Kapitalisten und Güterbesitzer hat ihm zu dem Behufe 16,000 Thaler geliehen, von welchen 150 Offizieren eine monatliche Unterstützung gereicht wird. Dem Unverheiratheten werden sechs Thaler und dem Vertheiratheten acht Thaler monatlich verabreichet.

Vor kurzem ist einem großen Handelshause ein nach Glogau bestimmter Transport von 60,000 Thalern auf dem Wege dahin von der Gendarmerie angehalten und nach Berlin zurückgebracht worden, weil die Pässe nicht in gehöriger Ordnung waren. Eben so ist aller Rum der den hiesigen Kaufleuten in Beschlag genommen, weil er als englisches Gut betrachtet wird. In Hinsicht des unter Siegel gelegten englischen Garns ist noch keine Entscheidung erfolgt.

Der Zustand der hiesigen Literatur und der Kunst ist eben jetzt nicht der erfreulichste. Die Erscheinung so mannigfaltiger anstößigen Brochuren und Pamphlets hat die Veranlassung zur Abfassung eines strengern Zensur-Edikts veranlaßt. Zugleich hat das französische Gouvernement den hiesigen Prediger Bauchecorne zum Zensor angestellt. Im wesentlichen weicht das Zensur-Edikt nicht von dem bereits bestehenden ab.

Einige der hiesigen Buchhändler haben sich insolvent erklärt. Unter ihnen zählt man auch den Verleger der Gallerie preussischer Karaktere, der in seiner Erwartung von dem großen Absatz dieser Brochure sehr getäuscht worden und auf der der Leipziger Messe mehrere tausend Stücke als Remittende vorgefunden hat. Auf solche Art ist er in der Erwartung einer großen baaren Einnahme getäuscht worden, und dies gibt man als Ursache an, daß er seinen eingegangenen Verpflichtungen nicht genügen konnte. Indeß glaubt und wünscht man, da er ein Mann von Kopf und Talent ist, daß seine Sachen bald wieder in Ordnung von ihm gebracht sein werden.

Weil ich der Gallerie preussischer Karaktere erwähne, kann ich nicht umhin, ihnen zu bemerken, wie man hier mit Befremden im Publikum vom 17 Jun. gelesen, daß Friedrich Buchholz von der Beschuldigung, diese Gallerie fabrizirt zu haben, freigesprochen wird. Der Korrespondent des Publizisten wird schwerlich das Gegentheil erweislich machen können, noch mit seiner Epistel den Nebenzweck erreichen, den erschienenen zahlreichen Schriften Buchholz's in Frankreich ein Publikum zu verschaffen. Buchholz's weitschweifiger, trockener Vortrag und dialektisches Ideenspiel wird nie in Frankreich einige Aufmerksamkeit erregen.

Eben auf die Art, wie jener Korrespondent Buchholz von der Beschuldigung, jene Gallerie verfaßt zu haben, loszusprechen sucht, benutzt sich auch der Hr. von Massenbach, den man einer Theilnahme an derselben zeihet, diesen Angwohn durch eine öffentliche Erklärung zu beseitigen. Hr. von Massenbach gesteht nämlich zu, daß er viele in der Gallerie aufgestellte Anekdoten in einer Gesellschaft von Freunden erzählt habe, die nun aber hin und wieder sehr entstellt dem Publikum mitgetheilt worden sind. Nur aus Gefälligkeit gegen Hrn. v. Massenbach könnte man einer solchen Angabe einigen Glauben verleihen.

Novellen aus Rom.

Sankt-Peters-Tag ist seit langem nicht einfacher gefeiert worden, als diesmal. Keine Kuppelerleuchtung, keine Girandola auf der Engelsburg, und statt der zahlreichen Kutschen, die sonst zu diesem Feste nach Rom zogen, war die Straße öde und leer. Das alles macht jetzt aber beim Volke keinen Eindruck: denn was ließ sich von einem Jahre erwarten, das ohne Karneval anfing?

Glücklicherweise hat aber diesmal Sankt Peter selber seine Ehre gerettet, und zwar in Transtevere und auf die solennste Weise. Am Abend nämlich vor dem Feste, an der Vigilia, (so wird der vorbereitende Fasttag, der vor jedem Kirchenfeste vorausgeht, genannt) warfen die transteverinischen Fischer das Netz aus, und fingen einen Stören, wie lange keiner gesehen worden war. Den hatte offenbar Sankt Peter selber bescheert, und der gehörte billig ihm. Kaum war der Fisch ans Land gezogen, da rief alles: lo portamo al Santo Padre. Es wurde ein gewaltiger Wasser haltender Kasten verfertigt, der lebendige Fisch darein gethan, und vierzehn starke Männer trugen ihn in förmlicher Volksprozession nach dem Palast des Quirinals. Versehen mit einem Redner aus ihrer Mitte, begaben sie sich zum heiligen Vater. Der heilige Vater, der einen oder ein Paar Fischer erwartete, da ihm von dem Zuge selbst, den die Kuse gemacht hatte, noch nichts bekannt war, erschrak, da er die Menge der Fischer erblickte: da er sie aber ohne Waffen und in demüthiger Stellung knien sah, ging er freundlich auf sie zu, und fragte nach ihrem Begehren. Die Antwort war: Heiliger Vater! Sankt Peter hat uns Glück gegeben; just zu seinem Tage haben wir einen Fisch gefangen, nicht zu groß und nicht zu klein, und den legen wir ehrerbietig euch zu Füßen. — Das alles geschah mit so sichtlichem Ausdruck der Liebe, Treue und Anhänglichkeit, daß es unstreitig die malerischste Szene gewesen ist, die zum Leben Pius des Siebenten gehört.

Für den gemeinen Mann hätte nichts erbaulicheres vorfallen können, als dieser glückliche Fischzug. Aber auch den schwerer zu erbauenden, namentlich den Künstlern, ist in dieser Zeit durch St. Peter eine seltene Freude bescheert worden. Am Corpus-Domini-Tage nämlich (Frohnleichnamsfest) sah man diesmal alle Tapeten Rafaels, d. h. die bekannten herrlichen, nach Rafaelischen Zeichnungen verfertigten Gobelins, ausgestellt. Wie durch ein Wunder standen sie da, und waren nach Rom zurückgekehrt zu einer Zeit, da man nichts weniger erwartete, als daß etwas voriges zurückkehre. Die seitdem dieser Tapeten waren zur Zeit der Revolution verkauft worden. Nach Einigen waren sie nach Paris gegangen, nach Andern standen sie in Livorno versetzt — genug, man hatte Mittel gefunden, sie wieder käuflich an sich zu ziehen, und zu Jedermanns Freude sah man diesen Schatz gerettet. Es läßt sich nichts dem Genusse vergleichen, den diese Tapeten gewähren. Rafaels herrlicher Geist spricht sich, ungeachtet auch da und dort die Zeichnung in der Nachahmung hat verfehlt werden müssen, nirgends erhabener, lieblicher und zarter aus. Besonders riß die Anbetung der heiligen Könige, die Geburt Christi, die Auferstehung, Paulus in Athen, und der Kindermord, Kenner und Nichtkenner hin. Wieviel Seele, welche Naivetät, welcher Reichthum der Erfindung, welcher Sinn in der Zusammensetzung und Anordnung, sich bis aufs kleinste Detail

Digitized by Google

aussprechen! und das weiche Leben, welches das Ganze auf der weichen Tapete erhält, wie die Frische der Farben, scheinen die Zeit, da Rafael, der sittliche, der ewig geliebte Jüngling lebte, näher zu bringen. Ein reiner Abglanz jener Zeit umgibt den Schauenden, und macht ihn vergessen, daß er ihr schon so fern steht. Welche Anhänglichkeit für Rom und Roma's heiligen Boden hat sich bei diesem Anlaß ausgesprochen! Hier will der Genius der Kunst wohnen und sein Heiligthum sehen; und würden alle Kunstschätze aus Rom fortgetragen, doch würd' er dableiben und auf der heiligen Stelle trauern.

Der Besuch bei Haydn.

Wir wünschten einen Anlaß, um unsere Leser auf die „Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 bis 1806“ aufmerksam zu machen, davon der verdienstvolle Bertuch das erste Heft (Weimar 1808) herausgegeben hat. Sie sind so anziehend und doch so anspruchslos, von so mannigfaltigem Interesse und doch so ungesucht gegeben, daß man den lieben Reisenden mit Vergnügen auf seiner Wanderung begleitet. Ein Bruchstück daraus theilen wir um so lieber mit, da der Gegenstand desselben der ehrwürdige Haydn, der Nestor deutscher Tonkunst sein kann, welchen Bertuch im Dezember 1805 besuchte.

„Ich war,“ erzählt Bertuch, „mehrere Male bei dem würdigen Joseph Haydn, dem Altvater der jetzt lebenden deutschen Musiker. Unvergeßlich ist mir der 13 Oktober, wo ich das erstemal mit G. und Medizinalrath Langermann aus Baireuth, einem gebildeten Musikfreunde, zu Haydn fuhr. Der dreizehnjährige Wolfgang Mozart war bei uns, ein junges Wesen voll Geist und Leben, der nach seinen Naturanlagen etwas Vorzügliches in der Musik leisten kann, aber auch dazu verpflichtet ist, um seines großen Vaters Namen mit Ruhm zu behaupten. Der kleine liebe Künstler feierte im vorigen Frühjahr Haydn's dreiundsiebenzigsten Geburtstag durch eine musikalische Akademie im Theater an der Wien, wo er selbst dirigirte, und eine von ihm komponirte Kantate zum Lobe des Gefeierten aufführte.“

„Doch wieder zu Haydn. Er wohnt ziemlich entfernt in der Gumpendorfer Vorstadt, wo er ein kleines bequemes Haus nebst Garten besitzt. Eine alte treue Dienerschaft, die ihn pflegt, denn er ist Wittwer, empfing uns Parterre, wo ein grauer Papagay plauderte, den Haydn noch aus England mitgebracht hat. Reinlichkeit und Ruhe herrschten hier allenthalben, und die geräuschlosen Bewegungen der Bedienung zeigten die zarte Schonung für ihren leidenden Herrn. Wir wurden angemeldet und angenommen. Der Diener führte uns in der obern Etage durch einige Zimmer, wo wir im letzten, an welches ein offener Alkoven stößt, Haydn fanden. In einem braunen Oberrock, einfach, aber mit Sorgfalt gekleidet, empfing er uns mit Herzlichkeit und der einfachen Biederkeit, die den Oesterreicher so vorzüglich ziert.“

„Haydn hat sein vierundsiebenzigstes Jahr angetreten; er ist von mittlerer Figur, seine Gesichtszüge sind nicht ausgezeichnet, doch drückt sich ein gewisses Wohlwollen darauf aus, welches schnell für ihn einnimmt. Der Besuch des jungen Mozart's, den er lange nicht gesehen hatte, machte dem würdigen Greis viel Vergnügen. Mit der Zärtlichkeit eines ältern Freundes sprach er mit Wolfgang über seine musikalische Bildung, und rühmte das Andenken seines großen Vaters, den er, so oft er in Wien war *), fast täglich sah, und stets in vollkommener Harmonie mit ihm lebte.“

„Haydn besitzt ein mäßiges Vermögen, das er sich vorzüglich durch seine zwei Reisen nach England erwarb, und mit pünktlicher Sorgsamkeit bewirthschaftet. Seine Jugend war sehr kummervoll; doch ohngeachtet der Dürftigkeit, die ihn damals umgab, dahnte er sich wie das wahre Genie seinen eigenen Weg. — Von einem genauen Bekannten Haydns habe ich eine treue Schilderung seiner frühern Lebensumstände erhalten, die schon in einer Zeitschrift mitgetheilt wurde, aber hier füglich wieder in Erinnerung gebracht werden kann; denn es ist nichts erhebenderes für die Jünger, als den Dornenpfad zu überschauen, auf dem ihre Meister wandelten, um so Muth und Kraft für viele Beschwerden des Lebens aus gegebenen Beispielen zu sammeln.“

„Haydns Vater, ein armer gemeiner Wagner in Rohrau, einem Dorfe an der österreichischen Grenze gegen Ungarn, hatte auf seiner Wanderschaft zu Frankfurt am Main die Harfe spielen gelernt. Des Sonntags spielte er seine Lieder ab, und Haydns Mutter sang dazu. Noch jetzt weiß Haydn fast alle diese Lieder auswendig. Als ein fünfjähriges Kind setzte sich unser Sepperl (Joseph) neben seine Aeltern, nahm ein Stück Holz in die rechte Hand, und schabte damit auf dem linken Arme, als ob er geigen wollte. Ein Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, ein entfernter Verwandter von Haydn, kam einst zufälligerweise zu einem solchen Konzerte, und bemerkte, daß Sepperl den Takt sehr genau beobachtete. Das schien ihm von guter Vorbedeutung, und er rieth dem Vater, daß er seinen Knaben der Musik widme. Der Vater, ein großer Verehrer der Geistlichkeit, wünschte nichts so sehnlich, als seine Söhne diesem Stande zu weihen, und dazu war das Lernen der Musik der erste Schritt. In seiner dürftigen Lage konnte er aber nichts auf die Bildung seiner Kinder verwenden. Um so erwünschter war es ihm, als der Schulrektor in Haimburg den sechsjährigen Sepperl zu sich nahm, um ihn in seiner Schule zu unterrichten. Hier lernte Haydn lesen und schreiben, er erhielt Religionsunterricht, und wurde zum Singen, Geigen, Paukenschlagen und andern Instrumenten angehalten. Er sagt, er verdanke es diesem Schulmeister noch im Grabe, daß er ihn so vielerlei habe anfangen lassen; doch habe er mehr Prügel als zu Essen bekommen.“

„Haydn war gegen zwei Jahre in Haimburg, als der Hofkapellmeister Reiter, der auch die Musik in der Stephanskirche in Wien dirigirte, zu dem Dechanten in Haimburg, seinem Freunde, auf einen Besuch kam. Reiter erzählte dem Dechanten, daß er seine alten Chorknaben, die ihre Stimmen zu verlieren anfingen, mit neuen ersetzen müsse, und daß er einige suche. Der Dechant schlug den achtjährigen Haydn vor. Reiter berief ihn mit seinem Schulmeister sogleich zu sich. (Haydn trug nach damaliger Sitte um der Reinlichkeit willen schon eine Stutzperücke; sein Aufzug war übrigens so armselig als möglich. „Ich war ein kleiner Zgel“ sagte Haydn.) Eben standen Kirschen auf des Dechanten Tische. Der kümmerlich genährte Sepperl verwandte die Augen nicht davon; Reiter, der es bemerkte, gab ihm einige Handvoll in seinen Hut, und ließ ihn einige lateinische und italienische Strophen singen, von deren Inhalt Haydn nichts verstand. Reiter schien zufrieden. Kannst du auch einen Triller machen? fragte Reiter. Nein, antwortete Haydn, das kann auch

*) Haydn brachte damals den größten Theil des Jahrs mit seinem Fürsten zu Esterhazy in Ungarn zu.

Digitized by Google

mein Herr Vetter nicht. Der Schulmeister war beschämt, und Reiter lachte laut auf. Nun zeigte ihm Reiter, wie er die Zunge an die Zähne halten müsse, und manche andere Vortheile. Haydn machte es nach, und der dritte Versuch gelang. Du bleibst bei mir, sagte Reiter, und nun war Joseph Haydn acht Jahre lang Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Hier wurde er von sehr tüchtigen Lehrern im Singen, in verschiedenen Instrumenten und auch in dem theoretischen Theile der Musik unterrichtet. Er hörte auch viele gute Musiken, und seine eigene Fantasie war schon so geschäftig, daß er sich an acht- und sechszehnstimmige Kompositionen wagte. „Ich glaubte damals, es sei alles recht, wenn nur das Papier hübsch voll sei; Reiter gab mir über meine unreifen Produkte manchen derben Verweis, und schalt mich, daß ich sechszehnstimmig komponire, da ich nicht einmal den zweistimmigen Satz verstande." Mit dem sechszehnten Jahre erhielt Haydn seine Entlassung von der Stephanskirche, weil seine Stimme gebrochen war. Höchst kümmerlich mußte er sich nun eine lange Reihe von Jahren hindurch in Wien fortbringen. Er wohnte in einem sechsten Stockwerke; seine Dachwohnung hatte weder Ofen noch Fenster; der Hauch fror des Winters auf seiner Bettdecke, und das Wasser, welches er sich des Morgens am Brunnen zum Waschen holte, war bei seiner Ankunft in den höhern Regionen oft schon zum Eisklumpen verwandelt. Haydn gab Lektionen, er spielte in den Orchestern mit, wo es etwas zu verdienen gab; seine Armuth entfernte ihn von den Menschen, und er fand kein einziges Glück an einem alten, von Würmern zerfressenen Klavier. Er komponirte wacker darauf los; sein Genius ließ ihn nicht ruhen. Ein Fräulein Martini, das mit Metastasio in Verbindung stand, unterrichtete er im Singen und Klavierspielen, und erhielt dagegen drei Jahre lang dort die Kost umsonst. Späterhin zog er in die Vorstadt. In dieser Periode wurde er für jährliche sechszig Gulden Vorschuler bei den barmherzigen Brüdern in der Leopoldsstadt. Hier mußte er an Sonn- und Feiertagen um acht Uhr Morgens in der Kirche sein; um zehn Uhr spielte er die Orgel in der damaligen gräfl. Haugwitzischen Kapelle, und um eilf Uhr sang er in der Stephanskirche. Ein solcher Gottesdienst wurde mit siebenzehn Kreuzern bezahlt. Wie viele Tausende wären unter ähnlichem Drucke erlegen! Nach Italien kam Haydn nie. Wäre ihm dieses Glück widerfahren, so hätte er sich bei den guten Fundamenten im Gesange und in der Instrumental-Begleitung, als Opernkomponiteur ohne Zweifel einen großen Namen gemacht. Haydn spricht das Italienische ziemlich fertig, und er geseht gern, daß er einem italienischen Tonkünstler, Namens Porpora, Vieles zu danken habe. Er lernte ihn, wo ich nicht irre, zu Meinersdorf bei einer Dame kennen. Haydn bediente diesen Porpora gegen drei Monate hindurch fast wie ein gemeiner Aufwärter, nur um von ihm etwas lernen zu können. Porpora gab der Dame Unterricht im Singen, Haydn spielte dazu das Klavier, und ließ sich von Zeit zu Zeit seine Kompositionen verbessern.

So bildete sich der Mann, dessen Töne in allen Orchestern Europa's wiederhallen, und der durch ein halbes Jahrhundert hindurch mit immer steigendem Ruhm in seiner Kunst gearbeitet hat.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 3 Jul. Die vom Kammermusikus Schneider veranstalteten Morgenkonzerte sind nun auf Verlangen der mehrsten Theilnehmer in Abendkonzerte verwandelt. In dem letztern ward eine Todtenfeier auf den jüngst verstorbenen großen Tonvirtuosen Ritter abgehalten. Dieser Künstler ward in Berlin sehr geschätzt in Hinsicht seines Talents und seines Karakters. Schon seit seinen frühesten Jahren war er für das Tonfach geschaffen, und er spielte bei seierlichen Gelegenheiten auf dem Mundstücke, das ihm, als er noch Knabe war, sein Vater von einem herumwandernden Tonvirtuosen für einen Thaler gekauft hatte. Diese Reliquie, die er sehr hoch hielt, hat er einem seiner besten Schüler in seinem letzten Willen zum Andenken vermacht.

Kürzlich veranstaltete auch Hr. Werkmeister in seinem Museum die erste artistisch-literarische Akademie, wo in den Vormittagsstunden mehrere geschätzte Tonkünstler und Schauspieler durch ihre Talente den zahlreich versammelten Theilnehmern durch Spiel, Gesang und Deklamation einen herrlichen Genuß gewährten.

Vor mehreren Tagen hat die Direktion des hiesigen Schauspiels bekannt gemacht, daß das Haus zwei Tage in der Woche, Mittwochs und Freitags, während der Sommermonate, geschlossen bleiben wird.

Eine der sonderbarsten Begebenheiten ist jetzt das allgemeine Stadtgespräch. Eine französische Militärperson von Rang, welche bei dem hiesigen Obersten B... einquartirt ist, vermißte eine Chatoulle mit beträchtlicher Baarschaft. Ueberzeugt, daß er alle mögliche Vorsicht gegen fremde Diebe gebraucht hatte, läßt man auf seinen Antrag eine förmliche Haussuchung anstellen, und findet endlich die vermißte Chatoulle in dem Zimmer der Gattin des Hauswirths. Sie ist verrathet, und bei ihrem Gatten, dem Obersten, ist alles verklagt. Man ist sehr begierig, wie dieser Vorfall ablaufen wird.

— Die Deutschen verloren im Laufe des vorigen Monats zwei würdige Männer, den herzoglichen Rath und Forstsekretär Franz Ludwig Güssefeld, der am 18 Jun. zu Weimar im 62 Jahre seines Alters starb, bekannt vorzüglich durch die Menge und mit vorzüglicher Reinheit und Richtigkeit von ihm herausgegebener geographischer Karten; — dann den Hofrath und Professor Christ. Gottfr. Bardili zu Stuttgard, den am 6 Jun. ein Blutsturz im 47 Jahre seines Alters hinwegriß, einen Mann des trefflichsten Herzens, einen unserer scharfsinnigsten Schriftsteller und Philosophen, der selbstdenkend sich eigene Straßen zu bahnen wußte, gleichweit von dogmatischer fruchtloser Scholastik und poetisirendem Idealismus.

Berichtigung.

In Nr. 59, S. 234, ist in der fünfzehnten Zeile der ersten Spalte nach dem Worte „Mitgefühl" einzuschalten: des fremden Unglücks.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 61. — den 30 Juli 1808.

Bemerkungen über Nikolaus Isidor Roger's Feuerfestigkeit.

(Vom Herausgeber.)

Der bekannte feuerfeste Mann Nikolaus Isidor Roger, welcher, wie sein Stiefbruder Joseph Lionnet, die vorzüglichsten Städte Europens bereiset hat, um seine Unempfindlichkeit gegen jede äussere Glut darzuthun, hat zu manchen öffentlichen, oft einander sehr widersprechenden Urtheilen Anlaß gegeben. Manche würdigten ihn zum gemeinen Taschenspieler herab, Andere wurden in Versuchung geführt, ihn wirklich für Ausnahme von gewöhnlicher Menschenorganisation gelten zu lassen. — Er selbst gab zu beiderlei falschen Beurtheilungen den Anlaß.

Den Taschenspieler verkündeten hin und wieder sein Apparat, sein Kostüm, das Scharlachjäckchen mit Flittern, sein Tanz zur Musik, seine sogenannte Anglaise mit zweiunddreißig Batterien auf dem rothglühenden Eisenstab, seine trivialen Scherze u. dgl. m. womit er die Wichtigkeit seiner Sache, dem großen Haufen zu Gefallen, gewissermaßen entweihte und verdächtig machte.

Daß man ihn durch seine besondere Organisation für unverbrennlich hielt, daran war er wieder am meisten Schuld. Es gefiel ihm, dies den Leuten glauben zu lassen, und es beliebigte ihn, wenn sie ihn als einen Unverbrennlichen anstaunten. Er selbst hatte es in Paris anfangs sehr ernsthaft behauptet; er hatte sich in mehrern Anschlagszetteln den véritable homme incombustible genannt; und in der That, wenn man ihn in einem heissen, glühenden Ofen unbeschädigt und ruhig da sitzen sah, während Menschen gewöhnlicher Natur von der Hitze zurückgetrieben wurden; wenn man ihn glühendes Eisen über Haare, Gesicht, Arm und Beine streichen sah, ohne daß er zuckte; sah wie er siedendes Oel, in welchem Zinn und Blei zerschmolz, trank und sein Gesicht hineintauchte; oder rothglühendes, geschmolzenes Blei mit den Fingern aufschöpfte und zum Munde führte; oder sich eine goldene lange Nadel durch das Fleisch seines Arms stechen ließ, ohne eine Miene zu verziehn, ohne zu bluten: so konnte man faß auf die Vermuthung gerathen, er sei von Natur unverbrennbar und ungewöhnlich organisirt.

Selbst einige unserer ausgezeichnetsten deutschen Naturforscher, wie z. B. Herr Prof. Kielmeier in Tübingen, scheinen wenigstens damals, als sie ihm ihre Attestate schrieben, noch durchaus nicht mit ihren Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen im Reinen gewesen zu sein, da es ihnen noch auffallend war, wie Roger auch „unorganischen Körpern die Unempfänglichkeit für die Wirkungen des Feuers“ mittheilen konnte.

Die Sache an sich ist für die Wissenschaft so wichtig, daß ich glaube, einige Thatsachen, so wie einige Beobachtungen, welche ich während Rogers Aufenthalt in Aarau, vielleicht durch einige Zufälle begünstigt, zu machen Gelegenheit hatte, werden meinen Lesern nicht ganz unwillkommen sein. Ich glaube sogar, die von mir zu gebenden Thatsachen werden denen als Fingerzeige dienen können, welche dem Geheimniß der menschlichen Feuerfestigkeit weiter nachforschen wollen.

Roger, der Unverbrennliche, ein geborner Franzose, wiewohl seine Eltern aus Toledo stammen sollen, ist ein wissenschaftlich ungebildeter Mensch. Chemische Kenntnisse besitzt er gar nicht; was er davon hat, ist aus dem Umgange mit Chemikern gewonnen, die seine Feuerfestigkeit prüften. Ich möchte

Digitized by Google

sogar glauben, er könne kaum die Schrift seiner Muttersprache mit Fertigkeit lesen oder schreiben.

Er ist mit Mutterwitz begabt, ohne hervorstechende Talente zu haben; selbst um raffinirter und raffinirender Charlatan zu sein, hat er weder Schlauheit noch Witz genug.

Er selbst gesteht (so unzuverlässig auch seine Geständnisse sein mögen), das Arkanum nur durch blossen Zufall entdeckt zu haben; und in verbeimlichen weiß er es auf keine andere Art, als daß er die Ingredienzen verbirgt, oder die Aufmerksamkeit der Beobachter durch Erzählungen und falsche Winke irre zu führen sucht.

Diese Erzählungen und Winke aber sind einander oft so widersprechend, daß man bald weiß, was von ihnen zu halten sei.

Einen Tag erzählte er mir z. B., er sei bei dem General Humbert in Diensten gestanden (der in Irland landete und dort gefangen ward), und habe, da er von einem Spaziergang im Winter auf dem Felde heimgekommen sei, sich die Hände am Kaminfeuer erwärmen wollen, zu seinem großen Erstaunen aber, die Hitze des Feuers an seinen Händen nicht mehr empfunden. Er habe die Versuche mit dem Feuer weiter getrieben, seine Finger unverbrennlich gefunden; und wiewohl das Kaminfeuer doch den Frost derselben vertrieben, habe er keine Empfindung vom Feuer mehr gehabt. Noch über dies Phänomen erstaunt; sei ihm eine Pflanze beigefallen, mit der er sich auf dem Spaziergang beschäftigt hätte. Bei weitern Versuchen habe sich die Kraft der Pflanze wirklich, als fühlbos gegen das Feuer machend, offenbart.

Aber schon am andern Tage erzählte derselbe Roger einer andern Person, er habe die wunderbare Entdeckung an einer Pflanze in Aegypten gemacht, da er an den Felsen umhergeklettert sei, um Blumen zu suchen. Ich mahnte ihn an seinen gestrigen General Humbert, der, meines Wissens, nicht in Aegnten gewesen, sondern zu der Zeit, da Bonaparte in Afrika focht, bei der Donau-Armee (1799) angestellt war. Betroffen suchte er beide Mährchen mit einander zu versöhnen, so gut es ging.

Einen Tag sagte er mir, die feuertödende Kraft liege in der Wurzel einer Pflanze, die man in Europa überall finde. Sie liebe vorzüglich Moorgegenden und Bäche, und ohne Mühe werde sie Winters und Sommers gefunden, und immer sei sie von gleicher Güte.

An einem andern Tage behauptete er, daß eine Mischung von siebenzehn verschiedenen Ingredienzen dazu gehöre, ihn feuerfest zu machen. Er brauche, um sich, wie ers nannte, zu präpariren, vorzüglich Bäder, von diesen Ingredienzen angemacht. So müsse er fünf bis sechs Tage nach einander baden, wenn er sich von der geheimnisvollen Materie recht durchdringen lassen wolle. Hätte er sich einmal präparirt, so wirke sein Mittel fünf bis sechs Wochen lang, doch nähm' es allgemach immer mehr ab an Wirksamkeit.

Von diesem allen nun ist wahrscheinlich nicht das Geringste wahr.

Soviel ich wenigstens zu bemerken Gelegenheit hatte, ist sein geheimes Mittel äusserst einfach zusammengesetzt; — er badet nicht darin, sondern er reibt seine äussere Haut damit ein; — es bringt nicht fünf bis sechs Wochen lang die gleiche Wirkung hervor, sondern es wird vermuthlich vor jeder neuen Feuerprobe erneuert; — es macht nicht gegen die Hitze des Feuers durchaus unempfindlich, mildert aber die Gewalt derselben in ausserordentlichem Grade. Dies ist es nun, was ich darzuthun suchen werde.

Vielleicht daß meine Angaben einem Naturforscher auf die richtige Spur helfen, das Arkanum aufzufinden, welches für die Erweiterung der Wissenschaft und im menschlichen Leben (wenn auch nur bei Feuersbrünsten) von ungemeinem Nutzen sein würde, wenn es allgemein bekannt wäre.

Roger lud mich, da er eines Abends von seinen Experimenten zurückkehrte, und mir auf der Strasse begegnete, zu sich in sein Logis ein. Ich begleitete ihn um so lieber, da er versprach, mir ein Pulver, nur eine seiner Ingredienzen, zu zeigen, über deren kältende Kraft ich erstaunen werde.

Sobald wir auf seinem Zimmer waren, zog er aus seiner Rocktasche (folglich hatte er das Pulver bei den Experimenten mit sich gehabt) eine kleine Schachtel, zur Hälfte mit einem kreideweissen Pulver angefüllt, das jedoch nicht ganz mehlweich war, sondern unter dem Druck des Fingers harte, spröde Theile fühlen liess. Er schüttete davon eine kleine Messerspitze voll auf die innere Fläche meiner Hand, sagte, ich solle von meinem Speichel darauf thun, und es umrühren. Ich that es, und fühlte wirklich für einige Augenblicke starke Kühlung in der Hand, wie man bei den meisten Neutralsalzen unter ähnlichen Umständen zu haben pflegt. Da ich die Materie mit der Zungenspitze kostete, bemerkt' ich daran einen scharfen, bitter-sauern Geschmack, der mir mit dem der kalzinirten Potasche Aehnlichkeit zu haben schien. Roger schielte, während ich kostete, mißtrauisch nach mir hin; liess aber seine Unzufriedenheit nicht laut werden, besonders da ich weiter darüber nichts als grosse Verwunderung äusserte.

Inzwischen wiederholt' ich, als ich nach Hause kam, den Versuch mit kalzinirter Potasche. Farbe, Anfühlen der gepülverten Potasche, das Kältende bei der Auflösung durch Speichel in der Hand, alles war mit dem Pulver Rogers übereinstimmend; nur im Geschmack war ich der Aehnlichkeit nicht so sicher, wiewohl auch dieser sich demselben sehr näherte.

Zwei Tage später, da sich eine Gesellschaft vereinigte, seine Experimente bei ihm im Gasthofe privatim zu sehn, zeigte ich ihm mein Pulver und dessen Aehnlichkeiten mit dem seinigen im Aeussern und in der Wirkung. Er war anfangs bestürzt, fasste sich aber schnell, behauptete das meinige sei mehliger als das seinige, auch im Geschmack verschieden, folglich nicht das seinige. Um mich ganz abzuleiten, sollte ein Unparteiischer beide Pulver kosten, denn mich selbst wolle' ers nicht wieder versuchen lassen, weil er, wie er sich ausdrückte, wohl wisse, daß ichs vorgestern hinter seinem Rücken versucht habe. „Vous m'êtes trop fin!“ rief er einmal ums andre.

Er führte mich und einen meiner Bekannten auf sein Zimmer, gab diesem etwas von seinem Pulver auf die Zunge; nachher gab ich ihm vom meinigen zu kosten. Unser Schiedsrichter fand das meinige schärfer im Geschmack; Rogers Pulver widerlich fader, dem Geschmack von gereinigtem Salpeter ähnelnd.

Auffallend mußte es uns doch dabei sein, daß Rogers junge Frau, oder Begleiterin, welche von dem, was eben vorging, nichts wußte, da ich eben mein Alkali vorzog, lachend und lärmend gegen mich sprang, und mir das Pulver aus der Hand reissen wollte, indem sie rief: Er hat unser Pulver! „c'est le même! c'est le même!“ — Rogers Bestürzung erneuerte sich; doch brachte er die Vorrede zum Schweigen.

Als Roger nachher einen aus unserer Gesellschaft an irgend einem Theile des Körpers gegen das Feuer unempfindlich machen sollte, und ich mich zu dem Experiment hinbot, rieb Roger einen

Digitized by Google

meiner Finger mit einer Salbe ein, worin ich die weißlichen Körner des Pulvers noch unaufgelöst deutlich sah, und beim Reiben auf meiner Haut empfand. Folglich war dies Pulver ein wesentlicher Bestandtheil des Arkanums, und das Pulver selbst ist irgend ein Laugen- oder Neutralsalz.

Die Flüssigkeit, oder Salbe, welche diesem Salze bei der Präparation beigefügt war, schien eine fettige Subsianz zu sein, dünnflüssig, nicht ölig-schlüpfrig, sondern schmierig beim Einreiben der Haut zu fühlen, ohne merklichen Geruch. Als der Finger abgetrocknet wurde, fühlte er sich fettklebrig an, und der Geschmack an der Zunge war wie von Fettsäure.

Daß Roger seine Fußsohlen mit dieser Salbe bis zur Sättigung vor jedem Experiment einkränkt, dafür spricht der Umstand, daß, wenn er mit der Ferse oder dem Ballen der großen Zehe auf den glühenden Eisenstab tritt, davon anfangs bei jedem Tritt ein dicker Dampf (von bornartigem, nicht ganz widerlichem Geruch) aufsteigt, und die Eisenplatte, worauf der glühende Stab liegt, neben demselben fettig geneßt erscheint.

Nach diesen Angaben ist es nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, daß das Geheimniß der Feuerfestigkeit bei anhaltenden Versuchen mit verschiedenen Neutralsalzen oder dem Kali, und einer überall und leicht zu habenden Fettigkeit entdeckt und zum Besten der Wissenschaft bekannt gemacht werde. Denn sehr künstlich, chemisch-komponirte Mittel kennt und gebraucht der unwissende Roger gewiß nicht.

Vermuthlich schmiert er sich auch mit dieser Salbe Zunge, Zahnfleisch und Rachen hinlänglich ein. Es ist zu bemerken, daß wenn er mit dem glühenden Eisen über die Zunge streicht, der Speichel, welchen er von derselben abstreicht, sehr zäh, dick und an dem glühenden Eisen gar nicht stark zischend ist. Auch wirft er diesen von der Zunge gestrichenen Speichel selten aus. — Da ich ihm, ehe er die Experimente begann, ein Glas Liqueur anbot, das er sonst nicht verschmäht, verbat er sichs, weil er „vor der Arbeit keine gebrannte Wasser genießen dürfe.“ Er brachte mich fast auf die Vermuthung, daß der Spiritus seiner Salbe durch Auflösung oder Zersetzung nachtheilig werde.

Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß er sich in dieser Salbe bade, wie er vorgibt, denn in keiner Schweizer-Stadt, soviel ich durch Erkundigungen erfahren, hat er gebadet, oder Badwannen begehrt. Solch ein Bad müßte sein Geheimniß nur um so bälder verrathen; und meine Haut machte er durch das bloße starke Einreiben seiner Salbe feuerfest. So wird er's unstreitig auch mit der seinigen halten, besonders da er das oben erwähnte weiße Pulver bei sich trägt (vermuthlich auch die Flüssigkeit in einem Fläschchen), wenn er experimentirt.

Der entscheidende Beweis davon ist folgender. Er behandelte, wenn er seine nackte Fußsohle über eine brennende Kerze hatte, würde die Flamme derselben von der Sohle zurückfahren, als wäre sie sanft niederwärts geblasen. Er that es, aber die Flamme der Kerze blieb aufrecht. „Patience“, sagte er, „je me prépareral les pieds.“ Er verließ uns eine Zeitlang, kam wieder, und sobald er nun die Ferse über der Kerzenflamme hielt, zog sich diese mit ihrer Spitze wirklich einwärts oder zurück.

Eben so unwahrscheinlich ist es, daß wenn er seine Haut einmal präparirt hat, die Salbe fünf bis sechs Wochen lang ihre Wirksamkeit behalte, wiewohl abnehmend. Es ist mir Gewißheit, daß er sein Mittel vor jeder öffentlichen Feuerprobe erneuert. Dafür spricht das Beischtragen desselben; das anfängliche Dampfen und fettige Ausschwitzen der Fußsohlen über dem rothglühenden Eisenstab, welches nachher sich mindert. Sobald ich meine Hände rein gewaschen und stark abgetrocknet hatte, ward ich gegen die Hitze eben so empfindsam als vorher; ohngeachtet ich kurz vorher noch ein glühendes Eisen mir wiederholt über die Haut streichen ließ.

Ich habe endlich oben gesagt, sein Mittel mache die Haut gegen die Hitze des Feuers nicht durchaus unempfindlich, mildere aber die Gewalt derselben in außerordentlichem Grade.

Er rieb, in Gegenwart der Gesellschaft, den Zeigefinger meiner rechten Hand mit seiner Salbe, mit der er das Innere seiner Hand benetzt hatte, eine Minute lang stark ein. Die Haut ward abgetrocknet, und es war an ihr keine Spur mehr von der kurzen Operation zu sehen, außer im Gefühl nahm man etwas Fettigklebriges wahr, wie ohngefähr von einer warmen, ausdünstenden Hand.

Roger strich ein vierteljollbickes, glühendes Eisen langsam und mehrmals über meinen Finger. Ich empfand davon durchaus keinen Brand, keinen Schmerz; das glühende Eisen schien mir nicht wärmer zu sein, als ein geheizter Ofen zu sein pflegt, dessen Hitze man noch beim Anrühren wohl erleiden mag. Er goß Scheidewasser, Vitriolöl, Salzsäure u. s. w. auf den Finger; alles floß ab, ohne einige gelbe oder Brandflecken zu hinterlassen (wahrscheinlich durch die eingeriebene, fettigklebrige Salbe verhindert).

Da er also an meiner Haut dieselben Versuche meistens wiederholte, die er an der seinigen gezeigt hatte, ist es ausser Zweifel, daß dasselbe Mittel, wodurch er meine Haut feuerfest machte, auch der seinigen dient; ferner, daß er vom Feuer oder dessen Hitze ohngefähr eben soviel Empfindung haben wird, als ich davon hatte.

Daran ist am so weniger zu zweifeln, weil man bei den von ihm an sich gemachten Versuchen sieht, daß er glühendes Eisen, oder glühende Flüssigkeiten, nie lange an einer und derselben Stelle des Körpers läßt. Sie würden doch endlich durchbrennen und schmerzen. — Ferner er leckt gewöhnlich mit der Zunge nur an das Äußenende der glühenden Stange, wo sie zuerst zu erkalten (die Glut zu verlieren) anfängt. Desgleichen, er streicht sich nie mit der ganzen glühenden Fläche der von ihm gebrauchten Feuerschaufel über Arm und Bein, sondern nur mit dem schmalen, am ersten erkaltenden äußern Rand der Schaufel, der schon schwarz ist, während der übrige Theil noch glühroth strahlt.

Der merkwürdigste von seinen Versuchen schien mir immer der zu sein, da er siedendes Oel in den Mund nahm und trank. Daß er aber die Hitze im Munde wohl empfindet, obgleich nicht im unerträglichen Grad, bezeugt der Umstand, daß er jedesmal nach diesem Experiment röther im Gesicht wird und seine Augen etwas näßer scheinen, wie wenn er einen mäßigen Schmerz überstanden hätte. — Wie er selbst versichert, macht ihm das Reiben seines Körpers mit brennendem Phosphor am meisten Sensation. Ueber die Wahrheit dieser Versicherung läßt sich bis jetzt noch nichts entscheiden.

Dagegen ist es gewiß, daß es mehr als ein Mittel gibt, seine Feuerfestigkeit in Verlegenheit zu bringen. Er läugnet es gar nicht, und manche seiner Attestate bezeugen es, wie z. B. das Attestat der medizinischen Fakultät zu Nancy, worin gemeldet wird, „la potasse caustique appliquée à la langue lui a fait quelques sensations,“ doch habe er noch an dem gleichen Tage mit seiner also gethanen Zunge wieder experimentirt.

Digitized by Google

Man muß aber auch darauf zählen, daß Uebung und Gewohnheit nicht wenig dazu beitragen, die Empfindsamkeit gegen das Feuer zu schwächen. Es ist nichts seltenes, daß Schmiede, Hammerschmiede und andere Feuerarbeiter einen Grad von Hitze ertragen können, der andern unausstehlich sein würde; mancher von ihnen kann sogar weißglühend gemachtes Eisen so gut wie Roger mit Faustschlägen zusammenschweißen, ohne präparirt zu sein wie er.

Roger ist demnach weder Charlatan, wie manche ihn dafür halten wollten, noch von Natur gegen einen gewissen Grad des Feuers unempfindlich, wie andere zu glauben geneigt waren. Sein Arkanum ist sehr einfach; und ein Neutralsalz oder Alkali wesentlicher Bestandtheil desselben, ausser jener klaren, geruchs- und farbelosen, nicht dicken sondern flüssigen Fettigkeit.

Er soll dies Geheimniß, wie er wenigstens erzählt, der französischen Regierung schon um 200,000 Livres verkauft haben, unter der Bedingung, noch achtzehn Monate damit reisen zu können. Dreizehn Monate wären nun schon von dieser Frist verstrichen. Verhält sich die Sache wirklich auf die Art, so wird die Regierung das nützliche Arkanum gewiß zu seiner Zeit offenbaren. Wo nicht, so ist diermit der Fingerzeig gegeben, das Geheimniß zum andernmal aufzufinden.

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Dresden, 13 Juli. Ich bin wirklich mit mir selbst noch nicht ganz einig, ob ich meine diesmalige Reise mit verstimmtem Gemüth mache, als das erstemal, und dahe alles unwohlt und im Trauerflor sehe, oder ob mich das Reisen durch das arme Deutschland erst verstimmt hat. Aber das versichre ich Sie, wenn man in Europa eine an sich selbst verzweifelnde, sich mit Blindem Grimm selbst zerfleischende und peinigende, in unverschämtlichen Widersprüchen bohrende Nation sehen will, ohne Gemeinsinn, ohne Gemüthskraft, ohne alle dem Schicksal begegnende Größe, so muß man jetzt durch Deutschland reisen; ich meine aber durch's nördliche. Was man sieht, was man hört, was man liest, alles zeugt von dieser Haltungslosigkeit der öffentlichen Denkart von diesem politisch-moralischen Elend einer Nation, die sich selbst einst so herrlich zu preisen wußte, von dieser Disharmonie aller ihrer Elemente, die ein weit größeres öffentliches Unglück als das äussere ungemach des Krieges ist. Denn mit eigener, innerer Kraft läßt sich endlich jedes äussere Leiden überwinden; aber wo die Seele selbst krank ist und Energie und Uebereinstimmung mit sich selbst fehlt, da fehlt alles. — Wie stolz sahen die Preußen noch vor einigen Jahren auf das österreichische Volk nieder! aber die Oesterreicher haben, dies bewährt ihre Haltung während des Trübsals und nach demselben, mehr Gemüthskraft, Gemeinsinn, ächt vaterländischen, für Thron und Staat freudig aufopfernden Muth, als man in Preußen findet.

Kommt man in die dem preußischen Staate verlohrenen Gegenden, sehen wie allgemeine Muthlosigkeit von oben bis unten; hören wie in allen Winkeln den Einstimm weinen, der nicht weiß, ob er wünschen soll, die Provinz bleibe noch länger dem Hause Brandenburg, oder werde in den Staat des Nachbars aufgenommen. Kommt man in die von Preußen getrennten Provinzen, so sieht man noch immer das unbehagliche Schwanken; keiner hat seine Parthie fest ergriffen; man kann und mag sich nicht in die neuen Formen schicken, und verlängert muthwillig die Marter.

Wollen Sie sich eine Vorstellung von dem Ton machen, der in den Zirkeln der politisirenden Herren herrscht? Lesen Sie nur die politischen Journale von Norddeutschland, wo man unmöglich drei derselben nach einander durchblättern kann, ohne von den schreienden Dissonanzen verstimmt zu werden. Eben diese elende Partheisucht, diese Einseitigkeit, diese leidenschaftliche Beschränktheit tönt dort, wie hier. Und wäre nur noch alles einstimmig! aber aus jedem Winkel macht sich ein Opponent hervor. Eben die faktastische Derbheit und nach Persönlichkeiten haschend, wie der Ton in den Feuerbränden und Berliner Gelegenheitsschriften aller Art wiederhallt. Eben das Ausbilden von Meinungen, wie seit einiger Zeit Archenholzens Minerva mit ängstlicher Sorgfalt ausblieb; eben, und damit in grellem Kontrast, der fantastische Weltüberwinderton, der alles Wirkliche über alles Möbliche verzagt, wie Buchholz dazu den Ton, nicht angab, sondern nur mitzog. — Nehmen sie, auf mein Wort, die jetzt erscheinenden norddeutschen Journale und Gelegenheitsschriften, als Repräsentanten nicht der öffentlichen Meinung, denn es herrscht noch keine, sondern der chaotischen verworrenen Stimmung.

Und so geht dies haberade Geschrei, von den geschlagenen Feldherrn, die sich in Zeitungen und Journalen herumzanken, wie die Massenbach, Rüchel, Lecoq u. s. w. bis zu den erbsüssen Feldwebeln; von den Staats- und Geschäftsmännern bis zu den Poeten, Aerzten und Philosophen.

Aus England.

— Der fromme, altchristlich, löblich gemeinte Eifer, die Religion Jesu nach Grundsätzen der anglikanischen Kirche zu verbreiten, ist in England, besonders bei einer gewissen Mittelklasse von Bürgern, noch unverrostet.

Die im J. 1804 zu London errichtete Bibelgesellschaft, unter deren zahlreichen Mitgliedern selbst Admiral Gambier, die Parlamentsglieder Thornton und Wilberforce stehn, und mit ähnlichen Societäten in Berlin, Nürnberg, Basel und Regensburg in Verbindung wirkt, läßt noch fortdauernd Bibeln in allen Sprachen, meistens treuübersetzt, drucken und unentgeldlich nah und fern vertheilen. So ließ sie noch ausser der englischen Bibel auf ihre Kosten 20000 Exemplare wälischer, und 2000 im's Galische für die Bergschotten übersetzter Bibeln, eine große Menge spanischer und französischer Uebersetzungen des neuen Testaments für die in England befindlichen Kriegsgefangenen dieser Nationen, und zu Handen der Edinburger Missionsgesellschaft sogar neuerdings noch mehrere tausend Exemplare vom neuen Testament in türkischer Sprache drucken und austheilen.

Bei ihren großen Ausgaben erhält diese Gesellschaft, meistens aus Episkopalen bestehend, ihre Kasse nur durch freiwillige Beiträge aufrecht. Beitragsmens Reichthum leuchtet auch hier. Denn schon ein Jahr nach der Errichtung der Societät hatte sie 14,280 Pf. Sterling in öffentlichen Fonds liegen.

Die Missionsgesellschaft in London scheint sich seit einiger Zeit vorzüglich gern mit der Bekehrung der Juden zu beschäftigen, und läßt auch von Zeit zu Zeit rasseln. Aber sie wird schweren Stand haben.

Ein D. Buchanan, Vikecurat des Kollegiums zu Fort William, bereiset jetzt Cochin und Travancore, um die Geschichte und die heiligen Schriften dort wohnender syrischer Christen und Juden zu studieren.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 62. — den 3 August 1808.

Die Schicksale des römischen Kirchenstaates.

Während der Norden und Süden Europens in Flammen des Krieges und Aufruhrs stehen, alte Dynastien ihre Thronen verlassen, und die Ruhe des Privatstandes oder fremde Welttheile zum Asyl wählen, achtet man im Drange der ungeheuren Begebenheiten, die den Welttheil in Äter, in immer wachsender Erschütterung halten, kaum des Looses, das demjenigen Fürsten fiel, dessen Vorfahren einst, als Statthalter Gottes auf Erden, Könige der Könige waren.

Napoleon der Erste, kaum seit vier Jahren mit der kaiserlichen Krone geschmückt, doch Oberhaupt und Stifter einer Dynastie, schon älter als die der meisten königlichen Häuser Europens, vernichtete durch ein bloßes Dekret (vom 2 April 1808) die weltliche Macht des Papstes so, daß dieser, der, wie seine Vorfahren, einst noch selbst Kriege führen konnte, aus der Liste politisch-wichtiger Fürsten nun gänzlich verschwunden ist, ungeachtet er, in geistlicher Hoheit ungekränkt, noch immer ein reicher Fürst heißen kann.

Ein Ereigniß, wie dieses, das zu andern Zeiten den halben Welttheil in Aufstand gebracht haben würde, fesselt in unsern Tagen kaum die Aufmerksamkeit eines Zeitungslesers für wenige Minuten.

Es gab eine Zeit, da Kaiser und Könige vor dem Thron des Papstes im Staube lagen, da sein Wille das Gesetz der Welt war, da seine dreifache Krone die Herrschaft des Erdballs in sich schloß, da er, als Repräsentant Jesu Christi auf Erden, die Pforten des Himmels und der Hölle schließen, Monarchen vom Stuhl ihrer Väter schleudern und neue Könige, neue Kaiser schaffen konnte, deren Oberherr er war. Umgeben von seinen Kardinälen, deren Purpurmantel ihnen den Rang gekrönter Häupter verlieh; umringt von seinen geistlichen Heeren, unzähligen in allen Welttheilen verbreiteten, machtvollen, zahlreichen Mönchsorden von allerlei Farben und Formen, die unabhängig von Fürstengewalt nur seine Gebote vollstreckten, warf er von der Höhe des Vatikans den vernichtenden Bannstrahl auf Kaiser und Könige und Fürsten und ganze Nationen, oder entsündigte Verbrecher, trennte oder heiligte Ehen der Monarchen, erklärte unehliche Geburt für rechtmäßige, und für seinen Ablaß von Sünden flossen ihm die Schätze aller Weltgegenden zu.

Diese unermeßliche Macht, nur gegründet auf den zweifellosen Glauben der Menschen, und dieser Glaube wieder gegründet in der Barbarei und Rohheit der Völker, verschwand durch die — Erfindung der Buchdruckerpresse.

Durch sie vervielfältigt verbreiteten die Geistesschätze des klassischen Alterthums ein seit Jahrhunderten fremdes Licht durch die finstere Menge, und der davon entzündete Eifer nach Wahrheit, Recht und Geistesfreiheit flammte in den Sprüchen des Deutschen Luther, der Schweizer Zwingli und Calvin heller und kühner vor allem Volk.

Von dieser Stunde an, wie Barbarei wich von den Europäern, schwand die Gewalt der Nachfolger Petri. Nicht nur Nationen, welche den Bekenntnissen der Reformatoren folgten, sondern selbst die der römisch-katholischen Kirche getreu blieben, beschränkten die furchtbaren Grundsätze des päpstlich-kanonischen Rechtes, und die weltliche Gewalt des allgemeinen sichtbaren Oberhaupts der christlichen Kirche.

Inzwischen war der Papst doch immer, wenn auch nicht mehr Diktator europäischer Potentaten, noch ein weltlich-mächti-

Digitized by Google

ger Fürſt Italiens geblieben, der ein Gebiet von ohngefähr achthundert geographiſchen Quadratmeilen und mehr denn zwei Millionen Unterthanen beherrſchte, — ein Land, fruchtbar, als manches europäiſche Königreich.

Dies war der alte Kirchenſtaat (stato della chiesa), nächſt Neapel der ſchönſte Theil Italiens.

Langſam und einzeln wurden im Laufe von anderthalb Jahrtauſenden die Provinzen und Ländereien zuſammengewonnen, welche den päpſtlichen Staat bilden; denn der Mann, welchen die Kirche als den Stifter der höchſten Würde der Chriſtenheit ehrt, Petrus der Apoſtel, hatte nichts als das Andenken ſeiner Demuth und Leiden in Rom unterlaſſen. Das Patrimonio di S. Piedro, welches nach Fabers einfältig erfonnener Fabel ſchon Konſtantin, von der mönchiſchen Zeitgenoſſenſchaft der Große geheißen, dem Römer-Biſchof Sylveſter verliehen haben ſoll, war, wie mancher andere Beſitz, in den Zeiten der allgemeinen Anarchie und Verwirrung durch Schenkung, oder Büßung der Mächtigen, meiſtens aber auf eine Art erlangt, die des Zeitalters Geſchichte verſchweigen hat.

Erſt ſeit der Mitte des achten Jahrhunderts gewann der Papſt größere irrdiſche Macht, weltlichen Reichthum, als Pipin von Frankreich ihm das ganze Exarchat verſchenkte, und ſein Sohn Karl die herrliche Gabe zu drei verſchiedenen Malen erweiterte.

Die Päpſte, nun als irrdiſche Fürſten ſchaltend, auf die Politik der Höfe einwirkend, in ihre Intriguen ſich verwebend, oder das Schwerd zur Gewalt zuckend, mußten auch irrdiſche Gewalt oft von ihren Feinden erleiden. Mehr als einmal ſchon waren ihre Provinzen eroberte Beute der Sieger — doch immer erhielten ſie noch das Verlorne wieder, bis die franzöſiſche Revolution ihnen für immer die erſten Provinzen entriß.

Im Schooſe der reizenden Provence lagen der Staat von Avignon und die Grafſchaft Venaiſſin, reich an Wein und Korn. Avignon war von Clemens dem Sechsten im vierzehnten Jahrhundert um 80,000 Gulden aus dem Reichthum der ſizilianiſchen Königin Johanna erkauft worden; Venaiſſin ſchon früher (im Jahre 1273) dem römiſchen Stuhl durch Frankreichs König Philipp den Kühnen gegeben. Beide des Krummſtabes müde, unter welchem ſo gut wohnen war, forderten ſchon am 25 Juni 1790 die Vereinigung mit dem ſich republikaniſirenden Frankreich. Ihr Wunſch ward erfüllt, doch von allzuſpäter Reue nachher mit blutigen Thränen bereint.

Der Papſt, ſeiner franzöſiſchen Provinzen beraubt, hatte nichts als einen Segen, ein Gebet für die Waffen der Koalition, einen Bannfluch wider das königsmörderiſche Volk. Doch nicht Fluch, nicht Segen hielt die republikaniſchen Brigaden zurück, welche in einer Kette von Schlachten Oberitalien eroberten, und dem Papſte in ſeiner Engelsburg drohten. Nur ſchon den bloßen Waffenſtillſtand mußte er ihnen (am 23 Juni 1796) zu Bologna mit 21 Millionen, und hingebung der köſtlichſten Manuſkripte und Kunſtwerke Roms, zahlen. Den Frieden, zu Tolentino (19 Febr. 1797) geſchloſſen, mußte Pius der Sechste mit 31 Millionen erkaufen und ewiger Entſagung von Avignon und Venaiſſin nicht nur, ſondern auch ſeiner Provinzen Bologna, Ferrara und Romagna.

In ſeiner weltlichen Herrſchaft um mehr als ein Drittheil an Land und Leuten ärmer, hörte der Papſt ſchon ſehr auf, als Fürſt, den Franzoſen in Italien gefahrvoll zu ſein. Doch hatte ihn ſein Schickſal noch nicht tief genug gebeugt. Seine Unterthanen in Rom ſelbſt erhoben ſich aufrühreriſch, und forderten das Wiederaufleben eines republikaniſchen Roms. Der Tod eines franzöſiſchen Generals mußten im Getümmel der ſchwärmeriſchen Empörer gilt dem Pentarchat zu Paris Vorwands genug, den Papſt aller weltlichen Macht zu entkleiden, und den Reſt des Kirchenſtaates in eine neue Republik (feit 15 Feb. 1798) zu verwandeln.

Doch der ephemere Freiſtaat verſchwand nach wenigen Monden wieder. Napoleon Bonaparte, der ſein Italien zum andern Male zu erobern aus Syriens Wüſten getommen war, gab dem Papſte den zerrütteten, kleinen Staat zurück, und ſöhnte ihn durch ein Konkordat mit der Republik Frankreich aus, deren Revolution als geendet betrachtet werden ſollte.

Pius VII, als er vor acht Jahren den Stuhl Petri beſtieg, fand von dem großen Erbe deſſelben nur noch ein Ueberbleibſel von 555 Quadratmeilen mit 1,320,000 Einwohnern. Dieſer kleine Staat hätte nur dadurch politiſche Wichtigkeit, daß er, die ſchöne große Halbinſel in der Mitte durchſchneidend, die beiden Königreiche Italien und Neapel trennte, in welchen Welſchlands übrige größere und kleinere ehmalige Staaten aufgelöſet lagen. Dieſe Trennung der Königreiche, deren enge Verbindung unter ſich und mit Frankreich bei jedem neuen Kriege auf italieniſchem Boden von großen Folgen ſein muß, konnte dem Eroberer und Beherrſcher der Halbinſel nicht gleichgültig bleiben. Des Papſtes Widerſtreben gegen Frankreichs hohere Abſichten erregten Napoleons Verdacht und Unwillen; es koſtete dem Kaiſer des Occidents nicht mehr als einen Federzug, und Frankreich hing ununterbrochen mit dem äuſſerſten Kap von Unteritalien zuſammen.

Am 2 April 1808 erſchien Napoleons Dekret, gegeben zu St. Cloud, wodurch die Delegationen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino unwiderruflich vom Kirchenſtaate losgeriſſen und für alle Zeiten mit dem italieniſchen Königreich als drei neue Departements, oder eine Militärdiviſion, vereinigt wurden. Ihr Hauptort ward Ancona, mit einem herrlichen Hafen, einem Appellationsgericht und einer Handelskammer. Am 11 Mai wurden ſchon die Wappen des Reichs angeſchlagen an die Stelle der päpſtlichen, und ſchon am 1 Juni erhielt das Napoleonſche Geſetzbuch in den neuen Landen geſetzliche Kraft.

So verlor der Kirchenſtaat plötzlich, was ihm zwiſchen den Appenninen und dem adriatiſchen Meer gehörte einen Flächenraum von wenigſtens 260 Quadratmeilen mit 700,000 Einwohnern; alſo die volle Hälfte alles deſſen, was ihm ſeit dem Tolentiner Frieden übrig geblieben war. Er beſitzt kaum noch einen Flächenraum von 295 Quadratmeilen und 615,000 Einwohnern. So rückt jetzt das Königreich Italien in weiter Linie vom adriatiſchen Meerufer bis zu den Gipfeln der Appenninen an Neapels Provinzen.

Die Cerealien oder Brodfrüchte unter den Völkern.

Ohne Zweifel war der erſte Menſch in einem der glücklichſten Striche des Erddodens erſchaffen, wo ihm die Natur mit freigebiger Hand an Baumfrüchten eine reiche, nie fehlende und ergiebige Nahrung darbot. So werden wir auch durch die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts belehrt, ſie mögen nun aus der jüdiſch-chriſtlichen oder aus der heidniſchen Mythologie geſchöpft werden.

Digitized by Google

Mit Baumfrüchten stillte er den animalischen Hunger. Vermuthlich waren die Pisangfrucht *) oder Darteln **) sein erstes Nahrungsmittel. Beide schlossen alle Bestandtheile in sich, die als Bedingnis einer süssen und kräftigen Nahrung zu Erhaltung des Lebens nöthig sind, nämlich bei ihrer Zeitigung eine mehlartige Substanz und reinen Zuckerstoff; beide wachsen von Aegypten und Syrien über Euphrat und Tiger hin, durch ganz Unterasien, ein ungeheurer Streif Landes, allen frühern Anzeigen zufolge die erste Wiege des Menschengeschlechtes.

So wie dieses durch Bevölkerung zunahm und sich gegen Norden ausbreitete, musste es an diesen Nahrungsmitteln mangeln. Das Klima war nicht günstig. Sie mussten durch andere Naturerzeugnisse ersetzt werden, oder die Menschen mussten ihre Mitgeschöpfe, die Thiere, würgen, um sich ihres Fleisches zu bemeistern. Eine solche Gewaltthätigkeit mag wohl sehr spät vorgefallen sein, nachdem sich die Ausgewanderten schon lange von ihrem Urstamme entfernt hatten, oder in hohe Noth gekommen waren. Denn Grausamkeit liegt nicht in der Natur der unverdorbenen Menschen, und allerdings musste es ihnen Ueberwindung kosten, sie gegen ihre sanftern Mitbegleiter und Reisegefährten, die zahmen Thiere, auszuüben.

Allein wer mag wohl der sinnreiche Sterbliche gewesen sein, dem es zuerst einfiel, Saamen von Gräsern zu sammeln, zu zermalmen und das gewonnene Mehl zur Nahrung zu verwenden? Davon schweigt die Geschichte. Die Mythologie, bei allen Nationen die Vorläuferin der Hsitorie, schreibt das Geschenk der Brodfrüchte der Gottheit zu, so wie die edlern Baumfrüchte. Ceres, ihre verlorne Proserpina suchend, durchwanderte bekümmert den Erdkreis, und dort, wo sie gastfreundlich aufgenommen ward, theilte sie den Menschen Körner-Früchte aus, und lehrte ihren Anbau und Hausgebrauch.

Ich vermuthe, daß unter diesem Symbol ein sorgsames Hausmütterchen verborgen liegt, welches am ersten auf den Gebrauch der Grasskörner aufmerksam geworden ist, und seine Familie damit bediente. Noch heut zu Tage haben die Weiber bei den herumziehenden Horden der wilden und ungebildeten Völker in Amerika die schwerste Last. Sie müssen nicht nur allein Kinder, sondern auch das unentbehrlichste Geräthe auf dem Rücken nachschleppen, und wo der Lagerplatz ist, für Nahrung sorgen. Sie allein bauen dort das Feld, wo eine feste Station ist. Unglückliches Land für schwächliche Geschöpfe!

Alle Cerealien, das ist, alle festen Körner, aus denen Mehl gemacht wird, wachsen entweder an Grashalmen oder an Rohren, das Heidekorn und Mais, oder das Welschkorn ausgenommen, und seltsam ist es genug, daß die Mutterpflanzen von den meisten in Nordasien wild gefunden werden; Heidekorn, Gerste, Hafer und Roggen haben ihren ursprünglichen wilden Standort noch heute in Sibirien, der Weizen in den mittleren Provinzen Asiens.

Von diesen Früchten leben alle europäischen und nordasiatischen Völker; die in Südasien aber vom Reis. Das nämliche findet in Aegypten und ganz Nordafrika statt.

Sobald man aber den Nil hinauf fährt, und gegen die Grenze von Nubien kommt, lebt das Volk von einer Art Hirse, die in kolbenförmigen Rohren wächset, und die man Rohr- oder Mohrhirse heißt. ***) Eben so ists in Habesch, dem Königreiche der schwarzen Christen, ja noch weit südlicher bis zu den Kaffern in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung.

In Abissinien herrscht eine abscheuliche Sitte, durch die das sonst nicht ungebildete Volk die milden Früchte der Erde entheiliget. Wenn ein Gastmal gegeben wird, bringen sie einen lebendigen Ochsen vor die Thüre des Hauses, wo geschmauset wird. Wie sich die schwarzen Herren zu Tische setzen und ihre Messer zurecht machen, so wird dem unglücklichen brüllenden Thiere, so lang es leben mag, das Fleisch stückweise aus dem Leibe geschnitten, und roh auf den Tisch getragen. Dort bestreuen sie es mit Hirsenmehl oder Teff *), tunken es in eine Schale voll Galle und verschlingen es hastig. Der Engländer Bruce, der in den siebenzigser Jahren Habesch durchreiset hat, war Zeuge, soll ich sagen, dieser Barbarianischen oder Kanibalischen Gastgebote. Das rohe Fleisch nährt freilich besser als das gekochte, und die Galle wird als Verdauungsmittel gebraucht. Allein die Grausamkeit, mit welcher die Anstalten zu dem Gastgebote gemacht werden, empört das menschliche Gefühl, und die Entschuldigung, daß in diesem heissen Lande das frische Fleisch sogleich in Verwesung übergeht, trägt die Beleidigung der Humanität nicht auf.

Das Welschkorn **) ist ein Erzeugniß von Amerika, und wird nach Norden bis zu dem Eskimo hinauf gepflanzt. Die Wilden in diesem Erdstriche haben auch ihren Mythos, durch den sie die Erhaltung dieses Cerealischen Geschenkes dankbar einer von ihren Gottheiten zuschreiben, wovon ich folgende artige Geschichte irgendwo gelesen habe. Es ist nämlich unter ihnen Sitte, daß wenn ein älterer Mann etwas erzählt, sie alle ihn ruhig und stillschweigend anhören, nach der Erzählung noch eine Weile schweigen, und endlich ihre Glossen darüber machen. Wenn einer während des Erzählens in die Rede fiele, so wurde er für einen Verächter des geselschaftlichen Wohllstandes und der Höflichkeit gehalten, und ohne Nachsicht aus dem geselschaftlichen Zirkel gewiesen werden. Ein christlicher Missionär, um das Volk zu den Grundsätzen der Religion zuzubereiten, erzählte in einer Abendsitzung den gutmüthigen Wilden, indem Welschkorn bei warmer Asche gebraten ward, die Geschichte des verbotenen Apfels im Paradiese, und die Strafe der ersten Aeltern. Die Wilden hörten ruhig zu, schwiegen noch eine Weile, endlich hub einer an; allerdings finden wir auch die Aepfel nicht gut, viele unserer Brüder haben grose Beschwerden davon empfunden, da sie zum erstenmal in Piladelphia davon genossen haben. Der große Geist unsers Volks hatte also recht, euern Vorältern diesen Genuß zu untersagen, denn er weiß es am besten, was dem Menschen gut ist. Aber höre auch unsere Geschichte. Einer von unsern Urahnen ging auf die Jagd, erlegte nach einer mühseligen Reise in den Wäldern einen Bären, trug ihn aus dem Walde, ward aber auf einmal dort auf jenem Berge, den du in der Ferne siehst, den großen Geist unsers Volkes gewahr. Da klimmte er, so müde er auch war, hoch den Berg hinauf, und legte ihm das Thier als Opfer vor die Füße. Allein der große Geist sagte ihm freundlich: Sohn! nimm dein Thier wieder, ich bedarf seiner nicht; komm an diesen Ort zurück, wenn das Horn des Mondes sechsmal voll geworden ist; gib Acht, was du dann hier findest, wo ich sitze, nimm es mit dir, und pflanze es in den Boden um deine Hütte. Hierauf erhob sich der große Geist glänzend in die Luft, und verschwand jenseits der Wolken.

*) *Musa paradisiaca. L.*

**) *Phoenix dactilifera. L.*

***) *Holcus sorgum. H. saccharatus. H. Halepensis. L.*

*) *Poa Abyssinica*, eine Gestart mit kleinen Körnern.

**) *Zea Mais. L.*

Digitized by Google

Nach sechs Monden kam unser Urältervater wieder auf den Berg und fand dort, wo die rechte Hand des großen Geistes geruhet hatte, einige Stauden von Mais oder Welschkorn, wo die linke, Stöcke mit Patatoes oder Erdäpfeln, da, wo er aber mit dem Hintern gesessen war, einige Pflanzen von unserm Rauchkraut, das ihr Tabak nennet. Er nahm alle diese Geschenke mit nach seiner Hütte, und seither haben wir der unschädlichen Nahrung und des herrlichen Rauchkrautes mehr als wir bedurften. Wann wir nun — hier sei ihm der Missionär in die Rede und wollte ihm beweisen, daß dieses eine eitle Mähre sei; allein da erhoben sich die Aeltesten der Wilden, und sagten: Fremdling, du mußt schlecht von deinem Vater erzogen sein, daß du unserm alten Redner in die Rede fielest. Wir haben dir geglaubt, und halten für wahr was dir deine Aeltern erzählt haben, du aber willst uns nicht glauben; jetzt erzählen wir dir unsere schöne Geschichte nicht aus. Und hiemit ging die Gesellschaft auseinander und ließ den erstaunten Missionär stehen.

Die Europäer, die gewohnt sind, alle Genüsse zu vereinigen, haben sämmtliche Körnerfrüchte bei sich einheimisch gemacht, besonders in den südlichen Provinzen von Europa.

Im nördlichen Italien, am Fuße der Alpen, pflanzt man alle Früchte zugleich. Unter allen Cerealien geben die Hirsearten die meiste und kräftigste, aber doch etwas schwerer zu verdauende Nahrung. Es sollte billig allen Armeen nachgeführt werden. Kein Volk legte einen großern Werth darauf, als die Tartarn.

Da der Ritter Tott mit dem Tartar-Chan in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den berüchtigten Winterfeldzug ins polnische und russische Gebiet machte, hatte jeder dreitreue Tartar einen ledernen Beutel mit ungefähr vier Pfund gerösteter Hirse am Sattelknopf hängen. Dieser Vorrath war im Fall der Noth hinreichend auf sechs Wochen. Die Tartarn melken ihre Stuten, mischten die Milch mit Wasser und kochten damit eine Handvoll Hirsemehl auf, und diese Nahrung war zulänglich einen Mann auf 24 Stunden bei Kräften zu erhalten.

In den Thälern der italienischen Schweiz ist das Klima schon so milde, daß man auf einem Felde doppelte Aerndte zieht. Man säet unter Roggen oder Waizen, wenn er schon eine halbe Hand hoch ist, gelbe oder röthliche italienische Hirse. *) Wenn nun der Roggen oder Waizen eingeärndtet ist, so schießt die Hirse erst recht empor, und wird im Herbste zeitig.

Die Methode, mit der sie die Hirse ausdreschen, ist eben so sonderbar als lustig. Die kleinen Körner dieser Fruchtart hängen ganz locker an den Aehren. Wenn es nun im Herbste neuen Wein und gebratene Kastanien gibt, so ladet man das junge Volk in eine fest gestampfte trockene Tenne, oder in einen mit Estrich beschlagenen Saal zusammen und streut die Hirsekolben auf dem Boden herum. Dann stellt man einen Musikanten auf ein altes Faß, läßt ihn spielen, und jetzt tanzt das junge Volk munter auf der Tenne oder dem Estrich herum und tritt die Hirsekolben aus, deren losgetanzte Körner in einen Winkel zusammen gefegt und durch neue Lagen ersetzt werden. Mancher junge Herr aus den benachbarten Landhäusern mischt sich unter die muntern Bauernmädchen, und tanzt mit der braunen Amaryllis, die er sich auswählt, tapfer dreschend herum.

Wollte Gott, unser wurdiger Fellenberg könnte auch bei andern Cerealien eine solche Dreschmethode erfinden, wo zugleich das Angenehme ohne viele Mühe mit dem Nützlichen und der Fröhlichkeit verbunden ist! —

v. Z.

*) *Panicum Italicum* und *Millaceum. L.*

Varietäten.

Aus Deutschland.

— Darf man aus der Menge neu erscheinender Schriften mit Zuversicht einen Schluß auf die Lieblingsneigung der Nation folgern: so wäre der Sinn für Verbreitung des Erziehungswesen in keinem Lande Europens so rege, als in Deutschland. Nach Gutsmuths Berechnungen erschienen im vorigen Jahr (1807) auf der Leipziger Ostermesse 267 pädagogische Schriften, im gegenwärtigen aber 314, darunter wenigstens dreißig A B C-Bücher und Fibeln.

— * „Friedrich Leopolds Grafen zu Stollberg Geschichte der Religion Jesu, drei blinde, wahllose Nachbeten alter, längst verworfener Träumereien, hat selbst nur mäßig gebildeten Katholiken anstößig sein müssen. Es dürfte ihm mit seiner Religionsgeschichte ungefähr ergehen, wie dem protestantischen Pfarrer Kosegarten, welcher Legenden für Katholiken schrieb, die in Wien förmlich verboten wurden, weil sie den gröbsten Aberglauben beförderten! Sein Werk, das allen Anschein nach sehr dickbändig werden soll, wird weder den Juden bisten, den er in frommem Wahn erwartet, noch den Schaden, welchen gebildete Gottesgelehrte fürchten. Es wird in der Geschichte der deutschen Literatur als ein trauriges Denkmal des menschlichen Geistes in psychologischer Hinsicht einige Merkwürdigkeit haben. — Hr. Professor Kunhardt in Lübeck hat jetzt angefangen, einen Anti-Stollberg herauszugeben. Er sendet seiner Prüfung sehr gründliche Ideen über Religion und Religionsgeschichte überhaupt voraus, und verfolgt dann Schritt vor Schritt die Träumereien des zu katholischen Kirche übergetretenen Grafen, der überall beim Osiris Kains, Noahs Rausch, Babels Thurmbau u. s. f. noch mehr Wunderdinge findet, als die Kirche selbst. Nicht daß dieser Anti-Stollberg nicht sehr lesenswerth wäre, aber daß er der Stollbergischen Schrift eine durchaus unverdiente Wichtigkeit durch solche Widerlegung gibt, das scheint mir sehr zweckwidrig zu sein. u. s. w.

— Die Revolution von Deutschland hat freilich den Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg ihre selbstständige Existenz gelassen. Aber welch eine! In einem Gemälde dieser Zeiten darf folgender Zug von Hamburgs Zustand in der ersten Hälfte des Jahrs 1808 nicht fehlen:

„Hamburg hat eine Population von 120,000 Einwohnern; und unter allen diesen sind es nur zweitausend Bürger, welche die unverhältnißmäßig großen Lasten des kleinen Staats und die Garantie der Staatsschulden tragen müssen. Diese Staatsschulden sind im Lauf von achtzehn Monaten um vierzig Millionen vermehrt, die Einkünfte der Bürger um's Doppelte! Diese Stadt, ohne eigenen Ackerbau, ohne Manufakturgewerbe, hat 1800 verarmte Familien, 4000 arme Kinder zu erziehen und zu ernähren; 1400 Menschen in dem Krankenhof; 400 in andern Spitälern; 900 Waisenkinder u. s. f. und beinahe ein Jahr lang mußte die Stadt 18000 Mann fremder Truppen ernähren, während immer noch eine Garnison von 4000 Mann haben. Wodurch Hamburg blühen konnte, war einzig der Handel; er ist jetzt seit Jahr und Tag vernichtet; alle Gewerbe und Hantierungen stocken."

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 63. — den 6 August 1808.

Organisation des Geschäftsganges, und Rangordnung im Großherzogthum Baden.

(Ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte der Deutschen.)

Aus dem Badischen, 18 Jul.

Die so eben im Druck erschienene „neueste Organisation der Geschäftsverwaltung der obersten Staatsbehörden des Großherzogthums Baden, in objektiver und subjektiver Hinsicht. Karlsruhe, bei Müller. 8.“ verdient die Aufmerksamkeit unserer, vorzüglich der vaterländischen Zeitgenossen in vollem Maaße. Angeregt durch die geniale Kraft des befreundeten, schützenden Auslandes, entworfen von Männern, die der ächte Patriot verehrt, und unter deren Namen besonders einer an ein Geschlecht erinnert, das zu allen Zeiten seines Daseins und Wirkens den Stempel deutscher Gediegenheit zeigte, und bestätigt von einem der edelsten Fürsten, steht darin jeder, der es mit seinem Vaterlande redlich meint, schönern Zeiten hoffnungsvoll entgegen. Aus dem einen Zentralpunkte — dem Kabinet — entwickeln sich alle übrige Verhältnisse und Beziehungen der einzelnen Glieder des Staats in fünf Ministerial-Departemente (der Justiz, der auswärtigen Verhältnisse, des Innern, der Finanzen und des Kriegswesens), aus denen sich die übrigen Verwaltungsbehörden entfalten, und zwar so, daß alle, bei möglichst selbstständiger Individualität, dennoch durch eine gewisse innere Nothwendigkeit, dort, wo es die Sicherung des Ganzen heischt, thätig ineinander greifen, ohne dadurch im mindesten gegenseitige Wirkungsverhältnisse zu beengen.

Die Organisation beginnt mit einer neuen Rangordnung; motivirt dieselbe durch Bemerkungen, die einen Beweis von der humanen Denkweise des ehrwürdigen Veterans der Fürsten, unsers erhabenen Souveräns, liefern, und von denen wir hier nur einige als Beleg ausheben. — „Um alle aus dem Rang- und Titelwesen hervorgegangene Nachtheile, so viel es für den Augenblick möglich ist, zu entfernen, und diese Gegenstände auf einfache Grundsätze zurückzubringen, und so die dem Staatsdiener gebührende Auszeichnung zu versichern, sehen wir uns bewogen, folgende allgemeine Normalbestimmungen eintreten zu lassen. 1) Rang ohne Amt wird im Dienst nicht mehr statt finden. 2) Titel leiten ihre Benennungen einzig von dem Amte ab; dieses nur drückt das Gepräge auf, durch welches die Würde des Staatsdieners bezeichnet wird. 3) Nach dem höhern oder niedern Antheil eines Amtes an der Staatsverwaltung, also nach dessen Wichtigkeit, bestimmt sich das Rangverhältniß der Staatsdiener. Je näher daher ein Staatsdiener mit Uns in Berührung gebracht ist, desto reicher werde ihm der Antheil des Glanzes, der von Unserer Regentenwürde ausstrahlt, deßo ausgezeichneter die Achtung des Staatsdieners, der eine solche Stelle bekleidet.

Jetzt folgt die Rangordnung selbst, an deren Schluß es unter anderm heißt: „Diejenigen, denen Wir Titel, die ihr Amt nicht bezeichnet, verliehen haben, mögen zwar derselben sich fortbedienen, aus dieser Begünstigung aber soll weder ein Vorrecht noch ein persönlicher Vorzug für sie hervorgehen; und da Wir zu den Einsichten Unserer Staatsdiener Uns versehen, daß sie nicht werden scheinen wollen, was sie nicht sind, so erwarten Wir, daß sie von dieser Erlaubniß kaum mehr einigen Gebrauch machen werden, indem derselbe mit einziger Ausnahme Unserer Geheimenräthe und der Professoren Unserer Universitäten, welche ihre Titel noch fortzuführen berechtigt sind, im Dienstverhältnisse nicht mehr ge-

Digitized by Google

stattet wird. — So wie das Streben nach Titeln nur ein Mißtrauen verräth, durch eigenen innern Werth etwas zu gelten, werden künftig nur selten noch Gesuche um Titelverleihungen an Uns gebracht werden. Jedoch, wo besondere Staatsverdienſten Uns Titelverleihungen anrathen, behalten Wir Uns, ſolche an verdiente In- und Ausländer zu ertheilen, hiemit ausdrücklich vor. Nach dieſen Normen glauben Wir nun Rang und Titel auf ihre einfache Natur zurückgebracht, dadurch Unſerm Staatsdienſte wohlthätige Einflüſſe bereitet, und die öffentliche Meinung von der Würdigung Unſerer Diener berichtigt zu haben. Wird man vollends aufhören, Rang und Titel, welche nur dem öffentlichen Leben, und in dieſem den Dienern nur, nicht ihren Frauen, angehören, in das Privatleben übertragen: ſo wird der geſellige Umgang eine freiere Bewegung, die äußere Kultur wird leichtere Formen zum Vortheil der innern gewinnen; — und ſo mögen dann, was Wir ſehnlichſt wünſchen, alle Nachtheile des Titelweſens aus Unſern Staaten verſchwinden."

Hierauf folgt die Organiſation der oberſten Staatsbehörden, in deren Einleitung es unter anderm heißt: „Wir wollen, daß mit dem Geiſte der Humanität und des Rechts, welcher — Wir können es mit inniger Beruhigung ſagen — ſeit ſechs Jahrzehnden Unſere Regentenhandlungen geleitet hat, auch in dem Getriebe der Verwaltungszweige mehr Einheit und Zuſammenhang, in den Geſchäftsformen eine größere Einfachheit, und in der Vollziehung die möglichſte Schnelligkeit und Kraft hervorgehe. Dies ſind die aus dem Gefühl Unſerer Regentenpflicht hervordringende Wünſche, und es iſt das Reſultat reifer Beobachtungen, wenn Wir Uns bewogen ſehen, nach dem Inhalt und der Wichtigkeit derſelben, Folgendes zu befehlen." — — Welcher Staatsbürger ſollte nicht freudig ſolchen Wünſchen ſolch eines Fürſten huldigen, — nicht mit Eifer eingreifen, um der ſchönen Kette lange Dauer zu verſchaffen, die, in fortſchreitender Entwicklung begriffen, die einzelnen Kräfte und die einzelnen Gemüther dem hochherzigen Landesvater entgegenführt, und die, jedes Individuums Werth und Rechte ſichernd, alle wahrhaft verbindend, dem Staate das unverwüſtliche Gepräge der Einheit verleiht, durch die allein nur das wahre Glück der Völker gedeihen kann.

Eine beſondere Bemerkung verdient noch, daß bei der Wahl der oberſten Staatsbeamten, ohne Rückſicht auf Religion und Provinzialität, nur höhere Einſicht und Rechtheit des Karakters ein Haupt-Criterium geweſen ſind, und der erhabene Souverän auch dadurch ſeine Weisheit, wie ſeinen edeln und großen Willen, daß gut und recht ſein Volk regiert werde, aufs herrlichſte dargelegt hat. Dieſer Wille iſt Ausfluß ſeiner längſt bekannten landesväterlichen Liebe, die, bei keinem Gliede beſonders verweilend, alle mit gleicher Innigkeit umfaſſend, einem jeden den höchſten harmoniſchen Genuß alles Wahren, Guten und Schönen zu verſchaffen ſtrebt, und ſich in dieſer neueſten Organiſation, vorzüglich in der Stelle, welche die Aufbedung der verſchiedenen Provinzial-Geſetzgebungen und die Einführung des Code Napoleon verordnet, ſo beſtimmt ausſpricht. Möchten doch mit dem Verſchwinden der mannigfaltigen, heterogenen Provinzial-Geſetzgebungen die vielfältigen egoiſtiſchen Auswüchſe, welche das Volk mit ſich ſelbſt entzweien, allmählig aufhören, und jene höhere Eintracht hervorblühen, wo Geſammtheit und Beſonderheit auf lebendige Weiſe ſich durchdringen, wo jede Eigenheit, die den Einzelnen zukommt, aus der Eigenheit des Ganzen, aus der tiefſten Mitte und Weſenheit des Volks, ſich entfaltet, und ſo zur individuellen Geſtaltung wird, in der ſich der Geiſt der Geſammtheit offenbaret! Dann erſt wird das Volk, als Individuum der Menſchheit, ſein eigenes individuelles Leben haben, und dann die Potenzen der idealen Welt, die Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion vollendet, ausdrücken.

Der Bildhauer Chriſten von Stanz.

Basel, 30 Juli.

Ein vornehmer Reiſender läßt in dem letzten Blatte des Publizisten und auch im Moniteur den Werken eines vortrefflichen, kaum genug bekannten Künſtlers Gerechtigkeit wiederfahren, den dieſe Stadt das Glück hat, ſeit einigen Jahren zu beſitzen.

Chriſten hat, während ſeines Aufenthalts in Mailand zur Zeit der Krönungsfeier, eine koloſſale Büſte von Napoleon verfertigt, die, nach dem Zeugniß vieler Kenner, vielleicht alle andern an Wahrheit und Kraft übertrifft. Eine Kopie davon iſt in einer franzöſiſchen Departementsſtadt ſo bewundert worden, daß die bisher von andern Bildhauern gelieferte Büſten des Kaiſers, als mit dieſer unvergleichlich, aus der Präfektur entfernt wurden. Wirklich muß man geſehen, daß in Chriſtens Napoleon nur das Bild des größten Helden ſeiner Zeit und eines Weltherrſchers erſcheint. Es ſtoßt durch ſein übermenſchliche Kraft, welche daraus hervorſtrahlt, die höchſte Ehrfurcht ein.

Wie bekannt, hat derſelbe Künſtler auch vor etwa vier Jahren die Büſte von Peſtalozzi gearbeitet, wovon Gypsabdrücke an vielen Orten geſehen werden. Obſchon dieſelbe im Weſentlichen treu nach der Natur und dennoch mit höherm künſtleriſchem Sinne bearbeitet iſt, ſo ſteht ſie doch meines Erachtens, beſonders in erſterer Hinſicht, weit hinter dem Medaillon zurück, welches der gleiche Meiſter vor kurzem in Alabaſter geſchnitten hat. In dieſem finde ich das Höchſte der nachahmenden Kunſt erreicht, und gewiß würden alle Freunde Peſtalozzi's einen großen Genuß im Beſitze deſſelben finden.

Was aber unſere Blicke vor allem aus feſſelte, war Chriſtens Venus Anadiomene, worin eine wahrhaft göttliche Natur in Form und Haltung ſich ausſpricht. Das Detail iſt mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet, und dennoch ohne Kleinlichkeit. Jeder einzelne Theil des Körpers iſt ein Studium. Ich kann mir nichts von weiblicher Schönheit vorſtellen, das dieſes Bild übertreffe, und doch ſah ich es neben einer vortrefflichen Kopie der medizeiſchen Venus von der gleichen Hand. Der Meiſter verſicherte uns, daß nichts daran andern Kunſtwerken nachgeahmt ſei; er habe in der Natur einzig Modelle dazu geſucht. Vielleicht iſt dieſes Werk der gültigſte Beweis, wie falſch die Meinung vieler Künſtler iſt, daß das vollendete Schöne nur in den Antiken gefunden werde. Chriſten hat doch nach denſelben gebildet, und weiß nun aus dem Urquell zu ſchöpfen, aus dem ſie auch gefloſſen ſind.

Ich könnte noch mehrerer Werke dieſes ſchweizeriſchen Künſtlers erwähnen, die uns in einem hohen Grade ergötzten und gewiß Kenneraugen befriedigen werden; aber ich wollte nur von dem ſprechen, was mir am meiſten auffiel, und etwas dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit des Publikums für etwas zu gewinnen, das ſie gewiß um deſto mehr verdient, je ſeltener vollendete Skulpturwerke in der Schweiz und überhaupt ſind.

Digitized by Google

Stoff zu Parallelen.

Historische Wahrheit.

Nach dem Frieden von Campo Formio machte man eine Berechnung, um die Thaten der französischen Armeen in Zahlen zu reduziren. Es haben, hieß es, die Franzosen vom 8 Sept. 1793 bis zum 19 Febr. 1797 über vier Feinde 261 Siege davon getragen, worunter 31 große Feldschlachten gezählt wurden. Darin waren getödtet 152,600 Mann, und 197,784 Kriegsgefangene gemacht, 1338 Festungen oder wichtige Städte erobert, 319 starke Lager oder Verschanzungen eingenommen. — Die Sache könnte sogar als richtig angenommen werden; was aber wäre dabei für die Historie gewonnen?

Ich habe einen Bekannten; er ist der beste Mann von der Welt, mag keinen Finger bluten, kein Kind weinen sehen; aber in den Zeitungen wird ihm selten genug gemordet. Seine Grausamkeit geht so weit, daß er bei jedem neuen Friedensschlusse seufzte: „Die armen Zeitungsschreiber!“ — Allein er beklagte damit in der That nur sich, den Zeitungsleser, selbst, aus Furcht vor künftiger langer Weile.

Nach dem Tilsiter Frieden schlos er das Generaltableau aller von ihm aufgezeichneten Schlachtopfer der Revolution und des daraus entstandenen Krieges. Er hielt darüber seit 1789 ein eigenes Buch, und der Hamburger Korrespondent, die Frankfurter Reichspostamtszeitung, und nachmals Posselts allgemeine Zeitung, hatten ihm vorzüglich den Stoff dazu geliefert, so wie noch einige andere öffentliche Blätter, die er gelegentlich erhielt, denn jene schafte er sich auf eigene Kosten an.

Und als der Kriegstodes-Registrator sein Buch schloß, und die Zahl aller nach den Zeitungen umgekommenen, laternirten, fusilirten, guillotinirten, noyirten, fahrirten, auf dem Schlachtfelde gebliebenen, in den Seeschlachten gefallenen oder ertrunkenen, in Städten und Dörfern niedergemachten oder verbrannten Menschen, ferner den vierten Theil aller Verwundeten, welche in den Spitälern und Bazarethen geboren sein mußten (er glaubte in dieser Annahme sehr mäßig zu sein), zusammen addirte, ergab sich eine Summe von mehr als einhundert zweiundvierzig Millionen durch den Krieg und die Revolutionsgreuel hingerichteter Menschen (eigentlich 142,214,817 Menschen).

Er wollte sein Todtenregister, mit allen Hinweisungen auf die dokumentirenden Zeitungen, drucken lassen, um der Welt die außerordentliche Thatsache kund zu thun. An einem begierigen Verleger hätt' es ihm nicht gefehlt; wohl fehlte es ihm zuletzt selbst an gutem Willen, da ich ihm vorstellte, daß die Summe aller in Europa wohnenden Sterblichen etwa nur einhundert und achtzig Millionen betrage, folglich die Zeitungsschreiber in einem Zeitraum von zwanzig Jahren beinahe die ganze Bevölkerung unsers Welttheils durch Krieg abgeschlachtet hätten.

Der gute Revolutions- und Kriegstodes-registrator, dessen Name jetzt auch schon in dem Register der Gerechten steht, meinte sich viel mit der Historie; schrieb und zählte und rechnete viel, und that am Ende, wie jener Engländer, der Griechenland durchreisete, und sich die Zeit damit vertrieb, die Schritte des in der Karavane vor ihm gehenden Kameels zu zählen, wobei er es so weit brachte, behaupten zu können, dies Thier mache in der Stunde zwei und drei Viertel englische Meilen, unbekümmert, ob die Kameele alle gleichen Schritt hatten. — — Oder wie ein Amerikaner, der sich die Mühe gab, drei Jahre hinter einander, alle Tage acht Stunden lang, Verse, Wörter und Buchstaben in seiner Bibel zu zählen. Am Ende machte er bekannt, er habe gefunden, die Bibel enthalte 31,173 Verse, 773,692 Wörter und 3,566,480 Buchstaben. Der Name Jehova befinde sich in der Bibel 6855 mal, und das Bindewortchen und 46,227 mal. Das mittelste Kapitel der Bibel sei der 117 Psalm. — Der fleißige Mann hatte nur des kleinen Umstandes nicht geachtet, daß es in der Welt vielerlei Bibelübersetzungen gäbe, und selbst die Originalcodexes abweichend sind.

(Der Schluß folgt.)

Varietäten.

Aus Deutschland.

— Nach der Eintheilung, welche das Großherzogthum Baden seit seiner Vergrößerung erhält, hat es drei Provinzen mit einer Population von 922,639 Seelen. Nämlich die großherz. bad. Provinz Oberrhein hat 369,516 Einwohner, die Provinz Mittelrhein 270,306, die Provinz Unterrhein 282,827. Da nun das Großherzogthum 8000 Mann als Bundes-Kontingent stellt, müssen immer auf 465 Köpfe vier Soldaten gerechnet werden.

Aus Frankreich.

— Faujas de Saint Fond gibt in seiner geologischen Reise von Milla nach Genua (in den *Annales du Muséum d'histoire naturelle, VI année, III cahier*) folgende interessante Notizen über die Zitronen-Ernte in den Gegenden von Monaco und Menton, jetzt zum Depart. der Alpes maritimes gehörig.

Vom Kap Martin bis Menton wandelt man beständig in den schönsten Oliven- und Zitronenhainen. Die Kultur der Zitronen-Pflanzungen ist hier die vorzüglich begünstigte. Es ist unglaublich, mit welcher Sorgfalt das Wasser überall aufgefangen, eingesammelt und vertheilt wird, um die Zitronen-Plantagen zu nähren.

Man unterscheidet mehrere Zitronen-Sorten. Die Köstlichste von allen nennt man hier *bergamot*. Ihre Farbe ist glänzendes Gelb, sie hat sehr fein, ihr Saft in Fülle und die Frucht erhält sich lange. Die erste Zitronen-Erndte beginnt gegen den 21 November und dauert bis zum 21 März; denn nicht alle werden in gleicher Zeit reif. Diese erste Reife heißt *prima fiore*, Zitronen der ersten Blüte; sie sind die vollkommensten, und ertragen den Transport am besten. Diejenigen, welche vom 21 März bis zum 21 Juni gesammelt werden, oder von der *seconda fiore*, sind zwar gut, aber stehen doch schon den ersten nach; die, welche man vom 21 Juni bis 21 Sept. bricht, heißt man Verdame.

Drei obrigkeitliche Personen von Monaco, Roquebrune und Menton versammeln sich beim Anfange jeder Zitronenlese, und setzen nach Verhältniß der Menge und Qualität den Preis fest. Man verkauft die Zitronen nur tausendweise, und um verdammt zu heißen, müssen sie in der Mitte

Digitized by Google

zwei Zoll im Durchmesser haben; darum hat jeder Parfümeur zum Abschmaas für die Zitrone einen eisernen Ring, der obrigkeitlich versiegelt sein muß. Alle kleinere Zitronen werden ausgedrückt; man schickt den Saft nach Lyon in Fässern, um dort damit die aus dem *Safranum* gezogene schöne Rosenfarbe zu bereiten. Die Zitronenrinden werden auf Oel bereitet, das zu Parfümerien nach Paris, Nizza und Grace geht.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Juli 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	27. 2	27. 1 8/10	+ 14	+ 23	+ 29	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
2	27. 1 8/10	27. 1/10	+ 13	+ 24	+ 21	—	—	—	Thau	S. O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
3	27. 8/10	27. 3/10	+ 15	+ 20	+ 15	—	Regen	Regen	Thau	N. W.	S. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
4	27. 2/10	27. 3/10	+ 14	+ 14	+ 11	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 8/10	27. 4/10	+ 10	+ 13	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	27. 1	27. 3	+ 8	+ 11	+ 9	Regen	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 3 4/10	27. 2 4/10	+ 8	+ 18	+ 15	—	—	—	Thau	O.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter
8	27. 2 4/10	27. 1 8/10	+ 11	+ 19	+ 19	—	—	—	Thau	S. O.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter
9	27. 2	27. 2 3/10	+ 11	+ 20	+ 18	—	—	—	Thau	S. O.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter
10	27. 2 3/10	27. 2 6/10	+ 13	+ 20	+ 19	—	—	—	Thau	S. O.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter
11	27. 2 9/10	27. 3 2/10	+ 14	+ 24	+ 18	—	—	—	Thau	S. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
12	27. 3 1/10	27. 3	+ 13	+ 24	+ 19	—	—	—	Thau	N. O.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter
13	27. 3 2/10	27. 2 5/10	+ 12	+ 25	+ 21	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
14	27. 2 7/10	27. 2	+ 15	+ 26	+ 20	—	—	—	Thau	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
15	27. 2 5/10	27. 1 2/10	+ 15	+ 26	+ 22	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
16	27. 1 3/10	27. 1/10	+ 15	+ 28	+ 21	—	—	—	Thau	N. W.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
17	27. 1/10	27. 1 3/10	+ 15	+ 24	+ 21	—	—	—	Thau	N. O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
18	27. 1 3/10	27. 1 8/10	+ 15	+ 27	+ 20	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
19	27. 1 7/10	27. 1	+ 14	+ 24	+ 20	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
20	27. 1/10	27. 7/10	+ 15	+ 19	+ 17	—	Regen	—	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	27. 4/10	27. 5/10	+ 15	+ 23	+ 18	—	—	—	—	N. W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
22	27. 5/10	27. 9/10	+ 16	+ 19	+ 17	—	Regen	Regen	Thau	N. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
23	27. 9/10	27. 1 3/10	+ 15	+ 20	+ 14	Regen	—	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 1 4/10	27. 1 9/10	+ 15	+ 23	+ 16	Regen	—	Regen	—	W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
25	27. 1	27. 1 1/10	+ 14	+ 16	+ 17	Regen	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	27. 1 1/10	27. 1	+ 14	+ 21	+ 18	—	—	—	Thau	N. W.	N.	Vorm.	heiter	heiter
27	27. 1 1/10	26. 9 5/10	+ 13	+ 22	+ 18	—	—	Regen	Thau	N. W.	S. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
28	26. 9 4/10	26. 9 3/10	+ 16	+ 17	+ 17	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 9 1/10	26. 9 7/10	+ 13	+ 16	+ 14	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
30	27. 1/10	27. 3/10	+ 14	+ 18	+ 17	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
31	27. 6/10	26. 9 6/10	+ 16	+ 23	+ 19	—	—	—	Thau	S. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter

Anmerkungen.

Die Mittagshitze stieg, doch nur einen Tag, in diesem Monat bis auf 28° ; in der Sonne frei stand das Quecksilber des Thermometers auf + 33 an demselben Tage. Es war der 16.

Manchfaltig zehlen Gewitter; davon zwei (den 2 Abends 9 Uhr und den 19 Abends 9 Uhr) nur entfernt wahrgenommen wurden, hingegen acht in der Nähe, nämlich den 3 Morgens 11 Uhr, am gleichen Tage Nachmittags halb 4 Uhr, mit Hagel begleitet, und Nachm. 6 Uhr; den 19 Nachm. 6 Uhr; den 22 Mittags 12 Uhr; den 23 Nachmittags 6 Uhr; den 26 Nachm. 1 Uhr; den 27 Nachm. 5 Uhr. Das gewöhnliche Fallen des Quecksilbers vor dem Gewitter betrug eine Linie; das stärkste 1 7/10 Linien.

Das heftigste Wetter war am 3 Juli. In verschiedenen Tagszeiten zogen drei verschiedene Gewitter vorüber, mit Sturmwind, gewaltigen Regengüssen und Hagel begleitet. Schon am Morgen dieses Tages dampften an einzelnen Stellen des Frühes einzelne Nebel auf, woraus alle heute auf Hagel deuteten. In der Nacht vorher sahen mehrere Personen, von 2—3 Uhr, eine Feuerkugel am südlichen Horizont sich ungemein langsam von Nordost nach Südwest bewegen, und ohne Knall verschwinden. Der Hagel am Nachmittage hatte meistens Wallnußgröße, und war kein Conglomerat von mehreren Steinen. In einem bestehen von 1 Zoll Durchmessers, zählte ich dreizehn hellere Ringe, und einen hellen Kern in der Mitte. So glichen alle diese Hagelsteine, ließ man sie halb abschmelzen, einer durchschnittenen Zwiebel. Nachdem der Hagel vorüber war, verspürte man überall fast 15 Minuten lang einen sonderbaren, knoblauchartigen Geruch. Einzelne Stellen der Felder und Hügel bemerkten zugleich einen schweren niederfallenden Nebel, ganz rauchartig, in die Höhe. — Die Disposition der Atmosphäre zu solchen Erscheinungen muß ziemlich allgemein gewesen sein. Die Gewitter kamen von Nordwest. Schon den 1 und 2 Jul. hatte Frankreich ähnliche Hagelwetter gehabt. In Domfront und Argentean waren Hagelsteine gefallen, die laut öffentlichen Berichten 11 Zoll im Umfang gehabt haben. In Bernay für Orne fielen dergleichen acht Pfund schwer; eine ganze Heerde ward davon erschlagen, auch fand man in den Forsten viel Wildpret davon getödtet.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 64. — den 10 August 1808.

Friedrich der Zweite und Napoleon der Erste *), vom Obersten von Massenbach.

Als Rom auch Griechenland und Mazedonien erobert, und Paul Aemil seinen triumphalischen Einzug in Pella, der Vaterstadt Alexanders des Großen, gehalten hatte: da trat vor den mächtigen Römer ein freier Mann. In jeder Brust des Mazedoniers glühte der Enthusiasmus für seinen König Alexander, und der Schmerz über das Schicksal seines Vaterlandes zerriß ihm das Herz.

Von diesen Gesinnungen bestürmt, stellte der hochherzige Redner eine Vergleichung an, der Großthaten Alexanders mit den Thaten der Römer.

Paul Aemil, groß als Feldherr, noch größer als Mensch, und alle die tapfern Anführer des römischen Heeres, gaben der Freimüthigkeit Beifall, mit welcher der Redner von den Thaten seiner Helden sprach. Die Welt hatten die Römer erobert; heilig war ihnen die Freiheit des Geistes; ehrwürdig die Freimüthigkeit, mit welcher die Ueberwundenen von den Thaten ihrer Väter sprachen. Es sollte weder diese Rückerinnerung unterdrückt, noch die Sprache der Griechen vernichtet werden.

Die überwundenen Griechen gaben einen großen Beweis von Duldwilligkeit, und — wir sind nicht weniger duldwillig.

*) Fragment eines größern Werks, welches zu Michaelis dieses Jahres im Verlage des Amsterdamer Industrie-Comptoirs erscheinen wird.

Friedrich der Zweite und Napoleon der Erste, oder die Jahre 1756, 1757, 1758, und die Jahre 1805, 1806, 1807.

Dem Feldzuge Friedrichs im Jahre 1756 lag eben die Idee zum Grunde, welche dem Feldzuge Napoleons im Jahre 1805 zum Grunde lag.

Sowohl Friedrich als Napoleon, jeder wollte die Flamme des Krieges ersticken, ehe sie sich weiter ausbreiten konnte; jeder wollte durch einen und eben denselben raschen Streich den Krieg anfangen und vollenden.

Die Sachsen und die Oesterreicher wollte Friedrich überwältigen, ehe die Russen und die Franzosen auf dem Kriegesschauplatz erscheinen konnten.

Die Oesterreicher wollte Napoleon besiegen, und die Besiegte zum Frieden zwingen, ehe die russische und englische Armeen in Deutschland gelandet, oder jene an der Donau angekommen sein konnten.

Friedrich mußte die Sachsen unterjochen, ehe er den österreichischen Boden betreten konnte; Napoleon warfen sich die Baiern in die Arme.

Der Reiz, Baiern zu erobern und das reiche Schwaben als eine Kornkammer zu benuhen, veranlaßte den General Mack, bis Ulm vorzugehen. Er hätte Würzburg nehmen, und die dahin geflüchteten Baiern entwaffnen sollen. Mack ergriff eine halbe Maasregel; er blieb auf der Hälfte des Weges zur Offensive stehen, und deswegen fand er bei Ulm seinen Untergang. Zu einer Stellung (Position) nahm er seine Zuflucht, wie sein Lehrer Laudon; und in dieser Stellung gab er seine beiden Flanken preis. Er kannte noch immer nicht Napoleons strategische Taktik.

Digitized by Google

Autowsky, an militärischer Einsicht oder vielmehr Gelahrtheit weit unter Mack stehend, besitzt mehr Vernunft, mehr gesunde Beurtheilungskraft, als der österreichische Feldherr.

Er ist weit entfernt, seinem kühnen Gegner bis Wittenberg entgegen zu gehen; er, Autowsky, begnügt sich, eine in der Front und in den Flanken, also eine überall unangreifbare Stellung zu beziehen; und hätte die Staatswirthschaft Brühls Kräfte genug Sorge dafür getragen, auf dem unerreichbaren Königstein Kriegs- und Mundvorräthe anzuhäufen, und durch letztere das kleine Heer gegen den Hungertod zu schützen: dieses kleine Heer würde der Kühnheit Friedrichs ein unüberwindliches Hinderniß entgegen gesetzt haben. Schon jetzt wurden Friedrichs Operationen durch Autowsky's Widerstand gelähmt.

Nach der Frist von drei Tagen muß Mack das Gewehr in Ulm niederlegen, und Napoleon geht unaufhaltsam über den Inn, und nach geringem Widerstande selbst bis Wien; er überschreitet sogar die Donau.

Friedrich gewinnt eine Schlacht an den Ufern der Elbe. Aber diese Schlacht hat nur die Uebergabe der Sachsen zur Folge; Friedrich wird zu einem zweiten Feldzuge genöthigt.

In mehreren Heeresabtheilungen dringt er in Böhmen ein; die Macht der Feinde vereinigt sich bei Prag; es glückt ihm nicht, sie vor ihrer Vereinigung zu schlagen, nehme ich Königsegg aus, der jedoch, trotz Schwerin, nach Prag entkommt.

Brown erwartet Friedrich mit der Fassung eines unerschütterlichen Gemüthes; er läßt sich durch kein Manöver seines kühnen Gegners täuschen; er steht in einer beinahe unangreifbaren Stellung. Die aufsteigende Sonne sieht die Schlacht beginnen, die untergehende wirft ihre letzten Strahlen auf die Kämpfenden.

Nicht wenige Stunden, wie bei Austerlitz, dauert das hartnäckige Gefecht. Friedrich bleibt Sieger, aber der Kern seines Fußvolks ist vernichtet; er gewinnt das Schlachtfeld, aber er muß eine Stadt belagern, die von 30,000 Mann vertheidigt wird. Der verwundete Brown beschwört die um sein Sterbebett versammelten Feldherrn, den ehrenvollen Tod, nicht die Schande zu wählen; aber die Stadt ist mit allem versehen, was zu einer langwierigen Vertheidigung erforderlich ist.

Zwei blutige Siege hat Friedrich erfochten, aber doch ist er seinem Ziele nicht näher gerückt. Er hat mit Männern zu thun.

Ihr Tage von Lowosiz und Prag, wie würdet ihr herabgewürdiget werden, wollte man euch mit Austerlitz vergleichen!

Wir kommen auf die neuere Zeit, auf das Jahr 1805.

Die Generale Essen und Bennigsen, jener mit 12000, dieser mit 30,000 Mann, sind in langsamem Anzuge; die preußische Armee, 180,000 Mann stark, durch Rußlands Drohungen anfangs östlich geworfen, jetzt wegen Bernadotte's entscheidendem Marsche und Rußlands Schmeichelungen sich westlich wendend, tritt der neuen Koalition bei, ohne das Heer derselben wirklich zu verstarken.

Die verbündeten Kaiser erwarten also eine Verstärkung von 220,000 Mann. Sie schwächen den Feind, wenn sie sich in die Gebirge zurückziehen, wenigstens die Morawa vor die Front nehmen. Ihre Kraft nimmt auf eine vielfache Art zu, indessen die Kraft der Feinde, durch die verlängerte Operationslinie, auf vielfache Art abnimmt.

Die verbündeten Kaiser müssen die Schlacht vermeiden, — Napoleon muß sie wünschen. Von Leidenschaftlichkeit dingerissen erfüllen die verbündeten Kaiser den Wunsch ihres Gegners.

Verzögerung würde diesem unendlich geschadet, sein ganzes Genie aufgefordert haben, sich aus der gefahrvollen Lage zu retten. Franz und Alexander berieten sich selbst, Napoleon zu retten, denn sie eilen, eine Schlacht zu liefern, die sie jetzt noch vermeiden mußten; und so werden sie die Opfer.

Daun und Laudon sind Friedrichs Gegner. Der erste ist ein Mann von Talent, der zweite ein Mann von Genie.

War Laudon, dieser Sohn des Muthes und der Entschlossenheit, war Er Oberfeldherr Oesterreichs, konnte Er unumschränkt gebieten über die Anwendung dieser, Preußen überlegenen, Staatskräfte; war in Laudon die Feindheit der Staatsverwaltung; leitete Er die Politik; ordnete er den innern Mechanismus des Staates, mit eben der Allmacht, wie er den Mechanismus des Heeres ordnete: fürwahr, Friedrichs Wagschale würde der kühne Liefländer aufgewogen haben. Napoleon zählte nie einen Laudon unter seinen Gegnern.

So wie der Feldzug 1805 eine große Aehnlichkeit hat mit dem Feldzuge 1756, so hat der Feldzug 1806 auch eine große Aehnlichkeit mit dem Feldzuge 1805.

Der Herzog von Braunschweig wählt weder die Defensive, welche er wählen konnte, noch die Offensive, welche ihm vorgeschlagen wurde: er bleibt, wie Mack, auf dem halben Wege stehen. Wie dieser, ergreift er eine halbe Maasregel, und in diesem Betragen findet er, wie dieser, seinen Untergang.

Vergeblich wird ihm früh die Nothwendigkeit vorgestellt, mit zwei selbstständigen Heeren in Franken einzubrechen, oder aus seinen gefahrvollen Stellungen bei Gotha, Erfurt und Jena links abzumarschiren, über die Saale zu gehen, und die Divisionen der Armee Napoleons anzugreifen, ehe sie sich aus den Defileen der Frankenwälder habe entwickeln können.

Der Herzog ist aus seiner Lethargie nicht zu erwecken. Zwar ergreift ihn augenblicklich sein ehmaliges kriegerisches Feuer, und er führt die Armee nach Hochdorf; aber nur während eines kurzen Moments wird der Herzog vom Drange der Umstände emporgehoben. Er kommt nur bis Blankenhain, und dieser Vormarsch geschieht jetzt ganz zur Unzeit; er ist die letzte Zuckung, der letzte konvulsivische Krampf, des dahinschwindenden preußischen Kriegs-Genius, und nun ist es um die Armee Friedrichs des Zweiten geschehen.

Nicht der Feind, die falsch gewählte Stellung hat die unglückliche Armee vernichtet.

Die Größe des Widerstandes, welche Friedrich mit geringen Mitteln zu überwinden hatte, macht die Größe Friedrichs. Wir sehen ihn im Kampfe mit Riesen. Aber Napoleon greift gewaltiger in die Weltverhältnisse ein, als Friedrich eingreifen konnte; Napoleon schwebt auf den Fittigen des Orkans, den der Geist einer in einer fürchterlichen Revolution begriffenen Welt erregt hat; Friedrich stand an der Spitze eines ruhigen, wahrlich nicht exaltirten, wenig zahlreichen Volkes.

Man sehe an die Stelle des 72jährigen Herzogs, den Erbprinzen, oder Friedrich II in der Kraft seiner Jahre. Mit Vertrauen auf sich selbst und auf ihr Glück gingen sie dem Feinde entgegen; sie gewannen die Schlachten, und die germanische Welt stand als ihr Bundesgenosse auf. — Macedonien fehlte nur ein Mann, und Paul Aemil siegte nicht bei Pydna!

Wir wollen diese Vergleichung der Feldzüge Friedrichs II und Napoleons I fortsetzen.

Digitized by Google

Friedrich dringt im Jahre 1758 in Mähren ein; er belagert Olmütz; sein Unternehmen scheitert, verloren hält man ihn und sein Heer. Von Schlesien und den Festungen an der Neiße ist er abgeschnitten. Er rettet sich durch eine feuervolle Invasion aus Mähren nach Böhmen, und gewinnt so die Gemeinschaft mit seinen Gebirgsfestungen, mit Glatz und Schweidnitz. — Durch außerordentliche Mittel rettet sich der außerordentliche Mann: Das Genie erfindet, der gewöhnliche Mensch staunt!

Laudon konnte dem Könige auf dem Gebirge, welches Mähren von Böhmen scheidet, auf jenem berühmten Passe, der unter dem Namen des schönen Hengstes bekannt ist, zuvorkommen, ihn abschneiden; der verfolgende Daun den König zwischen zwei Feuer bringen. Laudon und Daun versäumten diese mögliche Unternehmung.

Im Jahre 1805 dringt Napoleon in Mähren ein. Auch ihn sehen wir in der Gegend von Olmütz.

Napoleon befand sich im Jahre 1805 in Mähren in einer weniger gefahrvollen Lage, als sich Friedrich im Jahre 1758 in eben diesem Lande befunden hat. Zwei Fälle konnten Statt finden. Entweder siegte Napoleon in dieser Gegend, wie er dann gesiegt hat, oder er ward besiegt. — Wir wollen beide Fälle näher beleuchten.

Napoleon hat gesiegt. In welcher Lage befand sich die preußische Armee, als die Nachricht von diesem Siege in Berlin ankam?

Bekanntlich war diese ganze Armee auf dem Marsche nach Erfurt begriffen, nachdem am 3 Nov. mit dem russischen Kaiser ein Traktat abgeschlossen worden war, vermöge dessen der König von Preußen der Koalition unter gewissen Bedingungen beitreten wollte. — Die schlesische Armee konnte erst den 9 Dez. in der Gegend von Erfurt eintreffen. In Schlesien war nur ein Korps von 15000 Mann zurückgeblieben, und dieses Korps reichte kaum hin, die noch immer unbewaffneten schlesischen Festungen zu besetzen.

Zwar hatten Vorstellungen nicht gefehlt: die falsche Armee müsse in Schlesien bleiben; die Festungen müßten in Belagerungsstand gesetzt werden; abwarten müsse man, bis die Russen durch Schlesien marschirt und an der Donau angekommen sein würden.

Die Vorstellungen waren bereits in den ersten Tagen des Oktobers von Breslau aus gemacht, und in den ersten Tagen des Novembers von Dresden, von Meissen und Leipzig aus wiederholt worden. — In der Nacht vom 13 zum 14 Nov. war von Leipzig aus geschrieben worden, Napoleon werde am 13 Nov. in Wien eintreffen; eine Weissagung, die mit mathematischer Gewißheit gemacht werden konnte, weil man schon am 11 Nov. von der Niederlage der Russen und Oesterreicher, auf dem rechten Ufer des Inn, sehr authentische Nachrichten erhalten hatte.

Dahin also war die Aufmerksamkeit geleitet worden, daß unsere Armee westlich marschirte, indessen Napoleon nach Osten eilte; daß also Schlesien in Gefahr kommen könne, weil Napoleon unsere linke Flanke umgehe; daß man den Oesterreichern nur dann zu Hülfe kommen könne, wenn man an der Elbe stehen bleibe.

Vergebens waren alle diese Vorstellungen; sie wurden keiner Antwort gewürdiget: vergebens das Angstgeschrei der Oesterreicher, ihr Rufen um Hülfe; sie fanden kein Gehör. Die preussische Armee verfolgte eine Richtung, welche ihr allen strategischen, und dem Staate allen politischen Einfluß rauben mußte.

Diese unglückliche Armee sollte schon im Jahre 1805 nach einer Gegend hingezogen werden, in welcher sie im folgenden Jahre ein Opfer falscher strategischer Ansichten wurde. Viel zu spät zog man im Jahre 1805 nach dem linken Ufer der Saale und nach Erfurt hin; frühe, sehr frühe hätte man nach dem linken Ufer der Donau, oder nach dem rechten Ufer des Rheins, auf den Fittigen des Sturmwindes eilen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Historische Wahrheit.

(Beschluß.)

Fontenelle nannte die Geschichte eine Fable convenue.

Sir Walter Raleigh, der Verfasser einer mit Fleiß und Scharfsinn bearbeiteten Weltgeschichte, die für seine Zeit mit Recht bewundert ward, und ihn, hätte er sie vollendet, unsterblicher als seine Thaten in Amerika gemacht haben würde, erlebte zu Fontenelle's Wort einen seltsamen Kommentar.

Er hat bekanntlich nur den ersten Theil seiner Geschichte drucken lassen, und das Manuskript des zweiten in's Kaminfeuer geworfen. Einer seiner Biographen erzählt, sein Verleger Burre habe geklagt, der Absatz sei so gering gewesen, daß die Kosten damit nicht gedeckt wurden, und Raleigh hatte erwidert, darauf seine Handschrift den Flammen geopfert. — Andere wird von andern, ich weiß nicht ob wahrer, gewiß aber interessanter, der Anlaß des Auto da Fe's erzählt.

Raleigh saß 1615 im Tower gefangen, weil er an einer Konspiration zu Gunsten der Arabella Stuart Theil genommen haben sollte. Er hatte an seiner Weltgeschichte gearbeitet, und trat von ohngefähr an's Fenster, wo plötzlich ein mächtiger Lärmen seine Aufmerksamkeit fesselte. Er sah auf dem Hofe, auf welchen hinaus sein Fenster ging, jemanden, der einen andern schlug. Dieser andere schien, der Kleidung nach, ein Offizier zu sein; trug auch einen Degen an der Seite, welchen er gegen den angreifenden Theil zog und ihm damit den Leib hieb. Der Erstochene fiel, gab aber vorher noch dem Offizier einen Stockstreich, davon derselbe zu Boden stürzte.

Die Wache kam, und schleppte den Offizier weg, der fast ohne Besinnung da lag, während einige Leute beschäftigt waren, den getödteten Mann fortzutragen. Sie hatten viel Mühe durch den zusammengelaufenen Volkshaufen zu kommen.

Raleigh erhielt den folgenden Tag von einem seiner Freunde, der durch strenge Rechtschaffenheit bekannt war, einen Besuch, und diesem erzählte er das gesehene Abentheuer. Natürlich mußte er sehr erstaunen, da der Freund ihm die Bemerkung machte, es sei fast kein einziges wahres Wort an der ganzen Geschichte; der vorgebliche Offizier wäre nur der Hausbedienge eines fremden Ambassadeurs gewesen, und dieser Bediente habe der erste ausgefchlagen; eben so unrichtig sei es mit dem Degenziehen, nicht der Bediente, oder vorgebliche Offizier habe den Degen gezogen, sondern der andere habe sich desselben bemächtigt und dem vermeinten Offizier solchen durch die Rippen gejagt; dann habe einer von den Zuschauern den Mörder mit einem Stockstreiche zu Boden geschlagen, und ein Paar Fremde hätten den Leichnam des Erstochenen mit sich genommen.

„Erlauben Sie,“ sagte Raleigh, „es ist möglich, ich mag mich in Rücksicht des Standes vom Mörder geirrt haben; alle andern Umstände übrigens sind genau so, wie ich sie Ihnen erzählt habe, denn ich darf Ihnen nur sagen, alles sah ich mit eigenen

Digitized by Google

Augen, alles geſchah unter meinen Fenſtern, dort im Hof unten, bei dem einzeln liegenden Quaderſteine dort.“ —

„Ganz recht,“ erwiederte Raleigh's Freund, „auf dieſem Steine ſaß ich eben, als der Handel vorging. Sehen Sie die kleine Schramme auf meiner Wange? Ich bekam ſie, als ich dem Mörder den Degen wegriß, und auf Ehre, Sie haben ſich über alle Punkte des Vorfalls gänzlich betrogen.“

Als Sir Walter Raleigh wieder allein war, nahm er das Manuſkript vom zweiten Bande ſeiner Geſchichte, und legte es ganz ruhig in's Feuer. „Wenn ich in der Wahrheit eines Ereigniſſes fehl gehen kann, deſſen kalter, vortheilloſer Augenzeuge ich war: wer ſteht mir für die Wahrheit von Geſchichten gut, die ſich Jahrhunderte, und Jahrtauſende vor meiner Geburt ereigneten?“

Variétäten.

Aus Deutſchland.

— „Wer neutral bleibt in bürgerlichen Unruhen, der werde verſtoßen und ſein Gut konfiszirt!“ ſagte der philoſophiſche Archont Solon. Sein Geiſt ſchwebt wieder in der europäiſchen Republik, und Neutralität wird zur Feindſeligkeit gegen alle. Eben durch ſie wahrſcheinlich verlor der Herzog von Mekkenburg beinahe acht Monate lang ſein Herzogthum (vom 28 Nov. 1806 bis 11 Jul. 1807). Durch Alexanders Vermittelung empfing es's wieder. Seitdem trat er dem großen germaniſchen Bunde bei; ſeinem Beiſpiele folgte im vergangenen Märzmonat auch der Herzog von Mekkenburg-Strelitz.

Der germiſche Bund gewann dadurch abermals anſehnliches Zuwachs. Nach den neueſten ſtatiſtiſchen Angaben haben die Herzogthümer Mekkenburg einen Flächenraum von ungefähr 274 Quadratmeilen, davon auf Schwerin 226, auf Strelitz 48 kommen dürften; ferner eine Population von 398,836 Seelen (laut Zählungen in den Jahren 1806 und 1807), davon 70,000 Seelen auf Strelitz; 328,836 auf Schwerin zu rechnen ſind. Die Staatseinkünfte des Herzogs von M. Schwerin werden auf 1 Million Thaler, die von M. Strelitz auf 300,000 Thlr. angegeben.

Alles Grundeigenthum im Mekkenburgiſchen iſt zwiſchen der Landesherrſchaft, den Städten und den Gutsbeſitzern getheilt. Der Bauer iſt überall nur Pächter ſeines Gehöfts. Ungerechnet, was der Herzog als Partikular beſitzt, nehmen bloß die M. Schwerinſchen Domänen (in 43 Aemter vertheilt) einen Flächenraum von 83 11/13 Quadratmeilen; alſo über ein Drittel vom Flächenraum des ganzen Herzogthums ein, mehrere nach und nach angekaufte ritterſchaftliche Güter und die Herrſchaft Wismar nicht mit in Anſchlag gebracht.

— Noch durch den letzten Vertrag von Fontainebleau (11 Nov. 1807) verlor das arme, vielfach beſchnittene Deutſchland einen Flächenraum von ungefähr 70 Quadratmeilen und 160,000 Einwohnern. So gingen Weſel, Kaſſel, Fodbrim, Kehl an Frankreich, und beträchtliche Küſtenländer an der Nordſee an Holland.

Nach den Berechnungen des verdienſtvollen Dr. Trome (deſſen kleines Vaterland, die Herrſchaft Kniebauſen, bei dieſem Anlaß ebenfalls von Deutſchland getrennt wurde) gewann das Königreich Holland durch die neuen Vergrößerungen an der Nordſee einen Flächenraum von 64 Quadratmeilen und 142,000 Seelen; nämlich das Fürſtenthum Oſtfriesland mit 56 Quadratmeilen, 120,000 Einwohnern; 4 Städten, 7 Flecken, 9 Herrlichkeiten, 356 Dörfern, 6 Inſeln, und einigen Geeſtſten, von denen freilich keiner gar bequem iſt; — ferner die Herrſchaft Jever mit 8 Quadratmeilen, 14,000 Menſchen, einer Stadt, 20 Kirchſpielen; — endlich die beiden Herrſchaften Varel und Kniphauſen, davon jene etwa 2 Quadratmeilen, 4500 Seelen, 1 Flecken, 10 Dörfer und mehrere einzelne Höfe; dieſe aber anderthalb Quadratmeilen, 3000 Seelen, 29 kleine Dörfer und Oerter hat.

Die Acquiſition iſt für Holland von großem Werthe; denn dadurch beherrſcht es die ganze ſeeſtarke Norddeutſchlands vom Ausfluſſe der Ems bis zum Ausfluſſe der Weſer; erhält Emden, deſſen Handel durch Verbeſſerung des Hafens weit beträchtlicher werden kann; überdauert ein Land von bisheriger, mäßiger, wohlhabender Einwohnerzahl, reich an Getraide, Torf, trefflichem Rindvieh, und anſehnlicher Schafzucht. Der König von Preußen hatte von Oſtfriesland eine jährliche Revenue von einer Million Gulden.

Dankbar ehrt dieſe Provinz noch jetzt Preußens Andenken. Denn unter Preußens Regierung haben ſich innere Kultur und Wohlſtand beträchtlich gehoben. — Auf der Jeverſchen Inſel Wangerode wurde noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das Strandrecht geübt, und in der Kirche dafür gebetet, daß Gott den Strand der Inſelküſte ſegnen, das heißt, recht viel Schiffe auf den Sandbänken, von denen die Inſel umringt iſt, ſtranden laſſen möchte. Das geſtrandete Schiff wurde dann konfiszirt, und die Steuerbeamten beſtellten, die anläßliche Herrſchaft von Jeverland und ſämmtliche Einwohner der Inſel, bekamen von der Beute jede ein Drittel zum Antheil.

Aus Frankreich.

— * Paris. Es iſt kaum der Mühe werth zu bemerken, daß Galls Erſcheinung in Paris und ſeine Schädellehre den frivolen Pariſern ein vorübergehender Gegenſtand des Witzes, Tändelns und Diſputirens einiger Journaliſten ward. Erſteer wurde das von den Herrn Gall und Spurzheim dem Nationalinſtitut vorgelegte Memoire über das Nervenſyſtem überhaupt und über das Gehirn inſbeſondere verdrießlich. Die zu dieſem Zweck angeordnete Kommiſſion des Inſtituts beſtand aus den Hrn. Tenon, Portal, Sabbatier, Pinel und Cuvier. Galls Schädellehre und alle darauf Bezug habende Hypotheſen wurden weiter nicht in Beregch gezogen, ſondern nur ſeine Theorie vom Nervenbau. Hr. Cuvier lieferte im Namen der Kommiſſion einen nun öffentlich erſchienenen Bericht ab. Gall und Spurzheim haben ſich mehrere Male vor dieſer Kommiſſion geſtellt, und die erforderliche Auskunft gegeben.

Der Schluß der Kommiſſion geht dahin: daß ſie weiß entfernt iſt, alle von Gall und Spurzheim angegebene Beobachtungen und Anſichten für richtig zu halten; aber eben ſo weit auch davon entfernt, alle zu verwerfen. Sie glaubt, als letztes Reſultat: 1) die Hrn. Gall und Spurzheim haben das Verdienſt, die Kontinuität der Fibern, welche ſich vom verlängerten Mark in die Hemiſphären und das kleine Gehirn erſtrecken, nicht etwa erſt entdeckt, ſondern nur den Vorſtellungen wieder in Erinnerung gebracht zu haben; 2) ſie haben zuerſt die partielle Ordnung der Fibern unterſchieden, worauf die markartige Materie der Hemiſphären zuſammengeſetzt zu ſein ſcheint; 3) ſie haben es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die ſogenannten Gehirnnerven nicht aus dem Gehirn den Anfang nehmen, ſondern vom Rückenmark aus dahin ausſtrahlen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 65. — den 13 August 1808.

Friedrich der Zweite und Napoleon der Erste;
vom Obersten von Massenbach.

(Beschluß.)

Die schlesische Armee war eben über die Saale gegangen, als am 6 Dezember die Nachricht von der von Napoleon gewonnenen Schlacht in Berlin ankam.

Der französische Kaiser stand am 7 Dez. als Sieger in der Gegend von Brünn. Mit dieser Nachricht kam auch zugleich die noch bedeutendere, Alexander und Franz hätten einen Waffenstillstand abgeschlossen, dessen Hauptbedingung sei: Eine fremde Macht, welche während dieser Waffenruhe die österreichische Grenze überträte, müsse von Oesterreich als Feind betrachtet werden.

Sollte Preussen die österreichische Grenze übertreten, und dadurch Oesterreich selbst nöthigen, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen? War Oesterreich nicht in der Gewalt Napoleons? — Wo drohte jetzt Preussen die größte Gefahr? Etwa nicht in Schlesien? — Was mußte Preussen thun? Unstreitig doch wohl eine Armee nach Schlesien senden?

Die Entfernung der Gegend von Erfurt von der Gegend von Neisse beträgt 64 Meilen; Brünn ist hingegen von Neisse nur 24 Meilen weit entfernt. Die Zeit, in welcher unsere Armee bei Neisse ankommen konnte, verhielt sich also zu der Zeit, in welcher die französische daselbst ankommen konnte, beinahe wie 3 zu 1. Napoleon konnte also in einer dreimal kürzern Zeit in Schlesien eintreffen, als wir in diesem Lande mit einer Armee ankommen konnten, welche im Stande war, ihm die Spitze zu bieten.

Es ist demnach doch wohl nicht zu läugnen, daß wir durch unsern Marsch nach Westen einen nicht geringen Mißgriff gemacht haben? Würden die beiden Kaiser jenen fatalen Waffenstillstand abgeschlossen haben, wenn sie uns in Schlesien in Bereitschaft gesehen hätten, sie zu unterstützen? oder wenn sie die Nachricht erhalten hätten, daß wir frühe genug eine feuervolle Diversion nach dem Mittelrhein unternähmen? Könnte unsere Diplomatik nicht eine ganz andere Sprache führen, wenn wir mit 40,000 bis 50,000 Mann bei Meißen ständen, als wenn wir bei Erfurt mit der ganzen Armee stehen blieben?

Noch mehr. Sind dem Herzoge nicht Vorschläge gemacht worden, nach dem Niedermain zu marschiren, selbst eine Invasion jenseits des Rheins zu machen, in dem Augenblicke da Napoleon bei Wien über die Donau gegangen war?

Gab es jemals einen günstigern Zeitpunkt zum Invasionskriege? Oder vielmehr, war der Invasionskrieg jemals dringend nothwendiger? Würden wir die französische Nordarmee nicht in ihren ersten Elementen zerstört haben?

So lange Napoleon im Glücke war, wollten wir nichts gegen ihn unternehmen; wir getrauten es nicht — dies habe ich bewiesen. Nun werde ich beweisen, daß, wenn er bei Austerlitz geschlagen worden wäre, wir nichts gegen ihn hätten unternehmen können.

So wie wir am 6 Dez. die Nachricht von der von ihm gewonnenen Schlacht erhielten, konnten wir an diesem Tage auch die Nachricht von seiner Niederlage erhalten. Was würde man nun bei dieser Nachricht in Berlin gethan haben?

Die Feinde Napoleons würden vor Freuden ausser sich gewesen und in den Zimmern des Herzogs von Braunschweig wurde eine Konferenz angesagt worden sein. In dieser Konferenz wurde man

Digitized by Google

die Frage aufgeworfen haben: Was denn nun wohl zu thun sei? Einige würden dafür gestimmt haben, sofort aufzubrechen, über die Donau zu gehen, und bis München und Augsburg zu marschiren, um Napoleon diese Pässe zu verperren.

Eine andere Parthei würde diese behauptet haben, Napoleon mache seinen Rückzug nicht im Donauthal; er gehe über Salzburg und Innspruck zurück, und nach Salzburg müsse man marschiren, um ihn und seine ganze Armee gefangen zu nehmen.

Eine dritte Parthei würde eine Invasion jenseits des Rheins und nach Holland in Vorschlag gebracht haben.

Es würde einige Zeit erforderlich gewesen sein, ehe man diese Meinungen vereinigt und einen Entschluß gefaßt haben würde.

Wir wollen alle drei Meinungen prüfen, und zeigen, was bei einem jeden dieser Vorschläge zu erwarten war.

Die Befehle zum Aufbruch dieser Armee mußten in jedem dieser Fälle an den in Erfurt befindlichen Fürsten von Hohenlohe geschickt werden. Zur Ausfertigung der Befehle in Berlin rechne ich wenig, wenn ich drei Tage rechne. Die Entfernung Berlins von Erfurt beträgt 36 Meilen, und dazu werden von einem Kurier anderthalb Tage erfordert. — Zur Ausfertigung der Befehle in Erfurt an sämmtliche Regimenter, und bis zum wirklichen Antritt des Marsches, muß man vierthalb Tage in Rechnung bringen. Seit dem Augenblick, da die Schlacht bei Brünn entschieden verloren für Napoleon ausgefallen, bis zu dem Augenblick des Aufbruchs der Armee aus der Gegend von Erfurt sind also zwölf Tage verflossen.

Diese Armee marschirt nun in zwei Hauptkolonnen nach der Donau. Die erste Kolonne nimmt den Weg über Baireuth und Regensburg nach München; die Länge dieses Weges beträgt 50 Meilen. Die zweite Kolonne nimmt den Weg über Koburg, Bamberg, Nürnberg, Donauwörth nach Augsburg; die Länge dieses Weges beträgt 49 Meilen. Wenn ich nun rechne, daß die Armee täglich einen Marsch von drei Meilen und keine Ruhetage machte, so kommt die erste Kolonne nach neunzehn Tagen bei München an; die zweite Kolonne nach siebenzehn Tagen, oder vielmehr am siebenzehnten Tage bei Augsburg. Von dem Augenblicke der Schlacht bei Brünn bis zur Ankunft der ersten Kolonne bei München sind also 31 Tage verflossen, und bis zur Ankunft der zweiten Kolonne bei Augsburg 29 Tage.

Nun wollen wir berechnen, wann die französische Armee bei München ankommen kann. Von Brünn nach München, über Wien und Linz, rechnet man 80 3/4 Meilen. Da man bei der französischen Armee keine größere Geschwindigkeit des Marsches annehmen könne, als diejenige ist, mit welcher wir selbst marschiren, weil unsere Langsamkeit auch unsere Schuld sein würde: so braucht die französische Armee 27 Tage, ehe sie bei München ankommen kann. Sie kommt also drei Tage früher als wir bei München an. Bei Augsburg kommt sie am 29 Marschtage an.

Da unsere zweite Kolonne erst am 29 Marschtage bei Augsburg ankommt, so treffen wir zu gleicher Zeit mit dem Feinde daselbst ein, wenn wir nämlich unsern Entschluß, nach der Donau zu marschiren, sofort genommen und ihn mit der größten Thätigkeit ausgeführt haben. Aber Napoleon würde sich nicht im Thal der Donau, nicht über München und Augsburg, zurückgezogen haben; wenigstens würde er nicht seine ganze Armee in einer Kolonne haben marschiren lassen.

Man wußte in Berlin und in Potsdam lange vor dem 2 Dez., also lange vor der merkwürdigen Konferenz im Einsiedler zu Potsdam, daß am 30 Okt. die Division Bernadotte nicht nur Salzburg, sondern auch die Gebirgspasse Lung und Golling besetzt; daß der baierische Oberst Pompeи von Reichenhall aus schon am 1 Nov. die Oesterreicher aus ihrer Stellung auf dem Bodenhügel hinter Schneizelreit vertrieben, das Fort des Steinpasses erobert und sie gezwungen hatte, sich über Lover nach dem Strubpasse zurückzuziehen.

Man wußte ferner, daß Feldmarschall Ney am 4 November die Lueraschi-Schanze genommen, ihm am 5 Nov. der Gebirgspaß Schurnig ohne alle Gegenwehr in die Hände gefallen, und dieser General am 6 Nov. in Innspruck eingerückt war; der Erzherzog Johann aber schon am 4 Nov. ganz Tyrol verlassen hatte. Selbst Kufstein, wenigstens die untere Festung, war am 7 Nov. durch Kapitulation in Besitz genommen worden.

So war also schon in der ersten Hälfte des Monats November das strategische Bollwerk Tyrol, auf welches der Herzog von Braunschweig so viel gerechnet hatte, verloren gegangen.

Die Franzosen waren schon zu drei Zeit Meister von allen den Pässen, welche aus Baiern nach Tyrol führen; sie waren Meister von der Hauptstadt des Landes; sie waren endlich Meister von der großen Straße, die von Salzburg über Innspruck, Finsen, durch Oberschwaben nach Straßburg führt.

Dies war, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Militärstraße, auf welcher sich Napoleon zurückgezogen haben würde, wenn er bei Brünn geschlagen worden wäre.

Ich darf nicht in Erinnerung bringen, daß die Offiziere des französischen General-Quartiermeister-Stabes diese Straße insbesondere, und Tyrol überhaupt, sehr genau kannten.

Man sieht aus dem bisherigen, mit welcher Vorsicht Napoleon den Inn überschritten und sich Wien genähert hatte. Er kam am 13 Nov. in Wien an. Seit sechs Tagen war er Meister von Tyrol.

Wollten wir ihm auf seine Kommunikation gehen, so konnte es nur geschehen, wenn wir nach Salzburg oder nach Finsen eilten. Unsere zweite Kolonne stand, wie wir oben gesehen haben, am 29 Tage bei Augsburg. Da Augsburg von Finsen elf Meilen, also drei Märsche, entfernt ist, so konnte diese Kolonne am 32 Tage bei Finsen ankommen.

Wir wollen nun berechnen, an welchem Tage Napoleons Armee bei Finsen angekommen sein konnte. Von Brünn bis Finsen (über Wien, Linz, Salzburg und Innspruck) rechnet man 100 1/4 Meilen. Die französische Armee würde demnach an ihrem 34 Marschtage bei Finsen angekommen und daselbst würde es zu einer Schlacht gekommen sein, deren Ausgang das Schicksal der französischen Armee in Deutschland entschieden haben würde. Die französische Armee würde den Vortheil gehabt haben, daß ihre Offiziere des Generalstabes das Terrain gekannt haben würden. Wir hätten erst rekognosziren, also viele Zeit verlieren müssen.

In ein Abschneiden der französischen Armee, an eine Gefangennehmung des Kaisers Napoleon — Ereignisse, welche vielen in Träumen vorschwebten — war doch wohl nicht mit der größten Zuversichtigkeit zu glauben, mit welcher einige an diese Gefangennehmung wirklich geglaubt haben sollen.

Beim ersten Blick auf die Postkarte fällt es in die Augen, daß wir dem Feinde bei Salzburg nicht zuvorkommen konnten, wenn er auch keinen Vorsprung von zwölf Tagen vor uns voraus gehabt hätte. In eine nähere Berechnung dieses Falles will ich mich also auch gar nicht einlassen.

So habe ich bewiesen, daß sich Napoleon im Jahre 1805 in Mähren in einer ungleich weniger gefahrvollen Lage befunden

Digitized by Google

hat, als Friedrich im Jahre 1758. Durch eine leichte Bewegung konnte diesem Könige der Rückzug abgeschnitten werden. — Es war sehr schwer, Napoleon den Rückzug abzuschneiden. In jedem Falle hatte er dafür gesorgt, daß ihm der Rückzug nach Italien offen blieb. Massena hatte den Erzherzog Karl schon in der Nacht vom 1 zum 2 Nov. genöthigt, die Linie der Etsch zu verlassen.

Man schrie über das abentheuerliche in Napoleons Kriegesentwürfen; und diese Entwürfe beruheten auf unumstößlichen Berechnungen einer Strategie, von welcher wir freilich keine Begriffe hatten. So geht es immer in der Welt! Ein solcher eminenter Mensch, wie Napoleon, wird von gemeinen Naturen nicht begriffen; und was sie nicht begreifen, die Mittelmäßigen, das hassen sie, die Schwachen!

Wollten wir uns im Jahre 1805 in den gewagten Kampf gegen Frankreich einlassen, so mußte Schlesien von uns besetzt bleiben, und wir mußten eine Invasion nach Holland und in die Gegenden jenseits des Rheins unternehmen. Mit Belagerungen mußten wir uns nicht abgeben; wir mußten und damit begnügen, Napoleon eine Diversion zu machen, ihn nöthigen, seine Beute fahren zu lassen, und seinem eigenen Lande zu Hülfe zu eilen.

Diese Diversion mußte im November geschehen; sie ist dem Herzoge von Braunschweig vorgeschlagen worden, und zwar im November von Erfurt aus. Es verstand sich von selbst, daß der Herzog diesen Vorschlag nicht beachten, und von seiner Unentschlossenheit verhindert würde, die Zeit zu benutzen, wo die Ausführung dieser Invasion noch möglich war.

Jedoch, daß wir diese Invasion nicht in dem Augenblicke unternahmen, in welchem Napoleon über den Inn ging, daran ist der Herzog von Braunschweig nicht ganz und allein Schuld. Man weiß, daß uns die Drohungen des russischen Kaisers, oder vielmehr seiner Gesandten, am 19, 20, 21 Septemb. vermochten, östlich zu marschiren, und daß wir später, als Bernadotte durch das Anspachische gebrochen, den Entschluß gefaßt, westlich zu marschiren, und der Koalition unter gewissen Bedingungen beizutreten. Diese Juxta se opposita, dieses Zerreissen, dieses Hin- und Hermarschiren, dieses Schwanken, hat uns um die edle Zeit gebracht, und uns verbindert zu handeln, als es noch Zeit war, zu handeln. In diesem Karakter der Zeit muß das Unglück der Staaten ganz allein aufgesucht werden.

Wir zauderten, und der russische Kaiser eilte. Diese Eile veranlaßte die Schlacht bei Austerlitz und ihren Verlust. Und nachdem Napoleon diese Schlacht gewonnen, Oesterreich zum Waffenstillstand gezwungen hatte, die russische Hauptarmee durch Gallizien nach ihrer Heimath marschirte, und der russische Kaiser, des Krieges schon müde, nach Petersburg eilte: da war die Partie für Napoleon gewonnen, und für uns verloren.

Was ist die Ursache der außerordentlichen Erfolge, welche alle Unternehmungen Napoleons begleiten? Keine andere als die: Napoleon hat keinen Mann gegen sich, der ihm an Talent und an Genie gleich kommt. Ihn beherrscht eine große Idee; — wir — haben gar keine Ideen.

Wenn wir in der jetzigen militärischen Unthätigkeit Oesterreichs (Anfangs April 1807) die Wiedervergeltung unsers Betragens im November 1805 zu finden glauben, so irren wir uns. Nie ist ein Zeitpunkt für Oesterreich günstiger gewesen, Napoleon zu schaden, als es der jetzige ist; mit Freuden würde es diese Gelegenheit ergreifen, sein Tyrol wieder zu erobern. Aber Oesterreich fürchtet Rußlands Absichten auf die ottomannische Pforte, und ergreift so lange keine Partie, ehe es nicht weiß, ob Rußlands Absichten auf die Moldau und Wallachei, und auf die Küsten des adriatischen Meeres, ihm nicht verderblicher sein werden, als es ihm der Verlust Tyrols bereits ist. Den Absichten Rußlands auf die genannten türkischen Provinzen ist also Napoleon günstig, und uns sind diese Absichten höchst nachtheilig.

Rußland führt in Ostpreußen, also in unserm Lande, bloß den Vertheidigungskrieg. Dieser Vertheidigungskrieg führt uns nicht zur Wiedereroberung unsers Staates, von dem man in diesem Augenblick (am 8 April) sagen muß, daß er ganz in den Händen Napoleons ist.

Gehen auch Graudenz und Danzig verloren, wie denn diese beide Festungen verloren gehen müssen, weil Bernigsen durch seine verschanzte Stellung bei Königsberg nichts zum Entsatz derselben bewirkt: so kommt es noch auf eine Schlacht an. Wird diese Schlacht von Napoleon gewonnen, so werden die Russen über den Pregel und selbst über den Niemen zurückgeworfen, und dann? ...

Napoleon scheint in diesem Augenblicke alle seine Kräfte zu sammeln, um einen großen Schlag thun zu können. Verstärkungen über Verstärkungen kommen vom Rhein und eilen nach der Weichsel. Es ist wahrscheinlich, daß er in diesem Augenblick Unterhandlungen pflegt; erreicht er durch diese nicht seinen Zweck, so liefert er eine Schlacht. Ihr Verlust schadet Napoleon wenig; er wird höchstens gezwungen, über die Weichsel zurückzuziehen. Ihr Gewinn? — Die Russen müssen sich über die Düna zurückziehen. — Wird ihnen Napoleon dahin folgen? Folgt er ihnen, so tritt eine große Gefahr für ihn ein. Oesterreich, sich mit Rußland verständigend, wird erwachen; dreißig bis vierzig tausend Engländer können bei Ritzebüttel, bei Stade landen. In Deutschland gährt es in allen Köpfen.

Napoleon ist ein zu großer Feldherr, daß Er den Invasionskrieg nach der Düna fortsetzen und auf diesem Wege nach Petersburg dringen will. — Der Friede wird geschlossen, ehe Danzig und Graudenz fallen.

Napoleon erschüttert den Thron der Hohenzollern, aber er befestiget ihn auch wieder, weil dieser Thron die Scheidewand ist zwischen dem Norden und Süden.

Diese Betrachtungen sind in den ersten Tagen des Monats April 1807 niedergeschrieben worden. Sie sind ein getreuer Abdruck der Gemüthsstimmung, in welcher sich der Verfasser zu jener Zeit befand.

Danzig ist gefallen, und die Schlacht am Pregel ist geliefert: Wir erwarten jetzt (am 21 Junius) die Folgen dieser Schlacht.

Wird der Sieger den Glanz seines neuen großen Sieges durch die Größe seiner Bescheidenheit verherrlichen? Wird er den gesellschaftlichen Zustand an der Elbe, Oder, Weichsel verbessern, den Thron der Hohenzollern befestigen? der Scheidewand zwischen dem Norden und Süden neue Strebepfeiler geben, das Innere Frankreichs zu befördern, indem er Preußens Inneres befördert? — In wenigen Tagen werden wir beruhigt, oder in die tiefste Traurigkeit gestürzt werden.

Das Gerücht erschallt (am 30 Junius), Waffenstillstand sei geschlossen, und die Kaiser würden sich sprechen ..... Die Kaiser nur???

Angefangen zu P... im Monat Dezember 1806.
Vollendet zu B...in, Anfangs Julius 1807.

Digitized by Google

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Magdeburg, 30 Jul. Es ist nun freilich bei uns so manches anders geworden, seit wir uns das letztemal sahn, aber besser? — wahrlich nicht. Wir fühlen des Krieges Nachwehen immer noch mit all ihrer drückenden Gewalt. Das baare Geld ist durch die unerhörte Kontribution von zwölf Millionen für das ehmalige Herzogthum Magdeburg selten geworden; wer zahlen will, muß erst leihen; die Münze ist um ein Drittel reduzirt worden, verlor nachher wieder aus neue dreißig Prozent; Einquartierungen, außerordentliche Ausgaben und Lasten erschöpften das Vermögen des Mittelstandes; Handel und Schiffahrt liegen still; die Handwerker haben keinen Absatz. Aus Mangel des Saatkorns steht man mehrere Aecker unbestellt liegen, überwuchert vom Unkraut, womit man, aus Mangel an Korn, Pferde und Schweine füttert. Viele glückliche Familien sind für immer ruinirt, und das allgemeine Unglück adelt den Bettelstab wieder. — Hatten Friedrich Wilhelms Räthe dies öffentliche Elend voraussehen, diese tausend Thränen und Seufzer ahnen können, als Folgen ihres unbesonnenen Eifers, ihres unzeitigen Kriegsstolzes, sie würden — — —

Der Druck der Noth entsittlicht ein Volk, erkältet seine Liebe zu Obrigkeit und Gesetzen, und nur Furcht muß leiten, was sonst Freudigkeit thun. Wie in andern Städten hat auch in unserer feierlichen Festung Handel bei Herabsetzung der Münze gegeben. Bei der Huldigungsfeier am 6 März betrug sich der Pöbel schamlos; die bessern Bürger trauerten. Der Einzug unsers neuen Monarchen bei seinem Besuch am 22 Mai war glänzend. Man machte mit vielem Aufwande zum Empfange des neuen Landesvaters die kostbarsten Vorbereitungen. Es fehlte nicht an prächtig uniformirten Ehrengarden, Ehrenpforten u. s. f. Die Bürgerschaft uniformirte sich neu. Hunderte und tausend Hoffnungen des Bessern wurden rege, und selbst das Unmöglichste ward als unfehlbar geschrieben erwartet.

König Hieronymus gewann bei seinem Hiersein die Zuneigung der Bessern. Es ist ihm Ernst zur Rettung; hohe Gutmüthigkeit scheint aus seinem ganzen Wesen zu sprechen. Das abgemessene Vertrauen eilte ihm entgegen. Aber das unüberschbare Uebel, welches der Krieg schuf, überwächst die Kraft des Wächtigsten.

Inzwischen ist hier alles neu organisirt. Die sechs verschiedenen Gerichte in unserer Stadt sind verschwunden, aus dem Rathhause ist die Materie, aus der Regierung das Zivilribunal, aus dem Kammergebäude die Präfektur geworden. Die Stadt ist in drei Kantone getheilt; jeder Kanton hat seinen Friedensrichter u. s. f., alle Stellen sind neu besetzt, doch heißt hat einer in Rücksicht der Besoldung bei den Amtsveränderungen gewonnen. Auch sind dem Volke schwer, sich den neuen Formen eben so schnell anzugewöhnen, als sie geschaffen sind. Das Herz hängt noch immer an den alten Verhältnissen so gern fest, die eben darum mehr Reiz haben, weil sie verloren sind; auch wenn sie, was wirklich bei manchen nicht zu läugnen ist, schlechter waren, als die neuern sind. Der preußische Groschen gilt immer noch einen Groschen im kleinen Handel, und der ehmalige Regierungsrath, jetzt Tribunalrichter oder etwas anders, heißt immer noch Regierungsrath.

Die Konskription ist in vollem Gange. Magdeburg stellt 180 Mann. Der Soldat hat es offenbar besser, als sonst bei den Preußen; er ist besser genährt, gekleidet und einquartirt, nur kann er sich kein Geld dazu verdienen, wie sonst, weil er nicht arbeiten darf. Es gehen gar viele freiwillig zum Militär, weil vielen Menschen Arbeit fehlt, viele durch Hoffnung zum Avancement gelockt worden. Selbst Kinder aus den besten Häusern nehmen Dienste, weil das Adelsdiplom kein Titel mehr zur ausschließlichen Begünstigung wird.

Nur Frieden! ruft alles, und alles würde schnell wieder in neuer Kraft erblühn. Zwar ist die Einquartierung jetzt erträglich; die Besatzung liegt meistens in Kasernen; nur ein Reglement bei den Bürgern, die nichts als das Gemüse unentgeltlich zu geben haben; der Durchmarsche sind äußerst wenig — aber ohne Frieden mit England, ohne offene Meere, wird Armuth und Theurung nicht abnehmen, vielmehr von Monat zu Monat steigen.

Aus Frankreich.

— Lehrreich für die Naturgeschichte hätten die Beobachtungen über das weibliche Zebra werden können, welches in der Menagerie des Museums für Naturgeschichte zu Paris, als ein Geschenk der Kaiserin, war. Aber es starb den 6 April dieses Jahres. Man hatte es sich mit einem Pferde begatten lassen. Zum Beschälen war ein braumer Hengst, der achtjährige Hengst gewählt. Bei der Erösnung des Zebra fand sich im Leibe desselben der Fötus einer jungen Pferdes, männlichen Geschlechts; die Haut desselben hatte noch keine Haare, aber an den schon sichtbaren wollen und schwarzen Streifen um seinen Kopf sah man, daß wenigstens dieser Theil des jungen Geschöpfs gebraint gewesen wäre. Vorher schon, und zwar im J. 1805, hatte man das Zebra sich mit einem ganz schwarzen spanischen Esel begatten lassen. Die Frucht davon war ein Maulesel, dessen Formen ganz denen des Vaters gleichen. Dieser Bastard lebt noch; ist größer geworden, als die Mutter, von welcher er die zu großen Ohrenbanden hat, die am Kopf und den Beinen am deutlichsten, viel schmäler und unbestimmter aber an den übrigen Leibe sind. Auch hängt dem Rückgrath stark eine solche Bande hin.

Cuvier hat jenes Zebra umständlich beschrieben. Es trug die Frucht über zwölf Monate, eh es warf. Da man ein Jahr lang unterlassen hatte, es zu reiten, trieb es seinen Ritter mehr auf sich. Ließ man es in seinem Park laufen, so roßte es sich gern auf der feuchten Erde zu walzen; gemeine Gewohnheit der Thiere aus warmern Zonen. Es spielte gern und dann hielt es, jedoch ohne einem weh zu thun, den es wohlwollte. Doch nicht von jedem nahm es Schmeicheleien an; wie andere Thiere saße es ohne scheinbaren Grund sie manche Personen. Vorliebe, gegen manche Widerwillen. Es ließ seine Stimme, die mit der des Esels viel Aehnlichkeit hat, wenn es zu schreien anfangen will, nur selten hören, und dann nur, um zu rufen. Man fütterte es wie ein Pferd, und es befand sich bei der Nahrung sehr wohl. Beerdigt hat der Tod des Fötus in ihm beschleunigte den seinigen.

Aus Holland.

— Wie der einzelne Mann, karacterisirt sich auch die Korporation durch nichts so bestimmt, als durch Fragen. — Man sagt wohl, es sei leichter, klug fragen, als klug antworten; aber geehrte Gesellschaften, die von Amtswegen alljährlich ein Dutzend kluger Fragen thun müssen, können zuletzt in bittere Verlegenheiten gerathen, oder doch den nützlichen Antworten zur Verzweiflung bringen. Dafür scheint z. B. folgende Preisfrage der Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion im Haag zu zeugen, die schon im J. 1807 ausgeworfen wurde, und die Ende dieses Jahres beantworten soll: „Was hat man, genau unterscheidet, nach der Lehre der Bibel, von dem Zustand der Seele zwischen dem Tode und der Auferstehung der Leichname zu denken?“ Es ist dafür eine Medaille von 50 Dukaten Werth ausgesetzt. Die Frage ist für unser Zeitalter sehr merkwürdig; noch interessanter müssen die Antworten sein.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 66. — den 17 August 1808.

Kurze historische Notizen über verschiedene in der Tagesgeschichte ausgezeichnete Personen.

4.

Der brittische Admiral Keith.

Auch die meerbeherrschende Brittannia hatte, ehe sie ihren heutigen Glanz gewann, in welchem sie stolz mit den Hauptmächten des Kontinents rivalisirt, ihre Prüfungsperioden; ohne sie wird kein Sterblicher, ohne sie kein Staat groß. Immer aber gebar die herrliche Insel zu den schwersten Zeiten die größten Helden für ihren Ruhm, so einst einen Drake und Raleigh, so zu anderer Zeit einen Anson und Hawke, dann in unsern Tagen einen Duncan, Hood, Howe, St. Vinzent und Nelson.

Manche der letztern sind durch den Tod schon ihrer herrlichen Laufbahn auf Erden entzogen; doch immer noch steht eine Schaar ehrwürdiger Helden zum Schutz der großen Mutter da. Unter ihnen auch Lord Keith.

Georg Keith Elphinstone, Baron des brittischen Reichs, ward um's Jahr 1747 oder 1748 in Schottland geboren. Der Ahnherr seines Geschlechts war ein Deutscher, der, unter König Robert dem Ersten durch Schottland reisend, sich daselbst ansiedelte; und sein Großoheim war der bekannte Marschall Keith, einer von Friedrich des Großen Vertrauten.

Als Fünfter unter seinen Geschwistern empfing er zur Apanage die Waffen; ein älterer Bruder ward dem Landdienste gewidmet, Georg sollte sich Amt und Glück zur See suchen. So ward er in zartester Jugend auf ein königliches Schiff hingethan. Das Halbverdeck war immer die beste Schule des Seemanns, man kann es die Nationalschule der Britten heißen. Hier lernen sie, oder vielmehr sie machen durch Gewohnheit zu ihrer Natur, Pünktlichkeit, Disziplin, Thätigkeit, Abhärtung gegen der Elemente Unbill, Kaltblütigkeit im Angesicht der Gefahren — alle jene Tugenden, durch welche Albion den Handel und Reichthum der Welt an sich riß und seine siegreichen Flaggen in fünf Welttheilen gebietend aufpflanzen konnte.

Noch vor dem Verfluße der üblichen Zeit hatte der junge Elphinstone schon durch seltene Auszeichnung Lieutenantsrang erhalten. Im Jahre 1773 finden wir ihn als Schiffsmeister und Commandeur, unter Admiral Peter Dennis, von dem er auf den Skorpion von vierzehn Kanonen befördert ward, und zwei Jahre später hatte er von Glück zu sagen, da man ihn zum Kapitän eines Postschiffes machte.

Nun suchte er auch Auszeichnungen anderer Art. Bei der Parlamentswahl im Jahre 1774 zu Dumbarton erschien er zum erstenmal als Kandidat. Seine Familie besaß in dieser Landschaft ansehnliches Eigenthum und Einfluß. Im J. 1780 war er eines der unabhängigen Parlamentsglieder, welche zur Versöhnung des Ministers Pitt mit Fox und dem damals zur Opposition gehörigen Lord Portland in St. Albans Tavern beitrugen. Im J. 1786 wurde er abermals für Stirlingshire ins Parlament gewählt, und im folgenden heirathete er die Tochter und einzige Erbin des reichen Esquire William Mercer.

Der nordamerikanische Krieg war inzwischen ausgebrochen. Kapitän Elphinstone diente unter dem Vizeadmiral Arbuthnot in Amerika, war bei dem Angriffe auf Rhodisland und Charlestown gegenwärtig, und machte sich in verschiedenen Expeditionen den Franzosen furchtbar; unter andern nahm er die französische Fregatte l'Aigle, von vierzig Kanonen, nebst zwanzig Vierfün-

Digitized by Google

dern und sechshundert Mann, die der Graf de la Touche kommandirte.

Im gegenwärtigen Kriege Englands mit Frankreich begann er seine Seezüge unter Admiral Hood im Mittelmeer. Er hatte unter seinem Befehl das Kriegsschiff the Robuste von 74 Kanonen, und nahm an der Expedition gegen Toulon Theil, welches freilich mehr durch niedrige Verrätherei, als durch Waffenentscheidung, am 29 August 1793, der englisch-spanischen Flotte ausgeliefert wurde. Kapitän Elphinstone mußte bei dieser Gelegenheit zuerst mit 1500 Mann landen und die Forts von Toulon besetzen; dann bekam er den Befehl über das Ganze, als Gouverneur vom Fort Malgue.

Der republikanische General Carteaux hatte in der Eil Truppen aus den angrenzenden Departementen zusammengezogen und marschirte damit gegen Toulon. Kaum zeigte sich sein Vortrab auf den benachbarten Anhöhen, so rückte vom der Gouverneur vom Fort Malgue an der Spitze von sechshundert Britten und Spaniern entgegen, schlug ihn in die Flucht, und bemächtigte sich der Artillerie, Ammunition, Rosse u. s. w. des Feindes. Eben so glücklich war der erste Oktober, da Lord Mulgrave, Admiral Grayvina und Kapitän Elphinstone mit den vereinten englisch-spanisch-neapolitanischen Truppen ein Detachement von 2000 Mann Franzosen beinahe gänzlich aufrieben.

Man weiß aber, wie wenigen Werth die Britten auf den Besitz von Toulon setzen konnten, da das emporte Lyon wieder in die Gewalt der französischen Republikaner gefallen war. Unfähig sich gegen den General Dugommier (unter welchem Napoleon Bonaparte als Artillerie-Kommandant diente) länger zu halten, beschlossen sie die Räumung von Toulon. Die Einschiffung der Artillerie, der Vorräthe, Truppen, einiger Tausend Royalisten, geschah am 18 Dezember, unter der Leitung des Kapitän Elphinstone, so glücklich, daß kein Mann dabei verloren ging.

Als er 1794 mit einem Convoy nach England zurückkam, lohnte der König seine Verdienste mit dem Bath-Orden, und da er im Herbst des gleichen Jahres bei der Kanalflotte stand, pflanzte er am Bord des Barfleur die Contreadmirals-Flagge auf. Im folgenden Jahre segelte er, als Contreadmiral von der weißen Flagge, mit einem Geschwader am 2 April nach dem Kap der guten Hoffnung. Sobald er am 14 Juli in der Simonsbai gelandet, forderte er den holländischen Gouverneur des Kaps, Hrn. van Slupsken, zur Uebergabe auf. Diese wurde verweigert; Elphinstone ließ seine Truppen auf verschiedenen Punkten ausschiffen, und der Angriff ward gemacht. Schon nach dem ersten elenden Versuch eines Widerstandes kapitulirten die Holländer am 16 September, und die Britten besetzten die wichtige Spitze Südafrika's, die Hauptstation der Ostindienfahrer.

Sir Elphinstone hatte kaum sein Geschwader, welches hier den Sommer des folgenden Jahres erwartete, wieder segelfertig, so vernahm er, daß die holländische Flotte im Anzug sei, kommandirt vom Vicadmiral Lucas. Er suchte sie auf, ohne Säumen, trotz Gegenwindes und der fürchterlichsten Stürme; fand sie, neun Schiffe stark, in der Saldanha-Bai, brang in die Bai, und ließ auf Kanonenschußweite vom Feinde Anker werfen. Der holländische Admiral, von der Uebermacht unringt, ohne Hoffnung, sich durchschlagen zu können, kapitulirte (16 Aug. 1796), und Elphinstone segelte triumphirend nach England heim.

Hier hatten seine Eroberungen die lebhafteste Sensation erregt. Der glückliche Vicadmiral ward mit Schmeicheleien überhäuft, wo er erschien. Man betrachtete das Kap als den ersten Vorrall von Ostindien. Der König machte den wackern Seebelden im März 1797 zum Pair von Irland, mit dem Titel eines „Baron Keith of Stonehaven-Marischall", und so, mit Ruhm und Lorbeern geschmückt, eilte der neue Lord zur Kanalflotte, die er statt des erkrankten Admiral Bridport eine Zeit lang kommandirte. In den Jahren 1798 und 1799 kreuzte er rastlos im Mittelmeer, und trug nicht wenig zu den glücklichen Operationen der Koalirten in Italien bei, so wie zum Ruin der französischen Armee in Aegypten, der wegen seiner Wachsamkeit nur selten Nachricht, Hülfe nie zukam.

Als er am 4 Mai des Morgens (1799) mit 15 Linienschiffen von seiner Station vor Cadix abgelegen, entdeckte er sehr unvermuthet die französische Flotte, welche den Augenblicken des Lord Bridport entwicht war. Auf der Stelle machte er Jagd auf sie, und bot eine Schlacht an, ohne aber seinen Zweck erreichen zu können. So kreuzte er im Mittelmeer lange vergebens umher; bald sah man ihn vor Malta, bald vor Minorka, wo er, wie Gebieter des Mittelmeers (8 Januar 1800) erklärte, für Aegypten sei keine andere Konvention zu schließen, als auf Kriegsgefangenschaft und Uebergabe der Schiffe und Munitionen. Diese seine Erklärung hatte bekanntlich den Bruch des zu El-Arisch wegen der Räumung von Aegypten geschlossenen Vertrags zur Folge.

Die Franzosen fürchteten den Lord Keith, und mit Recht. Aber wie sie nie anstanden, seinen Muth und seine Klugheit zu ehren, warfen sie ihm, und gewiß nicht ohne Recht, das stolze herrische Betragen gegen französische Kriegsgefangene, und seine Unhumanität vor. Selbst der edle Desaix mußte dies von ihm erfahren.

Dieser treffliche General Frankreichs war nämlich nach Abschluß der bekannten Konvention von El-Harisch, begleitet von einem englischen Offizier, mit den Aufträgen des Großvezirs in Livorno angekommen. Admiral Keith behandelte ihn hier, allem Kriegsrecht zuwider, wie einen Kriegsgefangenen, und auf so beleidigende, wegwerfende Weise, daß er mich Desaix, sondern sich entehrte. — Doch ließ er den französischen Feldherrn nach einigen Tagen wieder frei.

Bald nachher eroberte er das französische Linienschiff Le Generaux, von 74 Kanonen, — erklärte Toulon, Marseille, Nizza u. s. w. in Blokadestand (März 1800), bombardirte im Mai das unglückliche Genua, welches Massena sowenmüthig zu Land und zu Wasser vertheidigte — erschien im September mit dem General Abercrombi vor Cadix, und im Februar 1801 vor Abukir, wo er diesen Feldherrn mit Landtruppen anschiffte, die sich nun Aegyptens bemeistern sollten. Die letzte That erwarb ihm den Orden des halben Mondes, mit welchem ihn die dankbare Hand des Großherrn schmückte; sein Monarch selbst hatte ihn schon im Januar 1801 zum Rang eines Admirals von der blauen Flagge erhoben.

Erst im Jahre 1802 kam Lord Keith nach dem Frieden von Amiens in sein Vaterland zurück, und mit wieder ausbrechendem Kriege erneuerte er seine feindselige Rastlosigkeit gegen Frankreich. So erinnert man sich, daß er es war, der die übel abgelaufene Expedition gegen Boulogne im Okt. 1804 kommandirte, in der Hoffnung, die französische Flotille durch Coffres und Brandschiffe zu zerstören. Keine vorzügliche Waffentat verherrlichte ihn seitdem wieder. Ein sechzigjähriger Greis, sah den Kindergang auf dem stürmischen Element, unter Klippen und Schlachten herumgeworfen, verdient er Ruhe zu genießen unter Lorbeern, die er selbst gewann.

Digitized by Google

Stoff zu Parallelen.

Reisende Schriftstellerinnen.

Es ist wirklich Schade, daß sich niemand findet, der Menschen's „Schauplatz der gelehrten Damen“ seit 1706 wieder eröffnen will. Welchen Zuwachs hat nicht ein einziges Jahrhundert geliefert! — Wie mächtig ließe sich nur schon die Gallerie von „Deutschlands galanten Poetinnen“ (Frankf. 1715) erweitern, die Gerh. Christ. Lehm anfing.

Am interessantesten scheinen mir aber immer die reisenden Schriftstellerinnen, und wirklich las ich ihre Reisebemerkungen unendlich lieber als alle Lieder der „galanten Poetinnen“; denn der feine, weibliche Beobachtungsgeist ist's, der uns mehr oder minder immer vorzüglich aus ihren Reisegeschichten anspricht.

Das Reisen gelehrter Damen wird wieder Mode; drum ist's vielleicht nicht übel, sie an das Gute und Böse ihrer schönen Vorgängerinnen zu mahnen, z. B. sie zu erinnern, in ihren Reisebeschreibungen, die wir noch zu erwarten haben, mehr Wahrheit, weniger Dichtung zu geben als die Gräfin d'Aulnoy in der Relation de son voyage en Espagne, — sich vor Kriegstheatern zu hüten, um nicht das Schicksal der gelehrten Fulvia Morata zu erfahren, die im dreißigjährigen Kriege rein ausgeplündert, darfuß und im bloßen Hemd von Schweinfurt bis Hammelburg laufen mußte.

Reisende Schriftsteller sind noch nicht bald so gefährlich, als schriftstellernde Reisende; weil man sie aber leicht mit einander verwechselt, pflegt man gewöhnlich gegen beide auf der Hut zu sein und keine Blößen zu zeigen. Denn wer will sich gern von Durchfliegenden konterfeit und aller Welt zur Schau gegeben sehen? Darin haben Damen schon den Vorheil, daß man ihnen im Allgemeinen soviel Bosheit nicht zutraut; sie gehen folglich mehr.

Gelehrte Frauenzimmer sollten schlechterdings aber incognito reisen, wenn sie schon bekannt sind; denn die heilige Scheu vor gelehrten Weibern ist allen Nationen Europens gemein. Ich weiß nicht, wie es in diesem Punkte bei den Asiaten und Amerikanern steht. In jedem Falle wenigstens sollten sie ihre Gelehrsamkeit incognito reisen lassen, um nützlich zu reisen. Frau von Stael, mit Hrn. Schlegel im Gefolge, deren Aufenthalt zu Wien die Zeitungen mit großer Wichtigkeit meldeten, so wie auch, daß in Weimar zu ihrem Empfange Zimmer gerüstet worden seien, wird überall nur Menschen begegnen, die ihre moralisch-ästhetische Toilette schon gemacht haben. Ich verspreche mir von ihrer künftigen Reisebeschreibung aus diesem einfachen Grunde viel weniger, als von ihren Delphinen und Korinnen.

Noch einen Vortheil haben reisende Schriftstellerinnen (aber immer ihr strenges Incognito vorausgesetzt), der Männern entgeht, daß ihnen nämlich manche Thür aufgeschlossen wird, z. B. von Nonnenklöstern, die den Herrn verriegelt bleibt. Haben wir nicht der schönen und geistreichen Lady Worthly Montague die ersten ausführlichen, und vollkommen zuverlässigen Nachrichten über die Geheimnisse des Harems zu danken? — Freilich mußte sie die Erlaubschung derselben theuer zahlen. Doch welches Opfers ist nicht eine neue Entdeckung werth?

Vielleicht verstehe mich mancher nicht. Ich will die Geschichte dieses Opfers, des einzigen in seiner Art, das nur ein Frauenzimmer bringen kann, kurz erzählen.

Die reisende Brittin, Gemahlin des englischen Gesandten Lord Worthly in Konstantinopel, hatte von Reisebeschreibern schon dies und das über das Harem des Großherrn gelesen, und wünschte die Vermuthungen zur Höhe der Wahrheit zu führen. Sie war ein wenig neugierig von Natur — auch darin können reisende Damen einen entschiedenen Vorrang vor reisenden Männern behaupten — und versuchte also nur um so eyrichter die Besechung eines der vornehmsten Sunuchen, die den Harem bewachten. Der ungeschlachte Gunuch ließ sich weder von dem süßen Lächeln, noch dem hellen Golde der englischen Gesandtin bethören.

Mylady entsagte nun ihren angenehmen Hoffnungen nicht ohne einen, aus dem Tiefsten ihres Innern kommenden, Seufzer; erzählte sogar ihrem Gemahl den verwegenen und gescheiterten Plan, und gab dem Lord das heilige Wort, die gefährliche Neugier nicht wieder rege werden zu lassen.

Solch ein Wort ist nun freilich bald gegeben!

Der Lord machte von Konstantinopel einen Abstecher nach der Insel Candia, und wollte über Cerigo zurückkommen. Mylady war allein; was fällt dem Menschen nicht bei, wenn er Langeweile hat? Genug, sie versuchte den Eunuchen zum andernmal, und bot ihm das Doppelte, wenn er sie heimlich in's Harem schleichen ließe. Der Halbmann ergab sich zu ihrer Verwunderung schnell. Sie hatte Verdacht schöpfen sollen, ob nicht der Sklav vielleicht dem Großherrn von der Neugier der gelehrten, schönen Brittin gemeldet, ob nicht Sultan Achmet der Dritte vielleicht selbst den Eunuchen zur Nachgiebigkeit gestimmt haben konnte?

Kurz, Mylady ward in das prächtigste, üppig geschmückte Damengefängniß verstohlen eingeführt, und von Zimmer zu Zimmer bis zu demjenigen gebracht, wo sie, gegen ihre Erwartung, Se. Majestät den Sultan in eigener hoher Person fand, behaglich hingelagert auf einem kostbaren Sopha, und mutten unter seinen schönsten Odalisken die lange türkische Pfeife rauchend. — Sie erschrak. Der Kaiser erblickte sie, warf einen huldreichen Blick auf sie, und deutete mit Hand und Mund, daß sie seine Wahl gefesselt habe.

Dieser Vorzug kann unmöglich einer Dame ganz mißfällig sein, aber doch überraschend. Mylady hatte sich von ihrer Bewunderung noch nicht erholt, als der Kislar-Aga, der schwarzen Eunuchen Chef, ihr die Ehre offiziel ankündete. Die reizenden Odalisken beneideten, begleichwünschten die neue Schwester, und führten sie in das Bad, wo eine in den Künsten der orientalischen Toilette wohlgeübte Frau sie zu den Umarmungen des Sultans mit Schmuck und Parfümerien sorgfältig vorvereitete. Kaum hatte sie das Bad verlassen, erschien von Seiten des Großherrn das in solchen Fällen übliche Geschenk, als Vorbote seiner Gunst; kaum war sie in ihr besonderes Zimmer geführt, erschien er selbst bei der neuen Favorite.

Seine Majestät debütirte sogleich mit einigen türkischen Phrasen, die man freilich nicht verstand; aber die zärtlichen Blicke des Beherrschers aller Glaubigen übersetzten die türkischen Komplimente sehr gut ins Englische. Die schöne Brittin befand sich in der seltsamsten Verlegenheit; Reue war zu spät; der halbe Mond that seine Wunder, und die Rechte des Harems blieben in unverletzter Gultigkeit.

Erröthend und beschämt verließ sie endlich den Tempel der großherrlichen Freuden; nur ungern willigte der Sultan in eine Erlaubniß dazu. Zum Unglück konnte das Abenteuer — aus Ursachen, die sich hier nicht wohl nennen lassen, die aber jeder

Digitized by Google

erräth, der mit der türkischen Toilette im Harem vertraut iſt — dem Gemahl der Dame kein Geheimniß bleiben. Der Geſandte kam zurück — der häusliche Friede war dahin — in England ließ ſich der Lord von ihr ſcheiden, weil er ihren Sohn Eduard für einen Descendenten Sultan Achmets erklärte.

Das Uebel war einmal geſchehen, und Miladi rächte ſich als Schriftſtellerin dadurch an dem böſen Großherrn, daß ſie alle Geheimniſſe ſeines Harems ausplauderte.

Schnelligkeit hilft ſiegen.

„Wie iſt's möglich, daß du in ſo kurzer Zeit ſo große Dinge verrichten konnteſt?“ fragte jemand Alexandern von Macedonien. „Ganz leicht,“ gab der Eroberer zur Antwort, „was ich heut thun kann, verſchieb' ich nie auf morgen.“

Zur Zeit, da Napoleon Bonaparte, nur noch 24 Stunden von Wien, den öſterreichiſchen Generalen Bellegarde und Meerfeld einen Waffenſtillſtand bewilligte, wurden die Linien für beiderſeitige Armeen angezeichnet. Man ward darüber erſt nach langen Diskuſſionen wegen der Armeekorps der Generale Bernadotte und Joubert einig.

„Aber, meine Herren, wo glauben Sie denn, daß General Bernadotte ſteht?“ fragte Bonaparte.

„Er kann jetzt vielleicht in Fiume ſein,“ ſagte Bellegarde.

„Sie ſind in großem Irrthum,“ erwiederte Bonaparte. „Er iſt hier nebenan in meinem Saal, und ſeine Diviſion werden Sie eine halbe Stunde von hier finden. Allein, vielleicht ſind Sie von der Poſition des Generals Joubert beſſer unterrichtet. Wo denken Sie, daß er iſt?“

„In Inſpruck wahrſcheinlich,“ entgegnete Bellegarde.

„Wohlan, Sie irren ſich abermals,“ verſetzte Bonaparte. „Er iſt auch dort in meinem Saal, und ſeine Diviſion liegt zwei Stunden von hier.“

Dieſen Mann erwartete man ſo gelaſſen bei Ulm und Jena!

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Oeffentliche Blätter melden den Tod des Generals Rénd, der bei einem Aufruhr zu Cordova ermordet worden ſein ſoll. Er war einer der populärſten Männer der franzöſiſchen Armee, welchen der Kaiſer wegen ſeiner ausgezeichneten Bravour beſonders ſchätzte. Man hat folgenden kühnen Streich noch nicht vergeſſen, wodurch im Jahre 1797 eine öſterreichiſche Kolonne von beinahe 2000 Mann gefangen wurde, vor ihm allein das Gewehr zu ſtrecken.

Er ſtand in genanntem Jahre, am 13 Februar, mit einem Detachement von 50 Mann zu Garda. Er war damals noch Infanteriekapitain. Als er an dieſem Tage ſeine ausgeſtellten Poſten viſitirte, ſtieß er auf eine öſterreichiſche Patrouille von ſieben Mann. Er ließ ſie ſogleich aufheben; aber nun machte er ſich mit ſeinem Detachement ohne Verzug aus dem Ort, um eine beſſere Poſition zu nehmen, denn die öſterreichiſche Patrouille kündete die Nähe eines größern feindlichen Korps an. „“

Kaum hat Rene nur ein Paar Schritte aus Garda vorgethan, ſo ſieht er ſchon im Augeſicht einer Menge öſterreichiſcher Truppen, deren Zahl er zwiſchen den Häuſern und im Nebel nur gar nicht errathen kann.“

Der öſterreichiſche Kommandant aber donnerte Rene beim erſten Blick an, ſich zu ergeben. Rene dagegen forderte, die Oeſterreicher ſollten auf der Stelle das Gewehr ſtrecken, widrigenfalls er die ganze Kolonne, die er ſchon umzingelt habe, über die Klinge ſpringen und niederen ließe. Es gab ein Hin- und Herreden; Rene ſprach aber mit ſolcher Zuverſicht, wurde ſo heftig, wollte anfangs ſo wenig mehr Gründe anhören, ſondern die Kanonen, die er gar nicht hatte, von allen Seiten anrücken und mit Kartätſchen in die Kolonnen feuern laſſen, daß die Oeſterreicher erſchrocken das Gewehr ſtreckten. — Rene wußte immer noch nicht, wie ſtark ſein Feind ſei; ohne ſich und ſeine Schwäche nicht zu verrathen, durfte er nicht vom Platze. Die Oeſterreicher wußten alſo vor ihm vorbei beſtürmend das Gewehr ſtrecken. Es waren 1800 Mann. Sie wurden in Garda einquartirt. Rene bezirkte die Ausgänge und gab ſeinen Ehrls Nachricht von dem unerhörten Fang.

Zwei Jahre nach dieſer That war der wackere Kapitän Rene ſchon Brigadegeneral. In der Schlacht von Rivoli that ſein Degen ähnliche Wunder. — Wie man ſchreibt, iſt ſeine Ermordung zu Cordova an den ſpaniſchen Inſurgenten auf eine ſchrecklichſte Art gerächt worden.

— Wie in aller Welt ging es auch zu, während die kalten Länder, bei ihren milden Frühlingen und Sommern, ſich die Strenge des Winters mit Oefen, Kaminen und warme Luft ſpeienden Röhren aus den Zimmern zu bannen wußten, daß die warmen Länder ohne Erfindung blieben, die zum Erſticken heiße Atmoſphäre wenigſtens in den Zimmern zu temperiren?

Erſt jetzt iſt ein Anfang dazu gemacht, und Hr. Curaudau in Paris hat durch ſein neues Kühlgeſchirr oder den Refelarrant kein geringes Verdienſt um den Lebensgenuß in den Südgegenden Europa's.

Auf einem Fußgeſtell, 18 Zoll hoch, 15 breit, erhebt ſich eine abgeſtumpfte Säule, von 3 Schuh Höhe und 10 Zoll Durchmeſſer, worin man 24 bis 30 Pfund Eis legen kann, je nachdem das aufzukühlende Zimmer größer oder kleiner iſt. Das Innere iſt ſo ſinnreich und doch einfach eingerichtet, daß die warme Luft in die angebrachten Behälter eindringt, ſich verdichtet und mit Gewalt wieder durch die vorhandenen Mündungen ausſtrömt.

Der Redacteur der Pariſer Gazette de Santé, Hr. Marie de St. Aleſin, erzählt in einem ſeiner neueſten Blätter viel Gutes von dieſen Kühlgeſchirren.

„Der Thermometer“ ſagt er, „ſtand im Zimmer auf 29 Grad. In dieſem Zimmer, von 15 Schuh Länge und Breite, das der ganzen Macht der Mittagsſonne bloß ſtand, hat durch den Prozeß von fünf kühlenden Säulen, deren jede 25 Pfund Eis enthielt, der Thermometer binnen anderthalb Stunden acht Grade, und dieſe kühlere Temperatur blieb ungeſtört den ganzen Tag im Zimmer, ohne neu reproduzirt werden zu müſſen. Folglich kann man des Tages für 24 Sous (das Pfund Eis zu 1 Sou) ein kleines Zimmer kühl halten; für Kranke keine geringe Erquickung, für Geſunde keine geringe Behaglichkeit. Die Ausgabe vermindert ſich am folgenden Tage um ein Viertel, weil die Wirkung des Eiſes nicht nur die Luft des Zimmers abkühlte, ſondern ſich den Wänden einen großen Theil der ihnen innwohnenden Wärme entzog. Die Wohlthätigkeit dieſer Kühlgeſchirre bei verſchiedenen Krankheiten, wo die ginbrunſte Atmoſphäre das Uebel täglich mehrt, iſt kaum zu berechnen.“

(Hierzu ein kritiſches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 66.

Theater von August Klingemann. Erster Band. (Enthält Heinrich der Löwe und Martin Luther.) Tübingen, 1806. Gr. 8.

Hr. Klingemann empfängt uns am Eingang seines Theaters mit einer im Styl der neuesten Romantiker zierlich vorgetragenen Rede „über die romantische Tragödie.“ Die Kunst- und Stichwörter der romantischen Schule sind überall in gehöriger Ordnung angebracht; man vernimmt wieder den Unterschied des „plastischen und musikalischen Prinzips“ in der Tragödie; ferner daß die im antiken Styl zurückgearbeiteten tragischen Gedichte „große revenants der griechischen Vorzeit“ sind; daß die französische Tragödie nichts als „mißverstandene, sklavische Nachbildung der Griechen und Römer“ sei; daß Schakespear und die „metaphysische Philosophie“ die romantische Tragödie in's Leben riefen und vollendeten, u. dgl. m. Genug, Hr. Klingemann will damit beweisen, wir sehen nicht wohl ein warum? daß er die Uniform der poetischen Poeten unserer Zeit trage und savoir vivre habe.

Ein ganz anderer Mann ist er zum Glück aber, wenn er uns sein Theater selbst öffnet. Man erwarte da keinen Romantiker vom neuesten Schnitt, der uns Fieberfantasie für Genialität, mystisches Empfindeln und Spielen für Tiefe des Gefühls und Geistes, geschmackloses Reimgeklingel und ein Gemenge von Schwulst und Plattheit für Originalität gelten lassen will; sondern man lernt einen Mann kennen, der ohne poetische Genialität, doch recht gut weiß, was vom Theater herab auf ein Publikum, wie das deutsche jetzt ist, Wirkung macht; statt der sonst beliebten Prosa eben so leicht die jetzt beliebten Jamben hinschreibt, und dabei, wenn gleich für die deutsche Bühne nichts Meisterhaftes und Unnachahmliches, doch etwas recht Brauchbares für den einstweiligen Hausbedarf liefert — Hausmannskost.

Lyrischer Schwung, Tiefe und erschütternde Größe der Gedanken, in denen sich die Individualitäten der in Handlung gesetzten Karaktere spiegeln, ein höheres Leben, wie es nur der geweihte Dichter seinen Kunstwerken einhauchen kann, daß es den stillen Beobachter wider dessen Willen begeistert und über das Gewöhnliche hinwegführt — das alles muß man in diesen Tragödien nicht suchen. Solide Prosa rinnt durch den Kanal der Jamben vom ersten Auftritt, bis zum letzten. Jamben selbst scheinen nur der Mode willen da zu stehen, nicht eigentlich aber, wozu sie doch geboren sind, um dem schönen Gedanken eine schöne Hülle zu leihen, und durch die Melodie der Sprache die Macht des von ihr zum Ohre getragenen Sinns zu stärken. Hr. Klingemann findet in dem Beisammenstehen von Klängen, wie „Heinrich nicht“ keine Kakophonie, und in Elisionen wie „die sanft'ste Lehre“ keine Injurie für das Gehör. — Wohlan, wir haben nichts dagegen.

Heinrich der Löwe hat, was man sagen kann, viel Handlung, viel Theaterspiel. Der Decorateur wird fleißig in Odem gehalten, und festliche Umzüge, Prozessionen von Grafen und Herren sind, als ein vorzügliches Ingrediens der Tragödien (vorzeiten waren es die Geister) nicht gespart. An Wahrscheinlichkeit im Innern des dramatischen Gebäudes, wodurch das Ganze Haltung gewinnt, ist oft desto weniger gedacht.

Manches kann in der Wirklichkeit geschehen, und dennoch auf der Bühne durch die Hand eines ungewandten Dichters unwahrscheinlich werden. Kaiser Friedrich bittet Heinrich den Löwen auf den Knien um Unterstützung zum Zug gegen die Lombardei; weil Heinrich ihn aber nicht erhört, sondern die Stadt Goslar als Unterpfand begehrt, faßt Friedrich, aus beleidigtem Stolze — tödtlichen Haß; bis Heinrich seinerseits einmal wieder vor Friedrich kniet, da endet plötzlich der Haß. Dies ist der Grundfaden der ganzen Intrigue, und eben dieser Faden ist etwas locker und rauh gesponnen.

Neue, weise gehaltene Karaktere sind keine. Die Physiognomie der Handelnden hat etwas Flaches, Einförmiges, — oft Verzerrtes und Unnatürliches. So z. B. erscheint ein Ebbert, der auf dem Reichstage zu Goslar falsch gegen Heinrich zeugt. Er kommt;

Digitized by Google

dieser Bösewicht, bleich und schwankend aus der Reichsversammlung (faßt ihn das böse Gewissen so schnell, so wunderbar schrecklich?), hält dann seiner Schurkerei gegen andere, die ihn schilten, eine Schutzrede, und rennt plötzlich selbstmörderisch in den ihn tadelnden Tebels Schwerd. Das alles ist eine Geschichte von wenigen Minuten.

Das Schönste und Gelungenste ist in diesem Stücke die Episode vom schwarzen Ritter — Klementia's treue Liebe im Tode.

Martin Luther, eine Tragödie in „sechs Abtheilungen" ist bei weitem besser gerathen als Heinrich der Löwe. Klingemann hat zwar die poetische Weihe durchaus nicht empfahn, wie sein Nebenbuhler Werner, und steht ihm in dieser Hinsicht weit nach; dennoch hat Klingemanns Luther entschiedene Vorzüge vor dem Wernerschen. Werner, sich ohne höhere Kraft dem Spiel einer süßlich-tändelnden, mostischen Einbildungskraft überlassend, gab uns statt Luthers, des kräftigen Reformators Bild, eine Karrikatur mit herrenhutischer Einfassung; Jakob Böhmens Fantasterei, Siegwarts Empfindelei und einige ächt genialische, wahrhaft schöne Ideen erscheinen in seltsamer Verbindung. Es ward mir vor der Weihe der Kraft zu Muthe, wie beim Anblick einer fantastisch geflochtenen Arabeske, wo Kreuze und Mönchlein aus Blumen wachsen.

Um funfzig Prozente prosaischer zwar als Werner, zeichnet uns Klingemann Luthers Bild, so gut er's vermogte, treu und redlich nach den von ihm bekannten Thatsachen. Aber, hat man gleich keine Poesie, man hat doch Geschichte; man hört zuweilen Luthers ipsissima verba; man erkennt den Mann wieder, der dargestellt wird. Ergreift uns auch nicht des Dichters Zauber hier — die Thatsachen, wohlgeordnet, reden zu unserm Herzen und erschüttern es zuweilen.

Dies ist nun freilich ein Lob, mit welchem Hr. Klingemann schlecht zufrieden sein wird, allein es ist wenigstens Wahrheit, die jeder Unbefangene ihm bekennen muß. Als Dichter finden wir in ihm einen Nachahmer Schillers; durch Reminiszenzen mancher Art mahnt er oft an sein Vorbild. Das Geschwätz der Bürger bei Legung des Grundsteines zur Kirche bei Dankwerderoda (Heinrich der Löwe 2 Akt), so wie das Vorspiel Tetzel zu Martin Luther, sind nichts als ein mattes „ad modum Wallensteins-Lager."

In Rücksicht der Oekonomie des Ganzen findet sich mancher Ueberfluß in Worten und Werken. Die fünfte Abtheilung konnte ohne großen Uebelstand ganz erspart werden; die zweite Szene derselben (die Gastmals- und Vergiftungsszene beim Kurfürsten von Mainz) ist, vermuthlich um der Abtheilung die erforderliche symmetrische Größe zu geben, bis zur Ermüdung weitläuftig gesponnen. Dagegen hat die vierte Abtheilung entschieden den meisten innern Werth. Es ist der Triumf des biderben Reformators in Worms. Hier hat Hr. K. wirklich Kunst und poetisches Talent erwiesen.

Genug, Hr. Klingemann ist sehr romantisch in der Vorrede, plastisch in seinen Darstellungen, klassisch aber nirgends. Er wird mir daher verzeihen, wenn ich seine Schauspiele ebenfalls für „revenants" aus der Schillerschen Dichtungswelt, doch für keine „große revenants" halte.

L.**

Bela's Krieg mit dem Vater. Ein historisches Schauspiel von Mathäus von Collin. Tübingen. 1808. 8.

Dies neueste Schauspiel von Collin ist keine ausgezeichnete Gabe für die dramatische Litteratur der Deutschen — wenn man's auch nicht geradehin schlecht nennen kann. Ich wollte wetten, Hr. v. Collin habe den Sofokles mit Aufmerksamkeit gelesen, und an Shakespear ein hohes Gefallen. Er nahm von jenem einige Farben, von diesem einige Formen. So schuf er sein Kunstwerk, welches mehr ein fragmentarischer, dramatisirter Roman, als ein Schauspiel ist. Wild und kunstlos, wie seine Helden, erscheint die Anlage des Ganzen; schwach motivirt entsteht ein Krieg, und man weiß nicht, ob Interesse für den Vater oder Sohn genommen werden soll; man schlägt sich in Felsen und Wäldern, macht rasch zwischeneine Hochzeiten; schließt endlich Frieden, und begreift nicht, warum derselbe Friede nicht schon in den ersten Szenen geschlossen werden konnte, da er in den letzten durch keine besonders nachdrückliche Umstände herbeigeführt wurde? —

Suchet ihr Verwickelung und Katastrophe? — hervorspringende, mit fester Hand bezeichnete Karaktere? — gewaltig auf das Gemüth wirkende Szenen? — ein harmonisches Ganze, wo keine erscheinende Person, keine Szene, keine Rede entbehrt werden kann, ohne einen Riß in dem Gemälde zu machen? wo alle Gedanken und Empfindungen in einen einzigen großen Brennpunkt zusammenstrahlen? — Ihr sucht vergebens. Es ist ein sonderbar verworrenes Bild, eine wahre Haupt- und Staatsaktion, worin rohe Menschen sämmtlich einerlei Sprache, und in den Gesichtern einerlei Züge haben; sie ziehen weder unsern Verstand, noch unser Herz an, und hinterlassen dem Gemüthe einen widerlichen Eindruck.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 67. — den 20 August 1808.

Miszellen aus Berlin. Im August.

Indem man hier allgemein etwas Entscheidendes über das Schicksal des Nordens nach der Rückkehr Napoleons von Bayonne zu vernehmen hofft, augurirt man sich die Aussicht zugleich, daß für den Winter die interimistische Verwaltung der Marken beendigt sein werde. Alles andere, was übrigens unter uns vorgeht, läßt uns nicht auf einen Abzug der französischen Truppen schließen. Mit voller Thätigkeit wird jetzt noch immer an den verschiedenen Lagern gearbeitet. Das hier in unserer Nähe von Charlottenburg sich ausdehnende Lager dürfte Ende dieses Monats erst völlig bezogen werden können. Die Berliner wandern indeß fleißig dahin, und weiden sich an der ihnen neuen und sie befremdenden Thätigkeit. Man vermuthet, daß dies Lager wohl für den ganzen Winter stehen bleiben dürfte. Es sind mehrere hundert eiserne Oefen und förmliche Bettstellen requirirt worden, und die Ausgaben welche ein großer Theil der Offiziere aus dem Generalstabe an ihre Baraken verwendet, lassen schließen, daß es auf einen längern Aufenthalt daselbst abgesehen ist.

Indeß sind schon seit einiger Zeit mehrere Regimenter von dem Victor'schen Korps aus den verschiedenen Lagern aufgebrochen. Sie haben ihren Weg nach Franken angetreten. Eben diesen Weg haben auch mehrere Regimenter des Soultschen Korps in Pommern über und bei Berlin verfolgt. Ob dies berechtigt zu folgern, daß diesen Detachements bald die ganze Armee folgen dürfte, muß die Zeit lehren.

Unser zeitiger Gouverneur, Herzog von Belluno (Marschall Victor), lebt noch immer ungestört auf der Eckardsteinschen Besitzung in Charlottenburg, im Schoose seiner Familie und mit seinen Umgebungen. Zum Garten ist jedem der Zutritt erlaubt, und man sieht den Herzog mit den bei ihm eingeladenen Gästen nach der Tafel, die mehrentheils um 8 Uhr geendigt ist, im Garten unter der zuströmenden Menge umherwandeln. Unter den Gästen sieht man auch von Zeit zu Zeit einige Berliner, jedoch immer aus dem ersten Adel. So bemerkte ich jüngst den Fürsten von Hatzfeld und den Herrn von Eckardstein nebst Gemahlinnen. Der Herzog bildet in Charlottenburg einen kleinen Hof, der unserer Stadt eine monatliche Ausgabe von beinahe 8000 Thl. verursacht.

Die Frische und Munterkeit, von welcher der Eckardsteinsche Garten belebt ist, sticht sehr gegen das lugubre und verfallene Ansehen ab, das der nicht weit davon liegende königliche Garten gewährt. Beim Eintritt in denselben gewahrt man die schönen Gänge gänzlich mit Unkraut und Moos bewachsen und gleichsam für's Auge verwischt; überall vermißt man die Hand eines sorgfältigen Pflegers dieses sonst von einem übereinstimmenden Königspaare bewohnten Sitzes. Eine tiefe Stille herrscht in dem weitläuftigen ihn bezirkenden Palast. Alles scheint in tiefe Trauer versenkt, selbst die großen Karpfen, welche im Teiche bei dem Ton einer Schelle sich munter dem Neugierigen entgegen zu gaukeln pflegten, scheinen über die tiefe Stille, die um sie her herrscht, in einen dumpfen Schlaf versunken zu sein. Wer den Königssitz zu Charlottenburg vor drei Jahren sah, dem gewährt der jetzige Anblick desselben einen bedeutenden Wink über die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge.

Das Lager verursacht der Stadt Berlin nicht sehr bedeutende Ausgaben; desto mehr lasset es auf den verschiedenen Kreisen der Provinzen, wo Alles dazu kontribuiren muß, bis auf den geringsten Insassen. Indessen ist jetzt wieder von der Stadt ein Antrag des

Digitized by Google

französischen Gouvernements in Erwägung zu nehmen. Das Letztere hat nämlich bei dem Comité administratif darauf angetragen, daß statt der Naturalverpflegung der französischen hiesigen Besatzung, der einquartirten Employés und des Generalstabes, die Stadt ihm monatlich eine Summe von 178,000 Thlr. verabreichen solle, wovon sie die Verpflegung aller Einquartirten bestreiten könne, so daß der Bürger ihnen nicht mehr als Wohnung, Holz und Licht zu reichen hätte. Die Meinungen über diesen Antrag sind verschieden. Ein großer Theil glaubt, daß eine Summe von 178,000 Thalern zeit in Berlin nicht monatlich aufgebracht werden könne, ein anderer glaubt wieder, daß die Stadt sehr dabei gewinnen dürfte, und es ist nun zu erwarten, was darüber entschieden werden wird.

Soviel ist ausgemacht, daß das auf die Kaufmannschaft repartirte Drittel von der letzten in Antrag gebrachten Anleihe von 650,000 Thlr. noch keinesweges zusammengebracht ist und schwerlich zusammenkommen dürfte.

Der Geldmangel steigt mit jedem Tage auf das Aeußerste. Es werden jetzt auch von der Stadt und von der Kurmärkischen Comité keine Zinsen auf die von ihnen kreirten Obligationen gezahlt. Hierzu kommt noch, daß die Einquartierungs- und Kontributionslasten den größten Theil der Einkünfte von den Häusern aufzehren, und Hypothekenkäufe können daher auch keine Zinsen abtragen. Die reichsten Leute, die ihr Vermögen dem Staat oder Grundbücken hingegeben, müssen jetzt zu ihrer Subsistenz Geld, wie sie es bekommen können, mit 15 bis 20 Prozent Interesse aufnehmen.

Wie groß die hiesige Geldnoth ist, ersieht man schon daraus, daß die Armenanstalt der hiesigen französischen Kolonie, welche bedeutende Fonds hat, sich genöthigt sieht, die mildthätig Gesinnten aufzufordern, mit Anlehen von funfzig Thalern ihre Anstalt zu unterstützen. Um doch durch einen gewissen Vortheil die Milden zu locken, verspricht sie, die Anleihe, so hoch sie zusammenkommt, in eine Tontine zu realisiren.

Seit einigen Tagen sind indeß alle königliche Papiere merklich gesunken. Bankobligationen, sonst 30 Prozent, sind auf 50 Prozent; Seehandlungsobligationen, sonst 28, sind auf 37 bis 40, und Tresorscheine, sonst 28, auf 37 Prozent florirt. Bestimmt kann man keine Ursache angeben, die dies plötzliche Steigen veranlaßte.

Es ist indeß wahrscheinlich, daß, wenn die interimistische Verwaltung länger dauert, Staatspapiere gegen städtische und ständische Papiere sich beträchtlich heben werden. Letztere nehmen an Zahl in immer größerm Maaße zu, als die Requisitionen dauern, die Staatspapiere werden aber nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert, weil viele Handlungshäuser und Spekulanten, welche vormals bei der Bank und Seehandlung Effekten gegen Kapitalien deponirt, nach und nach solche gegen die Papiere jener Institute sie von denselben auslosen.

Dem Geldwechselgeschäft ist ein mächtiger Zügel angelegt worden. Jeder, der von jetzt an einen Wechselladen öffnen will, muß für die Erlaubniß der Polizei 500 Thaler dazu erlegen.

Ueber die vor kurzem abgehaltene Messe zu Frankfurt an der Oder hört man die bittersten Klagen anstimmen. Es waren beinahe keine Käufer und keine Gelder auf dem Platze. Nur wenige Verkäufer haben höchstens so viel Baarschaft eingenommen, um ihre baaren Auslagen zu decken.

Das französische Gouvernement hat es für diesmal frei gegeben, den 3 August, als den Geburtstag des Königs, solenn feiern zu dürfen. Im Schauspiel sollte ein neues Stück, Joseph in Egypten — ich glaube eine Uebersetzung aus dem Französischen — gegeben werden. Das französische Gouvernement hat aber kein neues Stück erlauben wollen, weil der der Geburtstagsfeier des Kaisers und der Kaiserin ebenfalls keine neue Stücke gegeben wurden. Sie machte der Direktion den Antrag, freies Schauspiel zu geben. Allein diese entgegnete, daß dies in Berlin nicht gebräuchlich war. Es wird nun zur Geburtstagsfeier des Königs Armida von Gluck gegeben, und die Einnahme ist zum Besten des von Neander errichteten Friedrichsstifts.

Mehrere Mitglieder des Dresdner und Königsberger Theaters haben seit kurzem hier debütirt. Im kurzem tritt Iffland seine Kunstkreise nach München an.

Bellevue, das Lustschloß des Prinzen Ferdinand, steht jetzt ganz verlassen. Der Greis lebt mit seiner Gemahlin in der Stadt still und eingezogen.

Reisebemerkungen aus den Rheingegenden.

(Mai 1808.)

Aachen. Düsseldorf. Elberfeld.

— Von Düren, einem sehr industriösen Fabrikstädtchen, hatten wir einen sehr artigen Weg, in angenehmer Gesellschaft bis Aachen. Die Flächen umher waren zum Theil mit dem schönsten Getreide bedeckt; nur hier und da sah man noch von der vorjährigen Mäuseüberschwemmung zerstörte Striche. Eine merkwürdige Erscheinung! Im Herbste des vorigen Jahres zogen nämlich ganze Schararen von Feldmäusen von Osten nach Westen; selbst in die Dörfer und einzelnen Wohnungen fielen sie ein, und wurden dort häufig getödtet. Dadurch und durch die rauher werdende Jahrszeit schmolzen allmählig diese Emigrantenheere zu Nichts ein.

Schon indem man sich Aachen nähert, sieht man von ferne, wie unter Napoleons Auspizien diese alte Residenz des großen Karl sich verjüngt und verschönert. An Vergnügungsplätzen und Anlagen in den schönen Umgebungen wird gearbeitet; die Chaussee wird mit großen Kosten breiter und soviel möglich wagerecht gemacht, da sie sonst bügelicht lief. Die altfränkischen festungsartigen Thore sind niedergerissen, und um sie der sind Promenaden und Gartenanlagen. — In den nämlichen Verhältnisse hat sich seit vier Jahren das Innere der Stadt verschönert.

Unser Aufenthalt war sehr kurz; indessen wallfahrteten wir doch nach dem uralten Dom, zu dem sehr einfachen Grabe Karls des Großen, und nach dem eben so alten Rathhause. In dem Saale desselben, wo vor sechzig Jahren der Friede geschlossen wurde, hält jetzt das Kriminalgericht seine Sitzungen. Wir wohnten einer derselben bei. Der Verbrecher, welcher gerichtet werden sollte, war angeklagt, den Adjunkten seines Maire in seinem Amtshabit, oder gar bei seinen Amtsverrichtungen, gepryügelt zu haben. Der Fall wurde vermittelst mit doppeltem Ernste behandelt, weil es bei dem etwas derben Volke der dortigen Gegend kein ganz seltener Fall sein soll, daß untere Beamten gepryügelt werden. Der Angeklagte vertheidigte sich ruhig und anständig, und schien das Faktum nicht zu läugnen. Doch konnte ich wegen des Gedränges und wegen der Entfernung, worin ich stand, nur sehr unvollkommen verstehen, was

Digitized by Google

gesprochen wurde. — Einige Tage vorher war Michel, der ehmalige Rentmeister des Grafen von Bentheim, welcher seinen Herrn vor einigen Jahren auf eine sehr feine und intriguante Art um eine halbe Million betrogen hat, zu Brandmarkung, Schandpfahl und Galeeren verurtheilt. An dem Schandpfahl that er, was vor ihm vielleicht noch keiner gethan hat, — er las die ganze Zeit in einem Buche; wenigstens verwandte er kein Auge von demselben. — Der Mann ist übrigens von einer sehr würdigen Familie, und soll selbst eine sehr liebe Familie haben. Ein Umstand, welcher viele zum Mitleid für ihn stimmte.

Alexander Lameth, der interessante Unglücksgefährte des noch interessantern Lafayette, ist zum Präfekt in Aachen; ein sehr würdiger Mann, welcher viele Verdienste um das Roer-Departement hat.

In dem Rathhause hängen einige sehr sehenswerthe Gemälde, besonders von Rubens und van Dyk. Auch die zwei Porträte des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich, welche sie vor kurzem der Stadt Aachen geschenkt haben, befinden sich daselbst.

Am zehnten Mai reiseten wir von Aachen nach Düsseldorf, über Jülich — ein kleines, regelmäßiges Städtchen, dessen Festungswerke sehr vergrößert und verstärkt werden.

Bei Düsseldorf fuhren wir an der nämlichen Stelle über den Rhein, wo Bourdan ihn im Jahre 1795 mit so vielem Glück passirte und Düsseldorf und die Oesterreicher überrascht hatte.

Düsseldorf ist eine hübsche, offene Stadt, welche durch die Abtragung der Festungswerke an Schönheit und Annehmlichkeit sehr gewonnen hat. Lebt der Handel wieder auf, und bleibt Düsseldorf die Hauptstadt des neuen Herzogthums (Münster wünscht ihm den Rang abzulaufen), so wird diese Stadt auch wieder blühend werden, was sie seit einigen Jahren nicht mehr ist. — Das ehmalige kurfürstliche Residenzschloß liegt noch, von der Zeit des französischen Bombardements an, halb in Ruinen. In demselben war auch die berühmte Bildergallerie, welche nach München gebracht worden ist, und welche zurückzuerhalten das Land und sein neuer Regent sich vergebens bemüht haben. Nur noch zwei Gemälde von Rubens, auf Holz gemalt, welche nicht transportirt werden konnten, sind geblieben. Der Herzog hat das zweite Gemälde von Boucher, die Schlacht von Abukir, hierher geschickt. Eine sehr imposante Komposition! — Das Ganze ist 22 Fuß hoch, 33 Fuß breit, und zeigt den Schüler von David. Die Figuren sind zum Theil kolossal; einige sind sehr getroffene Portraits. In der Hauptgruppe ist Prinz Murat (nun König von Neapel) selbst. Die Affaire schien nämlich verloren, als Murat mit seiner Kavallerie einbrach, den Feind zum Weichen brachte, und den kommandirenden Bassa gefangen nahm. Dies ist der interessante Hauptmoment des Stücks. Nebenszenen sind, der Tod eines Dragoneroberster, und wie General Marmont einen Türken niederhaut, der in seinem Korbe, welcher ihm um den Hals hängt, den Kopf eines französischen Offiziers trägt.

Eine eigene Einrichtung bemerkt man auf dem in den letzten Jahren sehr verbesserten Wege von Düsseldorf nach Elberfeld. Nicht bloß die Entfernung der Stunden ist angezeigt, sondern jede Minute Weges ist ein eichener Block eingeschlagen, der die Entfernung nach den Minuten zählt. Gut für die pünktlichen Leute!

Welch Leben, welche Thätigkeit in Elberfeld und Barmen! Dabei welche holländische Reinlichkeit und Reinlichkeit! — Durch die unsinnige Zeit, Stockung des Kolonialhandels u. s. w. haben zwar auch hier Wohlstand und Thätigkeit etwas gelitten; aber das bemerkt der Fremde nicht, und oft weiß auch der spekulative Kauf- und Fabrikherr dem Schlag auszuweichen durch neue Zweige und Gegenstände des Handels und der Fabrikatur. So werden z. B. sehr schöne Madras-Tücher in Elberfeld gemacht, welche vormals nur aus England kamen.

Ein Akt der Gerechtigkeit, welcher gerade bei meiner Anwesenheit in Elberfeld geschah, läßt mich glauben, daß es zu dem Rest der wenigen deutschen Städte gehört, wo noch Gesetz und Sitte und öffentliche Meinung Hand in Hand gehen. Es wurde ein junger Mann arretirt, welcher wegen des unerlaubten Umgangs mit der Gattin eines andern zur strengsten Rechenschaft soll gezogen werden. Jedermann pries das Verfahren, und scherzte nicht über die Galanterie des jungen Herrn.

Notizen zur Geschichte des französischen Armee-Wesens.

In den ältesten Zeiten der französischen Monarchie waren Bogenschützen, Archers, die zu Fuß und zu Pferd dienten, die Hauptstärke der Armeen. Karl VII bildete im Jahre 1445 daraus ein Infanterickorps, das er Francs-Archers nannte, weil die darin stehende Mannschaft von Abgaben aller Art frei war. Jedes Kirchspiel stellte dazu einen Mann, und unter Ludwig XI war das Korps der Francs-Archers 16000 Mann stark. Eben dieser König hob sie am Ende seiner Regierung 1480 ganz auf, und ersetzte sie durch andere Milizen.

Die Argoulets waren die älteste Kavallerie, gewissermaßen die Husaren der ersten französischen Armeen. Sie hatten keine andere Bestimmung, als den Feind zu harcelliren. Man findet sie in der französischen Militärgeschichte zur Zeit Ludwigs XI und noch in der Schlacht von Dreux 1562; dann verschwinden sie.

Noch älter als die letztern waren die sogenannten Arbaletriers. Schon Anna Comnena spricht von ihnen. Sie trugen Armbrüste oder Arbaleten, womit sie den Pfeil sicherer und weiter schossen als mit dem gewöhnlichen Bogen. Das lateranische Konzil im J. 1139 verbot den Gebrauch dieser Waffe, weil sie allzumörderisch und Gotte verhaßt sei. Einige Fürsten gehorchten zwar dem Spruch der heiligen Väter; weil aber Richard Löwenherz troß dem die Armbrust in England eingeführt hatte, wollte sein Nebenbuhler in Frankreich, König Philipp August, ebenfalls nicht darauf Verzicht thun. Vorzüglich bei Belagerungen leisteten die Arbaletriers gute Dienste, weil ihr Pfeil die Besatzung auf Thürmen und Mauern am besten erreichte. Mit der Erfindung des Feuergewehrs verlor sich freilich ihr Werth. Doch hatte selbst Franz I noch in der berühmten Schlacht von Marignon 200 Arbaletriers in seiner Garde. Er schaffte jedoch diese Art Miliz nachher ganz ab.

Auch Freikorps oder Freiparthien besaßen die ältern französischen Armeen von Ludwig VII an bis auf Karl V; sie waren aus allerlei zusammengelaufenem Gesindel geformt, das sich auf's Rauben und Plündern legen wollte. Daher erhielten diese privilegirten Diebesrotten eine Menge Titel, die nicht reizend waren. Man hieß sie z. B. Banditen, Marodeurs, Nachzügler, Tarde-venus, Malandrins, Routiers u. s. w. Vorzüglich gesellten sich Deutsche zu den französischen Freikorps, die, Dank sei es

Digitized by Google

unserm humanern Zeitalter, faſt ganz verſchwunden ſind; man erinnert ſich noch mit Schaudern der Freiherrn eines Trenk, eines Szekuli und anderer ſolcher Helden.

Die alten Bandouliers der franzöſiſchen Armee, übrigens treffliche Arquebuſirer und Bogenſchützen, ſtanden in keinem beſſern Rufe. Sie wurden meiſtens aus den Gebirgen des ſüdlichen Frankreichs und den Pyrenäen gezogen, ein rohes, plünderungsluſtiges, unerſchrockenes Bergvolk. Noch in den Kriegen Franz I und Karls V waren ſie ſtark im Brauch. Schon ihr Name Bandoulier, ein verderbtes Gaskonnerwort von de voliers (bande des voleurs) ſpricht übel zu ihren Gunſten. Das Bandelier (la bandouliere) erinnert uns noch an ſie, denn am Wehrgehenk trugen ſie all ihre Waffen. *)

Die Karabiner, Carabins, waren ehmals das, was jetzt unſere Dragoner ſind; Soldaten zu Pferd und zu Fuß. Man lernte ihren Werth erſt unter Heinrich IV kennen. Sie bildeten kein beſonderes Korps, ſondern bei jedem Kavallerie-Regiment befanden ſich ohngefähr 50 Carabins, die man nach Umſtänden zuſammenziehen konnte. Im Treffen zogen ſie den Escadrons voraus, zu denen ſie gehörten, und engagirten in Scharmützeln das Gefecht, oder deckten die Retirade. Eine lange ſpaniſche Flinte (escopeta), eine Piſtole und ein langer Säbel waren ihre Waffen; dazu hatten ſie einen Küraß, und eiſerne Handſchiene für die Hand mit dem Zügel. Ludwig XIII brachte im J. 1643 die Carabins in Regimenter: 1684 wurden ſie unter Ludwig XIV unterdrückt.

Die hundert Schweizer waren eine hundert Mann ſtarke Schweizerkompagnie der königlichen Leibwache; ſie beſtand ſeit 1496, da Heinrich IV ſie ſtiftete, bis zur Revolution. Sie war mit einer Hellebarde bewaffnet und à la Henri IV koſtümirt.

Auch Frondeurs, oder Schleuderer, ſtanden bei der alten franzöſiſchen Armee. Selbſt noch nach der Erfindung des Pulvers bediente man ſich ihrer. Erſt gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts verſchwanden ſie aus dem Militär.

Den mannlichen Ritterzeiten, den Tagen, da das militäriſche Feudalweſen gegründet ward, entſtammte die volle Lanze, „la lance fournie.“ Der Edelmann, unter deſſen Waffengeräth die Lanze das Hauptſtück war, hatte namlich als „homme d'armes“ in ſeinem Gefolge drei Bogenſchützen, einen Schildknappen (coutillier) und einen Pagen (varlet oder vaslet). Das war eine lance fournie. Nicht eigentlich der cuntillier (er trug ein couteau oder langes Meſſer, daher ſein Name), ſondern der Vaslet erſchien als wirklicher Schildknapp, der ſeinem Ritter das Streitroß vorführte und die von ihm gemachten Gefangenen in Verwahrung nahm. Die Bogenſchützen oder Archers waren ebenfalls junge Edelleute, welche ihre Lehrjahre im Kriege machten, bis ſie ſelbſt hommes d'armes wurden. Das ganze Korps der hommes d'armes nannte man gendarmerie, freilich ganz etwas anderes als unſere heutige Gendarmerie; damals beſtand ſie aus der Blute des Adels zu Pferde. Ludwig XII ſtirte die Stärke einer lance fournie auf ſieben, Franz I auf acht Mann. Wenn es daher in der Geſchichte heißt: bei der Bataille von Fourmigni waren 1500 hommes d'armes, ſo waren es 7500 M. Kavallerie, oder unter Franz I fochten in der Schlacht von Cerizolles 2000 h. d'armes, ſo waren es 16000 Mann.

Die Lanzenuets (Landsknechte oder Lanzenknechte), ſo wie die reitres, waren nur deutſche Hülfstruppen in franzöſiſchem Sold; jene nichts anders als deutſche oder ſchweizeriſche Infanterie, dieſe deutſche Kavallerie. Das Korps der reitres diente noch unter Ludwig XIV, doch der Armee ſchon einverleibt.

Noch müſſen wir der Ribauds (lat. ribaldi) gedenken, die in den Kriegen König Philipp Auguſts zum erſtenmal genannt wurden; leichte Truppen, zu den verwegenſten Unternehmungen auserleſen, gewiſſermaßen das Grenadierkorps der alten franzöſiſchen Armee. Ihre Wildheit brachte aber zuletzt ihre Tapferkeit in ſo ſchlechten Ruf, daß man ſie bald aufhob.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Die Ableitung ſcheint mir doch zweifelhaft. Paul Diakon, B. 1, Kap. 20, kannte ſchon das griechiſche Wort bandalarios, banderium, vexillum, Fahnenträger.

Anm. d. Herausg.

Varietäten.

Aus Italien.

— * Mailand, 14 Aug. Ich glaube, daß es Ihnen und allen Kunſtfreunden angenehm ſein wird, etwas von dem Schickſal des berühmten alten Gemäldes von Leonardo da Vinci, das Nachtmahl genannt, zu erfahren. Es befindet ſich hier in Mailand, und zwar im ehmals reichen Dominikanerkloſter, M. delle Grazie genannt. Der Saal, in welchem es mit Oel auf die Mauer gemalt iſt, ehmals das Refektorium der Mönche, wurde auf Befehl Sr. k. h. des Prinzen Vizekönigs ausgebeſſert, und mit Fenſtern und Laden verſehen. Ueber der Thür des Eingangs ſteht jetzt im Lapidarſtil eine lateiniſche Inſchrift. Sie lobet uns, daß Eugenius Napoleon im dritten Jahr ſeiner Regierung Italiens, bei Wiederherſtellung dieſer Mauern, den Untergang des Meiſterwerks alter Kunſt, des Nachtmahlgemäldes von Leonardo da Vinci verhütete, und dies herrliche Stück der Bewunderung ſpäter Nachwelt aufbahrte.

Das Gemälde iſt neun Ellen lang und achtehalb hoch; die Figuren ſind in Lebensgröße. Ob es gleich in den verſchiedenen Epochen, welche es überſtehen, viel gelitten hat, ob es doch noch ziemlich gut konſervirt, und nicht, wie einige vorgaben, ganz zu Grunde gerichtet. Vermuthlich haben es dieſe Ertzähler gar nicht geſehen. Die Farben, die Geſichtszüge, das Spiel der Muskeln, die Kleidung, die Draperungen, alles zeigt ſich noch in ſchönem Leben. Nur das Geſicht des Simeon, welcher ſich unten zur Rechten des Heilandes über den Tiſch beugt, iſt etwas verblichen, und der Fuß des Erlöſers und einiger Apoſtel ſind durch Erbauung der Thür, auf Befehl eines einfältigen Vorſtehers der Mönche, zu Grund gerichtet worden. Es ſcheint, daß dieſe Herrn nicht lederleid den Preis dieſes ſchönen Gemäldes kannten, denn ein zweiter ließ es ſogar überweißen; doch fand ſich ein dritter, welcher es wieder abwaſchen ließ.

Man ſollte glauben, daß der Maler ſeine ganze Einbildungskraft vorzüglich an den Geſichtern der Apoſtel verſchwendet habe, denn dahinein legt der Erlöſer ſich, ſo zu ſagen, mit ſichtig entworfen, ohne Vollendung.

Franz I ſah dieſes Gemälde in ſeiner vollkommenen Schönheit, und wollte es nach Paris transportiren laſſen. Aber die Ausführung war zu vielen Schwierigkeiten unterworfen, daß es unnöthig wurde, das Kunſtwerk zu entmüthen, ohne daſſelbe zu verletzen.

Die Truppen lagen lange in dieſem Saale, aber doch iſt das Bild von ihnen reſpektirt worden. Ich fand nichts durch Muthwillen daran verdorben.

Der Maler Boſſi nimmt die Zeichnung dieſes Gemäldes, auf Befehl S. k. h. des Vizekönigs, auf; — eine Arbeit, die vollkommen den Talenten dieſes vortrefflichen Malers entſpricht. Nach dieſer Zeichnung wird es der berühmte Raffaelli in ganzer Größe in Moſaik machen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 68. — den 24 August 1808.

Die neueste Kunde von der Geisterwelt.

(Eine literarische Gespensterercheinung.)

Keine Neugier ist dem armen, blöden Sterblichen wohl verzeihlicher, als die, mit welcher er die Geheimnisse der Ewigkeit, und das wunderbare Räthsel seines eigenen Ichs, zu entsiegeln sucht. Da schwebt er in dem Unermeßlichen isolirt, wie der leuchtende Johanniswurm in finsterer Sommernacht, um den es nur so weit hell ist, als er selbst leuchtet. Jenseits der Wiege und jenseits des Grabes ist Dunkelheit; das Leben zwischen beiden ist ein vereinzelter Lichtpunkt.

Der kindliche Geist des Menschen, unzufrieden mit Geistern seiner Art, die ihn aus menschlichen Hüllen ansprachen, bevölkerte das Universum träumend mit andern Wesen höherer Art; oder wähnte noch mit den Seelen der Abgeschiedenen in Verbindungen zu leben, deren Staub um seine Füße wehte. Griechen und Römer beseelten jeden Baum, jede Quelle mit einer inwohnenden Gottheit; die Fantasie der Bewohner des warmen Morgenlandes schuf eine Geisterkunde zwischen der Gottheit und dem Menschen. Die Juden brachten aus der babylonischen Gefangenschaft die Theorie von den bösen Engeln mit, welche sie den Chaldäern abgelernt hatten; denn ihre Schriften vor dieser Zeit geben noch keine Ahnung vom Dasein eines Teufels. Die Dämonologie des Orients drang in die Lehre des Christenthums ein, verpflanzte sich mit demselben durch ganz Europa und nahm die Farben und Formen feuriger Bildungen der mannigfaltigen Völkerschaften, nicht selten den Ton des Klimas an.

Noch im Anfang und zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Glaube an Gespenster und Hexen, Geister- und Teufelsbeschwörungen, Ahnungen und Familiargeister in Deutschland, England, Italien, Frankreich, Holland, Helvetien und Dänemark sehr gemein. Er hat sich, je höher das Licht der Wissenschaften stieg, immer mehr verloren, und nur noch hin und wieder in dem niedrigen Haufen des unwissenden Volks seine Gönner, besonders bei betagten, nervenschwachen oder von Natur leichtgläubigen und wundersüchtigen Personen. Doch ist die Metaphysik des gemeinen Mannes im protestantischen Deutschland eine ganz andere, als im katholischen. Jene hat gegenwärtig der geheime Hofrath Jung genannt Stilling zu Karlsruhe in ein förmliches System gebracht; und wie er es in seinem eben erschienen Werke*) seltsam genug entfaltet, wollen wir hier kurz entwickeln. Denn die Vorstellungsart des großen Haufens von übersinnlichen Gegenständen ist ein wesentlicher Beitrag zur Kulturgeschichte des Zeitalters. Herr Jung hat bekanntlich im protestantischen Deutschland viele Anhänger und Gläubige. Sein Buch wird von dieser Klasse Menschen häufig gelesen werden; seine Autorität wird der neuen Theorie, welche er von der Geisterwelt gibt, ziemlich allgemeine Aufnahme verschaffen, und die bis jetzt geherrschte Mythologie des gemeinen Mannes, welche nur allzugrob und verworren war, systematisiren. Man höre!

Weil alle Nationen Geister glauben, sagt Jung, so muß es folglich Geister geben, denn man kann nichts erdichten, wozu man keine Materie hat; zudem spricht auch die Bibel von ihnen.

*) Es heißt: Theorie der Geisterkunde in einer Natur- Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse. Nürnb. 1808. 8.

Digitized by Google

Christus und seine Apostel, die den Aberglauben der Juden und Heiden bekämpften, stritten doch nicht gegen den Glauben an Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen. Also ist bewiesen, es gibt Ahnungen, Geistererscheinungen und Visionen.

Das kopernikanische Weltsystem, in welchem die Erde, die man sonst für den Mittelpunkt des Universums ansah, nur als Punkt im unermeßlichen Weltall erscheint, ward der christlichen Glaubenslehre sehr schädlich — (wir lassen immer den Hofrath Jung reden) und die protestantische Kirche, welche das Fegfeuer abschaffte, die Seelen der Verstorbenen sogleich in die Hölle oder in den Himmel schickte, machte den Glauben an Ahnungen und Visionen sogar zu etwas Lereligiösem, zum Glauben an Fantasietrug. Man ging aber zu weit, wie man aus Folgendem ersieht.

Raum und Zeit sind nach Kants Lehre nicht ausser uns, sondern nur Denk- oder Vorstellungsformen; Bewegung im Raum ist folglich auch nicht ausser uns. Da nun das kopernikanische System sich auf die wirkliche Existenz des Raums und der Zeit ausser uns gründet, ist es in der Wirklichkeit nicht wahr; und hingegen die alte Bibelvorstellung, daß nämlich die Erde im Mittelpunkt stehe und sich das ganze Firmament um die Erde bewege, daß auch diese der wichtigste Theil der Schöpfung sei, wahr und beruhigend. Wer kann etwas bündiger beweisen?

Gott ist nicht im Raum und in der Zeit. Er ist der höchste Geist. Er wirkt auf die Sinnenwelt; auch der menschliche Geist wirkt auf die Materie. Warum sollen Engel und andere Geister das nicht auch können? Wer darf so etwas läugnen? Das Licht ist zwischen der Sinnenwelt und der übersinnlichen das Mittelglied in der Kette, in ihm geht die Eine in die Andere über. Dies kann zwar nicht bewiesen werden; man muß es aber glauben.

Licht, Elektrizität, Magnetismus, Galvanismus sind höchstwahrscheinlich nichts anders, als Erscheinungen eines und desselben Wesens. Da nun dieser Aether alle Körper durchdringt, so ist er auch im Gehirn und in den Nerven. Der Geist wirkt durch ihn vermuthlich auf den Körper; es ist denkbar, daß der Geist sich mit dieser subtilen Materie verbindet; und der Geist, verbunden mit diesem ätherischen Lichtwesen, die in Ewigkeit ein unzertrennliches Eins ausmachen, ist die Menschenseele. Folglich kann man sich nun erklären, wie eine magnetisirte Person aus der Gegend der Herzgrube den, der sie magnetisirt, in einem himmelblauen Glanze erblickt, der seine Gestalt wie ein Heiligenschein umgibt. Der Magnetisirte sieht offenbar die Seele des Magnetisirers; und die Seelen der Menschen sind himmelblau (S. 62 §. 83).

Jeder Mensch hat einen seelischen Dunstkreis um sich; das läßt sich damit beweisen, weil Stockblinde nahe Gegenstände schon empfinden können, ehe sie solche berühren. Das sogenannte Magnetisiren geschieht auch bloß in diesem Dunstkreis, wodurch dann Mesmer und seine Nachfolger den wunderbaren magnetischen Schlaf hervorgebracht haben.

Durch das Magnetisiren wird wahrscheinlich die Seele vom Gehirn und den Nerven mehr oder weniger entbunden, folglich freier wirkend. Die Somnambules sehen nicht mit den Augen, sondern aus der Gegend der Herzgrube, empfinden alles schärfer, können sogar sagen, was der Magnetiseur denkt u. s. w.; folglich, je freier die Seele von den Banden des „Fleischkerkers“ ist, je grosser und wunderbarer ist ihre Macht. Was wird die Seele nun nicht können, wenn sie nach dem Tode ganz frei vom Körper ist, und nichts um sich hat, als ihr himmelblaues Lichtkleid?

Die Clairvoyants, oder die hellsehenden magnetisch Schlafenden, haben von der Sinnenwelt keine Empfindung, sondern nur von dem Magnetiseur, der mit ihnen im Rapport steht. Folglich kann die Seele, nach dem Tode des Leibes, von der Sinnenwelt keine Empfindung mehr haben; sie empfindet nur die Geisterwelt, und steht sich mit denjenigen Seelen in Rapport, die ihrer Natur am ähnlichsten sind.

Die Entzückungen nervenschwacher, hypochondrischer Männer oder hysterischer Frauenzimmer sind ebenfalls nichts als Somnambulismus. Sie korrespondiren wirklich mit dem Geisterreich; aber was sie sagen, sind niemals göttliche Offenbarungen, weil sie, da die Seele bei ihnen noch immer mit dem Körper zusammenhängt, die Bilder ihrer eigenen Fantasie von den Geistern nicht genug unterscheiden können. Wer sind überhaupt diejenigen des Grabes nur auf die Sinnenwelt angewiesen, und sollen uns daher sehr hüten, mit den Geistern Umgang zu haben.

Der höchste Grad der Sich-Freimachung der Seele durch eine Art von Somnambulismus ist, wenn sie bei lebendigem Leibe von diesem auswandert, und andern Personen erscheint. Das nennt man gemeinlich Ahnungen. Dann werden die seelischen Dunstkreise verschiedener Personen in Berührung gebracht.

Die Seelen der Verstorbenen haben noch viel weniger Mühe, andern zu erscheinen; sie sind schon vom seelenlosen Körper frei. Sie halten sich nach dem Tode in unserer Atmosphäre auf, dies ist ihr Hades, ihr Fegefeuer, wo sie so lange wohnen müssen, bis sie in den Himmel oder in die Hölle einwandern. Dieser Hades, worin die Seelen der Verstorbenen sich aufhalten, geht bis unter die Erde, wo dann die Hölle anfängt, und geht wieder hinauf durch die Atmosphäre und die Wolken, bis wo im reinen Aether der Aufenthalt der Seligen anfängt.

Wer dies weiß, wird sich nun gar nicht mehr wundern, wie Geister der Verstorbenen erscheinen, ferner wie noch lebende Menschen Geister der Verstorbenen zitiren, oder sich sonst mit ihnen in Verbindung setzen können. Ein Beispiel und einen unläugbaren Beweis hat der bekannte Geisterseher Swedenborg davon gegeben; und im Museum des Wundervollen, das der Buchhändler Baumgärtner, aus hundert Büchern ohne Wahl und Kritik gesammelt, fleißig herausgibt, stehen viele andere höchst wahrhafte Geschichten ähnlicher Art, die das obige beweisen (und Hr. Jung theilt sie aus besagter Zeitschrift ohne Umstände als Aktenstücke und Urkunden mit). Eben so bare aus den gleichen Gründen auch mit dem sogenannten Leichensehen seine vollkommene Richtigkeit, wo nämlich in Dörfern ein Todtengräber, ein Nachtwächter, eine Hebamme u. dergl. zuweilen Nachts aus dem Hause, worin bald jemand sterben wird, einen „Leichenzug mit den kleinsten Umständen“ hervorkommen sieht. Freilich laufen bei der Sache wohl auch viel Träumereien und Täuschungen mit unter, aber darum ist sie selbst doch über allen Zweifel erhaben.

Daß Menschen mit Geistern in Umgang kommen können, ist aus vielen Erfahrungen gewiß; eben so zuverlässig ist es (und so etwas bedarf keines Beweises), daß die Geister, mit denen ein solcher Mensch in Verbindung kommt, in Ansehung des Grades der Moralität ihm ähnlich sind. Böse Menschen können also mit bösen Geistern Verbindungen schließen; so entstanden die Zauberer und Hexen. Unmittelbar kann der Satan freilich durch solche gottlose Personen niemand schaden; aber daß

Digitized by Google

Zauberer und Hexen vielen Schaden gethan haben, daß ihnen auch böse Geister manchmal mit Rath und That an die Hand gegangen seien, das läßt sich (sagt Hr. Jung) nicht läugnen. Aber abscheulich ist es, jemanden bloß auf ungegründete Vermuthung hin in Verdacht der Hexerei zu bringen.

Die Hölle ist im innern Kern unsers Erdballs (wer dies nicht glauben will, kann es vielleicht erfahren); an die Hölle grenzt der Hades, oder der Aufenthalt der Seelen, die noch geläutert werden müssen, ehe sie in den Himmel kommen (das ist Katholiken ihr Fegefeuer nennen). Da unter der Erde, oder in der atmosphärischen Luft, können sie wohl Jahrhunderte umherschwärmen. Auf Kirchhöfen befinden sind sie schaarenweise zu finden. Am Tage zeigen sie sich nicht gern, weil die Sonne ihr dimmelblaues Lichtkleid zu sehr erhitzt, besonders wenn die Seele noch von heftigen Leidenschaften beherrscht wird. Die Leidenschaften, verbunden mit der Sonnenhitze, setzen ihre Hülle in wahre, unausstehliche Glut. Es hat jemand einen Geist gesehen, dem spritzten Feuerfunken aus den Fingern, wenn er zornig ward; dies beweiset das Obige sattsam! — Bessere, aber noch nicht ganz geläuterte, Seelen kommen schon zur Belohnung in kühle Gegenden (etwa unter den Nordpol). Böse Geister empfinden aber überall Höllengut, und trift sichs, daß man durch unsichtbare Dunstgestalt hinfährt, sei es mit den Händen oder dem ganzen Leibe, so kann man davon böse Anschläge und Geschwüre bekommen. Man nehme sich doch also wohl in Acht!

Manche Seelen der Verstorbenen müssen nach dem göttlichen Rathschluße besonders lange herumpilgern, ehe sie in die obern Luftregionen kommen, wie z. B. Bertha von Rosenberg, oder die sogenannte weiße Frau, die sich gewöhnlich bei den Nachkommen ihrer Familie in Böhmen, im Brandenburgschen, im Badischen und Darmstädtischen, sehen läßt, um einen nahen Todesfall anzuzeigen, oder auch vor Unglück zu warnen. Herr Jung hat ihr Porträt zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, und mancherlei Bemerkungen über ihr Schicksal gemacht. Am merkwürdigsten aber ist die Vermuthung von ihm, wenn er sagt: „Den Katholizismus muß sie wohl abgelegt haben, weil sie gegen die protestantischen Familien so gut gesinnt ist.“ (Aber eine Person, welche noch im Grabe die Religion changirt, konnte die nicht vielleicht zur Strafe deswegen herumspuken müssen?)

Diejenigen Seelen, welche sich nach ihrem Tode des besten Looses zu erfreuen haben, bleiben zwar im Hades bis zur Auferstehung der Todten, kommen jedoch in die höchste Region, Paradies genannt, die schon zum dritten Himmel gehört, wo man aber noch nicht das Anschauen Gottes genießt. Dieses nimmt, wie gesagt, erst nach der Auferstehung seinen Anfang, so wie die eigentliche Verdammniß auch erst mit der Auferstehung des Leibes beginnt. Der Ort der Verdammniß ist im Mittelpunkt des Erdkörpers, ein Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt.

Nachdem Hr. Jung seine Offenbarungen aus dem Geisterreiche also mitgetheilt, ruft er noch: „Die große, aufgeklärte Welt sieht mit sehenden Augen nicht (nämlich Geister, Gespenster, Hexen, Kobolde) und will nicht sehen; und belegt die, die da sehen, mit dem Obskurantenbann, macht sie verächtlich und lächerlich. Daß sich Gott erbarme!“ — —

Hoffentlich wird uns keiner unserer Leser zumuthen, dies Werk, das wir nur als merkwürdige Seltenheit anzeigen müssen, zu zergliedern, oder das Unlogische und Lächerliche desselben ans Licht zu ziehen. Es ist unter den Büchern des neunzehnten Jahrhunderts ein wahres Gespenst aus dem vierzehnten Seculum. Des Verfassers himmelblaue Seele mag es bei der gesunden Vernunft verantworten, daß er leere Vermuthungen und Hirngespinste für Wahrheit anpries, die Aussagen von Somnambules, hysterischen Weibern und Nachtwandlern zur Basis seines Gespensterschlosses machte; unverbürgte Geschichten, ohne alle historische Kritik, zur Würde von unwidersprechlichen Urkunden erhob; mag es verantworten bei den Protestanten, daß er ihnen wieder ein Fegefeuer gab; bei den Katholiken, daß er ihre Todten der Apostasie bezüchtigt; bei beiderlenden Regierungen, daß er ihrem Volk allen Wahn der Vorzeit von Geistern, Gespenstern, Todtenerscheinungen, Hexen, Zauberern, Kobolden zu rechtfertigen und zu beleben sucht.

Notizen zur Geschichte des französischen Armee-Wesens.

(Fortsetzung.)

Beinahe sollten wir um Verzeihung bitten, den Leser so lange mit Dingen unterhalten zu haben, die längst nicht mehr vorhanden sind. Denn sobald das Feuergewehr die Gestalt des Krieges verwandelte, änderte auch die ganze Form der Heere.

Die Geschichte des französischen Heerwesens läßt sich sehr bequem in drei große Epochen vertheilen. Die erste geht vom König Philipp August bis auf Ludwig den Vierzehnten; unbehülfliche Massen ohne Disziplin werden da bei jedem neuen Feldzuge zusammengerufen; der Adel führt seine Vasallen und Knechte ins Feld; Pfeil und Lanze und Schleuder machen endlich den Flinten und Kanonen Platz. Dann eine zweite Epoche von Ludwig XIV bis auf Napoleon I; sie stellt die Gründung neuer Kriegskunst dar; die Korps, aus welchen die Armeen Frankreichs bis zur Revolution zusammengesetzt waren, sind von den meisten übrigen Mächten nachgeahmt worden. Napoleon, unter dessen Hand nichts das Alte bleibt, verändert auch hier Form und Wesen, und Europa's Mächte lernen von ihm.

Vergleichen wir daher das, was bisher bei der französischen Armee war, mit dem was jetzt ist.

Die Carabiniers. Dies Kavalleriekorps dankt seinen Ursprung Ludwig dem Vierzehnten. Anfänglich mußten bei jeder Brigade vier Gardes du Corps den Karabiner nehmen; dann erhielt, laut einem Befehl vom Jahre 1667, jede Kompagnie zwei Carabiniers in allen Kavallerieregimentern. Der Marschall von Luxemburg hatte sie bei der Schlacht von Fleurus aus der ganzen Armee zusammengezogen, und damit so trefflich gewirkt, daß der König auf den Entschluß kam, jenes herrliche Korps zu bilden, das sich nachmals bei Neerwinden und Prag, bei Hastenbeck und Crefeld, so glänzend auszeichnete. Ganz im Anfange bestand das Carabinier-Korps aus fünf Brigaden, die Brigade hatte vier Escadrons, die Escadron fünf Kompagnien. Gegenwärtig aber ist es aus zwei Regimentern zusammengesetzt, unter dem Namen des ersten und zweiten Carabinier-Regiments.

Cuirassiers. Höchst wahrscheinlich sind diese Halbgepanzerten eine Fortsetzung der hommes d'armes der Vorzeit gewesen, von denen wir oben sprachen. Im heutigen Frankreich existirt

Digitized by Google

kein eigentliches oder besonderes Cuirassierkorps mehr, sondern alle Linien-Kavallerie trägt diesen Namen und bildet zwölf Regimenter.

Chasseurs. Soldaten, die als leichte Truppen den Dienst zu Fuß oder zu Pferde machen. Erst während des siebenjährigen Krieges kamen die Jäger zu Fuß auf. Sonst waren bei jeder Kompagnie einige, die während des Feldzugs in ein Korps vereinigt wurden. Der Marschall de Broglio gab endlich 1760 jedem Bataillon bei der Armee eine Kompagnie Chasseurs à pied. Im Jahre 1776 erhielt jedes Infanterieregiment eine Kompagnie. Sie waren wie die übrige Infanterie bewaffnet, nur empfingen sie ausser der Flinte noch einen Grenadiersäbel. Man wählte dazu behende, kräftige, zu Fatiguen geeignete Leute aus.

Die ersten Chasseurs à cheval waren die Fischerschen, seit 1757. Eine Verordnung von 1784 ordnete die Formirung von sechs Regimentern an. Aber die Güte und der Nutzen dieser Truppengattung, welche sich ganz vorzüglich bei der neuen Art, den Krieg zu machen, offenbarte, bewog die französische Regierung, sie zu vervielfältigen, so daß die französische Armee gegenwärtig 26 Regimenter leichter Infanterie oder Chasseurs zu Fuß, und 24 Regimenter Chasseurs zu Pferde hat.

Cheveaux-Legers. Ursprünglich war das Korps nichts als eine Kompagnie von 200 Mann, aus den hommes d'armes erlesen, die durch Heinrich IV im Jahre 1599 nachmals einen Theil der Garde des Königs ausmachte, und im J. 1787 die letzte Reform von Ludwig XVI empfing. Sie diente meistens nur zur Parade; der König selbst war ihr Kapitän. Unadeliche, die in dieser Kompagnie dienten, wurden nach fünf Dienstjahren adelich.

Dragoner. Eine Truppenart, die zu Fuß und zu Pferd dient, und erst im Jahre 1550 durch den Marschall de Brissac bei der französischen Armee eingeführt ward. Heinrich II ließ, um seinen gefährlichen Rückzug von Aumale zu decken, damals 200 Arquebusirer vom Pferd steigen. Diese Leute hielten sich so wacker, daß die ganze königliche Armee über den Fluß unangefochten setzen konnte. Man nannte sie von dieser Zeit an „Dragons", Leute, die des Königs Stärke wie Zauberdrachen gegen den Feind bewahrten. Im Successionskriege hatten die Franzosen 30 Dragonerregimenter; im siebenjährigen Kriege nur noch 16 Regimenter; während der Revolution wurde ihre Zahl wieder vermehrt, und jetzt hat die französische Armee von dieser kräftigen Truppenart, die bald mit Grenadieren, bald an der Seite der Kavallerie wetteifernd focht, dreißig Regimenter.

Husaren, leichte Kavallerie, hungarischen Ursprungs, die das Kostüm der Hungarn beibehielten. Unter Ludwig XIII. findet man die erste sogenannte cavallerie hongroise in der französischen Armee. Ludwig XIV machte im J. 1692 ein ganzes Regiment daraus, dessen erster Oberst ein gewisser deutscher Baron von Kronberg war. Unter Ludwig XV und XVI hatten die Franzosen vier Husarenregimenter; gegenwärtig aber deren zehn, jedes vier Escadrons stark.

Die Gardes-Françaises, eines von den Garderegimentern der französischen Könige, bestanden noch zur Zeit der Revolution aus 32 Kompagnien, die in sechs Bataillons eingetheilt waren. Dann wurden sie mit dem Königthum zugleich aufgehoben. Laut Brantome's Nachrichten wurden die Gardes-Françaises im Jahre 1564 errichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Unter den Bijoux, die heut ein Pariser Elegant nach der neuesten Mode in seiner Tasche tragen muß, steht allen andern voran ein bleierner, oder silberner, oder goldener — Haarkamm. Ein Stutzer von 1807 trug statt dessen die Brille. Man hat sich im vorigen Jahrhundert so manchmal über die zierlichen Petitmaitres lustig gemacht, die mitten in der interessantesten Unterhaltung (und die Unterhaltung eines Petitmaitre ist immer sehr interessant) die Bürste aus der Tasche zogen, und damit das Kleid abfegten. Wer wird jetzt die edle Dreistigkeit tadeln können, wenn ein süßer Incroyable, statt mit allen fünf Fingern durch die empor gesträubten Haare zu fahren, mit dem Goldkämmchen das Haar über die Schläfen zieht?

Aus Italien.

— Mailand, 18 Aug. Das Königreich Italien hat seit Anfang dieses Monats auch eine neue Bergwerksordnung und einen dem Ministerium des Innern untergeordneten Bergrath; ausser Erzen, Salzen, Steinkohlen, worauf für königliche Rechnung gebauet wird, ist der Bergbau auf alle andre Fossile frei gegeben.

Der Vizekönig Eugen besuchte auf seiner Reise durch die neuen Departements, welche aus den neulich vom Kirchenstaat genommenen Provinzen entstanden sind, alle merkwürdige Ortschaften; so auch den weiland berühmten Wallfahrtsort Loretto, wo er die Santa Casa mit ihren Heiligthümern betrachtete, und zwei volle Stunden im Tempel verweilte. In Ravenna ließ er sich auch zum Grabmal des Dante Alighieri führen.

— Genua, 14 Aug. Der Sohn des herrlichen Tonkünstlers Cimarosa scheint die Genialität seines Vaters in vollem Maaße geerbt zu haben. Er lebt in Genua. Am 9 August ließ er in der Kirche della Pieta eine Musik von seiner Komposition aufführen, die durch Originalität und Kraft den rauschendsten Beifall einerndtete. Der Ritter Paesiello war eben zugegen; er schloß mit Enthusiasmus und Entzücken den neunzehnjährigen Jüngling in seine Arme und rief: „Sie treten ruhmvoll in die Fußtapfen Ihres Vaters — nein, Sie werden mehr werden, als Cimarosa war!"

Auch im Toskanischen sind nun alle Güter des ehmaligen Malteserordens aufgehoben, und laut einem Dekret des französischen Kaisers in Domänen des Staats verwandelt worden.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 69. — den 27 August 1808.

Reise über den Tschingelgletscher in der Schweiz, im Juli 1808.

Auf den Bergen ist Freiheit! der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte:
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Nicht leicht geht ein Reisender aus der Schweiz, ohne den Staubbach und die unersteiglichen Felsen und Schneemassen der Jungfrau bewundert zu haben im Lauterbrunner Thal. Aber minder bekannt und besucht ist der gefahrvolle Weg, den ich im vergangenen Juli mit einigen Freunden über den Tschingelgletscher machte, welcher zwischen den Kantonen Bern und Wallis liegt. Schon im Jahre 1790 unternahm Hr. Rud. Meyer von Aarau, der bekannte Naturforscher, diesen Weg; weil aber seine Führer des Gletschers selbst unkundig waren, kletterten sie, nicht ohne Lebensgefahr, an der weit steilern und selbst von unten hinauf unzugänglichen Nordseite des Gletschers ins wallisische Gasternthal hinab. Denselben Mann nun, welcher damals mit Hrn. Meyer das halsbrechende Abentheuer bestanden, hatten wir aus dem Lauterbrunner Thale mit uns genommen; noch erhielten wir ausserdem zwei Gemsjäger zu Führern, von denen der eine gleichfalls vor achtzehn Jahren den Weg mitgemacht hatte, seitdem aber nie wieder ganz hinübergekommen war; auch der andere kannte bloß den Weg zur Gletscherhöhe, und nicht weiter. So bestand unsere Gesellschaft aus zehn Personen.

Wir verliessen Lauterbrunnen Nachmittags, um auf dem Steinberge zu übernachten. Nicht weit vom Dorfe stürzt links der Trimletenbach durch einen Felsenschlund brausend von den Gletschern der Jungfrau herab. Diesem schräg gegenüber glänzt der Fall des Myrrenbachs, welcher mit dem Staubbache an Herrlichkeit wetteifert. Aber beider Schönheit ist sehr verschieden. Des Staubbachs vergängliche Pracht beruht mehr darauf, daß man morgens zwischen 8 und 10 Uhr den prächtigen Anblick der strahlenden Farben seines Regenbogens geniessen kann; der Myrrenbach hingegen zerschellt sich zu milchweissem Schaum, welcher an dunkeln Felsen beständig herabrauscht; nächst diesen ist der Schmadribach am sehenswürdigsten, der ganz am Ende des Thals vom Breitlauinen- und Schmadrigletscher des Breit- und Grosshorns herab mehrere schöne Fälle bildet.

Nicht weit vom Myrrenbache verliessen wir die tobende Lütschine und gingen links über Hügel von Steintrümmern, wo alles die Spuren der Zerstörung durch Lauinen an sich trug. Das Dörfchen Trachsellauinen, welches ehmals in dieser Gegend lag, ist verschwunden, weil seit mehreren Jahren schon die Blei- und Silberbergwerke in hiesiger Gegend, deren Arbeiter daselbst bewohnten, nicht mehr bebauet werden. Kaum entdeckt man noch einige Spuren von den Häusern wie von den Schachten.

Bald erreichten wir die erste Sennhütte am Steinberge, welche wir leer fanden. Die Sennen waren bereits höher hinaufgezogen; jedoch verriethen uns die frischen Spuren des Viehes, daß dies noch nicht seit langem sei, und daß wir die oberste Staffel der Alpen noch unbewohnt antreffen würden. Darum mußten wir uns wieder links wenden, wo wir in einem kleinen anmuthigen Thale die bewohnte Sennhütte und ihre gastfreundlichen Bewohner antrafen. Sie behaueten sehr, daß sie

Digitized by Google

noch nicht die höchsten Alpen mit dem Vieh befahren könnten; indeß erboten sie sich sogleich, uns mit allem, was in ihrem Vermögen stände, zu unterstützen.

Während wir unsern Durst mit Süffi löschten, hatte sich der Himmel, nicht zu unserer Freude, verwandelt: vorher waren wir froh, wenn eine Wolke uns auf wenige Minuten den Strahlen der brennenden Sonne entzog, jetzt aber war der ganze Himmel, so viel die himmelhohen Felsen uns davon zu sehen gestatteten, gleichförmig bezogen, und selbst die Sennen wagten nicht, uns auf morgen ganz heiteres Wetter zu versprechen, obgleich sie noch kein Zeichen von nahem schlechtem Wetter an ihrem Viehe bemerkt hatten.

Nicht ohne Sorgen setzten wir unsern Weg fort; denn war der Himmel trübe, so konnten wir den Gletscher gar nicht passiren, sondern hätten ganz unsern Zweck aufgeben, oder besseres Wetter erwarten müssen.

Zuerst kletterten wir in dem ehmaligen Bette eines Baches, wo aber jetzt zwischen Alpenheide (erica herbacea) die kleinförmige Zaunblume (anthericum liliastrum) und das duftende Kuhbrändel (satyrium nigrum) wuchsen, ziemlich steil hinauf, zogen uns dann links an einem Felsenabhange hin, wo hoch über uns das Gelände der weidenden Kühe tönte. Endlich stiegen wir noch auf einen kleinen Hügel, und vor uns lag die friedliche unbewohnte Sennhütte der höchsten Alp, an ein mächtiges Felsstück gelehnt, in einer kleinen Vertiefung, wo zwischen den Steinen ein lebendiger Quell eiskalten Waßers hervorsprudelte. Dieser einfache Ton machte die einsame Stille und Ruhe, welche in der ganzen Gegend herrschte, nur noch merklicher.

In dieser von aller Welt abgeschiedenen Höhe fühlten wir lebhaft die Heiterkeit und den Frohsinn, welchen eine reine Bergluft in uns erregt. Die Wolken zertheilen sich, die Sonne ging unter und malte mit rosenfarbenem Lichte den Schnee der uns gegenüber emporstarrenden Felsen der Jungfrau und des Gletscherhorns, Mittaghorns, Großhorns und Breithorns, welche sich in einer Reihe von ihr bis zu uns herüber aufstürmten. In froher Erwartung des günstigen Wetters nahmen wir von unserer Senndütte Beüz, wo bald über einem hellen Feuer der Kessel mit Milch hing. Köstlich dünkte uns die selbstgekochte Suppe, noch beßer der Schlaf auf dem Lager von Heu. Am Morgen um halb drei Uhr — wie schön glänzten uns die Sterne entgegen, wie schön leuchteten die Schneefirsten um uns her! Alles verkündete einen heitern Tag; nur unsere Gemsjäger waren nicht damit zufrieden, daß sich die kalte Bise in einen warmen Fön verwandelt hatte, welcher uns, unbekannt mit solchen Wegen, sehr angenehm war.

Munter stiegen wir den Abhang des Gletschers hinauf, welcher einige hundert Schritte von der Sennhütte seinen Anfang nimmt, zuerst über Steintrümmer, welche den Rand jeden Gletschers mehr oder weniger weit bedecken; hier nahmen sie nur eine kurze Strecke ein, weil der Gletscher nicht von einem Berge herabhängt, sondern, ein ganzes Thal ausfüllend, zu beiden Seiten, sowohl ins Lauterbrunner als ins Gasteren-Thal, beträchtliche Bäche hinabgießt. Leichter war es, über diese Steintrümmer, unter deren dünner Decke das blanke Eis schwarz hervorglänzte, als nachher über das Eis selbst emporzusteigen. Dieses war zwar, wie bei allen Gletschern, weder so glatt noch so fest, als das Eis der Seen im Winter, sondern ganz rauh und voll kleiner Erhabenheiten und Vertiefungen. Diese Unebenheiten scheinen mir mehr die Wirkung der Sonne, als der Luft zu sein, welche sich nach der Meinung des Herrn Ebel beim Gefrieren der mit Waßer getränkten Schneemaßen entwickeln, ausdehnen, und dünne Luftblasen von allen Krümmungen bilden soll. Ich habe schon oft bemerkt, daß die Oberfläche des Eises im Thale ganz die Gestalt von Gletschereis erhält, wenn die Sonne am Tage stark darauf scheint, und die Nacht hindurch es wieder gefriert, besonders wenn die Oberfläche etwas beschmutzt war. Spalten trafen wir hier gar nicht an, aber wohl flache Furchen, in denen das Waßer abfloß, und auf deren Boden das Eis vollkommen fest und hart war.

Eine halbe Stunde waren wir so gestiegen, wobei unsere Eisbalken gute Dienste leisteten, als wir uns rechts wandten, um die steilen Felsen des Gefaltenhorns (weil der Gletscher hier zu steil und voll Hoken und Spalten war) allmälig hinanzuletteren, — nicht ohne Gefahr, von herabstürzenden Steinen getroffen zu werden, oder auf dem verwitterten Schiefer, der unter jedem Fußtritte wich, in die Tiefe hinabzufahren. So steuerten wir eine ziemliche Strecke an den Felsen hin, bis zu einem Orte, wo der Schiefer weniger verwittert war, und wo wir nun gerade in die Höhe sollten. Unsere Gemsjäger kletterten ohne Mühe die steile Felsenwand hinan, allein uns wurde dieses sehr schwer geworden sein, wenn wir nicht vermittelst eines unter den Armen durchgehenden Seils von ihnen unterstützt worden wären. So erlangten wir einer nach dem andern glücklich die Höhe des Gletschers, und lagerten uns in den ersten Strahlen, welche die Sonne über die Jungfrau her uns entgegen schickte, ganz entzückt über den prächtigen Anblick dieser hohen Gebirgsnatur, von lauter Felsenhörnern umgeben, deren nackte Spitzen über den Schnee und die Gletscher an ihren Seiten hervorragten. Uns gegenüber erhob sich die majestätische Jungfrau, an welcher die Gemsjäger deutlich die Platte zeigen, bis zu welcher sie bis jetzt gekommen wären; doch hielten sie es gar nicht für unmöglich ihren Gipfel zu ersteigen, wenn man mit allen Nöthigen versehen wäre, um eine Nacht in den hohen Gletscherthälern zuzubringen.

Wir fanden hier in den Spalten der Felsen, und wo durch den verwitternden Schiefer etwas fruchtbare Erde entstanden war, doch noch einige der höhern Alpenpflanzen, als: Azalea procumbens, Arctia helvetica, Cherleria sedoides, Saxifraga oppositifolia und hypnoides, Draba aizoides, Iberis rotundifolia, Androsace lactea, Gentiana verna, Silene acaulis und die niedliche Soldanella alpina, die stete Begleiterin des schmelzenden Schnees.

Einer unserer Gemsjäger kletterte mit seiner Büchse auf die Spitze des Gefaltenhorns, vielleicht eine Gemse zu belauern, deren es in dieser Gegend viele gibt: doch hatte er selbst wenig Hoffnung, denn, wie er sagte, müssen die Gemsjäger schon vor Tagesanbruch oben sein, wenn sie Gemsen antreffen wollen. — Wir richteten unterdessen unsern Marsch wieder dem unabsehbaren Schneefeld vor uns zu. Ein schmaler Damm von Steintrümmern zog sich ziemlich weit in den Gletscher hinein. Als wir diesen zu Ende gekommen waren, und eben auf den Schnee hinabsteigen wollten, sahen wir rechts am Gefaltenhorn hoch über uns fünf Gemsen in einer Vertiefung des Felsen auf dem Schnee gehen. Durch den Tubus konnten wir jede ihrer Bewegungen erkennen. So eben kam unser Gemsjäger von der andern Seite des Felsens herab; wir zeigten ihm diese Gemsen, allein sie waren zu hoch, als daß er ihnen zur rechten Zeit hätte in den Rücken kommen können. Nun machten wir Lärmen durch Schreien und Händeklatschen, wovon das flüchtige Wild geschreckt, schnell durch den Felsenriß hinaufsprang und auf der Seite verschwand.

Digitized by Google

Als wir auf den Schnee hinabgekommen waren, womit der Gletscher fast zwei Fuß tief bedeckt war, sahen wir erst ein, wie nachtheilig für unsere Reise die warme Nacht gewesen. Denn ein Frost würde dem Schnee eine so harte Eisrinde gegeben haben, daß er uns getragen hätte. Nun aber brach bei jedem Schritte diese Eisrinde durch, und wir sanken immer bis an die Knie in den erz vor kurzem gefallenen Schnee hinein. Aus Vorsicht wegen der mit Schnee bedeckten Spalten hatten wir uns alle mit einem Seile zusammen gebunden, und einer folgte gern den Fußstapfen der andern, weil er dann die Mühe erspare, die Decke des Schnees selbst durchbrechen zu müssen. So wanderten wir in einer Reihe über das große Schneefeld hin, welches sich anfangs etwas hinabsenkte, dann bis zu dem gegenüber stehenden Ende eines mitten aus dem Gletscher hervorragenden Felsen allmählig erhob. Ueber fünf Stunden waren wir schon gegangen, als wir auf diesem höchsten Punkte ankamen, wo wir noch einmal auf die Felshörner des Lauterbrunner Thals zurückblickten.

Rings um uns herrschte die öde Stille des Grabes; kein Laut ließ sich hören, kein grünes Plätzchen an einem Felsen zeigte irgend eine Spur von Leben; die Sonne brannte beständig vom dunkelblauen Himmel nur auf uns herab, und erregte unauslöschlichen Durst, den etwas Schnee mit Brod gegessen nicht zu stillen vermochte; nackte Felsen starrten um uns empor, links das Tschingelhorn, Jackhorn, Schildhorn, Altels und Balmhorn, rechts das Gespaltenhorn, die Büttlosa, das Muttelhorn und Doldenhorn.

Nach drei Stunden erreichten wir endlich wieder einen Damm von Steintrümmern, dem ähnlich, von welchem wir auf das Schneefeld hinabgestiegen waren, nur mit dem Unterschiede, daß er dort an der Nordseite aus verwittertem Schiefer, hier an der Südseite des Gletschers aus Granittrümmern bestand. Die Nordseite des Gletschers hatte hier ein fürchterliches Ansehen. Der Schnee war ganz abgeschmolzen, und lauter ungeheure Eispyramiden ragten aus weiten Spalten empor. Zwischen diesen war Hr. Rud. Meyer vor achtzehn Jahren glücklich hindurchgekommen; ein entsetzliches Unternehmen, dessen Möglichkeit man kaum begreift. Unser Weg war nicht so gefährlich, ob wir gleich auch einige Spalten antrafen, die aber kaum einen Fuß breit waren.

Hier sahen wir auch die ersten Tannen wieder im gegenüberliegenden Thale; noch eine Stunde, und wir hatten glücklich die Gefahren des Gletschers überstanden, waren wieder auf feiner Erde, wo wir in geringer Entfernung Schafe weiden sahen; ein glückliches Zeichen für uns, daß es möglich sei, von hier ins Thal hinabzukommen, welches keiner von unsern Führern wußte, weil sie noch nie diesen Weg gemacht hatten.

An einer kleinen Quelle lagerten wir uns, unsern brennenden Durst zu löschen; hier zierten schon wieder niedliche Blumen den dürftigen Rasen, als Silene acaulis, Primula villosa, Viola calcarata, Sepidium alpinum und der kleinste der Bäume, die Salix herbacea.

Von hier konnten wir eine ziemliche Strecke über den Schnee, wie die Aelpler sprechen, hinabreiten. Man nimmt dazu seinen Alpstock entweder zwischen die Beine und setzt sich darauf, indem man ihn vorn in beiden Händen hält, die Ellenbogen auf die Knie fest aufgelegt; oder wo der Abhang nicht sehr steil und die Oberfläche des Schnees nicht sehr hart ist, wie hier der Fall war, da lehnt man sich bloß auf den Stock, den man auf der rechten Seite etwas hinter sich in den Schnee klemmt, und so geht die Fahrt ziemlich schnell und nach einiger Uebung ganz sicher über den Schneeabhang hinab. Je leichter dieser Weg war, desto beschwerlicher ward der folgende über ungeheuren Felsenschutt, welcher theils vom Gletscher vorgeschoben, größtentheils aber vom Zachorn herabgestürzt, bald fest, bald ganz beweglich und unter den Füßen ausweichend über einander lag.

Also hatten wir das Ende des Gletschers erreicht, wo brausend die trübe Kander aus ihm hervorbricht. Wir betrachteten noch seine steile Höhe mit zackigen Eispyramiden, als plötzlich eine Menge Eislümmen donnernd von oben herabstürzten.

Ein Fußsteig führte uns von hier durch einen Arvenwald (Pinus cembra L.) in einer halben Stunde nach dem kleinen Alpdorfe Gasteren, dem gegenüber ein sehr schöner Wasserfall aus dem Lötschenthale, das sich nach Wallis hineinzieht, schäumend herabstürzt. Anfangs konnten wir in den offenen Hütten keine Menschen finden, alles war auf den Alpen, bis wir endlich ein ziemlich einfältiges Weib antrafen. Durch den Anblick der Fremdlinge erschreckt, wollte es uns keine Milch geben, und als einer unserer Gemsjäger auf die wiederholte Weigerung anfing, selbst den Milchschrank zu suchen, gerieth es in so schreckliche Angst, daß es am ganzen Leibe zitterte und tausend Thränen vergoß. Wir verließen es, und kamen zu einer andern Frau, die uns freundlich erzählte, daß sie eben aus dem Walde, wo ihr Herr (Mann) Holz schlage, zurückgekommen sei.

In drei Stunden erreichten wir das Ende des wilden und einsamen Gasterenthals, wo sich die Kluft in das Kanderthal öffnet, eine Bergschlucht aus dem Durchbruche der Kander entstanden, die wahrscheinlich einst das ganze Gasterenthal mit einem See ausfüllte; denn dieses ist der einzige Eingang in das hohe Alpthal. Jetzt stürzt hier die Kander, durch eine Menge Bäche im Gasterenthale verstärkt, schäumend zwischen ungeheuern Felsstücken herab, so daß ein kalter Wind beständigen Staubregen hoch an die Felsen hinaufjagt, der den erhitzten Wanderer auf dem hohen Bergpfade angenehm abkühlt. Von hier sahen wir in geringer Entfernung die niedlichen hölzernen Häuser von Kandersteg zwischen grünen Matten zerstreut liegen. Um 6 Uhr erreichten wir dieses erwünschte Ziel unserer mühsamen Tagereise.

E.

Stoff zu Parallelen.

Der unadelige Feldherr.

Der französische Generallieutenant Franz de Chevert, der im J. 1769 starb, und wegen seiner ausgezeichneten Feldherrntalente noch nicht vergessen ist, war von sogenannter niedriger Herkunft, und schwang sich bei der französischen Armee bloß durch Talent und Bravour vom gemeinen Soldaten zum obersten Kommando empor.

Er hatte nicht bloß auf dem Schlachtfelde richtigen Takt. Er war auf die Dunkelheit seiner Wiege eben so stolz, und mit Recht, als mancher andere, und mit Unrecht, auf seine vergamentene Genealogie.

Als er zu den höchsten Militärstellen gelangt war, bat ihn ein Edelmann, der Chevert's Kredit bei Hofe benutzen wollte, um sein Fürwort.

„Wie kommen Sie dazu, sich an mich zu addressiren?“ fragte der General.

Digitized by Google

„Ich denke mit Recht. Wir sind Cousins. Ich kann es Ihnen beweisen.“

„Herr,“ sagte Chevert, „Sie sind ein Adelicher; Sie können mein Anverwandter nicht sein. Denn Sie sehen in meiner Person den ersten und einzigen Edelmann meines Geschlechts.“

Durch Wahrheit täuschen.

Als Spinola, Spaniens großer Feldherr, nach der Uebergabe von Ostende durch Paris kam, fragte ihn Heinrich IV, was er auch für den nächsten Feldzug in den Niederlanden gegen Graf Moritz von Nassau zu thun gesonnen sei?

Spinola, ohne Arg, entwickelte dem Könige seinen Operationsplan. Heinrich, in der Ueberzeugung, Spinola wolle ihn irre leiten, schrieb dem Grafen Moritz von allem, was Spinola gesagt hatte, das Gegentheil. — Was geschah! Spinola eröffnete im folgenden Jahre den Feldzug und vollstreckte pünktlich seinen Plan, wie er ihn dem Könige mitgetheilt hatte.

Heinrich lachte, und sagte: „Die andern betrügen, indem sie Lügen ankündigen, und dieser thut das Gleiche, indem er die Wahrheit sagt.“

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Frankfurt am Main, 16 Aug. Auf meiner pädagogischen Wanderung durch Deutschland fand ich überall wenig Tröstliches. Der Krieg verpestet die edelsten Kräfte der Nationen, drückt ihren Geist nieder, und läßt sie über die unselige Politik alles, selbst die Bildung einer bessern Nachkommenschaft vergessen. Hier in Frankfurt bin ich seit acht Tagen. Ich werde verweilt noch acht Tage lang bleiben, und dann in schnellem Zuge nach Dresden, wo ich am Fuße der Alpen auch den edeln v. T** zu finden hoffe.

Die Pestalozzische Methode hat vielleicht in keiner Stadt von Deutschland so viele Altäre und so würdige Priester, als in Frankfurt. Aus dieser Stadt selbst befinden sich jetzt, wie mir gesagt ward, acht Jünglinge in der Schweiz beim Vater Pestalozzi. Genner, der Verfasser der „Briefe über Burgdorf“ steht hier an der Spitze der großen Bürgerschule, und hat die Lehrart des Philosophen von Yverdun, soviel es die hiesigen Verhältnisse ihm irgend gestatteten, eingeführt und zweckmäßig angewandt. — Dr. Engelmann, ein geistvoller Mann, der seit mehrern Jahren schon praktischer Erzieher war, und durch seinen Kinderfreund, seine Geographie für Frauenzimmer und andere Werke bekannt genug ist, hat neulich ein Institut für Töchter angefangen, in welchem er Pestalozzi's Lehrmethode mit glücklicher Gewandtheit in Ausübung setzt. Er hatte einen Zins nach Yverdun gemacht, um das, was er über Pestalozzi's Werk aus hundert Schriften wußte, an der Quelle selbst zu läutern. Seine Ausbeute war mir darum vorzüglich interessant, weil er mit der Bildung des jungen weiblichen Wesens zu diesen Bestimmungen in der bürgerlichen Welt, Bildung desselben für die höhern Kreise der gebildeten, feinern Welt vereint. Denn welche traurige Gebäude sehen wir leider noch oft in den sogenannten eleganten Zirkeln irren, die nur Geist ohne Herz haben, oder arm an den einfachsten, alltäglichen Kenntnissen ihre todte Figur zur Schau stellen, oder als gelehrte Damen mit erborgten Flosseln flattiren. Seine Pension sind ich ziemlich theuer; aber nur desto besser. Es werden nur wenige aus den höhern Ständen daran Antheil nehmen, und diesen kann er mit seinen siebenswürdigen Gehülfinnen desto mehr leisten.

Besuchter ist jetzt noch das Töchterinstitut eines Hrn. Servais, der es schon seit acht Jahren unterhält; aber in Rücksicht innerer Güte dem Engelmannischen schwerlich verglichen werden darf. Schon das Beisammensein vieler Töchter in einer Anstalt scheint mir ein wesentlicher Nachtheil für die Erziehung.

Auch in vielen Familien ist Pestalozzi's Methode schon nicht mehr fremd, und mehr als eine gute Mutter, sagte man mir, versuche nach Weise des schweizerischen Lehrers ihres Kindes zarte Kräfte zu entwickeln. — —

B. M.**

Aus Italien.

— * Mailand, 19 August. Grösste die Welt auch nur einmal eines jahrzehntigen Friedens, welche erigente Verwandlungen würden wir nach einigen Lustren wahrnehmen! Dann erst würde man den Werth der herrlichen großen Stiftungen erkennen, die in den Napoleonischen Filial-Schutz- und Bundesstaaten dem übrigen Europa zum Muster dastehn.

In unserm Mailand hatten wir vorgestern ein Fest, welches dem philosophischen Beobachter des Weltgewands wohlthat. — Der Vicekönig Eugen that alles, um seinen italienischen Unterthanen, die den Sinn für das Schöne durch die Geburt schon empfingen, auch neuern Sinn für die nützlichen und mechanischen Künste einzuflößen, deren es noch sehr fehlt. Deutsche, Schweizer, Franzosen und besonders Engländer, gaben darin immer den Vorsprung. Dem Süden scheint das Schöne, dem Norden das Nützliche zu gebühren.

Am 15 Aug. wurden nun mit vieler Feierlichkeit im Palast der Wissenschaften und Künste vom Minister des Innern die Preise an diejenigen mechanischen Künstler ausgetheilt, welche im vergangenen Jahre die nützlichsten Erfindungen oder Verbesserungen gemacht haben. Das ganze italienische Institut war zugegen. Sechszehn Künstler empfingen ihre Lorbeerkronen und goldene oder silberne Medaillen, ihnen, und jedem besonders, in Ehren aufgeprägt.

Der Minister hielt eine sehr interessante Rede bei dieser Gelegenheit. Er bemerkte, daß die ansehnlichsten Fabriken, welche im Reiche seit wenigen Jahren aufgeblüht sind, wie die der Hrn. Müller, Kramer, Lyn und Gnex, noch immer den größten Theil ihrer Arbeitsleute aus der Fremde beziehen. Vorzüglich arbeiten in denselben viele Schweizer. Er eiferte gegen die noch herrschenden Vorurtheile gegen Manufakturen, und bewies, daß diese dem Landbau wahrlich die nothigen Hände nicht entziehen würden.

Die gekrönten Künstler speisten am 17 Aug. sämmtlich beim Minister des Innern.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 70. — den 31 August 1808.

Reisebemerkungen aus den Rheingegenden.

(Siehe Nr. 67 dieser Zeitschrift.)

Krefeld. Kölln. Koblenz. Mainz. Frankfurt. Darmstadt. Manheim.

Die französische Douane fand ich an der Rheingrenze, welche ich oft passirte, meistens sehr billig; und wo die Commis auch streng ihre Ordre befolgten, waren sie doch nirgends unbillig oder unanständig. Ich weiß nicht, dank' ich dies einem besondern Glücke, oder einem sehr ruhigen und anständigen Benehmen gegen diese Leute, welche sonst nicht in dem besten Rufe stehen.

Ich war zu nahe bei der interessanten Fabrikstadt des Roer-Departements, bei Krefeld, um sie nicht zu besuchen. Welch ein Flor! — Die Fabriken in Seide sind in großer Aktivität, und fast alle andern nicht minder. Nur Schade, daß den meisten Mangel an rohen Stoffen droht, durch den gestörten Kolonialhandel; z. B. den Seidefabriken Mangel an Fardematerialien. Es lohnte sich wohl der Mühe, die ausgebreiteten Fabrikanstalten der Herrn von der Leyen in allen ihren Zweigen kennen zu lernen. Sie sind schon seit Menschenaltern so fest gegründet, so ausgebreitet, und so weise dirigirt, daß ihnen nicht leicht ein Unfall schaden kann. Stockt der Absatz in ein Land, so geht er in andere Länder desto stärker. So hatten sie z. B. seit einigen Jahren einen starken Absatz von Seidenband nach Amerika. Stockt die Fabrikation des einen Artikels, so geht einer der vielen andern desto besser, zu welchem dann die dort überflüßig gewordenen Arbeiter oft zu Hunderten verwendet werden können. Man kennt den Geschmack der einzelnen Provinzen und Städte aufs genauste, und befriedigt ihn. Ich sah eine Sorte Band, welche nur in eine ehmalige deutsche Reichsstadt verkauft wird, wo an Hochzeittagen die Braute damit geschmückt werden. Die Bänder zu den Miedern u. s. w. der Schweizerinnen werden hier auf das pünktlichste nach dem Geschmack einer jeden Gegend gemacht.

Eine interessante Stunde brachte ich in Krefeld bei Herrn Heinitke, dem Vorsteher eines Taubstummeninstitutes, zu. Er hatte damals nur zwei Eleven; eine etwa zwanzigjährige Pachterstochter, die seit drei Monaten erst den Mutternamen aussprechen gelernt hat, und den eilfjährigen Sohn des Präfekten vom Leine-Departement (im Königreiche Weistfalen), Hefel — ein sehr liebenswürdiger, interessanter und wohl unterrichteter Knabe. Er schrieb eben ein hübsches, ortographisch- und sprachrichtiges Tagebuch; verstand alles, was sein Lehrer zu ihm sprach, indem er auf die Bewegung seines Mundes Acht gab; beantwortete alles sehr verständig und lebhaft, theils durch Zeichen, theils durch freilich nicht vollkommen gut artikulirte Worte. Er zeigte viele Kenntnisse, besonders in der Geographie.

Die Bevölkerung von Krefeld ist so groß, und immer noch so im Zunehmen, daß, als wir anwesend waren, 25 Familien die Stadt verlassen und sich in die Nähe auf das Land einquartieren mußten, weil durchaus kein Raum mehr für sie war.

Desto mehr Raum fanden wir in dem alten Kölln. Ein halbes Hunderttausend Menschen fände noch Platz daselbst. Ich kann die Stadt übrigens auch gar nicht so häßlich finden, wie man sie verschrien hat; auch fängt ein guter Geist an, sich hier zu regen. So traf ich z. B. den Garten des ehmaligen Jesuitercollegiums, durch einen Professor Cassen, in einen sehr wohl geordneten und wohl unterhaltenen botanischen Garten verwandelt.

Digitized by Google

Das niedliche Bonn iſt jetzt eben ſo todt wie Köln. Man hofft Belebung von der neu errichteten Secondärſchule, zu deren Vorſteher Küchelchen ernannt iſt, der ſonſt in Godesberg eine bekannte Erziehungsanſtalt hatte. — Das hübſche kurfürſtliche Reſidenzſchloß geräth in Verfall. Der Garten dabei behält aber einen Vorzug, den man ihm nicht leicht nehmen kann: eine Terraſſe nach dem Rhein hin, auf welcher man eine zauberiſche Ausſicht hat, deren Hauptpartie das Siebengebirge und der Godesberg ſind.

Koblenz iſt viel lebendiger als Bonn — zum Theil, weil es der Sitz einer Präfektur iſt. Der Präfekt vom Rhein- und Moſel-Departement, Lezai Marneſia, zeichnet ſich ſehr durch ſeinen Eifer für Kultur aus. Alle Wege, ſelbſt die Fahrwege nach den Dörfern, müſſen verbeſſert, im beſten Stande erhalten, und mit Obſtbäumen bepflanzt werden. In Koblenz hat er eine Normalſchule errichtet, worin junge Schullehrer gebildet werden ſollen, und welche nach und nach alle ſchon im Amte ſtehenden auf eine gewiſſe Zeit lang beſuchen müſſen, wenn ſie ihre Stellen nicht verlieren wollen. (Unter andern bekamen ſie auch den Frühling hindurch jeden Abend zwei Stunden Unterricht in der Kultur und Veredelung der Obſtarten, wobei gewöhnlich der Präfekt gegenwärtig war.) Wie in mehrern Departementen Frankreichs, ſo werden auch in dieſem jährlich Hengſte von den beſten Raſſen auf das Land vertheilt, um die Pferdezucht zu begünſtigen.

An die mit vieler Mühe und Koſten längs des Rheins angelegte Chauſſee — (die Straße Karls des Großen, la route de Charlemagne, genannt, vielleicht weil ſie in Niederingelheim an den Ruinen ſeines Palaſtes vorbeiführt, vielleicht auch weil ſie eine Strecke hin auf den Fundamenten einer vermuthlich von Karl dem Großen angelegten Straße hinlauft) — welche von Mainz bis Koblenz führt, wird eben die letzte Hand gelegt. Sie iſt ein vortreffliches Werk, welches allein ſeinen großen Gründer verewigen könnte.

In Mainz mochte ich mich nicht aufhalten. Der daſige Präfekt Jean Bon Saint-André, bekannt durch ſeine frühern Schickſale, ſeine Gefangenſchaft in den ſieben Thürmen, ſeine Geſandtſchaft in Raſtadt u. ſ. w., iſt ſchon viele Jahre für das Departement des Donnersberges, was Lezai Marneſia für das benachbarte Departement iſt.

Ich lobe mir Frankfurt! Da rührt ſichs, da ſpekulirt alles, wenn auch nicht im philoſophiſchen, doch im kaufmänniſchen Sinn. Gott gebe Deutſchland recht viele ſolcher ſpekulativen Städte! — Bei der Stockung des Kolonialhandels wurde da mit den Neſtchen eine gewaltige Wirthſchaft getrieben. In der Nähe und Ferne wurden ſie aufgekauft, und theils hat man ſchon anſehnlich darauf gewonnen, theils wird noch mehr gewonnen werden, wenn man die Momente abwartet, ehe die ſich immer höher ſpannende Saite ſpringt. — Auch die buchhändleriſche Spekulation iſt hier thätig. Bei dem Buchhändler Wilmans fand ich die trefflichſten Zeichnungen zu einem ornithologiſchen Taſchenbuch, welches, auf Alexanders von Humboldt Rath, der Hofrath Meier in Offenbach herausgibt; derſelbe, deſſen deutſche Ornithologie (Nürnberg, bei Frauenholz), nach Humboldts Urtheil, alle Pariſer naturhiſtoriſche Prachtwerke an innerm Gehalt übertrifft. Doch hier iſt mehr, bei weitem mehr als Buchhändlerſpekulation; ſo wie bei einem andern trefflichen Werke, welches Wilmanns auch unternommen hat. Es iſt dies eine Suite von zwölf bis ſechszehn Rheinlandſchaften, von Schütz dem Vetter gezeichnet und von Radl in Aquatinta gearbeitet. Die zwei erſten Blätter (18 Zoll hoch, 24 breit) erfüllen alle Erwartung, welche nur zwei ſo ausgezeichnete Künſtler und ein Mann wie Wilmans, der immer das Vorzüglichſte zu liefern ſtrebt, erregen können. Das dritte Blatt ſoll bald erſcheinen. Es werden nur 150 Abdrücke gemacht, damit alle vorzüglich werden.

Das Caſino, das große Leſekabinet u. ſ. w. ſind längſt bekannte nachahmungswerthe Anſtalten in Frankfurt. Noch mehr iſt es das Muſeum, welches vorigen Winter durch eine Verbindung von Künſtlern, Gelehrten und Dilettanten entſtanden iſt, und durch Aufſtellung von Kunſtwerken alter und neuer, fremder und (vorzüglich) einheimiſcher Künſtler, durch Muſik, Geſang, Reden, Vorleſungen, Deklamationen, Konverſation u. ſ. w. die Freunde der Kunſt und Wiſſenſchaft unterhält und belebt und einander näher bringt. Ich brachte einen Abend in dieſer Geſellſchaft höchſt angenehm zu. Und einen eben ſo angenehmen Tag in dem freundlichen, geſelligen Offenbach. Des Abends war in dem artigen Schauſpielhauſe Liebhabertheater. Die meiſten Dilettanten ſpielten ſo, daß man ihnen das Verdienſt nicht abſprechen kann, daß ſie den Mangel eines ſogenannten Nationaltheaters erſetzen, oder vielmehr, daß ſie ein eigentliches, wahres Nationaltheater bilden.

Darmſtadt iſt ein freundliches Städtchen, und hat manchen guten Bewohner; leider konnte ich diesmal nicht lange daſelbſt verweilen. Doch ſah ich das unter Schleiermachers Aufſicht trefflich geordnete Muſeum, welches ſehr intereſſante Natur- und Kunſtprodukte enthält, und durch das zwar wunderliche aber doch gehaltvolle Kabinet des wunderbaren Barons von Hüpſch aus Köln, welches dieſer dem Großherzog vermachte, einen ſchönen Zuwachs erhalten hat. Es enthält unter andern ſchöne alte Gemälde, beſonders von Lucas Cranach, und neuere Stücke von Schmitt, Hoffe u. a. m. Unter den Naturalien zeichnet ſich eine ſehr mertwürdige Sammlung von foſſilen Knochen.

Von Darmſtadt gings über die ſchöne Bergſtraße nach Heidelberg, den vielbeſchriebenen und vielbeſprochenen; von da nach dem Schwetzinger Garten, wo eben auch die Erbgroßherzogin, die gute, liebliche Stephanie, ankam, um von da weiter ihrem Gemahl entgegen zu fahren, welchen ſie von Karlsruh erwartete. In Mannheim iſt die junge Fürſtin ſehr geliebt, und daß jetzt bei dem großen Reſidenzſchloſſe daſelbſt an der Anlage eines trefflichen Gartens eifrig gearbeitet wird, geſchieht wohl ihr zu Liebe. Der Rhein und der Neckar begrenzen dieſen herrlichen Garten.

Bei Mannheim paſſirten wir abermals den Rhein, um nach Neuſtadt an der Hard zu kommen, einem Städtchen in einer der herrlichſten Gegenden der ehmaligen Pfalz. Auf einem der höchſten Berge dieſer Gegend ſteht ein Denkmal, welches in mehr als einem Sinne ein Ehrenmal iſt. Im Jahre 1794 fiel hier, im Kampfe gegen die Franzoſen, der preuſſiſche General von Pfau; der öſterreichiſche General Wurmſer, ein Zeuge ſeiner kriegeriſchen Verdienſte, und ſein Freund als Biedermann, ſetzte ihm dies einfach-ſchöne Monument, mit einfach-ſchöner Inſchrift, auf neufranzöſiſchem Grund und Boden. Jeder denkende und fühlende Reiſende, beſonders wenn er ein Deutſcher iſt, ſollte dieſe ſchöne Stelle beſuchen.

Von da gings nach den Schauplätzen früherer Szenen des Revolutionskrieges, — nach den Gegenden von Hochſpeier, Kaiſerslautern u. ſ. w.

Digitized by Google

Zu mancher Reflexion veranlaßte mich ein Dörfchen bei Hochsweier, Fischbach. Vor zehn Jahren stand hier ein einzelnes Schloß der Grafen von Leiningen. Das dazu gehörige Gut wurde, nach der Besitznahme des linken Rheinufers von Frankreich, nebst dem Schlosse vereinzelt. So kam das Eigenthum eines Einzelnen in zehn bis zwanzig Hände; das Schloß wurde abgebrochen und daraus Bauernhäuser gebauet. Das gräfliche Schloß verschwand, und an seine Stelle trat ein Dörfchen voll thätiger Landleute.

Ein unbändiges Sturmwetter, welches vom Donnersberge der tobte, hielt mich eine Zeit lang am Fuße desselben, in Winnweiler, zurück. An diesem Städtchen (ehmals Hauptort der dem Hause Oesterreich gehörigen Grafschaft Falkenstein) wird die neue Chaussee vorbeigeführt, welche jetzt angelegt wird, um die Route von Mainz nach Paris soviel möglich zu verkürzen. Ein wahrhaft kaiserliches Werk! Um sie wo möglich schnurgerade zu führen und alle das Steigen und Fallen in dem hügeligen Terrain doch auch soviel möglich zu vermeiden, werden Vertiefungen ausgefüllt, Brücken geschlagen, Anhöhen abgetragen u. s. w. Daß dabei freilich Aecker, Häuser, Wiesen und Garten nicht geschont werden können, ist eine traurige Nothwendigkeit. Aber es kommt Großes und Nützliches dadurch zu Stande, wie es nur eine so kräftige und konzentrirte Staatsgewalt hervorbringen kann!

Notizen zur Geschichte des französischen Armee-Wesens.

(Beschluß.)

Die seit der Revolution aufgehobenen Schweizergarden, gerden Suissen, bildeten eines der schönsten Korps in der französischen Armee. Schon Heinrich IV hatte das Schweizerregiment Galati sehr in Affection genommen; es diente ihm als Leibwache und focht unter ihm. Ludwig XIII organisirte im J. 1615 die Schweizergarden, auch trugen sie erst seitdem diesen Namen. Wie heldenmüthig und treu opferten sich diese tapfern Schweizer nicht für den letzten der französischen Könige gegen die Wuth eines empörten Volkes auf? Die französische Schweizergarde verschwand seitdem; aber die Militärgeschichte unsers Welttheils läßt ihren ehrenvollen Namen nicht verschwinden.

Die Gardes du Corps bildeten die zahlreichste Kavallerie des ehmaligen königlichen Hauses, und bestanden aus vier Kompagnien, zu 360 Mann, davon eine die schottische hieß, weil unter Karl VII der Schottländer Bukan, den er zum Connetable machte, des Königs Leibwache aus der Kompagnie schottischer Gendarmes bildete. — Wer unter die Gardes du Corps aufgenommen werden wollte, mußte von Adel sein. Zwei Pistolen, ein Degen und ein Mousqueton waren ihre Waffen. Vorzüglichen Heldenmuth hatten sie in der berühmten Schlacht von Fontenoi gezeigt. Sie erhielten sich bis zur Revolution. Der 6 Okt. 1789, da der König durch den Pöbel nach Paris entführt ward, ward der Todestag dieses prächtigen Korps.

Eben so erging es der Gendarmerie, die durch Ludwig XIV reformirt ward, und ein leicht bewaffnetes Kavalleriekorps, acht Escadrons stark, bildete. Die acht Escadrons machten zusammen vier Kompagnien, die schottische, die englische, die flandrische und die Bourgignons; Namen die ohne Zweifel auf die Art des Ursprungs Bezug hatten.

Früher schon, nämlich durch Ludwig XVI unter St. Germains Ministerium, wurden Gendarmes der Garde aufgehoben, die schon Franz I bei seiner Leibwache angestellt und Heinrich IV beträchtlich vermehrt hatte.

Die Grenadiers, noch heutiges Tages der Stolz und die Hauptkraft der französischen Armee, dieser Kern der Tapferstenim Heer, waren es auch ehmals. Sufsegür erzählt: Zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XIV pflegte man Freiwillige zur Avantgarde oder zu irgend einem gewagten Unternehmen aufzufordern. Diese Kühnen nannte man damals enfans perdus. Im Jahre 1667 hieß man sie Grenadiers, weil sie besonders bei Belagerungen zum Grenadenwerfen gebraucht wurden. Man wählte dazu immer die vier beherztesten Männer aus jeder Kompagnie, und, wenn's nöthig war, zog man sie von allen Kompagnien zusammen. Ludwig XIV stiftete seit dem Jahre 1670 mehrere ganze Grenadierkompagnien, bis endlich alle Regimenter eigene Grenadierkompagnien hatten.

Auch die grenadiers à cheval, die bestimmt waren zu Fuß und zu Pferd zu kämpfen, wurden von Ludwig XIV geschaffen im J. 1676. Sie bildeten bei den königlichen Haustruppen eine Kompagnie von achtzig Mann, und rekrutirten sich aus den Grenadieren der Armee. Es war eine Art Belohnung, ein Zeugniß der Tapferkeit, wenn der gemeine Grenadier zum reitenden gemacht ward. Auch Napoleon hat die Einrichtung beibehalten, und unter der kaiserlichen Garde ein Grenadierregiment zu Pferde, acht Kompagnien stark.

Hingegen das prächtige Infanteriekorps grenadiers de France, das Ludwig XV im Jahr 1749 aus den Grenadierkompagnien verschiedener Regimenter bildete; so wie die grenadiers royaux, von denen der gleiche König im J. 1745 sieben Regimenter stiftete, die noch im siebenjährigen Kriege dienten, dann in ihre Provinzen beimgeschickt, und nur noch alle Frühjahre einen Monat lang exerzirt wurden, sind nicht mehr.

Die grenadiers royaux hatten mit den ehmals in Frankreich gewöhnlichen Miliz en in Rücksicht der Organisation viel Aehnliches. Die Milizen, welche 104 Bataillons ausmachten, wurden, wie auch jetzt noch die Nationalgarden, vorzüglich nur zum Schutze der Grenzen gebraucht. Jedes Kirchspiel mußte, gewöhnlich durchs Loos, die es treffende Anzahl Mannschaft, bekleidet und equivirt, auf seine Kosten stellen. Der Mann diente sechs Jahre; durfte nicht unter fünf Fuß groß, nicht unter sechzehn, nicht über vierzig Jahre alt sein.

Nur der Vollständigkeit wegen führen wir noch an, daß es in Frankreich, doch nur unter den Königen Ludwig XIII, XIV und XV, auch Mousquetaires (mousquetaires) gab; es waren zwei Kompagnien Kavallerie, die einen Theil der königlichen Haustruppen ausmachten; so wie vorzeiten die Sergents d'armes oder Servants d'armes waren.

Bis die Kavallerie in Frankreich ebenfalls in Regimenter getheilt ward, hatte man daselbst die sogenannten compagnies d'ordonnance, wie sie Karl VII im J. 1425 schuf. Damals bestand jede Ordonnanz-Kompagnie aus hundert Lanzen, das heißt, aus sechshundert Mann. — Die Infanterie war in Banden oder Rotten (bandes) geordnet. Solche Rotte war gemeinlich 400 bis 500, oft auch 1000 bis 5000 Mann stark. Als Franz I, der in der Geschichte des alten Roms wohlbewandert war, seine Infanterie reorganisirte, theilte er sie in Legionen. Er errichtete

Digitized by Google

deren im J. 1534 sieben, jede sechstausend Mann stark, von einem Oberst kommandirt. Aber die Verrömerung der Franzosen wollte ihm nicht gelingen, und die alte Einrichtung der Banden hatte nach wenigen Jahren wieder die Oberhand.

Auch zur Zeit des siebenjährigen Krieges fand man in der französischen Armee Legionen, z. B. die Legion royale, de Flandres, de Soubise, de Condé u. s. w. Solche Legion bestand aus ohngefähr 2000 Mann, davon der dritte Theil Kavalerie war. Auch in der Revolutionszeit, da es den Franzosen mit dem Römer-Werden Ernst zu sein schien, gab es neue Legionen, meistens aus leichter Kavallerie bestehend. Sie wurden aber nach und nach alle andern Regimentern einverleibt, z. B. die Legion germanique dem 29 Regiment Dragoner, die Legion des Francs dem 19 Reg. Dragoner, die Legion de Police dem 1, 2, 7, 11, 12 und 16 Reg. Dragoner, die Legion Rosenthal dem 19 Reg. Chasseurs, des Alpes dem 14 Reg. Chasseurs, des Eclaireurs dem 8 Reg. Husaren, und so andere.

Die Anordnung von Regimentern ward in Frankreich erst unter der Regierung Karls IX allgemeiner und bleibender. Die sechs ältesten Regimenter, die nämlich vom Jahre 1558 bis zum J. 1635 errichtet waren, hieß man noch bis zur Revolution le vieux corps; so wie régimens royaux diejenigen bei der Armee genannt wurden, deren Titularchefs der König, die Königin oder Prinzen vom Geblüte waren. Sie hatten blaue Uniformen.

Frankreich hat jetzt mehr Reichsmarschälle (maréchaux de l'empire) als es je vorher Marschälle von Frankreich (maréchaux de France) zu einer Zeit besessen hat. Aber auch niemals konnte es eine solche Reihe zeitgenössischer Helden aufstellen als jetzt. Welche große Erinnerungen wehen uns bei den Namen der Reichsmarschälle Massena, Augereau, Bernadotte Davoust u. s. w. an?

Die Würde eines Reichsmarschalls, die erste im Militär nächst der des Connetable, ward von Napoleon I gleich im ersten Jahre seiner kaiserlichen Regierung gestiftet, und trat an die Stelle der ehmaligen Würde eines Marschalls von Frankreich. Diese hatte ein hohes Alterthum. Schon im zwölften Jahrhundert nennt die Geschichte einen Marschall von Frankreich. Vom König Philipp August bis zur Zeit des heil. Ludwig gab es immer nur einen Mann im Lande, von diesem Range; späterhin zwei; dann vier, und beim Ausbruche der Revolution hatte Frankreich zwölf Marschälle von Frankreich; jetzt hat es achtzehn Reichsmarschälle.

Nur bei ausserordentlichen Anlässen ertheilten die Könige noch eine Militärwürde höher als diese, mit Superiorität über die Marschälle von Frankreich; das war der Rang eines maréchal général des camps et armées. Nur fünf Personen kennt die Militärgeschichte, welche mit diesem Karakter bekleidet waren; nämlich unter Heinrich IV den Marschall Biron, unter Ludwig XIII den Marschall Lesdiguieres ehe er Connetable ward; unter Ludwig XIV den Vicomte Turenne; dann den Marschall Villars im Jahre 1733 und den Marschall von Sachsen im J. 1746.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Paris, vom 19 Aug. Der vortreffliche Etienne Pierre Ventenat, einer der scharfsinnigsten und geistvollsten Naturforscher Frankreichs, ist nicht mehr. Er starb am 23 August zu Paris in den besten Jahren seines Alters. Seine genauen Beschreibungen neuer oder wenig gekannter Pflanzen, besonders aus dem Celsischen Garten und dem Garten der Kaiserin zu Malmaison, seine übrigen botanischen Werke, werden Ventenats Namen lange in schätzbaren Andenken erhalten. Er war Bibliothekar des Pantheons, Mitglied des französischen Instituts und der Ehrenlegion.

Ich müßte wahrhaftig kein Deutscher sein, wenn mich in dieser gelehrtenden Weltstadt, wo der Zunftstempel Europens, wo Mars und alle Musen wohnen, das heißt, wo wo und alle große Impulsionen für die Werke des Krieges, wie für die des Friedens hervorgehn, wenn mich, sag' ich, hier nicht zuweilen ein Gefühl von Wehmuth überwältigte, das aus leidender Eifersucht entspringt. Wie kommts denn, daß andere Monarchen, bei gleich großen Mitteln, wie Frankreichs Beherrscher, nicht das königliche Große leisteten, wie diese, auch nur für die Wissenschaften? In einer Rede, die vor kurzem ein Mitglied des Nationalinstituts hielt, ließ er die stolze Phrase fallen, l'institut français, le premier corps littéraire et savant de l'Europe. Man sollte doch die übrigen kaiserlichen und königlichen Akademien Europens die Preisfrage aufwerfen lassen: Ist denn wirklich eine der jüngsten von den großen literarischen Stiftungen schon die erste Europens? und durch welche Mittel ist sie es geworden? — Die erste Frage wird leider niemand verneinen können.

Seit Kaiser Napoleon wieder bald in St. Cloud, bald in den Tuilerien ist, scheint alles reger geworden zu sein. Seine Reise durch die südwestlichen Provinzen Frankreichs ist dem Lande von großem Segen geworden. Ich darf ihn, wenn gleich nur ein Paar Minuten lang, gesehen. Er war sehr heiter, und schien mir noch stärker und voller zu sein, als er vor seiner Reise nach Bayonne war.

Aus Italien.

— In Mailand und den benachbarten Städten zeigt sich jetzt abermals ein feuerfester oder unverbrennlicher Mensch. Er heißt Nicolino Zoppo, ist von Turin, war anfangs Kutscher in einem Gasthofe, dann Komödiant. Er macht alle Kunststücke der andern unverbrennlichen Helden hinn nach, verschluckt siedendes Oel, nimmt geschmolzenes Blei in den Mund u. s. w.

— Die italienischen Zeitungen, wie die französischen, deutschen u. s. w. sind seit einiger Zeit mit den Beschreibungen von der Feier des Napoleonsfestes in hundert und tausend Städten Europens überschwemmt. So gefeiert war seit Jahrhunderten kein Name. Der Geschichte ist auch dieser kleine Zug bedeutend.

Druckfehler.

In Nr. 69 S. 276 Sp. 1 Z. 7 lese man: erst statt erst.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 71. — den 3 September 1808.

Der Schiffskapitän Ali.

Die interessante Erzählung, die ich hier mittheile, verdanke ich einem Staatsmanne, der mir mehrere seiner Papiere, mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen, anvertrauet hat, unter denen viele Denkwürdigkeiten seiner Zeit und seiner ehmaligen Verhältnisse aufgezeichnet sind. — Die hier erzählten Begebenheiten, ganz auf Thatsachen gegründet, bieten (wenn gleich nicht außerordentlicher Art an sich selbst) ein treues Gemälde von Gesinnungen dar, die den Geist eines berühmten ritterlichen Ordens und eines ehrwürdigen türkischen Offiziers auszeichnen, dessen Leben und Denkart ein Kommentar zu dem schönen Ausspruch des Pyndenting ist:

Omnes admittit virtus, nullum excludit.

Der Herausgeber.

Ich stand ehedem mit mehrern Malteserrittern in einer genauen und freundschaftlichen Verbindung. Bei einer vertraulichen Abendsitzung am herrlichen Kaminfeuer trug uns ein alter tapferer Kommenthur eine Geschichte vor, die mir nicht unwürdig schien, aufbewahrt zu werden. Ich schrieb sie sogleich in der schlichten Erzählung nieder, wie ich sie aus dem Munde dieses grauen Seeoffiziers empfangen hatte.

Im Jahre 1762 schickte unser Großmeister Don Manuel unter den Befehlen des Generals der Galeeren eine Eskadre aus, um den Kanal zwischen Malta und den afrikanischen Küsten von den Seeräubern zu reinigen. Ich war damals ein junger Ritter, der seine zweite Karavane gegen die Afrikaner machte. Die Galeere, auf der ich mich befand, war die erste in der vordersten Linie.

Als wir jenseits der Insel Lampedusa waren, entdeckten wir in der Ferne eine afrikanische Caravelle mit der Flagge von Algier. Der General gab unserm Schiffe das Signal zum Recognoseiren und zum Angriffe. Truppen und Offiziere stellten sich auf dem Verdecke; unsere Ruderknechte, die theils Verbrecher, theils gefangene Korsaren waren, erhielten zur Stärkung in der Geschwindigkeit eine gute Portion Zwieback und Wein, wurden dann enger an die Ruder geschlossen, und nun erscholl das schreckliche Wort aus dem Munde unsers tapfern Kommandeurs: „Sotto pena di morte leva voce!“ (Unter Todesstrafe spreche Niemand ein Wort!)

Sobald dieses Kommando ertönt, entblößen alle Sklaven, die an den Rudern sitzen, ihre Rücken; die Ritter ziehen ihren rothen mit einem großen breiten weißen Kreuz vorne und hinten bezeichneten Waffenrock *) über die Galeeren-Uniform an, und machen sich schlagfertig.

Es herrscht Todesstille; man könnte Fliegen über die Galeere schwirren hören. Das Schiff wird jetzt nach dem höhern oder niederern Tone eines kleinen Pfeifchens regiert, mit dem das Signal zu den nautischen Bewegungen vom Schiffskapitän gegeben wird. Diese Bewegungen hangen vom richtigen Takte und dem Einschlagen der Ruder ab. An jedem Ruder sind fünf Sklaven angeschlossen. Wofern nun ein Ruder im Takte nicht gehörig einschlägt, erhalten die fünf Ruderer von dem Profose der Galeere, der mit einer langen Peitsche auf dem Verdecke steht, über die entblößten Rücken einen gemeinschaftlichen Hieb, weil man nicht weiß, wer von ihnen Schuld an der Zögerung war.

In einer Stunde hatten wir das feindliche Schiff in Kanonenweite. Es war tüchtig bemannt, und mit Geschütz fürchterlich

*) Die sogenannte *Sopravista rossa*.

Digitized by Google

bespickt. Wir erbeuteten sogleich eine volle Ladung, die uns einige Leute tödtete, aber der Galeere wenig Schaden that.

Unser Kapitän machte mit unserm Schiffe eine leichte Wendung, schoß durch einen Zwölfpfünder das feindliche Steuerruder lahm, und gab das Zeichen zum Entern.“

Da bemerkte ich, daß einer von unsern Rittern zwei schwarze Flaschen in den Gürtel steckte, aus denen brennende Lunten, ungefähr in einer Länge von acht Zollen, herausdingen; in die beiden Hände nahm er zwei Pistolen, und den Säbel in den Mund. Wir näherten uns, und wurden mit mörderischem Feuer begrüßt, das uns viele Sklaven und Soldaten in wenig Minuten hinwegraffte. Wir sprangen auf das Verdeck des feindlichen Schiffes, und nach dem ersten Abfeuern gab es Bajonettstiche und Säbelhiebe. Wir hatten es mit einem muthigen und verzweifelnden Volke zu thun.

Der letzte der vom Verdecke wich, war der Kommandant des Schiffes selbst, ein großer rüstiger Türke, mit einem Löwenmuth und Löwenblicke. In dem Moment, da er schon bedeckt von Wunden und blutriefend durch die Oeffnung in das Innere des Schiffes hinabsprang, warf ihm der Ritter, von dem ich oben sprach, die zwei Flaschen, welche er aus dem Gürtel zog, nach. Sie zersprangen, waren mit Pulver gefüllt, das sich auf dem Boden zerstreute, und bald von den brennenden Lunten entzündet ward.

Nun entstand ein allgemeines Geheul unter dem Verdecke, denn die Flamme griff um sich. Wir riefen den Feinden, sich zu ergeben, wehrlos heraufzusteigen, und versprachen ihnen Sicherheit des Lebens. Alle thaten es, bis auf den wüthenden Kommandanten. Unser tapfere Waffenbruder, der junge Ritter, der die Flaschen geworfen hatte, stieg mit einigen Soldaten hinunter, faßte den von Blutverlust halb ohnmächtigen türkischen Befehlshaber um den Leib; trug ihn herauf; warf in auf unsere Galeere.

Das Feuer im feindlichen Schiffe hatte noch nicht weit um sich gegriffen; wir löschten es mit einigen Tonnen Wasser, schleppten dann die Caravelle an einem Tau nach, und kehrten zu unserer Eskadre zurück, die in einiger Entfernung dem Gefechte zusah, bereit, im Falle der Noth uns zu Hülfe zu eilen.

Der General der Galeeren befahl, die Preise nach Malta zu führen. Sie war reich beladen. Wir hatten sechzig gefangene Afrikaner und dreißig Christensklaven erbeutet, meistens Korsikaner, Genueser, und aus den Orten des Kirchenstaates, denen die Freiheit sogleich geschenkt ward.

Nach unserer Ankunft in Malta wurden wir mit unsern Leuten in das Pesthazareth geschickt, das neben dem Hafen in einer Bucht auf einer kleinen Insel ganz isolirt liegt. Diese Vorsicht wird mit allen Fahrzeugen gebraucht, die gegen ein feindliches Schiff gefochten, oder die levantischen und afrikanischen Küsten berührt haben. Die befreiten Christensklaven werden verhört. Jeder erzählte seine Gefangennehmung, seine Geschichte und seine Schicksale. Sie waren von dem türkischen Kapitän, der die Caravelle kommandirt hatte, nicht gekauft, sondern in Marokko auf dem Sklavenmarkte gekauft worden, um nach Konstantinopel geführt zu werden. Sie lobten einhellig die Menschlichkeit und gute Behandlung, die sie, während dem er ihr Herr und Eigenthümer geworden war, gegen die Sitte seiner Nation, von ihm erfahren hatten. Er hatte sie gut genährt, und ihnen auf der mühseligen Reise eine anständige Freiheit, doch unter gehöriger Aufsicht, gelassen; nur beim Anfange des mörderischen Gefechts, das wir begonnen, waren sie in den untern Schiffsraum gesperrt worden.

Diese Zeugnisse machten uns für den verwundeten und gefangenen Kapitän sehr theilnehmend. Wir sprachen ihm Muth und Hoffnung ein. Allein es bedurfte dieses Zuspruchs nicht, denn er war ruhig und fest, wie ein Sieger. Ohne einen Seufzer, ohne sich fest halten zu lassen, überstand er die schmerzhaftesten chirurgischen Operationen, mit denen die Schußwunden und Säbelhiebe, die er empfangen hatte, geheilt werden mußten.

Aus den Verhören, die mit ihm vorgenommen wurden, erhellte, daß er ein angesehener, reicher türkischer Seeoffizier war, der, um sich zu beschäftigen und in dem Seedienst zu üben, ausgerüstete Schiffe hielt, mit denen er bald nach Smirna, bald nach Aegypten, bald nach den afrikanischen Küsten Menschen und Waaren beförderte. Sein letzter Zug ging von Alexandrien, wo er eine Gesellschaft mahomedanischer Pilgrime, die von Mekka über Cairo zurückkamen, in Alexandrien eingeladen und nach Marokko geführt hatte. Auf seiner Rückreise war er in unsere Hände gefallen. In Marokko hatte er außer den Christensklaven und vielen Waaren noch Tiger, Löwen und Leoparden aufgekauft, die für die Menagerie des Sultans in Konstantinopel bestimmt waren. Diese reißenden Thiere befanden sich im zweiten Schiffsraum, in Behältern mit eisernen Gittern, die durch eine Vorrichtung leicht aufgezogen werden konnten.

Wir sahen nun, in welcher unbedeutenden Gefahr wir nach dem Gefechte gewesen waren; denn er gestand uns, daß wenn er nicht von Blutverlust entkräftet halb ohnmächtig darnieder gesunken, und nicht durch zerschmetterte Pulverflaschen das Feuer ausgebrochen wäre, so würde er ohne Bedenken die Fahne aufgezogen, und die wilden Bestien auf uns herausgelassen haben.

Nach ausgestandener Quarantäne und erfolgter Heilung stellten wir diesen muthigen Gefangenen dem Großmeister vor. Er kündigte sich als den Kapitän Ali, sonst im Dienste der großherrlichen Flotte, aber dermalen nicht angestellt, an, sprach vollkommen gut italienisch und die lingua franca, betrug sich mit edelm Anstande, militärischer Würde, und antwortete allen Fragen sehr angemessen, so, daß der gütige Fürst und Chef unsers Ordens, gerührt von seinem Schicksale, befahl, ihm ausser dem Bagno oder Türkengefängnisse ein Quartier anzuweisen. Er erhielt vollkommene Freiheit, in der Stadt Valette frei herum zu wandeln und Bekanntschaften zu stiften. Man ließ ihm sogar seinen Säbel, jedoch mußte er sich vor dem Kommandanten durch einen Handschlag an Eidesstatt anheischig machen, seine türkische Kleidung nie umzutauschen, Abends zur bestimmten Zeit im Quartier zu sein, und sich täglich bei dem Befehlshaber auf der Hauptwache zu melden.

So war nun sein Loos durch Milde und Humanität des Großmeisters erleichtert. Unsere Ritter, Waffenbrüder und Offiziere, mit denen er nach und nach in Verbindung gerieth, nahmen ihn gern in ihre Gesellschaft und an ihre Tafel. Griechische Kaufleute aus dem Archipel, die ihn von Konstantinopel her kannten, schossen ihm Geld vor, hätten ihn wohl gern um einen großen Preis ausgelöset. Allein der Antrag ward abgelehnt, weil der Großmeister ihn gegen einen angesehenen maltesischen Kaufmann ausgewechselt wissen wollte, der im Bagno zu Konstantinopel gefangen saß.

Bei uns jungen Leuten war nun dieser türkische Seeoffizier immer wohl gelitten, und unter dem Namen des Kapitän Ali

Digitized by Google

bekannt. Wir liebten ihn; er hatte ganz den Ton eines Mannes von Welt, drang sich niemand auf; grüßte fein nach orientalischer Sitte, indem er die rechte Hand über die Brust gelegt, sich leicht vorwärts beugte, und mit der linken an seinen Säbel schlug. Von keinem Menschen nahm er Wohlthaten an, ausgenommen wenn ihn einer mit gutem levantischen Rauchtabak beschenkte, der für ihn ein eigenes Bedürfniß war.

Sowohl ich, als der junge Offizier, der ihm die Pulverflaschen im Schiff nachgeworfen, und den er oft aus Scherz Flaschenschleuderer oder Feuerteufel nannte, waren ihm während unserm langen Aufenthalt im Pestlazarethe durch die Sorgfalt lieb geworden, die wir für seine Gesundheit, Heilung und Herstellung getragen hatten. Die Dankbarkeit ist das Band edler Seelen. Kapitän Ali schloß sich darüber an uns an, ergab sich uns mit einem Zutrauen und einer Innigkeit, die für uns eben so überraschend als rührend war; denn die Orientaler sind aus Religionsvorurtheil, aus Stolz und Uebermuth, die unbilligsten Verächter des Abendländer.

An einem jener göttlichen Abende, die man in Malta nach Sonnenuntergang verlebt, wo die Pomeranzenblüten einen Hauch von ambrosischen Wohlgeruchen über die Insel verbreiten, trafen wir den Kapitän Ali auf dem Felsen einer Landspitze stehend an. Sein Blick war gegen Osten gerichtet, und streifte unstät über die leicht bewegten Wellen des Meeres, die mit einem täuschenden Farbenspiel den reinsten Purpur der Abendwolken zurückstrahlten.

Da wir uns ihm bis auf einige Schritte genähert hatten, ohne daß er uns noch wahrnahm, erhob er seine Rechte gegen Osten, und sprach: „Ach! wann werde ich dich wiedersehen, siegbekrönte Hauptstadt von Orient, glänzende Pforte des erlauchten Padischa, den Allah *) schützen möge! wann euch erblicken, goldene Minarets **), wann die heiltönende Stimme vernehmen, die von euern Höhen die Gläubigen zum Gebete ruft?“ — Nun warf er sich auf den Boden, und rief dreimal: „Allah! Akbar! ***) höre mich!“ Dann sprang er wieder mit rascher Bewegung auf, als wenn diese Lage seiner unwürdig wäre — und sagte: „Nein, es ist dein Wille, und es muß geschehen! ich ergebe mich.“

Bei diesen Worten erblickte er uns, streckte beide Arme uns entgegen, brach in einen Strom von Thränen aus, und sprach: „Freunde, ihr habt mich überrascht, ich bin nicht kleinmüthig; Sehnsucht nach dem Lande quält mich, wo ich Leben, Erziehung und Wohlthaten empfing!“

Wir ließen ihn ausweinen, und beruhigten ihn durch die Vorstellung, daß seine Auswechselung nicht mehr fern sein könnte; denn eben an diesem Tage waren von dem französischen Gesandten aus Konstantinopel an die Staatskanzlei Briefe eingelaufen, die den nahen Abschluß des Auswechselungsgeschäfts verkündigten.

Wir nahmen den Kapitän Ali mit zum Abendessen in unsere Wohnung. Ali war ein strenger Beobachter seiner Religionsvorschriften. Er aß nicht von allen Speisen ohne Unterschied, trank auch nie Wein, und als wir endlich Sorakuser aufstellten, zog er einige Stücke Opium aus der Tasche, die er von einem blasse Eiswasser ****) begleitet einschluckte, um sich mit uns auf eine gleiche Höhe von Fröhlichkeit zu stimmen. Herz und Mund wurden jetzt aufgeschlossen, und nun fing er auf unsere Bitte an, uns einen interessanten Theil seiner Lebensgeschichte zu erzählen.

„Ich weiß nicht, wer meine Aeltern sind, nur erinnere ich mich noch sehr wohl, daß wir in einem schönen Thale wohnten; daß mein Vater ein großer und ansehnlicher Mann war, der viele Jagdhunde, viele Pferde und Knechte hielt; daß ihn meine Mutter Herakllo nannte, und daß ich mit meiner kleinen Schwester, die Helena hieß, im Garten Granatäpfel brach, als auf einmal in dem Vorhofe des Hauses ein wdender Lärm entstand. Neugierig, wie Kinder sind, rannten wir beide aus dem Garten nach dem Hofe, und fanden einige Männer im Gefecht mit unserm Vater und unsern Hausgenossen. Auf das Geschrei, das wir erhoben, kam einer von den wilden Männern, die da fochten, gerade auf uns zu, nahm uns zappelnd unter die Arme, und gab mich und meine Schwester einigen Reitern, die am Thor hielten, auf den Sattel. Sie jagten mit uns, unsers Geschreies unerachtet, bis an den fernen Abend durch Feld und Waldungen. Dann gaben uns die Männer einigen andern, die in einem Schiffe standen, ab. Wir fuhren viele Tage auf einer großen See. Meine kleine Schwester weinte unaufhörlich, und wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Sie bekam deswegen einigemal Schläge, die ich mit ausgestreckten Armen auffing. Es war empfindlich kalt und regnerisch. Sie schloß sich immer in meine Arme, bebte, zitterte, umklammerte mich, und hörte nie auf zu weinen. So lagerten wir auf ein wenig Heu unter dem Verdecke; in der Nacht warf man einige Schaffelle über uns zur Bedeckung.“

„Am dritten Tage morgens konnte ich sie gar nicht von mir losmachen. Sie war kalt, blaß und starr. Ich schrie; man kam. Das arme Kind war todt, aus Jammer, Kälte und Mangel an Nahrung. Man machte nun mit Mühe ihre erstarrten Aermchen von meinem Körper los, trug sie weg; ich wandte bitterlich und bejammerte darauf bald, daß man nach langem Dulden etwas in die See schleuderte. Ich mochte damals ohngefähr sechs und sie fünf Jahre alt gewesen sein.“

„Wenn ich nun diese Umstände zusammen nehme, so vermuthe ich, daß ich in Mingrelien von christlichen Aeltern geboren bin; daß uns Räuber entführt haben, so wie dies noch jährlich in jenen Gegenden geschieht. Denn ich erinnere mich wohl, daß wir Bilder und Kreuze im Hause hatten, daß meine Mutter Lichter vor denselben anzündete, und daß sie uns vor diesen Bildern knieend Worte vorsagte, die wir nachsprechen mußten.“

„Die übrigen Begebenheiten meines Lebens sind mir besser gegenwärtig. Ich ward nach Stambul in das Seraglio des Großherrn gebracht, dort besichtigt, gebadet, gewaschen und neu gekleidet. Dann führte man mich in einen Saal, wo mehrere Knaben, theils älter, theils jünger, versammelt waren, die mich liebreich empfingen. Diese jungen Leute werden alle zum Dienste des Großherrn erzogen. Wir wurden reichlich und unter großer Fröhlichkeit gespeist. So geschieht es immer, so oft ein junger Ankömmling eingeführt wird. Hierauf wies man mich an einen Aufseher, deren jede Abtheilung einen eigenen hat. Das erste, was man mit uns kleinern Knaben unternahm, war, daß man uns lehrte mit untergeschlagenen Beinen ruhig zu sitzen, und die Hände über die Brust gelegt, Verbeugungen zu machen. Dann gab man uns Griffel und Schiefertafeln, zeichnete uns türkische Buchstaben vor, die wir nachzeichnen und nachsprechen mußten.“

*) Heißt Gott, so wie Padischa Kaiser.

**) Minarets sind die hohen Thürme an den Moscheen, von denen täglich viermal zum Gebete gerufen wird.

***) D. i. Gott ist allmächtig.

****) In Malta wird Eis und Schnee vom Aetna aus Sizilien herüber, geschafft, und in unterirdischen Kellern aufbewahrt.

Digitized by Google

„So wie wir in den Sprachzeichen und in der Sprachkenntniß weiter rückten, wurden wir stufenweise in andere Klassen versetzt, und lernten Arabisch und Persisch, und die Kunst der Zahlen. Nach den Lehrstunden wurden wir in einen besondern Garten geführt, wo wir uns herumtummelten, und im Wettlaufen und Ringen, im Pfeilschießen, Lanzenwerfen und im Gebrauch des Säbels kunstmäßig übten, je nachdem es unser Alter und unsere Kräfte litten. Die ältern Jünglinge erhielten Unterricht im Reiten und im Lanzenwerfen zu Pferde. Wer fleißig das Ziel traf, ward mit besserer Kleidung ausgezeichnet und über das noch beschenkt. Wenn wir einmal lesen konnten, gab man uns den Koran; wir mußten Sprüche auswendig lernen, die man uns erklärte. Wer im Koran lesen konnte und noch nicht beschnitten war, überstand diese Operation im zehnten oder zwölften Jahre seines Alters und erhielt dann einen Säbel zum Geschenk, der er von nun an bei feierlichen Gelegenheiten tragen durfte. — Man wiederholte uns nun täglich, daß der Sultan unser Vater und Wohlthäter sei, dem wir unsere Dienste, unser Blut und Leben schuldig wären. Man gewöhnte uns an Stille, an Ruhe, Gerechtigkeit, Pünktlichkeit und Genügsamkeit, und prägte uns den mächtigen Grundsatz ein, daß Allah, der Allgütige, die Schicksale der Menschen von Ewigkeit her leite, und jedem das Maas und die Stunde seiner Freuden, seiner Vorfälle und das Ziel seines Lebens vorher bestimme. So gewöhnten wir uns selbst an Zufriedenheit und auf eine ruhige Aussicht in die Nacht des unausweichlichen Schicksals. Unser Gebet war inniger Dank für das, was wir genossen hatten, und Resignation auf das Gute oder Schlimme, das nach dem Rathschlusse des Ewigen folgen sollte und mußte."

„Glauben Sie nicht, meine Freunde," sagte der Kapitän Ali mit Begeisterung, „daß der nach diesen Grundsätzen gebildete Mahomedaner ein roher Barbar sei. Die Tugend lernt er nach Grundsätzen, nach dem Gesetze und durch Uebung. Und was ist die Tugend anders? eine lange Uebung der Grundsätze, der Gerechtigkeit, Gefühl des Dantes gegen den ewigen Wohlthäter, feste Resignation in die Ereignisse, die Allah vorher bestimmt hat. Während dem ihr Abendländer euer tönendes Erz in den Kirchthürmen ermüdet, haben wir schon lange mit dem ersten Morgenstrahle dem Geber alles Guten gedankt, und das wiederholen wir im Tage viermal, bis der Abendstern über die Gebirge empor steigt. Ich erkenne es als Wohlthat und Vorbestimmung Allah's, daß ich meinen Aeltern durch Räuber entrissen und in eine Religion übersetzt worden bin, in der ich Trost und Beruhigung finde. Ich beklage und bedaure Sie nicht, meine Freunde, daß Sie nicht Genossen meines Glaubens sind, denn ich bin gewiß, daß der Allmächtige nicht auf eine Weise verehrt sein will, und daß es ihm ein Leichtes wäre, alle Menschen zu der nämlichen Erkenntniß zu führen, wenn er es für gut fände. Das Gefeß der Gerechtigkeit ist von Allah's Hand in das Herz eines jeden Sterblichen gegeben. Ich lasse Ihrem Muthe und der Tapferkeit, mit der Sie gegen mich gefochten haben, Gerechtigkeit wiederfahren. Aber den kaltblütigen Mord, den ich Ihnen mitten im Gefechte, wo mein Leben auf der Spitze stand, entgegensetzte, war auf die Ueberzeugung gegründet, daß mich keine Ihrer Kugeln treffen, keiner Ihrer Säbelhiebe verletzen wurde, wenn es nicht Allah's unwiderruflicher Wille wäre."

Also sprach der Kapitän Ali. Wir bewunderten seinen Geist, und seine feine Logik. Es war schon spät in der Nacht, er erbot sich, denn er mußte sich noch bei dem kommandirenden Offizier der Wache melden. Wir begleiteten ihn dahin, und wir nahmen ihm das Versprechen ab, daß er den folgenden Tag mit uns bei anbrechender Sonne auf ein benachbartes Landgut fahren und dort seine Geschichte fortsetzen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus England.

— Mögen auch Theurung und Arbeitslosigkeit manche arme Stadt der reichen Insel in Verzweiflung treiben; mögen auch die leichen Karbonlöffen ihr altes Lied immer drohend wiederholen; mag auch des Kontinents Glück und Unglück vor den Augen des leitungslustigen John Bull durch das Exil Ludwigslands zum wahren Räthsel werden: man freut sich in London des Lebens noch wie vor, hascht frohen Augenblicken nach, und singt dem übermächtigen Nachbar das stolze *rule brittania* nur um so trotziger entgegen.

Die Londner Bühnen zu Covent Garden und Drury Lane sind noch immer anziehend, besonders wenn es zuweilen politische Gelegenheitsstücke gibt, bei denen sich die Kassen der Unternehmer am besten füllen. Gute dramatische Dichter sind selten zu jeder Zeit; in England aber scheinen sie jetzt fast ganz zu fehlen. Godwin, der Verfasser des bekannten Romans Caleb Williams, und einiger Theaterspiels Antonio, hat eine neue Tragödie Faulkener gemacht, die zu seinen bessern Arbeiten gehört. Sie fand bei der Vorstellung in Drury Lane vielen Beifall, trog aller Mittelmäßigkeit. — Lewis, der Verfasser des Mönchs, ist auch mit einigen neuen Stücken erschienen, die nur schwachen Beifall erntenten. Einer der thätigsten dramatischen Dichter ist jetzt aber Master Dimond, der nicht ohne Talent ist. Auch werden die neuesten französischen und deutschen Schauspiele fleißig benutzt, ohne daß man sich allen Vorschlichts fühlt, über die Quellen Rechenschaft zu geben, aus denen man zog.

Eine der gefeiertsten Schauspielerinnen vom Covent Garden Theater, die junge, schöne Mistreß Bennton, lebt jetzt als Lady Craven sehr glücklich. Graf Craven, leidenschaftlich in sie verliebt, nahm sie von der Bühne fort dem Dezember vorigen Jahrs; sie ist jetzt, im Range der Pairswurde, die Zierde der glänzendsten Zirkel Londons. — Ein Ereignis, wie dieses, ist den Britten nicht mehr so fremd. Ward doch Miß Fenton, die in der Bettlersoper die Polly so unnachahmlich schön spielte, Herzogin von Bolton, und Miß Farren, welche kurz vor ihrer Vermählung noch am 8 April 1797 die Lady Teazle in *the school of scandal* spielte, Gräfin von Derby. Der Komödienzettel zeigte damals ausdrücklich an, daß sie nun, während der Vorbereitung zu ihren Vermählungsfeierlichkeiten, zum letzten mal auftreten würde. Natürlich war das Haus gedrängt voll.

Aus Italien.

— Im Neapolitanischen, wo übrigens die friedliche Stille herrscht, erwartet das Volk, wie dortige Blätter melden, mit Ungeduld den neuen Monarchen, welchen ihm Napoleons Hand gab. Die Proklamation, worin König Gioachino Napoleone die Annahme des Thrones beider Sizilien verkündet, ist, wie sich der Corriere di Napoli ausdrückt, mit einem *straordinario entusiasmo* angehört und gefeiert worden.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 72. — den 7 September 1808.

Reisebemerkungen aus den Rheingegenden.

Freiburg. Der Dichter Jacobi. Madame Brun.

Bei meiner Reise durch Freiburg im Breisgau habe ich den ehrwürdigen Dichter Jacobi gesehen. Er ist nebst Wieland jetzt fast noch der einzige Veteran von dem alten deutschen Parnaß. Unerachtet Jacobi, wegen steigenden Alters, an Kräften und Gesundheit geschwächt ist, so sind dennoch sein Geist und seine Fantasie augenblich munter; noch immer lächeln die holden Musen dem liebenswürdigen Dichter. Seine jüngsten Arbeiten und seine poetische Diktion sind von einer gefeilten Reinheit, und verrathen einen Aufschwung der Einbildungskraft, der in seinem Alter bei Dichtern selten gefunden wird.

Jacobi hatte das Leid erlebt, mehrere seiner Freunde, unter andern Schlosser und Zink in Emmendingen, zu verlieren. Ihren Umgang haben ihm aber andre geistreiche Männer und Frauenzimmer zu ersetzen sich bestrebt. Der Dichter ist äusserst geliebt und geschätzt. Er geht zwar wenig aus, allein wöchentlich sammelt sich um ihn ein Kreis von auserlesenen Personen, die sein Alter erheitern. Kein Reisender von Talenten und Wissenschaft geht durch Freiburg, ohne ihn zu besuchen, und Männer von dem ersten Stande und Ansehen in der Stadt bringen ihm jene wohl verdiente Huldigung, die man seinem Geiste schuldig ist.

Jacobi lieset noch immer fleißig Kollegien über Aesthetik, die im letzten Semester auch von einigen sehr gebildeten badischen Offizieren besucht worden sind. Seine Kollegen bei der Universität behandeln ihn mit Auszeichnung und mit jener allgemeinen Liebe, die seine Verdienste und sein Umgang jedem, der ihm nahe kommt, einflößen. Beweise dieser reinen Zuneigung empfängt er vorzüglich an seinem Namensfeste, wo er mit Gedichten, Blumen, Zeichnungen, kleinen Geschenken und Aufmerksamkeiten jeder Art überhäuft wird. Männer und Damen von den ersten Familien bringen ihm dann ihre Glückwünsche dar.

Pfeffel aus Colmar besucht ihn jedes Jahr einmal, und dieser seinen wechselsweise. Dann ist es eine wahre Freude, die beiden Dichter ihre genialischen Launen gegen einander auswechseln zu hören.

Jacobi's viel gelesene Iris erhält sich immer in gleichem Werthe. Unter den Gedichten, die ihm jetzt am besten gelingen, zeichnen sich vorzüglich die Gelegenheitsgedichte vortheilhaft aus, die schwerlich ohne Zweifel, und oft von dem undankbarsten Stoffe. Aber sein Geist weiß durch den Zauber einer unerschöpflichen Fantasie so viele Blumen hineinzuwirken, daß ihre Lektüre den reinsten Genuß gewährt.

Ich glaubte, mein Freund, Ihnen diese Notizen, auf deren Zuverlässigkeit sie sich verlassen dürfen, mittheilen zu müssen, um das ungünstige Vorurtheil zu bestreiten, welches einige Reisebemerkungen der Madame Brun, geborne Münter, über Freiburg und über die Mißkennung und trostlose Lage des alten Dichters ausgestreuet haben, und die ich, wenn ich mich nicht irre, in dem beliebten Morgenblatte gelesen habe. Glauben Sie ja kein Wort davon. Freiburg ist eine Stadt, wo es viele und sehr gebildete Männer und Frauenzimmer gibt, die den würdigen Dichter wohl zu schätzen wissen. *) In Freiburg schreibt man

*) Die Stadt hat ein auszeichnendes mit den besten Zeitschriften ausgestattetes Lesekabinet, dessen Stiftung man dem ehmaligen Hofkommissär und jetzigen Oberhofrichter zu Bruchsal, dem verdienstvollen Frh. v. Drais, verdankt.

Digitized by Google

zwar nicht viel, sinkt auch nicht auf der Stelle in seliges Entzücken, wie Madame Bruun bei dem Anblicke der dortigen schönen Umgebungen, und noch weniger nennt man Jacobi's geschätzte Gattin ganz idyllenmäßig eine leichtfüßige Hirtin. Man genießt in Ruhe und Stille unter einem glücklichen südlichen Himmel, der freilich gegen das Klima von Kopenhagen sehr absticht, und einem Nordländer wohl Ausrufungszeichen abnöthigen mag.

Aber Gott verzeihe es dem launenhaften Dämon, der Madame Bruun inspirirt hat, um so schlimme Bemerkungen über Freiburg zu sagen. Und plagte mich der gleiche Dämon, ich könnte über den kurzen Aufenthalt dieser verehrten Dame und über ihre Besteigung des Freiburger Hügel, Weingarten und des Johannisberges ebenfalls und recht artige Bemerkungen mittheilen. Allein Gott bewahre mich, ich lebe gern mit allen Damen, jung, wie ich bin, in Liebe und Frieden, besonders mit den Empfindsamen!

Der Schiffskapitän Ali.

(Fortsetzung.)

Kapitän Ali war zur bestimmten Stunde da. Wir nahmen eine Speronera *) mit vier Ruderrechten, aber es bedurfte ihrer Anstrengung nicht. Ein frischer Wind erhob sich, wir spannten das Segel, und waren mit pfeilschneller Geschwindigkeit in einem Pomeranzenhain auf Cozo. Nach dem Mittagsessen lagerten wir uns auf ein Vorgebirge unter den Schatten einiger Johannisbrodbäume, und forderten den Kapitän auf, seine Geschichte zu vollenden.

Er fuhr also fort: „Ich habe euch gesagt, daß unsere Erziehung in dem Seraglio in Grundsätzen und ihrer Uebung und in der Erwerbung heiliger und körperlicher Fertigkeiten bestand. Wir nahmen zu an Alter, Ausbildung und Weisheit. Mit dem zurückgelegten achtzehnten Jahre werden die Zöglinge, nach dem Zeugnisse ihrer Aufseher und Lehrmeister ausrangirt, und im Dienste des Großherrn ihres Wohlthäters und Ernährers angestellt. Diejenigen, die den Koran wohl studirt und einen sanften milden Karakter haben, werden zu Ulemas, d. i. Gesetzverständigen, oder zu Cadis (Richtern) bestimmt.

„Jene, die am besten die arabische, persische und neugriechische Sprache und eine schöne Hand schreiben, kommen in die Kanzlei des Seraglio, oder des Großvizirs, oder des Reis-Effendi. Die in der Rechenkunst und Mathematik erfahren sind, werden Offiziere unter den Zeughians, d. i. bei dem Korps der Artilleristen, oder auf der Flotte des Kapudan Pascha. Die sich in den körperlichen Uebungen, im Reiten, Lanzenwerfen, Schießen und in den Waffen ausgezeichnet haben, kommen zu den Spahis oder Janitscheris. In die Klasse der Bostangis, die Gärtner, Jäger, Falkenmeister und Vollzieher der innern Befehle des Seraglio sind, werden jene versetzt, die große körperliche Kräfte und Gewandtheit, aber desto minder an Wissenschaft besitzen."

„So ward jeder von uns nach seinen Talenten verwendet. Ehe wir austraten, wurden wir alle nach unsern verschiedenen Abtheilungen und Bestimmungen unserm gemeinschaftlichen Vater und Versorger, dem Großherrn, persönlich vorgestellt, der für uns viele Jahre, unsichtbar wie die Gottheit, nur durch Wohlthaten, durch Erziehung oder durch Strafen gesorgt hatte. Wir sahen ihn im Glanze seiner Majestät, wurden reichlich beschenkt und mit Waffen und schönen Kleidungen angestattet, nicht nur von ihm, sondern von allen Großen, die im Dienste des Hofes sind. Wir erhielten Lob und Aufmunterung. Treue, Pflicht und Ergebenheit wurden uns in einer eindringenden Rede von einem Ulema ans Herz gelegt. Wir zerflossen in Thränen des Dankes, warfen uns nieder vor der untersten Stufe des Thrones, entfernten uns, und wurden vor unserer Entlassung aus dem Serail an einer prächtigen Tafel köstlich gemeinschaftlich bewirthet."

„Ich weiß nicht, meine Freunde, wie sie das System dieser Erziehung finden; aber für den Staat, dem wir angehören, und für den Herrn, der jene unermeßliche Lande unumschränkt beherrscht, scheint sie gewiß die angemessenste von der Welt zu sein. Keiner von denen, die im Seraglio erzogen worden sind, kennt weder seine Aeltern noch seine Familie. Wir hangen an keinen Verhältnissen, und wir haben nur ein Band, das uns an den großen Wohlthäter fesselt, der uns Vater, Ernährer und Versorger ist, das Band des Dankes und seiner unzertrennlichen Gefährtin der Treue. In dem Zusammenleben mit so vielen und ausgezeichneten Jünglingen durch eine so lange Reihe von Jahren werden die zärtlichsten Freundschaften geflittet, die immerhin fortdauern. Wir heißen Kinder des Padischa oder Großherrn; wir waren und Brüder und Verwandte. In dem Laufe unsers politischen und militärischen Lebens pflanzte sich diese Empfindung von Anhänglichkeit gegen einander ewig fort, und wir machten uns wechselsweise Aufopferungen und Hülfsleistungen, von denen Sie in ihren Abendländern keinen Begriff haben."

„Meine eigene Anstellung nach dem Austritte aus dem Seraglio war ganz meiner Bildung und meinen Wünschen angemessen. Ich kam auf die Flotte des Kapudan-Pascha und ward Befehlshaber über eine Abtheilung der Levantis oder Seesoldaten. Meine ersten Züge gingen auf die Inseln Griechenlands, wo wir den Karasch oder Tribut einboben. Dann schiffte ich mit der Flotte nach Aegypten und nach den Küsten und Städten von Anadoli. Ich habe viele Menschen und viele Ungerechtigkeiten gesehen. Ich habe Unrecht gehindert oder doch dort gemildert, wo es in meiner Macht stand. Ich habe manche Wunde geheilt und das Gesetz der Barmherzigkeit ausgeübt, das uns der Koran so nachdrücklich empfiehlt."

„Sobald ich in den Hafen von Stambul zurückgekehrt und die Flotte dienstlos war, bemannte ich, unterstützt durch einen Zusammenschuß meiner Freunde, ein Fahrzeug, schiffte in das schwarze Meer an die Küsten Mingreliens, in der Hoffnung meinen Vater und meine Familie zu erfragen. Ich drang in die Thäler bis an den Fuß des El Borosch (des Kaukasus); ich untersuchte Landhäuser und Garten. Aber fruchtlos waren meine Versuche. Ich konnte mich nirgends erkennen, und kein Sterblicher konnte mir die Wohnung eines Mannes zeigen, der Heraklio hieß. Die Lesgier hatten seit vielen Jahren das Land ausgeplündert, zahlreiche Familien ermordet, Heerden und Menschen weggeschleppt und Wohnungen verbrannt. Jetzt hielten russische Truppen Pässe und Gebirge besetzt; sie wiesen jeden Turban, der erschien, mit Strenge zurück. Ich mußte also meine Nachforschungen aufgeben."

„Seitdem sind viele meiner Freunde, die mit mir im Seraglio erzogen worden, zu hohen Ehrenstellen in Kriegs- und Staatsdiensten bei der glänzenden Pforte erhoben worden. Sie haben mir ihren Schutz und ihren Kredit angeboten, und es hing von

*) Ein leichtes Ruderschiff, mit dem man an den Küsten fährt.

Digitized by Google

mir ab, auf eine gleiche Linie mit ihnen zu steigen. Allein ich habe meine Wünsche innerhalb den Linien der Mäßigung beschränkt. Ich habe höchstens nur Vorschüsse von ihnen angenommen, sie benutzt, Schiffe ausgerüstet, wenn ich nicht im Dienste war. Mit diesen habe ich große Reisen gemacht, mein Eigenthum durch ehrlichen Erwerb gemehrt, und Armen und Dürftigen Gutes gethan; bis ich in eure Hände gefallen bin. Ihr habt Milde und Barmherzigkeit an mir gethan; ich werde sie an euren Brüdern ausüben, wenn sie je meine Gefangenen werden. Was ihr mir abgenommen habt, hat euch Allah durch das Recht des ewigen und offenen Krieges, in welchem ihr mit uns lebt, angewiesen. Ich wünsche es nicht einmal zurück, weil es für euch von Ewigkeit her bestimmt war!"

Hier endete der Kapitän Ali; wir umarmten den edeln Seemann in dem Gefühle seiner Achtung, die solche Grundsätze einer empfänglichen Seele einflößen müssen.

Die Sonne sank, wir setzten uns zu Schiffe. Der Wind drehte sich, und blies uns mächtig entgegen. Die See ging höher und höher. Unsere Leute arbeiteten mit Kraft und Anstrengung. Die Nacht stieg, der Himmel überzog sich; es erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Wir waren in einem offenen Fahrzeuge, und wurden bei der dichtesten Finsternis südwärts getrieben. Wir schwebten in der augenscheinlichsten Todesgefahr nach einer unsichern und klippenreichen Küste hin. Unsere Leute verloren den Muth, und wir mit ihnen. Der Mond ging auf, und vermehrte das Schreckliche durch eine matte Beleuchtung der fürchterlich hohen Wellen.

So lange die Leute noch an den Rudern blieben, und das Schiff über die Wellen mit Vorsicht bald in die Höhe, bald in die Tiefe, kunstgemäß abgleiten ließen, blieb Kapitän Ali ruhig, unerschüttert, und ohne einen Laut von sich zu geben, in dem Hintertheile des Schiffs sitzen, die Kapuze seines Schiffsmantels über den Kopf gezogen, um sich vor dem Regen zu schützen. Sobald aber die Leute die Ruder einzogen, mit lautem Geheul zu beten, Wallfahrten nach Loretto zu geloben anfingen, und in der Verwirrung mit uns von einer Seite des Schiffs zur andern sprangen, wodurch das Gleichgewicht des Fahrzeugs gehoben ward, fuhr Ali auf, warf seinen Mantel zurück, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Kleinmüthige! Allah wird euch retten, wenn es sein Wille ist!" Dann ergriff er mit mächtiger Faust den erschrockenen Steuermann und die Ruderer an den Schultern, als wenn er sie zermalmen wollte, warf sie auf den Boden, und setzte uns je drei und drei auf beide Seiten des Schiffes, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Hierauf rief er donnernd: Rührt euch nicht! Dann sprang er an das Steuerruder, und fing an das Schiff mit Macht und Kunst über die Wellen zu lenken.

So trieben wir die Nacht hindurch in Verzweiflung und bangen Erwartungen herum, während dem die Blöße die schreckliche Szene erleuchteten. Als der Tag zu grauen anfing, sahen wir in der Dünsternheit eine entfernte Landspitze. Wir übersegelten uns bald, daß es die kleine Insel Lampedusa sein müsse.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus England.

— Die schöne Literatur hat in London während der Kriegsstürmmel wenig schönen Zuwachs; meistens trockes Futter für die romansüchtige Briefwelt. Neulich erschien die Sammlung der poetischen Werke eines Dichters, William Julius Mickle, der, wiewohl nicht groß aufgezeichnet, doch den Britten lieb, aber dem Auslande fremd ist.

Mickle war im Jahre 1734 in Schottland geboren, der Sohn eines Geistlichen, schon im dreizehnten Jahre lebhafter Bewunderer von Spensers Feenkönigin, doch erst im siebenundzwanzigsten poetischer Schriftsteller. Er trat nämlich im J. 1761 „Erkenntniß" eine Ode, und „ein Nachtstück" in Young Grabmal drucken; hatte auch ein dramatisches Gedicht, den Tod des Sokrates, vollendet. Aber jetzt eben kamen seine ökonomischen Umstände ins Gedränge; er hatte seinen Bedienten zuviel getraut; er mußte eine beträchtliche Summe, als Bürge, für einen Buchdrucker bezahlen, bei dem sein Bruder in der Lehre war. Dies bewog ihn, Schottland zu verlassen, und nach London zu gehen, wo er zwei Jahre grösstentheils nur von dem lebte, was er durch Beiträge in periodische Schriften gewann. Durch eins seiner Gedichte „die Vorsehung" dem Lord Lyttleton theuer geworden, suchte er durch diesen eine Anstellung, und ward endlich Korrektor zu Oxford. Unter andern Arbeiten, die er hier lieferte, verfertigte er auch eine getungene Uebersetzung der Lusiade. Nach mancherlei Schicksalen ward er im J. 1779 Sekretär beim Gouverneur Johnstone, der als Commodore einer Eskadre mit ihm nach Portugal ging, wo Mickle mit vieler Güte im Hause des Don Juan von Braganza, Herzogs von Lafoens, aufgenommen ward, der als Freund der Musen bekannt ist. — Mickle verbesserte seine Umstände durch die Stelle beim Commodore Johnstone und durch eine vortheilhafte Heirath (1780) so sehr, daß er angenehm und unabhängig den Wissenschaften leben konnte. Er starb am 25 Okt. 1788.

Aus Deutschland.

— * Dresden, im August. Schon seit einigen Jahren war der Herbst des armen Deutschlands dürre Jahreszeit; man muß sich wundern, wenn die verwoorensten, die beunruhigendsten Gerüchte wieder das tief erschrockene Volk plagen, und alle Gemüther in bange Erwartung setzen. Allgemeine Niedergeschlagenheit, erkünstelte Lustbarkeiten, Truppenmärsche, Spatziergänge der Großen, Verfall der Gewerbe und des Handels, Kontributionen, Geldlosigkeit — dies sind die Grundzüge zum Gemälde der Zeit im nördlichen Deutschland. — „

Unser Oberhofprediger Reinhard, der noch immer der trostsen und verdientesten Achtung gewürdigt, ist jetzt in Leipzig, um mit dem Konsistorialpräsidenten von Rostiz die nöthigen Einrichtänderungen bei der theologischen Fakultät zu bethätigen. Es sollen künftig weniger Professoren angestellt, aber beste als bisher besoldet werden.

Aus Italien.

— Der Kapitän Gasparo Gallari zu Mailand gibt Ansichten von Mailand in kolorirten kupferstichen heraus. Der Stich ist von den Künstlern Francesco Bellumo und Luigi Rados. Bis jetzt sind

sechs Blätter erschienen, von denen sich der königliche Pallast, die Villa Bonaparte und der Foro am meisten durch Wahl des Gegenstandes und Bearbeitung auszeichnen.

— Dalmatien beginnt seine Kultur. Die Begünstigung, welche Ihr Vizekönig Eugen fremden Handwerken ertheilt, die sich in diesem Lande niederlassen, hat die beste Wirkung. In Zemonico, sieben italienische Meilen von Zara, ist jetzt die erste Ziegel- und Kalkbrennerei des heutigen Dalmatiens angelegt und in Thätigkeit. In Dernis wird ein anderer Kalk- und Ziegelofen errichtet. In kurzer Zeit wird in Dalmatien auch die erste Bohgerberei zu Stande kommen. Hier werden vielfach Eroberungen der ebelsten Art gemacht. Aber merkwürdig ists, daß solche Nachrichten von einem europäischen Lande, in der Nähe polizirter Nationen gelegen, einmal von einer merkantilischen Aristokratie beherrscht, noch im neunzehnten Jahrhundert gegeben werden müssen.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. August 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	27. 6/10	27. 1	+ 17	+ 17	+ 15	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 1	27. 1 3/10	+ 14	+ 16	+ 14	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	27. 1 5/10	27. 2 1/10	+ 13	+ 17	+ 18	Regen	Regen	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
4	27. 2 4/10	27. 2	+ 13	+ 19	—	—	—	—	Thau	N. W.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
5	27. 1 7/10	27. 3/10	+ 12	+ 21	—	—	—	—	Thau	S. O.	W.	Vorm.	heiter	heiter
6	27. 1 1/10	27. 1 1/10	+ 13	+ 23	+ 19	—	—	—	Thau	N. W.	S. W.	Vorm.	heiter	heiter
7	27. 1 8/10	27. 1 3/10	+ 14	+ 25	+ 20	—	—	—	Thau	N. W.	S. W.	Vorm.	heiter	heiter
8	27. 1 8/10	27. 1 3/10	+ 18	+ 24	+ 18	—	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	heiter
9	27. 1	26. 9 8/10	+ 16	+ 19	+ 15	Regen	—	Regen	—	S. W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
10	26. 9 3/10	26. 9 6/10	+ 12	+ 16	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 9 4/10	26. 9 3/10	+ 14	+ 20	+ 15	Regen	—	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	26. 9 4/10	27.	+ 13	+ 17	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 1 1/10	27. 1 3/10	+ 12	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
14	27. 1 5/10	27. 8/10	+ 14	+ 21	+ 18	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
15	27.	26. 9 8/10	+ 14	+ 21	+ 18	—	—	Regen	Thau	W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
16	27.	27. 8/10	+ 14	+ 15	+ 15	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	27. 9/10	27. 3/10	+ 12	+ 14	+ 13	—	—	Regen	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
18	27. 5/10	27. 9/10	+ 12	+ 15	+ 12	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 1 8/10	27. 1 3/10	+ 12	+ 16	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	N. O.	N.	—	bewölkt	bewölkt
20	27. 1 1/10	27. 1 3/10	+ 12	+ 17	+ 13	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
21	27. 1	27. 1 5/10	+ 13	+ 15	+ 16	Regen	Regen	Regen	—	S. O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
22	27. 1 4/10	27. 1 3/10	+ 15	+ 21	+ 16	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 1	27. 4/10	+ 13	+ 20	+ 19	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	bewölkt
24	27.	27.	+ 12	+ 23	+ 18	—	—	—	Thau	S. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
25	27. 3/10	27.	+ 13	+ 21	+ 18	—	—	—	Thau	S. O.	N. O.	—	heiter	heiter
26	26. 9 3/10	26. 9 3/10	+ 13	+ 22	+ 18	—	—	—	Thau	S. O.	S. O.	—	heiter	heiter
27	26. 9 3/10	26. 9 3/10	+ 14	+ 21	+ 19	—	—	—	—	N. W.	W.	—	bewölkt	heiter
28	26. 9 3/10	27. 3/10	+ 15	+ 17	+ 17	—	Regen	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	27. 4/10	27. 3/10	+ 15	+ 24	+ 18	—	—	—	—	W.	S.	—	bewölkt	bewölkt
30	27. 1 5/10	27. 5/10	+ 14	+ 24	+ 18	—	—	—	Thau	N. W.	S. W.	Vorm.	heiter	heiter
31	27. 5/10	27. 3/10	+ 15	+ 23	+ 16	—	—	—	Thau	W.	N. W.	Vorm.	heiter	bewölkt

Anmerkungen.

Wir hatten in diesem Monat zwei entfernte Gewitter, nämlich am achten Abends 7 — 8 Uhr, am neunten Nachmittags 4 Uhr; und sechs nahe Gewitter, nämlich am 1 Aug. Nachts 1 — 2 Uhr, und Mittags 11 — 12 Uhr, am achten Morgens 6 — 7 Uhr, am elften Abends 9 — 10 Uhr, am zwölften Morgens 3 Uhr, am fünfzehnten Nachmittags 4 — 6 Uhr. Die Gewitter vom achten und neunten scheinen eine Fortsetzung derjenigen gewesen zu sein, welche am siebenten und achten in verschiedenen Gegenden Frankreichs so furchtbar von Orkanen und ungemein großem Hagel begleitet erschienen.

Ueberhaupt war die Atmosphäre diesen Monat zuweilen in ungewöhnlichem Zustande. Der Nordost- der Ost- und der Südostwind, welcher mit dem neunzehnten zu wehen anfing, sonst trocken und Dürre bringend, brachte keinen heitern Himmel, sondern vielmehr seine Gewohnheit dieses Gewölk und Regen.

Auch war es auffallend, am fünften des Monats das Aufsteigen des Barometers bis Abends 5 Uhr 27/10‴ fallen zu sehen, von wo es bis Abends 9 Uhr wieder zu einer vollen Linie emporstieg, ohne daß mit diesem großen Steigen und Fallen große Veränderungen der Atmosphäre wahrnehmbar gewesen wären.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 73. — den 10 September 1808.

Der Schiffskapitän Ali.

(Beschluß.)

Kapitän Ali steuerte auf diesen Punkt los. Die Küste war felsig und steil; die See ging noch mächtig hoch, und wir schwebten in der nahen Gefahr, unser schwaches Fahrzeug an verborgenen Klippen zerschmettert zu sehen. Todesangst ergriff uns; Stoßgebete an alle Heiligen ertönten wieder aus dem Munde aller, die auf Rettung Verzicht thaten. Ohngefähr in einer Weite von drei Klaftern vor einem emporragenden und oben abgeplatteten Felsen blieb unser Fahrzeug auf spitzigen Klippen sitzen, und wogte hin und her, südwärts gegen die Insel. Das Wasser quoll mächtig unter dem Kiel hervor, ein Geschrei der Verzweiflung erhob sich. In diesem Augenblicke, von dem Tod und Leben abhingen, ließ Ali das Steuerruder fahren, sprang nach der rechten Seite des Schiffes, zog seinen Säbel, und hieb ein Tauseil los, mit welchem der Kopf des Maßes an die Schiffsseite gespannt war. So wie nun das Fahrzeug durch die Macht der Brandung mit dem Maßbaum gegen den Felsen sich neigte, ergriff der Kapitän mit beiden Händen das Tau, schnellte sich daran haltend vom Bord weg, und sprang auf den Felsen. Folgt mir! rief er mitten im Sprung und warf uns das Tau wieder zu. Nun machte einer nach dem andern den gefährlichen Sprung, und noch ehe wir den Boden erreichten, fing uns Ali mit beiden Armen in der Luft auf, und stellte uns bebend und bedeckt mit dem Schaum der Brandung auf die Füße.

Muthig und sanft lächelnd stand Ali mitten unter uns auf diesem Felsen, während der Sturmwind ihm um den Turban und um den Bart sauste. Wir lagerten uns auf dem Felsen, gedehnt und stille. Wir sahen nach einer halben Stunde das Fahrzeug vor unsern Augen in Trümmer zerschellen. Von dem Orte, wo wir uns befanden, hatten wir noch eine Weite von zehn Klaftern an das Land. Als sich nun die Brandung ein wenig gelegt hatte, kletterten wir von einer Klippe zur andern, und wateten dort, wo es seichter ward, den Kapitän an unserer Spitze, und das Wasser bis an die Brust, nach dem Ufer.

Lampedusa ist eine sonst unbevölkerte Insel von sehr kleinem Umfange, ungefähr 45 Stunden von Malta entfernt. Sie ist mit fruchtbaren Bäumen besetzt, hat Gazellen, wilde Kaninchen, rothe Feldhühner, süße Quellen, und eine Menge Seeschildkröten, die dort an das Land gehen, ihre Eier in den Sand legen, und häufig gefangen werden. Zwei kleine Bethäuser sind auf der Insel gebauet, das eine der Madonna gewidmet von den Christen, des andern bedienen sich die Mahomedaner, die dort anlanden. Durch eine stillschweigende und völkerrechtliche Uebereinkunft ist dieses Inselchen ein heiliges Asyl, wo die maltesischen, die türkischen und afrikanischen Fahrzeuge im Falle der Noth zugleich anlanden, Wasser und Erfrischungen einnehmen, und ohne sich wechselsweise Schaden zu thun wieder abreisen.

Die beiden Bethäuser werden immer von einem alten maltesischen Seemanne in dem Kostüm eines Eremiten bedient, rein gehalten und mit Blumen geschmückt. Dieser Einsiedler empfängt die fremden Ankömmlinge aller Nationen liebreich, versieht sie mit seinen kleinen Vorräthen, und erhält dafür eine wo nicht reichliche, doch immer sehr billige Vergeltung. Wir schlugen unsern Weg zu seiner Hütte und zu den Bethäusern ein, und jeder von uns verrichtete nach den Grundsätzen seiner Religion die innige Andacht, wir in der christlichen, Kapitän Ali in der

Digitized by Google

mahomedanischen Kapelle. Dann trockneten wir uns am kräftigen Strahle der Sonne, und nahmen Erfrischungen aus der Hand des gutherzigen Eremiten. Brod fanden wir nicht, aber doch harten Zwieback, etwas Wein, frische und trockene Früchte in Fülle. Wildpret und Fische verschaffte uns der Einsiedler. Wir sahen wohl vor, daß wir einige Tage hier ausharren mußten, und vertrieben uns mit Spazierengehen, Fischen und Schildkrotenfangen die Zeit. Einmal, da wir unter dem grünen Gewölbe eines Pomeranzenbaumes niedergeworfen in die See schauten, fiel die Rede auf die Gefahren, denen wir durch Gottes Güte entronnen waren. Unsere Seelente schrieben ihre Rettung der Kraft ihres Gebetes zu, und wünschten sich bald nach Hause, um der Gelübde, die sie gethan hatten, ledig zu werden. Einer von ihnen hatte versprochen, von Catanea aus durch Sizilien eine Reise zur Madonna von Palermo darfuß zu machen, wie er uns versicherte.

Ali lächelte und hub an: „Kleinmüthige Anhänger des Gesetzes Jesu! ich habe eure Gebete gehört; Gott ist gerecht, allmächtig, unergründlich, und schauet nicht auf euer Buktleid, noch auf eure bloßen Füße. Eure unsläten Wünsche laufen immer euern Herzen vor. Vermesset ihr euch, das Ohr des Allgütigen durch Formeln zu ermüden, die ihr ihm ewig vorsaget? — Gott ist in keinen Raum eingeschlossen: er lieset jeden aufsteigenden Gedanken in euern Herzen. Eure Wünsche hört er in dem tobenden Sturme des Meeres, so wie in dem friedlichen Schatten dieses Baumes; in euern Bethäusern zu Malta und Palermo, so wie in der großen Moschee zu Stambul. An keinem Orte bezeigt er sich darmherziger, als an dem andern; denn seine Entschließungen sind ewig und unabänderlich; eure Gebete und eure barfüßige Wanderungen werden seinen Willen nicht erschüttern. Er war vorher bestimmt, daß er euch aus dieser Gefahr retten würde. Eure Pflicht ist reiner Dank euers Herzens, und treue Hingebung in das was noch geschehen soll!“

„Das ist mein Glaube; er hat meinen Muth gestählt, während ich in den unermeßlichen Abgrund des Meeres schaute, der uns zu verschlingen drohte, und während ihr blaß, zitternd und thatenlos die Ruder fahren ließet, und unentschlossen die Mastel vernachlässiget, die doch Gott zur Bedingniß unserer Rettung gemacht hatte.“

Am zweiten Tage unsers Aufenthalts kam eine algierische Schebeke auf die Rhede. Mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens redete der maurische Befehlshaber des Schifes den Kapitän Ali an. Wir verstanden zwar die türkische Sprache nicht, allein wir schlossen aus der Lebhaftigkeit des Gebärdenspiels, und weil der Kommandant einigemal den Kapitän Ali bei der Hand ergriff, um ihn nach sich zu ziehen, daß die Rede davon war, ihn mit auf das Schiff zu nehmen. Ali weigerte sich, und schlug mehrmals entrüstet an den Griff seines Säbels. Nach heftigen Debatten stieg der maurische Kapitän wieder ein, und bald darauf segelte die Schebeke ab.

Nun belehrte uns Ali, daß der Befehlshaber der Schebeke ihn dahe nöthigen wollen, zu entweichen. Er habe ihm aber vorgestellt, daß er sein Wort und heiligen Handschlag gegeben, nicht aus der Gefangenschaft zu entrinnen. „Dieser ruchlose Räuber“ setzte er hinzu, „behauptet, ein Muselmann sei bei Christen an sein Wort gebunden; und drohte, mich und euch sammt dem Fahrzeuge wegzunehmen, das uns nach Malta führen wurde. Da klopfte ich an meinen Säbel und schwur, ich würde an eurer Spitze fechten, wenn er den Angriff wagte.“

„Allein ihr habt nichts zu besorgen, denn er muß den Windstrich benuzen, um nach Stambul zu segeln. Sehet! es hing von mir ab, euch zu verlassen, und in die glänzende Hauptstadt des Padischa zurükzukehren. Aber Ali bricht sein Wort nicht! Er wandelt nie auf dem Pfade der Ruchlosen, die sich zwar vor Allah nicht scheuen, aber dennoch im Sturm und in der Gefahr vor ihm sich fürchten.“

Den dritten Tag Abends kam in der Bucht eine maltesische Barke an, die unsere Freunde, bekümmert über unser Schiksal, ausgesandt hatten, uns aufzusuchen. Wir bestiegen sie freudig, und liefen am vierten Tage in St. Pauls Hafen zu Malta ein. Dort wurden wir von dem Hafenkapitän scharf ausgefragt, ob wir mit keinem levantinischen oder afrikanischen Küstenschiffe in Verbindung gewesen. Da wir dieses bejahten, wurden wir nach dem strengen Polizeigesetze in das Pestlazareth eingeschlossen, um Quarantäne zu halten.

Kapitän Ali mußte noch vier Monate in Malta ausharren. Jeden Freitag besuchte er den Gottsaal der mahomedanischen Gefangenen im Bagno. Er bestieg die mit rothem Tuch beschlagene Kanzel, las und erklärte dort seinen Glaubensbrüdern den Koran, sprach ihnen ihre Gebete vor, und ermunterte sie zum Vertrauen auf die Vorsicht, zur Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den Willen des allbarmherzigen Allah, und beim Wegaehen spendete er ihnen reichliche Almosen aus.

Ohne die strenge Vorsicht gegen eine mögliche Empörung unter den Gefangenen zu vernachlässigen, behandelte die maltesische Regierung diese unglücklichen Menschen mit der größten Humanität. Die türkischen Sklaven sind als ehrliche Leute und Kriegsgefangene ganz von jenen Verbrechern abgesondert, welche das Gesetz zur Strafe entweder lebenslänglich oder zeitlich auf die Galeeren verurtheilt hat. Auser dem Dienste dürfen sie frei im Seehafen, ja sogar in der Stadt Valette herumgehen, wo sie einen kleinen Handel zu treiben berechtigt sind. Nur müssen sie Abends zur bestimmten Zeit im Bagno sich einfinden.

Am Freitage arbeiten sie nicht, weil er die Stelle des Sonntags nach ihrem Gesetze vertritt. In ihren Religionsübungen werden sie nie gestört, erhalten Kleidung, Trank, und reichliche, wenn gleich grobe Speise. Bei Krankheiten werden sie im Hospitale sorgfältig verpflegt.

Jeder Bürger konnte sich einen Sklaven zur Hausarbeit miethen. Bei Vergehungen, die eine Leibesstrafe nach sich ziehen, hatte kein Herr das Recht, ihn zu züchtigen, sondern die Strafe ward von dem Richter des Stadtquartiers, in welchem der Herr wohnte, nach der Vorschrift des Municipalgesetzbuches bestimmt, und in seiner Gegenwart vollzogen.

Ein Kind, das von einer Sklavin in der Gefangenschaft geboren worden, ist nach den Gesetzen frei. Die Regierung hatte einen mäßigen Preis bestimmt, um welchen ein Sklave ohne Verzug losgelassen werden mußte, wenn er ihn durch Arbeit oder Verdienst, durch Vorschuß oder Geschenk eines Freundes aufbringen konnte. Viele wurden gegen maltesische Unterthanen ausgewechselt, die in Tunis, Algier oder Tripoli gefangen saßen. *)

*) Nach der Wegnahme von Malta, und bei dem Mangel der Polizei, die der Orden mit seinen Galeeren in den dortigen Gewässern handhabte, nahmen die Afrikaner auf der kleinen Insel St. Pietro nächst Sardinien in einer Nacht 600 Menschen weg, und schleppten sie nach Algier!

Digitized by Google

Ost hat man dem Orden von Malta den Vorwurf gemacht, daß er die einzige christliche Macht wäre, welche die Sklaverei in ihrem Gebiete dulde. Allein man hat nicht bedacht, daß er in dem Zustande des ewigen Krieges mit den afrikanischen Seeräubern leben mußte. Bei der Leichtigkeit, mit welcher von diesen Korsaren auf den unbedeckten sizilianischen und italienischen Küsten ganze Familien von Menschen weggeschleppt wurden, mußte er nothwendig Repressalien brauchen, und die Mittel frei haben, seine eigenen und fremden christlichen Unterthanen aus der harten Gefangenschaft auszuwechseln, die durch barbarische Behandlung die Menschheit empört. *)

Endlich kam der maltesische Kaufmann auf einem levantischen Fahrzeuge unter der Bürgschaft eines griechischen Schiffskapitäns an. Ali war jetzt ganz frei. Wir eilten, ihm diese gute Botschaft aus der Staatskanzlei zu verkündigen. Er empfing sie mit dem nämlichen Gleichmuthe, mit welchem er gegen uns gefochten, und uns aus der Gefahr des Schiffbruches gerettet hatte. Nur erhob er seinen Blick gen Himmel, und bewegte stille die Lippen, wahrscheinlich mit einem leisen Gebete des Herzens.

Sein Retter brachte ihm aus Konstantinopel Briefe von seinen Freunden, Wechsel und Waaren, die er mit Vortheil umsetzte. Er benutzte sein Vermögen zu dem edelsten Gebrauche, that noch einige Vorträge im Betjaale des Bagno, gab seinen Religionsverwandten ein Gastmal, dem er selbst beiwohnte, erlegte das Lösegeld für einige alte Gefangene, ließ den andern Geld zurück, und bescheukte seine Freunde und den Wundarzt, der ihn geheilt hatte, mit einigen Andenken von Werth auf eine Weise, die seinem Geschmacke, seiner feinen Denkungsart und seiner Großmuth Ehre machte. Dann vertheilte er Almosen in gleichförmigen Summen unter Christen, Juden und an das Findlingshaus.

Vor seiner Abreise führten wir ihn in den Palast des Großmeisters zur Abschiedsaudienz. Dieser edle Fürst beschenkte ihn mit einer kunstreichen Uhr und einem prächtigen Säbel. Kapitän Ali empfing ihn mit Zeichen des Dankes aus seinen Händen, zog ihn bald aus, prüfte seine Schärfe, küßte ihn, und so wie er ihn ansteckte, sprach er: „Erlauchter Vater der Ritter, den Gott erhalten wolle!“*) wenn mich deine muthvollen Söhne wieder angreifen, will ich Gebrauch davon machen!“ — Dann betrachtete er ernsthaft und mit Wohlgefallen die Uhr, und sprach: „Dein Zeitmesser wird mich erinnern, daß die Stunden fliehen, und daß ich keine der entflohenen, weder mit Gold, noch mit Thranen erkaufen kann, die ich nicht zum Dienste des Allah und des Padischa verwendet habe.“ Hierauf legte er die Hand über das Herz, beugte sich tief und ging.

Jetzt begleiteten wir ihn nach dem Fahrzeuge, das mit ihm nach Konstantinopel segeln sollte. Bei dem Abschiede umarmte er uns, und sagte: „Denkt an Ali Abdallah, über Barmherzigkeit an den menschlichen Brüdern, liebet Gott und ehret das Gesetz der Gerechtigkeit, das er in eure Herzen geschrieben hat!“

Wir erhielten von diesem edeln Muselmanne noch oft Nachricht und Geschenke aus Konstantinopel. Er ward nachher als einer der ausgezeichnetsten Offizière auf der Flotte des Kapudan Pascha angestellt. Wenige Jahre später brach der Krieg mit den Russen aus. Die türkische Flotte ward im Hafen zu Tschesme an der natolischen Küste eingesperrt.

Bei günstigem Winde schickte der russische Admiral einige Brander in den Hafen, welche die Türken, denen ihr Gebrauch fremd und unbekannt war, unvorsichtig genug mitten unter ihre Flotte einsegeln ließen, in der Meinung, daß es flüchtige Schiffe mit Ueberläufern wären. Allein auf einmal strangen dieselben die die Fahrzeuge gestürt hatten, in die See, und wurden von den Schaluppen, die ihnen nachgefolgt waren, wieder aufgefischt. Die Brandschiffe, die sie indessen angezündet hatten, wälzten nun Wirbel von Feuer und Flammen unter die türkische Flotte. Die Schiffslinie, wo Kapitän Ali stand, gerieth am ersten in Brand. Dieser muthvolle Befehlshaber glaubte, es wäre noch Rettung möglich, machte verschiedene Manöver und Anstalten zum Löschen, und wollte das Kriegsschiff, das er kommandirte, aller Warnungen ungeachtet, nicht verlassen. Doch bald ergriff das um sich greifende Feuer die Pulverkammer, das Schiff flog in die Luft, und mit ihm der tapferste, edelste und frommste Muselmann, der bei der türkischen Marine war.

So hart Ali zu seinem Berufe den Tod eines Helden, der ihm vom Allah bestimmt war. Uns, die wir seine Eigenschaften zu schätzen wußten, hinterließ er das Beispiel und das theure Andenken seiner Tugenden und seines Muthes! —

Zur Naturgeschichte des Hundes.

Hr. Dupont, Mitglied des Nationalinstitutes zu Paris, hat in seinem neuesten Werke: Quelques mémoires sur différens sujets, la plûpart d'histoire naturelle, ou de physique générale et particulière (Paris 1807) als Beweise zu seiner Abhandlung über den Instinkt oder den Verstand der Thiere, ein Paar Anekdoten mitgetheilt, die eben so neu als anziehend sind. Sie gehören zur Naturgeschichte des Hundes, dieses treuen Begleiters des Menschen. Er selbst kannte den Sultan, welcher ihm einigemal „die Ehre gab,“ bei ihm zu speisen, und den Gehülfen des Savoiarden.

Man wird beide Anekdoten nicht ohne Vergnügen lesen, ohngeachtet daraus für die Verstandskraft des Hundes keine Folgerungen gezogen werden können, die nicht schon bekannt waren. Hier sind sie:

Sultan.

Die sonstigen Einwohner und Besucher des Luxemburg erinnern sich noch wohl des Abbé Trente-mille-hommes, des unerschrockenen Zeitungspolitikers. Weder andere, noch ich, wußten eigentlich seinen rechten Namen. Man hieß ihn den Abbé Dreißigtausend-Mann wegen der Festigkeit, mit der er die Rechte und Angelegenheiten aller Souveräne Europens vermittelst einer Armee von 30,000 Mann von jeder kriegführenden Nation entschied. Mit diesen Heeren setzte er über alle Ströme, alle Berge, nahm er Städte und gewann er Schlachten nach Herzenslust.

Er war, als treuer Schüler Turenne's, gar nicht für die großen Armeen; 30,000 Mann reichten ihm für alles hin. Oekonomie, das läßt sich nicht läugnen, lag in seinen Kriegsoperationen. Und in der That, warum sollte man ihm nicht gern recht geben? Mit einer kleinern Streitmasse, mit einem Paar Horazier und Kuriazier, mit weit geringerer Gefahr, am Ende mit einer Partheie Schach, oder, was das leichteste und beste wäre, mit den zwei

*) Nicht nur harte Arbeit, sondern auch schlechte ungesunde Kost und elendes Wasser, wird diesen Unglücklichen in den Bagnios, sonderlich unterschiedlichen Gewölben, wo sie eingeschlossen liegen, zu Theil.

**) Ein Wunsch, den die Mahomedaner bei dem Namen eines Fürsten, den sie lieben, beizufügen nie vergessen.

Worten suum cuique, ließen sich alle Händel abmachen, wenn man vernünftig wäre und Treu und Glauben hielte. Das ist nun freilich jetzt noch der Fall nicht; aber vielleicht erleben es einst unsere Urenkel.

Die kriegerische Unruhe des Abbé Dreißigtausendmann konnte das Kasernirren nicht ertragen. Er kam zu guter Zeit immer in den Garten des Luxemburg, nahm sein Frühstück im Kaffee bei der großen Thür, aß bei dem Schweizer an der Karmeliterpforte zu Mittag, trank Abends eine Bouteille Bier bei der porte d'enfer, wozu er eine Portion Gedacknes in Gesellschaft seines Hundes verzehrte, und verließ den Platz nicht eher, bis ihn die Schweizer mehrmals gebeten hatten, hinauszugehen. An Regentagen hielt er bei einem der drei Schweizer fest aus, las und wiederlas und kommentirte die Zeitungen, und wenn keine andere Gesellschaft da war, richtete er sich mit politischen Bemerkungen an seinen großen, zottigen Hund.

Er starb. Sultan aber, sein Hund, zog von nun an die Freiheit dem Dienste eines Herrn vor, ob ihm gleich mehrere Freunde des Abbé ein Asyl angeboten hatten.

Sein gewöhnlichster Aufenthalt war seit langer Zeit im Garten des Luxemburg gewesen. Hier blieb und schlief er bei gutem Wetter auf den Stühlen, bei schlechtem darunter.

Er behielt seine Vorliebe für die Zeitungsleser, folgte ihnen auf den langsamen Spatiergängen, stand still, wenn sie Pausen der Erwägung machten, betrachtete sehr aufmerksam die Figuren, die sie im Sand zogen; die Kaffeetrinker warfen ihm gern etwas von ihrem Brod zu; die Biertrinker etwas von ihren Schnitten; er fing schnappend die Bissen schon in der Luft, und die Traiteurs vergaßen ihn mit allerlei Ueberresten auch nicht.

Er war aber darum eben nicht so unabänderlich an's Luxembourg gebunden. Er nahm es freudig an, wenn man ihn zum Mittagsessen in die Stadt nöthigte. Das geschah oft, sobald man merkte, wie sehr ihm solche Aufmerksamkeit schmeichelte.

Die Einladungsformel war: „Sultan, willst du bei mir zu Mittag essen?“ Einige, noch höflicher, sagten: „Willst du mir die Ehre geben und heut mein Gast sein?“

War er noch nicht engagirt, so nahm er die Einladung mit freundlichen Schmeicheleien an. Hatte er sich aber schon versprochen, so ging er, nach einer kurzen Erkenntlichkeitsäußerung, fort, an die Seite desjenigen, der ihn zuerst invitirt hatte.

Er begleitete diesen nun Schritt vor Schritt, sprang lustig wenns zum Luxembourg hinaushing, speiste mit großem Appetit; machte, so lange das Festin währte, tausend Artigkeiten, und war überhaupt ein heiterer Gast. Nach aufgehobener Tafel wartete er noch einige Augenblicke, und bezeugte seine Zufriedenheit. Dann verlangte er gar höflich, fortzugehn; machte man ihm die Thür nicht auf, sing er an zu stöhnen, und endlich ward er sogar böse.

Ein Paarmal versuchte man's und bebielt ihn zurück. Er aber entwischte immer, und kam dem gewiß nie wieder nahe, der einen Beweis der Zuneigung gleich zum Tüel seiner Sklaverei machen wollte.

Ein Ungeschickter, der ihn vielleicht lieb hatte, aber nicht ahnete, daß man ein erhabenes, freies Gemüth mit keiner Gewalt erobern könne, wollte ihn sogar einmal anbinden. — Sultan kam vor Zorn ausser sich, biß den Anbinder, zerrazte den Strick, und begegnete nachher dem falschen, hinterlistigen Freund nie, ohne ihm durch gewaltiges Bellen seinen Verrath vorzuwerfen, und den Auftritt mit einer Geberde voll Verachtung zu enden.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 20 August. Der Geburtstag des Königs war ein Fest Familienfest, verzlich und geräuschlos gefeiert. Der Magistrat und andere Autoritäten hatten dem Könige Glück gewünscht, und ersterer hat folgende Antwort erhalten.

„Unglück und Trennung haben den Landesherrn und sein Volk nur noch inniger mit einander vereinigt. Täglich und von allen Seiten erhalten Se. Maj. die rührendsten Beweise; aufgezeichnet ist die treue Anhänglichkeit Ihrer lieben Berliner. Die gegenseitige Zuneigung und die herzliche Sehnsucht nach einander, haben den dritten Auszug mehr als jemals zu einem wahren Volksfeste erhoben. Alle gerührtem Herzen danken Se. Königliche Majestät von Preußen für alle diesem Tage gewidmeten Empfindungen und Wünsche; besonders wurde sind Ihnen solche von einem Magistrat und einer Obrigkeit, die beide durch Eifer und Anklamer sie täglich bethätigen und keiner Schwierigkeit dabei achten. Das Wohl Ihres Volks ist das höchste Glück, welches Se. Maj. von der Vorsehung sich erbitten.“

Königsberg, den 6 August 1808. Friedrich Wilhelm.

Man hofft in Berlin durch die veränderte Lage der Dinge, mehr als jemals auf die baldige Zurückkunft des Königs, und diese Hoffnung erleichtert manche Beschwerlichkeit. — — Die Reisegierigen und Zeichendeuter beschäftigt jetzt ein Vorfall, der wirklich etwas Wunderbares an sich trägt. Ein franz. Husarenoffizier reitet vor einigen Tagen über den Schloßplatz. Sein Pferd wirft ihn zweimal ab; als er sich zum drittenmal daran gesetzt hat, und es zusammen nimmt, schlägt es aus, das Hufeisen fliegt ab und hinauf bis auf das Dach eines vier Stock hohen Hauses, indem der eine Nagel eine Fensterscheibe in dem vierten Stockwerk entzwei schlägt. Der Schloßplatz stand immer voll von Neugierigen die Tage her, bis auf Befehl des franz. Gouvernements das Hufeisen vom Dache fortgenommen ist. —

Der Hr. Marschall Soult ist vor einigen Tagen angekommen, und hat durch einige Erleichterungen, die er der Stadt durch Verminderung seiner Tafelgelder verschafft hat, Zutrauen erworben und angenehme Hoffnungen für die Folge erweckt. — Die meisten Lager, welche die französischen Truppen in der Mark und in Pommern bezogen hatten, sind aufgebrochen, und das bei Berlin ist nun schwach besetzt. Die Bestimmung dieser Truppen ist unbekannt.

Auf der Bühne haben wir zwei neue Darstellungen gehabt, die mit Beifall aufgenommen worden sind: Omasis, oder Joseph in Aegypten, historisches Drama aus dem Französischen, und eine Italienische Pantomime Arlequins Geburt. Herr Iffland ist seit einigen Tagen verreiset.

In einigen Exemplaren von Nr. 71, in der Note der ersten Seite, steht *Saprovista*; soll heißen *Saprovesta*.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 74. — den 14 September 1808.

Auch etwas über sogenannte romantische Poesie und romantische Poeten in Deutschland.

Die neuesten Erscheinungen der deutschen Dichtkunst sind für die Kulturgeschichte unserer Nation allerdings charakteristisch, und daher darf es wohl erlaubt sein, in einer Zeitschrift darüber zu sprechen, welche, so mannigfaltig auch die von ihr behandelten Gegenstände sind, immer das Höhere der Menschheit darin unverwandt beobachtet, Freiheit, Wahrheit, Recht — Verwirklichung der Nationen — Fort- und Rückschritte unsers Zeitalters.

Auch mögen es mir unsere neuesten Philosophen und die ihnen verwandten Romantiker nicht verargen, wenn ich über diesen Gegenstand mich in der simpelsten Prosa ausspreche, um das Glück zu haben, verstanden zu werden.

Wenn es auch nicht schon aus den Klagen, mündlichen und schriftlichen, ächtdeutscher Männer (und daher rechn' ich z. B. den wackern Kabinetsrath Brandes von Hannover u. a. dgl.) bekannt wäre, würden wir es doch den neuesten Schicksalen Germaniens glauben müssen, daß altdeutsche Mannskraft sehr gewichen, und besonders in den höhern Ständen, in dem Theil der wissenschaftlich gebildeten Generation, welche vorzugsweise mit den Blüten der Kultur prangen mögte, eine feige Schlaffheit, Verweichlichung und ein selbstisches Wesen herrschte, wie es kaum höher gedacht werden kann; daß ferner ein großer Theil derjenigen jungen Männer, welche in dem Alter sind, wo Thaten und rege Wirksamkeit auf die Aussenwelt von ihnen erwartet werden müssen (in der Altersperiode vom 25 bis zum 45 Jahre), mit in sich verschlossener Kraft, oder entnervt durch ausschweifende Genüsse, des Daseins schönsten Moment nun in müßigen, abstrakten Spekulationen, Idealisirungen, religiösen, philosophischen oder politischen Grillenfängereien, hypochondrischen Zweifeln und Launen, elend und fruchtlos verträumt.

Diese Allzufrühverblühten, welche oft als Kinder leider schon Mannsrollen spielten, als Männer nun sich in Kinderrollen behagen, finden Ekel am Geschäftsgang des körperlichen Lebens, sprechen mehr von Kraft des innern Lebens; jenem bieten sie allenfalls die Hand, um des lieben Brodes willen, diesem gehören sie durch das Gefühl weibischer Empfindlichkeit, durch eigene Schwäche.

Dies sind des Kulturstandes Extreme: daß der rohe Mensch mit thierischem Kalkul nur an dem Nützlichen klebt und am groben Kibel des äussern Sinns, ohne Sinn für das Höhere, für das Heilige reiner Gemüther, für die Schätze des in ganzer Kraft entbundenen Geistes; — daß der überbildete Mensch egoistisch der herrlichen Wirklichkeit abfürbt, von Hoheit des Geistes und Gemüthes träumt, ohne selbst erhaben wirkend im weitern oder engern Lebenskreise hervorzutreten. Er will nur geistig leben, und wird Fantast.

Zur Verbildung jener Generation, von der ich rede, wirkte mächtig der noch vor wenigen Jahrzehnden in Deutschland rege Untersuchungsgeist in religiösen Dingen. Ehe Verstand und Vernunft der Jünglinge vollkommen erstarkt waren, spielten sie, vom Modeton verführt und aus Eitelkeit, frühe Freigeister, und warfen den Glauben des Kindheits- und Knabenalters, wie sie ihn von den Aeltern und aus den Schulen davongetragen, hinter sich. — Melancholische Zweifel ängstigten hintennach, als die Kraft des Jünglings im Schoos der Freuden vergeudet war, den Mann;

Digitized by Google

er hatte mehr die Fantasie in lächelnden Spielen, als Vernunft und Verstand im strengen Forschen und Prüfen geübt und gestärkt. So waren diese schwach geblieben, und die Einbildungskraft hatte gefährliche Uebermacht erworben. — Nicht die Wahrheiten der Vernunft konnten ihn erheben — sie hafteten nicht! er suchte sich mit Träumen der Fantasie zu beschwichtigen. So kehrte der Schwächling zu der Religion der Kindheit und des Knabenalters heim, und schmückte sie aus dem Füllhorn der erweiterten Imagination. — Es kam überhaupt nur darauf an, seinen Nerven wieder Ton zu geben; sich zu berauschen. Er potenzirte sich physisch mit Opium; das Gemüth und den Geist mit — Mystik.

Lasset den Schwächlingen ihre Arzneien! Weder philosophischer Ernst, noch Rezensentenbeize, noch sinnlichster Spott, wird diese Kümmerlinge aus ihrem Wesen leiten. Ihre Verirrungen, ihr Schwelgen im Sockulativen, ihr Gefallen an Idealen, am thatenlosen, beschaulichen Leben, ihre Lust am Mystischen, sind Folge physischer Dispostion, intellektueller Asthenie.

Daß auf die Periode der Startgeisterei und Freigeisterei in Deutschland endlich, wenn die Knaben erwachsen waren, welche unglücklicherweise von ihr überrascht und revolutionirt wurden, eine Periode der Andächtelei und Mystik folgen mußte, war in der Ordnung der Natur; eben so bis in natürlicher Ordnung, daß sie bald wieder verschwinden wird.

* * *

Auch die modernste Poesie, unsere sogenannte romantische, die übrigens keine neue Gattung, sondern nur neue Manier ist, stammt wesentlich aus jenen Quellen, von denen ich oben sprach. Als neue Manier, als Mode in der poetischen Literatur, ward sie sogleich von vielen jungen, leider auch manchen alten, Herrn, so gut es gelehrten konnte, nachgeahmt. Denn das Nachahmen ist nun einmal deutsche Erbtugend und Erbsünde.

Die Mode wird von selbst verschwinden, wie jede ehmalige. Wer möchte heute noch Bardenlieder machen und lesen? welcher Mann von Geschmack noch Ritterhistorien à la Veit Weber? Klostergeschichten à la Siegwart? — Es kommt nur darauf an, die Neuheit und Eigenthümlichkeit neu auftretender besserer Talente vor den Miasmen der neuesten Mode zu schützen, damit nicht vom nachlecrenden großen Haufen der Mittelmäßigkeit der Edlere hingerissen und verderbt werde.

Novalis (Hardenberg) ein trefflicher, gemüthvoller, dabei künstlicher, nervenschwacher, etwas schwärmerischer Mann, muß füglich als Stifter dieser neuen poetischen Manier angesehen werden. Die meisten andern, viele von ihnen sind schon bekannte Partheigänger, schlugen sich aus Nachahmungstrieb zu ihm. So bildete sich, was die Herrn selbst eine Schule nennen.

Es hatte Novalis nur den ersten Ton gegeben. Er hatte hohe Genialität, aber zu wenig Reinheit des Geschmacks. Viele seiner Nachfolger übertrafen ihn darin; eben daher wird Novalis keiner unter Deutschlands unvergeßlichen Sängern sein. Sein dichterischer Genius schloß gewissermaßen eine neue Welt auf, indem er allen Reih einer Traumwelt verwirklichte. Er spricht mit kindlicher Einfalt das Wunderbare aus; lebendig blüht uns entgegen, was der Strahl seiner Fantasie beleuchtet, und selbst das Bekannte entfaltet uns einen ungewöhnlichen Zauber.

Die originale Manier (nur muß man sie nicht in Novalis geistlichen Liedern suchen) gewann Anhänger; der Hang zur Mystik lag schon in zu vielen Kindern dieses Zeitalters, als daß so angestimmte Töne ihrer Wirkung fehlen konnten. Die Tieks, Schlegel, Rottmanner, Görres, Löbe u. s. w. bildeten nun einen rüstigen Chor, der den Gipfel und die Herrschaft des Parnasses mit Sonnetten, Andachtsliedern und mystischem Kram aller Art zu erstürmen suchte. Andere Dichter, ohne sich dem neuesten Sturm und Drang ganz hinzugeben, eigneten sich doch manches aus dieser Manier zu, was ihnen darin vorzüglich schien. Mancher ältere Dichter, der in dem poetischen Sturm sich schwach genug vor Vergessenheit fürchtete, oder nicht bei den jungen Leuten ganz aus der Mode kommen wollte, „wimmelte und bimmelte" eins mit ihnen, und ward um so mehr zum Gelächter. Andere schafften sich auf der Stelle ein Exemplar von Jakob Böhme an, und studirten (statt sich, die Natur und die Meisterwerke der Vorwelt) nur alte Volksgesänge, Handwerksburschenlieder, die schöne Magelone, den gehörnten Siegfried und dergleichen opern mit der Firma „Gedruckt in diesem Jahr", oder Ausgaben der Minnesänger, spanischer Romanciers und katholischer Kirchenlieder. — Genug, das Wahrhaft-Schöne dieser Manier ging unter, ward von vielen Sudlern verseihn, und lächerlich verzerrt. Von allen Seiten vernahm man bis zum Ekel das monotonische Geklingel der Romantiker, die oft ohne Zartgefühl für Wohllaut die Sprache selbst verhudelten, um Reime zu drehen; kindisch mit fantastischen Bildern spielten; Plattheiten und lahmsteinschen Bombast durcheinander mengten, und das für ihr Gelungenstes hielten, was sie selbst nicht begriffen. Viele wollten mystisch reden, und wurden sinnlos; viele in hoher Freiheit und Natur glänzen, und wurden zucht- und schamlos.

So ward die sogenannte romantische Poesie, welche nur ein reiner Klang der Fantasie und Empfindung (ungetrübt durch des Verstandes Einmischung) sein will — etwas in sich Unmögliches — früher zum öffentlichen Spott, als es für das Wahrhaft-Schöne in der Manier zu wünschen gewesen wäre.

Einer unserer rüstigsten Romantiker ist der Verfasser des Lacrimas. Man kennt diesen Lacrimas schon; daher hier kein Wort von dem dramatischen Unding, welches schon zu wohlverdienter Vergessenheit übergegangen ist. Es wird allenfalls einer künftigen Geschichte poetischer Verirrungen als piece justificative dienen können, und so auch eine der jüngsten Tragodien des gleichen Verfassers: Der Graf und die Gräfin von Gleichen.

Sie ist mit Chören, in Sofokles Art, ohne Handlung, ohne Intrigue, ohne Natur, ohne Mannigfaltigkeit der Erscheinenden. Die Gräfin unterhält sich mit ihren Töchtern und dem Chor orientalischer Frauen von Liebe und christlichem Glauben. Dann meldet ein Pilger des Grafen nahe Ankunft mit Halef, einer morgenländischen Schönen, die ihn von der Sklaverei erlöste und durch ihn Christin und — Weib ward. Deß ist die Gräfin hocherfreut, indem, wie sie ganz unverholen, obgleich etwas undeutsch, zum Pilger sagt:

Sich suchen einen solchen Mann das Weib nur soll.
Wie ich nun hätte können lassen nie von ihm,
So kann und darf auch Halef lassen von ihm nie.

Dann geht sie ab, den Empfang zu bereiten. Der Graf von Gleichen und Halef treten auf, freuen sich, am Ziel der Reise zu stehn, sagen sich einige Zärtlichkeiten, gehn ab und das Stück ist aus.

Wie man sich in romantischer Sprache Galanterien zu sagen hat, davon hier ein Muster. Zu Halef spricht der Graf von Gleichen (S. 52):

Digitized by Google

Was wolt' noch kannt du, wenn ich deine Seele bin?
Und drut entbirgt sich deines Wesens süße Flut
Im meisten Glanz, der morgenhauchumbültet Quell
Des jungen Strauch- und Steinumzwängten Bach's sowol
Wie der vom Nebelgeist umwallten Jamafeen-Strom.
Dem Stern gleich, der die Fluren hebt des Niedergangs,
Weil er im Abendsgrimmt nur lichtstärend wied,
Und kannt' als morgenlich Gestirn am andern Tag
Gepriesen von der Nacht war scheint, bekannt doch ist
Als Schimmer vor der Finsternis vom Lichte kannt' und,
Denn der es, ey! die Nacht benannt, dort gehen —
Hast du die Fluren meiner Heimath suchen soll'n,
Weil nur die Schwalbe in den Abendsdämmer dies
Doch sieht, so in der Dämmerei, anderthalb'n zum Stern'
Den Tag verkündend; wenn die Nacht entschieden will
Und den in meiner Liebe nur gebiert du mir.

Ich las diese Stelle einem schönen, geschwollen deutschen Mädchen vor, um zu erfahren, welche Wirkung die Sprache der romantisch-poetischen Galanterie auf ihr unbefangenes Gemüth machen würde.

„Hielte der Verfasser des Lucrimas," sagte sie, „in seinen Tragödien Polizei, er hätte den Graf von Gleichen nach solcher Rede ohne Bedenken arretiren und ins Narrenhaus bringen lassen."

In den neulich erschienenen „romantischen Wäldern" des gleichen Dichters ist's ein wenig heller. Doch herrscht auch hier der gleiche Ton, das gleiche Verkümmeln der Sprache, das gleiche Spielen mit sinnlicher Liebe und heiligem Glauben; aber man erkennt ohngefähr (leider oft zu deutlich) was der Poet sagen will. Wenn z. B. in der Erzählung Aser und Zalinde diese zu jenem spricht: „gib mir die Verheißung, daß du erst zwei Tage willst verstiefen lassen, bevor du in dem Garten meines Angesichts mit den Strahlen deines kühlenden Mundes wandeln wirst"; so heißt das, auf nicht-orientalisch-deutsch: Küsse mich erst nach zwei Tagen. Oder wenn sie dem Formosus schreibt: „Aser hat meine Wangen geküßt, und wie zwei Leichen wandeln (?) sie jetzt bleich unter den verstirnten Sonnen meiner Augen umher," so spürt man noch mitten in diesem Unsinne den Sinn.

Die Erzählungen im ironischen Geschmack, meistens nüchterne, romantisch-aufgespreizte Novellen, sind gehaltleer, und keine durch hohe poetische Würde ausgezeichnet. Wollüstige Dirne athmet in den Romanzen, dies ist ihr ganzes Verdienst, und zierlichsteifes Liebesgefasel in den so geheißenen Eclogen, wo Daniel z. B. seufzt:

Was ist der jungen Braut diesmal begegnet? — —
Ein doldes Sehnen mir ins Herz gerannet
Das bald zum Mond, der scheiden will, mich zieht, u. s. w.

Genug, die romantischen Wälder geben schlechtes Holz; aber beim Mangel an diesem Brennmaterial kann man sie im nächsten Winter vortheilhaft für's Kaminfeuer benutzen.

In der That etwas genialischer, und mit einigen liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten ausgestattet, ist der andächtige Mann Isidorus Orientalis, ein beginnender Sänger, reich an Kraft und Fantasie. Sein Roman Guido, im Ganzen ein bizarres Fantom, ohne Anfang und Ende, ohne Plan und Klarheit, den man schwerlich in einem Zuge durchfliegen mag, enthält dennoch einzelne Gemälde, so anmuthig, daß sich auch ein guter Dichter ihrer nicht ganz zu schämen haben würde. Den frischen Glanz seiner Farben, die Neuheit seiner Bilder, und die bunte Mannigfaltigkeit seines Ideenspiels finden wir bei wenigen Jüngern seiner Schule. Es fehlt ihm aber Korrektheit und Zartgefühl, noch mehr der Muth, unabhängig von seinen Vorgängern und der schon allzuverbrauchten und beschränkten Manier der Schule zu gehen, um etwas Vollendetes zu leisten und der Nation seinen Namen theuer zu machen.

Am glücklichsten ist er in Landschaftsgemälden; nur daß er fast überall ein Reh und ein Waldhorn anbringt, verräth noch eine Unbeholfenheit, die zuweilen an's Komische gränzt. Ach, wäre dies seine einzige Sünde! Aber er fehlt die Schelenkappe auf, und verzerrt muthwillig sein menschliches Antlitz, um die Ehre zu haben, romantisch zu sein.

So erschienen dieser Isidor im vergangenen Jahre; hoffnungsloser, aber schon im gegenwärtigen, da er uns „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers," das heißt einen Band voller Verse vorlegt, welcher mit der Dedikation an die Mutter Gottes beginnt, der er sagt:

O laß mich eine Bitt' erbeten,
Und breite deinen Baldachin
Auch über dieses Reich der Lieder hin.

und auf der letzten Seite mit den vertraulichen Worten schließt:

Tödte mich, Wahnsinn,
Göttlicher Wahnsinn!
Gelobt sei das Kreuz
Und der da kommt, Jesus Christ.

Vermuthlich ist der andächtige Pilger nun wirklich todt, und ich wünsche ihm angenehme Ruhe zwischen dem „Posthorn" und „viel süßem Waldhorn," und unter dem „Rehe seiner Träumereien." Er war der blose Nachahmer sehr mittelmäßiger Originale, z. B eines Tieck, der ihm der „Engel der Romanze" ist und bleibt, schrieb viel rauhe Verse, und freute sich, ab Modern des Tags des Zorcn, recht unbeutsch zu sein; z. B. wenn er zirlirt:

Um die Garten schlich der Monde, u. s. w.

Er hatte während seines Lebens einige helle Augenblicke, in welchen Funken ächten Genies von ihm sprühten; aber der etwas ungöttliche Wahnsinn ward seiner zu sehr Meister. Requiescat in pace!

Nüchterner als der selig Verstorbene brachte uns der Romantiker Nortmanner seine „Grühlingsblumen" in diesem Jahre dar, ein talentvoller Mann, zwar ohne ächtpoetischen Geist, ohne ergreifenden Zauber in seinen Gesängen, aber ein Mann, der seinen Vers zu schreiben weiß. Er, einer edlern Bestimmung würdig, als der er sich widmet, schlechterdings Dichter ohne Dichtergeist zu sein, verkennt sich selbst, schraubt sich zur Verschrobenheit der andern hinauf oder hinab, äfft gar emsiglich ihre Fehler nach, und wird — keinem gefallen. Er kommt mir vor, wie ein ehrbarer Mann, der den Gecken mumachen will. Ists möglich, daß ein Mensch von Geist und Geschmack, aus Liebe zur Romantik, ein Gedicht drucken läßt (ich wähle des Raums willen das kürzeste), wie folgendes:

Ruf.

Kommst nicht in den grünen Wald?
Wo die Wöglein singen
Muntre Quellen springen
Blümlein blühn so mannigfalt?
Kommst nicht in den grünen Wald?

Das nenn' ich mir etwas Romantisches! — Auch Napoleon, er, der „Quell vom schönern Leben", empfangt ein Sonnet; und weil nun

Digitized by Google

Zu kräftig Schlummers ſchnöden Kuß gefangen
Liegen entehrt Europa's Nationen;

ſo gibt Hr. Rottmanner dem „Heros“ den Rath, ſeine ſtolzen Schaaren immer weiter zu führen, und ruft ihm zu:

Wirke ſchnell, was verbaßt ſo hehrem Streben,
Es muß nun Tod all Sterbliches erlohnen —
Und laß in Flammen neu die Welt erbeben!

Wenn Napoleon die Bitte erhört, ſo werden wir das Vergnügen haben, auch dieſe ſehr ſterblichen Verſe in's Feuer fallen zu ſehen, und die ganze Romantik dazu. Quod Deus bene vertat.

Ich hatte anfangs im Sinne, den Gegenſtand mit ſtrenger Ernſthaftigkeit zu würdigen, aber man kann ſich unmöglich des Lachens enthalten, wenn man einmal mit einigen dieſer poetiſchen Karrikaturen zuſammentrifft. Es war mein Vorſatz, den Leſer durch die ganze Gallerie der neueſten Romantiker zu führen, aber ohne ſelbſt vom romantiſchen Schnupfen angeſteckt zu ſein, kann man unmöglich ſo grauſam gegen ſich und andere werden. Kennt man den einen — man kennt die „viel ſüßen und viel frommen“ Herrn alle. Alle leiern daſſelbe Lied, und es wundert mich nicht, wenn ſie, bei der ewigen Einförmigkeit, die angeborne Zartheit des Gehörs und Gefühls einbüßen, nicht mehr achten der wunderbaren Mannigfaltigkeit des Sichtbaren und Unſichtbaren in der Natur, und das romantiſche Verſeln zur fixen Idee in ihrem Gehirn wird.

Das wirklich Schöne in dieſer Dichtart läßt ſich ſo wenig verkennen, als das Dreiſſine manches genialiſchen Mannes, der ſich vom Strom hinreiſſen ließ; aber das alles entſchädigt uns nicht für den Unſinn und die Schlechtigkeit, die aus dieſer Quelle hervorſprudelten.

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— Am 1 Auguſt 1808 verlor Deutſchland einen ſeiner Veteranen in der Gelehrſamkeit, den 75 jährigen Profeſſor Joh. Matthias Schröckh zu Wittenberg, den Lehrer von vielen Tauſenden, welchen ſelbſt Kaiſer Alexander im Jahre 1805 bei ſeiner Reiſe durch Wittenberg als dankbarer Schüler ehrte. Er war im J. 1733 den 26 Juli zu Wien geboren. Als er an ſeinem letzten Geburtstage die Bücher, die er zur Vollendung des ununten und letzten Theils ſeiner trefflichen Kirchengeſchichte gebraucht, in ſeiner Studienſtube zuſammenſuchte, ſtürzte der Greis von einer Leiter, und zerſchmetterte ſich den rechten Schenkel an der Ecke ſeines Schreibtiſches. Dieſer Fall beſchleunigte das Ende ſeines verdienſtvollen Lebenslaufes.

Aus Frankreich.

— Man bemerkt ſeit einiger Zeit in Paris, obgleich eben nicht in gedrängten Schaaren, ein phyſiognomiſches Kabinet des von Marſeille hieher gekommenen Hrn. Stamati. Dies Kabinet enthält die intereſſanteſten Denkmäler und Ruinen des alten Roms und des ſüdlichen Frankreichs, aus Pantoffelholz oder Kork geſchnitzt. Hr. Stamati arbeitete zwanzig Jahre lang an dieſem Kabinet, das jetzt ungefähr aus vierzig antiken Monumenten beſteht. Die Farbe und die ungleichen Poren des Korkes vermehren die Täuſchung in Darſtellung von Ruinen; aber das Material, wie man leicht glauben kann, iſt ſchwierig zu behandeln und zu ſchneiden. Der Gedanke, Ruinen aus Kork zu ſchneiden, iſt übrigens gar nicht neu; man hat dergleichen ſchon in mehrern Kabinetten.

Aus Italien.

— * Mailand, 4 Sept. Napoleon gehörte nicht zu den außerordentlichen Erſcheinungen in der Weltgeſchichte, wenn nicht die Hälfte der Zeitgenoſſenſchaft ihn verurtheilte, während die andere Hälfte ihn verehrte. Den Helden in ihm können wir ſchon unzweifelhaft genug erkennen, und die Zeitgenoſſenſchaft macht ihm den Ruhm nicht ſtreitig. Den Staatsmann in ihm werden einſt diejenigen am ſicherſten würdigen können, welche ihn überleben, und das Ganze ſeiner Unternehmungen überſehen. Den moraliſch großen Menſchen wird eine Nachwelt beurtheilen, welcher, frei von Menſchenfurcht, hundert ſpätere Jungen den Privatwandel des ſeltenen Mannes erzählen.

Ganz Italien tönt von Feſten wieder, die dem Herrlichen gefeiert wurden. Wohl hat noch kein Sterblicher gelebt, welcher unter ſo vielerlei Völkern des Erdbodens, und von Dichtern ſo vieler Nationen geprieſen und apotheoſirt worden iſt. Nur die Gedichte allein, welche bloß in Frankreich, und in franzöſiſcher Sprache auf ihn gedichtet worden ſind, und nur die auserleſenſten von dieſen Tauſenden füllten ſchon voriges Jahr einen dicken Oktavband von 418 Seiten. (*Couronne poétique de Napoléon le grand etc. ou choix de poésies composées en son honneur. Paris.* 1807.) Nur der Gelehrſamkeit wollen ſind in dieſe Sammlung auch einige lateiniſche Verſe aufgenommen worden.

Einen eben ſo dicken Band poetiſcher Lorbeern könnte man bloß von italieniſchen Dichtern ſammeln, und wenn man ſich auch bloß auf diejenigen beſchränken wollte, welche gelegenheitlich am Napoleonsfeſte gedichtet worden ſind.

Wie man ihn in Italien verehret, davon zeugt nichts ſo klar, als jene goldene Inſchrift, die neulich zu Capo d'Iſtria auf der Porta d'Iſtria an den Marmorblock über dem Thorbogen eingehauen iſt, dem ſpätern Jahrhunderten zum Andenken.

NAPOLEONI.
IN. URBE. CIVI.
IN. AVLA. SAPIENTI.
IN. ARMIS. HEROI.
IN. ORBE. PRIMO.
IN. SAECLIS. VNICO.
A. IMPERI. IV.

(Napoleon, dem Bürger in der Stadt, dem Weiſen am Hofe, dem Held in den Schlachten, dem Erſten des Erdkreiſes, dem Einzigen in Jahrhunderten, im vierten Jahre der Regierung.)

(Hierzu ein kritiſches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 74.

Die fünf politischen Jahrhunderte der Republik Luzern in einer flüchtigen historischen Skizze, mit passenden Benennungen, entworfen 1808. Eine Vorlesung. Luzern 1808, bei Johann Martin Anich.

Die Geschichte jedes Staates, so groß oder klein er auch sein mag, läßt sich in bestimmte Epochen eintheilen, die als karakteristische Merkmale von dessen Ursprung, Aufnahme und Verfall zeugen. Ein Volk gelangt zur politischen Selbstständigkeit, d. h. es wird ein Staat — meistens durch Muth und Tapferkeit, durch Ausharrung und glückliches Ueberwinden jedes Hindernisses, das von aussen oder innen sich seinem Bestreben entgegenstellt. Dies ist die nach Unabhängigkeit ringende Epoche; und wird sie durch gehäuften Widerstand auf mehrere Jahre verlängert, so geht ihr kriegerischer Geist auf den Geist des Volks dermaßen über, daß es nun aus Lust oder Uebermuth das thut, was es anfänglich nur im Gefühl der Nothwendigkeit that. Ein solcher gewaltsamer Zustand kann aber nicht in die Länge dauern, es sei denn, er werde als unbedingtes Erhaltungsmittel des Regenten gegen die Regierte von dem ersteren zur Staatsmaxime erhoben; ohne dies wird nach errungener und fest gegründeter Ruhe durch religiöse, wissenschaftliche und politische Anstalten das Rauhe und Verwilderte der krieggewohnten Gemüther nach und nach gemildert, und zu friedlicher Betriebsamkeit und dem Glücke des gesellschaftlichen Lebens gebildet. Aus dieser Bildung, wenn sie ächten Geistes ist, gehen Bedurfniß und Hochschätzung jeder bürgerlichen Tugend hervor; und hier tritt die blühendste Epoche des Staates ein. Vaterlandsliebe und Gemeinsinn vereinigen die Bürger zu jedem schönen Zwecke und zur Theilnahme an allem, was die Ehre und Wohlfahrt des Gesammtwesens zu erhöhen und zu befestigen geeignet ist.

Da aber, leider, auch das Beste unter dem Monde schon in sich den Keim seiner Zerstörung trägt, und mithilft zu dem, was etwa von aussen her dieselbe befördert, so liegt auch in obengedachter Bildung der erste Stoff zum Verfall des Staats. Auf die Geisteskultur wird immer mehr Rücksicht genommen als auf die Kultur des Herzens, man raffinirt in jener und vernachlässigt diese — zwei gleich grosse Fehler! Anstatt weise, überlegt und gründlich zu sein, wird man klügelnd, witzig und schwathaft; man räsonnirt und idealisirt, da wo schlichthin und mit Nachdruck sollte gehandelt werden.

Eben so wahr ist es, daß Gewerbsfleiß und Betriebsamkeit Wohlstand erzeugen; aber dieser öffnet dann auch wieder die Bahn dem Luxus, der die Gemüther verweichlichet, und ihnen die Kraft benimmt, sich über sich selbst erheben zu können. Auf sich selbst sonach sich einschrumpfend sucht jeder die Beförderung seines Interesse ohne Rücksicht, ja auf Kosten der Gesammtheit; Partheiungen entstehen, Egoismus wird herrschend, das Ganze läßt sich auf, und ohne eine mächtig durchgreifende Hand fällt es in seinen Schutt zusammen.

Diese philosophische Ansicht von dem Gang und den Schicksalen der Staaten hat der Herr Verfasser der angezeigten Druckschrift, in Bezug auf den Kanton Luzern, faktisch dargethan. Er theilt sie in fünf Epochen ein, die er die fünf Jahrhunderte der Republik Luzern nennt. Das erste ist das Jahrhundert der erwoobenen Unabhängigkeit; das zweite das kriegerische Jahrhundert; das dritte das Religionsjahrhundert; das vierte das wohlthätige, und das fünfte das unglückliche Jahrhundert. Jede dieser Benennungen beurkundet er mit geschichtlichen Daten, und liefert somit eine Reihe wichtiger Ereignisse, die innert jenem Zeitraum (von 1300 bis 1800) in die Aufnahme und den Verfall des kleinen Freistaates, ja selbst der gesammten Eidsgenossenschaft mehr oder minder eingewirkt haben. Auf jeder Seite der Schrift findet man Beweise von dem humanen, unpartheiischen und vaterlandsliebenden Sinn des Verfassers, dessen Namen wir, wenn wir ihn auch nicht durch die Mitanhörung der gehaltenen Vorlesung kennten, aus der vorliegenden Arbeit selbst unschwer würden errathen haben; und wir glauben, ohne unbescheiden zu sein, laut sagen zu dürfen, daß sie von dem verehrungswürdigen Greise, Hrn. Alt-Seckelmeister Balthasar, herrühret, der durch seine

Digitized by Google

frühern historischen-Werke sich um die Schweizer-Geschichte hoch verdient gemacht hat, und selbst von Deutschlands Tacitus als ein urkundlicher Schriftsteller angepriesen wurde.

Heil dem Manne, der, nachdem er sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, seine Zeit und die letzten Kräfte des dahinschwindenden Lebens, nicht brütend auf sich selbst, sondern in nützlicher Beschäftigung zubringt; und gerührt stimmen wir dem Wunsche bei, den er in der Vorrede äussert, daß Gott ihm Leben und Gesundheit fristen möge, um nicht allein die versprochene zweite Vorlesung, sondern auch das räsonnirende Verzeichniß seiner kostbaren Urkundensammlung, an welchem er seit mehrern Jahren arbeitet, den Freunden der Vaterlandsgeschichte durch den Druck mittheilen zu können.

F. M. M.

Vertraute Papiere aus dem Portefeuille eines preussischen Offiziers über den letztern Feldzug in Sachsen bis zur Uebergabe von Magdeburg im Jahre 1806. Mit dem Porträt des Prinzen Louis von Preussen. 1808. 8.

Wieder etwas Vertrautes. Was man doch dem Publikum nicht alles anvertraut! Der Verfasser hat die Historie vermuthlich hinter seinem Ofen erfunden, um Ladenbiener und Kammermädchen zu amüsiren. Im Vertrauen gesagt, man traut den beständig vertrauten Schriftstellern nicht mehr viel.

Auch die vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs des Zweiten, von denen nun ein vierter, ein fünfter Band erschienen, ein sechster, ein siebenter und achter Band mit Begierde erwartet, ein eilfter, zwölfter und dreizehnter vermuthlich schon unter der Feder ist, werden noch immer auf eine ergötzliche Weise fortgesponnen. Obgleich diese endlosen Briefe mit allem, was sie uns anvertrauen, keineswegs historisches Zutrauen verdienen können, darf man ihnen doch das Verdienst nicht abläugnen, daß sie durch ihre Erscheinung viel zur Enthüllung vorher unbekannter, vielleicht lange unbekannt gebliebener Wahrheiten beigetragen haben. Vorzüglich schätzenswerth sind die dem fünften Bande beigefügten Auskünfte über das preussische Domänenwesen im ost- und westpreussischen Departement. Sie enthalten lehrreiche Data, scheinen einen sachkundigen Mann zum Verfasser zu haben, und werden unstreitig, wo Irrthümer einschleichen, zu mehr als einer öffentlichen Berichtigung Anlaß geben.

Sch.**

Le veglie di Tasso. Tasso's Nächte. Frei übersetzt, nebst des Dichters Leben von Theodor von Haupt. Darmstadt. 1808. 8.

Wer liebt nicht den göttlichen Sänger des befreiten Jerusalems? Wer wird's verläugnen, sich mit den Worten des Wahnsinns vertraut zu machen, die der genialische Liebhaber Eleonorens von Este im Kerker zu Ferrara dichtete? Sie sind als Lichtfunken, die diesem herrlichen Geiste in der finstersten seiner Nächte entsprühten, sie sind als psychologische Thatsache merkwürdig.

Mehr als zweihundert Jahre war das Dasein dieses Werks ein Geheimniß. Man fand das Manuskript erst im Jahre 1754 zu Ferrara in den Trümmern eines alten Gebäudes. Man verglich es mit Tasso's Handschriften, welche die Barottische Bibliothek aufbewahrt, und fand in der genauen Aehnlichkeit der Schriftzüge den letzten Zweifel gegen die Aechtheit aufgelöst; aber erst im J. 1789 wurden diese aufgefundenen veglie zu Paris von Campagnoni im Druck herausgegeben, obgleich unvollständig. Einige Nächte fehlten ganz. Campagnoni gab sie im J. 1803 zu Mailand noch einmal heraus, diesmal in ganzer Vollständigkeit und nach der Ordnung der urkundlichen Handschrift Tasso's.

Wir haben zwar schon eine im J. 1802 zu Leipzig erschienene deutsche Uebersetzung von Tasso's Nachtwachen; sie ist aber nach der ältern Pariser Ausgabe, mithin unvollständig, und die vor uns liegende Hauptische verdient schon in dieser Hinsicht den Vorrang, weil sie nach der neuesten Ausgabe bearbeitet ist. Aber Hr. v. Haupt ist schon als ein glücklicher und geschmackvoller Uebersetzer bekannt. Er hat sein Talent auch hier am Tasso von neuem bewährt, der Uebersetzung das italienische Original seitenweis gegenüber gestellt, und thr sehr zweckmäßig eine Biographie des unglücklichen und immer liebenswürdigen Dichters vorausgesandt. Die Biographie ist von allem das am wenigsten Gelungene, ohne historische Bestimmtheit, ohne Karakter und Wärme. Nachdem uns ein Heinse Tasso's Leben so schön erzählt hat, begnügt man sich schwer mit dem leichten Hinwurf.

Tasso schrieb im schwärmerischen Wahnsinn eine blühende Prosa — Hr. v. Haupt gab sie uns ziemlich treu in der Uebersetzung wieder. Sie läßt sich angenehm lesen, wiewohl ich doch ihren Perioden zuweilen noch mehr Rundung wünschen möchte. Doch die leichten Flecken werden in einer künftigen Ausgabe bald verschwinden; und daß diese die erste und letzte sein sollte, ist kaum zu vermuthen. Tasso's Nächte, die kein gefühlvoller Leser ohne Wehmuth lesen kann, werden die Büchersammlung des Philosophen, wie des Freundes der Dichtkunst schmücken. Und Hr. v. Haupt hat durch seine Uebersetzung ein Verdienst um unsere Literatur.

B.***

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 75. — den 17 September 1808.

Der Gang der menschlichen Kultur nach welthistorischen Thatsachen.

(Nur Fragment, doch mehr als Grille.)

Zuletzt, wenn Napoleons Schwerd nun die halbe Welt umgekehrt, legt er sein müdes Haupt zur Ruhe. Die Tedeum verstummen, wie die Seufzer der Besiegten. Der Tod freuet seinen Staub über die Asche der glänzenden Sieger und der nackten Geplünderten. Es wachsen neue Geschlechter heran, die, von eigener Lust und Noth beschäftigt, Lust und Noth der Gewesenen vergessen, und, uneingedenk ehmaliger Weisheit und Thorheit, selbst weise und thöricht sein wollen.

Neue Helden, neue Eroberer, Dichter, Staatsmänner, Philosophen, nehmen dann den Enthusiasmus ihrer Zeitgenossenschaft für sich in Beschlag, und lassen den Vergangenen wenig davon übrig.

Nach tausend Jahren ist von Napoleons Reich so wenig übrig, als heut noch Karls des Großen Reich da ist.

Hat denn der Mann, zu dessen Thron heut die Königsboten aus Europa, Asia, Afrika und Amerika mit solcher Ehrfurcht wallen, nichts gethan, was bleibt? Schwerlich viel von dem, was er selbst that. Aber die Folgen seiner Thaten (die er selbst nicht berechnen kann) bleiben und wirken auf mehr, als ein künftiges Jahrtausend hinab.

Die Veredlung des menschlichen Geschlechts ist zuletzt die reine Ausbeute aus dem Prozeß der großen Weltrevolutionen. Es zeuget von Geistesbeschränktheit, oder Erfahrungslosigkeit in der Historie der Menschheit, wenn sogenannte Philosophen heut behaupten: die Idee vom stäten Fortschreiten der Menschheit zu ihrer Vervollkommnerung sei ein leeres Mährchen, und sogar eine Sünde.

Was die Väter erfahren und erworben, erbt der Sohn; was die Vorwelt erfunden, erben die Völker der Nachwelt und vermehren es. Der einzelne Mensch stirbt nach Jahren. Das Volk stirbt moralisch, oder politisch, oder physisch, erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Die Menschheit stirbt wahrscheinlich niemals.

Ob der Erdball schon früher von kultivirten Wesen bewohnt gewesen, von denen unsere Geschichte nichts weiß, ist unbekannt. Spuren davon sind keine vorhanden. Selbst die Mährchen von den kunstvollen Nationen auf Atlantis und Ogygia fallen nur in die Fabelperiode unserer Urwelt.

Es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Erdball eine andre Richtung gegen die Sonne gehabt. Wenn damals schon kultivirte Menschen lebten, wohnten sie gewiß nicht in unsern Klimaten.

Es wird nothwendig eine Zeit kommen, da unter dem Aequator ein ewiger Sommer, und von da hinweg und bis zu den Polen ein ewiger Frühling herrschen wird. Dies geschieht, wenn die Erdachse einst senkrecht steht auf der Erdbahn, oder die Ebene der Erdbahn gleich läuft mit der Ebene des Aequators. Wirklich nimmt der Winkel, welchen die Erdachse zu ihrer Bahn macht, und der jetzt noch 23° 28′ beträgt, nach Lalande's Berechnung alle hundert Jahre um 33 Sekunden ab. Wir hätten also noch bis zu der Zeit, da über den ganzen Erdball Tag und Nacht stets gleich sein soll, und ein ewiger Lenz auf unsern Fluren herrschen muß, noch 198,000 Jahre zu warten. — Was nun also doch einmal nothwendig geschehen wird, muß auch schon einmal da gewesen sein.

Digitized by Google

Wir wissen von den Nationen, die den ewigen Frühling sahen, nichts mehr.

Man findet keine Menschengebeine in Versteinerungen, als nur in jüngsten aufgeschwemmten Gebirgen. Aelter findet man schon Knochen vierfüßiger Thiere und Landpflanzen. In viel ältern Gebirgsarten zeigen sich auch diese nicht mehr, sondern nur Muscheln und Seepflanzen. Diese also sind für uns auf Erden die frühesten organischen Wesen. — Daraus wird zur moralischen Gewißheit, daß die Menschen erst spät in die Welt gekommen sind.

Wir können von keinem Volke sagen, daß es das erstgeschaffene gewesen. Die Autochthonen der Weltgeschichte deuten immer auf vorhandene ältere zurück. Alle kannten schon die Sage, Tradition; so wie noch jetzt die wilden Horden Amerika's und die Bewohner der Südseeinseln das „alte Wort“ haben.

Der hohe flache Rücken Asiens ist der höchsten Wahrscheinlichkeit nach das Geburtsland und die Wiege des jetzigen Menschengeschlechts. Der größte Theil unserer genießbaren Vegetabilien, die von Land zu Land durch Kunst verpflanzt worden sind, wachsen dort jetzt noch wild; und alle in nördlichen und südlichen Himmelsstrichen zahm gemachten Hausthiere schwärmen dort noch in ursprünglicher Wildheit umher.

Aber die Kultur des Menschengeschlechts wanderte nicht mit den Menschenstämmen zugleich von Asiens Bergrücken; sondern sie nahm ihren Ursprung immer um Süden, und strömte gegen den nordischen Pol aus, das heißt vom fünfzehnten oder zwanzigsten Grad nördlicher Breite bis zum fünfundsechszigsten.

Die ersten Stufen der Kultur sind Religion, gesetzliche Verhältnisse, dann Künste und Wissenschaften.

Unsere Religionen kamen alle aus südlichern Gegenden, doch selten über den zwanzigsten Grad nördlicher Breite hinaus. Darum pilgern die Hindus nach dem Heiligthum des bisher noch unentdeckten Tibet; hingegen die Aegypter mallahreten südwärts nach Abessinien, die Türken nach Mekka, die Christen nach Jerusalem, und selbst die rauhen Götter der Edda kamen aus dem Lande der Asen (Assen).

Die ersten kultivirten Nationen wohnten alle im warmen Mittagsland; und die ältesten derselben sind die Bewohner von Indien, Tibet, China, Persien, Chaldäa, Syrien, Medien, Abessinien (Aethiopien genannt), Aegypten.

Der Norden Europens dankt seine Kultur erst den Südländern Griechenland, Italien, Gallien, Spanien (zur Zeit der Araber). Italien dankte sie dem südlichern Griechenland, Griechenland dem südlichern Aegypten, Aegypten dem südlichern Abessinien.

Dies historische Gesetz gilt nicht für die südliche Hälfte des Erdballs, denn sie besitzt alle ihre Kultur vom Norden, auf dem Wege des Handels. Ein Beweis, daß die Bevölkerung der südlichen Hemisphäre jünger ist, als die der nördlichen.

In den Ländern, von welchen die Kultur des menschlichen Geschlechts ausgegangen ist, erleichterte die Natur durch die Fülle ihrer Fruchtbarkeit das Dasein des Menschen so sehr, daß er, nur wenig zerstreut durch die Sorge um Kleider und Nahrung, von selbst auf die Beschäftigung des Geistes hingeleitet ward. Wie bei dem südlichen Menschen die herrlichsten Pflanzen zu Speise und Trank will gedeihen, die wir im Norden mühsam durch Kunst erziehen: so ist auch seine Geisteskultur mehr Werk der Natur, als der Kunst. Die in Nordländer verpflanzte Kultur hingegen ward nur durch Kunst erhalten und erhöht.

In Südländern, von wannen doch die Kultur stammt, bleibt sie (merkwürdig genug!) fast überall in der gleichen Höhe stehen, und fast immer in ähnlichen Formen: fast überall finden wir Despotismus in den Verfassungen und Hierarchie in der Religion. So in Indien (man gedenke der dortigen Kasten), in China (des dortigen Rituals), in Aegypten, in Japan, in der Türkei u. s. w.

Hingegen in Nordländern erhöht sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Deutschland, Frankreich und England haben in Religion, Politik, Kunst, Wissenschaft und Erfindungen aller Art mehr geleistet, als alle jetzt vorhandenen Völker der Welt zusammengenommen.

Diese auffallende Erscheinung läßt sich eben daraus am leichtesten erklären, daß der südliche Mensch, von Natur weichlicher, sich leichter mit dem begnügen kann was er hat, da ihm was er bedarf ohne Mühe aus dem Füllhorn seines Klimas zufällt. Der nördliche Mensch aber hat für seine Existenz unaufhörlich zu ringen; was das kargere Klima ihm entzieht, muß er sich durch höhere Gewalt des Geistes erobern.

Die Kultur in Südländern war dort eine Tochter der Langeweile, des wärmern Bluts, der regern Fantasie. Die Kultur der Nordländer Werk der Noth und kräftigerer Organisation.

Eine Familie ist kein Volk, ein Volk ist nicht die Menschheit. Wenn eine geistreiche Familie ausstirbt, ist darum nicht das ganze Volk in Barbarei versunken; wenn ein zivilisirtes Volk ausstirbt, ist darum nicht die ganze Menschheit verwildert, und aus seiner Vollkommenheit zurückgestürzt.

Das das Vaterland des Sokrates und Solon, Perikles und Lykurg u. s. w. heutiges Tages eine Wüste ist, von Sklaven und Tyrannen bewohnt, ist kein Beweis wider die Fortschritte der Menschheit seitdem in ihrer Vervollkommnerung. Denn wieviel helle Punkte auf dem Erdboden waren zu der Zeit, da Athen und Korinth, Sparta und Theben blühten? — Man kann sie ohne Mühe zählen. Wer aber zählt die kultivirten Städte und Ortschaften Asiens, Europens und Amerika's heutiges Tages? Ein gemeiner Bürger von Boston, Berlin, Paris, Wien, Petersburg, Bombai, hat mehr Kenntnisse und mannigfaltigeren Genußgenuß, als ein gemeiner Bürger zu Athen in Perikles Tagen hatte.

Die Zeiten der Völkerwanderungen, dann die der Kreuzzüge, schienen alles Licht der Menschheit auszulöschen; aber sie gebaren zu den wohlthätigsten Epochen unsers Geschlechtes. Diese Stürme verbreiteten die Funken von den ehmaligen Altären der Weisheit, Wissenschaft und Kunst unter hundert barbarische Nationen. Die Menschheit nach den Kreuzzügen ist eine ganz andere, als vor den Völkerwanderungen.

Die Periode der französischen Revolution und der aus ihr stammenden Kriege und Verwandlungen unserer Staaten ist eine neu beginnende Weltrevolution, ähnlich den Perioden der römischen Universalherrschaft, der Völkerwanderungen und Kreuzzüge. Statt Roms herrschen heut Paris, London und Petersburg; statt der Völker wandern die Fürsten; darum kann man diese Zeiten auch die Zeit der Fürstenwanderungen heißen.

Rom zivilisirte Barbaren; Frankreich zerstört die Barbaren des Mittelalters in Europa; England erzieht in Asien, Amerika, Afrika und Australien neue Nationen. Sind diese Töchter einst mündig, werden sie selbstständig und frei die Mutter verlassen, wie die Konföderation der nordamerikanischen Freistaaten das Beispiel gegeben.

Digitized by Google

Ich möchte weder in den Zeiten des Perikles noch des Augustus gelebt haben; denn ich würde unzählige Genüsse nicht gekannt haben, die mir in den heutigen Tagen offen stehen, die damals niemand ahnete. Zudem kann ich jenes Zeitalter gleichsam wiederleben, indem ich mich in seine Geschichte versenke. Aber bei allen Vorzügen meines Zeitalters wünscht' ich doch, ich wäre, statt im Jahre 1771, im J. 2440 geboren worden. Dann würde ich mit den Genüssen des neunzehnten Jahrhunderts alle des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts verbinden, und mich der höhern und ausgedehntern Kultur des Menschengeschlechts erfreuen können, wogegen unser Jahrhundert als ein barbarisches erscheinen muß.

Und lebte ich wirklich ein halbes Jahrtausend später, so könnt' es sein, ich fände mich auch weder zu früh in die Welt gebracht.

Ich will also zufrieden mit dem Loose sein, das mir aus der Urne des ewigen Schicksals fiel. Mein Loos war wenigstens keine Niete.

Zur Naturgeschichte des Hundes.

Der Gehülfe des kleinen Savoiarden.

Vor dem Hotel de Nivernais stand immer ein kleiner Schuhputzer, der einen großen, schwarzen Pudel hatte. Das Talent des Pudels, seinem Herrn Arbeit zu verschaffen, war einzig in seiner Art.

Er trat nämlich mit seinen zottigen Pfoten irgendwo in den Koth, und setzte sie dann dem ersten besten, der vorbei ging, auf die Schuhe. Der kleine Savoiard war gleich bei der Hand, den Schaden zu verbessern, rückte den Schemel vor und rief: Herr, den Schuh da putzen!

So lange dieser nun beschäftigt war, saß der Pudel ganz friedlich neben ihm. Wozu hätte er auch sollen einem andern das Fußwerk besudeln. Sobald aber der Schemel wieder leer war, fing das kleine Spiel wieder an, und es fehlte nicht an Kunden.

Die Geschicklichkeit des Pudels, die Artigkeit seines jungen Gebieters, der sich allen Domeistken im Hotel gefällig bewies, gaben einem wie dem andern im Hof und in der Küche eine nützliche Zelebrität, die sich endlich von Mund zu Mund bis in den Saal des Hotels erhob.

Ein angesehener Engländer war da. Er wollte den Herrn und den Hund sehen; man ließ sie heraufkommen. Der Britte verliebt sich in den Pudel; er will das Thier kaufen, bietet zehn und funfzehn Louisd'or. Funfzehn Louisd'or führen den Knaben in Versuchung, der ohnehin von den anwesenden Herrschaften ganz geblendet ist. Der Hund wird verkauft, abgeliefert, angebunden, folgenden Tags in den Postwagen gebracht; nach Calais geführt, eingeschifft und nach London gebracht.

Der kleine Savoiard beweinte den Verlust des Freundes und machte sich in seinem Gewissen bittere Vorwürfe.

Aber, o Freude über Freude! — am fünfzehnten Tage kommt der gute Pudel vor dem Hotel de Nivernais wieder an, mit Pfoten, kothiger denn jemals, und die vorbeiwandelnden Schuhe besser bekothend nach altgewohnter Praxis, denn je.

Ohne Zweifel hatte er bei der Entführung bemerkt, daß sich sein Wagen von Paris in einer gewissen Richtung entfernte; dann das Paketboot; dann wie ein anderer Wagen ihn von Dower nach London nahm.

Sobald er in London frei ward, lief er nach Dower zurück. Hier fand er vermuthlich sein Paketboot wieder, oder er wartete dessen Ankunft ab, schiffte sich bei der Abfahrt mit ein, kam nach Calais, fand hier vielleicht die gleiche Postkutsche, die nach Paris ging, wohr sie gekommen war, und fand sich so zu seinem Lager wieder zurück. Und sein Lager war bei seinem jungen Gebieter.

Stoff zu Parallelen.

Friedrichs des Großen Satire gegen Frankreich.

Collini, Voltaire's ehmaliger Sekretär, (der den 14 Okt. 1727 zu Florenz geboren ward und als Historiograph und geheimer Sekretär des ehmaligen Kurfürsten von Pfalzbaiern im J. 1806 zu Mannheim gestorben ist) erzählt uns in seinem nachgelassenen Werk: Mon séjour auprès de Voltaire (Paris 1807) eine Anekdote, die man nur sehr unvollkommen aus Voltaire's Memoiren kennt.

Friedrich II machte nach der Schlacht von Crevelt im Jahre 1759 eine satirische Ode, in der er die französische Nation, Ludwig XV und die Marquise von Pompadour unbarmherzig mißhandelte.

Folgendes ist ein Fragment dieser Ode:

Tels ces brigands de la Seine
Armèrent leurs faibles mains,
Croyant subjuguer sans peine
Nos invincibles Germains.

. . . . . .

Quoi! votre faible monarque,
Jouet de la Pompadour,
Flétri par plus d'une marque
Des opprobres de l'amour,
Lui qui détestant les peines
Au hazard remet les rênes
De son royaume aux abois,
Ce Céladon, sous un hêtre,
Prétend nous parler en maître
Et dicter le sort des rois?
Il ignore dans Versailles
Où son triste ennui l'endort,
Que les combats, les batailles
Du monde fixent le sort!

. . . . . .

So sang der Cäsar Preussens im Jahre 1759 — wie wenig erkannte man sein Gemälde, neunundvierzig Jahre später, wieder! Nur die beiden letzten Strophen sprachen eine herbe Wahrheit aus, die ein andrer Cäsar, in Prosa freilich, aber in donnernder, den „invincibles Germains" wieder in's Gedächtniß zurückrief.

Friedrichs Verse kamen aber wirklich in die Hände Ludwigs und der Pompadour. Denn Jener hatte sie nach seinem Brauch Voltairen geschickt; Voltaire hatte das Briefpaket erbrochen erhalten, fürchtete, die Sache könne für ihn üble Folgen haben, und schickte das Paket, wie es war, an den Herzog von Choiseul, doch mit der Bitte, es geheim zu halten.

Choiseul, um Rache zu üben, ließ den bekannten Palissot kommen, und diesen eine fulminirende Ode gegen den König von Preussen schreiben, worin ihn der Dichter unter andern also apostrophirt:

Digitized by Google

Tyran des rives de la Sprée
Toi, dont la puissance abhorrée
Alarme aujourd'hui tant d'états,
Je te dénonce aux Euménides,
Sous leurs mains de vengeance avides
Viens expier les attentats.

Il a donc rompu sa barrière,
Ce torrent, que l'Europe entière
Devait arrêter dans son cours;

Peuples, menacés du naufrage,
Unissez-vous! contre sa rage
La fuite est un foible secours.

Friedrich bekam diese Ode sehr wahrscheinlich zu lesen, denn sie ward ihm mit der Warnung zugeschickt, daß wenn er seiner Ode gegen Frankreich Publizität geben würde, die Replik auch gedruckt werden sollte.

Der König von Preußen schrieb nicht mehr; er antwortete mit glänzenden Siegen in einer Reihe von Schlachten. Die beste Antwort, die er in seiner Stelle geben konnte.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Der Perser Kajwini, der im Jahre 1275 starb (so meldet der Artikel Meteor-Massen im 3 Band von Klaproths chemischem Wörterbuch, Berlin 1808) hat in seinem arabischen Buche Adschaibel Machlukat (Wunder der Schöpfung) die Aerolithen schon sehr genau beschrieben, nur daß er noch den Nickel für Kupfer hielt. „Sie fallen" sagt der Perser, „mit Blitz und Donner aus der Luft, in der sie sich aus rauchartigen Theilen bilden.

Plutarch, in seiner Biographie Lysanders, erzählt ebenfalls von einem Aerolith gar umständlich, der kurz vor der Schlacht beim Aegos Potamos (also 403 Jahre vor Christi Geburt) auf das durch Lysanders Sieg unsterblich gewordene Schlachtfeld gefallen war. Aber der Griechen schwankte noch zwischen sehr abentheuerlichen Vermuthungen, die indeß manche Aehnlichkeit mit jenen Hypothesen hatten, welche von deutschen Gelehrten selbst noch im achtzehnten Jahrhundert aufgestellt wurden.

Der in Mähren vor einigen Monaten gefallene Meteorstein (siehe Varietäten in Nr. 46 dieser Zeitschrift) wäre ohne die Aufmerksamkeit des Hrn. Doktor Schreibers, und ohne die deßhalb beim Kaiser durch den Hrn. Grafen von Wrbna gemachte Vorstellungen, unbeachtet und vergessen geblieben.

Die deßhalb nach Stannern in Mähren gesandten Kommissarien fanden bei ihrer Untersuchung, daß daselbst und in der Gegend umher, am 22 Mai Morgens zwischen 5 und 6 Uhr bei einem 8 Minuten anhaltenden Donner ähnlichen Gepraßel, das von Nordost nach Südwest zu ziehen schien, mehrere Steine eingein und auf einer Oberfläche von ohngefähr drei Stunden im Umfang zerstreut niedergefallen sind. Kurz vor dem Erscheinen des Steins, regnete hatte sich am Himmel plötzlich eine dicke Wolke gebildet; gleich nach der Explosion verdrei etete und verflüchtete sie sich so, daß man kaum zwölf Schritte weit etwas deutlich erkennen konnte; und verdünnte sich hierauf ganz, so daß um zehn Uhr der Horizont ganz heiter war. Man hat bisher 60ngefähr dreißig Stücke von diesen Steinen gefunden, welche den übrigen bekannten Aerolithen im Wesentlichen gleichen.

Aus Persien.

— Die engern politischen Verbindungen Napoleons mit dem Perser Schah geben auch diesem asiatischen Prinzen eine historische Wichtigkeit. Wir theilen unsern Lesern daher einige Notizen auszugsweise von dem mit, was der gelehrte französische Orientalist Hr. Langlès in einer der neuern Nummern des Athenäums über den König von Persien berichtet hat.

Fatahh-Aly-Schah ist um das Jahr 1771 geboren und mag jetzt etwa 37 oder 38 Jahre alt sein. Es ist ein Turcoman vom kleinen Stamm der Karchar oder Katjer. Diese Nomaden kampiren in den Gegenden von Tehran, und stehen im Rufe ausgezeichneter Tapferkeit. Sie sind besonders, seit Muhhamed Khan den persischen Thron bestieg, geachtet, und der Nachfolger desselben, sein Neffe Fatahh-Aly-Schah, räumte den vorzüglichsten Männern dieses Stammes die bedeutendsten Stellen des Reichs ein, die sie wirklich wohl gegenwärtig unter ihm besitzen.

Er ist beredt, talentvoll, ansgenehm. Es ist bekannt, daß dieser Souverain seine Residenz zu Tehran, einer Stadt in Mazanderan, zehn Stunden südwärts vom kaspischen Meere, gewählt hat. Bei einer öffentlichen Audienz sahen seine Kinder in einer einzigen Reihe am Thron. Im J. 1804 zählte er schon fünfzig Kinder, deren verschiedene an einerlei Tagen geboren sind. Hinter ihm stehen seine Großen und Minister. Ringsum erscheinen gruppenweise mehr als zweitausend Ghoulams Schahy, oder Pagen, die seiner Person attachirt sind. Außer den Gesandten fremder Mächte darf sich nur der Scheikh el islam, als Oberhaupt des persischen Gottesdienstes, in seiner Gegenwart niedersetzen. Wenn er sich mit all seiner königlichen Pracht schmückt, kann, wenn Sonnenstrahlen auf ihn fallen, das Auge kaum den Glanz der unzähligen und kostbaren Diamanten ertragen. Ein ansehnlicher Theil dieser Edelsteine stammt aus dem Schatze von Delhi. Zwei von ihnen sind durch ihre außerordentliche Größe besonders auffallend. Der eine heißt Nuri Dunya, Licht der Welt, und Kuhi Nur, Berg von Licht; der andere Derjai Nur, Lichtmeer.

Fatahh-Aly-Schah, der selbst ein Wunder persischer Gelahrtheit sein soll, bemüht sich eifrig, seinem Volke Geschmack für Wissenschaften und Künste einzuflößen. Trotz der religiösen Vorurtheile der Perser begünstigt er besonders die Malerei. Auch Dichter ist dieser asiatische Souverän; und, was unter Dichtern, besonders gekrönten, eine große Seltenheit ist, er findet gar keine Eifersucht gegen Nebenbuhler auf dem persischen Parnaß. Der jetzige Gouverneur der Stadt Kaschan erhielt diesen wichtigen Posten bloß wegen der Superiorität seines poetischen Talentes. Statt der gewöhnlichen Geschenke, die bei der Installation dem Hofe gemacht zu werden pflegen, schickte dieser poetische Gouverneur seinem Souverän nur ein sehr schönes Gedicht in persischen Versen. Fatahh-Aly-Schah hatte darüber mehr Freude, wie es schien, als über eine sehr beträchtliche Goldsumme, mit der ihm ein anderer Gouverneur zu gleicher Zeit beschenkte.

Hr. Langlès hat einige Verse des königlichen Dichters aus dem Persischen ins Französische übersetzt, wir wollen aber unsere Leser damit nicht behelligen, sie zu lesen.

In Nr. 63, in der meteorol. Tabelle, ist der Barometerstand vom 1 Jul. Nachm. auf + 29 angegeben; soll stehen + 20.

In Nr. 74, S. 293, Sp. 2, Z. 8 lese man bürgerlichen st. körperlichen. Eben. S. 295, Sp. 2, Z. 19 l. m. erbaulichem statt vertraulichen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 76. — den 21 September 1808.

Paul der Erſte, ruſſiſcher Kaiſer, als Großmeiſter des Malteſerordens.

(Wichtiger Beitrag zur neueſten Geſchichte dieſes Ordens.)

Unglücklicher Kaiſer Paul! weiland Beherrſcher eines Reiches, deſſen Umfang Europa an Größe übertraf; deſſen Leben in einundzwanzig Sprachen und in unzähligen Liturgien vom Himmel erfleht ward; — Jahre und Monate ſind verfloſſen, ſeitdem das Licht der Sonne für dich erloſchen iſt. Während du noch, umgeben von Hoheit und Macht, auf dem glänzenden Throne Peters des Großen ſaßeſt, waren die Blicke eines unermeßlichen Volkes aus den entfernteſten Weltzonen auf dich gerichtet. Hunderttauſend Arme hätten ihren Stahl auf deinen Wink gezückt. Aber ſeitdem du niederſankeſt, ein Opfer des unerbittlichen Verhängniſſes, hat ſich unter den vielen Tauſenden, die du mit Wohlthaten überhäuft haſt, noch keine Stimme erhoben, um der Nachwelt zu ſagen, was die Erkenntlichkeit und der Dank deiner Zeitgenoſſen dir ſchuldig iſt.

Erlaube mir, verklärter Monarch, daß ich um die Urne, die deine Ueberbleibſel einſchließt, nur einen kleinen, wenn gleich hinwelkenden Kranz winde. Nie habe ich von dir eine Wohlthat, noch von deiner erlauchten Familie genoſſen; nie eine geſucht, noch erwartet. Mich kann der Vorwurf nicht erreichen, als habe mich Vorurtheil, Eigennutz oder Selbſtſucht verleitet, das undankbare Amt zu übernehmen, vor den Zeitgenoſſen und der Nachwelt einige deiner Plane zu rechtfertigen. Aber ich befand mich auf einem Standpunkte, von welchem ich manchen deiner verkannten Entwürfe überſchauen und würdigen konnte, welchen viele deiner Zeitgenoſſen, einer vorübergehenden Laune oder einem romantiſchen Wahnſinne zuzuſchreiben die Ungerechtigkeit hatten.

Unter den Begebenheiten, welche die Regierungsgeſchichte dieſes ruſſiſchen Monarchen ausgezeichnet haben, zog keine mehr die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich, als die Entſchlieſſung, die derſelbe faßte, ſich an die Spitze des militäriſch-religiöſen Freiſtaates der Malteſerritter zu ſtellen.

In der organiſchen ſo wie in der politiſchen Welt gibt es keine Erſcheinung, die nicht durch eine vorlaufende Reihe von Urſachen an einen urſprünglichen Grund gekettet iſt. Dieſe Reihe abwärts bis auf die Erſcheinung ſelbſt zu verfolgen, iſt die Pflicht des Geſchichtſchreibers, die, wenn ſie treu erfüllt wird, ſeine Bemühung durch das Reſultat der Wahrheit krönt.

Die osmanniſche Nation war die Geißel der europäiſchen Völker faſt durch drithalb hundert Jahre. Verneinigt durch politiſche und Religionsſtreitigkeiten, vergaßen die weſtlichen Volker ihren Zwiſt, und traten in einen brüderlichen Bund, ſobald Muhammeds Fahne über die Grenzen Romeliens nach Ungarn getragen ward.

Allein die ruhmbekrönten Siege, welche die große Kaiſerin Katharina die Zweite gegen die türkiſchen Heere erfochten hat, haben bewieſen, daß Muth und taktiſche Ordnung gegen ein zwar tapferes, aber mit der Beſſerung der Disziplin und den Kenntniſſen der Kriegskunſt nicht fortſchreitendes Volk zu allen Zeiten eine mächtige Ueberlegenheit erringen mußte.

Seit dieſem Zeitpunkte waren die Türken nicht mehr jene gefürchteten, für unüberwindlich gehaltenen Feinde der chriſtlichen Königreiche. — Sieg gab Muth, und am Hofe zu Petersburg

Digitized by Google

erhob sich das sogenannte orientalische System, mit der Absicht, die Osmannen aus den östlichen Provinzen Europens durch Waffengewalt wieder nach Asien zu drängen, unsern Welttheil von der Furcht, und das interessanteste Volk des Erdbodens, die Griechen, von dem schändlichen Joche der ungebildeten Barbaren zu befreien. Die Türken gaben selbst die erste Veranlassung zum Ausbruche der Feindseligkeiten. Mißvergnügt über die Abhängigkeit, in welche die russische Monarchin das polnische Reich versetzt hatte, brachen sie in trotzige Erklärungen aus, ohne ihre Kräfte gegen die muthige und entschlossene Kaiserin zu berechnen.

Schon in dem Jahre 1770 erschien, zum Erstaunen der osmannischen Pforte, eine russische Flotte in dem mittelländischen Meere, während dem die Landtruppen der großen Kaiserin in der Moldau und Walachei gegen, schon Chotzim hinweggenommen, den Tartar-Khan zurückgedrängt, und den Fürsten von Kartel und Kadet, den tapfern Heraklius, in ihre Verbindung gezogen, und zu den kriegerischen Unternehmungen an dem kaukasischen Gebirge mit dem General Medem aufgerieth hatten. Die türkischen Minister hatten damals so geringe Kenntnisse von der Erdbeschreibung, daß es der Divan in Konstantinopel nicht begreifen wollte, wie ein Volk, so nahe an dem Polarzirkel und von Eis eingeengt, eine Flotte in den griechischen Archipel schicken konnte. Diejenigen, welche die erste Nachricht von dieser Unternehmung in die Hauptstadt brachten, wurden als thörichte und unglaubwürdige Seher verhöhnt.

Indessen durchsegelte die Flotte unter den Befehlen des Grafen Orlow die Meerenge bei Gibraltar, und lief in die geräumigen Seehafen der Insel Malta ein, wo sie aus den reichen Arsenalen des ritterlichen Ordens mit allen Erfordernissen versehen ward.

Seitdem die Ritter im Jahre 1522 die Insel Rhodus verloren, hatten sie sich auf dem beschränkten Felsen von Melita angesiedelt, und einen aus sieben Zungen gebildeten militärisch-religiosen Freistaat gebildet.

Ohne Beschäftigung auf den asiatischen Küsten, wo somit ihr kriegerischer Standpunkt war, legten sie sich die Pflicht auf, Polizei und Sicherheit des mittelländischen Meeres gegen die feindseligen afrikanischen Raubstaaten zu handhaben. Der Schauplatz ihrer Seezüge dehnte sich von der Mündung des adriatischen Meeres bis zu der äußersten Spitze von Portugall. Sie boten die unbewachten Küsten Italiens und Siziliens von Seeräubern rein, geleiteten mit ihren Galeeren die Kauffahrteischiffe, wehrten durch treffliche Quarantaine-Anstalten, die überall Nachahmung fanden, die fürchterliche Geißel der Menschheit, die Pest, vom südlichen Europa ab, und boten ein unermeßliches Hospital offen für die unentgeltliche Pflege der Kranken aller Nationen, die der Handel und die Schiffahrt in die maltesischen Hafen leitete.

Seit dem Jahre 1726 lebte der Orden, durch Vermittlung des Kabinets von Versailles, nach bestandenen Verträgen, mit der ottomannischen Pforte im Zustande eines regelmäßigen Friedens, den einzigen Fall ausgenommen, wenn eine christliche Macht den Türken den Krieg ankündigte. Nur dann stand es dem Großmeister frei, sich mit seinen christlichen Religionsverwandten zu feindseligen Zwecken zu vereinigen.

Noch ehe die russische Flotte vor Malta erschien, hatte Kaiserin Katharina mit dem Großmeister Unterhandlungen eingeleitet. Es ward durch einen Vertrag bedungen, daß die Ordensflotte, ausgerüstet mit großen und kleinen Fahrzeugen, unter der Anführung des Großkreuz Freiherrn von Flachlanden, auslaufen sollte.

Dieser Ritter war ein Mann von entschiedenen Talenten, und gehörte zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern der deutschen Zunge. Die Ordensflotte sollte die Avantgarde in der russischen Linie bilden, und die Ehre des ersten Angriffs haben. Jener tapfere General hatte durch kenntnißreiche Kundschafter und Offiziere die bestimmtesten Nachrichten von dem Zustande und der Unbehülflichkeit der türkischen Flotte, von der elenden Befestigung und den schwachen Besatzungen der griechischen und levantischen Seehafen, vorzüglich aber von den schlechten Anstalten eingezogen, die auf den festen Schlössern der Dardanellen, sowohl auf der asiatischen als europäischen Küste herrschten. Man berechnete nun mit einem hohen Grade von Gewißheit die Möglichkeit, nach einigen Siegen über die türkische Flotte ohne große Gefahr vor die Stirne des Seraglio segeln, und die Hauptstadt des osmannischen Reiches mit Feuer und Schwerd demüthigen zu können.

Die Verträge, welche der Großmeister mit Rußland abgeschlossen hatte, konnten dem französischen Hofe nicht verborgen bleiben. Der Orden bestand aus sieben Zungen oder Abtheilungen, von denen drei zu der französischen Nation gehörten. Nach der ursprünglichen Bestfassung hatten sie ihre Repräsentanten in dem Ordensrathe, wo die Mittel und Zwecke dieser kriegerischen Anstalten nothwendig zur Sprache kommen mußten. Das Geheimniß war schwer zu bewahren. Einige Wochen zuvor, ehe die Ordensflotte an der Spitze der russischen Flotte auslaufen sollte, erschien eine französische Fregatte, gesandt von dem Herzog von Choiseul, damals erster Minister Frankreichs. Der französische König ließ dem Großmeister seine Mißbilligung über die gegen seinen ältesten und treuesten Alliirten, den osmannischen Kaiser, eingegangenen Verbindungen kund machen, und der Herzog von Choiseul fügte noch die drohenden Worte hinzu: die ansehnlichen Güter der drei französischen Zungen sollten vom Orden auf ewig losgerissen werden, wenn er nicht unter was für einem Vorwande auf immer seine Theilnahme an dem kriegerischen Zuge aufkündigte.

Diese Erklärung, begleitet vom Ernste eines mächtigen Königs, erschütterte den Muth des Großmeisters und die Entschließung des Ordensrathes. Man gerieth in die höchste Verlegenheit. Der Aufwand für die kostbare Ausrüstung der Flotte war nun schon einmal gemacht, und eine glaubwürdige Entschuldigung schwer zu erfinden, um den russischen Admiralen die Theilnahme an diesem ehrenvollen Argonauten-Zuge loszukündigen. Den ächten Grund wollte und konnte man nicht wohl angeben, weil er eine schwache Seite des Ordens, seine strenge Abhängigkeit von Frankreich, aufdeckte. Aber ein zufälliges Ereigniß bedeute hier den Großmeister besser, als die sinnreichste Politik. Die Seeräuber von Tripoli hatten einige Schiffe unter französischer Flagge angegriffen und weggenommen. Die feindselige Ausübung dieser Gewaltthätigkeit bot den gewünschten Vorwand dar, eine Einladung Frankreichs zur Züchtigung der Hauptstadt durch ein Bombardement vorzuschützen.

Durch den unvermutheten Bruch der genommenen Abrede geriethen die russischen Befehlshaber in die heftigste Entrüstung. Bei ihren mangelhaften Kenntnissen über das griechische Inselmeer hatten sie vorzüglich auf die Anwerbung der maltesischen Offiziere mit Vertrauen gerechnet. Allein man fand Mittel, sie bald zu besänftigen. Man sagte ihnen freie Zufuhr von Kriegsbedürfnissen und freien Rückzug in die Hafen von Malta zu. Der General

Digitized by Google

der Ordensgalleeren trat ihnen alle seine gesammelten Plane, Zeichnungen und den Schlüssel zu den geheimen Verbindungen ab, die er schon in dem Archipelagus und der Levante unterhandelt hatte. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, und begleitet von vielen tapfern Offizieren und maltesischen Seeleuten, die Privatdienste nahmen, liefen die russischen Befehlshaber aus, während die Estlande des Ordens vor Triposi segelte.

Indessen drang die russische Flotte zwischen die griechischen Inseln ein. Eine Landung auf dem alten Peloponnes, jetzt die Halbinsel Morea genannt, glückte zwar nicht wegen des Benehmens der Mainotten; die diesmal ihre Stammväter, die Spartaner, durch heroische Freiheit entehrten. Aber bald tronte eine Revolte von Scioten die tapferste Nation des Nordens. Hassan Pascha, der türkische Admiral, ward in einem Seetreffen bei Scio geschlagen, und die osmannische Flotte in dem Hafen zu Tschesme, auf der asiatischen Küste, eingeschnert und von einsegelnden russischen Brandschiffen in wenigen Minuten mit Feuer und Flammen vertilgt.

Nach dem Verlust der Flotte befand sich Konstantinopel von der Seeseite her ohne Schiffe und Vertheidigung. Hätten es damals die russischen Befehlshaber gewagt, durch die Dardanellen zu segeln, so hätten sie Schrecken, Tod und Verderben in das Herz der Hauptstadt geschleudert.

In der That waren jene festen Schlösser gar nicht in dem Zustande, einer solchen Unternehmung Trotz zu bieten. Elende, zwar ungeheure aber auch unbeholfliche Kanonen, ohne Zurüstung, Lavetten und Bedienung, ohne andere Munition als ungeheure Steinkugeln, lagen auf dem Boden, und sollten diesen verfallenen alten Schlossern mit ihren zusammenfallenden Festungswerken zur Schutzwehr dienen.

Auf Befehl des Sultans hatte sich der berühmte Ritter Tott in diese wichtigen Plätze geworfen, um Anstalten zur Vertheidigung zu machen.

Wenn man die lehrreichen Denkschriften nachliefet, die dieser Offizier über seine Anstellung und Verhältnisse im Dienste der Pforte geschrieben hat: wird man überzeugt, welcher panische Schrecken seine Gesandung ergriffen hatte. Unter den Türken befand sich auch nicht einer, der es gewagt hätte, die großen Kanonen loszufeuern, und als Ritter Tott dieses selbst übernahm, liefen die Soldaten von der Festung weg, aus Besorgniß, die Mauern wurden von der Erschütterung zusammen stürzen.

Der Ausgang des Krieges, der die russischen Feldherrn mit Ruhm bedeckte, war, wie es sich leicht erwarten ließ, für die Kaiserin siegreich. Der Friede von Kutschuck-Kainardgi, geschlossen den 21 Juli 1774, gab den Russen die Städte Kinburn, Jenikale, Kersch und Azow, freie Schiffahrt auf den türkischen Meeren, einen Schadenersatz von fünf Millionen Rubeln, Krimm, vollkommene Unabhängigkeit von dem konstantinopolitanischen Hofe zu.

Durch diese ruhmbekrönte Unternehmung demüthigte die große Kaiserin den Stolz der Pforte, und bewies den gesitteten Polen Europens, daß sie an der Macht ungebildeter Barbaren nur ein leeres Schreckbild hätten. Der umfassende Geist dieser Fürstin, die Talente ihrer Minister und Feldherrn, hatten ihr den Weg zur Beylahung ihrer hohen Entwerfe durch die Ueberlegenheit der Waffen gebahnt.

Die blutigen Fehden, welche die Familienglieder des tartarischen Khans in der Krimm mit einander führeten, bewogen endlich den letzten Fürsten dieses Stammes, Sahin Gerahi, sein Land und die Regierung in die Hände der Kaiserin im Jahre 1783 niederzulegen. Die Monarchin fand sich veranlaßt, die Krimm, Kuban und die Insel Taman mit Truppen zu besetzen. Durch diese Maasregel sicherte sie sich den Besitz dieses Landes zu, einst Schauplatz der pontischen, römischen und griechischen Tapferkeit. Sie verherrlichte die neue Erwerbung durch erbaute Städte, Festungen, Flotten, Kolonien und Ansiedelungen, unter denen die Denschen den ersten Rang des Fleißes und der Kultur behaupteten.

Bald darauf ward die Eifersucht des türkischen Hofes durch die glänzende Reise der Kaiserin nach der Krimm und durch die bekannte Inschrift des Thores zu Cherson geweckt.

Ohne hinlänglich gerüstet zu sein, erklärte die Pforte am 24 Aug. 1787 Rußland den Krieg. Er ward durch die Unterhandlungen zu Galacz und den Frieden zu Jassi den 9 Juni 1792 nach dem Wunsche der Kaiserin geendiget.

Sie erhielt Oczakow und den Dniester zur Grenze. Bald erbob die mächtige Kolonie zu Odessa ihr Haupt. Der wachsende Flor dieser Ansiedelung bewies unsern Zeitgenossen, was ein weiser Geist der Staatsverwaltung, unterstützt durch eine wohlberechnete Summe von Grundkräften, in einem glücklichen Klima durch Handel und Kultur auf Volksglück wirken könne. Der Weg nach Konstantinopel war jetzt gebahnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Thronentsagungen.

Das freiwillige Verzichtthun Karls des Vierten auf seine spanische Krone, eine Handlung, über welche Europa noch voll Erstaunens ist, weckte mancherlei Reminiszenzen.

Die Geschichte stellt uns mehr als einen Fürsten dar, der den Thron verließ, um sein Leben im Privatstande zu schließen; „aber," sagt Robertson, der Geschichtschreiber Karls V, „es waren entweder schwache Männer, die eben so schnell den übereilten Entschluß bereuten als vollzogen, oder erlauchte Unglückssöhne, die, ihres Zeyters durch einen Nebenbuhler beraubt, nur umgern in die Stille des Privatlebens zurückkanken. Diocletian vielleicht war der einzige Monarch, der, würdig der Herrschaft, als wahrer Weiser vom Throne niederstieg und in langer Reihe von Jahren aus seiner freiwilligen Zurückgezogenheit dem Glanze und der Hoheit, die er verlassen, einen Blick, einen Seufzer nachsandte."

Da Maximilian ihm die Regierung wieder anbot, erwiederte der kaiserliche Eremit: „Der Thron wiegt das Glück häuslicher Zufriedenheit nicht auf; ich habe mehr Freuden, seit ich meinen Garten anbaue, als da ich noch den Erdkreis regierte."

Christina, die Königin von Schweden, war anfangs so schöner Ideen voll, als sie ihre Krone niederlegte; aber dem philosophisch-männlichen Muthe hinkte die unphilosophische, weibliche Reue wider Vermuthen schnell nach. Sie war des Regierens im eigentlichen Sinne satt. Es war ihr, sagte sie, immer zu Muthe, als fähe sie den Teufel, wenn ihre Sekretäre hereintraten, um ihr Depeschen zur Unterschrift vorzulegen. — „O, wie unerdenden Plage so sein, wann ich einmal der glatt beschreiblich wohl wird mir doch sein, wann ich ganz den heiligen Musen gehöre

Digitized by Google

werde! Wie süß wird mir selbst die Erinnerung sein, einst als Monarchin den Menschen wohlgethan zu haben!“ — Und als nun der große Schritt gethan ward, ließ sie noch eine Medaille prägen mit der Legende: „Der Parnaß ist schöner als der Thron.“

Theodora, Kaiser Justinians Gemahlin und Mitregentin, dachte in diesem Punkte sehr verschieden von der Schwedin. Als beim Nika-Aufruhr im Jänner 532 Konstantinopels Straßen mit Blut gefärbt und die prächtigsten Paläste, selbst die St. Sophien-Kirche, in hellen Flammen waren; als zaghaft der Kaiser schon die Versammlung des Raths berufen hatte, um sein Heil durch Flucht zu retten, sprach Kaiserin Theodora die ächt-kaiserlichen Worte: „Und wäre Flucht unsere letzte Hülfe, ich würde sie verschmähen. Tod ist die Bedingung unserer Geburt; wer einmal die Herrschaft besaß, darf den Verlust seiner Würde und seiner Staaten nie überleben. Ich liebe zum Himmel, daß man mich nie, auch nicht einen einzigen Tag, ohne Diadem und Purpur erblicke; daß ich das Licht nicht mehr sehe, wenn man mich nicht mehr Kaiserin grüßt. — Bist du, o Kaiser, zur Flucht entschlossen, wohlan, du hast Schätze; betrachte das Meer, du hast Schiffe. Aber zittere, die Liebe zum Leben gibt dich elender Verbannung und schimpflichem Tode preis. Ich hingegen bleibe dem Grundsatze der Alten treu: Der Thron ist ein glorreiches Grab!“

Wie sehr die Empfindungen und Urtheile beider gekrönten Damen kontrastiren, darf ich nicht erst sagen, wohl aber, daß die schwedische Christina die Tochter des ruhmvollen Königs Gustav Adolfs und — die orientalische Kaiserin Theodora Tochter eines Bärenwärters, und vor ihrer Thronerhebung — ein unterhaltenes Freudenmädchen war.

Karl V, seines Zeitalters mächtigster Monarch, in dessen Staaten die Sonne niemals vom Himmel verschwand, legte ebenfalls seine Krone nieder, weil er seinen Ruhm nicht überleben wollte. Ohne ein Greis zu sein, doch schon von den Schwächen des Alters überrascht, der Erholung bedürftig, fühlte er, daß er seinen Riesenplänen nicht mehr gewachsen sei. Er wollte sie lieber unvollendet lassen, als sie mit halben Kräften verstümmeln. Darum vertauschte er den geräuschvollen Thronsaal mit der Einsamkeit des estremadurischen Klosters. Und als er bei Laredo die spanischen Ufer auf der Reise zur Einsiedelei berührte, warf er sich nieder, küßte die Erde, und rief: „O allgemeine Mutter der Sterblichen, nackt kam ich aus der Mutter Schooß, nackt kehr' ich in den deinigen zurück!“

Und doch warf er zuweilen, wenn ihn, trotz Uhrmacherei, Torriano's Kunstwerken und St. Augustins und St. Bernhards erbaulichen Schriften, die Langeweile überschlich, einen Blick, doch nur verstohlen, durch's Klosterfenster von St. Just in die Welt zurück!

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Von Berlin erhalten wir die für alle Seidenfabriken wichtige Entdeckung, alle Seiden ohne Verlust am Gewicht kind zu kochen. Statt der Seife bedient man sich der Säuren, jedoch nicht kochend, sondern nur kochend heiß, und im verdünnten Zustande. Man darf nur kochendes Wasser in ein hölzernes Gefäß thun, etwas Vitriolsäure zugießen, bis die Flüssigkeit schwach sauer wird, wie schwacher Essig. Die Seide wird nur eine oder mehrere Stunden hineingelegt (oder bis die Flüssigkeit kalt ist), nun in Wasser gewaschen, und durch lauwarmes Seifenwasser gezogen. Hundert Pfund Seide werden auf diese Weise vollkommen kind, und verlieren nur 4 Prozent, statt 25 Prozent. — Weiße rohe Seide ist durch diese Behandlung sogleich zum Färben aller Farben bereitet; gelbe bedarf noch einige Tage nach dieser Operation des Auslegens oder Bleichens an der Sonne.

Aus Frankreich.

— Die Pariserinnen haben jene verhüllende Corsets längst schon ausgraben, und den zierlichen Kleinstädterinnen überlassen; die Arme tragen sie längst nicht mehr so nackt, den Busen nicht mehr so schamlos offen, wie sonst; aber die Ausschnitte der Roben von hinten gehn desto tiefer, und setzen zwischen den zusammengezwängten Schulterblättern eine gewaltige Höhle den Rückgrath hinab.

Familienbälle gibt's fast nicht mehr. Es sind nicht mehr die Mama's, welche Gesellschaft einladen, um ihre Töchter tanzen zu lassen; sondern die Kinder invitiren jetzt ihre Mama's, um sie in ihren Tanzschulen tanzen zu lassen. Der Sonntag, die sämtlichen Bälle auf den benachbarten Dörfern von Paris, sind jetzt die Ressource aller Müßiggänger und Bavards, und wenn schon kein Haus in Paris Ball gibt, sind doch fast alle Häuser von Paris zum Tanz engasirt. Bediente und Kammermädchen geben sich' tanzende Rendezvous in der Chaumière, im Colisée, im Garten d'Asta, in allen Wirthshäusern der Vorstädte; während die süßen Herrn und Pensions-Maitresses ihre Grazie und Schwiegsamkeit in Brevannes, zu Sceaux, oder zu Montmorency zur Schau tragen.

— Ein Herr G. A. B. H.* hatte den glücklichen Einfall, die Geschichte der französischen Dichtkunst auf ganz eigene Art zu schreiben. Er nennt sein Buch: *les siècles de la poésie française*. (Amsterdam 1808.) Es ist eine Auswahl französischer Poesien von mehr als zweihundert Dichtern, die vom zwölften Jahrhundert bis zum neunzehnten lebten, und deren aufgehobene Proben chronologisch geordnet sind. Man sieht, indem man die interessante Sammlung durchblickt, in allen Schattirungen, wie die Sprache Frankreichs sich veredelte und mit ihr der Geschmack. Mit dem Anfange des siebenzehnten Sekulums begannen beide ihre Reinigung, und empfingen mit dem Anfange des achtzehnten eine Vollendung, die seitdem nicht wieder übertroffen ward.

— * Köln, 31 August. Wie es in England eine neue Sekte, Ezechielisten genannt, gibt, so muß es in Trier eine ihre Ehelustern und anderer Fantasien geben, welchen die in diverse Provinzialinnen einschleichende Bauernpredigten eines gewissen Pfarrers Holzhauser den Sinn so verrückt, daß sie durchaus auf unsere Tage die Erfüllung der Gesichte Daniels 14, v. 17—45, und der Apokalypse 9, 11, 17 und 18 gesetzt wissen wollen. Freilich wurde der Teufel während der Revolution nicht genug aufgeklärt, und scheint brinachs wieder in die vorige Tiefe der Bigotterie zu versinken.

Ich las in einer Kirche dieser Departementsstadt einen Beschluß der Präfektur, in welchem die Bevölkerung von Trier auf 9000 Einwohner angegeben ist, wovon ein Viertel als Arme der Wildthätigkeit der Betenden am Opferstock empfohlen wird.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 77. — den 24 September 1808.

Paul der Erste, russischer Kaiser, als Großmeister des Malteserordens.

(Fortsetzung.)

Während dieser glänzenden Unternehmung machte die Kaiserin dem Großmeister von Malta, als Zeichen ihrer Gewogenheit, ein Geschenk mit ihrem Bildnisse. Ueber ihrem Haupte schwebte ein Regenbogen; das eine Segement des glänzenden Halbzirkels ruhte auf der Krimm, das andere bedeutungsvoll auf der Insel Malta. Sombol eines großen Wunsches!

Die Hoffnung ihres Stammes, von welchem das Wohl unzähliger Nationen abhing, ihren Sohn den Großfürsten Paul, und ihre beiden Enkel, die jungen Prinzen Alexander und Konstantin, ließ die Kaiserin mit einer Sorgfalt erziehen, wie sie von einer Fürstin zu erwarten war, bei der große Einsichten und Humanität, Weltweisheit und Wissenschaft, sich gepaart fanden.

In den Kindesjahren erhielten die jungen Prinzen Pflege von griechischen Wärterinnen, um sie zeitlich mit dem Idiome des jetzt unglücklichsten und weiland größten aller Völker bekannt zu machen, an dessen übriggebliebenen Denkmälern, seien sie ein Erzeugniß der Kunst oder der Wissenschaft, wir noch heut zu Tage unsern Geist und unsern Geschmack veredeln.

Die Großfürsten fielen mit ihrer Erziehung gerade in jene Epoche, in der eine ungezügelte Lesewuth alle junge Geister ergriff und zum Theil vergiftet hatte. Diesem Uebel wollte man bei den Prinzen vorbeugen. Ihr Geist sollte keine andere Nahrung genießen, als die zur Kultur und Sittlichkeit und zu großen Entschließungen entflammt.

Als französische Lektüre gab man dem Großfürsten Paul — Vertots Geschichte des ritterlichen Malteserordens. Der Abt Vertot, weiland Mitglied und Kommenthur des Ordens, aus dem ehrwürdigen Priestergrade, hat sich in seinen Arbeiten durch Kunst und Darstellungsart den Lorbeerkranz eines ausgezeichneten Geschichtschreibers errungen. Seine Révolutions romaines sind ohne Widerspruch ein Meisterwerk vom ersten Range, und in seiner Geschichte der Malteserritter bezaubert er durch die Macht seiner Diktion Herz und Geist, während dem die Hoheit und Güte des Stoffes sich unter die kunstreiche Bearbeitung eines Gelehrten und vielgewandten Weltmanns schmiegt. Die großen Unternehmungen, die er von den Mitgenossen des kriegerischen Ordens, von jenen christlichen Heroen des mittlern Zeitalters, beschreibt, entflammen das Herz mit Muth und reißen den Geist zu großen Entschließungen hin. In jenen denkwürdigen Zeiträumen kam den Befehlshabern des Ordens der herrschende Rittergeist entgegen, und sie genossen den Vortheil, persönliche Tapferkeit, und Stärke auf christliche Resignation und auf religiösen Gehorsam einzuimpfen. Der Genius des Jahrhunderts widerstrebte ihnen nicht, und wenn auch die Gemüther verwildert wurden, so verstanden die Obern doch die Kunst, durch praktische Uebungen der Menschenliebe in Hospitälern die wilden Ausbrüche zu mildern, zu denen der blutige Gebrauch der Waffen in einem feindumrungenen und nie ganz besiegten fremden Lande den Kriegsmann hinreißen mußte.

Vertots Geschichte prägte einen Eindruck auf das Herz des jungen Großfürsten Paul, der nie mehr erlosch, und erhob seine Seele zu jenem rittermäßigen und romantischen Auf-

Digitized by Google

schwung, der nach seiner Thronbesteigung sich in allen seinen Handlungen und Unternehmungen ankündigte.

Es liegt ausser meinem Gesichtskreise, hier anzuführen, wie der junge Fürst zu der künftigen politischen Laufbahn erzogen ward, die ihm Geburt und Verhängniß angewiesen hatten. Nur soviel sei mir gegönnt, zu sagen, daß er, aus welchem Grunde auch immer, sehr konzentrirt und verschlossen lebte, unter den Augen und Befehlen einer heldenmäßigen, auf ihre Gewalt eifersüchtigen Monarchin, die als Mutter strenge Ehrfurcht zu fordern berechtigt war, und als Herrscherin Gehorsam und Unterwerfung gebot. Daß den jungen Großfürsten unruhige Ahnungen, ewige Besorgnisse und ein geheimes trostloses Vorgefühl des Schicksals, dem er in der Folge unterlag, quälte, wollen diejenigen behaupten, die näher um seine Person gelebt haben.

Die Kaiserin starb am 17 November 1796. Paul I bestieg den Thron. Der Großmeister von Malta hielt damals einen Minister am russischen Hof von entschiedenen Talenten. Dieser hatte schon früher im schwarzen Meere auf der kaiserlichen Flotte Feldzüge mitgemacht, bei denen er dem Dienste der Galeeren und kleinen Fahrzeuge, die in dieser stürmischen See von so großem Vortheile sind, als Befehlshaber vorgestanden war. In Petersburg unterhandelte er über die Rückgabe einiger Güter, welche der Orden in Polen besaß. Er war nicht nur allein so glücklich, sie zu erhalten, sondern der großmüthige Monarch ging sogar in den Plan ein, ein russisch-polnisches Großpriorat, sowohl für die Bekenner der griechischen als auch katholischen Religion, zu stiften und reichlich auszusteuern. Dieses Großpriorat ward in der Folge, als eine besondere Sektion des Ordens, mit der englisch-baierschen Zunge vereinigt. In der That handelte hier der große Fürst bei Errichtung dieser Stiftung gänzlich auch dem künftigen Staatsinteresse gemäß. Durch die Verbindung seiner Unterthanen mit dem Orden erhielt er eine praktische Marine-Schule für diejenigen, die sich dem Seedienste widmen wollten. Vorzüglich ward der Galeerendienst nirgends besser gelehrt, als in Malta. Er ist sowohl in dem schwarzen Meere wegen seinen vielen Untiefen, als auch in den schwedischen Gewässern, wo nur die Scherenflotten zu operiren haben, höchst nothwendig. Was die leichte Kavallerie bei einem wohlgeordneten Heere wirkt, das kommen die Galeeren bei der Flotte wirken, weil sie nicht von Wind und Segel, sondern von der Kraft der Männer abhängen, welche sie bewegen und besetzigen. Uebrigens war es dem Kaiser Paul noch wohl bekannt, welche Hülfsquellen die russische Flotte in dem ersten türkischen Kriege aus den maltesischen Hafen an Munition und Matrosen gezogen habe, die unstreitig die besten im mittelländischen Meere sind, und die man wegen ihrer Gewandtheit und Geschicklichkeit auf dem stürmischen aller Elemente ein wassergebornes Volk nennen könnte.

Mit diesen Vortheilen ließ sich auch das beliebte orientalische System in Verbindung bringen. Die Krimm auf der östlichen und Malta auf der westlichen Seite sind zwei feste Punkte, von denen ein muthiger Fürst mit wohlbemannten Flotten große Unternehmungen im Frieden und im Kriege leiten konnte. Nach der reichen und großmüthigen Stiftung der russisch-polnischen Großpriorate wurdige sich der Kaiser, die schöne Dekoration des ältesten militärischen Ordens in der Christenheit, von dem Großmeister als ehrerbietigen Tribut der Dankbarkeit anzunehmen; eine Dekoration, die kein Monarch verschmäht hat, und die in den Augen des Kaisers noch einen entschiedenern Werth erhielt, weil man die Aufmerksamkeit hatte, für ihn aus dem Ordensschatze jenes Großkreuz zu wählen und abzuschicken, unter welchem einst das Herz des muthigen und unvergeßlichen Helden La Valette geschlagen hatte.

Paul der Erste hatte die Regierung seiner unermeßlichen Staaten gerade in einem Zeitpunkt angetreten, in welchem die herrschenden Parthien Frankreichs alle bürgerliche Ordnung umgekehrt und ein ganzes Menschengeschlecht unter den Trümmern der Altäre begraben hatten. Noch haftete das Blut eines gutmüthigen Königs, der als Opfer der Wuth fiel, auf dem Nacken des Volkes. Ueber das Haus der Bourbonden hatten sich Unfälle und Widerwärtigkeiten gehäuft, denen in der Geschichte nichts gleich kommt, als was das unausweichliche Schicksal nach dem Zeugniß der Tragöden über die Familie der Atriden und thebanischen Könige verhängt hatte. An die Stelle einer gesetzlichen Regierung waren gefährliche Experimente einiger philosophischen Geister, dann Willkühr der Partheien, Spiel der Rache und Privatleidenschaften, endlich völlige Anarchie unter abwechselnden republikanischen Formen getreten. Die Führer des Volks, nicht zufrieden, das Glück ihrer Zeitgenossen und den Wohlstand künftiger Generationen vernichtet zu haben, wollten andere benachbarte ruhige Völker zwingen, mit ihnen diese Wuth und Tollheit zu theilen.

Als Mittel brauchten sie Ueberlegenheit der Waffen und die geheimen Insinuationen einer giftigen Propaganda, die sich unter der verhüllenden Aegide der Jakobiner in Paris gebildet hatte, und aus ihrem Mittelpunkte durch ganz Europa ihre furchtbaren Maximen versandte. Jetzt galt es den Fürsten, den Thronen, dem Adel, den treuen Anhängern einer gesetzmäßigen Verfassung, und allen, die erworbene Rechte oder gewonnenes Eigenthum zu verlieren hatten.

Kaiser Paul wälzte in seinem Geiste den hohen Gedanken, diesem verderblichen System entgegen zu arbeiten. Man suchte nur einen Mittelpunkt, um den sich alles in Europa, was nur Religion und Altäre ehrte, seinem Souverän ergeben, Rechte, Eigenthum und Familie zu vertheidigen entschlossen war, anschließen und unter dem Schutze eines mächtigen Fürsten wirken wollte.

Diesen Mittelpunkt bot ein kleiner Zufall dar, der, wohlbenutzt, reiche Folgen für die Zukunft erzeugen konnte. Der alte Fürst Rohan, Großmeister von Malta, starb. Die Wahl fiel auf den Freiherrn von Hompesch, einen Ritter aus der deutschen Zunge. Bei dem Antritte seiner Regierung befand sich der Orden in höchst kritischen Umständen. Die ansehnlichen Güter, welche er in Frankreich besaß, waren eingezogen. Vergebens hatten die Kommerzial-Kammern in Marseille und andern französischen Seestädten ihre Stimme erhoben, und laut bewiesen, daß sie Millionen im levantischen Handel verlieren müßten, wenn ihnen die maltesischen Hafen, wo der Stapelort und die mittlere Niederlage ihres ganzen Handels war, geschlossen würden. Das republikanische Direktorium in Frankreich, welches nun einmal den Adel der Nation, die Anhänger des Königthums zernichten wollte, überhörte die gerechtesten Klagen. Aber es hegte noch andere Absichten im Dunkeln, denen damals nur ein sehr entschlossener und kriegskundiger Großmeister hätte entgegen arbeiten können, wenn er die mit allen christlichen Nationen bestehende Neutralität vergessen und wenigstens von England zur

Digitized by Google

Vermehrung seiner Marine und Truppen Subsidien hätte annehmen wollen, wie sie wirklich unter der Hand angetragen waren.

Hompesch berechnete zu sehr die Folgen. Aengstlich und gewissenhaft glaubte er sich an die innern republikanischen Formen des Ordens gebunden, von welchen jede auswärtige Unterhandlung nur schwerfällig in Bewegung gesetzt werden konnte. Ein entschlossener Mann an der Spitze der Geschäfte hätte, den Staat zu retten, die Formen desselben daran gewagt.

In außerordentlichen Ereignissen müssen außerordentliche Mittel retten. In Stürmen des Meeres schleudert der Schiffer die köstlichen Waaren über Bord, derentwillen er die fernen Indien suchte. Das wankende Rom des Alterthums ward nur durch die Macht eines diktatorischen Arms emporgehalten. — Allein Hompesch war ein Fürst von mildem friedfertigem Karakter, gut und zutraulich. In gewöhnlichen Zeiten wäre er ein herrlicher Vater seines Volkes gewesen, das ihm schon längst vor seiner Erhebung eben so große Liebe und Vertrauen geschenkt hatte, wie seine Ritter.

Das Direktorium Frankreichs hatte inzwischen eine Koborte von Kundschaftern, Aufwieglern und Freiheitspredigern auf der Insel gewonnen, die mit Gold, großen Versprechungen und geheimen Schleichwegen im Volke operirten. Der Großmeister stand, ohne es zu ahnen, in der Mitte einer Rotte schändlicher Verräther. Viele befanden sich unter jenen, denen er das Arsenal, die Sorge für die Munition, für die Befestigungen und für die Finanzen anvertrauet hatte.

Zu Toulon und in andern französischen Hafen rüstete man eine Flotte aus, deren Bestimmung ein Geheimniß war. Man warnte den Großmeister. Die Minister, die er damals bei dem Friedenskongresse zu Rastadt unterhielt, waren besser unterrichtet, als man es in Malta sein konnte. Sie baten, als Deutsche, in einer deutschen Depesche den Großmeister, auf seiner Hut zu sein, und die Personen näher zu prüfen, die ihn umringten. Geflissentlich wählte man die deutsche Sprache, die sonst nicht in Malta die diplomatische ist, um sicher zu sein, daß kein französischer, spanischer oder italienischer Staatssekretär, die sie nicht verstanden, sondern nur der Großmeister selbst sie lesen wurde. — Vorzüglich aber befand man darauf, daß dieser Fürst die Postpakete untersuchen sollte, welche wöchentlich unter der Adresse der Ordenskammer von Paris nach Malta einliefen. Allein diese wohlgemeinten Winke waren bei einem Fürsten von so arglosem Karakter verloren, der in allen seinen Umgebungen nur das Bild seiner Redlichkeit zu erblicken glaubte.

Sobald nun die aus Toulon (19 Mai 1798) ausgelaufene französische Flotte vor Malta erschien, brach mit den wüthendsten Symptomen eine innere Empörung unter dem Volke aus. Während die Ritter erwürgt, blutend und grausam verstümmelt, vor den Palast des Großmeisters geschleppt wurden, verlor der Fürst alle Besonnenheit, und statt mit den wenigen Treuen, die ihn umgaben, sich unter die Empörer zu stürzen und den Tod zu suchen, weinte er väterlich, wie ein anderer „pius Aeneas“ über das Schicksal seiner Waffengenossen. Malta ging durch Kapitulation über (am 12 Juni), und Hompesch unterlag seinem Verhängnisse, wie mancher Fürst und König seiner Zeitgenossen, der Thron und Land einbüßte.

Nach dem Tode Königs Friedrich des Zweiten von Preußen und des Kaisers Joseph schien das achtzehnte Jahrhundert an großen Männern erschöpft zu sein. Die Natur hatte ihre Produktionskraft nur auf einen Einzigen verwendet, in welchem sich alle Talente der Feldherrn und Staatsmänner vergangener Zeiten mit dem Muthe und dem Glücke Cäsars und Alexanders zusammenkünfte, die bald alle Völker des Erdkreises in Erstaunen setzen sollten.

Verfolgt von seinem Schicksal und begleitet nur von wenigen lief der unglückliche Großmeister mit einer Fregatte in den Hafen von Triest ein. Von dort aus schrieb er an die Großpriorate und an die Beschlshaber des Ordens, die im östlichen, südlichen und nördlichen Deutschlande ihre Residenten hatten. Der alte ehrwürdige Fürst Johanniter-Oberstmeister von Heitersheim, als Chef der deutschen Zunge, antwortete ihm mit Würde, jedoch in einem Tone, der bewies, wie sehr der edle Greis von dem Gefühl der Kränkung, die der Nationalehre widerfahren war, überwältigt ward.

Laut und einhellig kündigte sich der Wunsch des Kommandeurs und der Ritter, die das deutsche Großpriorat bildeten, an: „Der Großmeister solle sich wegen der Uebergabe von Malta rechtfertigen.“

Nach dem Verluste dieser Insel waren dem Ordenskanzler der deutschen Zunge Memoires in allen Sprachen zugekommen, welche die Umstände dieses Ereignisses sammt allen ihren Vorbereitungen mit einer pünktlichen Genauigkeit von Tage zu Tage darstellten.

Aus Vergleichung und Prüfung der mündlichen und schriftlichen Aussagen so vieler und verschiedener Augenzeugen ward er zur Gewißheit überzeugt, daß das Vertrauen des Großmeisters auf das schändlichste gemißbraucht worden; daß er ein Opfer langer und geheimer Intriguen geworden sei; daß sich unter dem Vorwärtern, die Mittel gefunden hatten, ihn durch falsche Berichte über die Vollziehung seiner Befehle und Vertheidigungsanstalten zu hintergehen, kein Deutscher sich befunden habe, und daß man absichtlich die wenigen Individuen dieser Nation, welche sich damals in Malta befanden, von der Person des Großmeisters entfernt, und auf entlegene Posten hingewiesen habe.

In einem öffizellen Schreiben an einen Freund, den dieser Staatsmann zu Triest hatte, ertheilte er dem unglücklichen Großmeister den Rath, die Wohlthat des Ordensgesetzes zu ergreifen, seine Würde auf eine unbestimmte Zeit freiwillig niederzulegen, einen General-Statthalter des Ordens zu ernennen, sich dann selbst vor einem aus den Gliedern der sieben Zungen zusammengesetzten Kriegsgerichte zu stellen, und alles, was bei der Vertheidigung und der Uebergabe von Malta vorgefallen war, der strengen und unpartheiischen Untersuchung dieser Richter zu unterwerfen.

Der tief gebeugte Fürst, überzeugt, daß er bei den redlichsten Absichten als Opfer einer unwürdigen List gefallen war, schenkte diesem wohlgemeinten Rathe seinen Beifall. Es war auf dem Punkte, daß er in Vollziehung gesetzt werden sollte, als ein französischer Ritter aus seinem Gefolge den unglücklichen Einfall hatte, mitten in das Ministerium des Großmeisters den Zweifel hinzuwerfen, ob nicht solch ein Vorschlag der Würde und Souveränität des Ordenshaupts zu nahe träte? Während dem nun über diese Bedenklichkeit gestritten und gefochten ward, erhob sich in Rußland ein Ereigniß, das die Aufmerksamkeit und die Entschließungen aller Ordensglieder fesseln mußte.

Man hatte nach dem Verluste von Malta wohl vorgesehen, daß die Souveräne in Europa bei den großen Bedürfnissen, welche

Digitized by Google

die Staatsverwaltung und der Krieg erforderten, ſich der Ordensgüter bemeiſtern würden. Die Ritter der deutſchen Nation, ihren Fürſten Oberſtmeiſter an der Spitze, hatten um den Schutz des deutſchen und ruſſiſchen Kaiſers angefleht.

Paul der Erſte ſicherte ihn ohne Zögern mit kaiſerlicher Großmuth zu. Indeß aber hatte die Nachricht von der Uebergabe des Ordensſitzes, die Ritter der ruſſiſch-polniſchen Großpriorate mit hohem Unmuth erfüllt. Sie vereinigten ſich zu Petersburg in ein Ordenskapitel. Nach heftigen Debatten, die mit allen Ausbrüchen des tief gekränkten ritterlichen Ehrgefühls begleitet waren, ſagten ſie ſich förmlich von dem Großmeiſter Hompeſch los, und ſchleuderten wider alle, die ihn zunächſt umgeben hatten, ungebört und unvertheidigt das Anathema. Dann luden ſie die deutſchen und andern Großpriorate ein, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Ehe aber die Antwort aus Deutſchland erfolgt ſein konnte, hatten ſchon die ruſſiſchen Ritter den Kaiſer Paul lange und ehrerbietigſt gebeten, die Großmeiſter-Würde anzunehmen, in der Ueberzeugung, daß nur ſeine mächtige Hand den Ruin eines Ordens abwehren könnte, an welchem der geſammte Adel von Europa eine vorzügliche Stütze hatte. Der gütige Monarch würdigte ſich, der Bitte zu entſprechen. Kaiſer Paul ward von den ruſſiſchen Rittern als Großmeiſter ausgerufen (13 Nov. 1799), und nun erging von Petersburg die förmliche Einladung an alle Zungen, die den Orden bildeten, ſich an die ruſſiſchen Ritter anzuſchlieſſen.

Die Ritter in Deutſchland, gewohnt ihre Pflichten mit der Ehrfurcht zu vereinigen, welche ſie ihrem angebornen Souverän ſchuldig waren, gaben dem Wiener Hof Nachricht von dem unerwarteten Wechſel der Umſtände. Aufs höchſte ſtieg ihre Verlegenheit, da die Antwort lange ausblieb. Aber während dieſer Zögerung ſchloß der ruſſiſche Kaiſer ein Bündniß mit dem deutſchen, welches durch Zuſammenwirken der mächtigen Kriegsheere beider Nationen den Frieden für Europa erringen ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Angriffsgeſchrei.

Es gibt gewiſſe Nuancen, in welchen der Karakter einer Nation ſehr deutlich hervorgeht. Ich leſe daher gern Volkslieder verſchiedener Völker, höre noch lieber Volksmelodien, und ſehe eben ſo gern ihre Nationaltänze. Tanz, Geſang und Lied der Nation entfalten dem Pſychologen oft Eigenthümlichkeiten ſo zarter Natur, daß ſie, nur dem Gefühl wahrnehmbar, durch Worte kaum ausgeſprochen werden können, ohne unter dem Zwange artikulirter Töne zu verarten.

Das Angriffsgeſchrei kriegeriſcher Nationen ſcheint mir auch hieher zu gehören. Dies Geſchrei ſoll den Muth erhöhen, und zugleich den Feind ſchrecken. Es wäre der Mühe werth, das Geſchrei verſchiedener Nationen zu vergleichen.

Wenn die franzöſiſchen Bataillone mit gefälltem Bayonnett im Sturmmarſch anlaufen, brüllen ſie „en avant! en avant!“ Einer muntert den andern auf, vorwärts zu ſpringen.

Die Schweizer bei ihren Angriffen, und wär's auch nur von einem Sandſturm, haben ein ähnliches Schlachtgebrüll. Sie ſtürzen vor und rufen: „Nach! nach! nach!“ Das heißt: zieht nach, bleibe keiner zurück! — Es iſt Ermunterung zum allgemeinen Angriff.

Die alten Römer, wenn ſie den Feind chargirten, riefen: „Feri! feri!“ Das Ferire bedeutete hauen, ſtechen, ſtoßen, ſchlagen zugleich. Es war alſo unſer „Hau zu!“

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Im neueſten Stück der *bibl. britannique* befindet ſich der Brief eines Generals *** *au général de Faucher*. Der Briefſteller, welcher Kollenbergs und Petraultſch's Inſtinkt zu Hofwol und Poverkin beſchäme, iſt von beiden gleich ſehr enthuſiasmirt, und ſpricht von beiden mit Kennerton.

„Ich ſah auch Ferney“ ſagt er: „ich berührte noch das Bett, die Mirabel, welche Voltaire gebraucht. Der Luxus hat aber ſolche Fortſchritte gemacht, daß ſchon dies Enſemble jetzt die Phyſiognomie karger Mittelmäßigkeit trägt; und doch war hier die Wohnung Voltaire's mit 200,000 Livres Renten.“

„An den Seiten der Fenſter hängen noch in hölzernen kleinen Rahmen die Kupferſtiche von d'Alembert, Abbé Delille, Helvetius, Marmontel und andern ſeiner Lieblinge. Sein Bett hat noch die alte Stelle; dem Fuß-Ende gegenüber hängt noch, wie ſonſt, das Portrait der Madame Duchatelet, und zu Haupte das der ruſſiſchen Kaiſerin, von ihr ſelbſt gearbeitet. Die beiden Seiten des Baldachins ſind geziert mit dem Bildniß Friedrichs des Zweiten und ſeinem eigenen, in ſeinem ſiebzigſten Jahre gemacht. Im Innern des kleinen Alkovens Decains Portrait. Genug, alles iſt da noch beim Alten.“

„Im Schloſſe wohnt noch der alte Geiſtliche, der zum Jahre Pfarrer unter Voltairen war, und mit Hilfsbereitſt nun von ihm ſpricht. Ich überzeugte mich bald, daß er ſein Gedächtniß verloren, wenigſtens für das Gute, ſo ihm Voltaire erwieſen hat.“

„Ich beſuchte eine große Zahl von Einwohnern dieſer Landſchaft. Alles verbirgt die Thäte, welche Voltaire für ſeine Unterthanen und Diener hatte. Die alten Leute ſprachen mir nur mit Thränen von ihrem erlauchten Wohlthäter. Die jüngern wiederholten mit einer gewiſſen Rührung alle Anekdoten von Voltaire's väterlichem Wohlwollen, wie ſie ſie aus dem Munde ihrer Eltern hörten.“

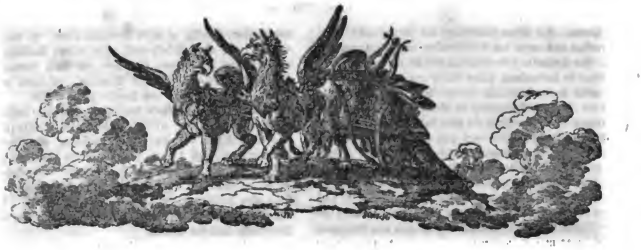
Ein ſo ſchöner Nachruf über Voltaire's Grabe läßt uns das Gerücht von ſeinen kleinen Schwächen gern überhören.

Berichtigung.

In Nr. 39 der Mißellen iſt Hr. Prof. Hug in Freiburg als Verfaſſer des Programms: Grundlinien zur Geſchichte der Albertiniſchen hohen Schule zu Freiburg im Breisgau angezeigt. Dieſes iſt dahin zu berichtigen, daß nicht dieſer Gelehrte, ſondern Hr. Hofrath und Prof. Ecker der Autor jenes literariſchen ſehr intereſſanten Aufſatzes iſt.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Digitized by Google



Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 78. — den 28 September 1808.

Paul der Erste, russischer Kaiser, als Großmeister des Malteserordens.

(Beschluß.)

Hompesch, immer schwankend und übel berathen, statt sich in die Arme des großmuthigen Kaisers Paul zu werfen, behalf sich mit Protestationen, bald gegen die ihm abgenöthigte Uebergabe von Malta, bald gegen die Ritter, die ihm ihre Anhänglichkeit loskündigten und losfündigen mußten. Endlich sah er sich durch höhere Insinuationen gezwungen, der großmeisterlichen Würde förmlich zu entsagen.

Dieser von Unfällen verfolgte Fürst verließ nun Triest, irrte lange bilflos und verlassen in Italien herum, bis er nach einigen Jahren in einem fremden Lande sein Grab fand. Herabgesunken bis zur Dürftigkeit, mußte er von den Wohlthaten der Macht leben, die ihm die tiefe Wunde geschlagen hatte. Liebenswürdig durch seine persönliche Eigenschaften! würdig eines bessern Schicksals, wenn nicht Unwürdige guten Rath von ihm entfernt hätten! Die Zeitgenossenschaft hat ihn beklagt, und urkundliche Zeugnisse, die jetzt noch nicht bekannt gemacht werden können, werden zweifellos bei der Nachwelt darthun, daß er, vermöge seiner Denkart, nicht fähig war, einen Verrath an seinem Orden zu begehen.

Auf diese Weise ward das Glück des Ordens in der entschiedensten Krisis an den mächtigen Schutz und an das Verhängniß eines großen Monarchen gekettet. Der Kaiser und Großmeister Paul der Erste, dessen Geist von Jugend auf mit hohen ritterlichen Ideen genährt war, gestützt auf den Grund eigener Macht, und auf das Vermögen alles Gute zu wirken, hatte den Willen, den Orden zu dem Glanze des ersten militärischen Instituts in der Welt zu erheben. Diejenigen, die ihn zunächst umgaben, machten den Monarchen aufmerksam, daß er nun einen Zentralpunkt habe, auf den er den ganzen Adel von Europa, dessen Schicksal von der Erhaltung und der Vertheidigung der Thronen abhing, hinziehen könnte.

Dieser Zentralpunkt könne seine Wirkung und seine Aeste fern hin durch alle Reiche, durch alle Klassen und alle Menschen ausdehnen. Nach der ursprünglichen Verfassung des Ordens wären von der Aufnahme auch bürgerliche nicht ausgeschlossen, und müßten nicht ausgeschlossen werden, wenn sie nur gute Herkunft, Sitten, sorgfältige Erziehung und gute Kenntnisse in dem gelehrten oder militärischen Fache ausweisen. Von diesen Grundsätzen müsse der neue Großmeister ausgehen und alles um sich versammeln, was Muth, Talente, Willen und Kräfte hätte, der demokratischen Anarchie entgegen zu arbeiten, die sich von Paris aus über alle Lande zu verbreiten, die Ruhe, das Glück, die Zufriedenheit der Völker zu stören, und die Grundfeste der Thronen zu erschüttern drohte. In allen christlichen Reichen habe dann der Orden seine Berührungspunkte und Verbindungen. Alles, was unter den Völkern Geist, Liebe und Entschlossenheit zum Guten, treue Anhänglichkeit an Vaterland, Souveran, und an die bestehenden Verfassungen empfande, müßte sich unter dem Schutze eines mächtigen Chefs in einen Kreis zusammendrängen, und zusammen wirken. Unterschied der Religion und der Stände müßten bei der Aufnahme in diese Verbrüderung schwinden, und nur Ueberlegenheit der Talente die Verschiedenheit des Grades bestimmen, zu dem ein ausgezeichneter Individuum ge-

Digitized by Google

langen könnte. Die innere Verfassung des Ordens müsse gänzlich verbessert und nach den Bedürfnissen der Zeiten bestimmt werden. Die Disziplin, sowohl die religiöse bei denen, nach deren Grundsätzen sie Anwendung finden könnte, als auch die militärische, müßte strenge hergestellt werden; denn seitdem nach Einführung der pfündigen Kriegsheere die Ritter unter allen Truppen von Europa dienten, würden sie bei ihrer Einberufung nach Malta zwar alle gute Eigenschaften, aber auch alle Gebrechen der verschiedenen Nationen mitbringen. Diesem Uebel müsse sogleich bei der ersten Erziehung der jungen Leute, die sie in dem Hauptsitze des Ordens unter wachsamen und verständigen Befehlshabern zu nehmen hätten, entgegengearbeitet sein. Dort müßten sie nach Nationen einkasernirt werden, und in öffentlichen Anstalten gemeinschaftlichen Unterricht genießen, der sie nach dem Maasstabe ihrer Neigungen und Talente zur Marine, zum Landdienste, zu Staatsgeschäften, und zur Kultur der Wissenschaften befähigen könnte. Aus dieser Bildungsanstalt sollten sie nicht entlassen werden, bis sie nach genugsamer Prüfung die Zeugnisse ihrer Lehrer, Befehlshaber und Obern erhalten hätten. Auf diese Weise würde es weder dem Großmeister, noch den Staaten, denen die jungen Zöglinge ursprünglich angehörten, an fähigen Männern fehlen, wenn sie von dem Orden zum Dienste ihres Vaterlandes reklamirt würden.

Dieses waren die Aufseulinien des allgemeinen Systems, welches dem Kaiser vorgelegt ward. Das innere Detail ward von einem deutschen Staatsmanne ausgearbeitet, der die Hilfsquellen, die guten Eigenschaften, so wie die Gebrechen des Ordens, und die Bedürfnisse der Zeitumstände wohl kannte.

Hier ist der Ort nicht, dieses Detail durchzugehen. Nur möge erlaubt sein, etwas weniges anzuführen. Die Ritter wurden in die Klassen der Seeleute, der Kriegsmänner bestimmt zum Landdienste, der Staatsmänner und der Gelehrten abgetheilt. Alle waren zum Waffentragen und zu Waffenübungen verpflichtet, eine Unterabtheilung der Gelehrten ausgenommen, wenn sie sich ausschließlich zum Dienste der Religion und der Kirche erklärte.

Keine Religion war ausgeschlossen, wenn sie nur zu einem christlichen Bekenntnisse gehörte. Jede hatte ihre ungehinderte Uebung, Gewissensfreiheit und geistliche Gerichtsbarkeit.

Nur die Katholiken legten auf eine bestimmte Zeit Ordensgelübde ab. War dieselbe verflossen, so konnten sie sie, wenn sie wollten, wieder auf bestimmte Zeit erneuern.

Keiner, der verheirathet war oder sich verheirathete, konnte zu einer Kommende gelangen oder sie besitzen, aber wohl ansehnliche Pensionen, die auf die Kommenden geschlagen wurden, erhalten.

Es geschahen Vorschläge zur vollkommnen Bildung der vortrefflichen See- und mathematischen Schule, die sich schon in Malta errichtet fand.

Jeder, der im Orden, auf welcher Stelle auch immer, angestellt sein wollte, mußte nothwendig in der mathematischen Klasse Unterricht nehmen. Die Mathematik ward, wie in der vorhingedachten Schule, zur Basis aller Wissenschaften gelegt. Auch ward niemand ausgenommen, den Dienst bei dem Hospital, wie er hergebracht war, zu verrichten, um milde stolze Gemüther durch den Anblick des menschlichen Elends zu demüthigen.

Man ertheilte Vorschläge zur Verbesserung aller Zweige der ärztlichen Wissenschaften, und des unermeßlichen Hospitals, das seinen Ursprung in der anfänglichen Stiftung des Ordens, und unversiegbare Quellen zu seiner Fortdauer hatte. Es war darauf angelegt, daß diese Schule nach ihrem weiten Umfange, nach den Männern verschiedener Nationen, die darin dienten, nach den Kranken aller Völker und Klimaten, die darin verpflegt werden mußten, die erste von Europa werden sollte.

Die Klasse von Gelehrten brauchte keine adeliche Abstammung zu beweisen, sollte aber gleiche Ehre und Auszeichnung mit dem Adel genießen. Sie bearbeitete alle Zweige der Wissenschaften, gab Lehrer, Professoren und Vorsteher zu allen wissenschaftlichen Abtheilungen her. Außer dem Ordenssolde hatten die Gelehrten einen eigenen Fond für verdiente, durch Alter oder Zufälle unbrauchbar gewordene Mitglieder, den sie, wenn sie wollten, in dem milden Klima von Malta oder in ihrem Vaterlande genießen konnten.

Die Reform des Ordens in seinen sittlichen, wissenschaftlichen und militärischen Bildungsanstalten lag dem für alles Gute und Große empfänglichen Kaiser sehr am Herzen. Indessen hatten die mit Rußland im Bündnisse stehenden Engländer den Franzosen Malta nach einer langen Belagerung wieder entrissen (4 Sept. 1800).

Paul, obnehin schon gegen England verstimmt, forderte als Großmeister die Abtretung von Malta. Bereits war der hohe Ordensrath mit allen Staatsbeamten und Ministern organisirt, bereits ein Generalstatthalter oder Gouverneur von Malta durch den Kaiser ernannt, auch in Kronstadt Kriegsschiffe, Fregatten und kleine Fahrzeuge erbauet, mit denen die maltesische Marine botirt werden sollte. Der Kredit des Ordens erhob sich, und seine Hilfsquellen wurden durch kaiserliche Freigebigkeit verstärkt.

Aber das Kabinet von London weigerte die Herausgabe von Malta an Rußland, und damit ward die Vollziehung des großen Planes für immer vereitelt.

Paul, im höchsten Grade gegen Oesterreich und England erbittert (denn die Niederlagen seiner Heere in Holland und am Fuß der Alpen rechnete er blindlings der Eifersucht dieser Mächte zu), zog seine Armee von den Verbündeten zurück, und näherte sich einer Aussöhnung mit Frankreich, wo ein zu den höchsten Hoffnungen gebornter Held durch das Konsulat wiederum die erste Staffel zum Throne und zum Monarchismus gebauet hatte. Schon ward ein Theil der in Frankreich, als Gefangene, befindlichen Russen bewaffnet, um von dortaus einen Angriff auf Malta zu wagen, als der Kaiser am 23 März 1801 das Leben und den Thron verlor.

Mit dem Leben dieses Fürsten verschwanden alle die glänzenden Aussichten, die seine Großmuth dem Orden eröffnet hatte. Die Ritter flehten um den Schutz seines gütigen Sohnes und Nachfolgers Alexanders I. Viele, die das große Herz des jungen Monarchen nicht zu würdigen verstanden, lebten in der bangen Erwartung, daß er die von seinem Vater gestifteten russischen Großpriorate aufheben, und sich von aller Verbindung mit dem Orden losfagen würde. Sie betrogen sich. Diese Institute blieben gegründet, und wenn auch gleich der Kaiser seine Ursachen hatte, das Großmeisterthum, um dessen Annahme er gebeten ward, abzulehnen, entzog er dennoch dem Orden seine schirmende Hand nicht.

Diesem Schutze hatte es die deutsche Zunge zu verdanken, daß ihr für die ansehnlichen und reichen Güter, Herrschaften und Besitzungen, welche sie auf dem linken Rheinufer als Opfer des Friedens darzubringen genöthiget war, in dem Entschädigungsplan

Digitized by Google

mehrere Mönchsklöster und Abtrien in einer andern Provinz Deutschlands angewiesen wurden.

Es war natürlich, daß die Mönche große Summen bei einem gewissen Hofe aufwendeten, wo sie vermutheten, daß ihre Institute, an deren Reform zu arbeiten es ihnen nie in Sinn kam, noch Schutz finden könnten. Allein thöricht war es zu glauben, daß sie nach den großen und illustren Leichen so vieler Erzbischöfe, Bischöfe und mächtigen geistlichen Fürsten, die vor ihren Augen vorbei getragen wurden, ihre Existenz im Ernste durchzureissen glaubten.

Nach den Grundsätzen des Monachismus heiligen die Zwecke die Mittel, eine Lieblingstheorie, die von den Jesuiten erfunden und ausgebreitet worden ist. Die Mönchsregeln, welche die Mönche ergriffen haben, um den Malteserritter deutscher Nation die ihnen durch Friedensschlüsse, Verträge und den Schutz der vermittelnden Mächte zugesicherte geistliche Güter zu entreissen, beurkunden den Gebrauch und die Anwendung dieser Theorie.

Selbst ohne Talente, Kunst und Wissenschaft zu schreiben, ohne Mittel sich auch nur erträglich zu vertheidigen, geriethen sie auf den Einfall, einige feile Federn und — seltsam genug! — eben jene zu dingen, die vor zwanzig Jahren unter der Regierung des großen Kaisers Joseph ihren Abtrglauben, Heuchelei, Unwissenheit, Müssiggang, Stolz, Härte und klösterlichen Despotismus gesüchtigt hatten. Durch diese liessen sie alles, was je von mißvergnügten und ausgedienten Soldaten oder von durchfliegenden Reisenden gegen Malta geschrieben worden, in eine Diatribe zusammen fassen. Ein hochwürdiger Prälat schickte die fertige Handschrift an einen berühmten protestantischen Gottesgelehrten auf einer protestantischen hohen Schule, um sie einem Buchhändler anzubieten. Doch beide edle Männer schickten das Pamphlet mit ablehnender Antwort zurück, ohne Zweifel, weil sie dasselbe eben so sehr der christlichen Moral als der öffentlichen Achtung hohnsprechend fanden. Ein Buchhändler im Auslande machte nicht so gewissenhafte Bedenklichkeiten. Das Werk erschien. Die Prälaten liessen es vorzüglich durch Bettelmönche im Lande ausbreiten, um auf alle Fälle das Volk, wenn je der Artikel des Friedensschlusses in Vollziehung gesetzt werden sollte, zur Empörung vorzubereiten.

Allein die Polizei kam der Sache auf die Spur; der Landesherr ließ die Schrift konfisziren, und die Mönche mußten nun wieder gewichtige Mittel anwenden, um die Strafe der Gerechtigkeit, die den Frevel zu rächen aufgefordert war, zu besänftigen.

Durch einen Umschwung der Dinge hatten nachher eben diese Mönche das Glück, einen gerechten und großmüthigen protestantischen Fürsten zuzufallen. Gewarnt durch jenes Beispiel schädlicher Einwirkung auf das Volk, benachrichtigt von Verschleppungen und geheimen Kollusionen mit dem Auslande, hob der vorsichtige Prinz ihre Institute ohne Unterschied auf, sorgte für ihren persönlichen Unterhalt, und war großmüthig genug, diesen Individuen, mit Beibehaltung ihrer Pension, die angesuchte Erlaubniß der Auswanderung zu ertheilen. Eine ganze Kolonie zog in das Ausland, delegirte ohne Umstände und Bedenklichkeiten ein Stift regulirter Chorherrn, und verpflanzte ihren Abtrglauben und ihre Unfähigkeit unter ein fremdes Volk, das eines bessern Unterrichts würdig ist.

Nach der letzten Katastrophe, welcher Europa und Deutschland unterworfen war, sind Völker durch das Verhängniß von ihren Fürstenfamilien getrennt worden. Die Größe der Bedürfnisse und die Schwere der übernommenen Verpflichtungen forderten es, daß die geistlichen Güter, wo sie noch zu finden waren, zu dem Schatze des Staates eingezogen werden mußten. Dieses Schicksal traf auch viele Besitzungen des Malteser-Ordens in Deutschland. — Demungeachtet existirt noch der Orden, wenn gleich zerstückelt, in verschiedenen Sektionen. Es befinden sich noch Kommenden im Würtembergischen, in Sachsen, in Franken, im Fürstlich-Primatischen, in Oesterreich, in Baiern, in Böhmen, in Schlesien, in Polen, in Rußland und in einem Theile der Schweiz. In wichtigen Angelegenheiten erhalten sie noch ihre Verbindungen mit dem obersten Ordensrathe, der zu Catanea in Sizilien residirt, und von einem Generalstatthalter oder dem Repräsentanten des Großmeisters geleitet wird. Ihre besondern Geschäfte thun sie in Privatversammlungen oder sogenannten Assembleen, unter dem Vorsitze ihres Aeltesten im Range, ab.

Würtemberg hat jetzt ein eigenes Großpriorat, welches in Gemäßheit eines Vertrags unter dem Schutze eines gütigen Königes stehet.

Die baierschen Großpriorate haben einen königlichen Prinz als Chef an ihrer Spitze, eine solide und wohlgegründete Verfassung, und Ritter von sehr ausgezeichneten Talenten, die dem Staate in Zivil- und Militärfächern nützliche Dienste zu leisten befliissen sind.

In Rußland besteht der Orden unangefochten, und zählt unter seinen Mitgliedern Männer von ersten Range, sowohl bei den Kriegsheeren, als auch in der diplomatischen Laufbahn. Diese Stiftung, eine Wohlthat des höchstseligen Kaisers, ruht auf einer dauerhaften Grundfeste. Wenn es je möglich wäre, daß der Orden wieder in einigem Glanze aufstände, so müßten aus diesem Reiche Gesetze und Schutz erflehet werden.

So lange der Kaiser Paul als Großmeister regierte, bezog er aus Deutschland von den Ordensgütern keine Einkünfte. Großmüthig überließ dieser Fürst alles, was in den Ordenskschatz fliessen sollte, den Befehlshabern der Großpriorate, die durch den ausgebrochenen Krieg so hart bedrängt waren, für die Bestreitung der herrschenden Bedürfnisse.

Sanft ruhe die Asche des Kaisers und Großmeisters Paul I! Sein Name wird in den Annalen des Ordens unvergeßlich seyn. Ehrwürdig bleibe sein Andenken jenen, denen er so viele Wohlthaten erwiesen hat!

Miszellen aus Holland, vom September.

Wir hatten überhaupt viele Festivitäten und öffentliche Freudensbezeugungen in diesem Jahre. Die Zurückkunft des Königs, dessen Eintritt in der neuen Residenz, das Wochenbett der Königin, der Empfang der siegreich zurückkehrenden Armee, des Monarchen Reisen durch die Departemente u. dgl. gaben Anlaß dazu. Und wenn man in Betracht zieht, wie Holland, seit Jahren blos in merkantilischer Hinsicht geschätzt, nicht nur ruhmvoll die Kriegesbahn betrat, sondern sich, freilich unter den mächtigen Flügeln des französischen Adlers, selbst Sundervorungen erzang, und, indem Sie diesen Brief lesen, wahrscheinlich in Spaniens entfernten Gegenden für den großen Bund kämpft, wie es zu gleicher Zeit, den Musen huldigend, in den lieblichern Künsten des Friedens, von seinen Nachbarn die Krone erzwingt, so sind gewiß Ursachen genug da, um sich der Fortschritte zu dem schönen

Digitized by Google

Ziele zu freuen, wozu der Genius des Jahrhunderts die Nationen erzieht. — Auch das Geburtsfest unsers Monarchen ist nicht nur im ganzen Lande, besonders in der Hauptstadt des neuen Departements Oßfriesland, Aurich, sondern ebenfalls auswärts, wie in Hamburg, und selbst in Bremen, wo keine Garnison ist, von den dasigen Holländern mit vieler Pracht gefeiert worden. Aeußerst schmerzlich mußte es dabei dem gefühlvollen Fürsten sein, daß sich ein Theil seiner Garde aus dem Lager bei Soestdyk Exzessen zu Schulden kommen ließ, welche Sittlichkeit und Menschlichkeit beleidigten. Aber schwer sollen auch die Verbrechen geahndet werden, und schon fühlt das ganze Korps die billige Ungnade seines Königs. Es hat einstweilen den Befehl erhalten, zur Trauer über die Folgen seiner Undisciplin, die Fahnen mit schwarzem Flor zu überziehen; ohngefähr fünfzig Mann sind dem Kriminalgericht in Utrecht übergeben worden.

Dagegen lieferte vor kurzem ein königliches Dekret einen neuen Beweis, wie sehr Se. Maj. die Belohnung edler Thaten am Herzen liegt. Außer den gewöhnlichen Ehrenzeichen für verdienstvolle Militäre, soll nämlich künftig jeder, der sich durch eine besonders große Handlung auszeichnet, eine goldene Medaille nebst doppeltem Traktement zur Pension erhalten.

Am 4 Sept. wurd in Amsterdam, im Beisein der ganzen Garnison, die erste Medaille von der Art einem Sergeant-Major, Namens Purave, der im J. 1799 zwei Kanonen von den Russen erobert hatte, von dem Gouverneur, Gen. Vichery, mit einer zweckmäßigen Rede überreicht. — Der Großkanzler des Ordens ist beauftragt worden, dem Könige einen Bericht abzufassen, in wie fern Krieger, welche diese Medaille erhalten, dem Orden attachirt werden können.

Die öffentlichen Ausstellungen von Kunstwerken haben vom 15 Sept. bis zum 31 Okt. im königlichen Palast in Amsterdam statt. Für dieses Mal werden dabei auch die vorzüglichsten Gemälde des neuen königlichen Museums (wozu Se. Maj. vorläufig 20,000 Gulden bestimmt haben) aufgestellt. Der Generaldirektor Baron Meerman hat alle einheimische Künstler eingeladen, ihre Arbeiten an ihn einzusenden. Bekanntlich sind für die besten Gemälde und Kupferstiche ansehnliche Preise ausgesetzt worden.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Doktor Gall und selbst Cuvier behaupteten, von ihrer Gesellschaft ein voriges verführt, daß die Neger, vermöge ihrer Schädelform, geringere Geistesanlagen haben müßten, als weiße oder rothe Menschen. — Der achtungswürdige Senator Gregoire hingegen meint, die Erziehung der Schwarzen habe wohl mehr zu ihrer Verwilderung beigetragen, als ihre Schädelform. Und bei der Gelegenheit erfahren wir über die Litteratur der Neger und über die schwarzen Gelehrten manche interessante Thatsachen.

Ihr Schutzredner Gregoire plaidirt nicht nur Neger, die Advokaten, Prediger und Bischöfe werden, sondern sogar — schwarze Heilige, oder Neger, die kanonisirt worden sind.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert stellt er sechszehn gelehrte Neger auf, vor deren kronem Wollenhaar, Stumpfnase, aufgeworfenen Lippen und schwarzer Haut die stirnlechternen Musen nicht bald so sehr zurückbeben, wie ihnen Gall das Prognostikon zu stellen gelüsten möchte.

Der Neger Angelo Soliman hatte sogar als Lehrer Antheil an der Erziehung eines Fürsten von Lichtenstein in Wien, und war von den Kaisern Franz dem Ersten und Joseph dem Zweiten geachtet. — Die Negerin Belinda schrieb für das *american Museum* eine Abhandlung voll blühender Beredsamkeit. — Der Neger Cesar war zu Karolina Volksdichter; einige seiner besten Gedichte worden noch jetzt vom Volke gesungen. — Anton Wilhelm Amo, der früh nach dem Jahre 1707 aus Guinea kam, studirte auf der Universität Halle, ward zu Wittenberg Doktor und Professor, verstand lateinisch, griechisch, hebräisch, französisch, holländisch, deutsch, und vielleicht auch noch englisch; war ein geschickter Anatom und Metaphysiker, und erhielt einen Rathstitel vom Berliner Hofe. — Lucas Wagay war Grobgrav, Zeichner und Kupferstecher. — James Derham, ein Sklav zu Philadelphia bei einem Arzt, ward selbst Mediziner und erhielt wegen seiner Geschicklichkeit sogar den Beifall von dem sonst selten lobenden Dr. Rusb. — Thomas Fuller, der weder lesen noch schreiben konnte, machte die verwickeltsten Rechnungen aus dem Kopf. — Benjamin Bennaker war Astronom. — Othello hieß noch im Jahre 1788 ein gut geschriebenes Werk drucken. — Ottobah Cuguano schrieb ebenfalls in englischer Sprache und die Franzosen übersetzen das Werk des Negers. — Jakob Elisa Johann Capitein war lateinischer Dichter, Doktor an der Universität Leyden, verstand griechisch, hebräisch und chaldäisch, hielt holländische Predigten drucken und eine lateinische Dissertation über die Bereinung der Heiden. Er ging nachher als Missionär in sein Geburtsland zurück. — Francis William, ebenfalls ein schwarzer Poet, hielt in Jamaika eine Schule, wo er Latein und Mathematik lehrte; und sogar im Regierungsrath von Jamaika ward ihm eine Stelle geöffnet. — Olaudah Equiano Wasa, bekannter noch unter dem Namen Gustav Wasa's, im Jahre 1754 zu Benin geboren, ist der Verfasser mehrerer Memoiren, die neun verschiedene Auflagen erlebten. Sein Sohn ist noch jetzt Unterbibliothekar des Ritters Banks und Sekretär des Vaccine-Comite's in London. — Ignaz Sancho schrieb freundschaftliche, moralische und philosophische Briefe, die noch jetzt in England gern gelesen werden; und worin wirklich etwas Jean-Paulisirt wird. So heißt es z. B. darin: „Was Gewissen ist der Geschlamper der Seele; die Vernunft soll unser Steuerruder; die Religion unser Anker, die Hoffnung unser Polarstern sein u. s. w.“ — Phillys Wheatley, der im Jahre 1761 als ein achtjähriger Knabe nach Boston kam, ist einer der lieblichsten Dichter in Nordamerika geworden.

Wer weiß nicht, wie europäisch sich die schwarzen Generale in St. Domingo oder Haity gegenwärtig zu schlagen wissen. Pischer doch schon Cäsar Peter der Große den schwarzen General Hannibal zum Direktor des Geniekorps, dann zum Großmeyr des St. Alexander Newsky-Ordens. Der Sohn desselben, Erbe seiner unläugbaren Talente, ward, wie er, Generallieutenant der Artillerie, und entwarf die Pläne für Häfen und Festung von Cherson, mit deren Vollziehung er selbst den Anfang machte.

Aus diesen von Gregoire urkundlich aufgestellten historischen Thatsachen ergibt sich also das große und traurige Resultat: wie philosophischen Europäer behandeln und beurtheilen die Neger ohngefähr, wie unsere in und für Gott eifrigen Christen die Juden behandelten: Erst verkrüppelten wir durch unsere grausamen Institutionen den Geist einer Nation; dann erklärten wir sie alter Idiotisation von Natur unfähig; und demonstrirten ihr das sogar aus der Form ihres Schädels!

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 79. — den 1 Oktober 1808.

Physiognomische Umrisse einiger ausgezeichneten Britten.

(Zum heutigen Kupfer.)

Das heutige Kupfer liefert uns die physiognomischen Umrisse einiger merkwürdigen Britten nach guten Londoner Zeichnungen. Eine sehr gemischte Gesellschaft, doch keiner darin, dessen Name nicht, ein Schmuck der vaterländischen Insel, zu den polizirtern Nationen des Welttheils gedrungen wäre. Nur die Britten allein, unbezwungen von Frankreichs Adlern, kühne und glückliche Nebenbuhler des gewaltigen occidentalischen Reichs, welches die Rolle des alten Roms von der Vertreibung der Tarquine bis zur Alleinherrschaft Cäsars und Augustus (den Zeitraum eines thatenvollen, halben Jahrtausends in kaum zwei Jahrzehnden) vor unsern Augen wiederholte, — nur die Britten allein von allen jetzigen Völkern des Erdkreises können mit dem französischen Volke wetteifern in Siegen und Moden, in Herrschaft und großen Männern und seltenen Talenten.

Vom Lord Keith hat diese Zeitschrift schon früher (Jahrgang 1808, Nr. 66) eine biographische Skizze geliefert, auf die wir zurückweisen. Auch von den andern werden wir vielleicht Gelegenheit haben, künftig ausführlicher zu reden. Hier nur einige kurze Notizen von ihnen, zur Erklärung des Kupfers, für solche Leser, welchen vielleicht manches von den Lebensumständen der genannten Personen dem Gedächtniß entronnen sein mag.

Arthur Young.

Dieser berühmte Agronom, der Varro seines Volks durch landwirthschaftliche Werke, in welche er die Resultate von mehrern tausend Erfahrungen, in und ausser der großen Insel gesammelt, niederlegte, ward zu Bradfield Hall, in Suffolk, auf den väterlichen Gütern geboren. Diese hatten eine Größe von ohngefähr dreihundert Acres. Doch Arthur, als ein jüngerer Sohn der Familie, mußte auf ihren Besitz nach des Vaters Tode verzichten und in den Handelsstand treten, bis günstigere Verhältnisse ihn in seine Lieblingssphäre zurückführten, zum Feldbau. Schon im Jahre 1761 baute er die väterlichen Güter an, und studirte mit beispiellosem Eifer und Scharfsinn alle Fehler und Tugenden der heimathlichen Landwirthschaft. — Auf der großen Meierei zu North Mimms in Hertfordshire, welche er nachher übernahm, erweiterten sich durch neunjährige Versuche seine mannigfaltigen Kenntnisse, die für sein Vaterland erst fruchtbar wurden, als er seine Reise durch England und Irland vom J. 1776 bis 1779 machte, und die Britten über den Zustand ihrer Landwirthschaft aufklärte.

Von jetzt an ward das Studium der Agrikultur die Mode des Tages in England. Arthur Young, der Apostel des verbesserten Landbaus, eröfnete über diese Hauptquellen des Nationalreichthums eine Menge neuer Ansichten, indem er zugleich den Handel, die Finanzen und alle Zweige der Staatswirthschaft mit der Kultur des Bodens in Verbindung setzte. Seine „Annals of Agriculture“, welche er in monatlichen Nummern seit dem Jahre 1784 erscheinen ließ, begeisterten ein Volk für den Anbau der eigenen Erde, das über den Zauberstab Merkurs den wohlthätigen Pflug längst vernachlässiget hatte. Prinzen, Herzoge, Lords und überhaupt die reichsten und einsichtsvollsten Landbesitzer

Digitized by Google

Großbritannien's, wurden Mitarbeiter an Youngs Monatsschrift, der Enthusiasmus verbreitete sich bis zu den niedrigsten Hütten des Volks; überall erstanden Ackerbaugesellschaften, und der Landbau erschwang in England jene Höhe, auf welcher er sich seitdem befindet.

In den Jahren 1787, 1788 und 1789 machte Young seine Reisen durch Frankreich, die er nachmals beschrieb, und als ein Meisterwerk in ihrer Art angesehen wurden. Die Franzosen gestanden ihm selbst die Ehre zu, daß er die ersten richtigen Ansichten über den Zustand ihrer Landwirthschaft gegeben, und auf Carnots Motion befahl das französische Vollziehungsdirektorium die Uebersetzung von Youngs sämmtlichen Schriften, so wie schon Katharina II seine Reisen durch England hatte ins Russische übertragen lassen.

Young war anfangs für die Grundsätze der französischen Revolution, wie viele der besten Köpfe es waren. Bald aber anderte er seinen Sinn beim Anblicke ihrer Entartung. Er schrieb mehrere kleine Abhandlungen gegen sie, unter welchen sein „Example of France a warning to Britain“ das meiste Aufsehen erregte.

Lord Duncan.

Die Britten zählen diesen Admiral noch jetzt unter die vorzüglichsten Seemänner. Er ward den 1 Juli 1731 zu Dundee in Schottland geboren. Als ein jüngerer Sohn mußte er sich der Marine widmen. Im dreißigsten Jahre ward er Schiffskapitän, im 36 Jahre Contreadmiral, im 64 endlich Admiral; im 73 Jahre starb er (1804) auf dem Wege nach Edinburg.

Die ausgezeichnetste Heldenthat seines Lebens, unzählige Kreuzzüge gegen die französischen Flotten und Schiffe ungerechnet, geschah am 11 Okt. 1797, da er die holländische Flotte im Texel schlug und ruinirte. Durch ein meisterhaftes und kühnes Manöver warf er sich zwischen die feindliche Flotte und den Texel, so daß er dem Admiral Winter den Rückzug abschnitt, und ihn zum Schlagen zwang. Die Schlacht begann; sie war hartnäckig und blutig. Duncan durchbrach die holländische Linie, trennte durch diese Operation fünf feindliche Fahrzeuge von ihrer Flotte, eroberte zehn Schiffe und eine Fregatte, bohrte eine Brigg und eine Goelette in den Grund, und vernichtete eine Marine, die ehmals so oft Besiegerin der brittischen gewesen war.

Dieser Sieg, der seinen Namen in den Annalen des brittischen Seewesens unsterblich machte, erhob ihn (21 Oktober 1797) zum Lord Viscount Duncan von Camperdown und zum Baron Duncan von Lundie in der Grafschaft Perth.

Mistriß Billington.

Sie ist zu London im Jahre 1769 geboren. Ihr Vater, ein deutscher Tonkünstler Namens Weichsell, bildete sie für seine Kunst, in welcher auch ihre Mutter, die eine Schülerin des berühmten Johann Christian Bach gewesen war, Ruhm und Vermögen erworben hatte. Ihre musikalischen Talente entwickelten sich so schnell und so glänzend, daß sie schon als Kind im kleinen Theater von Hay-Market durch die Lieblichkeit ihrer Kehle und durch ihr schönes Spiel auf dem Fortepiano in den Konzerten alle Welt bezauberte, und die größten Erwartungen erregte.

Einer ihrer spätern Lehrer auf dem Fortepiano war James Billington, ein vorzüglicher Tonkünstler beim Drury-lane-Theater. Der Zauber der Musik und der Jugend regte in der Brust des jungen, gefühlvollen Lehrers und seiner reizenden Schülerin Gefühle an, welche die Eltern bei solchem Unterricht gar nicht in Rechnung gebracht hatten. Eine heimliche Trauung vereinigte die Liebenden gegen den Willen der Eltern.

Billington und seine Gattin verließen daher London und gingen nach Irland, wo sie beim Dubliner Theater angestellt wurden. Der Ruhm der Sängerin verbreitete sich bald durch das ganze Königreich. Alle Freunde der Kunst vergötterten die Brittin, deren Stimme, von seltener Höhe, Tiefe, Gewandtheit, Kraft und Lieblichkeit, alles zu übertreffen schien, was je in dieser Art Italien Wundervolles gezeugt hatte. Man brannte in London voller Ungeduld, die Künstlerin wieder zu sehn auf den höhern Stufen ihrer Bildung und das Coventgarden-Theater mußte sie unter den angenehmsten Bedingungen engagiren. So kam sie im Winter 1786 wieder nach London. Nie war eine Sängerin vorher in Großbritannien Hauptstadt so glänzend aufgenommen; nie so der Abgott aller Stände gewesen.

Nur die Künstlerin selbst fühlte, was noch der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Kunst mangelte. Sacchini, der große italienische Komponist, lebte damals in Paris. Sie eilte zu ihm. Sie ward seine letzte, aber auch seine herrlichste Schülerin. Vollendeter kam sie, nach dem Tode des Meisters, in ihre Vaterstadt zurück, wo ihre Kunst den Hof und das Volk entzückte.

Im J. 1794 besuchte sie auch das Vaterland der Tonkunst — Italien. Mailand und Neapel, Florenz und Venedig, gaben begeistert der Brittin den Preis, welchen sonst nur Welschlands Künstlerinnen ausschließend besaßen. Der König und die Königin von Neapel überhäuften sie mit Geschenken und Gnaden.

Ihr Gatte hatte sie auf der Reise begleitet. Er starb plötzlich in Neapel; sie vermählte sich einige Jahre nachher (1799) mit einem gewissen Herrn Felissent, der eine Zivilstelle bei der französischen Armee bekleidet hatte, und nun auf seinen Gütern in der Nähe von Venedig lebte. Aber diese neue Verbindung raubte sie der Kunst nicht. Die Künstlerin sah ihr Vaterland wieder. Der dritte Okt. 1801 war für London ein Festtag, da die Sängerin in hoher Vollendung auf der Bühne von Coventgarden in der Oper Artaxerges auftrat, und ihr Gesang die verwegensten Erwartungen der Kenner übertraf. Seitdem blieb sie Albions Stolz.

Lord Grenville.

Die Rolle, welche dieser brittische Staatsmann in den öffentlichen Angelegenheiten übernahm, der leidenschaftliche Haß desselben gegen Frankreich, sein dauerhafter Einfluß auf das englische Ministerium, machen ihn zu einer der wichtigsten Personen auf der politischen Bühne des heutigen Europa's.

William Wyndham Grenville war der zweite Sohn des berühmten George Grenville, der zu Anfang der gegenwärtigen Regierung von England eine Zeit lang Premierminister war. Er wurde den 25 Okt. 1759 geboren, trat 1780 ins Parlament, und 1791, nach dem Herzoge von Leeds, als Staatssekretär ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem er vorher schon das Ministerium des Innern verwaltet hatte. Fast zur gleichen Zeit ward er zum Pairs-Rang erhoben, mit dem Titel eines Lord Grenville.

Digitized by Google

Er zeigte sich immer als einen getreuen Anhänger von Pitts Grundsätzen, und stimmte jederzeit zu den gewaltsamsten Maasregeln gegen Frankreich. Nur einmal — es war im J. 1795 — hatte er selbst zum Frieden gerathen; aber damals verachtend, und nachher nie wieder. Noch da Bonaparte die Würde eines ersten Konsuls von Frankreich übernahm, und an den König von England den bekannten Brief zur Herstellung des Friedens geschrieben hatte, war es Lord Grenville, welcher antwortete: „Die Wiederherstellung der Bourbonen müsse eine der ersten Grundlagen jedes künftigen Friedens sein.“

Am 5 Febr. 1801 gab er seine Entlassung aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; im Parlament aber blieb er unversöhnlich der Eiferer gegen Frankreich. Er donnerte so lange gegen das Ministerium, welches den Frieden von Amiens geschlossen hatte, bis jenes gestürzt und dieser wieder gebrochen war. Je mehr Frankreichs Macht und Größe stieg, je wüthender predigte er den ewigen Krieg, weil nur durch diesen und durch eiserne Beharrlichkeit Altenglands Untergang allein verhindert werden könne.

Erskine.

Thomas Erskine, dritter Sohn des Grafen von Buchan, widmete sich anfangs dem Seedienst, trat aber bald wieder (1768) unter die Landtruppen als Fähnrich beim ersten Infanterieregiment und 1773 machte er sich auch davon los, und widmete sich der Rechtsgelahrtheit. Nur die wenig glänzenden Vermögensumstände seines Vaters hatten ihn bisher abgehalten, seiner Lieblingsneigung zu folgen. Jetzt ward er einer der größten Juristen Englands, und seine fliegende Beredsamkeit zog die allgemeine Aufmerksamkeit an. Seit dem J. 1783 trat er ins Parlament, schon berühmt genug als gerichtlicher Redner durch seine Vertheidigung des Admiral Keppel wegen des Treffens von Ouessant, durch seine Schutzreden für die Freiheit der Presse u. s. w.

Sobald Erskine ins Unterhaus kam, war er eines der bedeutendsten Glieder der Oppositionspartei, und Fox's mächtiger Beistand. Der Prinz von Wales machte ihn zu seinem Kanzler, eine Stelle, die seit mehrern Jahren aufgehoben war.

Erskine, ein helldenkender, menschenfreundlicher Mann, voll liberaler Gesinnungen und ächtrepublikanischen Geistes, blieb seinen Grundsätzen jederzeit getreu. Er fürchtete und hasste Frankreichs Größe, die nur auf Großbrittanniens Untergang zu zielen schien; dennoch aber zeigte er in seiner meisterhaften Rede gegen das Ministerium im Jahre 1800 die Möglichkeit, mit Frankreich zu unterhandeln, und das Gefahrvolle des Projekts, das Haus Bourbon wieder herzustellen.

Seine gerichtlichen Reden bleiben Muster der Beredsamkeit für die brittischen Schulen. Die er ehmals mit Kraft und Wärme den Admiral Keppel, den Thomas Payne vertheidigt hatte, wurde er auch im J. 1805 der rubmvolle Vertheidiger des Admiral Calder. Alle Partheien haben über die Talente und die Karaktergüte dieses Redners nur eine Stimme.

Er ist der Vater von vier hoffnungsvollen Söhnen; den ältesten derselben vertheidigte er im Jahre 1800 mit der Tochter Washingtons.

Wilberforce.

Wem ist der Name dieses humanen Parlamentsredners fremd, des Mannes, der sich so kraftvoll und großherzig gegen die Sklaverei der Neger und den Handel mit schwarzen Menschen aussprach?

Er ward 1759 zu Hull geboren, studirte zu Cambridge, wo er mit Pitt Freundschaft schloß, und trat im Jahre 1780, also, da er erst einundzwanzig Jahre alt war, ins Parlament. Einige Tonnen Porterbier und schwere Trachten Rinderbraten, die er den Bürgern von Hull vor der Wahl spendete, hoben ihn in den Rang der brittischen Gesetzgeber, nicht der Ruf seiner Talente. Auch blieb er lange gänzlich unbemerkt.

Erst da er im J. 1787 die Abschaffung des Sklavenhandels zur Sprache brachte, erregte er Aufmerksamkeit. Dies ward bald sein Lieblingsthema, und er erneuerte es von nun an oft.

In Hinsicht der politischen Angelegenheiten mit Frankreich zeigte er sich beständig als ächter Britte. Zwar eines der heftigsten Glieder der Oppositionspartei und Gegner der Minister in solchem Grade, daß Brissot ihn sogar durch gesetzlichen Beschluß die Ehre des französischen Bürgerrechts zuerkannte, ging ihm doch die Erhaltung von Altenglands Verfassung und Ruhm über alles. Immer klagte er gegen die unbegrenzte Herrschsucht der französischen Regierung; immer forderte er zu den kräftigsten Maasregeln auf, um den Krieg gegen Frankreich mit Glück fortzusetzen.

Lustreise nach Frascati und zu der Ruffinella Luzian Bonaparte's.

Bekannt ist der Name dieses schönen Landgutes, das ehmals den Jesuiten gehörte, und ihnen zur Ausflucht aufs Land (Villaggiatura) in den heissen Tagen des Sommers oder in den der allgemeinern Fröhlichkeit gewidmeten Tagen des Oktobers diente. Der Senator Luzian Bonaparte kaufte es von der päpstlichen Kammer, der es nach Aufhebung der Jesuiten zugefallen war, um eine ansehnliche, aber nicht bekannte Summe. Er schien diesen schönen Ort zu seinem immerwährenden Aufenthalt bestimmt zu haben, und hatte deswegen auch schon seine ansehnliche Galerie hinausgeschafft, aber das Erdbeben des Jahres 1806 verursachte dem Gebäude so bedeutenden Schaden, und hatte seine Gemahlin, die sich eben im Bade befand, als die Erschütterung statt hatte, so sehr erschreckt, daß die neuen Bewohner nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten diese Stelle wieder verließen, und nach Rom zurückkehrten.

Die Stelle ist nun aber, auch durch die kurze Anwesenheit eines so merkwürdigen oder sich auszeichnenden Mannes, interessanter geworden, und die Spuren seines Reichthums, und noch mehr seines Sinnes, überraschen den Wanderer auf jedem Schritt auf eine angenehme Weise. Man wird daher nicht ungern die Schilderung eines Spazierganges nach Frascati lesen, den zwei Freunde machten, deren einer, Gustav von Teumern, aus dem Norden war. Dieser Name macht vielleicht irgend einen Leser, der jenen schätzbaren Reisenden kannte, die kleine Erzählung willkommner.

Es war in den ersten Tagen des Junius, als wir an einem heitern Abend der drückenden Luft Roms entflohen. Wir hatten kaum den halben Weg zurückgelegt, als sich unserer eine unwiderstehliche Heiterkeit bemächtigte. Eine Magie vor Frascati sprangen wir aus dem Wagen, um in ungestörtem Genusse

Digitized by Google

schönen Abends den Reſt des Weges zu machen. An der Stelle, wo einige alte Pinien gleichſam einen kleinen Hain bilden, erſtiegen wir einen Hügel zur Seite des Weges. Rom lag unter uns, und der Anblick des Meeres, der weiten Sabinen und des Soracte umſchloß die unabſehbaren Ebenen der Campagna. „O der glücklichen Stelle und des glücklichen Augenblicks,“ riefen wir zu gleicher Zeit, „wo man ſolche Luft genießt, und Rom, die heilige Roma, vor ſich im Geſichte hat, und wie in ein Freenland nach Frascati hinausblickt!“

Frascati! du hattteſt keinen Horaz und keinen Catull, der dich beſang und berühmter machte; aber über dir ſtand einſt das herrliche Tuſculum, Cicero's Lieblingsaufenthalt, und dir ſelbſt fehlte nichts als ein Ariost, der in den ewig grünen Lorbeer- und Eichenhainen der Villa Conti gedichtet und die ſchattigte Waldhöhe des herrlichen Borgheſiſchen Beivedere zu einem Muſenberge geweiht hätte.

Gewiß kann man nicht leicht irgendwo eines ſolchen Anblicks genieſſen, eine mannigfaltigere Reihe kühner oder eigenthümlicher nur Fürſten anſtändbarer Ideen ausgeſprochen ſehen, als in den Landſitzen, die ſich auf Frascati's umliegenden Hügeln gleichſam wiegen, erſcheinen und wieder verſchwinden, je nachdem die Pfade ſteigen oder ſich in kleine Vertiefungen und ſchattige Thalgründe verlieren. Die Villa Mondragone mit ihren Pinien und 350 Fenſtern, die Villa Falconiera mit ihren Platanen am Eingange und den Falken auf den Thoren, die Villa Aldobrandini mit ihrer freieren Ausſicht nach Rom, die Villa Bracciana, wo Carlo Maratt, Annibal Carracci und Dominichino malten, die Villa Belvedere, wo Guido und Dominichino ſchöne Denkmale ihrer Kunſt zurückließen, die Villa Cefarini, aus der man über Frascati hin eine ſo maleriſche Ausſicht gegen Tivoli und den hohen Gennaro hin genießt, und endlich die durch ihre Waſſerfälle und ihre ſchönen Alleen vorherrſchende Villa Conti — welch eine Menge ſchöner, heiterer, romantiſcher Bilder wecken ſie in der Seele!

Es iſt ein Jammer, daß das ſchönere Leben auf allen dieſen Hügeln verklungen iſt, und daß die mehrſten dieſer Villen ihrem Verfall entgegen trauern, da die wenigſten der jetzigen Beſitzer auf ihre Erhaltung etwas verwenden, entweder weil ihnen die Mittel dazu fehlen, oder der Sinn dafür mangelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— * Wir Reiſende achten natürlich am liebſten und leichteſten auf Reiſende und was zum Reiſen gehört. Darum empfangen Sie diesmal nichts als was uns betrifft, und noch dazu wird es nur ſehr unbedeutend ſein.

Der Bau der Landſtraße von Metz auf Mainz iſt leider auf zum großen Nachtheil der angrenzenden Gegenden eingeſtellt, weil eine andere über Saarlouis, Wilrsklatel, Saargemünd auf Nancy projektirt worden ſein ſoll. Zu wünſchen iſts, daß die erſtere ausgeführet und die letztere nicht unterlaſſen werde; denn der guten Landſtraßen ſind noch nicht zu viele; im Gegentheil gibt es von den alten Regierungen hinterlaſſene Wüſteneien und Wildniſſe, die ſehr dringend eine Annäherung zum geſchäftigen Verkehr fordern.

Ein Unglück, einzig faſt in ſeiner Art, ereignete ſich vergangenen Sommer (in der Nacht vom 30 zum 31 Mai) bei Rosdecken, drei Stunden von Saarbrücken. Nämlich die Parade oder Schnellkutſche von Metz auf Mainz verbrannte in hellen Flammen auf öffentlicher Straße unterwegs. Den meiſten Leuten litt außer der Kutſche ein Offizier, deſſen Koffer ganz verbrannte, und ſich nur mit verſengtem Leibe und ſehr beſchädigtem Geſichte rettete. Er ſelbſt war aber auch durch Unachtſamkeit der Urheber dieſes ſonderbaren Unfalls, welches eine Folge — des Tabakſe anchens geworden.

Ein gewiſſer Clemens Alous Baader hat in dieſem Jahre eine „Reiſe durch verſchiedene Gegenden Deutſchlands in Briefen“ drucken laſſen; elende Kompilation, vermuthlich mit Hilfe eines Zeitungslexikons verfertigt. Am liebſten verweilt er in Klöſtern. Ich muß aber bemerken, ſeine Briefe datiren ſich noch 1789. Wie ganz anders iſt ſeitdem Deutſchland geworden! Mit welchen ſchmerzlichen Gefühlen muß jetzt dieſer theureverehrte Schwerdtner der Flöſſe die ſogenannte Pfaffengaſſe vom Rhein bis zum Inn vermiſſen, wo Bettler und Geſchrei zur Morgenſuppe, zum Mittagsmal, zum Beiſortrunk und zum Nachtlager immer ein Kloſter vor ſich hatten. — Möchte uns doch ein beſſerer, unterrichterer Reiſender, als dieſer Herr Baader iſt, ſagen, wohin nach Zerſtörung beſagter Pfaffengaſſe und Anſiedlung der Mönchsbibliotheken die literariſchen Schätze derſelben gekommen ſind, und ob ſie wirklich zu jedermanns Benutzung wieder öffentlich aufgeſtellt worden ſeien? — —

Unter den Reiſenden der allermerkwürdigſten Gattung ſind jetzt die zahlreichen Deklamatoren merkwürdig, welche eigentlich nicht leben um zu reiſen, ſondern reiſen um zu leben. Sie ſtrömen meiſtens aus Deutſchlands unwirthbar gewordenem Norden hervor, ungeordnete Muſenſöhne, beletriſtiſche Handwerksburſche und Lodenbrenner, konfiſzirte Schauſpieler u. dgl. Wie ſonſt Bänkelſänger und vagirende Muſikanten, ſogenannte böhmiſche Studenten, an den Tabled d'hote den baemberzigen Gäſten aufſpielten, laſſen dieſe Deklamatoren jetzt ſchillers Glocke tönen, ſeinen Gang zum Eiſenhammer u. ſ. w. und der Teller geht fürs Klopſtock um den langen Tiſch, während der Deklamator „Freude, ſchöner Götterfunken“ intonirt.

Aus Italien.

— Die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte zu Padua erwacht, nun im nördlichen Italien alles wieder nach den Kriegsſtürmen das Haupt erheben will, endlich auf dem langen Todesſchlummer, und alle Zeichen ihres Daſeins. Während der mannigfaltigen Interimsregierungen waren viele Akademiker ausgewandert, andere geſtorben: die übrig gebliebenen glichen den Wächtern eines dritten Leichnams.

Sobald die lombardiſche Krone von Napoleons Adlern wiedererobert war, begann ein neues Leben. Die Fürſten neuer Ordnung, überall ihrer großen Herrlichkeit marime getreu: „Waffen, Finanzen und Wiſſenſchaften zuerſt!“ gründeten neue Inſtitute für die Gelehrſamkeit, oder verjüngten die alten.

Der Vizekönig Eugen wies der padnaniſchen Akademie ſües Jahr 6807 ſogleich 6000 Lire an, und der Miniſter des Innern richtete ſeine ſorgſamſten Blicke auf ſie.

Jetzt hat nun die Akademie, deren Präſident Hr. Gallini iſt, drei Preisfragen ausgeſchrieben (1 Auguſt dieſes Jahres), deren Beantwortung im Laufe des Jahres 1809 erwartet wird.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 80. — den 5 Oktober 1808.

Miszellen aus Berlin. *)

Berlin, 1 Sept 1808.

— — — In Hinsicht der Administration bemerkt man aber nicht, daß die preussischen Staaten etwas Wesentliches von einer Räumung des französischen Gouvernements zu erwarten hätten. Alle französischen Autoritäten stehen noch auf ihrem Posten. Doch der schnelle Abmarsch des Victor'schen Korps gibt dem Patrioten die Hoffnung, daß in jener Hinsicht Napoleons Winke wie ein holdseliger Genius ihn zu beständen beabsichtigen.

Sie können nicht glauben, wie das Land unter der bisherigen interimistischen Administration entkräftet worden ist. Bei dieser bedenklichen Lage gibt es nun wieder eine Menge Personen, die nichts schnlicher als einer Entscheidung des Schicksals der Marken entgegensehen, mögen sie auch einem andern oder neuen Herrn zufallen. Ein Wunsch, dem man sich um so leichter hingibt, da viele Politiker der Meinung sind, daß Napoleon die Oder als eine zu vortheilhafte Operationslinie für das von ihm protegirte Deutschland betrachtet, um sie ganz zu verlassen. Mit dieser Ansicht vereinigt sich aber nicht das noch dieser Tagen bei der Friedenskommission von Königsberg aus eingesendete Organisationspatent in Betreff der verschiedenen Departemente. Nach demselben wird die Generalkontrolle, das Oberkriegskollegium, das Direktorium und eine große Anzahl Kassen aufgehoben. Die Accise kommt unter die Kammer, die Seehandlung wird mit der Bank vereinigt. Alle geheimen Finanzräthe werden Staatsräthe. Vielleicht fällt dadurch überhaupt das Ehrwürdige geheim bei dem Titel eines öffentlichen Amtes weg, gibt dem ganzen Verwaltungssystem des öffentlichen Wesens das Ansehen eines Arkanums, und seinen Verwesern das von Quacksalbern, die es bedürften.

Als Staatsräthe, die mit dem Könige im Kabinet arbeiten, nennt man schon den geheimen Rath von Sack, Stegmann, von Klewitz und von Altenstein.

Die unerwartete Bewegung der französischen Armee erhält die königlichen Staatspapiere, Bank- und Seehandlungs-Obligationen auf einem bessers Kurs, obgleich sie schon wieder um mehrere Prozente gewichen sind. Jene stehen 60, diese di Prozent.

Ununterbrochen dauern noch die Arbeiten in unserm Zeughause, wo an 400 bis 500 Schmiede und Stellmacher in der lebhaftesten Thätigkeit sind, und mehrere, die mit den Arbeiten in Relation stehen, versichern, daß neuerdings für drei Monate Materialien zu verarbeiten daselbst angeschafft worden sind.

Dieser Tagen ist das Comité aufs Reine gekommen mit der Vertheilung der Beiträge zur Verpflegung der Einquartirten, die statt des Unterhalts von ihren Wirthen, Zahlung erhalten sollen und auf nichts als Logis, Feuerung und Aufwartung Anspruch machen können. Die Beiträge steigen von zwei Thalern bis zu dreihundert Thaler monatlich. Diese Abgabe bringt eine Summe, die aber nicht bloß zur Verpflegung des Militärs, sondern auch zur Tilgung der Zinsen von den

*) Obgleich dies Schreiben durch einen Fehler in der Versendung sich zu spät bei mir einfand, theile ich doch noch mit, als Fortsetzung jener bekannten frühern Beobachtungen über Berlin unter französischem Gouvernement, die mehr als ein flüchtiges Interesse des Moments haben sollten.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

obligationen. — Jetzt ist das Comité neuerdings beschäftigt, den Plan zur Einführung einer Einkommensteuer zu entwerfen. Sobald diese zu Stande ist, soll die Miethenrequisition aufhören, die bis jetzt statt fand.

Die Räumung Berlins von den Franzosen dürfte keiner mit solchem Eifer betrachten, als die große Anzahl französischer Restaurateurs, die sich hier und in unserer Gegend, als im Thiergarten und zu Charlottenburg, angesiedelt haben. Sie machen ziemliche Geschäfte. Nicht allein von ihren Landesleuten, sondern auch von leckern Deutschen, welche von der französischen Küche Kenntniß erlangen wollen, werden sie stark besucht. Ueberhaupt können Sie nicht glauben, welchen Einfluß der Aufenthalt der Franzosen auf den hiesigen Volksgeist hat. Unsere Elegants, die sonst in den Engländern ihre Muster fanden, ahmen jetzt den Franzosen in Gang, Gebehrde und Stellung nach. Ein großer Theil drückt sich trotzig à la française den dreieckigen Klatschhut in die Augen, und greift nach dem brennenden Zigarro, den hier an den öffentlichen Plätzen die berlinischen Savoyarden, mit dem Zuruf: Cigarro avec du feu! feil bieten. Die Frauenzimmer von Ton bis auf unsere Grisetten nieder radebrechen jetzt das Französische mit Herzenslust, und das Ohr wird oft im Vorbeigehen von den Anstrengungen überrascht, die es einem märkischen schönen Munde macht, sich in die Tonart des Franzmannes hineinzufühlen. Dem Beobachter gibt dies Alles einen in die Augen springenden Beweis von dem mächtigen Einflusse, den eine kleine Zahl von Eroberern auf ein ganzes überwundenes Volk hat, und wenn man an die verschiedenen Schicksale, welchen die Völker der Erde in dieser Hinsicht unterworfen waren, sich erinnert, so befremdet es gar nicht, wenn man so wenig ursprünglliches, autochtones bei ihnen antrift.

Die verschiedenen Verbehäuser, welche hier etablirt sind, (das Holländische, Pfenburgsche u. s. w.) haben jetzt ziemlichen Zulauf. Für ein mäßiges Handgeld begeben sich eine Menge junger Männer, mehrentheils preussische Soldaten, die in Müßiggang und Noth, ohne Aussicht einer Besserung, ihre Zeit hinbringen, in fremdem Dienste.

Vorzüglich glänzend ist dieses Jahr der Geburtstag Napoleons gefeiert worden. Kirchenmusik, freies Schauspiel, Illuminationen und Feuerwerk — Alles vereinigte sich, um dem Tage einen gewissen Glanz zu geben. Desto bescheidener ward der Geburtstag des Königes von Preussen gefeiert. Keine Illumination durfte Statt finden, und mehrere, welche es sich beikommen liessen, dieser Anordnung zuwider zu handeln, wurden mit Gendarmerie belegt. Um zwölf Uhr mußten schon alle öffentliche Häuser geschlossen sein. Der Scharfsichtige sieht wohl ein, daß dergleichen Vorkehrungen aus polizeilicher Hinsicht geschehen, und keineswegs eine Folge der veränderten politischen Verhältnisse seien, wie man hier hin und wieder zu wähnen sich berechtigt hielt.

Die Einnahme des Schauspiels, das am Tage des Geburtsfestes des Königes von Preussen gegeben wurde, ist zum Besten des Friedrichs- und Louisen-Stifts gemeinschaftlich bestimmt worden, und betrug über 1300 Thaler, welche unter diesen beiden Instituten beinahe zu gleichen Theilen vergabt ward.

Das Friedrichsstift, dessen Schöpfer bekanntlich der Hr. von Neander ist, sieht jetzt im Begriff, einen tüchtigen Erwerbzweig zu acquiriren. Neander faßte nämlich die Idee auf, welcher im Reichsanzeiger einst Erwähnung geschah, Schuhe von Hanf zu flechten, um in der Verfertigung derselben eine Beschäftigung von einigem Ertrag für seine Eleven zu haben. Es ist ihm nun in der Anfertigung derselben so weit gelungen, daß er sie farbig lakirt, verhöht und recht artig geformt vorzeigen kann, und das ganze Paar für acht bis neun Groschen verkauft. Er hat, wie er mir selbst äußerte, schon so viel Bestellung, daß er weit mehr Hände beschäftigen könnte, als ihm im Stifte zu Gebot stehen. In ökonomischer Hinsicht kann dies, da ein Paar lederne Schuhe jetzt 1 Thlr. 12 gGr. kosten, von äußerst zuträglichen Folgen sein.

Im Gebiete der Kunst und Literatur ist manches zur Reife gediehen, manches aber auch noch im Keimen.

Im Theater ward seit kurzem das aus dem Französischen übersetzte Drama Omasis mit einigem Beifall gegeben. Mehrern Zulauf hat aber ein neues, groteskes, fünf Aufzüge enthaltendes Ballet: Harlekin im Schuhe der Zauberei. Die Musik ist von unserm Weber, und dieser Komponist hat hier von einer neuen Seite sein schönes Talent erhärtet. Auch ward nur ein neues Kotzebue'sches Stück, das Intermezzo betitelt, zum Besten gegeben. Kotzebues zeitige dramatische Schöpfungen scheinen sich in dem Strome seiner Reputation, wie Tropfen ins Meer zu verlieren.

Seit einiger Zeit läßt uns auch Herr Volange mit seiner Familie den Vorschmack eines französischen Schauspiels empfinden. Er hat mehrere Male nicht ohne Beifall und Unterstützung in unserm Schauspielhause debutirt, und zwar an den Tagen, wo die deutsche Melpomene ruht, welches jetzt bekanntlich zweimal in der Woche geschieht.

Ausserdem fehlt es den Schaulustigen an Augenweiden nicht. Ein Panorama der Stadt Palermo ist hier seit einiger Zeit aufgestellt, und eine unverbrennliche Dame und ein förmlicher Steinfresser sind so eben angekommen und der Bewunderung des Publikums preis gegeben.

Auf bedeutende Produktionen der bildenden Kunst bin ich seit kurzem nicht gestoßen. Desto erfreulicher ist es für mich, Ihnen benachrichtigen zu können, daß wir bald von unserm Freithof ein schönes vollendetes Blatt zu erwarten haben, die Zusammenkunft Napoleons und Alexanders darstellend, nach einer trefflichen Zeichnung von Dähling. Kennern und Liebhabern ist die Manier dieses trefflichen Künstlers aus mehrern gehaltvollen Blättern, die er über Gegenstände aus der Brandenburgischen Geschichte, nach Gemälden von Kretschmar geliefert, in hinlänglichem Andenken, und ich verspreche daher nicht zu viel, daß dies sein jüngstes Blatt alle die Arbeiten habe das vielfach schon behandelte Sujet hinter sich lassen wird.

Eben so tröstlich ist auch die von Gubitz, diesem einzigen jetzt lebenden Holzschneider, erschienene Anzeige, der eben eifrig beschäftiget ist, drei Blätter als den Lapidem Lydium seines Talents und seiner Kunst der Welt vorzulegen. Ich sage tröstlich, in den Zeiten des Drangs und Leidens noch die Betriebsamkeit kunstfertiger Talente in jugendlicher Kraft sich ermannen zu sehen.

In Hinsicht literarischer Produktionen war die Zeit nicht sehr ergiebig, dennoch sind einige Kleingzeiten erschienen, deren ich der Sonderbarkeit wegen Erwähnung thun muß. Herr Julius von Voß hat uns nämlich beschenkt mit einem Aufruf an die Patrioten, Theurung, Geldübel (?) und Brodlosigkeit vieler Staatsdiener durch einen leichten Verein zu bekämpfen. Und wissen Sie, was dieses Tausendkünstlers Vorschlag ist? — Ein Lotto zu errichten, das aus 20,287 Loosen zu zehn Thalern bestehen soll, wovon die Einnahme

Digitized by Google

also 202,880 Thaler wäre. Von dieser Summe sollen nun 100,000 auf 10,000 Loose vertheilt werden, die hohe Gewinne bilden sollen, von welchen der höchste 20,000 Thaler wäre, und die alle baar ausgezahlt würden. Hingegen sollen wieder 100,000 Thaler auf 10,000 Loose, wovon jedes zehn Thaler gewinnen soll, die aber nicht baar ausgezahlt werden, sondern wofür dem Gewinner ein Schein ausgestellt wird, zahlbar nach dem Frieden. 2870 Thlr. sollen auf die Kosten verwendet werden. Von diesen letzten 100,000 Thalern, welche die Administration zurückbehält, sollen nun die dürftigen Staatsdiener pensionirt werden. Eine solche Lotterie sollte nun alle zwei Monate gezogen werden. E den trovato.

Am Geburtstage des Königs erschien eine Schrift unter dem Titel: „Friedrich der Zweite, König von Preussen. Ueber seine Person und sein Privatleben.“ Ein berichtigender Nachtrag zur Karakteristik desselben vom geheimen Rath Schöning. Bekanntlich war Schöning Kammerhusar Friedrichs des Großen. Indessen man bemerkt wohl, daß ihm die eigentliche Beobachtungsgabe fehlte. Bestimmte und tief eingreifende Züge erfährt man in dieser Brochure über Friedrich den Großen nicht: doch ein Umstand, den ich noch nirgendwo angezeigt gefunden, verdient ausgehoben zu werden, und der ist, daß der große Mann den Rheinwein nicht liebte. Er litt am Podagra, das er von seinem Vater ererbt zu haben glaubte, der es nach seiner Meinung von zu starkem Genuß des Rheinweins sich zugezogen haben soll. Er pflegte daher von diesem köstlichen Saft zu sagen: Si l'on veut avoir un avant-goût de la pendaison, on n'a qu'à boire du vin du Rhin. Ob der große Mann auch hierin recht hatte? —

Lustreise nach Frascati und zu der Rufinella Luzian Bonaparte's.

(Beschluß.)

Frascati ist gegenwärtig, den Oktober abgerechnet, ein todter Ort. Nirgends ist es für den Fremden schwerer, auf eine angenehme Weise in einem Privathause Unterkommen zu finden, als hier, und nirgends ist es theurer. Mehrere Reisende, die nicht davon unterrichtet waren, daß es ein Paar Privathäuser gibt, wo man das nothdürftig gegen billigen Ersatz finden kann, mußten im Wirthshause von Frascati für ein leichtes Essen, das gewöhnlich und höchstens vier Paul kostet, einen Scudo bezahlen. — Nur im Oktober ist Frascati durch die herausströmenden Römer einem Parisischen Frascati gleich. Dann sind die Gassen und Lustgänge gedrängt voll; dann wird Corsa (Wettrennen) gehalten; dann gibt es Privat-Komodien, Freiballe, die der Adel veranstaltet, und ein Luxus, wie man ihn kaum in den größten Städten suchen sollte, findet dann statt.

Ich befand mich einst in dem Hause eines Arztes, der viele Kinder und ein dürftiges Einkommen hatte. Die Damen waren beschäftigt, sich die Haare zu locken und zu flechten, und man kleidete sich in den offenen Zimmern aufs eleganteste an. Das alles geschah mit Schnelligkeit, Sorgfalt und emsiger Thätigkeit. Als man fertig war, und ich fragte: ob die Damen schon jetzt auf den Ball gingen? schlug man ein lautes Gelächter auf. Ich begriff die Ursache nicht. Endlich sagte ein junges Mädchen: Cosi al festino? „So zum Ball? Dazu gehört anderer Schmuck, zum wenigsten ein Anzug, der an achtzig oder hundert Scudi reicht.“ Sie gingen bloß zu einem gesellschaftlichen Kartenspiel in ein Privathaus. Begieriger war ich nun, den Ball zu sehen, und freilich war dort kein Anzug, dessen Spitzen, Perlen, Juwelen, Blumen, zarte Stoffe, nicht den Werth der angegebenen Summe überstiegen. Aber alles wurde durch die schöne Marconi, die Frau des neuen Reichen in Rom, verdunkelt; ihre Brillanten, Obrgehänge und Armbänder von Perlen u. s. w. wurden auf 20,000 Scudi geschätzt.

Doch wir eilen zu dem Hauptziel unserer kleinen Reise zu der Rufinella Bonaparte's. Der Weg zu ihr geht an der Borghesischen Villa Belvedere vorbei. Wir verweilten einige Augenblicke an den Kaskaden, die hinter dem Gebäude herabfallen. Ueber einer Urne bildet sich eine Wasserkugel. Eine weibliche Figur hält eine Schale in die herabperlende Fluth. Das Ganze erhebt sich aus dunkeler Felsennische. Zur Seite sind eine Menge Fischen, wo antike Wassergötter, Dryaden, Faunen sitzen, ruhen, Flöte spielen, und andere Statuen und Basreliefs, wenn auch nicht von ausgezeichneter Schönheit, doch überall mit dem eigenen Sinn, der den Vater der Borghese beseelte, angebracht. Man denkt bei solchen Stellen gern an die Worte des Göthe'schen Liedes, der Mignon:

Und Marmorbilder stehn und trauernd an.

Ja wohl trauernd! denn Alles, was mit so vielen Kosten hier aufgeführt wurde, ist schon wieder Ruine. Dennoch ergreift der Anblick. Er sagt uns, wie er nun immer sei: Das siehst du nur in Italien; freue dich auch der Ruine!

An einem stillen Kapuzinerkloster vorbei, erreicht man nun die hohe Rufinella, von der Luzian Bonaparte zu sagen pflegte, obgleich Frascati einer heitern, gesunden Luft genießt, nur ich habe in Frascati gute Luft.

Gleich indem man auf die Terrasse tritt, an deren Ende die schöne Gruppe von hohen Zypressen und Pinien steht, erblickt man zwei zart gearbeitete Marmorgruppen mittlerer Größe, davon eine Bacchus und Ariadne, die andere Amor und Psyche (beide scheinen nach Originalen von Canova und vielleicht unter seiner Leitung gemacht zu sein) erblickt. Ein Orangenbaum in Töpfen bedeckt einen Theil der Terrasse, und auf dem ganzen Hofe sind eine Menge Marmorbüsten, antiker Köpfe, verstreut. Man muß erstaunen über die Menge solcher Marmorarbeiten, die in der kurzen Zeit in dem ganzen umliegenden Parkrevier aufgestellt sind. Was wäre die Rufinella erst geworden, wenn Luzian Bonaparte nur ein Jahr dablieb!

Durch einen niedlichen Blumengarten, in welchem rothe, weiße und gelbe Rosen und Blumen aller Art und Farbe stehen, traten wir in das Haus. Es ist in beiden Hauptetagen von einem großen Kreuzgange durchschnitten. Dadurch hat das Innere etwas Klösterliches; aber die freie Kommunikation, die zwischen den Zimmern statt findet, und die Menge der kleinen Appartemente, ist der Bequemlichkeit für eine angesehene Familie wieder angemessen. Aufser Betten und Lampen waren wenig Modeln in den ausgeleerten Zimmern zu sehen. Am merkwürdigsten war uns das Zimmer, wo Luzians Gemahlin sich aufzuhalten pflegte. Wir fanden dort auf dem Tisch ein Gemälde in Wasserfarbe, das von einem armen römischen Künstler herrührt, der aus der Idee Luzian und seine Frau gezeichnet und kolorirt hat. Zimmer sind es ähnliche Figuren, wenn sie auch nicht die höchste Aehnlichkeit haben, und immer sind es Unver-

Digitized by Google

schöner Menschen. Luzians Gattin galt selbst in Rom für eine de' più belle donne di Roma.

Durch das ganze Haus hatte man starke Eisenklammern und Stangen hindurchführen müssen, um dem Ganzen neue Haltung zu geben. Dennoch dürfte das große Gebäude schwerlich einer zweiten ähnlichen Erschütterung widerstehen können.

Wir ertiegen die hohe Loge, wo wir ein Billard fanden, auf dem allerlei Pläne und Risse zu Gebäuden u. dgl. lagen. Welch eine Aussicht! Tief versunken erscheint Frascati, und alle Villen beugen sich tief vor der stolz über alle herrschenden Ruinella. Die unübersehbare Ebene bis zum fernen Sabinium liegt da wie ein Meer. Tivoli's Berge haben sich ausgebreitet. Aus der Campagna schimmern die Seen Pantaro und der alten Stadt Gabia, und die großen zum Theil Borghesischen Mayzarien oder Meiereien dehnen sich mit ihren ansehnlichen Rinderheerden und Stuterreien. Es ist in der That ein die ganze Seele hinreissender Anblick, und ihn an einem vollkommen schönen Sommer- oder Herbsttage zu sehen, das hat, wegen der glühenden Farben, die in dieser Landschaft erscheinen, etwas Unbeschreibliches.

Wir stiegen nun in die stille, heitere Kapelle des Hauses herab. Dort stehen zwei marmorne Denkmale einander gegenüber aufgerichtet. Auf dem einen steht die Büste eines sehr schönen Mannes, des Vaters der Brüder Bonaparte, auf der andern die Büste der ersten Gemahlin Luzians, die nach einem Jahre ihrer Verheirathung starb. Die Inschrift der beiden Male lautet also:

Le I Mai clo Io ccc VIII.
LUCIEN BONAPARTE
a consacré ce monument de piété conjugale à la mémoire toujours chère de
CHRISTINE BOYER
sa première femme, née à St.-Maximin en Provence, morte à Paris à l'âge de XXVI ans.

Die zweite lautet:

Le I Mai clo Io ccc VIII.
LUCIEN BONAPARTE
a consacré ce monument de piété filiale à la mémoire toujours filiale de
CHARLES BONAPARTE
son père, né à Ajaccio en Corse, mort à Montpellier à l'âge de XXXVI ans.

Variet äten.

Aus Deutschland.

— Ein Arzt schlägt zur Heilung des Lebensekels, der nach langen Aengstlichkeiten gewöhnlich mit Selbstmord endet, vor: alle zwei Stunden einen Skrupel gereinigten Salpeters mit einer Tasse vom Aufguß der Arnica (ein Quentel auf ein Nößel Wasser gerechnet) zu nehmen. Er war mit diesem Heilmittel schon glücklich. Eben dieser Arzt bemerkt, daß er sich bei allen Selbstmördern aus Lebensekel die dünnen Gedärme, besonders das intestinum jejunum, mehr oder weniger im entzündeten Zustand gefunden habe. — In unsern eisernen Zeiten, die so manchen Stoff zum Lebensekel darbieten, verdient die Entdeckung dieses deutschen Arztes Aufmerksamkeit und Prüfung.

— In Folge einer königlichen Verordnung vom 21 Juni 1808 ist das gesammte Königreich Baiern in fünfzehn Kreise eingetheilt, die ihre Namen meistens Flüssen zu danken haben. Mit dem 1 Oktober dieses Jahrs wird auf diese Territorial-Eintheilung in allen Verwaltungszweigen und öffentlichen Verhandlungen Rücksicht genommen. In diesen fünfzehn Kreisen wohnen auf 1636 1/2 Quadratmeilen 3,231,560 Seelen, nach folgendem Verhältnisse:

Kreis.	Hauptstadt.	Quadratm.	Einwohner.
Mainkreis	Bamberg	72 1/2	190,612
Pranitzkreis	Nürnberg	42	141,930
Nabkreis	Amberg	130 1/4	220,836
Rezatkreis	Ansbach	67 3/4	190,027
Altmühlkreis	Eichstädt	94 1/4	202,102
Oberdonaukreis	Ulm	79	218,659
Isarkreis	München	144 3/4	302,430
Salzachkreis	Burghausen	103 1/2	190,967
Illerkreis	Kempten	118	237,079
Innkreis	Innsbruck	176 1/4	207,751
Eisakkreis	Brixen	154 3/4	191,611
Etschkreis	Trient	112 1/2	226,492
Lechkreis	Augsburg	91	223,176
Unterdonaukreis	Passau	118	215,661
Regenkreis	Straubing	121	238,091
		1636 1/2	3,231,579

— Das ganze Königreich Würtemberg, in zwölf Kreise eingetheilt, die ihre Namen meistens den Hauptorten danken, hat nach Angabe des im Juni 1808 erschienenen königl. Würtembergischen Staatshandbuchs eine Bevölkerung von 1,182,139 Seelen. — Im Jahre 1803 hatte Altwürtemberg nur noch eine Population von 708,634 Seelen, und für die Entschädigungslande, oder Neuwürtemberg, rechnete man 116,534 Einwohner. Folglich hatte das Kurfürstenthum damals überhaupt 821,168 Unterthanen.

Aus Italien.

— * Mailand, 30 Sept. Außer den wenigen Theatern und den Kirchen hat Mailand für den Fremden wenig sogenannte „Sehenswürdigkeiten", wonach man sonst gern zu wallen pflegt. Die hiesigen öffentlichen Anstalten sind noch im Werden, oder erheben sich erst wieder aus ihrem Ruin. Die bedeutendsten Gemäldegalerien und Bibliotheken sind seit den langwierigen Kriegen verschwunden, oder doch selbst aus ihnen das Beste.

Die meisten hiesigen Journale sind eigentlich nur Kopien oder Uebersetzungen aus dem Französischen. Das übrige lohnt sich der Mühe kaum, daß man lieset. Selbst das Journal der gelehrten Societät von hier hat nichts Hervorstechendes.

Tritt man aus Deutschland oder Frankreich in Italien ein — man tritt in eine andere Welt. Ein schöner Himmel, eine üppig blühende Erde, aber der Mensch, welcher durch diese Gefilde, unter diesem Himmel wandelt, ist weder der thätige, heitere Franzose, noch der biderbe, ernste Deutsche. Ach, mehr am Menschen, als an seinen Gebäuden und Fluren erblickt man des Krieges böse Spuren. Die Künste selbst, wie die Wissenschaften, liegen noch sehr verwaist. Der Vielkönig ist wahrlich ein edler Fürst; er fühlt des Landes Bedürfniß. Er läßt Künstler von allen Seiten kommen, oder munterte sie zu Niederlassungen auf. Ich werde Ihnen darüber künftig noch mehr sagen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 81. — den 8 Oktober 1806.

Portugalls Ministerial-Regierung in den letzten drei Jahrzehenden. *)

Portugall unter Pombal.

Portugall und die Geschichte seines Hofes und seiner Verwaltung sind eigentlich noch wenig bekannt. Wir kannten nur die Resultate der dortigen Staatsadministration seit den letztern Jahrhunderten, und schon diese Resultate klagen die Elendigkeit der portugiesischen Regierung laut an vor allen gebildeten Völkern.

Vor der Entdeckung Amerika's war Portugall volkreicher als jetzt, wo es auf eine Quadratmeile kaum 1700 Einwohner zählt, und doch brachte der Boden damals Nahrung genug hervor für seine Population, und diese konnte noch den Schiffen Mannschaft geben zu Eroberungen in beiden Indien.

Eine Nation, einst so unternehmend, so brav, so kühn, sank ungeachtet ihrer brasilischen Goldquellen in die tiefste Trägheit, in die würdelosesste Dependenz; war gezwungen, drei Viertel des Getraides, so im Lande verzehrt ward, Butter, gesalzene Fische und andere der ersten Bedürfnisse, von Fremden einzukaufen; ihre Manufakturwaaren von England, Frankreich, Italien, Deutschland u. s. w. zu beziehen, während ihre Exportation sich auf Weine, Salz und Früchte beschränkte. Und hätten die unermeßlichen Quantitäten ihrer Kolonialprodukte, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Brasilienholz u. dgl. nicht Mittel zur Rückfracht für die ankommenden Handelsschiffe des Auslandes gegeben, Portugall wäre dem namenlosesten Elende bloßgestellt gewesen. Jede Unterbrechung der Kommunikation zwischen Lissabon und Rio Janeiro bedrohte unmittelbar die Existenz des europäischen Mutterlandes.

Ackerbau und innere Industrie verschwanden, sobald der Hof von Lissabon, seiner Pflichten gegen die Nation vergessend, Mönchsweisheit den Wissenschaften, Hofintriguen großen Unternehmungen, Indolenz des Luxus ernsten Beschäftigungen, und Titulaturen dem Verdienst vorzog. Als einmal Juan III die Inquisition einführte und die Juden verbannte, ein Sebastian die theuersten Interessen seines Volks einem ungerechten und fanatischen Projekt in den Ebenen von Afrika aufopferte, sank Portugall unter der Untüchtigkeit seiner Könige aus dem Hause Braganza von Jahrzehend zu Jahrzehend tiefer, und ward Gegenstand allgemeiner Verachtung.

König Joseph, oder vielmehr Pombal unter seinem Namen, gab dem ohnmächtigen Staate noch einmal neues Leben, indem er den pfäffischen Aberglauben, den Eigendünkel unwissender Beamten, welchen die Ehrenstellen mit der Geburt zuwuchsen, verbannen und die Portugiesen aus ihrer Lethargie wecken wollte. Mag man Pombals Administration tadeln, wie man will; man muß sie auch despotisch geheissen werden: sie war heilsam, und ihre Strenge gegen Mönchsherrschaft und spiesbürgerlichen Adelsstolz nothwendig.

Pombal vernichtete die Furcht vor der gespenstischen Inquisition, und handhabte die Rechte der portugiesischen Kirche gegen den Papst. Er reformirte die Universität und die öffentlichen Schulen, verbannte die scholastische Pedanterei und verbesserte manche Mißbräuche. Er beförderte Wissenschaften und Künste; er zwang den hohen Adel, dem Könige zu gehorchen und den Gesetzen; er schützte gegen des Adels Insolenz die industriösen Volksklassen

*) Eine Abhandlung im *Monthly Repertory* dieses Jahrs liegt diesem Artikel zum Grunde.

vordem kaum etwas besser als Sklaven geachtet. Er strebte dem Einflusse Englands standhaft entgegen, entzog den Britten einen beträchtlichen Theil ihres direkten Handels mit den portugiesischen Kolonien, etablirte mehrere Manufakturen, die, so lang er lebte, in blühendem Zustande waren; schuf einen Nationalhandel, da vorher aller Handel in den Händen der Fremdlinge war; er stiftete eigene Schulen zur Bildung junger Kaufleute, denn die vorhandenen Handelsleute waren in der Arithmetik, Geographie und in ausländischen Sprachen so unwissend, daß ihnen jeder Ausländer ein ausserordentliches Wesen zu sein schien.

König Joseph starb 1777, und Portugall verlor mit einem guten Monarchen zugleich einen großen Minister, der nun noch während seines Lebens den Triumf seiner Feinde, der Priester und des Adels, die Zerstörung seiner Werke und seiner Entwürfe mit ansehen mußte.

Die Königin Maria — ihre Minister — ihr Wahnsinn.

Maria, die Tochter Josephs, kam auf den Thron. Pombal hätte sie gern von der Thronfolge durch Annahme des salischen Gesetzes ausgeschlossen; es gelang nicht. Sie war nun dreiundvierzig Jahre alt, und trug dem Minister keinen Groll nach, weil ihr treffliches Herz von keiner Rachsucht wußte. Aber die Bigotterie ihres Oheims und Gemahls Peter, und die Einstürmungen der Mönche und Ebelleute siegten gegen den furchtbaren Widersacher der Finsterniß und der Vorurtheile. Libellen und Pasquille aller Art erschienen gegen den gestürzten Minister, der groß genug war, über das Glück der Gegenrevolution zu lächeln. Als man ihm meldete, der Pöbel habe seine Statue umgestürzt, und zertrümmert, sagte er: „Ficerão bem, não se parecia comigo.“ (Sie thaten recht; sie glich mir gar nicht.)

Mit allen Liebenswürdigkeiten ihres Geschlechtes verband Maria, die neue Königin von Portugall, einen nicht ganz ungebildeten Geist. Sie liebte ihre Unterthanen, und war eine Freundin der Wissenschaften. Aber sie hatte keine Charakterfestigkeit und, durch ihre Erziehung, gleichsam als Erbtheil aus dem Hause Braganza, vielen Hang zum frömmelnden Aberglauben.

Sie betrat im J. 1777 den Thron mit den herrlichsten Aussichten. Der Schatz war voll Goldes, der Kommerz blühend; die Kolonien hatten reichen Ertrag und veredelten ihre Produkte immer mehr; die Taxen waren ungemein mäßig, und öffentliche Schulden gar nicht vorhanden. Nur dem Ackerbau war noch nachzuhelfen. Pombal, zu sehr von den Plackereien der Jesuiten und eines intriganten Pabsts beschäftiget, hatte dem Ackerbau zu wenig Aufmerksamkeit widmen können.

Das neue Ministerium bekümmerte sich noch weniger darum, sondern dachte daran wohl zu leben, mit Pfaffen und schwelgerischen Edelleuten wohl zu stehen. — Große Entwürfe zu machen hatte Maria's erster Premierminister Aniela weder Kopf noch Muth. In allen Zweigen der Administration führte man, statt der verdrießlichen strengen Oekonomie Pombals, ein laxeres Dilapidationssystem ein. Die schwache Königin selbst war bis zur Verschwendung freigebig. Sehr beträchtliche Summen wurden zur Stiftung von Klöstern und andern unnützen Anlagen hingeworfen. Genug, unter dem Marquis von Ponte de Lima, welcher dem Minister Aniela folgte, war der Schatz der Krone bis auf den allerletzten Creusado erschöpft. Bigotterie und Ahnenstolz waren die Hauptkarakterzüge dieses beschränkten Kopfes, der bekanntlich Finanzminister ward, während er selbst, unfähig erklärt sein Vermögen zu verwalten, sein Eigenthum durch eine vormundschaftliche Kommission besorgen lassen mußte.

Niemand befand sich dabei besser als der Adel, dem alles gestattet ward; der sein Haus weder zum Asil entwichener Verbrecher machen, oft ungestraft seine Domestiken todtschlagen lassen konnte und die bürgerliche Volksklasse um so mehr haßte, je mehr er deren steigende Zivilisation bemerkte.

Die fromme Devotion der Königin ward vorzüglich zur prachtvollen Ausstattung von Kirchen und Klöstern benutzt. Der Convento do Corpo de Jesus (Kloster zum Herzen Jesu) kostete allein über neun Millionen Kruſaden. Die Inquisition begann ihre Verfolgungen wieder, und richtete dieselben oft gegen Männer von den größten Verdiensten. Selbstdenken ward wieder zum Staatsverbrechen. Die Büchercensur ward abermals der dreifachen Autorität der Inquisition, des Patriarchen, und dem hohen Gerichtshofe (dem Dezembargo do Paço) wie ehmals anvertraut.

Pombal hatte zu seiner Zeit Wollen-, Seiden- und andere Manufakturen im Lande mit großen Unkosten angelegt, und auf alle Art ermuntert; die Einschwärzung ausländischer Waaren scharf bestraft, und dadurch, daß er selbst inländische Fabrikate trug, oder den König und den Hof zum Tragen portugiesischer Stoffe bewog, den Absatz befördert. Das alles ward nun wieder anders.

Lissabon, Oporto und die Kolonien wurden jetzt von englischen Schiffen mit Contrebande überhäuft, so daß die portugiesischen Fabriken, die weder in Preis noch Güte mit englischen Waaren in Konkurrenz treten konnten, eingehen mußten. Die beiden Handelsstädte, Lissabon und Oporto, schwammen im Ueberfluß und Luxus. Während hier ein neuer Palast neben dem andern aufstieg, schmachteten die Provinzen in drückender Armuth, wo Feudal-Lasten, übergroße Anzahl der Geistlichen, elendes Rekrutirungs-System für die Armee, und Mangel guter Kommunikations-Straßen den Ackerbau und Wohlstand lähmten. Nur die kleine Provinz von Minho war gewissermaßen frei von diesen Plagen, und daher auch immer so kultivirt und so volkreich, wie irgend ein Fleck Landes in Europa.

Unter der vorigen Regierung war die Annahme von Novizen in den Klöstern so schwierig, daß beim Tode Königs Joseph manche alte Abteien schon dem Erlöschen nahe waren. Jetzt übervölkerte der fromme Aberglaube die leer gewordenen Zellen wieder!

Wie alles, verdarb nun auch die vormalige gute Polizei. Ein unwissender, despotischer Mensch, der dazu ohne alle Fähigkeit war, sollte sie handhaben. Er verschwendete ungeheure, dem öffentlichen Dienste bestimmte Revenüen, bereicherte seine Familie, die eine der größten des Königreichs ward, und bekümmerte sich so wenig um seine Pflichten, daß man selbst auf den Straßen von Lissabon im Kothe waten, und sich vor Beutelschneidern und Spitzbuben in Acht nehmen mußte.

Daß die Schulen wieder in Verfall kamen, darf wohl nicht erst besonders gesagt werden. Stellet nur Menschen an die Spitze der Staatsverwaltung, welche, weil sie selbst unwissend und geistesarm sind, die Aufklärung hassen, oder, weil sie gern unbeachtet und ungestraft von der öffentlichen Meinung Geld zusammenscharren, in Sittenlosigkeiten sich umtreiben, die Dunkelheit lieben: und die Schulen des Volks werden ihnen zuerst ein Greuel sein. Der Herzog von Lafoens, der während der

Digitized by Google

Pombalschen Administration ganz Europa durchreiste und Kenntnisse einsammelte, stiftete bei seiner Rückkunft eine Akademie der Wissenschaften, und arbeitete mit rastlosem Sinne für die Verbreitung der Gelehrsamkeit. Kräftig unterstützte ihn der berühmte Correa da Serra. Jetzt ward der Herzog und sein Werk ein Gegenstand der Neckereien, und die Akademie schmachtete in elender Existenz.

Die Geisteszerrüttungen der Königin hätten sich gewiß schon früher geäussert, wenn ihr Beichtvater nicht ein Mann von gesundem Menschenverstand und liberalen Ideen gewesen wäre. Er starb aber, und sein Nachfolger, der Bischof von Algarve und Großinquisitor, war ein finsterer, bigotter Mensch, der theils aus Aberglauben, theils aus niedrigen Interessen, das Gemüth Mariens terrorisirte, ihre Gewissensskrupel immer weiter trieb, bis sie den Verstand verlor. Ging er doch so weit, ihr Zweifel gegen die von ihrem Vater wider den Herzog von Aveiro und dessen Mitverschworne gefällte Sentenz beizubringen, um diesen Leuten, die sich gegen das Leben ihres Monarchen verbündet gehabt hatten, Würden und Vermögen wieder zu verschaffen. Und es wäre ihm gelungen, wenn nicht Joao Pereira Ramos, eine der achtungswürdigsten Magistratspersonen, den die Königin desfalls konsultirte, mit unbeugsamer Festigkeit gegen das Projekt geardeitet hätte. Aber der Eindruck, welchen des Beichtvaters Worte auf das schwache Gemüth der Königin gemacht hatte, war zu tief; sie verlor zuletzt darüber gänzlich den Verstand.

Der Großinquisitor mußte nun den Hof meiden. Dieser Mann ist eben der, welcher den Bannfluch über die französische Nation ausprach; die Gefängnisse der Inquisition, die an seinen Palast stießen, mit neuen Kerkerthürmen versehen ließ; mit allem Ernste an der Erneuerung des Autos da Fé arbeitete und seinen Zweck erreicht haben würde, hätte nicht der wackere Seabra, damals Minister des Innern, ein Mann von hellen Grundsätzen, diese höllischen Anschläge zerstört.

Der Prinz von Brasilien — Manique, Polizeiintendant — Lafoens — Abrantes.

Der Wahnsinn der Königin von Portugall war unheilbar. Man ließ den Doktor Willis von England kommen. Er schlug der Königin eine Seereise vor nach England. Man lehnte es ab. Die Königin kam nicht aus dem Palast. Jeder Mönch, jeder Priester, den sie erblickte, erregte ihr Grausen, und das Bild der Hölle. Willis kehrte reich beschenkt heim. Der Prinz von Brasilien, Don Juan, übernahm die Regentschaft, doch wurden alle öffentliche Akten im Namen seiner Mutter gegeben.

Don Juan war ursprünglich für den Thron nicht bestimmt, sondern Joseph, sein älterer Bruder, für dessen Bildung sich Pombal viel Mühe gegeben hatte. Bösartige Kinderblattern tödteten ihn im J. 1788 und raubten der portugiesischen Nation den liebenswürdigsten Prinzen, die Hoffnung der Edeln. Sein Tod war der Gegenstand der allgemeinsten und wahrhaftesten Betrübniß im ganzen Lande, um so mehr, da man die Unfähigkeit Don Juans kannte, dessen Erziehung zu sehr vernachlässigt worden war.

Unglücklicherweise aber mußte dieser Prinz die Regentschaft in einer Zeit übernehmen (er trat sie am 10 Febr. 1792 an), da die gewandtesten Staatsmänner allen Muth und alle Klugheit vonnöthen hatten in den Stürmen aufrecht zu stehen, die den Welttheil so tief erschütterten. Nichts, als die strengste Neutralität, wie sie Dänemark beobachtete, konnte für Portugall erspriesslich werden — Dänemark, an Größe und Macht und auch darin noch Portugall gleich, daß ebenfalls ein Sohn statt des geisteskranken Vaters daselbst das Staatsruder führte.

Allein die brittische Parthei hatte am Hofe zu Lissabon von jeher das Uebergewicht. Der Herzog von Lafoens, Seabra und andre Freunde des Vaterlandes mahnten vergebens zur Neutralität, zur Schonung Frankreichs, das früh oder spät Rache nehmen würde; man nannte sie Jakobiner. Don Martinho de Mello e Castro, gewesener Seeminister, und sein Neffe Don Joao d'Almeida, Gesandter zu London, arbeiteten für England, und ein Traktat ward zwischen Portugall und Großbrittannien abgeschlossen, der einer Offensiv- und Defensiv-Allianz ziemlich gleich sah. Gleich darauf mußte eine Abtheilung der portugiesischen Flotte in Portsmouth einlaufen; um mit der brittischen vereint zu operiren. Die Engländer machten sich freilich aus dem Succurs so wenig, daß sie ihn nirgends benutzten, und lieber ein Aequivalent an Geld dafür nahmen.

Jetzt machten die französischen Kaper auf alle Brasilienschiffe Jagd. Die Portugiesen haben dadurch, wie man berechnet, über hundert Millionen Kruzaden vom Jahre 1794 bis zum Madrider Frieden eingebüßt.

Portugall erlag schon unter diesen Anstrengungen; noch mehr aber, als der Staatsminister Marquis von Abrantes den unglücklichen Einfall hatte, die zerrütteten Finanzen durch Papiergeld wieder herzustellen. Das Land bekam neue Schulden lassen; die Papiere wurden bis zur höchsten Täuschung nachgemacht; ein gewisser Schreibmeister Sarmento machte sich dergleichen bloß mit Feder und Dinte; in der Schatzkammer ward die Verwirrung so groß, daß man zuletzt nicht einmal mehr bestimmt wußte, für wieviel Summen Papiere ausgegeben waren. Das Landvolk wollte sich mit dem Papier gar nicht befassen; Wein, Oel, und andre ländliche Produkte bekam man gar nicht dafür; es zirkulirte bloß in Städten und Flecken.

Der Prinz-Regent, von Natur ängstlich und unentschlossen, bigott, wie sein Vater gewesen, in nichts als Liturgien bewandert, hatte alle Eigenschaften, ein guter Mönch zu werden, ward bald von diesem, bald von jenem geführt. Hauptzüge seines Karakters sind Argwohn und Verstellung; er traute niemand; er schauderte vor dem bloßen Gedanken, einen Favorit zu haben, der ihn beherrschen könnte. Er bestimmerte sich um alle Kleinigkeiten seiner Hofstinge, hielt sie selbst unter einander in beständiger Zwietracht, und herrschte darin. Der einzige Mann, chem er noch am meisten zu trauen schien, war anfangs der Polizeiintendant Manique, ein Mensch, der in Lissabon bekannt als Mann ohne Gewissen, ohne Sitten, und der schlau genug den tyrannischen Argwohn des Prinzen benutzte, sich seines trauens zu bemeistern. Er fabrizirte z. B. Listen von Verschwornen und legte sie dem Prinzen vor; er dichtete Mährchen von Complots, um sich seinem Fürsten als Schutzgeist unentbehrlich zu machen. Mancher arme Freimaurer, in die abscheulichsten Gefängnisse geworfen, hätte darin verderben müssen, wenn nicht der Minister des Innern, Don Seabra, und der aufgeklärte Herzog von Lafoens mit standhafter Menschenfreundlichkeit dem derzlosen Ungeheuer entgegengestrebt hätten.

Man kann mit Zuverlässigkeit versichern, daß an allen Konspirationen und Revolutionsplanen, die Manique dem Prinzen heuchlerisch vorspiegelte, nicht das Geringste wahr gewesen. Freilich klagten viele über Frilheit und Besechtschkeit der meisten Beamten, über gänzliche Vernachlässigung der portugiesischen Handel

Digitized by Google

interessen; aber in der ganzen Stadt Lissabon war vielleicht kein halbes Dutzend Menschen, die miteinander sich unterstanden, oder bedeutend genug gewesen wären, gegen ihren Souverain mit Ernst aufzutreten; hier herrschte weder Stimmung zu gewaltsamer Staatsumwälzung, noch fand sich irgend eine besondere politische Parthei, die den Namen einer Faktion verdient hätte. Wie wenig die Portugiesen zu einer Revolution geneigt waren, oder zu grossen Schritten wider den Hof, erhellt unwidersprechlich aus der letzten Szene, da der Regent floh, da er seine und einen beträchtlichen Theil der Nationalschätze einschiffte, entführte, und niemand dagegen auch nur eine Miene der Widersetzlichkeit machte.

Ueberhaupt war die Justizpflege so willkührlich, wie wohl in keinem europäischen Staate. Die Gefängnisse sah man immer angefüllt. Es fanden sich darin Unglückliche seit Jahr und Tag, die man nur noch nicht einmal zum Verhör hatte kommen lassen. Manique in seiner Allmacht, unbekümmert um die bestehenden Gesetze, verbannte oft Angeklagte nach den Kolonien von Asien, Afrika und Amerika, auf blosse Denunziationen hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. September 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	27. 12/10	27. 1 1/10	+ 15	+ 21	+ 15	Regen	—	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 14/10	27. 1 3/10	+ 14	+ 19	+ 16	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
3	27. 7/10	27. 1 4/10	+ 15	+ 15	+ 14	—	Regen	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
4	27. 14/10	27. 1 4/10	+ 12	+ 15	+ 13	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 1 1/10	27. 1	+ 12	+ 19	+ 14	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
6	27. 1/10	27. 1 2/10	+ 12	+ 15	+ 14	—	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 1 5/10	27. 1 3/10	+ 12	+ 18	+ 15	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
8	27. 1	26. 9 8/10	+ 10	+ 19	+ 16	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
9	26. 7 7/10	26. 6 9/10	+ 14	+ 16	+ 15	—	—	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 7 6/10	26. 8 1/10	+ 12	+ 15	+ 11	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 8 8/10	27.	+ 9	+ 15	+ 13	—	—	Regen	—	S. W.*	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	27. 3/10	27. 8/10	+ 10	+ 16	+ 14	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
13	27. 2/10	27.	+ 9	+ 20	+ 13	—	—	Regen	Thau	S. W.	S. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
14	27.	27.	+ 11	+ 12	+ 10	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
15	27.	27. 1/10	+ 9	+ 12	+ 11	—	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
16	27. 3/10	27. 8/10	+ 11	+ 14	+ 14	Regen	Regen	—	—	S. W.	D.	—	bewölkt	bewölkt
17	27. 1 1/10	27. 1 2/10	+ 10	+ 16	+ 12	—	—	—	—	D.	D.	—	bewölkt	bewölkt
18	27. 1 2/10	27. 1 3/10	+ 11	+ 17	+ 11	—	—	—	—	D.	D.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 1 3/10	27. 1 4/10	+ 9	+ 17	+ 13	—	—	Regen	Thau	S. W.	S. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
20	27. 2	27. 2 3/10	+ 13	+ 17	+ 14	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
21	27. 2 3/10	27. 2 2/10	+ 12	+ 16	+ 15	—	—	—	—	D.	D.	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 2	27. 3/10	+ 11	+ 15	+ 13	—	—	—	—	D.	D.	—	bewölkt	bewölkt
23	26. 9 6/10	26. 7	+ 12	+ 16	+ 12	Regen	—	Regen	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 7 7/10	26. 8 8/10	+ 10	+ 14	+ 11	—	—	Regen	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
25	27. 4/10	27. 1	+ 8	+ 15	+ 10	Regen	—	—	—	N. W.	N. O.	—	bewölkt	heiter
26	27. 1	27. 7/10	+ 6	+ 15	+ 10	—	—	—	—	D.	D.	—	heiter	heiter
27	26. 9 7/10	26. 7 3/10	+ 7	+ 15	+ 12	—	—	Regen	Thau	D.	S. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
28	26. 6 7/10	26. 6 9/10	+ 8	+ 9	+ 6	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 4 7/10	26. 4 1/10	+ 8	+ 10	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	S.	—	bewölkt	bewölkt
30	26. 6 8/10	26. 7	+ 5	+ 14	+ 7	Regen	—	Regen	—	W.*	N. W.	—	heiter	bewölkt

Anmerkungen.

Zwar zählte in der ebenen Schweiz der Herbstmonat nur drei nahe Gewitter, die sämmtlich Nachmittags zwischen 2 und 8 Uhr erschienen, nämlich am 8ehlten, am dreizehnten, am siebenundzwanzigsten; aber fast immer war der Himmel düster behangt, und die kühle Witterung, die Rebel und Regen, gerötheten des Winzers reiche Hoffnungen. Das Jahr hatte einen Ueberfluss von allen Arten Obstes gewährt: die Scheunen füllten sich mit Getraide und Heu; die Kartoffeln, oder Erdäpfel, des Armen Trost, die Schutzwehr gegen Hungersnoth, prangten in Fülle; allein an den Reben erstarb hin und wieder unter der rauhen Witterung zu früh das Laub; die Pflanzation des Saftes wurde damit gehemmt, und folglich auch das Ausbreiten der Trauben, die an vielen Orten einen sauren, kraftlosen Wein verhiessen, so zahlreich man ihnen auch jeder Reifhoch behängt war.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 82. — den 12 Oktober 1808.

Lustreise nach Frascati und zu der Villa Luzian Bonaparte's, im Mai 1808.

Zweiter Brief.

Ausser den beiden Denkmälern, die Luzian seinem Vater und seiner ersten Gattin gesetzt hat, enthält die Kapelle nichts merkwürdiges. Nach seiner ersten Idee sollte unter den hohen Postumenten der beiden Büsten eine sinnvolle liegende Marmorfigur gestellt werden. Eine davon war auch bereits fertig geworden, und hatte für längere Zeit den ihr bestimmten Ort eingenommen. Sie war nicht nur sehr glücklich gelungen, sondern sollte überdies der ersten Gemahlin Luzians, und zwar in der Zeit ihrer Blüthe, so sehr geglichen haben, daß er einen besondern Genuß daran fand, öfters diese Statue zu sehen. Man wollte sogar wissen, daß er vor dem Marmorbilde oft bis zu Thränen gerührt worden sei.

Die besagte Statue befindet sich nun in einem entlegenen Theil des Parks, wenn man die von Wegen durchschnittene Gegend der umliegenden Anhöhe so nennen will. Vermuthlich mochte der Umstand, daß dem Künstler beim Transport des Marmors für die männliche Büste ein großes schon gearbeitetes Stück zerbrach, Ursache sein, daß die zweite Figur nicht schnell genug fertig wurde, und Luzian, der seine Ideen eilig ausgeführt sehen will, änderte indessen die ganze Idee ab.

So erklärten wir uns die Sache; dennoch waren wir neugierig geworden, die nur einsam trauernde Statue zu sehen. Mit Hilfe eines der neuen Anlage kundigen Mannes gingen wir zu der Stelle, wo sie sich befindet. Es ist ein äusserst verborgener Winkel, und doch geniest man über ein hinabsinkendes Wiesenfeld der herrlichen Aussicht auf einige tiefer gelegene Villen, die Ebene und die Berge von Tivoli und die Sabinen. Die weibliche Marmorfigur ist unstreitig eine der interessantesten, im Umfange der neuen Villa Luzians zu sehen sind. Sie ruht, indem der obere Theil des Körpers durch den linken Arm, den sie sich stützt, aufrecht gehalten wird, in einer sanften, schönen Formen des Körpers entsprechenden Bewegung. Sie äusserst glücklich drapyirt. Das Gewand ist weich und in angenehmen Falten gebrochen, dabei so leicht gehalten, als wäre es nur ein Schleier, und kein Umriß, der zur Vollendung der des schönen Körpers gehört, ist verdeckt. Der Kopf, in dem innere Kampf einer liebevollen Seele mit einem tiefen, für Einen Augenblick still gewordenen Schmerz sehr edel drückt ist, sieht etwas auf die Seite gewendet zur Erde. Der Anblick einer so reizenden Statue an einem so abgesonderten Ort ist überraschend. Das auf sie hinscheinende Morgenlicht erhöhte den Glanz des blendend weißen karatischen Marmors, und das Flüstern des Laubes der dunkel überhangenden Eichen und Ulmen erinnerte hier an die Sage der Vorzeit, in welcher die Bilder und Eindrücke des Schönen aus entfernten Zeiten vorüberwallen, wie in ossianischem Liede. Es ist schade, daß durch den herabfallenden Blätterstaub und durch den Regen, der aus den Bäumen farbigte Theile herabspült, diese Statue in kurzem ihre jetzige Reinheit verlieren muß, indem nach und nach die Falten und Vertiefungen mit Schmutz angefüllt werden. — Uebrigens überzeugte uns die Vergleichung dieser Gesichtsform mit der Form der Büste, die wir in der Kapelle gesehen hatten, daß nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen den Köpfen statt fand,

Digitized by Google

Wenn also etwas Wahres an der obigen Nachricht gewesen wäre, so müßte es sich bloß auf Aehnlichkeit des Körpers bezogen haben.

Auf dem Rückwege zu dem Hause bemerkten wir eine Menge neu angepflanzter Bäume. Unser Führer versicherte uns, daß Luzian in der kurzen Zeit, seit er Besitzer der Rufinella ist, gegen 36,000 Bäume habe pflanzen lassen. Man kann sich davon eine Idee machen, wie viele Hände durch ihn beschäftigt sein müßten. Noch jetzt fanden wir mehrere Personen in dem umliegenden Garten oder Parkrevier beschäftigt. Man wieß uns unter andern einen Platz, wo Luzian den benachbarten Landleuten bisweilen einen fröhlichen Tag gab, indem er sie einlud, bei frischem Thaue, den er in reichlicher Menge hinfallen ließ, sich ganz auf ihre Weise zu ergetzen. So hatte er das Vergnügen, lebendige ostadische Gemälde in italienischem Styl um sich zu sehen. Es verdient bemerkt zu werden, daß an allen frei aufgestellten Sachen, davon die mehresten auf niedrigen Postamenten stehen, hier nicht das geringste beschädigt worden ist, welches sonst überall in Italien der Fall zu sein pflegt, wo etwas öffentlich ausgestellt ist.

Wir waren nun begierig, eine kleine Eremitage zu sehn, die einen runden Pavillon mit spitz zulaufendem Bundschadle bildet, und mit Rinde und andern von Bäumen genommenen Verzierungen bekleidet ist. Die Frascatanee nennen es la Casaccia, und die sich feiner ausdrücken wollen, sagen: il piccolo Caffeause. Dies war Luzians Lieblingsaufenthalt, und hier pflegte er gewöhnlich mit seiner Gattin zu frühstücken. Es liegt dies Häuschen, das nur ein rundes Zimmer und zwei Thüren hat, unter den hohen Pinien, die am Abhange des Berges stehen. Baumhecken sondern das stille Plätzchen von der hohen Terrasse ab, und unter dem grünen Rasen vor dem Hüttchen liegt ein kleiner, stiller, von Felsen und Mauer eingefaßter Gartengrund, der aber nicht bebauet ist. Er gehört dem Kapuzinerkloster, und das Kloster selbst mit seinem Glockenthürmchen schließt das stille kleine Thal. Von Frascati hat man nur hie und da eine kleine Aussicht; bloß der ferne Horizont gegen den Soracte dehnt sich frei in weiter Ferne aus.

Es läßt sich keine ruhigere und zugleich romantischere Stelle denken, als diese ist. Man ist der Menschenwelt völlig entnommen, und blickt hier gleichsam über die Erde hinweg in den unermeßlichen Aether, der die weite Ferne umspannt. Der Gesang der Waldvögel und das Glöckchen des nahen Klosters sind die einzigen Töne, die diese Einsiedelei erreichen, und dennoch ist mit dem Eintritt in den Pavillon jede Idee, die man sonst mit dem Worte „Einsiedelei“ verbindet, verschwunden. Man tritt in einen Tempel, dessen offene Hallen der auf- und untergehenden Sonne zugekehrt sind, und man weilt unwillkührlich, weil dem Gemüthe wohl ist, ohne daß die Bequemlichkeit der weich gepolsterten Sitze dazu einladen darf. Auf dem grün gefärbten Grunde der innern Wandfläche liest man mehrere Inschriften, die Luzian selbst angegeben haben soll. Man bemerkte, daß unter andern vornehmen Fremden, die diese Höhe besuchten, auch der gegenwärtig in Rom kommandirende General beständig war. Fast alle nahmen sich Abschriften von den Denksprüchen, die auf der Wand stehen. Ich habe das gleiche auch für Sie gethan, und theile Ihnen die vorzüglichsten dieser Sentenzen oder Verse mit.

Zwei der längeren Stellen sind aus dem Virgil. Darunter sind die schönen bekannten Verse aus Virgils Gedicht von der Landwirthschaft: O fortunatos nimium bonos etc. u. s. w.

Eine italienische Inschrift heißt:

E ben ch'io fossi guardian degli orti,
Viddi e conobbi pur le inique corti.

(Mag ich auch Hüter der Gärten sein; gesehen und gekannt habe ich dennoch auch die ränkevollen Höfe.)

Eine andere italienische Inschrift heißt so:

Tempo già fù, quando più l'uom vaneggia
Nell' età prima, ch'ebbi altro desio.

(Es gab eine Zeit — eine frühere — in welcher der Mensch mehr dem Stolze lebt — da hatte ich anderes Verlangen.)

Eine dritte spricht:

Ne cura, o voglia ambiziosa o avara,
Mai nel tranquillo del mio petto alberga.

(Keine ehrgeizige und keine habsüchtige Sorge wohnt in der Stille meiner Brust.)

Dies sind die einzigen Inschriften, die entweder eine Anspielung enthalten, oder eine Deutung zulassen. Die übrigen sind durchaus bedeutungslos.

Von diesem romantischen Ruheorte setzten wir unsere Wanderung weiter gegen die Höhe fort. Auf dem Rücken der Höhe, wo man den Monte Cavo, die Gegend von Albano und das Kastell Gandolfo erblickt, steht unter einigen hohen Pinien eine kolossale männliche Statue, die herrschend über die Tiefe herabschaut, und wenn die Sonne darauf scheint, eine reizende Wirkung macht. Einige Schritte weiter stießen wir auf einen mehr als Mannshöhe tiefen und breiten Graben, der die ganze Besitzung Luzians von dieser Seite einfaßt. Er erstreckt sich bis zu der Höhe, wo die Ruinen des alten, von den Römern verwüsteten Tuskulums liegen — wenigstens eine Mitglie weit. Die Arbeit hat nur durch große Anstrengung vollführt werden können, da überall, oder doch an den meisten Orten, vulkanischer Schutt zu durchgraben war. Man hat während dieser Arbeit mehrere alte Geräthe, Waffen, Stücke von Gefäßen, große behauene Steine, eine Begräbnißkammer mit gewöhnlichen Urnen-Nischen und eine große Menge Gebeine gefunden. Auch sind ein Paar Statuen ausgegraben worden, doch von schlechter Arbeit.

Indem wir, an dem Rande des Grabens hin, gegen die Höhe des alten Tuskulums gingen, wurden wir durch den Anblick einer Büste überrascht, die zur Linken unsers Weges in einem tiefer gelegenen, ziemlich ansehnlichen Platze, der eine fast viereckte Form und auf ein Paar Seiten alte mit Epheu umrankte Mauern hat, aus dem grünen Boden hervorsah. Bei näherer Untersuchung fanden wir, daß es Cicero's Kopf war, der muthmaßlich an dieser Stelle seinen berühmten tuskulanischen Landsitz hatte. Diese wortlose Belehrung und Aufforderung, stille zu stehen, wo ein so ausserordentlicher Mann wie Markus Tullius war, einen Theil seines thätigen Lebens zubrachte, gewährte uns kein geringes Vergnügen, und nirgends konnte schicklicher das Bild des denkwürdigen Mannes stehen. Mag es auch bei den Antiquaren unausgemacht sein, ob Cicero's Villa an dieser Stelle, oder höher, wo man eine Menge Substruktionen zu Bädern findet, gestanden habe; so konnte doch der Fantasie keine angenehmere Wahrscheinlichkeit gegeben werden, als daß man durch Aufstellung der Büste gleichsam den Schatten jenes Denkers in einen stillen heitern Raum zurückführte, der sichtbar die Spur einer ehmals ansehnlichen Wohnung trägt.

Wer die schöne Höhe des Bergrückens, auf dem man über Frascati gegen das alte Tuskulum geht, kennt, und sie in

Digitized by Google

ihrem jetzigen Zustand wiedersehen kann, wird sich freuen, hier auf einer längeren Strecke bequemere mit Bäumen bepflanzte Wege zu finden; wer, ohne sie gesehen zu haben, nach Rom kommt, dem steht einer der reizendsten Genüsse bevor, die man in der Gegend Roms haben kann.

Portugalls Ministerial-Regierung in den letzten drei Jahrzehenden.

(Fortsetzung.)

Seabra — Almeida — Pinto de Souza.

Da alle Hoffnungen zur Wiederherstellung der Königin verschwunden waren, nahm der Prinz den Titel des Regenten an, und entzog sich damit der Vormundschaft, unter welcher ihn die Minister zu halten suchten.

Seabra, weil er zur Opposition gehörte, wurde entlassen. Seabra war ein Mann von Talenten, ein wackerer Jurist. Weil er unter Pombals Administration gewagt hatte, dem Könige den Plan dieses Ministers, Marien vom Thron auszuschließen, zu verrathen, schickte ihn Pombal nach Pedras Negras ins Exil. Hier war er so ganz aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt, daß es darauf angelegt schien, ihn im Elende umkommen zu lassen. Ein gutmüthiges Negerweib rettete aber noch sein Leben, und verschaffte ihm Nahrung. Dankbar nahm er die schwarze Freundin dafür mit sich nach Europa, als ihn nach Joserphs Tode die Königin Maria zurückberief.

Seabra's satyrischer Humor, seine Verachtung der Amtsgenossen, machten ihn aber bald zum Gegenstand des Hasses. Nur Lima, der wegen eigener Unfähigkeit sich in allen schwierigen Fällen an ihn wenden mußte, blieb ihm beständig ergeben. Die Schlechtigkeit und Beschränktheit mancher von Seabra's Günstlingen ward ihm selbst im Publikum zur Schuld gerechnet, und war Ursache, daß man von ihm nicht überall die günstigste Meinung hegte.

Sein Nachfolger ward nun nach seiner Entlassung Mello de Pinto de Souza, der seit dem J. 1788 Minister des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten gewesen; ein Mann ohne sonderliche Fähigkeiten, und dabei ziemlich unwissend, so, daß er in seiner eigenen Sprache keine Zeile ohne die gröbsten orthographischen und grammatikalischen Fehler schreiben konnte. Dabei aber gab er sich ein gewisses diplomatisches Air, war sehr zurückhaltend, ein ziemlich plumper Schmeichler und gegen Ermedrigungen aller Art unempfindlich, wenn sie sich nur bezahlt machten. So kam er zu einer gewissen Reputation. Seine Frau und ein Paar Favoriten hatten das Heft der Geschäfte in ihrer Hand, und bei einem wohl organisirten Bestechungssystem häufte sich in ihrer Privatkasse ein ansehnlicher Schatz. Die Dame selbst stand, wegen ärgerlicher Lebensart, nicht im reinsten Ruf, und ward in anständigen Gesellschaften kaum gern gesehen.

Almeida wurde zu gleicher Zeit von London aus seinem Gesandtschaftsposten zurückberufen, und an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Es ist bekannt, wie er in London nur dem Minister Pitt und Lord Grenville den Hof gemacht; wie er blind und ausschließend dem brittischen System ergeben gewesen; wie er die Franzosen haßte und seine eigenen Landsleute verachtete.

Nach dem Tode des Martinho de Mello e Castro bekam, als sein Nachfolger, der bisherige Minister in Turin, Don Rodrigo de Souza, das Portefeuille des Seewesens. Von Rodrigo war ein redlicher, patriotischer, kenntnißreicher Mann; aber seine Einbildungskraft allzu lebhaft, sein Temperament allzu ungestüm. Er faßte gigantische Plane für die Vergrößerung der Flotten und Verbesserung der Kolonien; er regte Kunst und Wissenschaft an, gründete eine neue Akademie für die Marine, und wollte Portugall in den Rang der aufgeklärtesten, industriösesten, mächtigsten Nationen erheben. Aber die Vollziehung dieser Riesenentwürfe kostete ungeheure Summen, durch üble Administration war der Staat schon verarmt genug; es kamen neue Auflagen; es erschien Papiergeld; diese Flut von Elend schwemmte die herrlichen Plane hinweg, die in ihren Prinzipien übrigens nicht ganz richtig berechnet, in der Ausführung übel behandelt sein mochten. Don Rodrigo war dabei ein eifriger Sachwalter des brittischen Kabinets. Er meinte es gut, und half bei dem allen den Ruin seines Vaterlandes befördern. Nach Pontes de Lima's Tod erhielt er das Finanzdepartement, und dem alten Herzog von Lafoens wurden Titel und Ehren eines Premierministers übertragen.

Diese letztere Wahl hatte allgemeinen Beifall. Der Herzog von Lafoens war beim Volke sehr beliebt, ein Freund des Friedens, und auf die Engländer nicht am besten zu sprechen, deren Offiziere bei jeder Gelegenheit die portugiesische Nation kränkten. Ihm und dem Minister Seabra ist der Traktat zu danken, den Aranjo (10 Aug. 1797) in Paris mit dem Directorium geschlossen hatte; aber Pinto, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war dabei nicht zu Rathe gezogen, und nun hinterrieb dieser, obnehin Mann der englischen Partei, die Ratifikation. Der Prinz ward umgestimmt; die Forts von Lissabon wurden den Britten anvertraut; eine sogenannte Hülfsarmee zusammengesetzt aus englischen und Schweizertruppen und französischen Emigranten, kantonirte in den Lissabonner Baraken. Man einem gehaltenen Staatsrathe wurde Aranjo sogar der Verrätherei beschuldigt. Nur der Herzog von Lafoens nahm sich seiner muthig an, und stimmte sich mit Nationalstolz den brittischen Machtsprüchen entgegen.

Doch der Herzog hatte weder Kraft genug, sich den nöthigen Einfluß auf den Prinz-Regent zu verschaffen, noch Behutsamkeit genug, die Schmeichler, die den Prinzen umlagerten, zu vernichten. Er war zu unbefangen; sprach zu frei und derb gegen den Prinzen; hielt sich schon durch sein graues Haar berechtigt genug, die Rolle des strengen Zensors zu spielen. So gleichgültig er den Pinto's und Souza's selbst das höfische Spiel, ihn beim Regenten in Ungnade zu stürzen, Almeida, der dem Herzog seine Stelle zu verdanken, der eine Blutsverwandte der Herzogin von Lafoens zur Gemahlin erhalten hatte, machte mit ihnen gemeine Sache wider den Greis!

Der Krieg von Spanien gegen Portugall im Sommer 1801.

Sobald der Krieg zwischen Spanien und Portugall ausgebrochen, und der Anmarsch einer französischen Armee unter dem General Leclerc (im J. 1801) bekannt ward, drang der Herzog von Lafoens auf Beibehaltung des Friedens. Welchen Widerstand konnte am Ende eine Macht leisten, deren Staatskasse leer, deren Truppen vollkommen desorganisirt dastanden? Er erbot sich selbst nach Badajoz zu gehen, und den Frieden

Digitized by Google

unterhandeln. Aber man wußte ihn davon abzuziehen. Man bedeutete ihm, er stände schicklicher an der Spitze der Armee; die Stelle eines Unterhändlers sei seinem Range nicht gemäß, und für Pinto viel angemessener. Genug, der Herzog von Lafoens nahm das Oberkommando der portugiesischen Armee; Pinto und der Staatsrath zogen die Negoziationen in die Länge. Umsonst hoffte der Herzog auf den schnellsten Frieden. Die spanische Armee drang in die Provinz Alentejo ein.

Die kleine portugiesische Kriegsmacht war so zerstreuet, so ganz von Lebensmitteln und Munition entblößt, so elend angeführet, daß sie sich schon in der größten Verwirrung befand, ehe nur die Spanier erschienen. Die Soldaten waren wirklich einmal drei Tage lang ohne Brod.

Es gab in diesem ganzen Kriege eigentlich nur zwei kleine Gefechte. Das eine fiel bei Portalegre vor, wo etwa 1500 Portugiesen von ohngefähr 1000 Spaniern, meistens Kavallerie, angegriffen und zersprengt wurden. Die Portugiesen hatten eine schlechte Position gewählt, und ihr größtes Unglück erlitten sie von ihrer eigenen Kavallerie, die bei der Flucht die Infanterie überritt. Das andere Gefecht war zu Flor da Roſa, wo ein Haufe von 300 — 400 Portugiesen von einigen spanischen Regimentern überrascht, umringt und gefangen genommen wurden. Die Uebergabe von Campo Mayor, Olivença und Jerumenha kann schwerlich unter einen militärischen Gesichtspunkt gebracht werden.

Nun fiel alle Schmach des erbärmlichen Feldzugs auf den guten Herzog von Lafoens. Er wurde zurückberufen, von allen seinen Aemtern suspendirt, in seinen Palaſt eingebannt, und vom Hofe verwiesen. Don Rodrigo de Souza wollte ihn sogar als Staatsverräther anklagen. Genug, seine Feinde hatten nun über ihn triumphirt; und der Friede mit Frankreich kam unmittelbar darauf in Madrid (29 Mai 1801) zu Stande. Portugall mußte den Engländern alle Hafen versperren, und sie nur den Franzosen und ihren Alliirten offen halten.

(Der Beſchluß folgt.)

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Wie einſt in den guten alten Zeiten des Friedens, durchwanderten auch dieses Jahr zahlreiche Reisende aus den verschiedensten Gegenden Europens die seit zehn Jahren wenig besuchte Schweiz. Dennoch vermisste man die reich überladenen Equipagen. Die merkwürdigsten dieſsjährigen Wanderer waren aus hohen Fürstenhäusern Süddeutschlands.

Ausser den viel beschriebenen, viel bewunderten, viel gezeichneten Naturschönheiten Helvetiens zogen der schauerliche Paſs im Gotthard Thal, Pestalozzi's Anstalt zu Yverdun, und Fellenbergs Landwirthschaft zu Hofwyl die meisten der Wallfahrer an.

Man fand die Anstalten von Yverdün, diesen Mutterſitz der verbeſserten Lehrmethode, in zuversichtlich-kräftigem Emporgehen; während mancher sorgend für die Gesundheit des guten, ehrwürdigen Stifters seine Klage gab, der in den Abend seiner Stunden eintretend vielleicht dem Werke entführt werden könnte, eh er ihm das Siegel der Vollendung aufgedrückt. Doch was vollendet auch ein Sterblicher?

Fellenbergs Unternehmen ist noch im vollen Prüfungskampf. Es lassen sich nun leider die Stimmen dafür und dawider hören; — wie bei allen neuen, merkwürdigen Erscheinungen müssen das träge, behäbliche, altklug Vorurtheil und der rüstige Neuerungsmuth ihren Streit auch hier anheben und abthun.

Zu dem letzten, was über Fellenbergs Sache bisher erschien, gehören unstreitig die in Zürich herausgekommenen Briefe über die Fellenbergsche Landwirthschaft zu Hofwyl. Aber manchem Irrthum zu entrinnen, soll man sie mit den vor wenigen Wochen in Aarau herausgekommenen „Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätzen zu jenen Briefen, von einem Augenzeugen," in Verbindung lesen. Die letztern verrathen einen ruhig beobachtenden, sachverständigen, selbstdenkenden Verfaſser.

In Hofwyl ist es jetzt in vollem Ernste darum zu thun, mit dem landwirthschaftlichen Institute auch eine Erziehungsanstalt zu verbinden. Vier Lehrer und eine beträchtliche Anzahl von Zöglingen befinden sich schon bei Hrn. Fellenberg; mehrere der letztern werden noch aus Wien, Schlesien, Baiern u. s. w. erwartet. Nächstens wird über die Fellenbergsche Erziehungsanstalt eine ausführliche Darstellung des Planes erscheinen.

Jungs Theorie der Geisterkunde hat, wegen allzuvieler Träumerei, leider bei seinen vielen zahlreichen Anhängern, nicht weniger als den ihr verheissenen Beifall eingeerndtet; und die Regierung des Kantons Basel hat das Buch sogar verboten.

Das Verkaufen und Verschleppen unehlicher Kinder aus dem Innern der Schweiz über die Alpen nach Italien, wovon schon vor geraumer Zeit in diesem Journal Erwähnung geschah, geht noch immer ungehindert von Statten. Reisende haben noch neulich den dadurch beträchtlich gewordenen Schulmeister Kämpf von Uri, nebst seiner Frau, unterwegs getroffen, wie er drei Kinder, meistens Säuglinge, über das Gebirge transportirte. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Ich kann mein Leben auf keine bessere Art verdienen!"

Aus Italien.

— Die ausserordentliche Gunst von Toscana hat in ihrer Sitzung vom 2 Sept. beſchlossen, die wirklich in Toscana unter dem Namen der Academia Fiorentina vorhandene gelehrte Gesellschaft soll künftig in drei Klassen getheilt sein, und folgende Namen annehmen; die erste Klasse soll *Società del Cimento* heiſsen, und beschäftige sich mit physikalischen und mathematischen Wissenschaften; die andere Klasse, *Società del Crusca*, bewacht die Reinheit der italienischen Sprache; die dritte *Società del Disegno* wählt zu ihrem Gegenstande die schönen Künste.

— Wie in Deutschland vom Bellfac der Frau Genlis zwei Uebersetzungen zugleich erschienen sind, hat dieser Roman in Italien die gleiche Ehre erlebt. In der Uebersetzung von Cherefonte Diodo zu Mailand hat der neunzigjährige Dichter Xaver Bettinelli in Gelsomeer Gesange sein eigenes Schwanenlied gesungen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 83. — den 15 Oktober 1808.

Kurze Karakteristik der Mitglieder des königlichen Instituts von Holland. *)

(Als Beitrag zur neuesten Literärgeschichte Hollands.)

König Ludwig von Holland, unvermögend den großen Uebeln des Zeitalters zu wehren, unter welchen ein ehmals blühender, glückseligster Freistaat erlag, rang doch mit dem Aufwand aller seiner Kräfte dahin, die tausend Wunden zu heilen, welche er vorfand, und sein Volk mit einem Schicksal zu versöhnen, unter welchem unzählige edle Herzen bluteten. — — Der unpartheiische Beobachter spricht also schon jetzt über ihn; und wenn einst die ernste Geschichte, diese ehrwürdige Weltrichterin, auf deren Wage Krone und Bettelstab gleich schwer wiegen, und nur Verdienst um die Menschheit die Schaale niederzieht — wenn sie einst auch nur eben jene Zeilen zu seinem Namen schreibt: so hatte Ludwig Napoleon für das menschliche Geschlecht nicht vergebens gelebt.

Kaum zwei Jahre seiner Regierung sind bis jetzt verflossen, und das Königreich Holland zählt schon gegenwärtig eine Reihe schöner Denkmäler seiner Thätigkeit, von denen ehmals einzelne hinreichend waren, den Namen eines Königs vor der Vergessenheit zu schirmen. — Nur zwei Jahre, und in diesem engen Zeitraum sahen wir das Meer mit dem Rhein durch den Kanal von Karwyk sich vereinigen; große Straßen beförderten den Verkehr im Innern; zu Hondsholredyk blühte eine Schulanstalt auf, in der sich Bürgertugenden und Kriegertalente im reizenden Wetteifer entfalten; eine neue Jurisprudenz trat ein, deren Basis das Napoleonsche Gesetzbuch, deren Leiter Hollands Lokalitäten, Sitten und Uebungen wurden; die Staatsschulden wurden bis in ihrer Tiefe ergründet und ihrer überwiegenden Last die weise Vertheilung der öffentlichen Einkünfte entgegengestellt; ein Ritterorden, dessen Grundsäulen Ehre, vaterländisches Verdienst und Einkracht sind, umgab den Thron mit Glanz, den Staat mit ermunternden Mustern der Nacheiferung; für die Leidenden durch öffentliche Anstalten, für den gleichen Genuß aller Rechte des Bürgers durch eine gleichförmige, genaue Verwaltung gesorgt; auch das königliche Institut von Holland, die Belebung der Wissenschaften und Künste geschaffen, ohne jeder Staat in barbarischer Trägheit weder seine eigene Grundmacht würdigen und benutzen, noch seine Stellung unter anderen Mächten ehrenvoll sichern kann, — auch das königliche Institut dankt sein Dasein dem ersten Monarchen Hollands.

Wir haben schon früher in diesen Blättern der Stiftung desselben und seiner Organisation durch das königliche Dekret vom 4 Mai 1808 in vier Klassen gedacht. Diese Klassen heißen 1) Die königliche Societät der Wissenschaften; 2) die königliche holländische Societät; 3) die königl. Societät der Geschichte und Alterthümer, und 4) die königliche Societät der schönen Künste.

Eine kurze Karakteristik der Mitglieder dieser Klassen wird unsern Lesern vielleicht um so angenehmer sein, da wir in denselben die Blüte der jetzt lebenden holländischen Gelehrten und Schriftsteller finden.

*) Eine in mehreren Blättern des *Bulletin littéraire et typographique* (welches dem holländischen Journal „*Kabauwburg*" seit einigen Monaten als Beilage dient) verbreitete Anzeige ward zu dieser Abhandlung vorzüglich benutzt.

Digitized by Google

Mitglieder der ersten Klasse.

Reneac.

Ein Veteran unter Hollands Mathematikern und Chemikern, der als Deputirter von Holland nach Paris gesandt war, da dort der Gelehrten-Kongreß zur Regulirung allgemein gültiger Maaße und Gewichte gehalten ward. Er ist Verfasser einer sehr geschätzten arithmetischen Abhandlung und mehrerer auf Mathematik und Physik Bezug habender Memoires. Für eben diese Wissenschaften hat Hr. Reneac gegenwärtig die Stelle eines Referenten beim holländischen Ministerium des Innern. Weder seine Thätigkeit noch seine Kraft verrathen sein hohes Alter.

Barneveld.

Dieser Physiker ist der Verfasser einer sehr guten Abhandlung über die Elektrizität und einer andern über den Einfluß der Vegetation auf die Atmosphäre. Barneveld, einst Mitarbeiter des Dr. Deiman, trug nicht wenig dazu bei, die Lehre des berühmten Lavoisier in Holland bekannter zu machen, indem er über die neue Ansicht der Chemie verschiedene Memoires herausgab.

Bonn.

Professor der Anatomie und Chirurgie am Athenäum zu Amsterdam. Seine schönen pathologisch-anatomischen Tabellen, und seine Abhandlung de continuationibus membranarum, hatten den Beifall aller erfahrnen Anatomen.

Brugmans.

Professor der Chemie und Naturgeschichte an der königlichen Universität zu Leyden, Verfasser einer Abhandlung de progenii, einer Lithologia Groningiana und einer Dissertation de plantis inutilibus et venenosis quae prata inficiunt. Die letztgenannte Schrift ward 1781 von der Societät der Wissenschaften zu Dijon gekrönt.

Bruinings.

Neffe des berühmten Wasserbaukünstlers Bruinings, der im J. 1805 starb. Mit Glück betrat er die Bahn seines Oheims und ist jetzt Inspektor bei den hydraulischen Arbeiten. Eine sehr gute Denkschrift von ihm über die Stadt, worin er die interessantesten Probleme derselben durchgeht, ward von der Societät der Wissenschaften zu Utrecht herausgegeben.

Van Beek Calkoen.

Er gilt als einer der ersten Astronomen Hollands, und lebt als Professor der Mathematik an der Universität Utrecht. Sein Werk über die Konstruktion und das Manoeuvre der Schiffe, worin die Theorie Don Juans gewürdigt wird, hat bei Kennern klassisches Ansehen gewonnen.

Cainper.

Sohn des berühmten Peter Cainper und Herausgeber von dessen nachgelassenen Werken, von welchen noch eins über die Anatomie der Cetaceen in seinem Portefeuille ist. Mit der vergleichenden Anatomie verbindet dieser Naturforscher das Studium der Krystallographie, die er mit großem Erfolge bearbeitet.

Floryn.

Examinator der Marine, bekannt als Verfasser eines trefflichen Werks über die Kegelschnitte, und als Fortsetzer des Stirraischen Werks über die Längen.

Van Geuns.

Professor der praktischen Heilkunde zu Utrecht, Verfasser einer Abhandlung über die Epidemien, und mehrerer kleiner ins Fach der medizinischen Polizei einschlagenden Schriften.

Goudriaan

Inspektor der hydraulischen Arbeiten, der in Holland allgemein als einer der erfahrensten hydraulischen Architekten bekannt.

Hennert.

Professor emeritus der Mathematik zu Utrecht, würdiger Freund und Schüler des unsterblichen Euler. Dieser Gelehrte hat sich um Holland dadurch die wesentlichsten Verdienste erworben, daß er die besten Memoiren, welche in großen Sammlungen von Akademien des Auslandes erschienen, sammelte und ins Holländische übersetzte. Er ist jetzt der Nestor des gelehrten Hollands, und, seines hohen Alters ungeachtet, noch immer der Wissenschaften treuer, eifriger Freund; senectutem oblectant.

Van Kingsbergen.

Einer von den Direktoren der königlichen Societät zu Harlem, Mitglied der Akademie von Berlin, ein trefflicher Offizier, der sich in verschiedenen Treffen gegen die Türken, besonders auch in der bekannten Seeschlacht bei Doggersbank, den 5 Aug. 1781, mit Ruhm bedeckte, wo er damals an der Seite des Admirals Zoutman kommandirte. Der Name, welchen er sich als Seemann machte, erhöhte das Ansehn seiner zahlreichen Werke über die Seetaktik, welche durch ihn seit vierzig Jahren sehr bedeutende Fortschritte machte. Kaiserin Katharina II wollte Kingsbergens Schriften ins Russische übersetzen und in die Marineschulen einführen lassen. Die vorzüglichsten holländischen Seeofficiere sind Kingsbergens Schüler; so ist auch der Marschall Berthier, jetziger Gesandter des Königs von Holland bei dem französischen Kaiser.

Kraayenhoff.

Auch in Deutschland kein ganz fremder Name. Dieser fleißige und geistvolle Ingenieur ist der Verfasser der großen Karte von Holland, die er in einzelnen Lieferungen herausgibt. Er, nebst dem Professor de Gelder, waren von ihrer Regierung beauftragt, den Bogen des Meridian zu messen. In Hrn. v. Zachs monatlicher Korrespondenz, Februarheft 1804, findet sich über diesen Gegenstand ein detaillirtes Memoire, mit der Karte von den Triangeln.

Van Marum.

Einer der Direktoren der königlichen Societät von Harlem, korrespondirendes Mitglied des Instituts von Frankreich; als Physiker einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Männer Hollands. Seine Schriften und seine Erfahrungen, besonders über die Elektrizität, sind keinem europäischen Naturforscher unbekannt.

Van Swinden.

Professor der Mathematik zu Amsterdam, Verfasser mehrerer Werke, die alle den Stempel des Genies tragen. Seine gekrönte Denkschrift über die Magnetnadel, so wie seine von der baierischen Akademie gekrönte Arbeit über die Analogie des Magnetismus und der Elektrizität (1784, 3 Bände, 8.), und andere Schriften mehr, reihten ihn zu den vortrefflichsten Naturforschern Europens. Da er als holländischer Deputirter zu dem Kongreß über allgemein gültiges Maas und Gewicht in Paris war, stand van Swinden unter den 24 Geometern, welche die Kommission zur Abfassung des Gutachtens bildeten.

Digitized by Google

Blanken.

Generalinspektor der hydraulischen Arbeiten, bekannt durch verschiedene Schriften über dieselben, und Erfinder eines neuen Verfahrens bei Verfertigung der Schleusen.

Fokter.

Ein achtungswerther Astronom des Königreichs. Ihm zum Theil dankt die Zeelandische Societät ihr Observatorium. Auch de la Lande gedachte seiner ehrenvoll in der connaissance des tems.

(Der Beschluß folgt.)

Portugalls Ministerial-Regierung in den letzten drei Jahrzehenden.

(Beschluß.)

Don Rodrigo de Souza.

Souza hatte die Schatzkammer ganz erschöpft angetroffen. Die ungeheuren Ausgaben für des Prinzen Haushaltung verschlangen immerdar Millionen. Jetzt machten die Subsidien, welche laut dem Madrider Frieden an Frankreich bezahlt werden sollten, neue Steuern, Anleihen und neue Papiermünzen nothwendig. Er bezog daher unermeßliche Geldsummen auf alle Arten und Wege von allen Ständen. Anleihen wurden in Holland negozirt und eine große Quantität Diamanten ward unterschleflich dafür verbastet. Genug, Souza brachte, unter dem Vorwand der Zahlungen an Frankreich, soviel baares Geld zusammen, daß der Schatz wieder reich ward. Aber Souza war auch der erste, der formlich den Vorschlag machte, eine besondere Kasse zu errichten, die einzig für den Fall dienen sollte, wenn die königliche Familie in die Kolonien auswandern müßte, und alle seine Handlungen zielten nur dahin. Weder Adel noch Geistlichkeit ward verschont; selbst die Waisengelder mußten kontribuiren. Das baare Geld strömte von allen Seiten; Papiergeld flog dafür aus, und man gebrauchte, wenn es Noth that, Zwangsmittel, ihm Kurs zu verschaffen, wenn er schon 30 und 40 Prozent verlor.

Diese Maasregeln karakterisiren Don Rodrigo als einen entschlossenen Mann; er war dabei unelgennützig und rechtlich. Auch manche andere nützliche Stiftungen stammen von ihm ab. Er errichtete eine Polizeigarde aus den besten Soldaten der Armee, und gab das Kommando darüber einem thätigen Offizier, Namens Novion, einem Franzosen von Geburt; er führte die Beleuchtung aller Straßen Lissabons ein, was von Manians auch schon einmal versucht, aber nicht vollzogen war; er nahm sich derer an, die Manjoue einst so unbarmherzig verfolgt hatte, und besonders der Freimaurer.

Inzwischen hatte Souza zuviel Geradsinn, zu wenig Egoismus, als daß er nicht bei seinen vaterländischen Operationen eine Menge Höflinge vor den Kopf stoßen mußte. Sie wurden seine Feinde, und stimmten folglich den Prinz-Regenten wider ihn. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, dem mächtigen Einflusse von seilen Kreaturen zu widerstehen, die einen unselbstständigen Fürsten umlagert hielten, gab er seine Entlassung ein, wie Almeida schon vor ihm gethan. Almeida war zu stark in Englands Interesse verwebt, als daß Frankreich ihn zu seinem Plane als Minister der auswärtigen Verhältnisse dulden mochte. Portugalls Regent mußte also nachgeben und ihn verabschieden, ließ ihm aber seinen Gehalt und sparte ihn zu einer Mission nach Wien auf.

Nach Pinto's Tode und der Entlassung beider eben genannten Minister beheilt der Vicomte von Amadia das Departement der Marine und der Kolonien. Er war ein guter aber schwacher Mann, der seine Zeit zwischen Lustpartien und frommen Andachtsübungen theilte, und sich von dem verdorbensten, verworfensten Menschen, dem Rodrigo Pinto, königlichen Marine-Chef, ganz und gar leiten ließ.

Beschreibung des letzten Ministeriums des Prinzen von Brasilien.

Don Diego de Noronha, seitdem Graf von Villaverda, empfing nun das Departement des Innern, und konnte als Premierminister angesehen werden. Vasconcellos ward bei der Schatzkammer angestellt, ohne inzwischen Finanzminister zu sein. Aranjo wurde an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich des Kriegswesens gestellt.

Dies waren die letzten Minister des Prinz-Regenten von Portugall. Eine Portrait-Zeichnung von diesen Männern wird hier nicht am unrechten Ort sein.

Villaverda war, wie sein Vater, der Marquis von Anjeja, in den Künsten höfischer Intriguen ungemein bewandert; wußte sich überall vorzuschieben und geltend zu machen, und liebte nichts so sehr als das Spiel und eine leckere Tafel. Seine Hausfreunde waren eine Gesellschaft lockerer, verächtlicher Menschen. Als Ambassadeur zu Rom verpfändete er Dinge, die der portugiesischen Kapelle St. Antonio gehörten; und zu Madrid kam er einmal in schweren Verdacht von Verfälschung und Untreue. Pinto's Protektion und die Karakterlosigkeit seines Hofes retteten ihn von strenger Ahndung seines Vergehens.

Unter Villaverda's Administration war alles feil, und Werk der Intrigue. Die Stellen wurden förmlich verkauft, und die Justiz mit einer Oeffentlichkeit versteigert, die ganz beispiellos ist. Er bereicherte seine Familie mehr noch, als sich selbst, denn der Spielsucht frohn ihm beträchtliche Summen. Aus bloßem persönlichen Anlaß hob er den Porto franco auf, eine Art Freihafen, der unter Lima zu Lissabon errichtet war, und durch welchen ein großer Theil spanischer Kolonialprodukte in portugiesische Hände überging. Die Handelschaft hatte darüber natürlich wenig Freude. Er verdoppelte Steuern, Abgaben, Anleihen, und doch schmachteten die öffentlichen Beamten, die sechs- und neunmonatlichen Sold rückständig hatten. Mit einem Wort, Villaverda's gränzenloser Leichtsinn beschleunigte den Ruin des Landes.

Der Prinz-Regent, der von jeher Beschwerden vom Schwindel gehabt hatte, wurde um diese Zeit so unpäßlich und melancholisch, daß er aus Furcht weder mehr jagen noch reiten wollte, und sich kaum von einer Stelle zur andern zu bewegen wagte. Statt ihn zu zerstreuen, bereteten ihn die Höflinge noch obendrein, er sei höchst gefährlich krank. Ein ignoranter Arzt brachte ihn gar fast um den Verstand. Es dauerte nicht lange so raunmte man sich schon davon in die Ohren; kleine Züge an scheinenden Wahnsinns beim Prinzen galten bald als Vorbote eines Zustandes, der dem seiner königlichen Mutter ähnlich sein sollte.

Man ließ den Prinzen gar nicht mehr öffentlich erscheinen. Er war immerdar unsüß. Er verließ das Kloster von Mafra wo er sich sonst im Mönchsleben so wohl gefallen. Er mochte

Digitized by Google

nicht einmal Quelus sehen, ein Landgut, wo er sonst gewöhnlich residirte. Sein Zustand ward immer schlimmer; jeder erwartete schon den Augenblick seiner gänzlichen Geistesverwirrung. Man sprach schon von einer Standesversammlung, wie ehemals unter Don Pedro II Regierung gehalten war; von Uebernahme der Regentschaft durch die Gemahlin des Prinzen von Brasilien u. dgl. Allein diese Erwartungen gingen alle unter, denn der Prinz-Regent ward wieder gesund, und sobald er seiner Sinne wieder mächtig geworden, war sein erstes, nach der Stimmung des Volks zu fragen.

Villaverda, der während der Krankheit des Prinzen schon manches drohende Wort vernommen, denunzirte nun (wie ers nannte) eine gewaltige, weit verbreitete Verschwörung. Er wollte nur Rache. Mancher brave Mann ward ohne anders ins Exil geschickt, unter diesen auch der Marquis d'Alorna, Bizekönig von Rio Janeiro; andere mußten in den Kerkern büßen.

Villaverda starb plötzlich, vermuthlich an den Folgen seiner Unmäßigkeit; manche meinten, er habe Gift bekommen. Der Prinz beweinte ihn, und nannte ihn sehr emphatisch seinen einzigen Freund, den er im Sturm des Lebens gehabt. Die andern Minister blieben ohne den mindesten Einfluß bei ihm. Ein Privat-Comité von elenden Günstlingen, präsidirt durch einen verschmitzten Brasilianer Don Josua Egydio, hatte von nun an die ganze Leitung der Geschäfte.

Vasconcellas, unermeßlich reich von Rio Janeiro zurückgekommen, wo er eine Zeit lang als Bizekönig angestellt war, daher ungemein unwissend, bigott, und der ärgste Prasser von Lissabon, stand, wie ich oben sagte, dem komischen Schatz vor. Er, wie sein Vorfahr im Amt, kannt auf nichts, als alle klingende Münze in sein Gebiet zu ziehen. Während seiner Administration blieben alle öffentliche Beamte unbezahlt; und hätte es noch ein Paar Jahre so in dem System fortgedauert, würden die Portugiesen alle in den Stand bettlerscher Gleichheit getreten sein.

Aranjo war ein gebildeter Mann, von angenehmem Wesen. Er hatte sich in der diplomatischen Carriere eine gewiße Reputation erworben. Was zur englischen Parthei gehörte, folglich der größte Theil des Adels, haßte ihn, weil er zu nachgiebig gegen Frankreich war; wer keinen Krieg wollte, ding sich an ihn. — Aranjo hätte eine ehrenvolle Rolle spielen können, er verunglückte aber damit. Allzu eitel, hörte er nicht auf den Rath besonnener Freunde. Auf seine eigene Weltkenntniß zu viel bauend, sah er sich bald von allen Seiten verlaßen; durch lange Abwesenheit war er Fremdling in seinem eigenen Vaterlande geworden. — Eitelkeit und Habsucht machten ihn seiner eigenen Ehre ungetreu; er ward eins uns andere Schmeichler des Villaverda und des Josua Egydio, bereicherte sich und seine Bruder in der kurzen Frist seines Ministeriums schnell genug, und gab durch seine ministeriellen Handlungen eine Reihe von Beweisen seiner Unfähigkeit.

Die Auswanderung des portugiesischen Hofes nach Brasilien ist ein zu neues Ereigniß. Die Geschichte deßelben ist mit unzähligen Details zusammenhängend. Auch von ihnen wird Clio einst den Schleier heben.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— Die Michaelismesse des deutschen Buchhandels wird immer mehr Vornarkt zum Neujahrsturnus. Größere und wichtigere Werke bleiben der Ostermesse aufgespart. Außer Fortsetzungen, neuen Auflagen, Spättinaen, deren Titel im Ostermeßkatalog verfäumt war, Journalen u. d. w. sind der beträchtlichere Theil der neu gelieferten literarischen Waare Schul- und Kinderschriften, deren man gern hundert zählen mag, und wozu beinah ein Dutzend A B C-Bücher den Vorrath bilden. Alles wird für Kinder von sechs bis zehen Jahren appretirt: das alte und neue Testament, die Marine, Land- und Seereisen, alle Wissenschaft und Kunst, — Lesebücher über diesen, zum geliebten Kindlein zu erziehen, die ihren gesammten Mutterwitz mit Büchern zu ersticken, und im reifern Alter gewöhnlich flache Bierwasser ohne eigenthümliche Geistes- und Gemüthskraft zu geben pflegen.

Unschuldiger ist der Luxus, welchen die Deutschen mit ihren Almanachen, Taschenbüchern u. dal. zum Neujahr treiben, und wozu die Michaelismesse beinah ein volles halbes Hundert neuer Sorten steuert. Unter ihnen befindet sich in der That manche niedliche Gabe, welche gesehen zu werden werth ist.

Auch 34 neue oder außerwärmte Romane, zu denen Julius von Voß mit bekannter Feder abermals reichen Trieur liefert, und 31 dramatische Schriften werden der leichtlichten Welt dargeboten, damit sie, bis zur Erscheinung der Ostermeßfülle, nicht allzuoft an „Novitäten" darbe.

In 15—20 neuen Werken groß und klein werden die neuesten Kriegsbegebenheiten besprochen, wozu der Oberst von Malsenbach diesmal vorzüglich interessante Beiträge durch seine Memoiren zu geben verspricht. Bisherisch über alle Feldzüge und Thaten Napoleons sind kaum so viel Werke erschienen, als über die verlornen Schlachten und den Ruin Preußens, des „Schriftsteller-Landes".

Die wohlthätigen Vereine Pestalozzi's und Fellenberg's gebären, wie billig, zur literarischen Welt. Die Cameralistische Buchhandlung in Wien veranstaltet schon eine Sammlung der wichtigsten Schriften über die Oekonomie von Hofwyl. Die Sammlung dürfte in kurzem handerein werden; denn was hundrete in diesem Jahr sahen, werden sunfzig im künftigen Jahre drucken laßen. In den österreichischen Staaten scheint für Fellenbergs Unternehmen überhaupt die lebhaftere Theilnahme zu herrschen.

Von Wien aus beschenkt uns der thätige Freiherr von Lichtenstern zu dieser Messe mit einem Schatz geographischer Karten, von welchen vorzüglich diejenigen, welche in mehreren Sektionen die österreichischen Staaten darstellen, hohe Aufmerksamkeit verdienen, so wie die Karte von Wirtgallizien, die auf kaiserlichen Befehl in den Jahren 1801 bis 1804 vom Generalquartiermeisterstab aufgenommen, und unter der Leitung des Generalmajors v. Hrdenfeld in zwölf Sektionen herausgegeben ist. Auch von der topographisch-militarischen Karte von Deutschland, welche das geographische Institut zu Weimar in 204 Blättern bekannt macht, ist nun die sechste bis siebente Lieferung erschienen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 84. — den 19 Oktober 1808.

Theurung der Kolonialwaaren, und Genügsamkeit.

— — Ich mußte in die Stadt, und der Zufall führte mich in eine Gesellschaft sehr liebenswürdiger Frauenzimmer. Sie hatten einen Tisch vor sich, beladen mit Pfirsichen, Weintrauben, Melonen, Birn, und den köstlichsten Erzeugnissen des Nachsommers, die dem Garten des Königs Alkinous Ehre gemacht haben würden. Man war so gütig, mich zur Theilnahme an dieser köstlichen Naturtafel einzuladen. Kein Epikuräer, und noch weniger ein Pythagoräer, wie ich bin, würde sie verschmähet haben; denn, Knoblauch und Ackerbohnen ausgenommen, esse ich, nach dem System der pythagoräischen Schule, von jenem am liebsten, was nie animalisches Leben gehabt hat.

Auf einmal ertönten aus dem reizenden Munde meiner schönen Gesellschafterinnen Klagen über die schlechten Zeiten, über die unerträgliche Theurung der Kolonialwaaren. Kaum, sagten sie, ist es noch möglich, daß bei einer auch wohlhabenden Familie ferner der braune Levanterauk dampfe. Chokolade müsse man ganz entbehren, und der Zucker sei in einem Preise, daß man weder Pfirsiche noch Pflaumen versüßen, und noch weniger grüne Wallnüsse einmachen könne!

Ich schwieg, wie billig, als Pythagoräer, und begnügte mich mit der silbernen Klinge eines niedlichen Messerchens, das mir eine Dame gegeben hatte, den purpurnen Busen einer Pfirsich zu spalten, und nachdem ich das hölzerne Herz herausgenommen hatte, dankbar zu verzehren.

Bald darauf kam vorlaut und stürmisch eine gemischte Gesellschaft verschiedener Herren von ungleichem Alter.

Nach Grüßen und Gegengrüßen ward ein halbes Dutzend Weinflaschen gebracht, ein besonderer Tisch hergerichtet, und mit westfälischem Schinken, Weißbrod und einer kalten Pastete besetzt. Die Herren stürmten die Pastete wie eine Schanze, hieben tapfer in den Schinken ein, und ließen sichs wohl schmecken. Dann fingen sie auch an, über die schlimmen Zeiten zu klagen. Sie verwünschten den Krieg, sagten, es wäre nicht mehr auszuhalten; der Arrak und Rum habe eine Höhe des Preißes erreicht, daß kein ehrlicher Mensch mit gutem Gewissen mehr Punsch trinken könne. — Indessen aber entschädigten sie sich mit dem herrlichen Burgunder, tranken einander fleißig Gesundheiten zu, und hofften auf baldigen Frieden.

Nach genommenem Abschiede schlich ich mich wieder aufs Land, wandelte durch das Rebgebirge. Da sah ich an einem hohlen Baum ein Rothkehlchen, welches aus einer kleinen Oeffnung etwas herauspickte, dann seinen Schnabel wetzte, und himmelwärts singend hinwegflog. Ich schaute nach, fand, daß es einige Ameiseneier gespeiset hatte. Da rief ich aus: Naturae paucis contenta!

Neben mir, auf dem Blatte eines Rebstockes, schwirrte eine grüne Eidechse, auf dem Geschlechte, das wir Mantis heißen. *) Vor ihr lag ein Tropfen Thau, in welchem sich der Sonnenstrahl mit allen Farben des Diamanten brach. Das Thierchen erhob einigemal seinen Kopf nach dem blauen Gewölbe des Himmels,

*) *Mantis religiosa L.* Sie bewegt ihre vordern Fangfüße, wenn sie still sitzt, bald rechts, bald links, bald legt sie sie über einander, als wenn sie betete, bald scheint sie damit wohin zu deuten. Die Mosleminen glauben, sie beute allemal auf den Weg nach Mekka. Die Bauern in einhalben Languedoc nennen sie in ihrem Patois Pregadieu, oder die Betende.

Digitized by Google

drehte die in tausend Ecken geschliffene krisallene Kugeln, die wir Sterbliche Augen nennen, nach der Sonne. Dann dehnte es die äussersten Glieder der vordersten zwei Fuße in die Höhe, legte sie — wie es sich füe ein eeligiöses Thier geziemt — in der Attitüde eines Bittenden gegen einander, senkte sie wieder, und trank nun das Tröpfchen Thau bis auf die Oberfläche des Blattes rein hinweg. Da rief ich abermals voll Freude: Natura paucis contenta!

Von dem kleinen Schauplatze dieser automaten Sättigung schlug ich den Weg hinter dem Gebüsche nach der Landstraße ein; sie war mit den schönsten Obstbäumen bepflanzt. Dort sah ich einen schon ältlichen Mann auf dem Rande eines Grabens sitzen. Er war in der Tracht eines Reisenden, in einer grünen halb abgetragenen Jacke, eine Jagdtasche von Seehundsfell auf dem Rücken. Seine Blicke waren unverwendet auf einen Apfelbaum ihm gegenüber gerichtet, dessen lachende Früchte mit dem schönsten Purpur in dem vollen Schimmer der Abendsonne glühten. Nur dann und wann senkte er die Augen auf den Boden, als wenn er etwas suchte. Die Arme ruhten ausgestreckt auf seinem Schooße, und in den Händen hatte er etwas gefaßt, das ich füe einen Stein hielt. — Wirklich glaubte ich, wirklich sei es auf einen feindlichen Angriff gegen die Baumfrüchte abgesehen, denn sein ängstliches Umschauen schien mir den bösen Willen zu verrathen, den Stein in den Baum zu schleudern, um die schöne Beute mit Gewalt zu erobern. Mich konnte er nicht erblicken; ich war hinter dem Gebüsche ruhig, meinen Theokrit in der Hand. Allein ich that dem guten Manne unrecht — er warf nicht — aber auf einmal fiel ein Apfel auf den Weg, da sprang er freudig empor, nahm die Frucht, setzte sich wieder an seine Stelle, betrachtete jene mit innigem Vergnügen, und verzehrte sie mit Begier.

Jetzt kam ich seitwärts von dem Gebüsche, trat in den Weg. Er stand auf, grüßte mich anständig, doch etwas verlegen. Eine flüchtige Röthe fächte ihm die sonnenverbrannte Wangen, in denen ich den Abdruck des Kummers und tiefer Sorgen bemerkte. Was ich für einen Stein in seiner Hand gehalten hatte, war nichts als ein Stückchen schwarzes Brod. Ich schämte mich meines Unrechts, und in der Verwirrung sagte ich unbesonnen genug: „Schmeckt es?“ — „Ja wohl!“ erwiederte er, „so wie es Gott und die gütige Natur gibt. Ich habe lange gewartet, bis einer gefallen ist. Es ist heute mein Abendbrod.“

Diese Worte hielt ich füe eine Appellationsformel an die Mildthätigkeit, und griff, abermals unbesonnen, wie ich oft bin, stillschweigend nach meinem Beutel. „Verzeihen Sie,“ sagte der Fremde, mit einee leichten Verbeugung, „zur Zeit bedarf ich noch nichts, aber vielleicht später, wenn Kummer und wachsendes Alter die Kraft dieser Arme abzwamen, dann werde ich gern alles annehmen, was mir meine menschliche Mitbrüder anbieten.“ Ich stand beschämt da. Nach einigem Stillschweigen fuhr er fort: „Ich bin aus einem Lande, nicht so schön und nicht so gesegnet, wie das Übrige, aber doch fruchtbar und fleißlohnend. In den Gefilden um Danzig hatte ich auch Garten, Bäume und ein schönes Landhaus. Aber in dem leidigen Kriege ward alles abgehauen, verderbt, verwüstet, und dem Boden eben gemacht. Meine Gattin starb mir aus Kummer, und meine beiden blühenden Tochter verlor ich durch einen Zufall, den ich Ihnen nicht beschreiben mag. So ist nun das Loos der Menschheit! — Mein väterliches Erbe, auf dem ich dreißig Jahre lang friedlich und glücklich gelebt hatte, faßt kaum die unzähligen Leichen von Fremden und Feinden, die dort gefallen sind. Vielleicht — aber vielleicht nur nach langen Jahren — entsprießen dort aus dem Schooße der Verwesung neue Saaten für einen glücklichern Eigenthümer. Mich drängten die Szenen des Krieges aus meinem Vaterlande. Ich habe nichts mehr in der Welt, an dem ich hange, und suche auswärts Ruhe und Friede, die ich vielleicht in einem abgelegenen einsamen Thale der Schweiz unter guten Menschen zu finden hoffe. Aber ich reise nie durch ein fruchtbares gebautes Land, ohne daß ich entzückt werde. Trost und Nahrung ist es für meine Schwermuth, wenn ich einen mit Früchten beladenen Baum auf meiner mühsamen Wanderschaft erblicke. Ich sehe mich ihm gegenüber, erinnere mich an meinen zernichteten Wohlstand, ehre die Rathschlüsse Gottes, und segne in Gedanken die fleißige Hand, die den Baum gepflanzt hat. Wird mir dann die Vorsicht eine Frucht freiwillig zu, wie diesen Apfel, dessen Hälfte ich schon verzehrt habe, so hebe ich sie dankbar auf, und genieße sie. Ich esse dann mein Stückchen trockenes Schwarzbrod mit. An Salz fehlt es mir nie, diese Würze geben mir meine Thränen. Ich bin genügsam, und die Natur ist ja mit wenigem zufrieden!“ So sprach er, während ihm einige dicke Tropfen aus den Augen auf den letzten Bissen Brodes herabrollten, den er verzehrte.

Guter unglücklicher Mann! sagte ich mit stiller Bewunderung. Aber er antwortete nichts mehr, als: „Leben Sie glücklicher als ich!“ Dann schnallte er seine Jagdtasche fester um seine Schultern, und ging hastig und schweigend gegen die Stadt. Ich sah ihm lange nach, und kehrte wehmüthig und verstimmt nach meiner ländlichen Wohnung, vor der mich mein Kinderhäufchen, ein Stückchen Schwarzbrod in der Hand, jubelnd empfing. — „Lernt genügsam sein,“ sagte ich, „denn die Natur ist mit wenigem zufrieden!“

Kurze historische Notizen über verschiedene in der Tagesgeschichte ausgezeichnete Personen.

5.

Georg Canning, brittischer Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten.

Der Mann, welcher den Muth hatte, nach dem Tode eines Pitt und eines Fox die Stelle derselben und in einer Zeit anzutreten, da England, aus Europa verbannt, gegen alle die Nationen zu kämpfen hatte, deren Tapferkeit und Blut es sonst mit seinem Golde kaufen konnte — der Mann ist schon dieses Muthes willen kein Gewöhnlicher.

Dies ist der brittische Minister Canning, den vorher, ehe er die jetzige Höhe erstieg, keine vorzügliche Auszeichnung in Wort und That den Zeitgenossen wichtig machte.

Wahrlich, dem Ehrgeiz, welchem es nur wohl thut, eine ruhige Welt zu erschüttern, oder eine erschütterte zu beruhigen, mögen auf dem ganzen Erdball jetzt nur drei Standpunkte gefallen. Er wurde sprechen: „Könnt' ich nicht Napoleon von Frankreich, nicht Alexander von Rußland sein, möchte ich an Cannings Stelle stehn.“

Er ward um das Jahr 1770 geboren, und stammt von einer angesehenen Familie in Irland, die doch eben in keinen sehr glänzenden Umständen lebte, woran eine Mißheirath Schuld

Digitized by Google

gewesen sein soll. Sein Vater Georg Canning Esq. starb am 11 April 1771. Der verwaiste Sohn ward nun seinem Oheim, einem vermöglichen Kaufmanne in der City von London, zur Erziehung anvertrauet, welcher, sobald der Knabe erwachsen genug war, ihn auf die Schule von Eton schickte.

Hier entfaltete er mit ausserordentlicher Schnelle herrliche Talente. Er ward sogar, kaum fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, Schriftsteller, und mehrere kleine Aufsätze von ihm über moralische und historische Gegenstände wurden in einem in den J. 1786 und 1787 erscheinenden Wochenblatt „the Microcosm", das freilich heut vergessen ist, abgedruckt. Auch Dichter war er damals schon in englischer und lateinischer Sprache. Man erinnert sich noch eines englischen Gedichts von ihm, „Griechenlands Sklaverei" betitelt, welches sich über das Mittelmäßige erhob, und worin er das entehrte Vaterland der Freiheitshelden beklagte; eben so einer lateinischen Satire gegen Lästerei und Klatschsucht, die in der That nicht ganz übel ist. *)

Als er zur Universität reif war, schickte man den jungen Canning nach Oxford, wo er mit dem Ruhm glücklicher Anlagen den eines eisernen Fleißes verband. Er widmete sich der Rechtsgelahrtheit; ein besserer Weg zu Vermögen und Ehre stand dem Jünglinge nirgends offen, der, ohne ererbtes Vermögen, künftig alles seinen Talenten zu danken haben sollte. In den Sälen von Middle Temple bildete er seine Beredsamkeit, durch die er vor den Schranken der Gerichtshöfe zu glänzen und die Augen der Nation auf sich zu leiten hoffte.

Während seiner Studien vernachlässigte er die Welt nicht. Die vorzüglichsten jungen Männer, mit welchen er zu Eton und Oxford den Bund der Freundschaft geschlossen, blieben ihm treu. Die meisten von ihnen aus den brittischen Häusern ersten Ranges, achteten seine Kenntnisse, liebten seine Denkart. Der Umgang mit ihnen hob den jungen Mann über die große Menge derer hinweg, welche bei aller Thätigkeit, bei allen Vorzügen, doch vom Glück vergessen, im Staube verbleiben. Und so kam er endlich rascher, als ers selbst hoffen durfte, ans Ziel, da er im Jahr 1793 zum Parlamentsglied für den Flecken Newton in der Insel Wight erwählt ward.

Jetzt ward er in kurzer Zeit einer der Hervorragenden im Unterhause. Seine männliche, kunstlose Beredsamkeit, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Unwandelbarkeit alt-englischer Grundsätze, machten ihm bald die ganze Schaar der Opposition befreundet, erwarben ihm eine einträgliche Stelle um die andre und liessen ihn nicht wieder von den Bänken der brittischen Volksrepräsentation. Denn bei der folgenden allgemeinen Parlamentswahl nannte ihn die Ortschaft Wendover in Bukshire, — dann wieder ein Flecken in Irland.

Canning trat fast eben so früh in die diplomatische Laufbahn, als ins Parlament. Lord Grenville, damals Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Frankreichs leidenschaftlicher, unversöhnbarer Gegner, eben der, welcher immer nur den Offensivkrieg predigte, nur in Pitt den Heiland Altenglands sah, zog im Jahre 1793 Canning ins Bureau seines Ministeriums, wo er als Vizesekretär oder Gehülfe eine geraume Zeit arbeitete. Hier ward er nun mit den Mysterien der brittischen Kabinetspolitik vertraut, und mit den nur ohnehin allzuhell am Tage liegenden Schwächen der Kontinentalmächte.

Von jetzt an ward Canning, was sein Meister, Lord Grenville, längst war — Pitts Organ, Pitts enthusiastischer Anhänger, alles von und für Pitt. Frankreichs Revolution war ihm — nicht ein Greuel, wenn ers gleich öffentlich predigte — sondern, was sie dem ächten Britten sein sollte, der wahre Hebel, Altengland zum weltbeherrschenden Karthago, zum Zentrum des Handels zu machen.

Noch stand diesem Karthago kein Rom entgegen; Paris hätte es werden können, darum mußte der Brand der Revolution im Innern Frankreichs kunstvoll unterhalten, und ganz Europa ausgeschickt werden, ihn zu löschen. Mit dieser Maxime zerstörte, vernichtete man (wenigstens Wunsch war's) Frankreich, und erschöpfte zugleich (wie ehmals die päpstliche Politik in den Kreuzzügen) Europens Mächte.

Unter Pitts Leitung studirte sich Canning in das fürchterliche Subsidiensystem, diesen Kern brittischer Staatskunst, so ein, daß der Meister in demselben ihn selbst oft berieth. Denn zur rechten Zeit die Leidenschaften der Höfe anregen, und die Gluth durch dargeliehene Goldbarren stärken, oder unzeitigen Eifer lähmen und bessern Zeiten aufsparen konnen durch Vorenthaltung des Kriegsnervs, der Munze: dies ist keine leichte Wissenschaft.

Pitt liess seine schrecklichen Mittel spielen; abwechselnd entzündete und löschte er Kriege, und er konnte mit Recht sagen: „Ich habe alle Armeen Europens in Sold!"

„Die Karthaginenser" schreibt Plutarch im Leben Timoleons, „bedienten sich zu allen ihren Kriegen immer fremder, selten eigener Truppen; sie besoldeten Spanier, Libyer, Nomaden, und zahlten gleichsam alle ihre Niederlagen mit fremdem Blute." Ein neuer Plutarch kann die Stelle in Pitts Biographie wiederholen.

Canning, eingeweiht in die Kabinets-Geheimnisse, blieb auch kein Fremdling in der eigenen Hauspolitik. Er lernte und übte die schwierige Kunst, ohne dem Ministerium zu mißfallen, sich zu popularisiren.

Gleich in seiner ersten Parlamentsrede, am 31 Jan. 1794, bei Anlaß der Diskussionen über den Traktat zwischen England und dem Könige von Sardinien, predigte er Krieg, weil jeder Altbritte keinen süßern Ton damals kannte. „Und hätten wir", rief er, „keinen Krieg jetzt, so säße vielleicht auf den Bänken dieses Hauses schon eine korrespondirende Revolutionsgesellschaft, und statt von einem Allianztraktat hörte man vielleicht Debatten über erzwungene Anleihen, die eine prokonsularische Deputation des französischen Nationalkonvents einfordern würde."

Als Wilberforce gegen den Sklavenhandel aufstand, nannte auch Canning diesen Handel ungerecht, barbarisch, unpolitisch, und insinuirte sich mit seiner Humanität denen, die unter den Britten auf Empfindsamkeit Anspruch machten.

Genug, er war in kurzer Zeit, zwar nicht Mann des Volks, in dem Sinne, wie Fox es gewesen, aber Mann der Herrschenden in der Nation, der Vertraute der Minister, ihre Stuhe im Parlament, und selbst Liebling John Bulls, insofern er, vielleicht diesem zu gefallen, mit unbarmherziger Strenge gegen alles, was französisch hieß, eiferte, und selbst gegen Bonaparte, als ersten Konsul des französischen Volks, mit Worten eiferte, welche die Grenzen des Anstandes fast überschritten. Die Oppositionspartei, oder einige Glieder derselben, rügten nicht ohne Bitterkeit das letztere. Er vertheidigte sich mit ziemlicher Spitzfindigkeit deswegen in der Debatte vom 15 Juli 1800.

Als Pitt im J. 1801 resignirte, zog sich auch Canning zurück vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten; denn bei seiner Denkart war ein Friedensschluß mit Frankreich ein

* In den *public characters of* 1806 finden sich Bruchstücke davon S. 461.

Digitized by Google

„Selbstmord Großbrittanniens“. Aber auch, sobald der vielgewandte Staatsmann das Steuerruder aus Addingtons schlaffer Hand zurücknahm, war Canning wieder einer der ersten, so hervortraten.

Er hatte inzwischen ein beträchtliches Vermögen erhalten. Seine Stelle im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, dann seine Anstellung als Einnehmer beim Alienation-Office, konnten freilich seine Glücksumstände nicht so schnell verbessern; aber er heirathete im Jahre 1800 eine von den Töchtern des verstorbenen Generals Scott, und diese brachte ihm reiche Besitzungen zu. Später ward er, durch Pitts Einfluß, Mitglied des Handels- und Anbau-Comité (im Jahre 1805), und Schatzmeister der Marine, mit dem üblichen Gehalt von 4000 Pf. Sterling des Jahrs.

Alle seine Stellen, sein Einfluß auf das Kabinet und das Parlament, verschwanden aber mit Pitts Leben. Pitt starb den 23 Jänner 1806, und Fox's Parthei trat siegend ins Ministerium. Man weiß inzwischen, von wie kurzer Dauer ihr Reich war, das an der „Roman-catolic Bill“ so traurig scheiterte. Sie wurden von Pitts Jüngern schnell wieder verdrängt, und Sir Georg Canning, Oberster der Freiwilligen von Sommersethouse, trat muthvoll als Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten auf die Stätte seines großen Meisters.

Welche Begebenheiten seit seinem Ministerium die Gestalt des Kontinents zum ungeheuern Schaden Englands veränderten, wie Preussen entkräftet, wie Dänemark gegen Albions Eigenmacht empört, wie Portugall verloren ward — wie Großbrittannien nun im ganzen Europa nur noch zwei schwache Königreiche, Schweden und Sizilien, zu Alliirten hat, denen es mehr Hülfe geben muß, als sie von ihnen erwarten darf, dies ist bekannt genug.

Wie Canning am Steuerruder sein leckes Staatsschiff mit Ruhm aus dem stürmischen Ozean der Politik retten, in welchen Hafen ers retten werde — ob ers könne? dies ist das Geheimniß der Zukunft.

Herr Canning wird als ein Mann geschildert, der Pitts Grundsätze und Thätigkeit, nicht aber dessen Scharfblick hat, wiewohl ihm große Klugheit nicht abgesprochen werden kann, insofern Klugheit mit einer Leidenschaft vereinbar ist, die zur andern Natur geworden. Und diese Leidenschaft heißt: Haß gegen Frankreich. — Unbiegsam hangt er Pitts Maximen an. Sein Wahlspruch, zu dem er sich öffentlich bekennt, ist: „Besser irren mit Cato, als recht gehen mit dem Troß der Welt.“ — Im geselligen Leben ist er angenehm, geistreich, ein warmer Freund; im Verfolgen seiner Ziele unermüdlich, im Kampfe ohne Hinterlist.

Variétäten.

Aus Italien.

— Mailand, 6 Oktober. Von G. P. Franks System der medizinischen Polizei war längst schon eine Uebersetzung ins Italienische genommen. Erst jetzt ist sie mit dem neunten Bande vollendet. In der That ist von diesem Werke für Italien größere Nutzen zu erwarten, da in keinem der, Polizirung ansprechenden, Staaten Europens vielleicht mehr gegen medizinische Polizei gesündigt worden ist, als eben in italiänischen Staaten.

Unter den neuesten, gewiß wohlthätigen Stiftungen Napoleons in seinem Königreiche diesseits der Alpen gebuhet gewiß der Erziehungsanstalt für Töchter edler Herkunft ein vorzüglicher Rang. Dies *Collegio reale delle fanciulle*, wie es heißt, gegründet durch das kaiserliche Dekret vom 19 Sept. 1808, empfängt in Mailand ein eigenes Gebäude und die jährlichen Einnahmen von 20,000 Lire. In dies Institut können bis fünfzig Töchter von guten Häusern, vorzugsweise aber Töchter von verdienstvollen Zivil- und Militairbeamten, Großdignitarien, Rittern der eisernen Krone u. s. w. aufgenommen werden, worunter vierundzwanzig Freiplätze auf königliche Rechnung haben. Die Aufzunehmenden müssen acht bis zwölf Jahre alt sein. Sie werden in der Haushaltung, im Italienischen, Französischen, im Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Geschichte, im Zeichnen, in Musik, Tanz und weiblichen Arbeiten aller Art unterrichtet. Mit dem achtzehnten Jahre ist ihre Erziehung beendet. Die Töchter genießen unter einander keinerlei Vorrang und müssen alle gleichförmig gekleidet werden. Die Pension kostet jährlich achthundert Lire. Auch werden in dem Institut einige Plätze für Lebenszeit Zunggesellen bewilligt, die sich nicht verheirathen wollen, und deren Eltern ein Kapital für sie im Monte Napoleone niederlegen, davon der Zins zu fünf Prozent wenigstens die obige jährliche Pension beträgt.

Aus Deutschland.

— Herr Rehfues, in seinen ungemein anziehend geschriebenen Briefen aus Italien (die so eben in Zürich bei Gessner erschienen sind), erzählt, die Wurd, Sonette und *rime obbligate* zu machen, sei in Italien so groß, daß keiner in diesem Lande leicht auf Bildung Ansprüche wagt, der diese poetischen Spielereien nicht zur Hauptangelegenheit seines Geistes macht. Man zählt in Italien wenigstens zweimal hundert tausend lebende Dichter. Die fünf und siebenzigste Seele ist also eine Dichterseele.

Man kann von Deutschland getrost das Nämliche behaupten. Hier hat jedes Landstädtchen unter tausend Einwohnern gewiß immer fünf Poeten und Poetinnen; jede kleine Residenz fünf vom Hundert; jede größere Hauptstadt und Universität zehn bis zwanzig vom Hundert, die ihren Vers drechseln können.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nro. 13.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 85. — den 22 Oktober 1808.

Rückkehr in die Schweiz über den Albula.

Wir hatten den schönen Comer-See der Länge nach befahren, an dessen malerischen Ufern, von Zypressen- und Lorbeer-, Feigen- und Kastanien-Hainen umrauscht, geschmackvolle Villen, niedliche Dörfer und Städtchen in angenehmer Mannigfaltigkeit abwechseln. Durch den kleinen See von Chiavenna, wo man schon ganz in der Nähe die hohen Schneeberge erblickt, welche in langer Kette Graubünden von Italien trennen, langten wir glücklich in La Riva an. Ihrer ungesunden Luft wegen, deren schädliche Dünste von den heißen Sonnenstrahlen aus den Sümpfen am Ausflusse der Adda und Mera in die Höhe getrieben werden, ist diese Gegend so berüchtigt, daß kein Reisender es wagt, weder im Schiffe noch am Ufer zu schlafen, aus Furcht, einen bösen Gesellschafter, das kalte Fieber, mitnehmen zu müssen. Das Sumpfthal der Mera zieht sich von la Riva zwei Stunden bis gegen Chiavenna hinauf; in seinem Gelengebüsche hausen Legionen widriger Insekten, die jedes Lebende Geschöpf, das bei ihnen vorüberkommt, bis aufs Blut quälen.

Chiavenna, deutsch Kleven, ein hübsches Städtchen, mit hohen Bergen umgeben, liegt da, wo links vom Splügen herab das Jakobsthal, von der Lira durchflossen, mit dem Bregell, welches ins obere Engadin hinaufführt, zusammenkommt.

Mehrere Bergpässe führen von hier nach Graubünden hinüber, wovon der besuchteste durch das Jakobsthal über den Splügen und die Kardinele ins Rheinwaldthal zum Hinterrhein hinabgeht; ein anderer, weniger besucht und schlecht unterhalten, zieht sich durchs Bregell über den Septimer oder über die Maloggia ins obere Engadin und bei Selva plana über die Julierberge nach Bivio und ins Thal von Oberhalbstein hinüber. Den letzten, welcher tiefer im Engadin den Albula übersteigt, wählten wir, weil wir auch den Sauerbrunnen von St. Moritz versuchen wollten.

Um diesen zu erreichen, verliessen wir früh Chiavenna, in dessen Nähe eine Fabrik ist, wo aus einem weichen Serpentin, dem Topfstein oder Lavezstein, hier Trone genannt, alle Arten von Kochgeschirren gedrechselt werden. Durch solche Fabriken und durch manchen andern Industriezweig blühte hier, eine Stunde von Kleven, ehmals das schöne Plurs, bis im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ein Bergsturz vom Conto herab in der Nacht das Städtchen mit allen seinen Einwohnern begrub. Ungeheure Felstrummer, zwischen denen schäumend die Mera sich durchwindet, erfüllen das ganze Thal; einzelne Ueberreste von Häusern und Mauern zeigen, daß diese Gegend einst bewohnt wurde, und ein einzelner Thurm steht noch ganz da, doch keine Spur mehr von der Kirche, über welche er sich erhob.

Durch einen Wald von mächtigen Kastanienbäumen kamen wir zum letzten Dorfe von Italien, Scattoni, neben dem ein kleiner Bach die Grenze der Schweiz bildet, welche ein Pfahl mit der Inschrift; Verbündete Schweiz, bezeichnet. Gleich jenseits des Baches liegt das Dorf Castasegna. Hier ist der Anfang des Bregellthals, zwei Stunden von Chiavenna. Die ziemlich schlechte Straße, worauf uns doch viele kleine Wagen, von einem Pferde gezogen, gewöhnliche Transportart in dieser Gegend, entgegenkamen, zieht sich an der linken Seite der Mera durch den großen Kastanienwald fort, der noch eine Stunde weit

Digitized by Google

bis Spino sich erstreckt. Nicht weit von diesem Dorfe führt eine steinerne Brücke auf das südliche Ufer der Mera, wo nur Tannen die Kastanienbäume ablösen; zwischen Felsen hindurch, über welche die Mera brausend hinabstürzt, kamen wir jetzt ins Oberbregell.

Hier wehet schon kühle Alpenluft, und in den Spalten der Felsen steigt der Schnee der Gletscher bis fast ins Thal hinab, wo unter den Tannen die niedliche Astrantia minor den Cytisus nigricans unter den Kastanienbäumen des Plurserthals ersetzt; große, wohl gebildete Aelpler bewohnen die reinlichen steinernen Häuser von la Porta. Der Bewohner italienisches Patois deutet auf ihre ehmalige Abkunft zurück.

Es war Mittag, als wir über Borgo nova, neben dem ein beträchtlicher Wasserfall rechts vom Berge Albigna herabstürzt, und Vicosoprа, in Casaggia oder Kasatsch, dem Hauptorte und dem letzten im Oberbregell, ankamen. Ueber sieben Stunden waren wir von Chiavenna aus allmählig emporgestiegen, allein hinter Casaggia schloß sich das Thal und die Straße zog sich im Zickzack durch einen Arvenwald den Malloggia oder Malaya-Berg hinauf ins obere Engadin; in diesem Walde fanden wir die niedliche Linnaea borealis neben dem schönen Sonchus alpinus. Auf der Höhe des Berges steht ein einzelnes Wirthshaus. Bald erblickt man den fast zwei Stunden langen Silser See vor sich, welcher, zwischen hohen mit Schnee bedeckten Felsen auf beiden Seiten eingeschlossen, mehrere Bäche aufnimmt, die an seinem Ausflusse den Inn bilden. Gebahnter als im Bregell zieht sich die Straße auf dem linken Ufer des Sees am Abhange der Berge hin, welche mit schönen Alpenpflanzen, besonders Astragalusarten und der kleinen Saponaria ocymoides bedeckt sind. Bald verliert sich auch das Oede der Gegend, die durch die weißen Häuser von Sils, dem höchsten Dorfe im Oberengadin, am Ende des Sees belebt wird. Von hier fließt der Inn eine kurze Strecke durch niedrige Wiesen, auf welchen das Hedysarum obscurum häufig wuchs, bis er in den See von Selva plana fällt. Er ist eine Stunde lang, und seine Ufer sind nicht so wild, als die des Silsersees. Links ragt, von Tannen umfinstert, der Julierberg hinauf, an dessen Fuße die Straße fortgeht, auf welcher uns das schöne Dorf Selva plana am Ende des Sees, und am andern Ufer des Inn das Dorf Sursee entgegen lachte. Auf der Anhöhe von Selva plana entfaltet sich eine schöne Aussicht, sowohl nach der Seite, woher wir kamen, als nach der andern das Engadin hinunter, auf den See von St. Moriz und die gegenüber liegende Bergkette des Bernina, welcher das Engadin vom Veltlin trennt. Gleich hinter Selva plana bildet der Inn noch einen kleinern See, und fällt endlich in den See von St. Moriz, an dessen Ende auf einer Anhöhe das Dorf St. Moriz liegt, welches wir erst bei einbrechender Nacht erreichten.

Am folgenden Morgen besuchten wir den berühmten Sauerbrunnen, dessen Quelle eine Viertelstunde vom Dorfe in einer sumpfigen Wiese liegt, nahe am Fuße des Berges Rozatsch. Für die Bequemlichkeit der Kurgäste ist schlecht gesorgt. Alle Tage müssen sie vom Dorfe aus hieher gehen oder fahren, wo sie nichts finden, als zum Schutz gegen den Regen ein offenes Haus, in dessen Saale ein Kaminfeuer brennt; denn die Morgen sind in diesem fast 5000 Fuß hohen Alpthale empfindlich kalt. Bei schönem Wetter lustwandeln die Trinkenden auf der nahe gelegenen Wiese, welche oft ganz mit Menschen von verschiedenen Nationen bedeckt ist, weil dieses Sauerwasser von Italienern, Schweizern, besondern Zürchern, und Deutschen stark besucht wird. Anstalten zum Baden sind hier gar nicht; dazu muß man das Wasser ins Dorf hinauf fahren lassen. In den Wirthshäusern ist man recht gut und reinlich bedient; aber die meisten Zimmer sind klein und haben wenig Licht. Die Fenster sind meistens nur zwei Fuß hoch und einen Fuß breit in den dicken Mauern.

Als wir St. Moriz verlassen hatten, kamen wir erst in die schönen Gegenden des obern Engadin. Vortreffliche Wiesen mit hohem Grase und duftenden Alpenpflanzen bedeckt, füllen hier das ganze Thal aus, auf deren dunkelm Grunde die weißen Häuser der netten reinlichen Dörfer malerisch gruppirt sind. Der Inn in der Mitte des Thals, und die Bäche, welche von den hohen mit Schnee bedeckten Bergen zu beiden Seiten ihn verstärken, beleben die schöne Landschaft. Die Bewohner des obern Engadins sind wohl gebildet, stark und groß; bei den hübschen Mädchen wird die frische Farbe der Wangen durch ein Paar freundliche Augen belebt, und die Schönheit der Gestalt durch einen passenden Anzug, ein eng anschliessendes Mieder und eine kleine Haube oder einen Hut, erhöht. Die gewöhnliche Sprache dieser Gegend ist mehr ein italienisches Patois, als das romanische Ladin; doch verstehen fast alle Einwohner Deutsch.

Durch die schönen Dörfer Celerinä, Samaden und Bevers kamen wir nach zwei Stunden auf Punt oder Bruck. Von hier schlängelt sich rechts eine Straße über den Bernino ins Veltlin; links eine andre über den Albula nach Graubünden. Auf dieser trafen wir dicht vor dem Dorfe eine Schmiede, in der das Feuer durch Wasser angeblasen wurde. Dieser Wasserblasbalg bestand, wie gewöhnlich, aus einer hölzernen Röhre, in welcher ein Wasserstrahl senkrecht niederfiel. Durch diesen wurde die Luft, welche von Zeit zu Zeit bei dem Verschliessen der obern Oeffnung in die Rohre eindrang, so zusammengepreßt, daß sie mit Gewalt aus dem seitwärts gehenden Rohre in die brennenden Kohlen auf der Esse fuhr.

Nach zwei Stunden hatten wir auf einer schlechten, aber doch für kleine einspännige Wagen fahrbare Straße durch das Thal Chiamuguera, wo man noch das schöne Engadin unter sich übersieht, die Höhe des Albulapasses erreicht. Auf diesem Wege fanden wir am Fuße des Berges Polemonium coeruleum; etwas weiter hinauf an einem Bache zwischen Steinen die rankende Astragene alpina; noch höher das duftende Satyrium nigrum mit rosenfarbenen Blüthen. Wo endlich gar kein Gesträuch mehr emporwuchs, da zierten bunte Blumen mit desto schönern Farben den niedrigen Rasen; Gentiana acaulis, verna und pumila, Daphne cneorum, Azalea procumbens, Pedicularis verticillata, Viola grandiflora mit weiß gefleckten Blüthen, Potentilla aurea, Cerastium latifolium, Arenaria biflora, Phyteuma pauciflora, Juncus luteus, und mehrere Saxifragen trafen wir hier. Auf der Höhe des Albula begegnete uns ein ganzer Zug Tyroler, der in der Schweiz und am Rhein beim Heumachen geholfen, und jetzt mit seinen Sensen wieder heimkehrte, um auch in den Hochthälern der Heimath das Futter des Viehes für den Winter zu sammeln. Hier geht die Straße zwischen hohen Felsen hindurch, an deren Abhange auf dürftigem Rasen, der noch nicht lange vom Schnee befreiet war, schöne Kühe weideten. Die Mitte dieses Thals ist der Kessel eines kleinen Sees, an dessen jenseitigem Ufer neben dem Schnee die kleine Soldanella alpina hervorbrach; auf einem kleinen Hügel daneben blühete häufig die Gentiana punctata und die Primula integrifolia, doch kamen wir zu spät, um die Anemone vernalis noch blühend anzutreffen.

Digitized by Google

Diese Stelle der Straße wird der Teufelspaß genannt, weil sie sehr öde und einsam, und im Herbst und Frühling wegen der häufigen Lauinen gefährlich ist; wir sahen noch die Leichname von zwei Pferden, welche im vorigen Herbst mit ihren Führern zugleich durch eine Lauine verschüttet worden waren. Die Führer hatte man den andern Tag hervorgescharrt und beerdigt; allein die Pferde waren jetzt erst halb vom Schnee befreit, und fingen eben an in Fäulniß überzugehen. Das ganze Thal war mit Felstrümmern bedeckt, zwischen welchen strauchartige Weiden hervorwuchsen. Die Straße zog sich an dem Abhange oder Felsen zwischen losgerissenen Steinen hin. In der Tiefe unten lag ein kleiner See, aus welchem die Albula entspringt; eine Menge Enten schwammen ruhig auf seiner Fläche. An dem andern Ufer dieses Sees winkt dem Wanderer ein einzelnes Wirthshaus zum Weissenstein. Von diesem stiegen wir in zwei kleinen Stunden zwischen schönen Alpen durch ein enges Thal nach Bergün hinab, dem ersten Dorf im Albulathale.

Verschwunden war nun die Reinlichkeit der Engadiner Dörfer, und die Freundlichkeit ihrer Bewohner. Gern hätten wir hier ein Nachtlager genommen. Wir wurden in vier Wirthshäuser gewiesen, wanderten das unsaubere Dorf hinunter und wieder hinauf; allein überall entschuldigte man sich, wegen Mangel an Platz und Betten uns nicht aufnehmen zu können. So zogen wir noch zwei Stunden weiter bis Filisur.

Die Sonne ging schon unter an den Bergen, als wir Bergün verliessen, und bald sahen wir den merkwürdigen Paß des Bergünersteins. Schäumend brauset hier die Albula in ungeheurer Tiefe zwischen zwei senkrechten Felswänden. In der Felswand zur Rechten zieht sich die Straße durch die Kluft bis zur Albula allmählich hinab. Die Dunkelheit, welche bald diese Tiefe bedeckte, wurde durch die hohen Gebüsche noch vermehrt, zwischen denen die Straße an der Albula fortschlich. Völlig Nacht war es, als uns Filisur aufnahm, das lang an der Straße hingelagert erst im letzten Hause uns das Wirthshaus gewährte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Karakteristik der Mitglieder des königlichen Instituts von Holland.

Mitglieder der zweiten Klasse.

Bilderdyk.

Die Holländer haben ihm in ihrem Enthusiasmus längst schon den Beinamen des Fürsten ihrer Dichter gegeben. Dennoch führt man, als sein Vortrefflichstes, immer nur noch die äusserst gelungenen Nachbildungen vom Ossian, von Delille's Homme des champs, und von dem arabischen Gedicht Ibn Doreih an.

De Bosch.

Kurator der Leydner Universität, der eine Sammlung lateinischer Gedichte verfertigt, eine neue Ausgabe von Grotius griechischer Anthologie veranstaltet hat u. dgl.

R. Feith.

Er ist Verfasser mehrerer Trauerspiele, Oden und Reden in Prosa und Versen. Man hat von ihm auch ein Gedicht über das Alter, und gute Bemerkungen über die Theorie der schönen Künste, die er mit Hrn. Cantelaar vereint herausgab.

P. van Hemert.

Einer der bekanntesten holländischen Popularphilosophen, dem sein Vaterland eine beträchtliche Anzahl Schriften dankt, wie z. B. die Elemente der kritischen Philosophie, die Methode des Sokrates u. s. w.

J. Meerman.

Unstreitig ist er von allen holländischen Literatoren durch die reine Ausbildung seines Geschmacks und durch Gründlichkeit mannigfaltiger Kenntnisse einer der ausgezeichnetsten; davon zeugen seine in den akademischen Memoiren zerstreuten Abhandlungen, Reden, Reisen u. s. w.

C. Loots.

Er ist als Verfasser verschiedener Gedichte nicht unbekannt, von denen eines über die Zivilisation, und ein andres, Leonidas betitelt, vorzugsweise genannt werden.

Meyer.

Ein Advokat, bekannt durch zwei Abhandlungen, von welchen die eine, über den Werth moralischer Handlungen, von der Berliner Akademie ehrenvoll erwähnt ward, und die andere, über das Geldinteresse von der Akademie zu Nizza gekrönt worden ist.

J. van der Palm.

Professor der Alterthümer und orientalischen Sprachen zu Leyden, durch die Erklärungen, Kommentare und Dissertationen über verschiedene Schriften des alten Testaments bekannt, so wie durch verschiedene von ihm gehaltene Reden.

J. Scharp.

Ein gelehrter Theolog, der besonders über Sitten, Gesetze, Gebräuche und Uebungen der ersten Bewohner Hollands mehreres hat drucken lassen.

Siegenbek.

Professor der holländischen Literatur zu Leyden. Er hat sich vorzüglich durch seine Arbeiten um die vaterländische Sprache verdient gemacht, worüber er verschiedene Abhandlungen herausgegeben. Man erwartet jetzt von ihm eine vollständige Uebersetzung Homers in holländischen Versen. Der erste Gesang davon ist schon erschienen.

Weiland.

Ist Verfasser einer holländischen Sprachlehre und eines sehr geschätzten etymologischen Wörterbuchs.

Mitglieder der dritten Klasse.

H. E. Gras.

Man hat nur einzelne Schriften von ihm, meistens Preisschriften. Dergleichen sind seine Ethica christiana, die in Leyden 1781 den Preis empfing; de hominum aequalitate ac juribus officiisque quae inde oriuntur, die von der Teylerschen Societät in Harlem 1792 gekrönt ward; de principiis doctrinae morum, gekrönt von der königlichen Societät in Harlem, und laudatio H. Grotii, von der Akademie zu Stockholm gekrönt. Neulich machte er eine Revision der Grundsätze Garvens von den verschiedenen Systemen der Philosophie bekannt.

Stuart.

Seine römische, schon mehrere Bände starke Geschichte wird noch immer fortgesetzt von ihm. Man rühmt seine Gelehrsamkeit eben so sehr darin, als seine Schreibart. Eben so ist er der sehr glückliche Uebersetzer von Anacharsis Reisen gewesen, und Verfasser eines Werks über die Sitten aller Nationen.

Digitized by Google

J. Valkenaar.

Ein vortrefflicher Publizist, ehmals Professor der Rechtsgelahrtheit. Er hat auch mehrere Dissertationen über die Pandekten, und eine Abhandlung de officio civis batavi in republica turbata geschrieben.

J. te Water.

Professor der Theologie, Herausgeber von Jablonski's ägyptischen Alterthümern, und mehrerer Denkschriften über die Geschichte von Holland.

Wiarda.

Nur durch einige nicht uninteressante Abhandlungen über den frisischen Dialekt bekannt.

Van Wyn.

Er hat Wagenaars Geschichte fortgesetzt und ein Journal über vaterländische Alterthümer herausgegeben. Er ist ein guter Historiker und Alterthumsforscher.

D. Wyttenbach.

Professor der alten Litteratur zu Leyden, einer der wackersten unter allen jetzt lebenden Philologen, bekannt als Redacteur der kritischen Bibliothek, als Verfasser vom Leben des berühmten Ruhnkenius u. s. w. Die Werke Plutarchs, mit deren Herausgabe er sich beschäftiget, sind gegenwärtig wirklich zu Oxford unter der Presse.

Mitglieder der vierten Klasse.

Nur der Vollständigkeit willen geben wir von den darin aufgenommenen Künstlern die Namen an. Von Malern sind darin Cobelt und Roos. Von Architekten: van der Hart und Thiebault, letzterer ist auch Korrespondent des Instituts von Frankreich. Von Musikern und Komponisten: Fauder, Rauppe und Plantade, letzterer ist königl. holländischer Kapellmeister.

Variétäten.

Aus Italien.

— * Mailand, 10 Oktober. Ich war auch im Dom von Mailand, diesem schönen Denkmal gothischer Baukunst, woran seit einigen Jahren wieder auf Napoleons Befehl mit verdoppeltem Fleisse gearbeitet wird. Die hohe, düstere Majestät dieses Tempels machte unbeschreiblichen Eindruck auf mich.

Fürchten Sie gar nicht, daß ich Ihnen längst bekannte Sachen wiederholen, und eine ausführliche Beschreibung dieses antiken Prachtwerks geben werde, an dessen Bau, seit ihn der erste Herzog von Mailand Galeazzo Visconti befahl, zwei volle Jahrhunderte gearbeitet wurde, und von dem Kaiser Joseph der Zweite, da er oben auf der marmornen Plattforme stand, sagte: „Dies ist ein goldener Berg!"

Ja wohl kostete dieser Berg von Kostbarkeiten Millionen. Er ist ganz von weissem Marmor aufgeführt. Galeazzo Visconti schenkte zu seiner Bedauung den unerschöpflichen, schönen Marmorbruch in der Candoglia gelegen, wo sich das Thal von Ossola aufschließt. Der Bruch liegt am Ufer des Tosastroms, auf welchem die Marmorblocke zum Lago maggiore, von da zum Tessin und dann auf Navigio grande nach Mailand gebracht wurden. Jener Herzog that noch mehr. Er ließ die Graben, welche die Stadt umgeben, schiffbar machen und mit Schleusen versehen. So schiffte nun den Marmor, Granit und andere Baumaterialien bis nach Laghetto ziemlich nahe zum Bauplatz.

Schon vor mehreren Jahren entwarf der Baumeister Seave einige Abänderungen, um den gothischen Styl der Façade besser mit dem griechischen zu vereinigen, und so das Ganze in sich übereinstimmender zu machen. Die Arbeiten gingen aber sehr langsam von statten, bis Napoleon bei seiner Krönung befahl, daß dieser Tempel binnen acht Jahren beendigt sein sollte. Schon ist die Façade bis zum Dache des Schiffes ausgeführt, und wird, wie ich sehe, im künftigen Jahre ganz beendigt sein. Eine große Menge von Bildhauern und Architekten ist unaufhörlich an diesem großen Bau in voller Thätigkeit.

Die Statue des heiligen Bartolomeo von Marco Agrati, die jederzeit für ein Meisterstück geachtet wurde, hat mich schlecht erbauet. Es ist bekannt, daß diesem Heiligen die Haut lebendig abgezogen wurde. Der Künstler, den man als einen zweiten Praxiteles pries, stellte ihn, seine Haut über der Achsel tragend, dar. Dieser meisterhaft gearbeitete Heilige würde ohne meines Erachtens weit besser in einem anatomischen Saal, als in einem Tempel stehen.

Freilich hat die Domkirche immer noch viele sehenswürdige Denkmäler der Kunst, aber der köstlichere Theil derselben von allen Zeiten und Meistern, und die auserlesene Bibliothek, die der Sakristei und dem Domkapitel gehörte, sind in der letzten kriegerischen Epoche für immer verschwunden.

Noch liegt in einem unterirdischen Gewölbe die Hülle des großen Menschenfreundes Carlo Boromeo, dessen Name jederzeit der Kirche und den schönen Künsten verehrungswürdig sein wird. Auf Silbertafeln von getriebener Arbeit erblickt man in der Kapelle die Hauptcharakterzüge des edeln Mannes dargestellt. Sein Körper ist fast noch ganz unversehrt.

Schade daß dieser Tempel fast von allen Seiten maskirt ist und nicht frei steht. Er würde durch seine Höhe und Pracht weit mehr imponiren. Von dem runden Balcon ganz oben auf der Kuppel übersah ich an einem hellen Tage die ganze weite Ebene der Lombardie, und dahinter südwärts die Kette der Appenninen, und nordwärts die ewige Mauer der beeisten Alpen. Durch ein gemeines Fernglas erkannte ich sehr bestimmt Novarra, Pavia, Lodi, Brescia und Bergamo.

Mitgerechnet die Statue der Madonna, welche oben auf der Spitze steht und 12 1/6 Schuh hoch ist, beträgt die Perpendikularhöhe des Ganzen vom Strassenpflaster an 335 1/2 Schuh.

H.

— Neapel, 1 Oktober. Nach langer Ruhe hat der Vesuv nun wieder plötzlich Flammen aus dem Gipfel seines Kraters hervorschießen lassen. Sonst pflegten gewöhnlich diese Flammen beständig seine Spitze zu umstrahlen, und alle Nächte unsern Horizont zu verschönern. Gegenwärtig erscheinen sie nur immer stoßweise, von Zeit zu Zeit vorhergekündet durch eine Reihe wunderbarer Phänomene, die den Naturforschern schon bekannt sind.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 86. — den 25 Oktober 1808.

Rückkehr in die Schweiz über den Albula.

(Beschluß.)

Am folgenden Morgen verliessen wir Filisur, wo wir mehr guten Willen, als gute und reinliche Bewirthung angetroffen hatten. Die Unsauberkeit erinnert uns lebhaft an den Schmutz der Walliser, welche deshalb mit Recht berüchtigt sind, wie wir vor einigen Tagen eben nicht zu unserm Vergnügen erfahren hatten. Nicht weit vom Dorfe führte eine steinerne Brücke über das Davoser Landwasser, welches mit Ungestüm Steine und Schutt aus dem Thale herabführt, und oft beträchtliche Verheerungen anrichtet. Dann breitete sich ein schönes Alpthal vor uns aus, zu beiden Seiten der Albula mit niedlichen Dörfern malerisch überstreuet, deren grüne Alpen sich an den Bergen hinaufzogen. In einer guten halben Stunde erreichten wir das erste dieser Dörfer, Alvenau, welches nicht, wie Hr. Ebel, in seiner Anleitung die Schweiz zu bereisen, sagt, zwei Stunden von Filisur und vier Stunden von Bergün, sondern von diesem letztern nur dritthalb Stunden entfernt ist.

Das hiesige Bad, dessen mächtige kalte Schwefelquelle dicht an der Straße hervorspringt und ihren üdeln Geruch in der ganzen Gegend verbreitet, wird nicht stark besucht. Das Wasser ist aus der Quelle in einen großen Kessel geleitet, wo es erwärmt in Röhren in die einzelnen Badekasten zu den kleinen hölzernen ganz verschlossenen Gemächern fließt. Doch schien mir in dieser Anstalt ebenfalls kein hoher Grad der Reinlichkeit zu herrschen. Von hier führte unser Weg einen Berg hinauf; über uns erhoben sich die stolzen Ruinen des Schlosses Bellfort, einst der Sitz mächtiger Ritter, jetzt die Wohnung der Eulen und Raubvögel. Durch das kleine Dorf Brienz zog sich die Straße immer mehr rechts um den Berg herum aufwärts, bis wir nach zwei Stunden Lenz erreichten. Hinter Lenz wird die Gegend wieder einsam. Ein zwei Stunden langes Thal von hier bis Parpan ist bis auf zwei einzelne Mühlen ganz unbewohnt. Die Lenzer Heide wird es genannt, doch läßt es sich mit den unfruchtbaren Heiden Norddeutschlands gar nicht vergleichen: denn dicht neben den Heideplätzen sind schöne Wiesen und Alpen, auf welchen die Gentiana utriculosa häufig blühete.

Ueber den steilen Abhang eines mit Satyrium hircinum, Gräsern und schönen Alpenpflanzen bewachsenen Berges kamen wir ziemlich schnell in das Dorf Parpan hinab, dessen verfallene Hütten deutlich die Armuth seiner Bewohner anzeigten; von hier in dem engen Thale zwischen Wiesen hinabsteigend zu dem kleinen Dorfe Churwalden, wo die Ueberreste eines ehmaligen Klosters sind, und noch jetzt aus Deutschland vertriebene Jesuiten eine Art Konvent bilden. Durch einen Tannenwald geht es immer tiefer nach Malix hinab, wo schon wieder Kirschbäume wachsen, deren Früchte aber nicht vor der Mitte Augusts reifen. Eine halbe Stunde unter Malix öffnet sich das enge Thal und eine prächtige Landschaft rollt sich zu unsern Füßen auf.

Zur Linken wälzt sich der Rhein von Reichenau und dem Bündtner Oberlande herab, und durchfließt der Länge nach das Thal zwischen der Galanda und den gegenüberliegenden Bergen, welches im Hintergrunde die beschneiten Gipfel der Toggenburger und Appenzeller Alpen schliessen. Gerade unter unsern Füßen lag Chur, welches von dieser Höhe herab sich recht gut ausnahm; die Plessur strömte von da aus dem Rheine zu; auf der andern Seite desselben, am Fuße der wilden Galanda, lag Haldenstein

Digitized by Google

in Baumgarten versteckt, und einzelne Häuser, mit Wiesen und Garten umgeben, füllten das anmuthige Thal, wo wir auch wieder Weinreben erblickten. Die Stadt Chur selbst ist schlecht gebauet. In den kurzen, krummen, engen Straßen trifft man nichts weniger als Reinlichkeit; auch gibt es wenig Häuser, welche sich durch eine gefällige und reinliche Aussenseite auszeichnen. Wir langten eben im weißen Kreuze daselbst an, als der Kronprinz von Baiern wieder von hier abreiste. Er machte seine Reise zu Fuße in Gesellschaft von zehn Begleitern, und ihr Gepäck wurde auf drei Pferden nachgeführt.

Am andern Morgen regnete es so stark und anhaltend, daß wir nicht aus Chur fortkommen konnten. Wir machten uns erst nach Mittag auf den Weg, um noch das Bad von Pfeffers zu erreichen. Nicht der Regen, unser träger Führer und Cicerone machte uns die meiste Noth, der, ein verzärtelter Alpensohn, nur immer nach Schutz vor den Tropfen des Himmels seufzte. *)

Schon spät war es, als wir durch einen Buchenwald traten und vor uns das Kloster Pfeffers auf der Spitze des Berges angenehm liegen sahen. Man genießt von hier auf das Rheinthal hinab einer sehr schönen Aussicht; die Orte Malans, Jenins und Meyenfeld auf der andern Seite des Rheins, zwischen Kornfeldern, Wiesen, Obstgarten und Weinbergen am Fuße des waldigen Fallnis, dessen zackiger Gipfel in die Wolken hineinragt, bilden eine der reizendsten Schweizerlandschaften; ganz anders ist die Szene auf der andern Seite, wo in tiefem Schlunde die Tamina rauscht, und nur niedere Alphütten am Fuße der Galanda und der Valenzer Berge zerstreut ruhen. Durch das Dorf Pfeffers führt ein Weg in dieses enge einsame Alpthal. In einer Stunde sahen wir tief unter uns zur Rechten in der Schlucht neben der tobenden Tamina das lange Badhaus von Pfeffers; auf einer Felsentreppe steigt man gegen 250 Fuß tief an der steilen Bergwand hinab; auf einer natürlichen Brücke über die Tamina, und dann auf einem gebahnten Fußwege ganz hinab zum Badhause.

Das Bad war diesen Sommer sehr besucht, denn in der Woche vor unserer Ankunft war das ganze große Gebäude besetzt gewesen, welches doch für ohngefähr dreihundert Fremde Platz haben soll. Es dehnt sich der Länge nach in dem Schlunde an der Tamina aus, und besteht aus drei Theilen, einem großen Hause zur Linken, welches bloß zum Bewohnen für die Badegäste eingerichtet ist. Lange Gänge nach Art der Berner Lauben vor den Zimmern dienen denen, die nicht gern Berge steigen, oder beim Regenwetter, zu Spaziergängen; auf einem derselben, dem obern, befindet sich ein Billard, und auf dem untern sind in einigen Buden Quincaillerie-Waaren zu haben. Die Zimmer sind schlechte, enge und dunkele Kammern, ausgenommen die Eckzimmer, welche geräumiger und heller sind, besonders das, welches uns im dritten Stockwerk angewiesen wurde, war ein ziemlich großer Saal, wo man auch von dem Rauschen der Tamina wenig hörte. Im dem kleinern Hause zur Rechten befinden sich unten die Bäder und die Trinklaube, und unter diesen sind auch Zimmer zum Logiren; zwischen beiden Häusern stehet die Kapelle, ein bedeckter Gang verbindet die beiden Häuser, so daß das Ganze ein einziges langes Gebäude ausmacht.

Am andern Morgen besuchten wir die Trinklaube, ein ziemlich großes aber nicht helles Zimmer, wo das warme Quellwasser aus drei Oeffnungen der Leitung hervorspringt, und von den Kurgästen in ziemlicher Menge, bis zu 24 Gläsern voll täglich, ohne einige Unbequemlichkeit getrunken wird. Das Wasser ist ziemlich warm, 28 bis 30° Reaumur, aber sehr klar, leicht und fast ganz ohne Geschmack und Geruch. Weiter hin gegen die Kapelle liegen die Bäder, deren aber nur sechs sind, drei nach der Trinklaube zu für die Damen und drei nach der Kapelle zu für die Herren, und in der Mitte das sogenannte Fürstenbad. Jedes Bad bildet ein gemauertes und gewölbtes Zimmer mit fest vernagelten Fenstern, so daß der aufsteigende Dunst des immer zuströmenden Heilwassers sehr stark wird. Die Kurgäste baden zweimal des Tages und oft mehrere Stunden lang.

Auch zu der Quelle gingen wir, 600 bis 700 Schritte vom Badehause entfernt, auf einer schmalen hölzernen Brücke über die tobende Tamina, deren gegenüber stehendes Ufer eine steile ohngefähr 600 Fuß hohe Felswand bildet. An dieser führt der Weg auf zwei schmalen Brettern hin, welche an einigen Stellen auf Keilen ruhen, die zwischen die Felsen hineingetrieben sind, wo auch kein Geländer vor dem Hinabstürzen schützt; dazu kommt noch, daß die Bretter an einigen Orten schief liegen, und durch das von der Felswand herabträufelnde Wasser schlüpfrig werden. Wer also nicht ganz schwindelfreien Kopf hat, wird diesen entsetzlichen Gang nicht wagen. In einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß schäumt die Tamina mit schrecklichem Getöse. Es steigen die Seitenfelsen in mancherlei Krummungen gespalten, über 200 Fuß in die Höhe, und neigen sich wie ein Gewölbe gegeneinander; ihr Gestein ist schwarzer Kalkstein, welcher noch dazu beiträgt, die Dunkelheit und die Schrecknisse der Gegend zu vermehren. Eine Höhle, durch das Wirbeln des Wassers entstanden, jetzt aber drei bis vier Fuß über den Wasserstand des Stromes erhaben, 28 Fuß tief, 36 Fuß breit und 24 Fuß hoch, bildet eine herrliche Marmorgrotte. Gebückt schlichen wir durch einen niedrigen Felsschlund; dann öffneten sich die Felsen wieder, und wir erblickten bald an dem aufsteigenden Dampfe, wo die warmen Quellen aus den Felsen hervorsprudelten. Nur die unterste und stärkste Quelle wird in einer Grotte, welche 24 Fuß lang, 6—8 Fuß hoch und 3—4 Fuß breit ist, gesammelt und in einer hölzernen Röhrenleitung neben dem Wege hin bis zum Badhause geführt. Man bemerkt hier auch noch in den Felsen die Löcher, in welchen Balken von einer Wand zur andern hinüber gelegt waren, worauf in vorigen Zeiten, ehe das jetzige Haus erbauet ward, elende Badehütten über der Tamina schwebten.

Ich habe noch keinen Ort gesehen, dessen Lage so einsam und traurig ist, als die vom Pfeffersbade; der Schlund, in welchem es liegt, ist so enge, daß in den längsten Tagen die Sonne nicht länger als vier Stunden, von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, in denselben hinabscheint. Vor dem Hause ist der Platz kaum zwei Schritte breit eben; dann geht es gleich steil den Berg hinauf, anfangs auf einem gebahnten Fußwege unter schattigen Bäumen. Statt, wie wir gestern den Weg zur Linken über die Taminabrücke hergekommen waren, gingen wir heute gerade den Berg hinan, und sahen bald das Alpdorf Valenz vor uns liegen, von schönen Wiesen und Garten umgeben.

Ueber Ragatz und Sargans kamen wir in das Thal von Wallenstadt, welches von dem Seezbache, der aus dem

*) Ueberhaupt kann ich diesen Führer den Reisenden nicht empfehlen. Er heißt Peter Ritter, aus Unterseen, von woher wir ihn mitgenommen hatten; er ist träge und ungefällig, und doch auf Trinkgelder sehr erpicht und unanmuthig. Ein anderer Führer aus Unterseen, Clemens Jakob Michel der Jüngere, hatte mich vor zwei Jahren auf einer Reise begleitet; allein unglücklicherweise war dieser schon verreist, als wir nach Unterseen kamen. Er ist einer der empfehlenswerthesten.

Digitized by Google

Weißtannenthal hervor dem Wallenſtädterſee zuſtrömt, durchſchnitten wird. Das Thal iſt in dieſer Gegend nicht mehr ſo fruchtbar als ſonſt, ehe durch das Anwachſen des Wallenſtädter oder Wallenſees zurückgedämmt, die Seez über die Wieſen ſich verbreitete und beträchtliche Strecken derſelben in Sümpfe verwandelte, deren Ausdünſtungen die Gegend ſehr ungeſund machen. Das Städtchen Wallenſtadt, welches im Jahre 1799 faſt ganz ein Raub der Flammen wurde, iſt ſeitdem recht nett wieder aufgebauet.

Wir ſtiegen am folgenden Morgen mit fünf Wallfahrtenden, die nach Einſiedeln gingen, in ein kleines Schiff. Die Fahrt auf dem See ſteht, wegen der damit verbundenen Gefahr, in ſehr übelm Rufe, und weil man an der Süd- und Nordſeite nur an wenigen Stellen anlanden kann, ſo iſt es wirklich gefährlich, wenn man in der Nähe der ſenkrecht aus dem See ſich erhebenden Felſen von Ungewittern und Stürmen überfallen wird; aber bei der Regelmäßigkeit der Winde läßt ſich die Gefahr ſehr leicht vermeiden, überdem darf auch bei gefährlichen Stürmen kein Schiff abfahren. Es war ſehr unangenehm, daß die tief hängenden Wolken des ganz bedeckten Himmels uns nicht mehr als den Fuß von den Felſen des romantiſchen Ufers ſehen lieſſen, deſſen Nordſeite anfangs bloß ſteile größtentheils nackte Felſen bildete; nur einzelne Hütten liegen hie und da in Klüften, wo herabſtürzende Bäche durch Schutt den Felſen furchtbarer gemacht haben, oder auf hervorſpringenden Felsplatten und Abhängen zwiſchen Wieſen, Obſtgarten und kleinen Rebhügeln. Das ſüdliche Ufer iſt nicht ſo wild; an dem ſanftern Abhange bewaldeter Berge liegen zwiſchen Wieſen und Garten die Dörfer Terzen, Quarten und Murg am Bache gleiches Namens, der von einem eben ſo benannten See vier Stunden oberhalb dem Dorfe herabkommt; dann der Rothebach, welcher viele rothe Steine aus dem Gebirge herabführt; das Dorf Müllhorn, auf dem Kerenzer Berge das Dorf Kerenzen, und in einer Felsſchlucht das kleine Dörfchen Müllithal, beleben das ſchöne Geſtade. Auch auf der Nordſeite weichen von dem Dörfchen Quinten an die nackten Felſen immer mehr zurück. Bald ſieht man in einem Winkel derſelben den Serenbach in verſchiedenen Sätzen über 1200 Fuß hoch herabſtürzen; mit dieſem vereinigt ſich unten der Baierbach, welcher in der Höhe von einigen hundert Fußen aus einer mit Gebüſch und Epheu bekränzten Felswand ſchäumend hervorſtürzt. Allmählich zertheilten ſich die Wolken auf dem Oberſeth, an deſſen Fuße Weſen liegt, wo wir nach drei Stunden mit günſtigem Winde auf der letzten Hälfte der Fahrt, die uns durch das beſtändige Singen und Beten unſerer Schiffsgeſellſchaft eben nicht verkürzt ward, glücklich anlandeten.

Von hier ſchlugen wir den Weg nach Näfels ein, um die Fortſchritte beim Abgraben der Linth mit anzuſehen, durch deren Leitung in den Wallenſee die Austrocknung der Sümpfe zwiſchen dieſem und dem Zürcher-See bewirkt werden ſoll. Die Straße führt durch einen ſolchen Sumpf, wo einige Häuſer bis an die Mitte des Erdgeſchoſſes in Waſſer ſtanden, welche vor dreißig Jahren noch bewohnt wurden. Man hat berechnet, daß ſeit ſechszig Jahren der Wallenſee um zehn Fuß höher geſtiegen iſt, weil durch den Felsſchutt, welchen die reiſſende Linth von den Glarner Bergen herab, vor dem Ausfluſſe des Wallenſees, der Mag anhäuft, dieſe zurückgedämmt wird, mithin auch den See ſchwellen macht. Es arbeiteten über 350 Menſchen an einem breiten Kanale, welcher bei der Brücke von Näfels die Linth annehmen und bis auf eine kleine Biegung ganz gerade in den Wallenſee leiten ſoll. Dieſer Kanal war faſt ganz vollendet; er wurde nur noch etwas tiefer gegraben, und dann ſollte noch eine Mauer zu beiden Seiten zur Befeſtigung der Ufer aufgeführt werden; über dieſe ragt eine Art von Bollwerk von feſt geſtampfter Erde, mit Raſen belegt, ſechs bis acht Fuß hoch und eben ſo breit, hervor, und wenn der Fluß auch über dieſes hinausſteigt, ſo nehmen ihn zu beiden Seiten noch beſondere Abzugsgraben auf.

Von hier kehrten wir wieder nach der Ziegelbrücke zurück, bei welcher ſchon ein Verſuch gemacht iſt, der Linth ein anderes und tieferes Bett zu graben; allein ſie hat daſſelbe ſchon wieder ſehr verſandet, weil ſie noch nicht in dem See ihren Schutt abſetzen kann. Wenn dieſes erſt geſchieht, das Bett der Mag erweitert und das Bett des Fluſſes bis zum Zürcher-See geräumt und tiefer gemacht wird, müſſen ſich auch die Sümpfe bei Wallenſtadt ſowohl, als hier und bei Schennis verlieren.

Ein angenehmer Weg zwiſchen Wieſen mit Obſtbäumen beſetzt und einzelnen Häuſern zieht ſich rechts von der Linth nach Schennis. Ohngefähr in der Mitte deſſelben erblickt man an der Straße das Monument des Generals Hotze, einen großen viereckten Stein, rechts in die Mauer an einer Wieſe hineingemauert, mit der einfachen Inſchrift: „Hier fiel und ſtarb der k. k. Kommandant General Hotze bei dem Uebergange der Franken über die Linth den 25 Septemb. 1799.“ Auch jenſeits Schennis geht derſelbe angenehme Weg, bisweilen mit Waldungen und Hügeln abwechſelnd, über Kaltenbrunn und Uznach fort.

L.

Stoff zu Parallelen.

Ein frühes Wort über Joſeph Bonaparte.

Der Chevalier Nikolaus Joſeph d'Azzara, ſpaniſcher Geſandter in Paris, der den 26 Jänner 1804 ſtarb, begann ſeine diplomatiſche Laufbahn in Rom. Von hier ward er im J. 1796 an den General Bonaparte geſchickt, um die Gnade des Siegers für die alte Hauptſtadt der Chriſtenheit anzuflehen. Bei dieſer Gelegenheit machte er auch die Bekanntſchaft von Joſeph Bonaparte, der als franzöſiſcher Geſandter nach Rom ging, und mit dem er bald aufs innigſte und vertraulichſte bekannt ward. Er ſchätzte ihn ungemein hoch. Mehrmals hörte man ihn zu ſeinen Freunden ſagen:

„Joſeph Bonaparte wird durch ſeinen ſeltenen Scharfblick, durch ſeine eigene Gabe, alles vermitteln, alles ausgleichen zu können, in kurzem einer der glücklichſten Unterhändler und Staatsmänner Frankreichs ſein.“

Joſeph Bonaparte, nun König von Spanien, war in jener Epoche noch wenig bekannt. D'Azzara war ſelbſt ein ſehr gewandter Geſchäftsmann und ein liebenswürdiger Menſch. Auch als Gelehrter hat er ſich bleibenden Ruhm durch mehrere treffliche Werke gegründet. Er war der Freund von Mengs, der Herausgeber von ſeinen Schriften, ſein Biograph und der Wohlthäter ſeiner hinterlaſſenen Familie.

Ein Spruch von Addington.

Es kommt nur darauf an, wie man die Sache anſieht. Als Herr Addington, Kanzler der Schatzkammer, Pitts Freund und

Digitized by Google

Nachfolger, in der Parlamentssitzung vom 10 Dez. 1793 mit vieler Beredsamkeit über die blühenden Verhältnisse des englischen Handels sprach, machte er unter andern folgende feine Bemerkung, die gerade jetzt, da alles gegen die Verderblichkeit des brittischen Alleinhandels schreit, wieder erwogen zu werden verdient.

„Bilde sich doch niemand ein," sagte er, „daß das für andere Nationen nun verloren sei, was wir durch den Handel gewinnen; oder daß die Uebermacht und der Vorrang, welchen das brittische Reich der Vorsehung und klugen Räthen zu danken hat, die Lage anderer Nationen verschlimmert habe. Nein, im Gegentheil, durch seinen Wohlstand ward Großbrittannien nicht nur Schutzengel der polizirten Welt, sondern die steigende Größe unsers Reiches ward der Grund davon, daß sich der Handel der übrigen Welt ebenfalls erweiterte und vergrößerte."

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Vestris der Vater, welchen die Pariser lange den Gott des Tanzes betitelten, dessen Name unvergänglich wie die Kunst sein wird, die er zuerst veredelte, erhielt vor wenigen Tagen im *Courier de l'Europe et des spectacles* eine Necrologie, aus welcher wir die wesentlichsten Züge ausheben.

Vestris ward ums J. 1728 zu Florenz in einer Familie geboren, welche der Welt schon manchen vortrefflichen Künstler gegeben. Er kam früh nach Paris, und nahm Unterricht im Tanz bei Dupré. Der Jüngling zeigte so seltene Talente für die Kunst, daß Dupré von ihm mit dem höchsten Enthusiasmus zu Ludwig dem Fünfzehnten sprach, und dieser ihm, zur Fortsetzung des Unterrichts, 1500 Franken aus seiner Privatkasse zusicherte. Als nun der junge Tänzer zum erstenmal in der Oper auftrat, schien Apoll selbst vom Olymp gestiegen, um den Sterblichen wieder das Bild der höchsten Anmuth und Würde zu geben. Er entzückte selbst den Lehrer, den er übertraf.

Um dieselbe Zeit bereitete der berühmte Noverre seiner Lieblingskunst eine Revolution, indem er die Choregraphie in den Rang der schönen Künste erhob. Vor dem Jahre 1740 war selbst in Paris die Oper und das Ballet nur ein sehr mittelmäßiges Schauspiel. Das Korps der Tänzer und Tänzerinnen bestand ohngefähr nur aus sechzehn Personen, und die ersten Tänzer hatten höchstens hundert Louisd'or Gehalt. Sie trugen noch Masken, große Perülen, machten bizarre Sprünge, ohne Plan, ohne Idee, ohne Zeichnung.

Noverre machte den Tanz ächt dramatisch und zur rührenden Darstellung jeder Leidenschaft. Die Perülen und Masken flogen davon. Umgebungen, Szenen, Kostüme — alles mußte sich den neuen, genialischen Schöpfungen anschliessen. Vestris und Dauberval wurden Noverre's treue Gehülfen. Der Ruf von Vestris Talenten flog durch Europa; die verschiedensten Höfe wetteiferten, ihn zu besitzen, und er vollendete sich in einem Grade, daß er der Einzige in seiner Art ward. Anmuth, Eleganz, Zartgefühl und Geschmack zeichneten ihn vor allen aus.

Die Oper genoß vierzig Jahre lang in Paris dieses seltenen Mannes. Sein Rücktritt von der Bühne ward der Anfang zur Epoche vom Verfall seiner Kunst. Es war im Jahre 1780, da er sich von der Oper zurückzog, nach seiner Wiederkehr von London. Er war und blieb der Stolz und die Stütze seiner Familie, ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Gemahl, ein trefflicher Bürger. Man fand in seiner Gesellschaft immer Personen des ersten Ranges.

Er starb in seinem achtzigsten Jahre, an den Folgen einer schmerzlichen Krankheit. Er hatte kurz vorher seine Gattin verloren, die er unaussprechlich liebte. Er ist mit aller Ruhe und Geistesgegenwart gestorben, nachdem er alle seine Geschäfte vorher geordnet.

Aus Spanien.

— * Der Insurrektionskrieg des spanischen Volks gegen Frankreichs Macht wird in den Annalen der Geschichte in mehr als einer Hinsicht eine merkwürdige Stelle einnehmen. Räthselhaft mag darin manches erscheinen, wunderbar ist bisher nichts darin gewesen. In allzugroßer Zuversicht standen die Französischen Truppen viel zu zerstreut; sie konnten also zurückgedrängt, auch theilweise compleit werden. Keine Nation Europens hat so schwärmerischen Nationalstolz, und ist der Leitung fanatisirender Mönche so innig hingegeben, als das spanische Volk. Schon diese mächtigen Leidenschaften werden den Insurrektionskrieg zu einem der blutigsten machen. Rechne man dazu noch die Wärme des spanischen Klimas, die schlechten Wege, die von einer Menge kleiner Gebirgsketten durchzogenen Provinzen dieses weitläufigen Landes, die Trennung der französischen Armee von ihrem Vaterlande durch die rauhen Pyrenäen, die Schwierigkeiten des Transports von Lebensmitteln und Munition; — von der andern Seite die Aktivität der Engländer, die Spanien mit allen möglichen Bedürfnissen schnell und reichlich unterstützen können: so wird man sichs ohne Mühe erklären, warum die französischen Truppen, die ihre Verstärkungen ohnedin erst aus den entferntesten Gegenden herbeiziehen mußten, noch nicht größere Fortschritte machten.

Das große Trauerspiel wird aber bald beginnen. Die Massen sind gesammelt, die Rollen sind vertheilt. Man erwartet jeden Tag die Ankunft Napoleons bei der Armee, dessen Genie das große Problem lösen wird, binnen kurzer Frist mit Gewalt oder Güte eine empörte Nation zu ihrer Ordnung zurückzuführen.

Die Stellung, welche die französische Armee bisher einnahm, war eine der vortrefflichsten und unbezwinglichsten. Sie erstreckt sich von Bilbao durch das ganze Thal des Ebro entlang, dessen beide Ufer besetzt sind. Die Avantgarden stehen auf den Höhen am rechten Ebro-Ufer, oder in den Thalungen, welche sich von diesen Höhen gegen das Innere Spaniens aufschliessen, so daß der französischen Armee, sobald sie zur Offensive schreitet, jedes Manoeuvre leicht wird, während die Insurgenten, in einzelnen Armeekorps, unter mehreren Oberbefehlshabern, in ihren Bewegungen sehr beengt sind.

Es scheint, die ersten offensiven Bewegungen der französischen Armee werden auf ihrem rechten Flügel beginnen, um die Insurgenten aus Nordspanien nach dem Süden zurückzudrängen, und den Engländern die allzunahe Kommunikation mit ihnen zu rauben. Bis dahin scheint das Verhalten des linken Flügels mehr auf Defensive beschränkt zu sein.

Aber zu fürchten ist, die Einnahme von Madrid werde den Krieg nicht enden, und das südliche, gebirgreiche Spanien eine Zeit lang das Seitenstück zur Vendee und zu Kalabrien geben, dessen Stützpunkt, ausser den zahlreichen Seehafen der Felsen von Gibraltar wird.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nro. 14.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 87. — den 29 Oktober 1808.

Betrachtungen über die Grundmacht des russischen Reiches.

Das europäische Triumvirat.

Es ist seit einigen Jahren besonders Lieblingsphrase einer gewissen Parthei von Staatsmännern und politischen Schriftstellern gewesen: „Preussens Glück blühe nur im Ruin Rußlands. Man müsse sich an Frankreich schliessen, um jene europäisch-asiatische Macht nach dem Norden zurückzudrängen, ehe sie durch das Gewicht ihrer Masse das kultivirtere Europa erdrückt, das sie zu umfassen strebt."

Diese Männer, von welchen Leidenschaften, welchen Interessen sie auch geblendet sein mochten, hätten die preussische Monarchie durch Kurzsichtigkeit eben so gewiß aufgeopfert, als es von denjenigen geschah, welche den Krieg wider Frankreich predigten. Sie kannten weder die Stärke noch das wahre Verhältniß der preussischen Monarchie zu Frankreich und Rußland.

Längst schon vor der Schlacht von Austerlitz war das ganz verwandelte Staatsinteresse der europäischen Mächte entschieden; der Presburger Frieden sprach die Thatsache nur in Worten aus, und der Frieden von Tilsit belehrte zum Ueberflusse den, welchem noch irgend ein leichter Zweifel geblieben war, oder der von seiner Leidenschaft und verkehrten Ansicht der Dinge immer noch nicht genesen konnte.

Lange vorher, ehe Ulm fiel, hatten Schweden und Dänemark, Preussen, Oesterreich und Türkei nur noch ein einziges Interesse; sie waren natürliche Alliirte. Jede offensive Stellung, von diesen Staaten allen zugleich, war ihnen und der Ruhe und Freiheit Europens gefahrvoll, sie mochten die Spitze der Waffen gegen Frankreich oder Rußland wenden. Daß einzelne, unbekümmert um die andern, jene offensive Stellung annahmen, brachte sie an den Rand des Unterganges. Ihnen konnte nur feste Vereinigung und eiserne Neutralität heilsam werden; durch beides würden sie allein noch den ungeheuern Kaiserreichen imponirt haben, welche die Herrschaft des übrigen Europa's unter sich getheilt hatten, während gegen dieselbe England, durch ausschließlichen Welthandel feindselig, eine dritte von allen verschiedene Gewalt bildete.

Wir sehen jetzt ein europäisches Triumvirat (Napoleon, Alexander und Georg), neben welchem die alten römischen Triumvirate als mattes flüchtiges Schattenwerk verschwinden. Ihre Eifersucht wird die Freiheit der Welt bewahren; ihr gegenseitiges Gleichgewicht den Frieden des Erdkreises schützen; ihr Hader alle Meere und Länder mit Flammen und Leichnamen füllen.

In diesem Triumvirat hat Napoleon den glänzendsten, kultivirtesten Theil der Welt gewonnen. Er kann nichts mehr begehren, als Theilnahme an der Herrschaft über den Ozean. Er hat das französische Reich höher gehoben, als es je gestanden. Frankreich hat den Gipfel seiner Macht erreicht, wenn Englands nicht fällt, und den Dreizack Neptuns noch in die Hand des irrdischen Jupiters legen will.

England, durch Beherrschung der Meere, beherrscht den Handel aller Nationen. Isolirt und unabhängig macht es selbst Frankreich und Rußland, geschweige die übrigen Reiche der Erde, zinsbar. Eben dadurch erscheinen Frankreich und Rußland als natürliche Alliirte gegen Großbrittannien, und dieses als die Feindin aller Völker. England hat den höchsten

Gipfel seiner Macht erreicht. Nur durch Frankreichs Ruin wäre es höher gestiegen und unerschütterlicher geworden. Wäre ihm Frankreichs Vernichtung gelungen, würde das übrige Europa dieser Handelsmacht ohne Rettung unterworfen gewesen sein, der Britte hier, wie in Indien, schrankenlos geherrscht, und einen König durch den andern bezwungen haben. Sich frei zu schlagen von dieser fürchterlichen, alles entkräftenden Gewalt würde den getrennten, einzelnen Mächten unmöglich geworden sein, da es schon den Anstrengungen Napoleons zweifelhaft geblieben ist.

Rußland erscheint in diesem Triumvirat weder so mächtig und glänzend als Frankreich, noch so weitherrschend und reich als Großbrittannien. Demungeachtet ist Alexander — der Dritte des Triumvirats. Ihm sind weder Frankreich noch Großbrittannien furchtbar. Gleichsam gefeiet am ganzen Körper, wie Achilles, ist nur seine Ferse verwundbar, mit der er an das ottomannische Reich rührt, durch welches Frankreich ihn beunruhigen könnte. Doch auch diese Gefahr ist gering beim wachsenden Verfall der Pforte.

Rußland bedarf keines Länderzuwachses, um mächtiger zu werden, und doch hat es noch lange nicht, wie jene beiden erhabenen Rivale, den Gipfel seiner Vollendung erreicht. Es bedarf der Kultur, der Industrie, des Handels, um zur höchsten Machtstufe emporzusteigen. Darum hat es von Frankreich nichts, von England alles zu begehren: Freiheit der Meere. Darum wird Rußland, wie Frankreich, Englands natürlicher Gegner, jenes um sich zur Vollendung zu erheben, dieses um sich darin zu erhalten.

Rußlands Hervorgehen.

Die Fackel der Geschichte leuchtet vergebens in das finstere Scythien vor jener Zeit, da Karl der Große Europens Gesittung vorbereitete. — Auch Jahrhunderte später erblicken wir in den Wäldern und Steppen Rußlands nur zerstreute Horden wilder Halbchristen, deren Weliki Kniäs alljährlich den kaptschakischen Tataren einen Tribut der Unterwürfigkeit in Geld, Thierfellen und Heerdenvieh zollte, und sklavisch den Boden küßte, wenn er vor dem Abgesandten Kasans erschien und ihm ehrfurchtsvoll die schuldige Milch zum Trinken überreichte.

Schon blühten Gewerbe, Kunst und Wissenschaft im übrigen Europa nach dem Winter langer Barbarei herrlich wieder auf; Colomb segelte gen Amerika, eine neue Welt zu suchen; England war nahe daran, seine Seemacht zu gründen; Deutschland erfand die Vertausendfachung der Schrift durch bewegliche Buchstaben; Petrarca hatte längst schon seine unsterblichen Lieder gesungen, und Lenardo da Vinci entzückte Italien durch den Zauber seines Pinsels — da erst gründete im verschneiten, unbekannten Norden Iwan der Erste den Namen der Moskoviter, indem er sich frei schlug vom Joche der Tataren und den Thron von Moskwa bestieg.

Und als er starb (1505), ließ er seinen Thronfolgern ein Reich, größer als die spanischen und französischen Monarchien. Aber Europa achtete dieses Reiches nicht, das auf dem ungeheuern Raum von mehr als 22,000 Quadratmeilen in seinen Steppen und Wildnissen nur Nebenbuhler tatarischer Horden sah, denen sie an Rohheit und Grausamkeit glichen.

Hundert Jahre später herrschte über das moskowitische Gebiet ein zweiter Iwan, dem ersten an wilder Größe ähnlich, gefühlloser Eroberer und Schrecken des Nordens, dem Sibirien entdeckt und zu Füßen gelegt ward. Er schmückte sich zuerst mit dem Titel eines Czar von Rußland, und hatte ein Reich gesammelt, dessen Umfang so groß als das ganze übrige Europa war. Doch sein Staat, von mehr als 140,000 Quadratmeilen Größe, flößte den Europäern weder Furcht noch Eifersucht ein. Es war eine sparsam bewohnte, ungeheure Wüste, deren Wälder Nationen beherbergten, welche asiatische Barbarei ohne asiatischen Luxus hatten.

Noch ein Jahrhundert mußte verstreichen, bis der Name des unermeßlichen Rußlands dem Occident Interesse erregte. Es geschah, da Peter der Große, der sich zuerst als Selbstherrscher aller Reussen mit der kaiserlichen Krone bedeckte, europäische Gesittung in sein Reich einführte, und sein Volk, das er der Barbarei entzog, durch Kultur imposanter machte.

Von nun an that Rußlands Civilisation Riesenschritte. Es verstrich kein Jahrhundert mehr, und es stellte Kriegsflotten und Heere, welche mit alten europäischen wetteiferten; wo vor kurzem Bären noch und Wölfe gehauset, entstanden Dörfer und Handelsstädte; wo sonst der Moskovit, wie sein Nachbar der Tatar, dumpf hinbrütete über thierisches Bedürfniß, leuchtete nun von hundert Altären den Wissenschaften und Künsten die heilige Flamme.

Hinterm finstern Schleier der Barbarei hatte sich der Koloß einer ungeheuern nordischen Macht, eines Reiches geformt, wie an Größe die Welt noch kein ähnliches sah, und neben welchem selbst die Ländermassen des alten Roms wie Provinzen verschwinden — Peter der Große und Katharina die Zweite zerrissen jenen Schleier, und Alexander trat in den engen Kreis der Weltbeherrscher ein.

Die Größe des Reichs.

Der Monarch des russischen Reichs, dem, bis an den unerforschten Norden Amerika's, in ununterbrochener Fortsetzung, beinahe die Hälften von zwei verschiedenen Welttheilen gehorchen, gebietet damit über ein Land von 340,000 Quadratmeilen. Das gesammte übrige Europa, mit allen Kaiserthümern, Königreichen und Fürstenthümern kaum 100,000 Q.-M. groß, könnte also dreimal in das Gebiet der russischen Welt hineingelegt werden, ohne es noch auszufüllen. Es streckt sich in ungemessener Linie weit um den Erdball, dessen Nordpol, vom starren Eismeer umgurtet, als Mittelpunkt des russischen Reichs angesehen werden kann, welches ihn mit seinen Ländern umfaßt.

Aber noch heutiges Tages steht dieses grenzenlose Reich so dürftig bevölkert, daß seine gesammte Bewohnerschaft, durch zwei Welttheile zerstreuet, kaum die Bevölkerung des heutigen Frankreichs übertreffen mag. Genaue Zählungen freilich gehören zur Unmöglichkeit, wo ganze Völkerstämme noch, wie in den Tagen der rohen Urwelt, ohne bleibenden Wohnsitz, hordenweise umherschweifen. Aber annähernde, mit Sorgfalt entworfene Schatzungen der Volkszahl sind versucht worden, und diesen zufolge würde das ganze russische Reich im Anfange des Jahres 1808 eine Population von nur einundvierzig bis zweiundvierzig Millionen Einwohnern gehabt haben. So könnten auf eine Quadratmeile im Durchschnitt etwa nur 120 Seelen gerechnet werden, und es wäre kein anderes europäisches Land so schlecht bevölkert.

Digitized by Google

Doch mit der fortschreitenden Zivilisation der Russen wächst nothwendig die Population; und die sprechendsten Beweise dafür liefern die seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Epochen vorgenommenen Revisionen der Volkszahl, so wie die jährlich erscheinenden Geburts- und Sterbelisten der griechischen Kirche.

Die Sterblichkeit ist verhältnißmäßig so gering, und der Ueberschuß der Geburten gegen die Verstorbenen so ansehnlich, daß man den jährlichen Zuwachs der russischen Population, fremde Einwanderungen ungerechnet, auf 500,000 Seelen rechnen kann.

In dieser Progression würde Rußland, dessen Population im Jahre 1723 nur auf 13 Millionen Seelen, im Jahre 1783 auf 27 Millionen, im J. 1808 auf 42 Millionen geschätzt worden ist, binnen zwei Jahrzehnden 50 bis 60 Millionen, das heißt den dritten Theil der gesammten Bevölkerung vom übrigen Europa betragen!

Die stärksten Volksmassen des russischen Reichs werden diesseits des uralischen Gebirges gefunden, welches in einer mehr als dreihundert Meilen langen Linie den Grenzgürtel bildet zwischen Europa und Asia. Das russische Europa hat einen Flächenraum von mehr als 78,000 Quadratmeilen, auf welchen ungefähr 36—37 Millionen Einwohner wohnen, während auf dem unermeßlichen Ueberreste der Monarchie in Asien kaum fünf Millionen umherschwärmen, und das ganze russische Amerika kaum tausend Seelen nähret.

So liegt Rußlands Kraft diesseits der Scheidewand von Ural konzentrirt. Asien ist ihm nur eine ungeheure Domäne, die mehr seinen Glanz, als seine Macht erhöht; Hilfsmittel zu seiner Handelserweiterung; Botani-Bay für seine Verbrecher. Es werden Jahrhunderte untergehen, ehe europäische Gesittung die tatarischen Horden veredelt und ihre Steppen in Garten und Fruchtfelder verwandelt. Und wenn einst diese Zeit kommt, dann entwickeln sich in Nordasien neue Reiche, fremde Interessen, andere Verhältnisse, vielleicht gefahrvoller, als nützlich dem europäischen Mutterstaate.

Physischer Karakter der russischen Staaten.

Wenn man die weitläufigen Räume von Ländern, welche jenseits des nördlichen Polarzirkels, im ewigen Frost erstarrt, fast lebenlos und unwirthbar daliegen, abzieht vom Umfange des russischen Reichs, verliert dasselbe beinahe schon den vierten Theil seiner Größe.

Das ewige Eis macht dort den Boden eisern; die Wälder verschwinden zu magerm Gesträuche. Nur der einsame Tschuktsche, der träge Samojede und Lappe, gefällt sich neben weissen Bären und traurigen Schneevögeln in einer aller Kultur unempfänglichen Wüste, wo er der kargen Natur mühsam die Erhaltung eines Lebens abzwingt, das kaum erhalten zu werden verdient. Neunmonatliche Nacht begräbt ihm in Schatten eine Welt, deren Schönheit ihn nie entzückte. Ewige Nebel verbergen seinen Sommerhimmel. Kein freundliches Hausthier gesellt sich zu ihm in die dumpfe Hütte. Nur das genügsame Rennthier scharrt sich vor derselben das nährende Moos unter dem Schnee hervor, und begleitet ihn durch die Nächte, und führt ihn beim Glanze des Nordlichts über die blendende Schneebahn und über den erstarrten Strom. Schon im September gefrieren alle Wasser, und der Frost steigt, daß selbst das Quecksilber im Oktober seine Flüssigkeit verliert und gehämmert werden kann.

Bis die Erdkugel ihre Richtung und Bahn um die belebende Sonne ändert, wird in diesem Theile des russischen Reiches nie menschlicher Gewerbsfleiß und zahlreicheres Volk gedeihen.

Der kultivirtere Theil Rußlands grenzt südwärts an diese Eiszone, und erstreckt sich von ihr hinweg gegen Mittag anderthalb hundert Meilen weit. In ihm liegen Petersburg, Reval, Riga, Nowgorod, Kurland und Finnland u. s. w. Aber auch dieser Theil der Monarchie hat einen rauhen Himmel über einem magern Boden von einformig-nordischer Vegetation.

Zwar mildern die Seewinde die Härte des unfreundlichen Klimas im europäischen Rußland; zwar noch in den Gegenden von Petersburg lohnen Getraidefelder den Fleiß des Landmanns, und die nützlichen Hausthiere des Europäers sind nicht mehr fremd in dieser Region: dennoch ist der Sommer nur kurz, und des Jahres größere Hälfte verschlingt ein langer kalter Winter oder ungestümes herbstliches Wetter.

Doch eben dies ist das Klima, unter welchem am kräftigsten der nordische Mensch mit stählernen Nerven und Sehnen gedeiht, welcher der Gefahr spottet und des Südländers Erschlaffung verhöhnt. Sein Boden trägt ihm dankbar einen Ueberfluß von Getraide; der Handel streuet die Blüten des europäischen Luxus über seine Heimath. Wenn einst jene unermeßlichen Wälder, durch welche man heut noch viele Tagereisen macht, ohne Dörfer zu sehen, durch Kirchspiele, Heerden und Fruchtfelder erheitert sein und die alles besiegenden Arme der Industrie jene meilenweite Moorgründe ausgetrocknet haben werden: dann wird auch hier ein gemäßigteres Klima neue Vegetationen begünstigen und mannigfaltigere Genüsse gewähren. Wie Rußland zwischen dem 57 und 60° heut ist, war Deutschland in Rücksicht der Temperatur etwa zu Herrmanns Zeiten. Wo in Germanien einst das Rennthier zwischen finstern Wäldern jagte, reifen heut Südfrüchte.

Hoffnungsloser und rauher ist eben dieser Erdstrich auf asiatischer Seite. Dort bricht kein Seewind die Strenge des Klimas; himmelhohe Gebirge wehren oder kälten den Zug der wärmern Südluft ab, und das Land, ohnehin erhaben gelegen und gegen Norden hinab verflächend, liegt dem durchdringenden Eiswind aus den Polargegenden preisgegeben. Ein langer Winter löset den flüchtigen Sommer ab, der oft noch aus Junuswolken Schnee herabschüttet, und das Eis der Moraste und Landseen zuweilen nicht ganz geschmolzen hat, wann der beginnende Oktober schon wieder ein neues schafft. Tatarstämme schwärmen in nomadischer Wildheit umher, als Jäger oder Hirten. Endlose Waldungen, in welche man ein europäisches Königreich verbergen könnte, grenzenlose Seen und Sümpfe, breiten sich nach allen Richtungen aus, und nehmen den Boden ein, der nur an seltenen Punkten gebauet wird.

Dieser mächtige Erdstrich, der viele tausend Quadratmeilen enthält, ist die große, unter dem Namen Sibiriens bekannte, asiatische Wildniß, welche jedoch dem Mutterstaate die ergiebigsten Kupfer- und Eisenbergwerke und die köstlichsten Thierfelle zum Handel darbietet.

Von Moskwa bis hinab über Kasan, eine Strecke von mehr als hundert Meilen, gibt die Breite von Rußlands gemäßigtem Klima an. Die Witterung, wenn gleich nicht so mild, als in dem kultivirten Sachsen, Holland, Südengland u. s. w. die unter gleicher Breite gelegen sind, ist doch alle Kultur des Bodens begünstigend. Allein diese Kultur wird aus Mangel an Menschen oder aus Rohheit der vorhandenen, ungeachtet

Digitized by Google

des einladenden Himmels und des größtentheils fruchtbaren Erdreichs, versäumt.

In den wärmern Regionen Rußlands, das heißt, in den südlichsten Provinzen des Reichs, wie Cherson, Astrachan, Taurien, Grusien u. s. w. fehlt es nur an volkreichen Kolonien aus zivilisirten Nationen, um diesen Nachbarländern des griechischen Tempe das freundliche Leben einer Schweiz, oder französischer und italienischer Fluren zu geben.

Wie in den oben beschriebenen kältern Erdstrichen das russische Asien dem europäischen weit nachsteht; so auch in den wärmern, wenn wir Kaukasien und Grusien noch zu europäischem Boden rechnen. Denn die Steppen der Kirgisen, die astrakanische Wüste, ohne schattigen Wald, ohne erfrischende Gewässer, werden ewige Einöden verbleiben, über deren glühenden Sand Nomaden mit ihren Heerden schweifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus England.

— Die Londoner Feuersbrunst vom 21 September, durch welche das prächtige Covent-Garden Theatre, nebst zehn angrenzenden Gebäuden, in Asche verwandelt wurde, und gegen vierzig Personen ihr Leben oder ihre Gesundheit einbüßten, hat auch mehrere bisher noch nicht herausgegebene Werke von Händel und andern berühmten Tonsetzern vernichtet. Ein neuer Phönix wird das herrliche Schauspielhaus, obnehin für eine Summe von 18000 Pf. Sterling assekurirt, durch die Magnificenz der Londoner aus seiner Asche schöner, als es war, hervorgehen. Das unersetzlichste bleibt der Verlust eines Schatzes von musikalischen Kompositionen, von denen fast sonst keine Abschriften existirten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 4 Okt. Was vorzüglich die süße Stimmung störte, in welche die Nachricht von einer abgeschlossenen Konvention zwischen Preussen und Frankreich versetzte, war der in dem Moniteur der Welt mitgetheilte, vom Minister von Stein an den Fürsten von Wittgenstein erlassene Brief. Anfangs wollte hier Niemand beinahe seinen Augen trauen; jeder glaubte, daß irgend ein schlauer Unterhändler dem Minister von Stein sowohl, als auch der französischen Regierung, einen Streich zu spielen beabsichtigte. Indeß bei nährerer und kälterer Erwägung war die Stimme größtentheils gegen den Briefschreiber. Man sah durch ihn gleichsam neuerdings die Frucht der Eris in die friedliche Annäherung geschleudert, die zwischen Frankreich und Preussen eingeleitet war.

Ich muß Ihnen offenherzig bekennen, wenn ich, der ich zwar Stein nicht genau kenne, aus dem schließen soll, was glaubwürdige und achtbare Männer, die viel um ihn leben, von seinen Talenten rühmen, ich mir diesen aus seiner Feder geflossenen Brief nicht anders erklären kann, als mit dem *aliquando bonus dormitat Homerus*. Was noch das Tröstlichste für uns Preussen sein dürfte, ist, daß Stein keiner Parthei in seinem Schreiben geschont, und er daher französischer Seits als ein isolirter Sünder betrachtet werden möchte. Auch ist von französischer Seite noch keine offizielle Erinnerung am preussischen Hofe gemacht worden, und Stein lebt daher noch in Königsberg in seinen Funktionen und in voller Thätigkeit. Es müßte denn noch etwas der Art erfolgen, welches leicht der Fall nach völlig ratifizirter Konvention zwischen Frankreich und Preussen sein dürfte.

Jetzt glaubt man daher auch völlig ausser aller Sorge zu sein, daß jener Brief irgend einen Einfluß auf die Gesinnungen Napoleons gegen Preussen haben möchte, obgleich man bei allen Administrationen noch keine Miene von irgend einem Ausbruche eines französischen Administrators gewahrt, und auch allen Verfügungen wegen der Beiträge zur Bestreitung der Ausgaben der Stadt noch in völliger Strenge nachgelebt werden muß. Es müssen noch immer Haus- und Mirthe-Abgaben, Tafelgelder unter dem alten Satz abgetragen werden, und wie verlautet ist auch eine Kommission beschäftigt, eine Einkommen-Taxe zu regulieren.

Ununterbrochen werden die Schmiede- und Stellmacher-Arbeiten im Zeughause fortgesetzt.

Wie man vernimmt, hat der General Laurent, Chef der Gendarmerie, mit seinem Korps den Weg von hier nach Spanien angetreten; eben dahin ist vor einigen Tagen das ganze Genie-Korps aufgebrochen.

Eine Anzahl der in Dänemark entwaffneten Spanier sind vor einigen Wochen mit einer Partie Pferde spanischer Race hier durchgebracht worden. Obgleich die Erscheinung dieser südlichen Gestalten für den größten Theil der Berliner ein neuer Anblick war, so erstaunten sich die Pferdekenner doch noch mehr an dem Anblick mehrerer andalusischer Pferde.

Kaum hatte uns Volanar mit seiner Familie verlassen, so trat ein Herr Alexandre, der einige Zeit in Warschau französische Vorstellungen gab, mit seiner kleinen Equipage auf; allein er fand kein Publikum, und mußte sein Bühnchen früher schliessen, als er vielleicht gerechnet hatte.

— Interessant sind die vom Justizrath Magnus Stephensen herausgegebenen Bemerkungen über die einsame, von den Europäern fast verlassene Insel Island. Er selbst lebte mehrere Jahre auf diesem unwirthbaren eisbemützten Felsen, dem die nie erlöschenden unterirdischen Feuer Dasein und naturhistorische Merkwürdigkeit gaben, wo von Zeit zu Zeit die kochende Unterwelt neue Berge aufthürmt, und alte verschlingt oder in bodenlose Seen verwandelt.

Die Population bleibt sich bei den Insulanern ziemlich gleich. Vor vier Jahren betrug sie, nach einer damals bewerkstelligten Zählung, 46,349 Seelen. Zugleich fand man auf der Insel, die einen Flächenraum von 1480 Quadratmeilen hat, 26,524 Stück Pferde, von denen über 4000 ungezähmt umherschwärmen, 20,325 Stück Rindvieh und 218,818 Schafe.

— * Der herzogl. sächsische geheime Regierungsrath Hartleben von Koburg ist von Sr. kön. Hoh. dem Großherzog von Baden als wirklicher Regierungsrath in der oberrheinischen Provinz und Professor des peinlichen und praktischen Rechts, so wie der Staatswissenschaften, an die Universität zu Freiburg berufen worden. Derselbe tritt nächstens diese beide Stellen an und soll vorzüglich bei der Regierung in wichtigen Polizeisachen vortragen. Die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe hat diesen rühmlichst bekannten, und vorzüglich durch seine Polizeiblätter vielfach verdienten Gelehrten, welcher bereits Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu München, Göttingen, Erfurt u. s. w. ist, im vorigen Monat zu ihrem ausländischen Ehrenmitgliede erwählt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 88. — den 2 November 1808.

Betrachtungen über die Grundmacht des russischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Ueber die Lage der Hauptstadt. — Aussichten in Rußlands Zukunft.

Peter der Große, um sich und seine Nation zu europäisiren, baute die Hauptstadt des Reichs in die kältere Zone desselben, an den finnischen Meerbusen, um die Vortheile der Ostsee zu geniessen. Wäre es ihm um den Mittelpunkt seiner europäischen Staaten oder deren Population zu thun gewesen; hätte er schon am schwarzen Meere die herrlichen Provinzen besessen, welche Katharina die Zweite erst viel später eroberte: er würde Petersburg vielleicht zur ersten Handelsstadt, Moskwa zur Hauptstadt seines Reichs gewählt haben.

Denn wie alljährlich die Bevölkerung diesseits des Ural anschwillt, wird sie, durch die Natur des Landes, von Archangel und Petersburg bis Moskwa hin, nie so stark sein können, als von Moskwa bis Cherson in den Ländern des mildern Himmelsstriches. Nordrußland fordert nämlich für die Kälte seines Klimas ungeheure Strecken Bodens, welche den Waldungen heilig bleiben müssen, die in diesen Regionen nur langsam nachwachsen. — Südrußland hingegen kann ohne Gefahr Verzicht auf weitläufige Forsten leisten, und die ausgerodeten Plätze neuen Anbauern zur Viehzucht und zum Ackerbau hinleihn. — Wenn Nordrußland einst im Stande seiner höchsten Kultur und Bevölkerung auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 250 bis 300 Seelen zählen darf, wird Südrußland deren auf jeder Meile 2500 bis 3000 ernähren können.

Schon gegenwärtig ist (zum Beweis dessen, was ich sage) zwischen den meisten Gouvernements des nördlichen und südlichen Rußlands (ich spreche hier immer vom europäischen) in Hinsicht der Bevölkerung eine auffallende Ungleichheit des Verhältnisses. Das nördlich gelegene Gouvernement Petersburg z. B. hat auf eine Quadratmeile nur kaum 800 Seelen, aber das südwärts im gemäßigtern Klima gelegene Gouvernement Moskwa über 2700. Ferner die in der oben erwähnten nördlichen Hälfte gelegenen Provinzen haben, wie Kurland nur ungefähr 900, Esthland ungefähr 800, Lievland kaum 700, Nowgorod kaum 300 Seelen auf eine Quadratmeile; hingegen die in der südlichen Hälfte des Landes befindliche Statthalterschaften, wie Tula schon über 2000, Riäsan beinahe 2000, Wladimir über 1000, Orel 1500, Kursk über 1500, Kasan gegen 800, Pultawa beinahe 1300 Seelen. Die heissen Steppen in den südlichsten, und die ans Polar-Eis grenzenden Oeden in den nördlichsten Regionen bringe ich, als Extreme, gar nicht in Rechnung.

So ist also Südrußland schon jetzt volkreicher als Nordrußland, ungeachtet dieses durch Kommerz und Nähe des Thrones belebter zu sein vermuthen liesse. Die Population wird fortwährend in ähnlichen Verhältnissen steigen, und gewiß eine Zeit kommen, wo der Thron von Petersburg der ältesten Hauptstadt des Reiches zurückgegeben, und den blühendsten, reichsten und bevölkertsten Provinzen der Monarchie näher gebracht werden wird.

Wenn Nordrußland bei seiner steigenden Kultur und Bevölkerung einst, vielleicht schon in einem Jahrhundert,

Digitized by Google

auch nur die mäßige oder vielmehr geringe Bevölkerung hätte gleich Schweden, und Südrußland nur eine Bevölkerung gleich Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, das heißt etwa 2000 Einwohner auf eine Quadratmeile: so wird (Raum und Nahrung sind vorhanden!) blos das europäische Rußland eine Volksmenge von siebenzig bis achtzig Millionen Seelen halten, das heißt beinahe die Hälfte der gesammten dermaligen Population unsers Welttheils. Europa wird in seinem Schoos ein neues China aufstaunen.

Welche Aussichten in die Zukunft! Aussichten einer beispiellosen Macht, wie sie weder Frankreich noch England haben, und nie erhalten können, es wäre denn, daß das nichtrussische Europa in ein einziges Reich und Volk verschmolzen werden könnte. — Und jener Epoche der Macht, die darum noch kein nec plus ultra für das nordische Kaiserreich wäre, nähert sich dasselbe, festen Schrittes, unaufhaltsam, und wie ich oben aus den Populationslisten zeigte, auffallend schnell.

Rußland hat, um in der Frist einiger Jahrzehnde furchtbargroß an Macht über alle Reiche unsers Kontinents hinwegzuragen, keiner Ländereroberungen vonnöthen, nur Kriege, um seinen Heeren Uebung und Einheit zu bewahren, — nur weiser Administration, welche der steigenden Kultur keine Fesseln umwirft, sondern allfällige Hindernisse ausebnet.

Jedes neue Jahr in den Annalen der russischen Kultur gilt einen glänzenden Sieg, wenn ihn gleich keine Zeitungen mit Geräusch verkünden; binnen einem Jahrhundert wird folglich bloß durch den stillen Fortschritt der Zivilisation und Bevölkerung der Länder zwischen dem Niemen und Ural das Gleichgewicht im europäischen Staatenverhältnisse vernichtet.

Möchten die Autokraten an der Spitze eines Volkes von achtzig Millionen Seelen dann immer den Geist dessen athmen, dem Europa heut den beneidenswerthen Beinamen des Liebenswürdigen freiwillig weiht. Doch seht einen geistvollen und glücklichen Eroberer einst an die Spitze der ungeheuren Nation, die zwischen Europa und Asien stehend, den Orient und Occident mit gleicher Ueberlegenheit erschüttern könnte, — wer wills verbürgen, daß nicht zwei Welttheile dann vor dem russischen Throne knien, und von den Mündungen des Tago bis zur Mauer von China nur ein Reich wird?

Wir glaubten in unsern Zeiten die außerordentlichsten Ereigniß der Weltgeschichte erlebt zu haben. Es könnte geschehen, daß die Nachkommen unsers Erstaunens lächelten, indem sie Zeugen größerer Dinge wären.

Muß der philosophische Geschichtsforscher den Leser um Verzeihung bitten, wenn er den Blick verwegen in die Zukunft senkt, und die Breite eines majestätischen Stroms in ungesehener Ferne berechnet, dessen zahllose und reiche Quellen laut zu seinen Füßen rauschen?

Ueber die Nothwendigkeit der neuern Eroberungen Rußlands.

Bei der, fast möcht' ich sagen, Grenzenlosigkeit des jetzigen Russenreichs mochte es allerdings befremden, im Kabinet von Petersburg von Jahrzehend zu Jahrzehend noch neue Eroberungsplane entworfen zu sehen. — Einige Staatsmänner, schaudernd vor dem gewaltigen Länderumfange, sahen in dem Weiterumgreifen Rußlands den nahen Verfall des kolossalischen Staates. — Und ob ihnen dies Wort gleich von hundert und wieder hundert Schriftstellern und Politikern nachgesprochen ward, irrten sie dennoch und breiteten nur falsche Meinung aus.

Nicht das Erdreich ist schwer zu beherrschen, sondern die Volksmenge; Frankreich schwieriger, als jetzt noch Rußland, in beiden Welttheilen, zu regieren. Das Kabinet von London leitet die Verwaltung von Staaten in allen fünf Theilen der Welt, und doch sind dieselben zerstreuter auf dem Erdball umher gelegen, als die Provinzen des nordischen Kaisergebiets.

Nicht die Unermeßlichkeit des Flächenraums, sondern die Zahl und Polizirung der Bewohner, macht den Staat mächtig. Rußland mußte nothwendig Eroberungen an Eroberungen fügen, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, da seine Nachbarn ihm meistens an Volksmenge, wenn nicht überlegen, doch gleich, und durch Kultur und gedrängteres Beisammenleben der Einwohner allerdings überlegen waren.

Da stand im Süden drohend der Staat der Osmannen, ein Volk von mehr als 25 Millionen Seelen, verbrüdert mit den Bekennern Muhammeds im ganzen Asien, immer zu Raub- und Religionskriegen geneigt. — Da der König von Ungarn, welcher, Herr vieler Königreiche und Fürstenthümer, die Würde des römischen Kaiserthums auf sein Haus vererblicht zu haben schien, und dessen Winke die stärksten und geübtesten Heermassen zu vollziehen bereit waren. — Da im Westen das Reich der Schweden, welches, von einem unternehmenden Könige verwaltet, schon früher mit tapferm Volke den Thron von Moskwa bedroht hatte. — Dann das durch Friedrichs des Großen Siege ruhmvolle Preussen, welches auf geringem Länderraum mächtige Kriegsheere nährte, die ganz Europa lange als die vortrefflichsten bewunderte.

Rußland hatte seinen Nachbarn lange keine größere Heere entgegenzustellen, als sie selbst anführten. Seine weitläufigen Grenzen standen überall offen; ein großer Theil seiner streitbaren Männer war der europäischen Disziplin fremd, oder bewohnte so entlegene Landstriche, daß Kriege geendet werden konnten, ehe die Berufenen auf den Schlachtfeldern erschienen. Es hatte lange die europäischen Waffen, doch nicht die europäischen Schulen; es erfuhr, daß entwickelte Feldherrn-Talente oft kleinen Heeren Ueberlegenheit gaben gegen die zahlreichsten Armeen. Der Gang der Zivilisation ist träge im Entstehen, nur rasch auf halb zurückgelegter Bahn. Rußland mußte daher lange allen seinen westlichen Nachbarstaaten nachstehen. Es mußte, was diese schnell wachsend durch steigende Kultur und Landesvergrößerungen gewannen, durch Eroberungen einbringen, und meistens in schwach bevölkerten, unpolizirten Weltgegenden. Wenn Preussen, oder Oesterreich, oder Frankreich ihr Gebiet nur mit einem Paar Städten erweiterten, mußte Rußland dafür kleine Königreiche erobern, und fand doch in deren Population und Kultur kaum ein Gegengewicht für den Zuwachs der Nachbarn.

Das seit einem Jahrhundert geübte und viel betadelte Eroberungssystem des Petersburger Hofes war also politische Nothwendigkeit zum Emporhalten eigener Selbstständigkeit; richtige Würdigung der Schwäche Rußlands gegen Europens Mächte.

Blick auf den heutigen Stand der Polizirung Rußlands.

Den größern oder geringern Kulturgrad eines Landes kann uns im Allgemeinen schon immer das Verhältniß der Städte in demselben zu den Dörfern geben.

Digitized by Google

Preuſſen z. B. hatte vor dem Tilſiter Frieden auf einem Flächenraum von 5646 Quadratmeilen und bei einer Population von noch nicht zehn Millionen Einwohnern weit über tauſend größere und kleinere Städte. — Das blühende Sachſen, bei ungefähr zwei Millionen Seelen auf 716 Quadratmeilen, zählt 275 Städte. Hingegen das ganze ruſſiſche Reich hatte im Jahre 1806, nach Hrn. Haſſels Angaben, etwa nur 1500 Städte, wovon nach Storchs Angaben Moskwa mit 300,000 Einwohnern, und Petersburg mit 271,137 Seelen die größten ſind.

Nur 41 von den ruſſiſchen Städten zählen über 10,000 Einwohner; alle andern weniger, und die meiſten ſehen eher Dörfern als Städten ähnlich. Denn die wenigſten Häuſer ſind maſſiv und geſchmackvoll, faſt alle noch von Holz nach altmoskovitiſcher Sitte gebauet. Manche beſtehen aus ſchlechten durchräucherten Hütten, die ſich um einige Kirchen und kaiſerliche Amtshäuſer lagern. Die Dörfer ſind noch erbärmlicher; armſelig, unreinlich, unbequem von auſſen und innen, wonehen die Pracht einzelner Landhäuſer der Großen widerlich kontraſtirt.

Die eigentlichen Ruſſen, der Kern der Nation, zu denen man ohngefähr 35 Millionen Seelen von der geſammten Population des Reichs zählen kann, tragen überhaupt noch allzuſehr den Anſtrich nordiſcher Barbarei. Der abgeſchnittene Bart und der europäiſche Rock ſeit Peters des Großen Zeit machte ſie um nicht viel europäiſcher. Sie ſind ein kräftiger, gewandter Menſchenſchlag, voll trefflicher Anlagen; aber roh, nur ſklaviſch durch die Knute gezogen, ohne Ahnung eines beſſern Zuſtandes, zufrieden mit trauriger Verworfenheit, voll knechtiſchen Aberglaubens. Das Wort ihrer Prieſter, ihr Heiligenbild und die Branntweinflaſche gehen ihnen über alles. — Beinahe noch tiefer entartet ſind durch Leibeigenſchaft die Eſthen, Litthauer und Letten. Edler ſiehet ſchon der ruſſiſche Pole; aber an Unreinlichkeit, Elend und Geiſtesverwahrloſung iſt er dem gemeinen Ruſſen gleich.

Wenn Alexander der Liebenswürdige endlich einmal die Sklavenketten aller ſeiner Unterthanen gebrochen, und (denn die gegenwärtige Generation iſt hoffnungslos verloren) die aufblühende, freiere Jugend in wohl organiſirten Landſchulen zu geiſtiger Selbſtthätigkeit erhoben haben wird: erſt dann wird mit einem neuen Geſchlechte die Kultur Nordruſſlands wunderbar ſchnell voreilen.

Selbſt der Tatar, ohnehin der Sohn eines edeln Menſchenſtammes, übertrifft heut noch den gemeinen Ruſſen an Gemüthsadel. In der Wilde halb verſäumt auferzogen, athmet er doch Freiheit unter einem mildern Himmelsſtriche, und ſchon dieſe Freiheit gibt ihm einen Rang vor den durch Sklaverei geiſtig verderbten Ruſſen.

Schon jetzt ſind die Tataren meiſtens Bürger feſter Wohnſitze, und wo ſie es ſind, wie die kaſaniſchen und tauriſchen Tataren, da herrſcht Reinlichkeit und ſelbſt Geſchmack in ihren Gebäuden und Kleidungen. Ihre Städte und Dörfer unterſcheiden ſich auffallend durch Freundlichkeit und Ordnung. Sie lieben Künſte und Handwerke, und treiben ſie mit Geſchicklichkeit; ſuchen Unterricht, und halten ihre Schulen hoch. Noch haben ſie die ſchönen Tugenden des ehmaligen Nomadenlebens, Gaſtfreiheit, Großmuth, Tapferkeit und Treue bewahrt, und Rußland zählt ſie zu ſeinen beſten Staatsbürgern. Es iſt aber hier die Rede nur von den angeſiedelten Tataren, nicht von jenen Stämmen, die als Jäger oder Hirten noch hordenweiſe in den endloſen Steppen Sibiriens oder der kaukaſiſchen Gebirgskette umherſchwärmen.

Das Beiſpiel der nach Rußland eingewanderten Ausländer, beſonders der Deutſchen, Schweizer und Franzoſen (man ſchätzt die Zahl derſelben auf 150,000 Seelen) hat allerdings, da ſie zerſtreut im ganzen Reiche umherwohnen, des Guten manches bewirkt. Doch auch nur Manches; denn zur Nachahmung beſſerer Beiſpiele gehören Sinn für das Beſſere und ungebundene Kraft. Dem in der Leibeigenſchaft verdorbenen Geſchlecht mangelt nur zu ſehr beides.

Daß nicht eben dieſe bildungsloſen, rohen, ſinnlichen Weſen in Uniformen die trefflichſten Soldaten auf den Schlachtfeldern ſein ſollten — wer möchte es läugnen? — Aber Tapferkeit iſt ein elendes Verdienſt, wo ſich nicht Humanität und Geiſtesgröße zu ihr geſellen. Auch die Beſten der Wüſte und die wildeſten Völkerſtämme haben Tapferkeit, Hunger und Durſt. Wo der Menſch in den Stunden des Friedens, gleich andern Thieren, im Frohndienſt eines mächtigen Eigenthümers ſeufzen, in den Stunden des Krieges willenlos den Batterien entgegengerückt muß; wo er als Maſchine nur gilt, als hätte er keine Seele, keinen Anſpruch auf die Geiſterwelt, auf einen Gott — da herrſcht Barbarei.

Viel hat Peter der Große, viel Katharina II für die Ziviliſation der Ruſſen gethan — ſeitdem iſt ein Jahrhundert vergangen, und noch liegt die Maſſe des Volks in unbehülflicher Rohheit. Alexander hat angefangen, neue Wege, die einzig richtigen, einzuſchlagen, um die Nation zu veredeln — durch Vernichtung der Leibeigenſchaft, Schöpfung von Freiheit und Eigenthum für viele Tauſende, und Verbeſſerung der Schulanſtalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Die Uebergabe von Amſterdam.

Im J. 1672 hatte Ludwig der Vierzehnte, unter welchem der Prinz von Condé und Marſchall Turenne kommandirten, ganz Holland erobert. Er erſchien vor den Thoren Amſterdams. Die Beſtürzung war unbeſchreiblich groß. Niemand dachte mehr an Widerſtand. Die elenden Feſtungskommandanten damaliger Zeit, zum Uebergeben allzeit fertig, hatten mit einander gewetteifert um Schande, und das für den König ſo ſchmeichelhafte Diſtichon gerechtfertigt, das ihm Mariotte ſchrieb!

Una dies Lotharos, Burgundos hebdomas una,
Una domat Batavos luna; quid annus erit?

Genug, in Amſterdam dachte man auch an nichts als an Uebergabe. Der Stadtrath deliberirte eines Tages lange über dieſen Gegenſtand, und man ſtimmte endlich einmüthig dahin, dem Könige die Schlüſſel der Stadt zu überreichen. Indem bemerkte man, daß ein alter Bürgermeiſter eingeſchlafen war, und ſeine Stimme noch nicht gegeben hatte. Man weckte ihn auf. „Worüber wird umgefragt?“ rief er, und rieb ſich die Augen. — Ob man den Franzoſen die Stadtſchlüſſel überreichen ſoll? — „Haben die Franzoſen ſie denn ſchon verlangt?“ fragte der Alte. — Nein, noch nicht. — „Nun gut denn, ſo wartet wenigſtens, bis man ſie uns abfordert.“

Und dies einzige Wort (ſo geht die Sage) rettete die Republik. Man ſetzte die ganze Gegend unter Waſſer, gewann Zeit, genas vom erſten Schreck, und blieb frei.

Digitized by Google

Das Fenster.

Der Marquis de Louvois hatte in vollem Maaße, was man in unsern Tagen gern als Regenten-Genie geltend machen möchte, das heißt: für den Ruhm seiner Nation opferte er kaltherzig das Glück derselben hin. Streng war er bis zur Grausamkeit, prachtvoll, unerforschlich, rastlos thätig, intrigant, gewissenlos, groß in seinen Entwürfen, in der Vollziehung mit allumfassendem Blicke das Ganze und das Kleinste darin beachtend, in der Wahl seiner Leute von sicherm Takt, und in der Politik der wahre Geistesfohn Machiavels.

Sein König (Ludwig der Vierzehnte nämlich) fuhr ihn eines Tages rauh an, weil in einem der neu angelegten königlichen Gebäude ein Fenster nicht recht angebracht war. Louvois war seit Colberts Tode auch Oberintendant aller Bauten, Künste und Manufakturen Frankreichs. Tief gekränkt ging der Minister fort, und ließ seinem Zorn daheim freien Lauf vor seinen Vertrauten. „Wenn ich einem Menschen," rief er, „einem Menschen, der über solche Erbärmlichkeiten Aufhebens machen kann, keine Beschäftigung gebe, bin ich verloren. Der Krieg bringt ihn am besten von seinen Bausachen ab. Und bei Gott, er soll Krieg haben; braucht er ihn nicht, brauch' ich ihn."

Richtig ward durch Louvois Kunst nun die Augsburger Association (zwischen Oesterreich, Spanien, Schweden und vielen Ständen des deutschen Reichs geschlossen) ohne anders gebrochen, und ganz Europa wieder mit Feuer und Schwerd verheert, weil — ein Fenster am unrechten Orte gestanden.

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Der Orden der Ehrenlegion ward zweien der ehrwürdigsten deutschen Dichter vom Kaiser der Franzosen übergeben. Wie lange lebten nicht diese edeln Männer, als Zierden deutschen Namens, ohne daß, außer ihrem vaterländischen Fürsten, ein anderer ihren Verdiensten feierlich huldigte? Es kommt ein fremder Monarch — er kennt nur Göthe's und Wielands Ruhm, ihn selbst hatte nie der Zauber ihrer Dichtungen entzückt — aber er trägt im Namen der gebildeten Welt den Dank derselben an sie ab.

Warum wundern wir uns, daß Napoleon durch Humanität, wie durch Waffen alles überwindet? — Dieser große Sterbliche gehört nicht dem Volke zwischen den Pyrenäen allein, er gehört der Welt an; eben darum gehört die Welt ihm.

Aus Frankreich.

— Maxime Vaxxis hat vor einigen Wochen ein *mémoire statistique* über das Vaucluse-Departement herausgegeben, worin er besonders vom moralischen und physischen Zustande der in Avignon lebenden Juden ein trauriges Bild ihrer Entartung gibt. Er berechnet in seinem Werke den Flächeninhalt des Vaucluse-Departements, den man bisher sehr verschieden angenommen hatte, auf 149 französische Quadratstunden. Am 1 Jänner 1808 betrug die Population des Departements 201,832 Seelen, so daß auf eine Quadratstunde 1378 Individuen kommen. Trotz der Konskription fand sich kein erheblicher Unterschied zwischen der Zahl der Knaben und der Mädchen. — Der Kalvinisten zählte man 3600; der Juden 600.

Aus Italien.

— Es ist durch fleißige Nachgrabungen zu Zuglio, einer Gemeinde im Distrikte Tolmezzo, Departement Passeviano des Königreichs Italien, jetzt außer allem Zweifel gesetzt, daß einst, an der Stelle, wo dieses Dorf jetzt liegt, eine große römische Stadt gelegen gewesen sei, deren Name und Andenken verschwunden ist. Schon sind Säulen, Mauern, Gewölbe von weitem Umfange, schon Fragmente köstlicher Verzierungen von Bronze, Amphoren, Vasen, Medaillen, Trümmer altrömischer Inschriften u. dgl. m. zahlreich gefunden worden. Auch Spuren altlombardischer Konstruktion sind dabei entdeckt, Eisenwerk aller Art, angebranntes Gebälk, Massen geschmolzenen Bleies, Wandstücke mit Frescomalerei aus dem mittlern Zeitalter, Mosaikwürfeln u. s. w.

Vorzüglich geschäftig bei diesen Nachforschungen war der Kriegskommissär Hr. Stanve. Allen gefundenen Anzeigen zufolge stand hier einst das alte transpadanische Forum Julii, die Hauptstadt, der das Friaul seinen Namen dankt, und welche zu den Zeiten des verwüstenden Eroberers Attila zerstört ward. Hr. Stanve muthmaßet, daß über den Ruinen der untergegangenen eine neue Stadt als Residenz der alten Souveräne des Friauls aufgerichtet und nachmals wieder von den Avaern und Sveven, barbarischen Andenkens, zerstört worden sei, worauf sich die friaulischen Herzoge an einem Orte niedergelassen hätten, da jetzt Cividale liege, ein Städtchen lombardischen Ursprungs, das nichts römisches hat, als Inschriften, die ihm nie gehörten.

Aus der Schweiz.

— * Mehr, als in vormaligen Zeiten, bemerkt man mit Vergnügen in der Schweiz, während der Föderalismus die einzelnen Völkerschaften politisch scheidet, das Streben der bessern Köpfe zur Vereinigung der Gemüther, zum großen Zusammenwirken, zu einer moralischen Einheit der Kräfte. Daher bildeten sich wieder aus Schweizern aller Kantone die Zusammenkünfte der helvetischen Gesellschaft — daher entstand ein Verein der Künstler und Kunstliebhaber der gesammten Republik in der Bildung der Künstlergesellschaft, welche sich gleich der helvetischen in der Stadt Zofingen zu versammeln pflegt. — Eben so vereinigten sich die Freunde der Tonkunst während der diesjährigen Tagsatzung zu Luzern in eine musikalische Gesellschaft. — Neulich (am 25 Oktober) traten wieder aus den verschiedensten Kantonen Pädagogen und Beförderer des öffentlichen Unterrichts zu einer besondern Gesellschaft in Lenzburg zusammen. Unter den Anwesenden waren auch Pestalozzi, Fellenberg, Professor Schultheß von Zürich, und andere verdienstvoll ausgezeichnete Männer mehr. Pestalozzi ward für das erste Jahr zum Präsidenten der Gesellschaft der Pädagogen erwählt.

— In Basel predigte neulich der Pfarrer an der Kirche St. Theodor, Hr. J. J. Fäsch, öffentlich und mit Ernst gegen die in des Hofrath Jung Theorie der Geisterkunde enthaltenen Schwärmereien. Seine Predigt ward auf hohes Begehren gedruckt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 89. — den 5 November 1808.

Betrachtungen über die Grundmacht des russischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Verhältniß der Länder- und Völkermassen zur innern Stärke des Staats.

Das russische Reich umfängt eine so verschiedene Menge von Nationen, die in Karakteren, Sitten, Sprachen, Trachten, Lebensarten, Religionen von einander abweichen, daß kein Reich auf Erden jetziger Zeit etwas ähnliches aufzuweisen hat.

Ich will nicht die Namen aller russischen Nationen herzählen — aber es sind deren drei und neunzig, ohne die fremden Einwanderer und Ansiedler zu rechnen, worunter auch Perser und Inder stehen. — Es werden mehr als vierzig ganz von einander unterschiedene Sprachen in diesem Reiche als nationale Sprachen geredet. Eben so groß ist die Mannigfaltigkeit der Religionen, indem Juden, Heiden, Christen, Hindus und Muhammedaner ihren Gott oder ihre Götter auf eigene Weise verehren.

Aber alle diese Nationen richten mit gleicher Ehrfurcht ihre Blicke auf den weit gebietenden Thron im europäischen Norden — vernehmen mit gleicher Demuth die Sprüche der Ukasen, und, vielleicht einzelne unbändige Völkerschwärme in den asiatischen Steppen ausgenommen, die in der Wildheit ihrer Sitten und ihres Landes kaum zu binden sind, vernimmt man selten von Versuchen einer oder der andern Nation, sich gegen die Hoheit des Selbstherrschers zu emporen. Man würde nie davon hören noch gehört haben, wäre die Polizirung der subalternen Beamten schon dahin gediehen, den Geist der kaiserlichen Gesetzgebung erfassen, und die Wohlthaten höherer Gesittung aus eigenem Gefühl andern empfindbar zu machen.

Nur die Rohheit, nur die Abscheulichkeit russischer Beamten erzwang zuweilen Aufstände, die mit Blut gedämpft werden mußten, aber der Habsucht unmenschlicher Vorgesetzten um so willkommener waren. Armes, unglückliches Kamtschatka! stiefmütterlich gepflegt von den Händen der Natur, entvölkerte noch die Leidenschaft verabscheuungswürdiger Sieger deinen Boden. Ehe die Russen diese nordöstliche große Halbinsel Asiens entdeckt und unterjocht hatten, lebte hier ein gutmüthiges und zahlreiches Volk. Aber die Kosaken wurden des Landes Plage; sie brachten einer harmlosen Nation ihre Laster und Krankheiten, und in drei verzweifelungsvollen Versuchen des Aufruhrs in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und durch die Pest der Kinderblattern, welche im Jahre 1767 ein Kosak von Ochozk zu ihnen brachte, wurden die armen Itelmen oder Landeseinwohner so ausgetilgt, daß jetzt kaum nur noch ein Mensch auf eine Quadratmeile zu rechnen ist. Im Jahre 1790 hatte Kamtschatka nicht mehr als 2740 Bewohner, und mehr als die Hälfte davon bestand aus Kosaken!

Das ähnliche Schicksal erfuhren andere Gegenden des Reichs, wo tyrannische Gouverneurs, nur über Sklaven zu herrschen gewohnt, ehmals freie und glückliche Völkerschaften ausplünderten und zur Sklaverei niederdrückten.

Die russische Gesetzgebung selbst war seit Peters und Katharinens Zeiten menschlich und weise. Sie ist es noch heut. Sie ehrt die Rechte der Menschheit; sie gestattet eine Freiheit, welche oft in europäischen Republiken selten war; für schuf Ord-

Digitized by Google

nungen für die Staatsbürger, welche sich von den Feudalgreueln des occidentalischen Europa's weit entfernten, und was heut in Frankreichs Konstitutionen die Bewunderung der Völker erregt, war in einzelnen Theilen längst Rußlands Eigenthum.

Alle Religionen haben im russischen Reich vollkommene Freiheit. Die christliche Religion ist freilich die herrschende, und beinahe 37 Millionen bekennen sich daselbst zu ihr; die griechische Kirche, zu welcher selbst der Kaiser sich zählt, hat die zahlreichsten Gemeinden. Allein alle andere christliche Kirchpartheien üben ihren Gottesdienst eben so unbeschränkt; der heidnische Schaman tanzt ungehindert zu seiner Zaubertrommel; der Jude und der Verehrer des Koran haben ihre öffentlichen Tempel. Der religiöse Fanatismus ist in diesen Regionen ein Fremdling, und ohne Rücksicht auf seinen Glauben kann der Staatsbürger von Verdienst jeder Ehrenstelle theilhaftig werden.

Die Gesetzgebung ehrt die Nationalkaraktere, Sitten und Sprachen der verschiedenen Völkerschaften. Sie beschränkt sich auf die nothwendigen Ordnungen des Allgemeinen, welche dem unermeßlichen Ganzen die Kraft der Einheit schafft, und überläßt den einzelnen Theilen die aus ehmaligen Zeiten ererbten innern Ordnungen, deren Beschützerin sie wird. Nur in dem Grade, wie die Zivilisation dieser mannigfachen Nationen ansteigt, werden sie in den engern Kreis europäischer Ordnung eingezogen, bis sie, mit dem Kern und Hauptvolk des Reichs verschmolzen, zu einem Einzigen werden.

Rebellionen und Abfälle solcher Nationen von der russischen Krone sind daher nicht leicht zu fürchten, wie man sieht. Alle sind sie unendlich schwächer als das Hauptvolk, und eine Empörung wäre der sichere Anlaß ihrer Vernichtung. — Aber zu der Furcht gesellt sich die Liebe zum russischen Zepter. Die entfernte Nation genießt den Schutz eines mächtigen Monarchen, ohne ihre Freiheiten, Einrichtungen und Uebungen einzubüßen. Je mehr die Anzahl ihrer Bürger wächst, um so bedürftiger wird sie der Wohlthaten der Kultur, der sie sich nähert; um so mehr empfindet sie die Nothwendigkeit besserer Ordnungen nach europäischer Art; um so mehr wird sie zuletzt mit dem Herrschervolk ein Volk, und unauflöslicher Theil der Gesammtheit.

Diese Bemerkungen sind um so wichtiger, da viele Europäer im Wahne stehen, der Koloß der russischen Monarchie könne bei der Ungleichartigkeit seiner Theile unmöglich lange dauern, sondern werde unter seiner eigenen Masse zusammenstürzen. Rom würde noch ein Jahrtausend bestanden sein, hätte der Hauptkern der Nation das Verhältniß zu den überwundenen Völkern gehabt, wie in Rußland, und wären diese nur stufenweise, nach Maasgabe der Civilisation, dem Hauptvolk eingemischt worden.

Ueber russischen Adels- und Bürgerstand, in Bezug auf Beförderung des Staatszwecks

Wir haben, und es ist sehr verzeihlich, gegen den Werth des Feudalsystems eine allzugroße Ehrfurcht behalten, weil wir ihm vorzüglich die Polizirung des abendlichen Europa's zuerst zu danken hatten, während andere Staaten, welchen das Lehenswesen fremd blieb, in Despotie und Barbarei verharrten.

In lichtlosen Zeiten, wo der Herr und sein Sklav gleich rohe Thiermenschen sind, mag allerdings die Feudalordnung ein mächtiger Hebel zur Veredlung des Volks werden. Der Eroberer vertheilt das zuterrochte Gebiet seinen Feldherrn, und vereinfacht damit seine Landesverwaltung. Die Vasallen entrichten ihm Lehenzins, und führen ihm im Kriege ihre Knechte zu. So waren Kriegs- und Finanzwesen leicht geordnet. — Die Vasallen, indem sie ihre Macht erweiterten, strebten zur größern Unabhängigkeit: der Despotismus der Fürsten ward nun durch ihre Großen beschränkt, und ein Begriff von Freiheit ward rege und lähmte die tyrannische Willkühr. — Die Vasallen vertheilten den Boden ihres Lehens als Afterlehen an die freien oder leibeigenen Knechte, bezogen dafür Zehnden, Bodenzinse, Frohnen u. s. w. So ward der wilde Grund urbar; Reichthum strömte in das Schloß des Oberherrn; Müßiggang und Fülle schufen den Hang zum Luxus, zu feinern Genüssen, zu höherer Bildung. Die Edeln wurden damit menschlicher, die Unterthanen freier und wohlhabender. Verschwendung oder unverschuldetes Uebel stürzte die Oberherrn in Schulden; sie wurden von Bürgern und Bauern abhängig.

Diese Entwickelungen gingen eine um die andere freilich sehr langsam von statten. Aber immer war doch das Feudalwesen der erste Anlaß zur Freiheit, Begüterung und Veredlung des abendländischen Europa's. Dies ist die Summe der Lobrede, welche sich der Lehensordnung halten läßt.

Hingegen den fortdauernden Despotismus und elenden Kulturstand der asiatischen, afrikanischen und turkischen Länder dem Mangel des Feudalwesens daselbst zuzuschreiben, verräth Mangel an Geschichts- und Völkerkunde und Vorurtheil. Eine Menge anderer Ursachen hemmten die Fortschritte des Lichts und der Gesittung. Rom und Griechenland hatten niemals eine Feudalaristokratie.

Auch Rußland hat sie nicht, und bedarf ihrer nicht, um die Zivilisation des Volks zu beflügeln. Edlere Institutionen, dem Geiste des Jahrhunderts entsprechend, befördern hier schneller zum Zweck, ohne das Reich der Gefahr aller jener revolutionnären Erschütterungen bloßzustellen, welche unmittelbare Folgen des Feudalsystems sind, und die wir aus den Annalen Frankreichs, Italiens, Helvetiens, Endlands, Deutschlands u. s. w. kennen.

Der Adel im russischen Reiche war längst schon das, was erst in unsern Tagen der Adel in Frankreich und den ihm verwandten Staaten geworden ist. Er ist mit Fürsten- Grafen- und Barons-Titeln geschmückt, ohne Fürstenthümer zu besitzen, wodurch er früher oder später dem Souverän ein Nebenbuhler werden konnte. Die Verbindung eines gemeinen Edelmanns mit einer Fürstentochter ist keine Mesalliance; denn die Geburt selbst gibt keinen persönlichen Vorzug. Die Edelleute können anständige, bürgerliche Gewerbe treiben, ohne sich dadurch zu entadeln, so wie der Bürger Rittergüter kaufen kann, ohne Edelmann zu werden.

Der russische Edelmann hat, als solcher, gegen den andern Staatsbürger keine Vorzüge, als die, daß er frei ist vom gezwungenen Militärdienst, daß er, schon durch seine sorgfältigere Erziehung, den höhern Staatswürden näher steht, und wenn er vermögend genug ist, größern Aufwand machen und damit ein gewisses Ansehen verbinden kann, als der Bürger.

Nach den verschiedenen Titeln herrscht unter dem Adel eine gesetzliche Rangordnung; aber nichts hindert den Edelmann der untersten Stufe durch Talent, Verdienst und Reichthum zur obersten zu gelangen.

Eben so herrscht im Bürgerstande (und er ist zum Militärdienste verpflichtet) eine Rangordnung, welche durch die verschiedenen Gewerbe und Vermögenszustände bestimmt ist. —

Digitized by Google

Wie das Gesetz den Edelmann vom gezwungenen Kriegesdienste frei spricht, befreiet es den Bürger der höhern Rangklassen von körperlichen Strafen. Dies sind wesentliche, und doch in der Natur der Dinge weise gegründete Vorzüge. Noch mehr, das Mitglied einer höhern bürgerlichen Rangklasse hat zugleich die gesetzliche Erlaubniß, einen gewissen Aufwand zu treiben, z. B. in Kutschen mit zwei oder vier Pferden zu fahren, welcher denen in untern Rangklassen nicht gestattet ist.

Uebrigens hemmt nichts den Mann von Verdienst, von Stufe zu Stufe emporzugehen. Der Unadeliche wird zum Edelmann schon dadurch, wenn er sich auf eine der acht ersten Rangstufen gestellt findet, und vererbt Adelstitel und Vorrecht auf die Nachkommenschaft. Wissenschaft, Reichthum, Tapferkeit und Verdienst um den Staat sind in Rußland der Maasstab des Bürgers und weisen ihm den gesetzlich geordneten Rang an.

Unter allen europäischen Institutionen ähnlicher Art verdient die russische gewiß den Vorzug. Sie zeugt von der tiefen Einsicht des Gesetzgebers in den Karakter des Volks, und setzt mit bewundernswürdiger Weisheit alle Tugenden der Bürger, und das ganze Getriebe menschlicher Eitelkeit oder Ehrbegier für den höchsten Staatszweck in Bewegung. Sie ehrt den Reichthum, um den nützlichen Fleiß aller Volksklassen zu spornen; Verdienste erheben unter die Edeln der Nation, und Hochachtung wird den Gelehrten und Weisen geweiht, ohne welche kein Volk aus dem Schlamm der Barbarei hervorgehen kann.

Hier ist nichts von dem widernatürlichen Schrankenwerk erblicher Kasten, wie bei den Völkern des Orients; nichts von der erblichen Hoheit der Feudalaristokratie, welche verderblich auf die untern Stände hinabdrückt, wie bei den Völkern des Occidents. — Dem Verdienste stehen alle Bahnen zur Ehre offen.

Diese Organisation hat, wie in Frankreich die neuere, für die Politizirung der russischen Völker eine Kraft, welche man im Feudalsystem vergebens sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Geistergeschichte.

In einer Zeit, wo ein bekannter, schwärmerischer Schriftsteller im südlichen Deutschland alle längst begrabene Gespenster, Hexen und Kobolde vom Tode erweckt, — wo der Aberglaube wieder ohne Scheu gepredigt wird, und ein schwaches Publikum leichtgläubig genug ist, das, was ihm in Stilling'schen Schriften und Geistertheorien vorkommt, für unläugbare und auf bewährte Erfahrungen sich stützende Wahrheit anzuerkennen, — ist es vielleicht Verdienst, eine oder die andere Geister- oder Engelerscheinung mit der Fackel einer unpartheiischen Untersuchung näher zu beleuchten, und als einen trügerischen Irrwisch zu zerstäuben, oder in die Grenzen gewöhnlicher Sinnenerscheinungen zurückzuweisen.

Folgende Geschichte, die in der pietistischen Welt der Stadt Straßburg als eine heilige Tradition aufbewahrt wird, mag hier ihre natürliche und von einem Zeitgenossen und Augenzeugen berichtete Erklärung finden.

Hr. Sigmund Friedrich Lorenz, ehmals öffentlicher Lehrer der Theologie und beliebter Prediger zu Straßburg, hatte im Jahre 1751 seinen Schwager, Hrn. Joh. Kaspar Reuchlin, Generalsuperintendent zu Altenburg in Sachsen, besucht, und nahm darauf eine weitere Reise von Altenburg nach Jena vor. Zu seiner stillen Erbauung während derselben verfertigte er einige Tage zuvor ein Reiselied, worin folgende Stelle vorkommt:

Bist du gleich ferne von Bekannten,
Was schadet's, da dir früh und spät
Ein Heer von glänzenden Trabanten
Umher um deinen Wagen geht.
Was schadet's, wenn die Freunde scheiden,
Und kein Gefährte mit dir geht,
Da dich die Engel selbst begleiten,
Und Jesus dir zur Seite steht.

Dieser Betrachtungen voll setzte sich Hr. Lorenz zu Altenburg in einen von ihm gemietheten Wagen, mit dem Vorsatz, unterwegs nicht in einem gewissen Dorfe zu übernachten, vor dem man ihn gewarnt hatte, weil den Reisenden schon vieles Unglück von Räubern und Mördern daselbst zugestoßen sei. Um Mittag war er zu Gera angekommen, und stellte sich, während dem die Mahlzeit zubereitet wurde, an die Thüre der Herberge, die auf dem Markte lag. Da kam ein kleiner unansehnlicher, aber sehr freundlicher Mann zu Pferd zu ihm, nannte ihn mit Namen, und fragte ihn, ob er nicht der Schwager des Herrn Generalsuperintendenten zu Altenburg sei. Hr. Lorenz ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und sie machten mit einander aus, die Reise nach Jena gemeinschaftlich anzutreten. Nach eingenommener Mittagsmahlzeit begab sich Hr. Lorenz in seinen Wagen, und der unbekannte Geleitsmann zu Pferd, der ihn schon an der Thüre erwartet hatte, ging mit ihm ab. Auf dem Wege konnten sie indeß wenig mit einander sprechen, verloren sich sogar einander aus dem Gesichte.

Es war Nacht geworden, und der Fuhrmann, der in einen Wald gekommen war, hielt plötzlich stille und setzte Hrn. Lorenz durch seine Aeusserung, er wisse nicht mehr wo er sei, in nicht geringe Verlegenheit. Wie gerufen zeigte sich aber der unbekannte Gefährte wieder, und sagte: „Seien Sie ohne Sorgen; ich kenne hier alle Wege. Wir sind nahe bei dem Dorfe Gangeldorf, wo Sie ein gutes Bett finden und übernachten können; es sind nur noch einige Schritte bis dahin.“ Ungeachtet Herr Lorenz gerade vor dem Aufenthalte in diesem Dorfe gewarnt worden war, begab er sich doch im Vertrauen auf die göttliche Vorsorge mit seinem Gefährten in die Herberge. Sie gingen in zwei neben einander liegenden Zimmern zur Ruhe und zogen den folgenden Morgen ihre Straße weiter. Herr Lorenz verlor seinen Gefährten auch da wieder aus dem Gesichte und sah ihn weder zu Jena noch auf seiner fernern Reise nachher wieder, konnte auch so wenig als der Herr Generalsuperintendent zu Altenburg je etwas von einem solchen Manne erfragen. Er wandte daher folgende Worte des Herrn von Pfeil auf sich an:

War's kein Engel, den du schicktest,
Da du mich verirrt erblicktest:
Hat er mir doch auf der Bahn
Eines Engels Dienst gethan.

Auf diese Art erzählt Hr. Lorenz selbst den Vorfall im zweiten Theil seiner Predigten über die sonntäglichen Evangelien S. 287. Jeder unbefangene Leser sieht schon aus der Erzählung, wie natürlich die ganze Sache zugegangen und wie zweifelhaft Hr. Lorenz selbst ist, ob der Unbekannte zu Pferd ein Engel oder nur ein gewöhnlicher Mensch gewesen.

Digitized by Google

Ich weiß aber noch genauer, was es mit der Sache für eine Bewandniß hat. Ich hatte vor wenigen Wochen Gelegenheit, in Karlsruhe den Studienfreund von Hrn. Lorenz, einen ehrwürdigen Greis von achtzig Jahren, zu sprechen, der mir die nämliche Geschichte erzählte.

Er wurde damals in Jena von Hrn. Lorenz besucht, und hörte das, was auf seiner Reise mit ihm sich zugetragen, von ihm mit vielem Enthusiasmus erzählen. Aufmerksam auf dieses so wichtig sein sollende Ereigniß stellt er nebst einigen andern Freunden nähere Untersuchungen darüber an, und es ergab sich, daß der vermeinte Engel zu Pferd niemand anders, als der — — Postmeister von Gera gewesen sei.

Variétäten.

Aus Italien.

— Ein ſtriſſbes Blatt meldet, daß am 14 Sept. in Dignano eine Frau im neunten aber noch nicht vollendeten Monat ihrer Schwangerſchaft von monſtröß zuſammengewachſenen Zwillingen entbunden worden ſei. Nur einer derſelben war vollkommen gebildet, beſonders hinterwärts. Aber vorn, beim Knörpel des Bruſtbeins, erhob ſich ein Auswuchs, der, gegen die Hüften hin größer werdend, in eine zweite Menſchengeſtalt, die jedoch kleiner und ſchwächer war, ausartete. Beide hatten männliche Geſchlechtstheile. Das Ganze hatte alſo vier Füße, vier Schenkel, aber nur zwei Arme, zwei Hände, und nur einen Kopf, an dem jedoch eine harte, röthliche Erhebung, von der Größe eines Eies, bis zur Unterlippe ausgedehnt, ſichtbar war. Die ſeltſame Mißgeburt ſtarb nach 48 Stunden, und wurde durch den Doktor Matteo Raganeino ſorgfältig aufbewahrt.

Meteorologiſche Beobachtungen im Aargau. Oktober 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beſchaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	26. 7 4/10	26. 9 4/10	+ 6	+ 4	+ 3	Regen	N.u.S.	Regen	—	N. W.*	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 1 3/10	27. 1 4/10	+ 4	+ 9	+ 7	Regen	—	—	—	W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
3	27. 2	27. 2	+ 8	+ 17	+ 10	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
4	27. 2 4/10	27. 2	+ 8	+ 17	+ 11	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
5	27. 2 2/10	27. 2	+ 7	+ 16	+ 10	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
6	27. 2	27. 2	+ 6	+ 19	+ 11	—	—	—	Thau	O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
7	27. 2 1/10	27. 1 5/10	+ 8	+ 15	+ 11	—	—	—	Thau	O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
8	26. 9 3/10	26. 7 4/10	+ 8	+ 13	+ 9	—	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
9	26. 7 4/10	26. 8 7/10	+ 7	+ 10	+ 8	Regen	—	—	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 8 4/10	26. 9	+ 5	+ 12	+ 8	—	—	Regen	—	N. O.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	26 9 3/10	27. 1	+ 5	+ 10	+ 8	Regen	Regen	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	27. 1	27. 4/10	+ 5	+ 8	+ 8	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	W.*	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 6/10	27. 1 4/10	+ 5	+ 6	+ 5	—	Regen	Regen	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
14	27. 1 2/10	26. 9 9/10	+ 1	+ 7	+ 5	—	—	—	Reif	W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	heiter
15	26. 6 9/10	26. 7	+ 3	+ 11	+ 9	—	—	—	—	W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 8 1/10	26. 9 8/10	+ 5	+ 5	+ 5	—	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	26. 9 8/10	26. 9 1/10	+ 5	+ 6	+ 5	Regen	—	Regen	—	N. W.	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
18	26. 9 4/10	27. 4/10	+ 2	+ 7	+ 5	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	26. 8 9/10	26. 8 2/10	+ 1	+ 4	+ 5	—	Schnee	Regen	Reif	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
20	26. 7 5/10	26. 7 5/10	+ 2	+ 4	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 8 8/10	26. 8 4/10	+ 2	+ 5	+ 4	Regen	—	Regen	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
22	26. 9 6/10	26. 9 6/10	+ 4	+ 7	+ 6	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
23	26. 9 8/10	27. 5/10	+ 4	+ 6	+ 5	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 3/10	27.	+ 1	+ 6	+ 5	—	—	—	—	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	heiter
25	27. 5/10	27. 9/10	+ 5	+ 9	+ 7	—	—	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	27. 6/10	27. 3/10	+ 5	+ 7	+ 5	—	Regen	Regen	—	S. W.	W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
27	26 9 9/10	26. 9 8/10	+ 6	+ 9	+ 7	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
28	27. 3/10	27. 2/10	+ 7	+ 9	+ 8	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	27. 6/10	27. 7/10	+ 6	+ 9	+ 8	—	—	—	—	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
30	27. 1 4/10	27. 1 6/10	+ 6	+ 10	+ 7	—	—	—	—	S. W.	O.	Vorm.	bewölkt	heiter
31	27. 1 8/10	27. 1 5/10	+ 6	+ 8	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Der ganze Monat war trüb und regnerisch. Schon am 1 Oktober bedeckte ein früher Schnee die Bergzügen der Jurakette, ohne jedoch zu bleiben. Am 18 verbreitete er sich ungefähr 800 Fuß tiefer herab an den Bergen. Am folgenden Tage schon in den Ebenen der Thäler, doch bald hinschmelzend.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 90. — den 9 November 1808.

Der Bischof der Montenegriner, Peter Petrovich.

Wer noch vor zwei Jahren die Zeitungen las, fand auch bei Cattaro und Ragusa den furchtbaren Bischof von Montenegro genannt. Schade um den Mann, daß er, unter einer Art von Halbwilden geboren, keiner bessern Erziehung genoß; seine Talente würden an der Spitze eines Heeres oder im Kabinet mehr, als auf seiner einsamen Pfründe, geglänzt haben.

Ein kleiner Landstrich, von ungefähr 150 Quadratmeilen Größe und etwa 45000 Menschen bewohnt, liegt von hohen, schwarzen, kahlen Gebirgen umschlossen, zwischen der Herzegovine, dem türkischen Albanien und dem Ländchen Cattaro. Dies ist Czerna-Gora, oder, wie's die Venezianer übersetzten, Montenegro.

Hätten die armen Montenegriner in dem Ländlein voller Hügel und Berge nicht ihre Lämmer, von denen sie jährlich 120,000 Stück nach Cattaro verkaufen können: sie wären noch viel ärmer als sie sind. Denn Wein und Oel bauen sie nicht, und ihre Aernten von Getraide, Erdäpfeln und Gemüse reichen kaum zur Nahrung eines Vierteljahrs.

Dafür aber sind sie glaubenseifrige griechische Christen, die ihrem Uladika oder Landesbischof und seinen untergebenen Geistlichen blindlings folgen. Lieber ließen sie sich todtschlagen, als zwingen Fleisch an einem Fasttage zu essen. Meuchelmord hingegen ist in ihren Augen keine große Sünde; sie wundern sich außerordentlich, wenn ein Priester verlangt, sie sollen es beichten, wenn sie irgend jemand niederschießen oder erschossen.

Künste und Wissenschaften blühen unter diesen Republikanern nicht stark, denn Republikaner sind sie, seitdem sie sich vom Paschalik Scutari und aller türkischen Herrschaft losgerissen haben und ihre Obrigkeiten selbst wählen, unbekümmert um alle Mächte der Welt. Mediziner und Advokaten braucht man bei ihnen nicht; ihre Justiz wird auf gut türkisch geübt; Verhör, Spruch und Vollziehung in der gleichen Viertelstunde.

Alles Volk bestehet daher aus Priestern und Bauern. Jeder ist zur Noth selbst Fabrikant von dem, was er nöthig hat.

Als die Montenegriner im Jahre 1806 Altragusa und Santa Croce geplündert und mehrere französische Kriegsgefangene gemacht hatten, die Uhren trugen, setzten diese Uhren sie in das größte Erstaunen. Für Thiere konnten sie die kleinen, regen, pickenden Geschöpfe nicht halten; denn sie kannten das Metall. Sie glaubten sie also für besessen von kleinen Teufeln, zerschlugen sie und zerstampften sie mit den Füßen, bis man bemerkte, daß die Uhren — tod waren.

Unter diesem Volk nun ward Peter Petrovich von armen Eltern geboren, und zwar zu Negressi, einem Montenegriner Dörflein an den Grenzen von Cattaro, ums Jahr 1754.

Seine Erziehung war sehr versäumt. Er hatte keine andere, wie die übrigen Papa's (oder griechischen Priester) dieser Gegenden; das heißt, man brachte ihn in ein Kloster, da wartete er erst als dienender Bruder auf, und lernte von den Geistlichen, soviel sie selbst verstanden, und dann ward er Landpfarrer.

Weil aber der junge Papa Petrovich kein gemeiner Kopf war, ging er auch nicht die gemeine Straße. Er wußte sich bei Hohen und Niedern beliebt zu machen, studierte, soviel es Gelegenheit gab, und nachdem er alle Stufen des geistlichen Standes emporgestiegen, wurde er im Jahre 1767 zu Carlovicz zum Bischof geweiht. Darauf reisete er nach Wien. Kaiser Joseph

Digitized by Google

empfing ihn ungemein gnädig und überhäufte einen Mann mit Geschenken, der im Begriff stand, ein freies, kriegslustiges und bigottes Bergvolk an den türkischen Grenzen unter seinen Hirtenstab zu nehmen.

Von Wien reisete er nach Petersburg, wo er ein Paar landesverwiesene Nachbarn, einen Abbé Dolce von Ragusa und einen gewissen Graf Przimislav Zarovich aus Albanien fand, mit denen er vertraute Freundschaft und politische Projekte machte. Die Herrn wurden endlich der Polizei verdächtig. Sie mußten die nordische Kaiserstadt räumen. Der Bischof von Montenegro ging in seinen Kirchsprengel heim.

Aber ein Mann, so ehrgeizig, unternehmend und lebhaft, wie unser Uladika, fühlte sich zwischen den Bergen seiner Republik ganz natürlich bald von der peinlichsten Langeweile geplagt.

Die Montenegriner galten von jeher für ein tapferes Volk, und seit sie sich vor mehr als hundert Jahren von den Türken frei gemacht, haben sie diese Freiheit immer durch Waffen und Muth behauptet. Sie können zehn bis zwölf tausend Mann ins Feld stellen, sind treffliche Scharfschützen, so gut wie Schweizer und Tiroler, aber auf gut republikanisch ohne alle Disziplin. Ein langes turkisches Messer oder Cangiar, ein Dolch, ein Paar Pistolen und eine Flinte sind ihre Waffen. Jeder Bürger ist Soldat, und der Knabe übt sich schon vom dreizehnten Jahre an in der Kunst des Stichs und Schusses.

Der Bischof baute auf diesen kriegerischen Geist des Volks neue Plane, ging im J. 1779 noch einmal nach Petersburg, und bot im Fall eines Bruchs zwischen Rußland und der hohen Pforte seine Dienste an. Er versprach nämlich von seiner Seite die Türken anzugreifen, und den russischen Truppen die Bergpässe Czerna-Gora's zu öffnen. — Diesmal wies man den rüstigen Unterhändler nicht so schnell, als das erstemal, von Petersburg fort. Er ward sehr reich beschenkt, und empfing bei der Abreise noch Geld und Goldmedaillen, als kleine Beweise russischer Magnifizenz für die Häupter des montenegrinischen Freistaats und seiner Bezirke.

Denn Montenegro besteht aus drei Bezirken, oder Najah's. Diese sind Lietsanska, Kattunska und Czerunska. Jedes der Dörfer in denselben wählt sich seinen Vorsteher oder Capitano; der ganze Distrikt wählt sich zwei Sardars, und die Sardars zusammen wählen den Gouverneur des Landes, der zu Cetigne, als dem Hauptort, residiren soll.

Petrovich, als Bischof, sollte auch zu Cetigne wohnen; wenigstens stehet da das Kloster, wohin er gehörte, ein Gebäude von mittelmäßiger Größe, von hohen Ringmauern mit Schießscharten umgeben. Allein er zog die reine Luft der Berghöhen vor, und siedelte sich in Stagnovich an, wo er den turkischen Grenzen nicht allzunah war.

Die goldenen Medaillen, welche er bei seiner Heimkunft austheilte, die Erzählungen von seiner Aufnahme am Wiener und Petersburger Hofe, konnten ihrer Wirkung nicht fehlen. Unter den bäurischen Magnaten entstanden Spaltungen; es formte sich um den Bischof eine Parthei, die durch seine Talente und Welt- und Menschenkenntniß nothwendig binnen wenigen Monaten die siegende war. Nichts geschah mehr ohne sein Vorwissen, und das Volk, welches ihn ohnedem in tiefster Demuth verehrte, trug ihn auf den Händen. Mochten der Gouverneur und die Herren Sardars sich noch so sehr sträuben: die Einwohner aller Najah's thaten, was der Bischof wollte, der nun in weltlichen wie in geistlichen Dingen Gesetze gab und unbeschränkt waltete. Wer sich seinem geheiligten Ansehen widersetzte, wurde bedrohet, verbannt, in die Acht erklärt.

Der geistliche Diktator aber war viel zu guter Staatsmann, um seine Gewalt zu mißbrauchen. Petrovichs Name wird mit Ruhm in der spätesten Geschichte Montenegro's genannt werden. Denn Petrovich fing an sein Bergvolk zu zivilisiren. Er lehrte in diesen Thälern zuerst die süße und nahrhafte Mehlfrucht des Erdapfels pflanzen und viele andere Gemüße anbauen, welche man bisher daselbst nie gekannt hatte. Er zähmte durch schickliche Gesetze die rohe Ungebundenheit, und machte dadurch die sonst häufigen Meuchelmorde seltener. Genug, er regierte so, daß er die allgemeine Verehrung und das blindeste Vertrauen seiner Mitbürger gewann.

Oesterreich kündete im Februar 1788 den Moslemin den Krieg an; Lascy zog seinen Cordon, Mitrovski eroberte Schabacz, die Türken brachen dagegen ins Bannat ein, und schlugen den General Wartensleben bei Slatina. Der Pascha Mahmud von Scutari, ein kühner Mann, der gegen die osmannische Pforte schon wie in offener Empörung stand, hätte der türkischen Armee eine mächtige Diversion machen und sich souverainisiren können. Dazu ging ihm der schlaue Bischof von Montenegro denn auch mit Rath und That kräftig zur Hand. Der Plan aber scheiterte durch die Fehler, welche der Pascha beging, und die Sache endete damit, daß er und der Bischof Petrovich bittere Feinde wurden.

Die Feindschaft dauerte lange und ward endlich blutig. Der Pascha von Scutari brach im Jahre 1795 in das Oberland von Montenegro oder, wie sie's nennen, in die Monte superiori ein, bemächtigte sich desselben, und drohte die ganze Republik wieder dem großen Padischa zu unterwerfen. Allein Petrovich's Klugheit machte ihn zu Schanden. Die Venezianer, zwar nichts weniger als Freunde der unruhigen Montenegriner, aber doch noch besorgter gegen türkische Nachbarschaft, schickten dem Bischof Munition und Geld, so viel ihm nöthig war. Mahmud ward mit seiner Armee, 10,000 Mann stark, in die engen Bergschlunde von Cetigne gelockt und vernichtet. Er selbst kam durch einen Schuß, den er rückwärts von seinen eigenen Leuten erhielt, ums Leben.

Dieser glückliche Krieg machte ihm am russischen Hofe neues Ansehen. Er erhielt von daher immer Geld, welches er anfangs zur Stärkung der russischen Parthei unter die Sardars und Capitani gehörig verspendete, zuletzt aber, da sich seine Bedürfnisse auch vervielfältigt hatten, selbst behielt. Dies erregte Mißmuth. Es ging sogar eine Deputation nach Petersburg, um sich über den Bischof zu beklagen; es half ihr nichts. Aber Petrovich verlor nun im Lande bei vielen von seinem bisherigen Ansehen.

Paul der Erste, um des Bischofs Kredit wieder zu befestigen, schickte ihm die größten Beweise seiner Huld und selbst den Alexander-Newsky-Orden. Ein Mann, wie Petrovich, konnte einem Monarchen nicht gleichgültig sein, der entschlossen war, den russischen Zepter auch über das weite Mittelmeer hinzustrecken.

Inzwischen gingen in der Nachbarschaft von Montenegro wichtige und sehr unerwartete Veränderungen vor. Durch den Frieden von Campo Formio war, wie alles, was die vernichtete Republik Venedig in Dalmatien besessen hatte, auch das Ländchen Cattaro, an Oesterreich gekommen. — Cattaro, oder wie man's gemeinlich nennt, Bocche di Cattaro, kaum über

Digitized by Google

vierzig Quadratmeilen groß, und mit einer Volksmenge von etwa 39,000 Seelen versehen, ist durch die Nähe des Meers und den Handel etwas wohlhabender als Montenegro, auch ziemlich angebauet. Demungeachtet fehlts noch an Allem, weil der Ackerbau hier noch zu unmündig ist, und man mehr auf Fischerei und Schiffahrt, als auf Karst und Pflug hält. Oliven zieht man am meisten; Feigen und Weintrauben, Orangen und Limonen gedeihn herrlich. Dies ist alles Rühmliche, was sich von dem Ländchen sagen läßt, dessen Bewohner im beständigen Hader mit den Montenegrinern leben, denen sie an Wildheit ziemlich ähnlich sind.

Der Boechese ist vom dreizehnten Jahre an Soldat, wie der Montenegriner, — abergläubig, unwissend, rachsüchtig, wie er. Jede Beleidigung muß mit Blute getilgt werden, und die Dolchstiche haben vor dem Tribunal ihre Taxe. Eine bloße Verwundung wird mit zehn Zechinen abgebüßt, zwei Wunden kosten das Doppelte u. s. w.; ein Meuchelmord aber 120 Zechinen. Wer aber, um den Tod eines Blutsverwandten zu rächen, den Mörder niedermacht, oder der Mann, der seine Frau wegen Verdacht tödtet, bleibt straflos.

Den armen Weibern überhaupt ist hier ein übles Loos gefallen. Auf dem Lande müssen sie alle Feldarbeiten verrichten, während die Männer des süßen Nichtsthuns pflegen. In den Städten sperrt man die Schönheiten eifersüchtig ein. Das Gesetz verdammt ein durch den Liebhaber vor der Ehe verführtes Mädchen zur Steinigung. — In Risano war man im J. 1802 eben daran, eine dieser unglücklichen Schönen zu steinigen; ihr Vater selbst hatte dazu mit dem ersten Steinwurfe das Signal gegeben, als die Mannschaft einer österreichischen Kanonierschaluppe dazukam, und sie rettete. Der Vater ward gezwungen, der Tochter eine brave Aussteuer zu geben, die sich nachher einem österreichischen Unteroffizier verheirathete; der Vater, vor Aerger über diese Irregularitäten, ward krank und starb. *)

Dies Ländchen mit seinen Bewohnern hätte nun der Bischof von Montenegro gern mit Czerna-Gora vereinigt; denn zwei Drittel der Boechesen sind griechischer Religion und stehen unter seinem geistlichen Stab. — In der Meinung, der Kaiser von Oesterreich werde sich mit der Besetzung der Boche di Cattaro nicht gar beeilen, stieg Petrovich von seiner Residenz Stagnovich in die Ebene nieder, und bemächtigte sich mit seinen Truppen des Städtleins Budua, dessen dreihundert Einwohner auch keinen Widerstand leisteten. Es geschah dieses, wie gesagt, nach dem Frieden von Campo Formio im Jahre 1797. Die Freude war aber von kurzer Dauer.

Eine österreichische Flottille erschien; der kaiserliche General Ruskarina nahm das Land in Besitz und der Uladika zog mit seinen Montenegrinern wieder ab. Er gab vor, es sei ihm nur darum zu thun gewesen, Anarchie und Unruhen zu verhüten. Auch ließ er weiter wenig mehr von sich hören, bis die Russen kamen und die Boche di Cattaro besetzten.

Nun predigte Petrovich mit lauter Stimme den Kreuzzug gegen die Franzosen. Die Russen unterstützten ihn tapfer. Sein Einfluß war niemals größer gewesen, und nie seine Thätigkeit. Mit einer Heerschaar von acht bis zehn tausend Montenegrinern stieg er im Sommer 1806 von den Bergen nieder zu den Ufern des adriatischen Meeres, drang in das ragusische Gebiet ein, warf die französischen Posten zurück, und ließ fürchterlichen Unfug treiben. Die Städte Ragusa, Vecchia und Santa Croce wurden in Schutt und Asche verwandelt, und der Plünderung Preis gegeben.

Die Russen waren auch bei dieser Expedition treue Gehülfen, und mitunter noch etwas barbarischer als die Montenegriner selbst, die wenigstens für eheliche Treue eine natürliche Ehrfurcht haben. Daher sah man die unglücklichen Weiber, welche den Russen in die Hände fielen, und von der Brutalität des Soldaten misbraucht zu werden Gefahr liefen, die Montenegriner um Hülfe anflehen. Und diese retteten sie überall, wo sie sie in Noth fanden.

Inzwischen dauerten die militärischen Triumphe des Bischofs wieder nicht lange. Denn die Franzosen erhielten schnell Verstärkungen, drangen vor und trieben in blutigen Gefechten Montenegriner und Russen zurück. Da setzten sich diese hinter die Schanzen von Cattaro, jene zogen in ihre verlassenen Najah's heim, und ihr Bischof sehr freudenlos in seine Wohnung zu Stagnovich.

Seitdem hält er sich still. Französisches Militär übt strenge Mannszucht in den Boche di Cattaro. Peter Petrovich der Uladika von Czerna-Gora ist jetzt ein Mann von ungefähr 55 Jahren; ein kraftvoller, blühender Mann, den man für einen Vierziger halten würde. Sein Aeusseres ist sehr angenehm und würdevoll, und durch seine häufigen Reisen hat er Gewandtheit im Umgang gewonnen, die jeden für ihn einnimmt.

Bei irgend einer wichtigen Veränderung in jenen Gegenden werden wir gewiß wieder vom Bischof Peter Petrovich hören.

*) Wenn ein Frauenzimmer Konvulsionen, hysterische Zufälle hat, so glaubt man, es sei vom Teufel besessen und verbrennt es. Im Jahre 1799 war die Geistlichkeit schon zu Castelnovo versammelt, um ein artiges Mädchen von neunzehn Jahren zu verbrennen, als der österreichische General Brady dazu kam. Alle seine Vorstellungen hatten nichts, das arme Kind zu retten. Er mußte zuletzt seine Truppen mit aufgepflanztem Bayonnette vordringen lassen, um den wüthenden Haufen zu zerstreuen, und das Opfer der Barbarei zu erlösen.

Eine neue Anekdote von Garrik.

Die Werke des Bildhauers und Tonsetzers, des Dichters und Malers gehen, die Namen ihrer Meister verewigend, auf die Nachwelt über; — nur die genialischen Darstellungen großer Schauspieler verschwinden mit ihnen selbst.

Dankbar sollte man daher, um das Andenken ihrer Kunstgröße zu bewahren, jeden interessanten Zug von ihnen treu aufbehalten. Ein französisches Journal erzählte erst kürzlich folgende, meines Wissens noch wenig bekannte, Anekdote von Garriks Kunst. Der Verfasser unterzeichnete sich A. M.

Es waren eines Tages mehrere Franzosen zum Mittagsessen beim Duc de D**, der sich eben in London aufhielt. Auch Garrik war zugegen. Man sprach vom Theater. Garrik meinte, man habe auf der Pariser Bühne zu viel Deklamation, zu wenig Handlung; das Mienenspiel des Schauspielers sei eigentlich so wichtig als das Wort des Dichters; die schönsten Stellen eines Dichters, auch noch so gut rezitirt, könnten nicht so gewaltig auf das Gemüth einwirken, als zuweilen eine wohlberechnete Pantomime u. dgl. m. Das gab niemand zu. Der Streit ward lebhaft. Garrik sprang auf, nahm einen kleinen Polsterstuhl in die Arme und rief: „Wohlan! bilden Sie sich ein, dies sei mein einziges Kind, ich der Vater, der es zärtlich liebt.“

Man lächelte.

Er trat ans offene Fenster. Er tändelte mit dem feinsollenden Kinde, so zärtlich, so innig . . .

Digitized by Google

Die Damen kicherten anfangs leiſe; nachher überlaut. Die Herren konnten ſich nicht mehr halten und ſtimmten ein.

Garrik ſcherzte mit dem Kinde, ohne ſich ſtören zu laſſen. Da ſtürzt es zum Fenſter hinaus. Ein Schrei ſeines namenloſen, erſten Entſetzens dringt durch den Saal.

Man erſchrickt.

Des Unglücklichen Geſtalt und Weſen werden im ſtummen Verzweifeln verwandelt. Er will zur Thür — zum Fenſter — er will ſich dem geliebten Kinde nachſtürzen — unbeweglich bleibt er da, die Augen ſtarren in die Straße hin zum Leichnam des Lieblings — er ſelbſt iſt ſchon Leichnam, bleich, faſt athemlos, nur einige Muskeln zucken unwillkührlich.

Ein kalter Schauder überläuft die anweſende Geſellſchaft. Man vergißt über das, was man ſieht, das was eigentlich geſchehen iſt.

Garriks Leben kehrt heim. Es kehrt nur heim, um ſeine Seele aus der dumpfen Betäubung ſtufenweiſe zum lebendigſten, tiefſten Schmerz zu führen. Dieſer Blick, dieſe Miene voll Jammers, dieſe Thräne, die aus dem gen Himmel gehobenen Blick zittert — der Blick, der bald den Tod zu erflehen ſcheint, bald wieder den ewig verlornen Liebling — —

Keiner konnte Zeuge dieſes ungeheuern Leidens ſein. Die Damen weinten; die Herren erblaßten, runzelten die Stirn, ſuchten nach männlicher Faſſung.

Es iſt umſonſt. Man hat Garrik vergeſſen — man ſieht nur den Jammer des verwaiſten Vaters. — Troſtlos und ſchluchzend fliehen einige Damen aus dem Zimmer, um ſich ohne Zeugen ſatt zu weinen. Die übrigen folgen den erſten wie betäubt, mit lautem, faſſungsloſen Schmerz.

Garrik hört nichts, ſieht nichts, er ſcheint nur noch wenige Augenblicke den Tod des theuern Lieblings überleben zu können. Die Verzweifelung einer hoffnungsloſen Seele ſpricht aus jedem Zug ſeiner Mienen, aus jeder Bewegung, aus jeder That.

Umſonſt kämpfen die Franzoſen gegen die ſiegende Gewalt des Mitleidens an — ſie ſtehen um Garrik her, die Augen voller Thränen; andere treten ſeitwärts; andere fliehen tief erſchüttert von dem ſchrecklichen Bilde aus dem Zimmer.

„Um Gottes Willen, Garrik, es war ja nur ein Stuhl! beſinnen Sie ſich doch!“ ruft weinend der Duc de D**, und nimmt den Künſtler in die Arme, als wollte er ihn tröſten.

Garrik ward plötzlich, wie er gewöhnlich war, und ſagte mit angenehmem Lächeln zu den wenigen Anweſenden: „Aber hatte ich nicht recht?“

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Frankreich hat eine ſolche Menge von Geſundbrunnen und Heilbädern, wie kein ein Land in Europa. Nur der ſehr namhaften zählt He. Alibert in ſeinen *nouveaux élémens thérapeutiques* weit über ſechzig. — Von den berühmteſten Schwefelwaſſern und Bädern zählt man allein eilf, nämlich zu Bareges, Bagneres de Luçon, St. Sauveur, Canterez, ſämmtlich in dem Departement der obern und untern Pyrenäen; zu Aix la Chapelle, St. Amand ohnweit Valenciennes, Ax im Dep. Arriege, Digne ohnweit Embrun, Greoux im Dep. der Niederalpen, und Aix ohnweit Chambery. — Die berühmteſten Sauerwaſſer ſind zu Neris im Dep. de l'Allier, Mont d'Or und Clermont-Ferrand im Dep. Puy de Dome, Dax im Dep. des Landes, Montdelſon, fünfzehn Stunden von Lyon, und Selz, neun Stunden von Straßburg. — Eiſenhaltige Quellen und Bäder, wie zu Vichy fünfzehn Stunden von Moulins, Bourbon-l'Archambault im Dep. de l'Allier, Spa, Forges vier Stunden von Rouen, Ferrieres im Dep. du Loiret, Paſſy ohnweit Paris, Sermais acht Stunden von Chalons im Marne-Departement, und Vals im Ardeche-Departement, ſind die ausgezeichnetſten. — Die berühmteſten ſalinischen Bäder Frankreichs ſind jetzt zu Plombieres in den Vogeſen, Lucci zwölf Stunden von Beſançon, Bonedonne-les-Bains, ein Städtchen ſieben Stunden von Langres, La Motte ſechs Stunden von Grenoble, Balaruc ohnweit Montpellier, Aix in Provence, und Pouillon ohnweit Dax.

— In Paris bei Thuneiſen erſcheint ſeit Anfang Oktobers nun ein beſonderes *Journal de botanique*, durch eine Geſellſchaft von Botanikern redigirt, das viel Gutes verſpricht. Das erſte Heft enthält auch nekrologiſche Notizen über den am 13 Auguſt dieſes Jahrs verſtorbenen Botaniker Ventenat. Er war zu Limoges im J. 1757 geboren, und widmete ſich in ſeiner Jugend der Theologie. Erſt im dreißigſten Jahre fing er das Studium der Pflanzenkunde an. Er ward 51 Jahre alt.

Aus Spanien.

— Freilich hat man jetzt jenſeits der Pyrenäen ganz andere Gefechte zu beſtehen, als Stiergefechte, in die der Spanier ſo leidenſchaftlich vernarrt iſt. Aber wenn jene einſt überſtanden ſind, kehren die großen Städte freudig wieder zu dieſen zurück.

Um ſich einen Begriff von der unerſättlichen Luſt des Spaniers an dieſen mörderiſchen grauſamen Spielen zu machen, muß man nur wiſſen, mit welchem Aufwand ſie verbunden, worüber der Engländer Townſend in ſeiner bekannt gemachten Reiſe durch Spanien einige intereſſante Notizen gibt.

Es wird kein Stiergefecht gegeben, das nicht über 8000 franzöſiſche Livres koſtet, womit die Stiere, die Pferde, die Kämpfer, die Wachten u. ſ. w. bezahlt werden. Die anweſenden Prieſter, die immer zugegen ſein müſſen, um auf den Tod Verwundete zu adminiſtriren, dienen allein unentgeltlich.

Im Sommer ſind alle Wochen ein bis zwei Stiergefechte. Man rechnet immer jedesmal ſechs Schlachtopfer für den Vormittag, zwölf für den Nachmittag. — Und dennoch hat man in Städten wie Madrid und Cadix nie eine Einnahme geringer als 12,000 franzöſiſche Livres! Die beſten Plätze ſind Logen, welche man miethet. In einer Loge können bequem acht bis zehn Perſonen ſein. Eine Loge im Schatten koſtet ungefähr 72 Livres; in der Sonne die Hälfte. Der geringſte Platz, wo man der Sonne und dem Regen ausgeſetzt iſt, koſtet ungefähr 30 Sous.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nro. 15.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 91. — den 12 November 1808.

Betrachtungen über die Grundmacht des russischen Reiches.

(Beschluß.)

Leibeigenschaft — ihre nachtheiligen Wirkungen auf des Landes Flor — Ackerbau, Viehzucht, Bergwerke u. s. w.

Was in Rußland am lautesten an die Barbarei mahnt, der es sich jetzt erst entwindet, ist das eiserne Loos der Leibeigenschaft, welches gegenwärtig noch den größten Theil der eigentlichen russischen Nation zu Boden drückt, und das lebhafte Aufblühen der Landwirthschaft, mithin die schnellern Fortschritte der Bevölkerung, des öffentlichen Wohlstandes, des Nationalreichthums hemmt.

Es fehlt zwar auch nicht an freien Landleuten in Rußland, die Herren ihrer eigenen Personen und Eigenthümer der Erdscholle sind, welche sie im Schweiße des Angesichts anbauen. Allein ihre Anzahl ist gegen das große Reich und gegen ein Volk von so mächtiger Zahl höchst unbedeutend. Man kann noch jetzt die Masse der zu ihnen gehörigen kaum auf drei Millionen schätzen. Im Jahre 1783 betrug die Gesammtzahl der freien und steuerfreien männlichen Köpfe erst 1,084,486. (Die Zahl der Bürger in den Städten, und zwar nur das männliche Geschlecht gerechnet, betrug in derselben Zeit 401,201 Seelen.)

Also beiweitem die Hauptmasse, der Kern der Nation, hatte kein Eigenthum, zählte nicht zur Gesellschaft der Staatsbürger, hatte keinen Anspruch auf Menschenrechte, sondern galt im Range gleichsam als das erste Hausvieh, — war mit einem einzigen Wort leibeigen. Der Edelmann konnte seinen Bauer verkaufen, verspielen, verschenken, verheirathen u. s. w. genug als willen- und seelenlose Maschine behandeln, mißhandeln und quälen — kein Richter strafte ihn darum.

Und solcher Unglückseligen hatte noch bei der Revision vom Jahre 1783 das russische Reich 11,352,842 Köpfe bloß männlichen Geschlechts! — Zwar hat die Regierung das Loos dieser Beklagenswürdigen durch humane Gesetze zu mildern versucht; zwar haben nun hin und wieder einige gebildetere russische Familien das große Beispiel gegeben, alle Leibeigenschaft aufzuheben (so wurden noch im Jahre 1803 über 16000 Menschen der Freiheit zurückgegeben), dennoch ist im Ganzen wenig geändert. Denn wie unbedeutend ist die Zahl einiger Tausende, deren Schicksal verbessert ward, gegen die Zahl von Millionen, die im Sklaventhum verblieben?

Wer die Wirkungen der Leibeigenschaft in ihrer ganzen Widerlichkeit wahrnehmen will, muß die Hütten der russischen, kurischen, livischen, esthischen und polnischen Bauern durchwandern. Hier findet er Menschen, denen alles Schönmenschliche aus dem Gemüthe verschwunden ist. Zum Thier herabgewürdigt, ist der Leibeigene nur Thier; er erhebt sich mit seiner Seele selten oder nie über den Staub, in welchem er zu wühlen verdammt ist. Er kennt keine Freude, nur Sinnenkitzel. Er hat nichts, darum liebt er nichts. Ein Branntweinsrausch ist sein höchstes Gut, denn in demselben vergißt er sein elendes Loos, ohne zu schlafen. Seine Hütte, seine Kleider und Geräthe starren vom Schmuh und Unflath. Er geht nur gezwungen zur Arbeit, denn sein Fleiß kommt ja nicht ihm zu gut; er haßt jede Anstrengung und das Lernen neuer Dinge, er lernt ja nur für seinen Leidherrn; er verwahrloset, was man ihm gibt und

sich selbst, denn ihm gehöret nichts, er gehört sich ja selbst nicht.

Der Landbau ist daher natürlich schlecht besorgt. Was der Leibeigene bauet, ist segenlos. Wie blühend stehen daneben die Fluren, welche von den Händen freier Bauern gepflegt werden! Wo ihrer mehrere beisammen wohnen, herrscht ein seltener Wohlstand, der vortheilhaft durch ganze Provinzen dringt, wie davon z. B. die Provinzen von Tambow und Rjäsan zeugen.

Eben jene thierische Verwilderung macht oft die plötzliche Aufhebung der Leibeigenschaft schwierig — aber Alexanders weiser Geist bereitet sie stufenweise vor. Sobald der Mensch in Rußland nicht mehr als Maschine und Waare angesehen ist, werden Wohlstand und Kultur des Landes mit der Bevölkerung steigen.

Ackerbau und Viehzucht, ewige Hauptquellen des Nationalreichthums, sind in Rußland, wie sich schon aus dem Vorigen folgern läßt, noch sehr vernachlässigt. Ungern bauet der Leibeigene mehr an, als er selbst zur höchsten Nothdurft gebraucht. Wozu Reichthum sammeln, der ihm nie gehört? wozu größere Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerben, die ihm und seiner Familie keinen Vortheil bringen?

Fleißiger selbst als die Landwirthschaft wird der Bergbau betrieben. Auch diesem sind eine ungeheure Menge Leibeigener gewidmet. Der Kronbauern und Bergwerksbauern waren noch vor zwanzig Jahren gegen sechs Millionen bloß männlichen Geschlechts. Doch ist ihr Loos unendlich milder, als dasjenige der Privatleibeigenen. Die russischen Bergwerke geben vorzügliche Ausbeute an Gold und Silber, Kupfer, Eisen und Blei. Nur vom Golde betrug im Jahre 1801 die Ausbeute 4,116,241 Rubel. Eben so reichlich lohnen die Silberminen im Altai; doch von allen sind die Eisenbergwerke Rußlands köstlichster Schatz. Eben so wenig mangelt es in den verschiedensten Gegenden des Reichs an ergiebigen Salinen.

Die Fischereien, — und diesem Gewerbe, das jährlich über 25 Millionen Rubel abwirft, widmen sich ganze Völkerschaften Nordasiens, — die Jagd, welche den köstlichen Pelz- und Lederhandel Rußlands erzeugt, indem ganze Nationen ihren Tribut nur in Fellen entrichten — die Waldungen, die alljährlich ungeheure Summen für Holz, Pech, Theer, Potasche u. s. w. einbringen, aber auch in vielen Gegenden schon ihrem Ruin entgegeneilen — alle diese und andere Industrie- und Naturprodukte bereichern den Staat, und beleben den Handel auf eine Weise, daß Rußlands Hilfsquellen, jetzt noch als unerschöpflich anzusehen, dies Kaiserreich zu einem der reichsten des festen Landes machen.

Blick auf Rußlands Fabriken und Handel.

Aber der Reichthum kann dem Staate erst durch den Zuwachs von thätigen Händen werden, die ihn schaffen. Todte Kapitalien sind kein wahrer Reichthum.

Je weniger ein großes Land bevölkert ist, desto leichter ist die Unterhaltung der Bewohner durch Jagd und Viehzucht. Je mehr die Population anschwillt, desto mehr Boden entzieht die regelmäßig besorgte Viehzucht dem Jagdgewerbe, — und entzieht wieder der Ackerbau den umherschwärmenden Heerden. Erst die der Landwirthschaft entbehrlichen Hände gehören dem Fabrikwesen und den Künsten des Luxus. Fabriken, besonders solche, in denen keine Maschinen Stellvertreter der Menschen sein können, gedeihen nur in Ländern, wo durch den Ueberfluß der Arbeiter die Taglöhne beim Landbau allzugering sind.

In Rußland aber ist's nicht wie in andern zivilisirten Staaten, wo die große Masse des Volks frei ist. Der Zwang fast allgemeiner Leibeigenschaft wirkt hier mächtig durch alle Theile der Nationalgewerbe.

Noch pflegt der Russe seine einfachen, häuslichen Bedürfnisse sich selbst zu fabriziren, und die gemeinsten, nothwendigsten sogenannten Handwerke werden auf allen Dörfern getrieben. Eben dies aber lähmt das Emporkommen der Handwerker in den Städten und eigentlicher städtischer Gewerbe, die ohnehin eigentlich erst seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts existiren — hindert die Vervollkommnung des Handwerks selbst. Vor zehn bis zwölf Jahren betrug die Zahl der russischen Handwerker keine 400,000 Personen.

Erst durch Peter den Großen empfing Rußland Fabriken und Manufakturen, deren die meisten in den milderen Klimaten Rußlands bestehen. Man muß allerdings über die gewaltige Anzahl derselben in einem Reiche erstaunen, dessen Boden im Durchschnitt kaum auf den zehnten Theil so hoch benutzt ist, als er benutzt werden könnte. Allein das Räthsel löset sich, wenn man vernimmt, daß bei weitem die meisten dieser Fabriken nur inländische Stoffe, wie Leder, Leinwand, Hanf, Eisen, Waldprodukte u. dergl. verarbeiten, selbst Baumwolle und Seiden, ungeachtet Kaukasien und Grusien noch nicht von den letztern Stoffen hinreichend liefern können; wenn man sich ferner erinnert, daß eben der Stand der Leibeigenschaft der höhern Kultur des Bodens fast unübersteigliche Schranken entgegenstellt, und eben darum Millionen Hände überflüssig werden, die nun den Fabriken zufallen können.

Eine allgemeine Befreiung des Volks von der Leibeigenschaft würde ohne Zweifel die Landwirthschaft erhoben, die Population furchtbar steigern, die wahre Macht und Kraft des Staats um mehr als das Doppelte vergrößern, aber anfangs auch viele Fabriken und Manufakturen erschüttern. Im Jahre 1803 zählte Rußland nicht weniger als 2393 Fabriken, kleinere Etablissements ungerechnet.

Unter solchen Verhältnissen muß natürlich Rußlands inländischer und auswärtiger Handel schon jetzt blühender sein, als er es unter andern und gewöhnlichern Verhältnissen hätte werden können. Ehe Alexander mit den Engländern brach, war der Seehandel reicher und glänzender, als ihn jemals ein Staat aufzeigte, der hundert Jahre früher noch keine Flotten hatte. Beinahe viertausend Kauffarteischiffe liefen in die Häfen des Reichs aus allen Weltgegenden ein, und eben so viele segelten wieder, mit russischen Waaren gefüllt, in ferne Länder ab. Doch machten die brittischen Schiffe damals immer den vierten Theil aller derer aus, welche sich zum Handel mit Rußland drängten. Die Ausfuhr betrug über acht Millionen Rubel höhern Werth, als die Einfuhr.

Dies hat sich zwar seitdem sehr geändert. Der Friedensschluß zu Tilsit vernichtete gewiß die Hälfte des russischen Seehandels, wo nicht mehr. Aber Alexander darf mit Recht erwarten, daß dies Opfer, welches er dem Interesse des Kontinents bringt, dem Kommerz seiner Unterthanen nie gefahrvoll werden kann.

Entweder wird Großbrittannien gezwungen, Verzicht zu thun auf den Despotismus, mit dem es die Meere beherrscht und die Flotten und Handelswege aller Mächte dirigirt, — in diesem Falle

Digitized by Google

wird der ruſſiſche Handel erſt zu der ganzen Fülle aufblühen können, welche die Freiheit der Meere gewährt; oder Großbrittannien ſiegt, und behauptet ſeine durch Uebermacht zum Weltgeſetz werdende Willkühr, — in dieſem Falle behält Rußland dennoch ſeinen reichen Handel auf den Meeren, wie ſonſt, einen Handel, welcher jährlich den Ueberfluß von Millionen in den Schoos der gewaltigſten Nation des Nordens ſchüttet.

Die gegenwärtige Schwächung des Handels auf den Meeren lähmt nothwendig auch den Landhandel der Ruſſen, welcher zwar älter als jener, doch in den letzten Jahrzehnden nicht ſo einträglich war, als derſelbe. Vorzüglich bedeutend aber iſt hier der Kommerz mit den Chineſen über Kiächta; er iſt für Rußland immer ein Gegenſtand von beinahe ſieben Millionen Rubel; nur die Zolleinkünfte von Kiächta warfen ſchon vor zwanzig Jahren 700,000 Rubel ab. Eben ſo ergiebig war der Kommerz mit Perſien, der Türkei und den angränzenden europäiſchen Staaten, wie auch der Tranſithandel zwiſchen Aſien und Europa, der im Jahre 1802 einen Gegenſtand von beinahe ſechs Millionen Rubel für Rußland ausmachte.

Der Mittelpunkt des innern Kommerzes von Rußland iſt das geſchäftreiche Moskwa, von wo aus der mächtige Impuls zu allen Bewegungen des Handels, durch alle Staaten und Nationen des unermeßlichen Reichs, gegeben wird. Petersburg ſelbſt hat keinen ſo ausgebreiteten Einfluß. Moskwa iſt im Syſtem des innern Landhandels die Sonne; jede Gouvernementsſtadt des Reichs darin nur begleitender Trabant. Mächtige Ströme, welche, wie die Wolga, Dwina, der Bug und Don und Dnieper, in ungeheuren Strecken und Krümmungen das ruſſiſche Gebiet durchziehen; ſchiffbare Nebenflüſſe, die ſich in ſie ergieſſen, und wo dieſe fehlen, zahlreiche Kanäle oder Chauſſeen erleichtern den Verkehr, verknüpfen die Hauptſtädte des Reichs mit dem ganzen Innern, und vier große Meere unter ſich ſelbſt.

Schon jetzt ſchlägt man die Maſſe des in Rußland zirkulirenden Geldes auf 260 — 270 Millionen Rubel an, welche von Jahr zu Jahr durch den Handel vergrößert wird. Denn mag auch dieſes Land ungeheure Summen für Erzeugniſſe der Kunſt, des Luxus, und für manche Genüſſe des Auslandes hinopfern — reicher iſt dagegen immer die Einnahme für ſeine Metalle und rohen Stoffe, die es den Fremden liefert.

Blick auf die wiſſenſchaftliche Bildung.

Die Fülle häuslichen Wohlſtandes gebiert erſt den Sinn für höhere Genüſſe, welche dem Menſchen durch Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte zuwachſen. — Doch die geiſtige Kultur Rußlands ſteht mit der Freiheit der Nation in gleichem Verhältniſſe. Der größte Theil der Volkerſchaften des großen Reichs beſtehet, wie wir wiſſen, nur aus nomadiſchen Halbwilden und — Leibeigenen. Rohe Sitten, Finſterniß des Geiſtes ſind daher überall herrſchend — bloß die wenigen freien und wohlhabenden Familien kennen edlere Bildung. Während Peterſburg und Moskwa in Rückſicht der Gelehrſamkeit und Kunſtwerke in den glänzenden Rang europäiſcher Hauptſtädte eintreten, herrſcht dardaeiſche Dunkelheit mehr oder minder durch die übrige ruſſiſche Welt.

Erſt ſeit dem Jahre 1674 hatte Rußland Buchdruckereien (eine zu Moskwa, eine zu Kiew); jetzt beſitzt das ganze Reich deren etliche fünfzig, dennoch beträgt die Anzahl der ruſſiſchen Bücher ein Geringes. (Im Jahre 1787 zählte man erſt etwa 4000 in dieſer Sprache gedruckte Werke.) Noch vor wenigen Jahren hatten manche Provinzen nicht einmal die nöthigen Kalender. Zwei Drittel der jährlich in ruſſiſcher Sprache erſcheinenden Werke ſind gewiß nur Ueberſetzungen ausländiſcher Schriften.

Eine moraliſche Revolution muß die Konſolidirung der politiſchen Große Rußlands begründen, und die Aufklärung des Volks deſſen Befreiung herbeiführen und gefahrlos machen. Eine beſſere Nachkommenſchaft wird jetzt in den Schulen des Volkes gebildet, werth vom ſklaviſchen Joche der Leibeigenſchaft losgeſprochen und gleich andern europäiſchen Nationen im Genuß der Menſchenrechte zu ſein und als wahre Staatsbürger zu gelten.

Mehr als alle ſeine Vorfahren hat Alexander der Liebenswürdige für die Veredlung ſeines Volkes gethan, indem er die Aufklärung der Nation durch öffentlichen Unterricht zu einem beſondern und wichtigen Theil der Staatsverwaltung machte. Die Gemeinden des Landes empfingen ihre eigenen Landſchulen, worin die Kinder den erſten Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in der Religion erhalten. Alle Diſtrikte eines Gouvernements haben ihre Kreisſchulen, worin ſchon in der Grammatik, Geographie, Hiſtorie, Geometrie, und Naturgeſchichte Unterricht ertheilt wird; jede Hauptſtadt eines Gouvernements hat ihr Gymnaſium als höhere Vorbereitungsanſtalt für den Beſuch der Univerſitäten, deren im ganzen Reiche ſechs errichtet worden ſind, und fünf ſchon wirklich organiſirt daſtehen.

Aber bei der Bildungsloſigkeit der meiſten Lehrer iſt vorauszuſehen, daß die geiſtige Kultur der Ruſſen nur träge Fortſchritte machen wird, obwohl der erhabene Reformator ſeines Volks alljährlich zwei bis drei Millionen Rubel hingibt, die nöthigen Lehranſtalten zu erſchaffen.

Schluß.

So ſteht Rußland da, immer noch unvollendet und im großen Werden, und doch ſchon gewaltig in das Schickſal der Völker zweier Welttheile eingreifend.

Was war Rußland vor hundert Jahren? — Eine unermeßliche Wildniß voller Halbwilden, mehr zu Aſien als zu Europa zählend; es hatte mehr zerſtreute Hütten, als Dörfer und bleibende Wohnſitze; es baute ſich eine Hauptſtadt, vor deren Thoren noch lange die Wölfe umherſchwärmten; es hatte mehr kriegeriſche Horden, als disziplinirte Heere; unbeachtet von den Nationen des Abendlandes ahnete es ſelbſt kaum deren Daſein, noch weniger deren erhabenere Exiſtenz.

Was iſt Rußland unter Alexander dem Erſten? Der größte Staat des ganzen Erdkreiſes in geographiſcher Hinſicht, der mächtigſte Staat Europens neben Frankreich und England; unerſchöpflich an innerer Kraft; Aſien und Europa durch ſeinen Zorn erſchütternd, und bei alle dem doch nur ein Staat fern noch von ſeiner Vollendung, erſt im Werden begriffen, die rohe aſiatiſche Kraft in europäiſche Formen veredelnd.

Was wird Rußland in einem Jahrhundert ſein, wenn es mit dem zunehmenden Anbau ſeines unurbaren Bodens die Bevölkerung verdoppelt, und eben ſo viele Einwohner innerhalb ſeinen Grenzen allein nähren wird, als die hundert großen und kleinen Staaten des übrigen Europa's zuſammen enthalten? — — Eine gigantiſche Macht, wie die ganze Weltgeſchichte keine gekannt hat; eine Macht, neben der ſelbſt das große Römerreich als

Digitized by Google

schwaches Vorbild verschwindet; — den Europäern furchtbar durch Ueberzahl der Heere und Waffen, den Asiaten furchtbar durch Ueberlegenheit der Kultur.

Was einst das wahnsinnige und vergebliche Streben des makedonischen Alexanders und seiner blut- und ruhmdürstigen Nachäffer war, ist dann vielleicht die mühelose Erbschaft eines Kindes, welches aus der Wiege tretend mit der nordischen Kaiserkrone auf dem Haupte sich Herr von der Hälfte des Planeten nennt, den wir bewohnen. — Doch welcher Sterbliche darf in des Schicksals Büchern lesen?

Variétäten.

Aus Frankreich.

— * Ste.-Marie-aux-Mines (Mariakirch), Departement des Oberrheins, 1 Okt. 1808. Ich befinde mich, mein Lieber, in einer Gegend des alten Elsaßes, die so sehr meinem Vaterlande, der Schweiz, ähnelt, daß ich mich darin in den Schoos der Alpen versetzt sehe. Der Weg des von hier drei Stunden weit entlegenen Städtchens Rappoltzweiler führte mich durch eine wahre Gebirgsnatur; in mannigfaltigen Krümmungen zieht sich bis hieher die Heerstraße über einen hohen Berg längs dem reißenden Waldstrome fort, und man genießt auf der Höhe einer Aussicht, die mit hinreißender Kraft an die Alpen erinnert.

Mariakirch ist ein offener Ort, hat viel Industrie, und gutmüthige, liebenswürdige Menschen zu seinen Bewohnern. Der Bach, der sich mitten durch Mariakirch hinwindet, theilte ehmals Lothringen vom Elsaß, und die Verschiedenheit dieser Grenze offenbarte sich in jener Zeit durch Verschiedenheit der Gesetze, Religion und Sitten; jetzt ist alles Eins.

Die Silberbergwerke dieser Gegend, welche während der Revolution eingingen, haben nun wieder Unternehmer gefunden; man baut an neuen Schmelzofen.

So klein Mariakirch ist, fand ich es doch sehr lebhaft, und geselliger als alle andern Orte des Elsaßes. Eine Gesellschaft der Einwohner, größtentheils Dilettanten, gibt im Winterhalbjahr wöchentlich einmal Konzert. — Mit Vergnügen fand ich hier Merkur und Apoll vereinigt. Ein an seltenen Gemälden reiches Kabinet des jungen Hrn. Räbe beschäftigte vorzugsweise meine Aufmerksamkeit.

Mehrere während der Revolution in der Schweiz von den Ufern des Zürcher-Sees Ausgewanderte leben hier ruhig und glücklich. Einer aus ihnen hat den Weinbau auf die gehölzreichen Halden des Ortes verpflanzt, und wird, da der Erfolg den Erwartungen entsprach, gewiß Nachahmer finden.

Von meiner Reise über Mühlhausen und Colmar sage ich dir jetzt nichts, als daß ich in jenem den unermüdeten Pfarrer Mäder, der Pestalozzi's Institut sechs Monate studirt hatte, besuchte, und einen schönen Anfang dieser Methode in seinem Hause fand. In Colmar besuchte ich den ehrwürdigen Pfeffel — er empfing und unterhielt mich mit jener Güte und innigen Munterkeit, die jetzt noch, im Winter seines Lebens, seine Gedichte mit attischem Salze würzt.

Z. A.*

— Es streiten sich unsere Antiquare und Lithogeaphen schon seit drei Jahrhunderten darüber, was denn eigentlich die köstlichen *vasa murrhina* der alten Römer waren, die sie aus dem Orient erhielten? He. Doktor Hagee glaubte vor einigen Jahren beweisen zu können, sie seien aus jenem äusserst kostbaren Stein geschnitten gewesen, den die Chinesen Yu heißen. Hr. Bossi, welcher im vergangenen Jahre zu Turin Bemerkungen über die Vase herausgab, welche man in Genua unter dem Namen *sacro catino* aufbewahrte, und die von Glas ist, meinte neulich den alten Streit damit zu entscheiden, wenn er aus den justinianischen Digesten deduzirte, die murrhinischen Gefäße seien von Glas gemacht gewesen. Der Senator Lanjuinais beweiset ihm jetzt aus der Stelle des Naturforschers Plinius „*murrhina et christallina ex eadem terra effodimus*“ und aus den Digesten selbst, daß die *vasa murrhina* nicht von künstlichem oder vulkanischem Glase, sondern aus einem feinen, natürlichen Gestein gebildet waren.

— Wie die Damen von China, lieben jetzt unsere eleganten Pariserinnen, ausser der gelben Farbe (Hüte, Toques, Capots, Garnitur, Alles muß gelb sein) — die langen Nägel. Der Himmel weiß, welche Schönheit in diesen angebornen weiblichen Schutz- und Trutzwaffen liegen mag? Hoffentlich wird die Mode nicht lange währen, und mit den Farben des Regenbogens wechseln, die sich in den Modemagazinen spiegeln.

Weibliche Titusköpfe werden immer seltener; man überläßt sie den kleinen Städten. Vorzeiten schor man nur Verräther, Sklaven und Ehebrecherinnen das schöne Haar ab — wer möchte auch nur in einer Modegeschichte mit solchen Frauen zanken?

Vor ein Paar Monaten kleideten sich unsere Petitmaitres sehr bußfertig im gröbsten Zeuge, Paient-Cote geheißen; jetzt hat mans schon den Domestiken überlassen. Manschetten gehören gegenwärtig zum vollendetern Anzuge; aber das Jabot trägt man auch im Frack, selbst zu Pferde — es darf nicht fehlen. — Aber wahrlich, die flüchtig vorüber gaukelnde Mode bescheiden, heißt mit bunten Seifenblasen spielen.

Aus Spanien.

— Auch in Madrid hat Doktor Galls Schädellehre viel Aufsehen erregt und zahlreiche Anhänger gefunden. Alle in Frankreich über Galls Lehre erschienene Schriften werden benutzt, oder ins Spanische übersetzt.

Unter den neuern spanischen Dichtern für die Bühne zeichnet man den Don Hernandez Moratino aus, dessen Lustspiel La Mojigata in Rücksicht des Plans eines der regelmäßigsten spanischen Theaterstücke ist. Mehrere Szenen des Molière'schen Tartuffe sind darin mit Glück benutzt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 92. — den 16 November 1808.

Miszellen aus Berlin.

Berlin, 1 Nov.

So nahe wir dem Schauplatze waren, wo vielleicht die größten Entwürfe, die über das Schicksal aller Staaten Europa's entscheiden dürften, zwischen den beiden mächtigsten Potentaten zur Sprache kamen und verabredet wurden, — so nahe wir Erfurt in seinem höchsten Glanze waren, so können wir doch nicht das mindeste Resultat von dieser merkwürdigen Zusammenkunft der beiden Kaiser bemerken. Was uns Preussen dabei am schmeichelhaftesten war, ist, daß unser Schicksal dort nun auf eine mildere Art entschieden ward, als es nach der Konvention zu Paris geschehen ist. Zwanzig Millionen Franken hat Napoleon Preussen von der Kontribution, zu Erfurt erst, erlassen, und mit noch einer Milderung von zwanzig Millionen soll Alexander den König von Preussen nach Königsberg überraschen. Vier Millionen Thaler der Kontribution werden gleich baar abgetragen, und die übrige wird monatlich mit einer Million durch Wechselzahlung getilgt. Bis sie völlig abgezahlt ist, bleiben einige Festungen in den Händen der Franzosen. Doch weiß man über den letzten Umstand nichts bestimmtes.

Ausserordentliche Sensation machte der unterm 8 v. M. vom Kabinetsminister von Golz, der dem Kaiser von Rußland nach Erfurt folgte, mit der Depesche über die gemilderte Konvention abgefertigte Kurier, welcher durch hiesige Stadt nach Königsberg eilte. Die Papiere stiegen in einem Tage um 15 Prozent; Bankobligationen hoben sich bis auf 90 Prozent, Seehandlungsobligationen auf 80 Proz. und die übrigen Papiere in eben dem Verhältniß. Es war ein Treiben und Jagen der sogenannten Jobbers, das vielleicht in dem Mutterlande derselben seines gleichen sucht.

Einige Tage nachher herrschte abermals eine gewisse Stille, die den so oft schon getäuschten Berlinern schon wieder einige Bedenklichkeiten über die Lage Preussens aufregten. Dieses dauerte bis zum 15, wo endlich der Prinz Wilhelm von Erfurt hier anlangte. Der Enthusiasmus, den seine Rückkehr in unsern Mauern erregte, läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Ich muß bekennen, daß ich hier zuerst mich überzeugte, wie weder Verträge noch Siege es sind, die eine Dynastie mit ihrem Volke vereint, sondern ein Gefühl, das von den Urvätern sich auf die Enkel propagirte. Alles strömte um ihn her, bewillkommte ihn laut, wo er ging, stand und zu sehen war; und er war es, der dem Generalstab der Bürgergarde die merkwürdigen Worte äusserte: „daß es ihm leid sei, sobald wieder aus einem Kreise zu scheiden, der ihm solche Beweise von Theilnahme und Ergebenheit verliehen; indeß hoffe er an der Seite seines Bruders des Königes bald nach der Hauptstadt wieder zurückzukehren.

In der That verließ auch Prinz Wilhelm den 17 Abends Berlin und eilte nach Königsberg. Eine namhafte Anzahl junger Burgersöhne hatte sich unaufgefordert vereinigt. Mit brennenden Fackeln und unter lautem Hurra ritten sie dem Wagen des Prinzen vor, und führten ihn zur Stadt hinaus.

Am 16 Abends war bereits Golz von Erfurt zurückgekehrt. Er befindet sich noch hier und wird wahrscheinlich hier bleiben. Er hat sogleich mehrere Konferenzen mit einigen der größten Bankiers gehabt und sah der Ankunft Daru's täglich entgegen, die endlich den 23 erfolgte. Seitdem hatten beide Minister täglich Konferenzen. Mit der gestrigen Konferenz soll alles bis auf

Digitized by Google

die förmliche Auswechselung der Papiere ins Reine gebracht sein. Es wird alles so geheimnißvoll und so still behandelt, daß man nichts Bestimmtes erfährt. Indeß ist doch unterm 23 ein Reskript von der Friedenskommission ergangen, woraus man endlich einen offiziellen Wink über unsere zeitige Lage erhalten hat.

Was Ihnen am sonderbarsten vorkommen wird, ist, daß die Staats- und ständischen Papiere, trotz der beruhigendsten Nachrichten, seit dem 20 um ein Beträchtliches gefallen sind, und sich noch nicht sehr heben. Allein wenn man bedenkt, daß das Steigen der Papiere überhaupt durch den Spekulationsgeist und nicht durch Geldüberfluß bewirkt ward, so dürfte sich dies Problem bald lösen.

Daru wird, sobald unsere Angelegenheiten in Ordnung sind, nach Spanien sich begeben. Mit ihm ist zwar der Commissairegénéral des Finances Bignon von Erfurt zurückgekehrt, allein auch diesem ist schon eine andere Bestimmung angewiesen. Er ist nemlich als Gesandter seines Kaisers zu Karlsruhe angestellt. Eben so ist der hiesige Platzkommandant General Hilaire nach Stettin als Gouverneur bestimmt.

Marschall Soult's Stelle wird seit einigen Tagen durch den Marschall Davoust ersetzt. Er wird wohl nicht lange bei uns bleiben. Man spricht schon davon, daß auch er nach Spanien zur großen Armee in einigen Tagen abgehen dürfte. Wieder andere wollen behaupten, daß er sein Hauptquartier nach Hannover verlegen wird.

Er ist der erste Marschall, der förmliche Besuche bei den Prinzen und Prinzessinnen des preussischen Hauses, die sich hier befinden, abgestattet, woraus noch sicherer auf das gute Vernehmen zwischen Frankreich und Preussen zu schliessen sein dürfte.

Die Arbeiten im Zeughause werden zwar fortgesetzt, allein nicht so lebhaft wie vormals. Eifriger beschäftigt man sich mit Fortschaffung der vorräthigen Holz- und Eisen-Materialien aus demselben, welches auf Schiffen fortgebracht wird, die zu dem Behufe bereit stehen.

Der Lustgarten, der gleichsam der Tummelplatz der Revuen der ganzen französischen Armee und des Exerzirens derselben war, dessen schönes Aeussere sehr gelitten, wird bereits wieder eiligst ausgebessert. Dies wird auch in Hinsicht der Linde und des Zeughauses und aller Umgebungen des königlichen Palastes geschehen, um dem Monarchen, den man mit seinem Hofe schon für den nächsten Monat in Berlin vermuthet, die Erinnerung an das Vorgegangene zu entziehen.

Sie können leicht denken, daß bei der Anhänglichkeit der Preussen an ihre Regierung die Nachricht von ihrer Rückkehr alle Gemüther zu frohen Aeusserungen stimmte und zu Entwürfen beseelte, wie dem Landesvater der huldigendste Empfang in der Hauptstadt bereitet werden könne. Es waren schon Ehrenpforten projektirt; aus allen Schulen waren die Kinder über zwölf Jahre alt aufgefordert, sich bei der Einholung des Hofes einzufinden, und mehrere Entwürfe waren noch im Keimen; allein ein königliches Handschreiben, das vor einigen Tagen bei der Kammer einlief, hat vorerst allem diesen ein Ziel gesetzt. Der König hat sich vorerst alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten, und äußert den Bürgern der Hauptstadt, daß der Augenblick seiner Rückkehr in ihre Mitte seinem Herzen das himmlischste Fest bereiten wird.

Die Königin wird von Berlin mit einem prächtigen Wagen und einem Gespann von acht Pferden beschenkt. Die Kurmark hat ein Chatoullen-Geschenk von 100,000 Thaler bestimmt.

Alles ist aufs äusserste gespannt wegen der Veränderungen, die hier vorfallen werden. Ueber Steins Schicksal weiß man noch nichts Bestimmtes.

Gestern haben die hier sich aufhaltenden preussischen Offiziere die Andeutung erhalten, daß es ihnen nun wieder frei steht, ihre Uniform zu tragen.

Heute bricht die Besatzung aus dem bei Charlottenburg errichteten Lager auf, welches nunmehr wohl abgetragen werden wird.

Das goldene Servis, von Friedrich dem Großen angefertigt, ist dieser Tage schon hergebracht worden. Es wird in die Münze gebracht und zur Deckung der Kontributionen dienen.

In Königsberg ist die Staatskasse bekanntlich um 80000 Thlr. bestohlen worden. Der Diebstahl, in 6000 Stück Friedrichsd'or und 50,000 Thalern in Tresorscheinen bestehend, ist durch die Verwechselung der letztern entdeckt worden. Der Kassendiener und der Rendant derselben, ein gewisser Kriegsrath R..., sollen dabei als verdächtig in Anspruch genommen sein.

Der Hofrath Schmalz soll nach Verlauten ein Nationalblatt auf Verlangen der Regierung herausgeben und leiten. Man wünscht, daß dessen Wirkung so groß sein möge, als die Erwartung, die man von demselben hegt.

Fellenbergs und Dr. Thaers Landwirthschaft.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

Bald wird nun der Rapport der fünf Kommissarien, über die Anstalt zu Hofwyl, in zwei Sprachen gedruckt erscheinen, und ein klares Licht darüber verbreiten, wie ich hoffe. Bis dahin sind Eschers vom Berg Briefe über die Landwirthschaft zu Hofwyl das beste, was ich darüber las. Dennoch begeht er im Briefe vom 6 Juni unerwartet in der Anwendung, bei Beantwortung seiner dritten Frage, gehäufte Fehler, denen er, wie alle seine Vorgänger, den Mangel an Beschreibung der Fellenbergschen Buchführung und ihrer Resultate beifügt.

Fellenberg suchte als Landwirth Nutzen für sich, als Staatsbürger Nutzen für andere zu stiften, und dadurch Ruhm. Letztern hat er wohlverdientermaßen durch ungeheure Anstrengung und Aufwand von Geld, Studium, Zeit und Mühe errungen. Daß er ersteren durch sein englisches Landbausystem gewinne, muß ich fast noch bezweifeln. Vielmehr bin ich in Versuchung zu glauben, daß — wenn er allen Aufwand und die Verluste der ersten Jahre richtig berechnet, und von den 24,000 Franken, die er als reinen künftigen Ertrag ankündigt, den gerechten Vortheil, den er als Pachter seines Eigenthums, oder den Gehalt, den er als Verwalter in seinem eigenen Dienste ansprechen soll, abziehet — er schwerlich der reinen Prozente aus seinem gesammten landwirthschaftlichen Kapital mehr beziehe, als so mancher, der seine Wirthschaft unter weit ungünstigern Umständen, bei kleinen zerstückelten, entfernten Grundstücken, bei großen unübersteiglichen Hindernissen von Zelgenrechten, Weidgang auf Privatgütern u. s. w., bei schlechten ökonomischen Landesgesetzen und Verfassungen, bei höhern Güterpreisen, ohne besondern Aufwand von Zeit und Geld, ohne Hülfsmittel großer Industrie, und oft unter dem Druck des bösesten Dorfdespotismus treiben muß, von seinem Gute zu erzielen weiß.

Digitized by Google

Fellenbergs Wirthschaft ist die englische Norfolker Wirthschaft. Er scheint sich den Dr. Thaer zu Mögelin in Preussen zum Vorbilde gewählt zu haben. Wenigstens war dieser sein Vorgänger in Einführung der englischen Wirthschaft, in Anwendung der neuesten englischen Ackerwerkzeuge, in deren Verbesserung, in Anlegung einer eigenen Fabrik zu deren Verfertigung und Verbreitung, in Errichtung einer Landbauschule für diesen neuesten Feldbau, in Ausgabe einer Zeitschrift zu dessen Verbreitung, in Stiftung einer jährlichen Versammlung von Landwirthen auf seinem Gute. Was Thaer an Vortheilen mehr besaß als Fellenberg, sind seine gründlichen Kenntnisse in der Naturgeschichte und Chemie, seine vieljährige Applikation auf die englische Landwirthschaft, und die bekannte Unterstützung des Königs von Preussen, der ihm ein Landguth schenkte, aus dessen Verkauf er sein Mögelin erwarb. Hingegen hatte er die Nachtheile, einen weit geringern Boden, ungünstigeres Klima, dreifache Ausdehnung, und ein weit beschränkteres Vermögen zu besitzen, als Fellenberg. Dennoch leistete Thaer mit diesen ungünstigern Umständen, seit Jänner 1805 alles das, was Fellenberg seit acht Jahren noch nicht zu vollenden vermochte, und durch Thaer ist bereits das nördliche Deutschland und ein Theil der österreichischen Provinzen reformirt worden, und selbst in Franken fängt der englische Landbau an, bekannt zu werden. Fellenberg scheint mir also nicht sowohl Schöpfer und Erfinder dieser Kultur, sondern geistvoller, glücklicher Anwender derselben auf unsern Schweizerboden zu sein.

Inzwischen verdanken wir seinem Unternehmen die frühere Bekanntschaft mit der englischen Landeskultur, die vielseitige Prüfung und Ansicht derselben, und die daraus hervorgehende Einsicht, wie solche aufs einfachste und nützlichste in jeder Gegend angewendet werden könne.

Die Wechselkultur ist sehr alt, und hat sich z. B. im bergichten Bündten, in den hohen Regionen von Lugneh u. s. w. bis auf diesen Tag erhalten; denn auch dort wird zwischen Gras- und Kornwachs abgewechselt, und in Absicht des letztern eine dem Klima angemessene Rotation befolgt. Allein Lage, Verfassung, äussere Umstände, haben in der Geisteskultur so mancher Volker einen langen Stillstand erzeuget; während dieses hat auch die Wechselwirthschaft im Lugneh freilich keine Fortschritte gemacht, und der Hang jenes Völkchens hat es vielmehr zur großen Vernachlässigung des Acker- und künstlichen Wiesenbaues geführt.

Auch für die Errichtung einer Schule für den englischen Landbau ist die schweizerische Nation dem Hrn. Fellenberg Dank und Unterstützung schuldig, obschon sie, wie mir es scheint, bisher ihren vollen Nutzen noch nicht erreichen, und solchen auch nicht immer erreichen kann. Wie soll Fellenbergs menschliche Kraft es vermögen, seine persönliche Leitung über alles auszudehnen? Werden die Regierungen Beiträge leisten, um keine eigene Einmischung anzusprechen? Oder wird unter Theilung des Einflusses ein solches Werk gedeihen? Wird nicht hierin, wie in den meisten neuen Unternehmungen, Vortheil, Dauer und Ruhm nicht auf der Seite des ersten Unternehmers sein?

Thaer freilich findet in seinem Institute eine neue Goldgrube; aber der Kampf zwischen edelmüthiger Aufopferung und Begierde nach Gewinn, zwischen Ruhm und Vortheil, zwischen Alleinherrschaft und Abhängigkeit von höherer Theilnahme, dürften dem Institut von Hofwyl die großen Vortheile von Mögelin ziemlich beschränken.

Billig sollten vier Büsten zu Ehren der Viermänner Pestalozzi, Meyer, Escher und Fellenberg öffentlich aufgestellt werden. Wären meine Kräfte nicht unglaublich erschöpft, würde ich mirs zur Pflicht machen, die Verdienste dieser herrlichen Mitbürger um das Vaterland und die Welt glänzender zu ehren, u. s. w.

Merkwürdige Verwandtschaft der alten phönizischen oder karthagischen Sprache mit der alt-irländischen.

Wer wird daran zweifeln, daß die Phönizier und Karthager, diese Engländer der Urwelt, Irland kannten, vielleicht Kolonien dort gründeten? In den Argonauten des Orpheus und beim Aristoteles erscheint diese Insel unter dem Namen Jerne, und in einer Stelle von Himilkons des Karthagers Reise, beim Festus Avienus, unter dem Namen Jere, der Galen Erin.

Was man auch über die Abkunft alter Völker spricht, es ist meistens Hypothese. Aber mehr als Hypothese ist doch folgende Thatsache, und wenn sich wahrlich daraus zuletzt auch wenig neues folgern läßt, bleibt sie doch ungemein interessant für den Sprach- und Geschichtsforscher.

Schon Sir Laurence Parsons hatte in seiner „Vertheidigung der alten Geschichte Irlands" auf die seltsame Verwandtschaft des phönizischen Idioms mit der alten irländischen Sprache aufmerksam gemacht.

In einer von den Komödien des Plautus, und zwar dem Poenulus, tritt der Karthager Hanno aufs Theater und spricht in seiner eigenen Sprache. Es ist den Philologen nicht unbekannt, wie Sam. Petit, Philipp Pareus, Bochart und andere diese karthagischen Stellen übersetzten.

Im zweiten Theile des „Collectanea de rebus hibernicis" betitelten Werkes hat der brittische General Valancey jene plautinischen Phrasen (aus dem Poenulus, 1 Akt 1 Sz.) irländischen Wörtern nahe gebracht, die ihnen gleichen. Indem der General vermuthete, unwissende Kopisten hätten die Buchstaben falsch zusammengeordnet, stellte er sie anders.

Nur einige Beispiele zur Probe.

Karthagische Stelle im Plautus:

Ythalonim, vualonuth si choratisima comsyth.

Dasselbe mit anders gestellten Buchstaben, nach der Idee des Generals Valancey:

Yth al o nim vua lonuth sicorathissi ma com syth.

Irländische damit verglichene Phrase.

O all nimh n'iath, uath! lonnaith so cruidshe me com sith.

Uebersetzung.

O machtvolle Gottheit dieses Landes, machtvolle und schreckliche, besänftige mich durch Ruhe.

Karthagische Phrase im Plautus.

Chym lachchunyth mumys tyalmyctibari imischi.

Digitized by Google

Dasselbe nach Balancey's Buchstabenstellung:

Chym lach chunyth mum ys tyal michtii barii mischi.

Irländische damit zu vergleichende Phrase:

Chainigh lach chimithe; is toil muini beiridh mioch liar moschith.

Uebersetzung.

Hilf schwachen Gefangenen; sei's dein Wille mich zu beleben, meine Kinder wieder zu erhalten nach meinem Leiden.

Karthagische Phrase im Plautus (Poen. A. 5 Sz. 3).

Me ipsi eneste dum et alamna cestinum.

Irländische damit zu vergleichende Phrase;

Meisi et an eiste dam et alaim na cestin um.

Uebersetzung.

Höre mich und urtheile und frage mich nicht zu schnell.

Ist die wunderbare Aehnlichkeit nun Erbschaft aus frühern Zeiten, oder Zufall?

Varietäten.

Aus der Türkei.

— Die neuesten Reisenden, welche den klassischen Boden des alten heiligen Griechenlandes besuchten, Franzosen wie Deutsche, und noch ganz neuerlich der Engländer Robert Semple, geben uns einstimmig schlechte Zeugnisse über den gegenwärtigen Zustand der Neugriechen unter türkischem Joche. Man erkennt nicht mehr in ihnen den Schatten der Nachkommenschaft von jener tapfern und weisen Nation, welche die persische Barbarei von Europa abwehrte, und uns bessere Gesetze, Sitten gab, Kunst und Wissenschaft so hoch veredelte.

Demungeachtet nimmt man fortdauernd wahr, daß Rußlands Politik in allen Kriegen vorzüglich auf den Freiheitssinn dieser Griechen rechnet; daß die Griechen, schon durch ihre Religion den Europäern verwandter, als den Asiaten, jetzt lebhafter denn jemals für Industrie, Kommerz, Kunst und Gelehrsamkeit Sinn gewinnen.

Durch den Handel erwarben viele griechische Familien großen Reichthum; durch die russisch-türkischen Kriege erweiterten sich die Hoffnungen der Unterdrückten zur Freiheit. Wenn Serbien aus dem langen Kampfe seine Selbstständigkeit rettet, erblicken wir da vielleicht in einer festen griechischen Republik den Keim künftiger andern.

Es ist bekannt, daß seit zehn und zwanzig Jahren eine Menge deutscher, englischer und vorzüglich französischer Werke von den Neugriechen übersetzt worden sind. Ihre hohe Schule auf der Insel Chios ist zahlreich von Jünglingen aus allen Theilen des türkischen Reichs besucht; noch mehrere bilden sich durch ihre Reisen in Deutschland, England, Frankreich und Italien. — Seit drei Jahren ist es im Werke, auf dem Berge Athos eine neugriechische Universität zu gründen. Denn in Handelsstädten Kleinasiens herrscht beiweitem höhere Kultur unter den Griechen, als in europäischen Provinzen. So war auch in den Tagen der Vorwelt eben dies Küstenland, Jonien, die erste Pflegemutter der Wissenschaften, welche von da nach und nach sich über das europäische Griechenland verbreiteten.

Aus England.

— In der von J. Cordiner voriges Jahr zu London herausgegebenen Beschreibung der Insel Ceylan empfängt man die ausführlichsten und interessantesten Berichte von dieser Insel und ihrem Reichthum. So erfahren wir durch Cordiner, daß die Elefanten von Ceylan die geschätztesten von allen in Ostindien sind. Sie sind für das Volk von Ceylan daher einer der beträchtlichsten Handelsartikel. Man fängt sie auf ziemlich schlaue und kühne Art lebendig, dressirt sie und schickt sie dann auf Schiffen nach Jafnapatam, von wo sie weiter in Asiens Inneres verkauft werden. — Nicht minder wichtig ist den Ceylanesen die Perlenfischerei. Im Jahre 1804 waren damit 300 Schiffe beschäftigt, davon jedes zwei geübte Taucher besaß. Solch ein Taucher bleibt nicht länger als eine Minute auf dem Boden des Meeres; noch ist es beispiellos, daß einer zwei Minuten unterm Wasser geblieben wäre. Manches Schiff bringt 200 bis 300 Perlenmuscheln, manches sogar zuweilen 35,000 ans Land. Eine Muster enthält gewöhnlich mehrere Perlen; man hat schon in einer einzigen Muschel bis auf fünfhundert Stück Perlen gefunden.

Cordiner untersuchte das Produkt von 17,000 Mustern; sämmtliche Perlen davon, worunter keine vollkommene, ersten oder zweiten Ranges, waren, wogen noch nicht drei Viertelpfund. Das Pfund Perlen wurde unsortirt auf der Stelle um achtzig Pfund Sterling verkauft. Der jährliche Ertrag der Perlenfischerei bei Ceylan kann sich demnach auf hundert bis anderthalb hunderttausend Pf. Sterl. belaufen.

Aus Deutschland.

— Schon sind verschiedene Karten von Deutschlands neuer Gestalt seit dem Tilsiter Frieden erschienen, und eine der empfehlenswerthesten ist, durch die beigefügte statistische Uebersicht, diejenige, welche so eben in der Jägerschen Buchhandlung zu Frankfurt herausgegeben worden. Aber noch hat dies alte wunderlich verwandelte Reich keine festen Formen gewonnen, und noch liegen sieben verschiedene Länder im Inneren Germaniens da, mit einem Flächeneaum von 560 Quadratmeilen und einer Population von 1,231,000 Seelen, über deren künftiges Schicksal noch Dunkelheit waltet. — Fünfundvierzig Staaten, davon der größte (Baiern) 1636 Quadratmeilen und über drei Millionen Bewohner, der kleinste (Fürstenthum von der Leyen) 2 1/2 Q. M. und 4160 Einwohner hat, bilden gegenwärtig den rheinischen Bund; sechs andere deutsche Staaten zählen nicht zu ihm.

Am vielfältigsten zersplittert in kleine Theile ist Westdeutschland; die Staaten werden größer, je weiter man sich nach Osten wendet.

Den sonderbarsten Anblick gewähren die Staaten der preussischen Monarchie. Sie sind fast zu lauter Grenzland verwandelt, und schon durch ihre geographische Lage militärisch dekarmirt. Das mächtigste Königreich des rheinischen Bundes, Sachsen, liegt in zwei ungleiche Hälften zerrissen, und sein polnisches Herzogthum von den preussischen und österreichischen Monarchien umklammert. Gedrängter, konzentrirter und bedeutungsvoller ist die Lage Baierns, welches aus dem Herzen Deutschlands bis an Italien sich dehnt.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritiſche Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueſte Weltkunde.

(Zu Briefen einer Geſellſchaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 92.

LES TROIS REGNES DE LA NATURE, par JACQUES DELILLE. Avec des notes par Mr. CUVIER, de l'institut, et autres savants. Deux tomes. Paris. 1803.

Man kennt Delille's Manier aus verſchiedenen ſeiner frühern Werke, in denen er als beſchreibender Dichter erſchien. Im Wohllaut des Verſes ſpricht er ſanft begeiſternd über ſeinen Gegenſtand, deſſen Größe und Schönheit ihn nie überwältigen kann, den er immerdar mit gleicher Ruhe beherrſcht und ſchmückt. Mehr Redner als Dichter, wirkt er lieber durch das Herz auf den Verſtand, oder durch dieſen auf jenes, als daß er die Einbildungskraft des Leſers vorzüglich in Anſpruch nähme. Immerdar erſcheint er als der nüchterne, beſonnene Künſtler, er lehre die Zuſammenſetzung des Waſſers, oder er ſchildere die Schrecken der Peſtilenz. Es iſt ihm nur darum zu thun, der trockenen Wahrheit ein anmuthiges Gewand umzuwerfen, und nur, wenn er ſelbſt des Leſers Ermüdung fürchtet, nimmt er kunſtgerecht ſeine Zuflucht zu einer intereſſanten Anekdote, mit welcher er die Aufmerkſamkeit von neuem feſſeln will. Er will belehren, darum ſieht er alle Täuſchungen mit Sorgfalt, und eben darum iſt er eigentlich ſelten oder niemals Dichter im reinen Sinn des Wortes. Aber ihm iſt der Gott der ſchönen Verſe hold; und was er ſagt, weiß er oft ſehr artig zu ſagen, wenn gleich nicht immer auf neue Art. — Selbſtgedachtes gibt er nie, ſondern treulich in ſchönen Verſen, die oft werth ſind, als Mottos und Sprüchwörter zu glänzen, das, was wir in den Lehrbüchern der Phyſiker finden. Ein Schiller, ein Tiedge würden ihren Stoff anders benutzt und, darüber reflektirend, das Gemüth des Leſers höher geführet haben, als das Compendium einer Naturlehre vermag. Dies wäre eigentlich der Würde des Dichters angemeſſen geweſen; zu dieſer Würde aber erhob ſich Delille nicht.

Er rang in ſeinen drei Reichen der Natur mit Lukrez um den Preis. In eben dem Grade, wie unſere Kenntniſſe von der Natur ausgebildeter ſind als zu Lukrezens Tagen, übertrifft Delille ſeinen Vorgänger. Aber wie mir es ſcheint, erreicht er den Römer an Kraft des Geiſtes und Originalität niemals, und dies iſt denn ein weſentlicher Mangel.

Das Gedicht beſteht aus acht Abtheilungen, die der Verfaſſer althergebrachter Gewohnheit nach Geſänge nennt. Sie behandeln, als eben ſo viele Kapitel, das Feuer, die Luft, das Waſſer, die Erde, dann das Stein-, das Pflanzen-, das Thierreich. Letzterm ſind der ſiebente und achte Geſang gewidmet. — Schon in dieſer Eintheilung liegt eine unausſtehliche Proſa, die an die alten Kompendien mahnt. Hätte Delille den Muth gehabt, ſich zu der poetiſchen Idee einer Weltſchöpfung zu erheben, und den Erdball mit ſeinen Theilen aus den einfachen Stoffen gebaut und ausgeſchmückt bis zu ſeiner Vollendung: er würde alle Grundwahrheiten und Erfahrungen der neuern Phyſik in dieſe Schöpfung haben anbringen können, wie in ſeine Beſchreibung der vier Elemente und drei Reiche, wo man, wie von einem verſifizirten Lehrbuch, vielerlei erwartet und mancherlei vermißt, deſſen zur Vollſtändigkeit des Ganzen wohl hätte Erwähnung gethan werden können. Aber ſchon ein rein poetiſcher Plan, eine Hypotheſe, wie de Luc, Buffon und andere proſaiſche Naturforſcher wagten, war ihm zu poetiſch.

Doch der Zweck und Plan dieſer kritiſchen Beiblätter erlaubt mir nicht, ausführlich die einzelnen Mängel und Schönheiten dieſes Werks zu beleuchten. Es ſoll hier nur immer darauf ankommen, den Karakter des Kunſtwerks und ſeinen Werth und Rang überhaupt anzudeuten. Und dies iſt in der That ſchon mit dem bisher Geſagten geſchehen. Es ſcheint, der Dichter habe mehr das Nützliche als das Schöne im Auge gehabt, da er ſchrieb. Er wollte die neuern Erfahrungen der Phyſik durch ſeine angenehmen Verſe populariſiren.

Jedes ſeiner Kapitel oder Geſänge enthält eine Theorie des behandelten Gegenſtandes und ſchließt gewöhnlich mit einer Bemerkung über den Nutzen und Schaden der Sache. Dieſe Einförmigkeit iſt nichts weniger als wohlthätig, beſonders wenn der Dichter, ſelbſt in den Wendungen, welche er nimmt, um den Schluß des Kapitels zu machen, nachläſſig genug iſt, die gleiche Einförmigkeit zu behalten.

Digitized by Google

Will er z. B. am Ende des zweiten Gesangs vom Nutzen der Luft reden, so heißt es:

Mais quand je puis de l'air célébrer les bienfaits,
Pourquoi vous raconter ses funestes effets?

Will er im dritten Gesang endlich auf den Nutzen des Wassers kommen, sagt er:

Mais du courroux des eaux oublions les nuages!
Célébrons ses bienfaits, et non pas ses ravages.

und dann wird der Nutzen des Wassers in folgenden Reimen ziemlich kompendiarisch geschildert:

L'eau baigne nos jardins, coule dans nos buffets,
Compose nos liqueurs et prépare nos mets;
Pour tempérer l'ardeur de nos vins délectables
En des cristaux brillants elle assiste à nos tables;
En source jaillissante arrose nos remparts,
Ainsi que la nature elle anime nos arts:
Le grain par son secours sous la meule se broie,
Elle apprend à la roue à dévider la soie;
Elle conduit la scie, élève les marteaux,
Qui foulent le papier, ou domtent les métaux, etc.

Bald darauf macht er dann den Uebergang zu den Bädern, wo Delille's Muse wieder poetischer werden kann, indem sie eine galante Anekdote episodisch herbeiführt. Ueberhaupt scheinen die Episoden etwas mühsam in diesem Gedicht angebracht zu sein. Man merkt bei jeder nur allzudeutlich das:

Osons par un récit égayer mes leçons!

eines kathedergerechten Professors, dessen Auditorium dem Schlummer zu nahe kommt.

Bei allen diesen, wenn gleich nicht geringen Fehlern, ist Delille's Gedicht reich an einzelnen Schönheiten, die den genügsamern Leser allenfalls reichlich genug entschädigen, dem Werke selbst aber nie einen hohen Rang unter seines Gleichen gewähren können. Plan, Anlage, Oekonomie des Gedichts sind offenbar verfehlt; aber einzelne Theile sind dafür von vielgeübter Meisterhand ausgeführt.

Mir ist noch kein Dichter bekannt, der z. B. den Kaffee und die Zubereitung desselben so artig besungen hätte als Delille:

Il est une liqueur, au poète plus chère,
Qui manquoit à Virgile, et qu'adoroit Voltaire.
C'est toi, divin café, dont l'aimable liqueur,
Sans altérer la tête, épanouit le coeur:
Aussi, quand mon palais est émoussé par l'âge,
Avec plaisir encore je goûte ton breuvage.
Que j'aime à préparer ton nectar précieux!
Nul n'usurpe chez moi ce soin délicieux.
Sur le réchaud brûlant moi seul tournant ta graine,
A l'or de ta couleur fais succéder l'ébène,
Moi seul contre la noix, qu'arment ses dents de fer,
Je fais, en le broyant, crier ton fruit amer;
Charmé de ton parfum, c'est moi seul qui dans l'onde
Infuse à mon foyer ta poussière feconde;
Qui tour à tour calmant, excitant tes bouillons,
Suis d'un oeil attentif tes legers tourbillons.
Enfin, de ta liqueur lentement reposée,
Dans le vase fumant la lie est déposée;
Ma coupe, ton nectar, le miel américain,
Que du suc des roseaux exprima l'Africain,
Tout est prêt: du japon l'émail reçoit tes ondes,
Et seul tu réunis les tributs des deux mondes.
Viens donc, divin nectar, viens donc, inspire moi.
Je ne veux q'un désert, mon antigone et toi.
A peine j'ai senti ta vapeur odorante,
Soudain de ton climat ta chaleur pénétrante
Reveille tous mes sens; sans trouble, sans chaos,
Mes pensers plus nombreux accourent à grands flots.
Mon idée était triste, aride, dépouillée;
Elle rit, elle sort richement habillée,
Et je crois, du génie éprouvant le réveil,
Boire dans chaque goutte un rayon du soleil.

In diesen und ähnlichen Beschreibungen ist Delille in der That unübertroffen; sie sind die Perlen in der poetischen Krone, welche er sich durch seine zahlreichen Arbeiten schuf.

G.

Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten. Frankfurt und Leipzig. 1808. 8. 250 S.

Der Titel entspricht vollkommen dem Inhalt dieses für das momentane Zeitbedürfniß nützlichen Buches. Ein denkender Kopf hat sich die Mühe gegeben, aus vorhandenen Gesetzbüchern, erläuternden Werken und öffentlichen Blättern eine kurze und treue Darstellung der in Frankreich neu geschaffenen Staatsverwaltung, eigentlich der verschiedenen administrativen Behörden des Staats und ihrer Geschäftskreise, zu geben, und ihr die neuen Einrichtungen ähnlicher Art in dem Westphälischen, Baierischen, Sächsischen, Würtembergschen, Hessendarmstädtischen u. s. w. gegenüber zu setzen.

Daß das Gemälde dieser neuen Organisationen unvollständig ausfallen mußte, war natürlich, weil die Organisationen überall selbst noch nicht ganz vollendet, oder von bleibender Gestalt sind. Daß der Verfasser in seinen Parallelen sich vorsichtig der Beurtheilung des Mehr- oder Minderwerths der neuen Einrichtungen entzog, bürgt für seine richtige Ansicht der Dinge. Nur Erfahrung, kein Raisonnement, kann über die Güte oder Schlechtigkeit der Organisationen entscheiden, welche, einmal in der Wirklichkeit aufgestellt, der Sfäre der Deliberation entrückt sind.

Geschäftsmänner werden das Buch nicht ohne Belehrung und Vergnügen lesen, und, die neuen Formen mit den Funktionen und der hierarchischen Verkettung mannigfaltiger Behörden ihrer eigenen Staaten vergleichend, wohlthätige Resultate daraus schöpfen.

Interessanter aber für Welt und Nachwelt, als jene unvollkommenen Parallelen neuer Stiftungen, wäre ein philosophisch-historisches Gemälde von dem Geist und den Wirkungen, den Vorzügen und Mängeln derjenigen innern Staatsverwaltungen, welche nun, untergegangen und von jenen verdrängt, nur dem Archiv der Geschichte zufallen. Aber ein solches Werk fordert den Muth und die Kraft eines Montesquieu, das Opfer eines ganzen Lebens.

N.*

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 93. — den 19 November 1808.

Auszug aus dem Reiseberichte von Durry Effendi, türkischem Großbotschafter am persischen Hofe, im Jahre 1720.

Vorbemerkung.

Es gibt gewisse Antiquitäten, die zuweilen wieder den Reiz der Neuheit erhalten können. He. Langlès in Paris, Conservateur des orientalischen Manuskripte, fand unter andern Durry Effendi's Reisebericht in der kaiserlichen Bibliothek, übersetzte ihn und ließ ihn in Millins *Magasin encyclopédique* (Sept. 1808) umständlich einrucken. Wir liefern davon nur einen körnichten Auszug, denn das Original ist ermüdend weitschweifig.

Die Kultur der Orientaler geht bekanntlich auf bleiernen Füßen; vermuthlich wird der Gesandte Napoleons es in Persien und am persischen Hofe noch nicht viel anders finden, als es Durry Effendi vor 88 Jahren antraf. Der Bericht kann daher auch noch jetzt lehrreich sein, bis wie von Persien durch die französische Gesandtschaft das Bessere erhalten; anziehend ist er inzwischen schon dadurch, daß er uns gewissermaßen in eine den Europäern ganz fremde Welt versetzt.

Ich reisete unter der Gnade und dem Beistande des allmächtigen Gottes im Anfange des Monats Mühharrem von Baghdad ab, und trat am 10, als an einem Dienstage, über die persischen Grenzen. Da ihre Hoheiten, der sehr erlauchte Vizir, Pascha Hhassan, Gouverneur von Baghdad, dem erhabenen Schah, [1] so wie dem Khan der persischen Grenzstadt Kirman-Schah von meiner Sendung Nachricht gegeben hatte, sandte mir dieser einen persischen Agha entgegen, welcher mich als Mihmandar [2] bediente und unter allen Ehrenbezeugungen begleitete.

Als ich am fünften Tage mich nach Kirman-Schah begeben wollte, ließ sich der Gouverneur dieser Stadt, der mir mit seinem ganzen Gefolge entgegenkommen sollte, entschuldigen, weil er Trauer habe, und schickte mir nur seinen Bruder mit dreihundert Rothköpfen oder Persern [3] entgegen. Da konnte sich Euer Sklav bei solchem Verfahren des Zorns nicht enthalten. Ich sagte ihnen mit unwilliger Mine: „Was? Ich soll der Botschafter des allerherrlichsten, allermajestätischsten und allermächtigsten Kaisers vom Stamme der Othomans und Träger sein eines kaiserlichen Sendschreibens, und ein Khan, wie der, kommt mir nicht entgegen? Bei dem allerhöchsten Gott, ich thue keinen Schritt weiter, bis er hieher gekommen ist. Auch will ich den erhabenen Schah von dieser Unhöflichkeit benachrichtigen."

Ich nahm Dintefaß und Feder, um den Worten Wirkung zu geben; da flogen sogleich einige Reiter des Khans davon, um ihm den Vorgang zu melden. Der Khan bestieg sogleich das Roß, und war bis Mittag bei mir. Er machte viel Entschuldigungen; wir reisten darauf nach Kirman-Schah, wo er mich einlud, bei ihm abzusteigen, und mich mit etwas Zuckerwerk beschenkte. Ich hielt mich fünf Tage in dieser Stadt auf.

Von Kirman-Schah kam ich nach vier Tagereisen in den Flecken Derdjezyn. Bei meiner Ankunft kam mir der Groß-

1) Schah heißt eigentlich König. Der damalige Schah oder König von Persien war Hussein, der 1728 starb.

2) Eine Art von Zeremonienmeister.

3) Die Perser tragen einen rothen Scharlach (Musselin, den sie um den Turban winden); daher nennen die Türken die Perser gewöhnlich Kisil-Kbsche, Rothköpfe.

Digitized by Google

Kavydschy-Baschy, Namens Redschef-Kuli-Ben, der den Rang eines Myria'alem [1] hatte, mit hundert Reitern entgegen. Der erhabene Schah von Persien hatte ihn geschickt, um mein erster Mihmandar zu sein, und ihm befohlen, mir täglich 250 Thaler auszuzahlen.

[Auf diese Art nun, und unter den nämlichen Höflichkeiten, die von der orientalischen Etikette vorgeschrieben sind, machte der türkische Gesandte seine Reise von Derdjezyn nach Hemedan, vier Tagereisen von da, ehmals die Residenz der alten Könige von Persien; von da nach Kasvyn, eigentlich nur zwanzig Tagereisen, wozu er aber vierzig Tage gebrauchte, weil die Gegend nur spärlich bewohnt war. Von Kasvyn, welche Stadt lange die Residenz der persischen Monarchen gewesen, kam er nach fünf Tagen in Thahran an, wo der höchste Schah seine Residenz hatte.]

Mit großem Pomp, nach persischer Weise, war mir Rustem Khan, einer von den Schahs Offizieren, zwei Stunden weit, mit einem Prachtgefolge von ungefähr 3000 Personen entgegengegangen. Er führte mich nach Thahran, wo mir ein weitläufiger Palast zur Wohnung angewiesen ward, der einen Garten mit Springbrunnen hatte. Der Schah schickte mir seine eigene Küche und seine Offiziere, und ließ mich drei Tage und drei Nächte auf goldenem und silbernem Geschirr bewirthen. Als die Offiziere zurückkehrten, beschenkte ich jeden der vornehmsten mit zwanzig Zechinen und fünfzig Schuh Taffent, und die andern achtzig Zechinen. Darauf ließ ich meine eigene Küche bestellen.

Neun Tage nach meiner Ankunft lud mich der Y'timad-Eldevlet [2], oder Großvizir der Perser, zu sich ein. Ich begab mich in seinen Palast. Sobald er mich erblickte, stand er auf und ging mir bis in die Mitte des Zimmers entgegen. Dann setzte er sich und nahm mich neben sich. Nach den gewöhnlichen Eingangskomplimenten verlangte er von mir den Brief Ihrer Hoheiten meines hochbeglückten Herrn. [3]

Ich hatte aber nur das Schreiben des Pascha Hhassan Eures Sklaven und seines Kiaya bei mir. Da der Y'timad-Eldevlet dies bemerkte, verlangte er noch dringender den Brief des Großvizirs. — „Gnädigster Herr," antwortete ich, „es wäre ja gegen alle Konstitutionen des erlauchten Reiches, den Brief des Großvizirs früher, als das kaiserliche Sendschreiben selbst, abzugeben. Ich bin durch Ihre Majestäten, den allerherrlichsten, großmächtigsten Kaiser der Welt, zum höchsten Schah gesandt. Erst muß ich diesen sehen, und ihm den unschätzbaren kaiserlichen Brief überreichen, dies mir anvertraute köstliche Kleinod; dann erst werde ich den Brief des Großvizirs abgeben."

[Der persische Minister ward darüber empfindlich. Er fing sogleich das Gespräch über verschiedene Streitigkeiten des türkischen und persischen Hofes in Betreff der Grenzvölker an, wobei er dem türkischen Gesandten in der Hitze allerlei Vorwürfe machte, der dadurch aufgebracht sich sogleich wieder entfernen wollte.]

Ich befahl mein Pferd vorzuführen, und stand auf, um wegzugehen. Aber sogleich machten sich der Defterdar [4] und Reis Effendy [5] an mich, hielten mich zurück, und baten mich, den Fehler des Y'timad-Eldevlet zu entschuldigen, der mich eigentlich nicht hätte kränken wollen. Man ließ darauf Musik kommen. Ein Konzert begann, und unsere Unterhaltung bezog sich bloß auf gleichgültige Gegenstände und auf Poesie. Da ich aber meine gute Laune nicht gleich wieder gewinnen konnte, antwortete ich ziemlich in die Queere auf alle Fragen, die man mir machte. Das Mittagsmahl ward aufgetragen. Der Visir blieb so ärgerlich und deßurzt, daß er im Gesicht so roth ward, wie sein Turban, und daß er kaum mitzureden wagte. Nachdem man gegessen und Sorbet getrunken [6], kehrte ich heim.

[Der kleine Zwist ward bald wieder ausgeglichen. Fünf Tage nachher schickte ihm der Perser-Schah 500 Tumans, oder 16 Börsen 333 Piaster für die täglichen Ausgaben. Der Gesandte belohnte die Ueberbringer des Geschenkes reichlich, und ging am folgenden Tage zur Audienz, um dem Schah das kaiserliche Sendschreiben zu überreichen.]

Ich strengte alle meine Kräfte an, um die Ehre des hocherhabenen Reiches zu handhaben. Ich ließ eine Sänfte auf das prachtvollste schmücken und legte den kaiserlichen Brief hinein. Zwölf Araber in ihrer Zeltaufschläger-Uniform und acht Tschoadar (oder Hausbediente) umgaben die Sänfte. Die Handpferde gingen voraus. Ich folgte mit meinem Gefolge. So kam ich zum Palast der vier Garten, wo der Schah wohnt. Am dritten Thore stieg ich ab, nahm den kaiserlichen Brief, welchen ich in der Höhe meines Hauptes emporhielt, und trat damit in das Gemach des Schahs.

Er saß der Thür gegenüber. Zu seiner Rechten und Linken standen ungefähr 3000 Vizirs und große Herrn; auch etwa dreißig Rothköpfe (Persersoldaten) mit prächtigen Waffen waren dabei. Etwa zehn Minister und Reichsoffiziere saßen da. Mit stolzen Schritten ging ich, den Turban auf dem Haupte, den golddurchwirkten Pelz über den Achseln, und den kaiserlichen Brief in der Hand, sehr langsam durch die Versammelten, bis ich dem Sofa gegenüberstand, auf welchem der Schah saß.

Sobald ich zwei Schritte von ihm war, erhob ich den kaiserlichen Brief mit der Rechten, und begrüßte ihn mit der Linken, wie man bei Königen zu thun pflegt, und sagte zu ihm:

„Heil über Dich! Gott bewahre mich vor dem gesteinigten Teufel! Im Namen des alldarmherzigen Gottes!" [7]

„Dies Geschenk sagt dir die Wahrheit. [8] Dies ist der hochherrliche, unschätzbare Brief Ihrer Majestäten, des allerdurchlauchtigsten, allerfurchtbarsten, und majestätischsten Sultans Ahhmed Khan Gdayr (Gott wolle verherrlichen, die ihm beistehn), der da beherrschet das othomanische Reich, des Herrn zweier Welttheile, des Kaisers zweier Meere, des andern Alexander Zulkarnein [9], des Dieners zweier heiligen Städte im Orient, des Sultans, Sohn des Sultans. Er entbietet viele Grüße Ihren Majestäten, dem erhabensten Schah, dessen Krone glänzen möge wie die Sonne, und erkundigt sich nach Hochdessen Wohlbefinden."

---

1) Eine Art Obee-Bannerherr.

2) Heißt wörtlich die Staats-Stütze.

3) So reden die Turken gewöhnlich von ihrem Großvizir.

4) Eine der höchsten Staatswürden bei den Persern und Türken. Der Defterdar ist gewissermaßen Großschatzmeister.

5) Der Staatssekretär.

6) Eine bei den Türken sehr gebräuchliche Art Limonade.

7) Die Turken fangen ihre Gebete und Handlungen alle mit diesem Ausruf an. Nach ihrer Mythologie ist der Teufel zum Himmel hinaufgesteinigt.

8) Eine Stelle des Koran.

9) Die Orientaler sprechen immer von zwei Alexandern; beide nennen sie Zulkarnein, Zweihörner, nämlich den des Morgen- und den des Abendlandes.

Digitized by Google

Ich machte ihm dies Kompliment in dem gleichen Ton, wie man den Ezzan singt *), und cadencirte meine Worte zierlich. Der I'timad-Eldevlet, der während dessen neben mir stand, wollte zweimal den Brief nehmen; allein ich würdigte ihn nur keines Blickes. Auch der Schah streckte schon einmal die Hand nach dem Briefe aus, ich sah aber weder links noch rechts, bis ich mein Kompliment gehörig vollendet hatte. Als ich nun fertig war, küßte ich den Brief, legte ihn zweimal auf meinen Kopf und behielt es in den Händen. Zugleich befahl mir der Schah, ich solle mich setzen; aber Euer Sklav wollte es aus Ehrfurcht nicht. Er gebot es zum andernmal, und da ich noch Umstände machte, nahm mich der Kayodschylar Ketkhudassy beim Arm und setzte mich mit Gewalt an den Boden.

[Der Schah ließ nun aus goldenem Gefäß Kaffee und Thee serviren, mit Flöten und Handpauken dazu Musik machen, endlich ein Mittagsmahl auftragen, und unterhielt sich inzwischen über ganz unbedeutende Sachen mit dem Gesandten. Als dieser eine Woche nachher dem I'timad-Eldevlet den Brief des Großvisirs überreichte, waren in der Gesellschaft desselben mehrere persische Dichter und Gelehrte. Bei Thee, Sorbet und Zuckerwerk wurden nun türkische und persische Verse rezitirt; der Gesandte that sich dabei auf seine Kenntnisse nicht wenig zu gut.

In einer spätern Unterhaltung mit dem Schah von Persien fragte ihn derselbe, womit sich denn der Sultan die ganze Woche hindurch beschäftige.]

„Geht er nicht bisweilen auf die Jagd? oder jagt er nicht nach wilden Thieren?“ fragte der Schah.

Nein, erwiederte ich; Ihre Majestät jagt nur nach der Ehre.

Er fing bei dieser Antwort an zu lachen, und sagte: „Sein glorreicher Vater und seine erlauchten Brüder liebten doch die Jagd; ich wundere mich, daß er eine Leidenschaft nicht kennt, die der Könige würdig ist.“

Euer Sklav antwortete darauf: Mein König, als mein allerdurchlauchtigster Kaiser nur noch Prinz vom Geblüte war, widmete er sich fleißig den Wissenschaften, und besonders der Kenntniß der Geschichten und denkwürdigen Thaten alter Könige. Als er nun eines Tages die Geschichte las, kam er auch auf die Stelle, wo Nuschirvan der Gerechte den Philosophen Buzurdschemihir fragte, welche von allen Jagden die nützlichste und angenehmste sei? darauf dieser entgegnete: die Jagd auf das Herz der Unterthanen und Völker sei die angenehmste, und noch mehr, sie sei auch für das künftige Leben die nützlichste. Voll dieses schönen Spruches schwor er bei sich selbst, und machte mit des Schöpfers Majestät den Bund, daß wenn er durch dessen Gnade den glänzenden Thron der Othomans besteigen sollte, er sich nicht der Jagd ergeben, sondern einzig darauf sinnen wolle, die Herzen seiner Unterthanen und Völker zu trosten, und sie der Ruhe und des Friedens genieſſen zu lassen.

„Aber wie bringt er denn die Zeit zu? womit unterhält er sich gegen die Langeweile?“

Mein König, zweimal in der Woche ist Dyvan des großen Saals, wo alle Visire, Rechtsgelehrte und Hofleute versammelt sind, um die Angelegenheiten des Volkes zu behandeln; dann beehrt er zweimal in der Woche die von ihm neu errichtete Bibliothek mit seiner Gegenwart. Der Mufti, die beiden ehrwürdigen Kadhylesker von Europa und Asia, und die andern Gesetzkundigen, finden sich daselbst ein, und unterhalten sich über die Auslegung des Koran und über die Sprüche des Propheten. — Während dieser Zeit horcht der Großherr hinter einem Gitter und zieht Nutzen davon.

„Und die übrigen Tage der Woche, was macht er da?“

Der Freitag, mein König, ist das Fest der Mumyns, oder der Getreuen. Nach verrichtetem Händewaschen begibt sich um neun Uhr der Großherr in die Moschee, hält das erste und zweite Gebet allein, das dritte mit der Gemeinde; dann hört er zwei Stunden lang die Ermahnungen des Predigers an, und kehrt darauf in seinen Palast zurück.

„Aber nun bleiben noch zwei Tage übrig,“ fing der Schah von neuem an, „was thut er da?“

Am Sonnabend, mein König, läßt er den Großvisir rufen, der ihm über Staatsangelegenheiten Rechenschaft ablegt. Sie berathen sich mit einander, und er gibt seine Zustimmung zu dem, was geschehen soll. Den Mittwoch verrichtet er sein Morgengebet, und liest den Evrad (ein Erbauungsbuch); dann amüsirt er sich bis Mittag beim Exerzíren der Fuseliere und Bogenschützen; er schießt auch zuweilen, und belohnt die, welche das Ziel treffen. Nachmittags üben sich seine Janitscharen im Werfen des Dscherod (einer Art Wurfspießes) und der Lanze, und er sieht ihnen zu.

Der Schah war mit meinen Antworten sehr zufrieden.

Einige Tage nachher kam die Frühlings- Tag- und Nacht-Gleiche, ein Tag, der den Persern sehr heilig war. Sie heißen ihn Schodi ekber, das große Fest, und begehen ihn feierlicher — Gott sei mir gnädig und barmherzig! — feierlicher, als den Bayram des Ramazam (oder türkische Opferfest). Sie enthalten sich bis an das Ende des Monats aller Arbeit, schmücken sich mit neuen Kleidern, und Groß und Klein, Männer, Weiber und Kinder bringen Tage und Nächte mit Lustbarkeiten zu.

Im Augenblick des Sonnendurchgangs begeben sich die Visire und großen Herrn des Hofes zum Schah, und legen 500,000 Zechinen zu seinen Füßen. Der Schah rührt sie mit eigener Hand durch einander, nimmt dann eine Handvoll, gibt zuerst davon dem I'timad-Eldevlet und hernach den andern. Diese Munzen gehen dann, als besonders wichtige Geschenke, von einer Hand zur andern, in der falschen Meinung, sie seien gesegnet, weil sie von der Hand des Schahs berührt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ezzan heißen die Worte, mit welchen man in der Türkei von den Minarets oder Thurmen zum Gebet ruft.

Stoff zu Parallelen.

Die Beinamen.

Die Schmeichelei der Kleinen ist, der Eitelkeit der Großen zu gefallen, immer sehr freigebig mit glänzenden Beinamen gewesen. Pompejus, den Cäsars Schwerd nachher ziemlich klein machte, nahm gar keinen Anstand, sich selbst Pompejus den Großen zu nennen, und in allen Briefen und Befehlen seinen Namen so zu schreiben.

Ludwig XV hatte den Beinamen des Vielgeliebten, trotz dem daß er sein Volk noch elender gemacht hatte, als der närrische Karl VI, König von Frankreich, welcher schon vor ihm eben diesen Beinamen gehabt hatte.

Digitized by Google

Da er 1774 starb, machte man daher in Paris folgendes kaustische Epitaphium auf ihn:

Ci gît Louis le quinzième,
Du nom de Bien-aimé le deuxième,
Dieu nous préserve du troisième!

Schon dem Tode nahe, während schon in allen Kirchen für ihn gebetet ward, ließ der elende, königliche Wollüstling noch seine Beischläferin Du Barry kommen, und sich mit ihr einschließen. Natürlich machte das Volk darüber unfreundliche Glossen. Aber es schwieg. „Das Volk" sagte damals der Bischof de Senez in der Leichenrede, die er dem todten Könige zu St. Denis am 27 Oktober hielt: „das Volk hat unstreitig nie ein Recht zu schweigen; und sein Schweigen ist den Königen eine Lehre!"

Man wollte nachmals Ludwig XVI bereden, den Beinamen Augustus anzunehmen. Er verbat sich's. „Ich will" sagte er, diesen Beinamen erst verdienen, damit ihn mir freiwillig meine Völker geben."

Inzwischen hieß man ihn zu Paris Louis le désiré, und schlug ihm achtzehn Jahre nachher den Kopf ab.

Was die Franzosen bizarr nennen.

Daß auch ein Schiller, ein Bürger, die französische Sprache weder zu unbeholfen noch zu weich für die Darstellung ihrer kühnsten oder ich möchte sagen ungestümsten Gefühle finden würden, läßt sich nicht leugnen. Der Dichter macht die Sprache, wahrlich die Sprache nicht den Dichter. Aber eben so gewiß ist es, daß ächtdeutsche Sänger, wie Schiller, Bürger, Voß ungenießbar für die Franzosen sein und bleiben werden, nicht weil der Genius beider Sprachen einander feindselig widerstrebt, sondern der individuelle Geist der Nationen.

Als im Frühling 1783, da schon der Präliminarfriede zwischen Frankreich, Spanien und England zu Versailles abgeschlossen war, plötzlich neue kriegerische Gerüchte das friedensbegierige Volk erschreckten, erschien eine Ode, die in mehrern hundert Abschriften durch die Pariser Welt lief, und deren Strophen man sich rezitirte, „à cause de la *bizarrerie* et de la *grandeur* des idées qu'elles expriment".

Hier einige derselben:

Si vous êtes pressés de ce désir funeste
De dépeupler la terre en proie à vos transports,
Ah! semez les poisons, faites germer la peste,
Et regnez sur les morts!

Ces sauvages sanglans que votre orgueil déteste
Sont de faibles rivaux de tant d'excès honteux;
Et je ne vois qut *l'art de faire un manifeste*
Qui vous distingue d'eux.

Variétäten.

Aus Italien.

— Die junge Königin von Neapel, unter deren Direktion auch die durch den vorigen König Joseph gestiftete Erziehungsanstalt für Fräulein von guter Herkunft gesetzt ist, besuchte neulich auch die antiken Ueberreste der Stadt Pompeji.

Die Folgen dieses Besuchs erwiesen, daß die über anderthalb Jahrtausende unter der vesuvianischen Asche verborgen gelegene Stadt noch manche interessante Schätze für die Kunst enthalte, die bisher fremd geblieben waren.

Der Minister des Innern und der Cavalieer Arditi, Generaldirektor der Museen und Antikengrabereien, empfingen nämlich die Königin in Pompeji, und hatten ihr zu gefallen einen von ehmaligen Nachsuchungen noch unberührten Ort der verschütteten Stadt ausgraben lassen. Gleich nach den ersten Arbeiten entdeckte man einige thönerne Gefäße von höchster Feinheit und eine große bronzene Medaille, auf der Nero's Bild ziemlich wohl erhalten zu sehen war.

Nach diesem ersten Fund, der, ohne eben gewöhnlich zu sein, doch auch nichts gar Seltenes lieferte, traf man beim weiteren Nachgraben auf etwas mindere Bekanntes. Es entdeckten sich in ziemlicher Anzahl Gefäße von verschiedener Größe, worin noch Farben zum Malen befindlich waren, die darin vor achtzehn hundert Jahren aufbehalten zu sein scheinen. Nicht weit davon lag ein Instrument von Marmor, das zum Reiben der Farben bestimmt gewesen sein muß.

Vermuthlich wohnte in diesem verschütteten Hause Pompeji's ehmals ein Maler, oder ein Farbenhändler, oder ein Farbenmacher, der die Farben zum Koloriren seiner Gefäße brauchte. Die chemische Analyse dieser Farbenstoffe könnte uns nun auf glückliche Vermuthungen über die Art der antiken Färbungen leiten, wenn anders nicht das hohe Alterthum der in den Resten aufbewahrten Stoffe alle Versuche vereitelt, das Geheimniß zu ergründen.

Noch manche andere minder wichtige Antiken wurden ausgegraben, während die Königin das Odeum, das Theater, den Portikus, den berühmten Isistempel und einen erst vor Kurzem aus dem Schutt hervorgegrabenen Palast besuchte.

Aus Deutschland.

— Nach einer im April und Mai dieses Jahres in den Fürstenthümern Lippe-Detmold und Schaumburg veranstalteten Zählung lebten in denselben 90,672 Seelen. Von diesen hat das Fürstenthum Lippe-Detmold 70,540 Einwohner und das Fürstenthum Lippe-Schaumburg 20,132 Einwohner.

Druckfehler.

Man beliebe im vorigen Stück, und zwar in den Varietäten, unter dem Artikel: Aus der Türkei, in der vorletzten Zeile desselben, zu lesen Jonien, statt Jenen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 94. — den 23 November 1808.

Kurze historische Notizen über verschiedene in der Tagesgeschichte ausgezeichnete Personen.

6.

Edward Jenner.

Unter den ruhmwürdigsten aller unserer Zeitgenossen feiern wir auch den Namen dieses herrlichen Britten, dem Millionen Sterbliche Leben und freudige Gesundheit danken, der unzähliger glücklicher Familien Schutzgott war, von deren Hütten oder Palästen er die fürchterliche Pest der Blattern abwehrte.

Viele unserer Zeitgenossen haben Ruf und Ruhm gewonnen, ohne ruhmwürdig zu sein. Des Ruhmes würdig sind nur die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. In der kleinen Schaar derselben glänzt auch Edward Jenner.

Er ward zu Berkley in der Grafschaft Glocester am 17 Mai 1749 geboren. Sein Vater war hier Vikar, ein achtungswürdiger Mann, der ausser seinen kirchlichen Einkünften auch sonst noch beträchtliches Vermögen in der Provinz besaß. Seine Mutter war die Tochter des ehmaligen Pfarrers Harry Head von Beekley.

Der junge Jenner verlor seinen Vater früh, aber die freundliche Sorge seines ältern Bruders John Jenner erleichterte ihm das schwere Loos verwaiset zu sein. Zu Cirencester empfing er in der Freischule den ersten Unterricht; dann kam er in die Lehre zu einem geschickten Chirurgus Daniel Ludlow, und im Jahr 1770 zu dem berühmten Anatomen John Hunter, bei welchem er zwei Jahre lebte.

In dieser Zeit war's, wo der unsterbliche Seefahrer Cook mit dem Ritter Banks seine erste Entdeckungsreise entworfen hatte. Es kam darauf an, die Reisegesellschaft auch durch einen geübten Naturforscher zu vermehren, der in der vergleichenden Anatomie bewandert, die Geschöpfe neuer Art untersuchen und beschreiben könnte, welche sich auf den Eilanden ferner Meere dem beobachtenden Blicke darbieten würden. Jenner, dessen Hunter schon in verschiedenen naturhistorischen Aufsätzen ehrenvoll erwähnt hatte, ward zu dieser Stelle ausersehen. Aber weder die vortheilhaftesten Bedingungen, noch seine eigene hohe Wißbegier konnten den jungen Mann bewegen, Pflichten der Dankbarkeit aufzuopfern, die er seinem ältern Bruder, gleichsam seinem zweiten Vater, schuldig war. Er beschloß vielmehr, sich zu Berkley als Wundarzt zu etabliren.

Eines Tages war Jenner zu Bath bei einem glänzenden Gastmal. Man brachte etwas auf die Tafel, das vermittelst einer Wachskerze erwärmt werden sollte. Es entstand die Frage, ob man den Gegenstand über der Flamme, oder ganz in dieselbe eintauchen sollte, um schneller zum Zweck zu kommen. Jenner, ohne lange zu zögern, ließ sich die Kerze geben, hielt erst den Finger einen Moment lang im Innern der Flamme, dann über derselben, wo er ihn geschwind genug wegziehen mußte, und sagte lachend: „Meine Herren, solche Probe ist entscheidend!“

Am folgenden Morgen empfing er vom General Smith, der von der Parthie gewesen war, und ihn vorher nicht gekannt hatte, ein Billet, worin ihm eine Stelle in Ostindien, und nach zwei bis drei Jahren eine Rente von 300 Pf. Sterl. angeboten ward. Jenner aber verschmähte jeden Antrag, und auch diesen, der ihn von einem geliebten Bruder zu trennen drohte. Er blieb mit musterhafter Freundschaft demselben bis zum Tode getreu.

Digitized by Google

Schon aus diesen Opfern, welche er der Dankbarkeit und Geschwisterliebe brachte, erkennt man einen zartfühlenden, edeln Mann. Aber Jenner war und ist noch jetzt dieser Mann in allen seinen Handlungen. Und wie selten und wie wohlthuend ist es, mit einem großen Geiste ein erhabenes Gemüth voll kindlicher Güte beisammen zu finden!

Bei allen seinen praktischen Arbeiten widmete er doch noch zahllose Stunden den Wissenschaften. Im Jahre 1788 erschienen seine Bemerkungen über die Naturgeschichte des Kukuks in den philosophischen Transaktionen, und erwarben ihm den Beifall aller Naturhistoriker. Späterhin versuchte er, vermittelst der vergleichenden Anatomie zu beweisen, daß das, was in den menschlichen Lungen unter der Form kleiner Erhöhungen oder Knoten erscheint, Wasserbläschen sind. Eben so weiß man, daß er sich lange Zeit mit einer Untersuchung über die Wanderungen der Zugvögel beschäftigt hat, die er aber bei seinen vielen Geschäften nicht beendete. Es scheint selbst, einer neuern Publikation des Dr. Parry von Bath zufolge, daß Jenner der Entdecker der unter dem Namen der Angina pectoris beschriebenen Krankheit ist. — Früh schon als ein trefflicher Naturforscher ausgezeichnet, ernannte ihn die königliche Societät von London zu ihrem Mitglied.

Doch von allen Verdiensten, welche er als Arzt und Naturforscher auf mannigfaltige Weise erwarb, kommt keines an Wohlthätigkeit für das Menschengeschlecht seiner Erfindung der Kuhpockenimpfung gleich. Schon seit dem Jahre 1776 stellte er darüber vielfache Versuche an; aber erst im J. 1798 machte er die großen Entdeckungen öffentlich kund in seiner Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae. Und merkwürdig ists, daß seit der Bekanntmachung dieser ersten Abhandlung, alles was man nachher über diesen Gegenstand beobachtet und geschrieben hat, nichts zu einer wesentlichen Vervollkommnung der Sache beitrug.

Es ist bekannt, wie der scharfsinnige Naturforscher durch an sich unerhebliche Umstände zur ersten Bemerkung der Vaccine geleitet ward; wie er dann erst in vieljährigen, mühsamen Versuchen Gewißheit erwarb, in welchem Alter, unter welchen Bedingungen das Kuhpockengift die schützende Kraft habe; wie die Entdeckung durch Jenners Betriebsamkeit bald über den ganzen Kontinent, bald über alle Welttheile verbreitet ward.

Umsonst streckte ihm das schielende, ungelenke Vorurtheil entgegen: tausend und tausend beglückte Familien priesen Jenners Namen. Goldene Medaillen wurden ihm zum Ruhme geprägt; das großbrittannische Parlament erkannte ihm ein Geschenk von 10,000 Pf. Sterling (im J. 1802) zu, indem der Lord Erzkanzler zugleich erklärte, daß keine Belohnung in Geld den Verdiensten Jenners um die Menschheit entsprechend sein konnte. Gelehrte und Fürsten auswärtiger Nationen überhäuften ihn mit Schmeicheleien; die russische Kaiserin sandte ihm einen Brief, diktirt von allen Gefühlen ihrer Achtung, begleitet von dem köstlichsten Diamant; die Stadt London beschenkte ihn mit ächt königlicher Freigebigkeit — alle Welttheile ehren dankbar Jenners Namen, indem sie seine Wohlthat, die Frucht einer zwei und zwanzigjährigen Arbeit, genießen.

Er selbst lebt, meistens von London zurückgezogen, in bescheidener Stille in seinem Hause zu Berkley.

„Ich besuchte ihn da" schreibt einer seiner Freunde. „Er setzte sich eben zum Frühstück. Ich leistete ihm Gesellschaft, und unser Gespräch lenkte sich natürlich bald auf die Impfung der Kuhpocken. — Der Saal, wo wir waren, stieß an einen kleinen mit dichtem, kurzem Grase bewachsenen Platz; seitwärts erblickte man den Fußsteig einer Promenade zwischen Bäumen durchscheinend, und in ein dichtes Gebüsch leitend. Ich bemerkte schon lange während unserer Unterhaltung eine große Zahl von Weibern, welche Kinder auf den Armen trugen, oder an der Hand führeten, die Promenade entlang gingen und im grünenden Dickigt verschwanden. Endlich fragte ich meinen Freund um die Ursache dieser Erscheinung."

„Ich pflege schon seit einiger Zeit immer einen Tag der Woche dem Inokuliren armer Kinder zu widmen" sagte Jenner; „heut ist ein solcher Tag. Die Leute, die sie dort sehen, kommen aus verschiedenen Dörfern der Nachbarschaft. Vielleicht wundern Sie sich aber, daß sie alle so regelmäßig ins Gebüsch gehen und sich da verlieren? Ich wills Ihnen erklären. Im Innern jenes Gebüsches habe ich eine einfache Hütte aufbauen lassen, um meinem Garten ein ländliches Ansehen zu geben. Dort versammeln sich nun die Mütter mit ihren Kleinen; die Hütte ist nun ein Tempel der Vaccina, und als ein eifriger treuer Priester" setzte er lächelnd hinzu, „freuet mich nichts mehr, als diesen Tempel voller Verehrer zu finden."

„Nach dem Frühstück begaben wir uns dahin; die Hütte war fast ganz angefüllt von jungen Weibern und Kindern, die den guten Jenner erwarteten. Interessant war es zu sehen, wie er nun einen Arm der Geimpften um den andern untersuchte, die neue Arbeit begann, und die Sorgen und Vorurtheile der ängstlichen Mütter zu zerstören suchte, welche sie aus dem Munde ihrer Nachbarn zu diesem Tempel mitgebracht hatten."

„Ach!" rief Jenner, da wir nun wieder allein waren, „wie wohl thuts mir, so viele Kinder wieder vor den Uebeln einer grausamen Pest geborgen zu sehen, die ich bis auf die letzte Spur vertilgen möchte! Und wenn ich der Tausende, der Millionen gedenke, welche durch die Entdeckung der Vaccina gerettet worden sind und noch gerettet werden, so wird meine Freude so unaussprechlich, wie mein Dank gegen das höchste Wesen, welches der Urquell alles Guten ist, so wir genießen."

Wird jemals Jenners Monument, welches ihm einst die dankbare Nachwelt bauen wird, an einer heiligern Stelle errichtet werden konne, als da, wo jetzt die gebrechliche Hütte, sein Tempel der Vaccina im Schatten des Gebüsches steht zu Berkley in Glocesterſhire?

Auszug aus dem Reisebericht von Durry Effendi, türkischem Großbotschafter am persischen Hofe.

(Beschluß.)

[An einem andern Tage hatte der Gesandte Audienz beim Schah von Persien, da zufällig auch die vierundneunzig Gesandten der Stämme von Daghistany Audienz erhielten. Auch bemerkte er unter den fremden Abgeordneten zwei Usbekische und einen moskovitischen Gesandten, die sich dem Schah gar nicht näherten, sondern nur in der Ferne den Fußboden küßten, die Briefe empfingen und wieder fortgeschickt wurden.]

Nach gehaltenem Gastmal rief mich der Schah zu sich, und sagte: „Die du hier sahst, sind meine Unterthanen. Diese

Digitized by Google

Völker sind so arm, daß Abbas, einer meiner Vorfahren, durch ihr Elend zum Mitleiden bewogen, ihnen für jeden Stamm jährlich Unterhaltungsgelder zahlte. Da bleiben sie nun kein Jahr aus; sie kommen zu meinem Steigbügel ihre Huldigung darzubringen, und ich erfreue die armen Leute, und gebe ihnen den Gnadengehalt."

So sagte er. Aber ich erfuhr hintennach die Wahrheit. Diese Völker sind eine Art Tataren, die Persien lange bekriegten und ausplünderten, bis Schah Abbas mit ihnen eine Kapitulation schloß, der zufolge sie Jahrgelder erhielten, wogegen die Daghistany versprachen, alljährlich im königlichen Divan in Feierkleidern zu erscheinen, und die Unterthanen des Schahs nicht mehr zu beunruhigen.

[Durry Effendy endet seinen Gesandtschaftsbericht mit Bemerkungen über Persien und die dortige Regierungsform. Wir heben einige der interessantesten Stellen aus.]

Der Divan des Schahs von Persien ist folgendermaßen geordnet. Der Schah sitzt auf einem etwas erhabenen, abgesonderten Sofa ganz allein; nur er hat ein Kissen, um sich darauf zu lehnen, niemand anders darf dergleichen haben. Der Vizimad-Eldevlet sitzt tiefer unten, ohngefähr zwanzig Schuh weit vom Schah; unter ihm der Defterdar, Reis Effendi und andere Staatsbeamte.

Gegenüber auf einem andern Sofa setzen sich die Kriegsbefehlshaber, Visire u. s. w.

Der König hat zu seiner Rechten den Kislar Agha (Chef der schwarzen Eunuchen), den Kayu Agha (Chef der weißen Eunuchen), und seine Lieblinge; hinter ihm stehen ohngefähr vierzig junge Herrn, und abasische, zirkassische und georgische Sklaven. Die jungen Herren sind schön und artig, aber es fehlt ihnen doch noch eine gewisse Schönheit, ein gewisser Zauber, der die Herzen gewinnt; denn

Wer, wen Konstantinopel gebar, schmücken Anmuth und Reiz,
Auch schön kann ein Jüngling der Fremde sein,
Doch Anmuth gebricht ihm und Lieblichkeit.

Die Kleidung des Schahs ist gar wunderlich und seltsam.

O Herr, des Weltalls Herr, der Ottomanen König,
Dich schuf der allmächtige Bildner
Zum Phönix der Welt.
An deinen Pforten ist der Perser Fürst
Ein armer Sklav.
Sein Leid, es wäre lächerlich,
Wie sein Gewand.

Das persische Königreich ist sechszig Tagereisen lang und fünfzig breit, sehr gut angebauet, sehr bevölkert. Jede Stadt besitzt drei- vierhundert bis tausend Häuser und Bäder; auf zwei Dörfer kann man immer einen Flecken mit Marktplätzen, auf zwei bis drei Flecken eine Stadt zählen. In allen Städten, Dörfern und Flecken gibts viele Kaufleute und reiche Personen. Sie machen alle Satins, gestrichelte Zeuge Stoffe halb aus Seide, halb aus Baumwollen. Fabrikanten gibts in Menge, aber Feldarbeiter sind nicht genug. Gersten, Getraide und alle Arten Lebensmittel sind daher doppelt so theuer, als in der Türkei; desto wohlfeiler sind Zeuge. Womit sich der Perser kleidet, wächst ihm im Lande zu, ausgenommen nicht für Schals,*) Kischmir und europäische Tücher; man hat deren aber auch nicht viel. Arme Leute sieht man in Persien wenig.

In ihrem ganzen Lande haben die Perser nur drei Festungen; Kandahar an den Grenzen Indiens, Derbend gegen Astrakan gelegen, und Erivan ohnweit Erzerum. Alle andere Städte sind so offen wie Scutari, und ausgenommen in den Festungen sind an andern Orten wenig Kanonen. Um Zeughäuser und Stückgiessereien bekümmern sich die Perser nicht viel; ihre Truppen gehen dafür sehr geschickt mit Bogen und Flinten um.

Es ist keine Stärke und Ordnung. Persien zerfällt in seinen Unruhen. Neulich noch haben sich die Lesghy empöret, eine Nation in den Gegenden von Daghistan und Derbent. Sie sind Muhammedaner wie die Afghans, lassen Münze schlagen und den Khutbeh**) singen im Namen des Kaisers der Othomans. Seit zwei bis drei Jahren rauben und plündern sie in den Städten der Nothköpfe, selbst die Stadt Gondschah haben sie ihnen entrissen.

Ja, Persien ist ein schönes Land. Man sieht wenig wüste Stellen darin; und doch — Gott behüte uns davor! — ist es, aller Wahrscheinlichkeit nach, seinem Untergang nahe. Ich habe mich mit aller möglichen Sorgfalt, offen und geheim, nach dem Zustand der hiesigen Angelegenheiten erkundigt; aber was hilfts, daß ein Land sehr schön sei, wenn es an Leuten arm ist, die fähig sind es zu verwalten?

[Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die uns der gelehrte Orientalist Langles über den Verfasser der obigen Denkschrift mittheilt. Durry Effendi war von Van gebürtig und einäugig; er starb fünf oder sechs Monate nach seiner Heimkunft zu Konstantinopel. Er hatte noch vor seinem Tode verschiedene Beweise der Achtung von Seiten des Großvisirs erhalten.]

Stoff zu Parallelen.

Frau von Genlis.

„Man spricht selten von der Tugend, die man hat, desto mehr von der, die uns fehlt!" sagt, glaub' ich, Lessing irgendwo. Das Wort läßt sich unter leichten Abänderungen auf viele unserer großen Geister und unserer Berühmten anwenden.

Bekanntlich schickte Jean Jacques Rousseau seine Kinder ins Findelhaus, und wollte doch durch seinen Emil eine Reformation im Erziehungswesen machen. Nach ihm that sich in Frankreich niemand so sehr durch Erziehungsschriften hervor, als die bekannte Frau von Genlis. Sie selbst genoß aber der Mutterfreuden so wenig, als Rousseau der Vaterfreuden.

Es war im Anfange des Jahrs 1785, als ein junges Frauen-

*) Schals sind ein Stoff von Wollen- oder Ziegenhaar, womit sich die Orientalen, wenn sie ausgehen und es kalt ist oder regnet, den Hals und den Kopf bedecken.

**) Der Freitag ist bei den Türken, was bei uns der Sonntag. Der Imam jeder Moschee tritt Nachmittags auf die Kanzel und verliest; Imam jeder Moschee tritt Nachmittags auf die Kanzel und verliest; nachher verrichtet er ein Gebet im Namen des Großherrn. Dies alles heißt Khutbeh.

zimmer, das unter dem Namen Pamela in England erzogen war, zur Frau von Genlis ins Palais royal kam. Nicht lange nachher fand sich ein anderes Mädchen unter dem Namen Hermine ein. Siehe da, es waren die Töchter der Frau von Genlis, welche sie unter diesen poetischen Namen in England hatte anthun und erziehen lassen. Beide Kinder, früh der Mutter entzogen, hatten bis dahin immer geglaubt, was ihnen gesagt war, sie seien Waisen. Sie wurden anständig vermählt; sie waren, sagt man, sehr gut erzogen. Aber konnten diese Frauenzimmer jemals Liebe zu ihrer bizarren Mutter haben?

Variétäten.

Aus Amerika.

— Alexander von Humboldt sagt, im zweiten Buche seines kürzlich erschienenen Werkes über Neuspanien, daß seit ungefähr dreißig Jahren, durch die wissenschaftlichere Bildung der Beamten in Mexiko, das Loos der Einwohner sehr verbessert sei; sogar die Arbeiten in den Bergwerken sind jetzt mehr Sache der Freiheit und eigenen Lust, als der Sklaverei. Alle Anstalten gedeihen nun in diesem durch die Natur so hoch begünstigten Reiche besser, und die Population steigt fast mit der gleichen Schnelligkeit, wie in den vereinigten Freistaaten. Nach Humboldts Kalkul beträgt die gegenwärtige Bevölkerung dieses Theils vom spanischen Amerika nicht unter 6,500,000 Seelen, die sieben verschiedene Racen bilden, und in zwanzig verschiedenen Sprachen reden; vierzehn von diesen Sprachen haben schon ihre eigenen Grammatiken und ziemlich vollständige Wörterbücher.

Höchst merkwürdig aber ist, was dieser berühmte Reisende von den frühern Bewohnern Mexiko's erzählt. Diese Völker, sagt er, sind älter, als man gemeiniglich in Europa dafür hält. Aus den von dem Stamm der Azteken hinterlassenen Bilderschriften ersahren wir etwas von den verschiedenen Epochen großer amerikanischer Völkerwanderungen, die Aehnlichkeit mit jenen haben, durch welche Europa seit dem fünften Jahrhundert in Barbarei gestürzt ward. — Aber jene alten, wandernden Nationen, die Mexiko durchzogen, wo sie schon wilde Urbewohner fanden, hinterließen schon Spuren einer höhern Kultur und Zivilisation. — Die Tultéken erschienen dort zum erstenmal ums Jahr 648; die Tschitschimeken ums J. 1170; die Nahuatléken ums J. 1173; die Acolhüen und die Azteken ums J. 1196.

„Es brachten die Tultéken die Kultur des Mais und der Baumwollenstaude in Flor; sie bauten Städte, Landstraßen und jene großen Pyramiden, die wir noch heut anstaunen, und deren Seitenflächen sehr genau nach den Weltgegenden geordnet sind. Sie kannten schon den Gebrauch hieroglyphischer Malerei, konnten Metalle schmelzen und die härtesten Steine zerschneiden; sie hatten ein vollkommneres Sonnenjahr als Griechen und Römer. Ihre Regierungsform ließ ahnen, daß sie von einem Volke stammten, welches selbst schon große Verwandlungen der gesellschaftlichen Verhältnisse erfahren. Aber wo war die Quelle dieser Zivilisation, aus der sie geschöpft hatten? Wo ist das Land, aus dem die Tultéken und Mexikaner herkamen?"

Man weiß nur, daß der Zug dieser wandernden Völker von Norden nach Süden ging. So war denn auch für Amerika der Norden die unerschöpfliche Quelle von großen Nationen, die *fabrica gentium*.

Vielleicht können wir noch in Mexiko Spuren des weiland berühmten nun verloren gegangenen östlichen Grönlands finden, wo noch im zehnten Jahrhundert Ackerbau, Viehzucht und Handel in zahlreichen Städten und Dörfern getrieben wurden, in Gegenden, die jetzt durch ungeheure Eisgebirge des Meeres dem kühnsten Entdecker verrammelt sind, und wir nur noch aus alten Sagen und Schriften kennen.

Ueberhaupt, und das Lesen jener Stelle in Humboldts Werk leitet wieder darauf hin, sollte man glauben, daß noch vor einem Jahrtausend die Polarländer minder rauh und kalt waren, wie heutiges Tages. Wie einst in Grönland, davon wir wissen, kannten sich damals in mild klimatisirten Ländern, die jetzt vom ewigen Frost erstarrt sind, andere Nationen ausgebildet haben, welche durch Handelsverkehr mit Hochasien selbst den Produkten Ostindiens (man denke an die ältern Kommerzialstraßen über das kaspische Meer) nicht ganz fremd waren. Die Runen des Nordens waren auch Hieroglyphe, und der Mammuth Sibiriens, jetzt fast verschwunden, wälzte sich im Schlamm viel nördlicher gelegener Länder, von denen uns jetzt Eismeere trennen. Das allmälige Erstarren und Absterben der Natur in der Polarwelt tödtete oder vertrieb die alten Bewohner derselben. Was auch immer der Grund der großen physischen Revolution des tiefer erkaltenden Nordens gewesen sein mag — eine solche Revolution hat statt gefunden, und ist, laut vorhandenen zahlreichen Urkunden, nicht wegzuläugnen.

Aus Frankreich.

— Die Herren Gay-Lussac und Thenarde beauftragt mit der großen voltaischen Säule, die der Kaiser der polytechnischen Schule geschenkt hat, physikalische und chemische Versuche anzustellen, haben so eben die interessante Entdeckung über die Voraefänee gemacht, daß dieselbe, da man sie bisher als einen Grundstoff ansah, aus Origene und einem andern verbrennlichen Stoff zusammengesetzt sei. Ihr darüber am 14 Nov. dem Institut vorgelegtes Memoire wird in kurzem bekannt gemacht werden.

Aus Italien.

— Zu Padua starb vor kurzem der berühmte Michael Cesarotti, Professor daselbst.

Berichtigung.

Im vorigen Stück, S. 372, Z. 12 u. folg. beliebe man zu lesen: „Das Volk hat unstreitig nie ein Recht zum Murren; aber eben so unbezweifelt hat es das Recht zu schweigen, und sein Schweigen ist den Königen eine Lehre!"

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nro. 16.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 95. — den 26 November 1808.

Der Schiffbruch bei Siderno an Kalabriens Küsten, im Frühling 1807.

Diese Erzählung ist aus dem Reise-Journal eines jungen Schweizers, Hrn. Heinrich Stauffachers von Glarus, gezogen, der es mir zu dem Ende mittheilte. Das Ausserordentliche in den Schicksalen des Reisenden macht seinen Bericht schon durch sich selbst anziehend; er wird es aber noch mehr durch das lebereiche und lebhafte Gemälde voller Individualitäten von dem Zustande Kalabriens im vergangenen Jahre, da es noch der Tummelplatz des englisch-französischen Krieges und der kalabresischen Rebellen war, wovon die Zeitungen nur ein schwaches, verworrenes Bild gaben. D. H.

Die Abreise.

„Adieu Triest!“ rief ich, da ich meinen Vertrag mit Signor Enrico Gregori, einem malteſischen Kaufmann, abgeschlossen hatte, den ich in seinen Handlungsgeschäften nach Malta begleiten sollte. Es war der 10 März 1807.

Umsonst war das Bitten und Abmahnen meiner Freunde. Mich lockten unwiderstehlich die Bilder einer reizenden Zukunft den warmen Ländern des Süden zu. Noch sandte ich über die Alpen einen Abschiedsbrief meinen theuern Aeltern im lieblichen Sernfthal. Dann ward der Koffer gepackt; die Waaren wurden eingeschifft und die Küsse des Scheidens gegeben.

Nach alter löblicher Weise Triests wurde die Bitterkeit der Abschiedsstunde bei Wein und Gesang, Musik und Tanz verscherzt. Dann gings zum Schiffe, und um 11 Uhr des Nachts bei hellem Mondschein wurden die Anker gelichtet. Es war der 15 März.

Der Kapitän und zugleich Eigenthümer des Schiffes hieß Lorenzo Bosich, ein Triestiner. Passagiers und Matrosen waren wir in allem achtundfünfzig Mann unter Segel gegangen. Noch tönte vom Ufer das letzte freudige Lebewohl, und bald verhallte es. Der günstige Wind trieb uns dem adriatischen Meere zu. In wenigen Augenblicken waren die Häuser und Thürme der deutschen Stadt und der Umriß der Gestade in ungewissen Dämmerungen verschwunden.

Eine Seereise hat das Langweilige eines schalen Alltagsromans. Sie fängt mit Erwartungen an, und endet mit herzlichem Ueberdruß. Der Wind war heftig, aber unserer Fahrt günstig; der Himmel heiter, die Luft warm. Unser Weg sollte um Italien hin, erst nach Messina, und von da nach Malta gehen.

Am vierten Tage hielt uns eine englische Brigg von 28 Kanonen an. Die Britten, als Herren des Meeres, visitirten alle Päſſe, fanden sie in der Ordnung, und unserer österreichischen Flagge froh, segelten wir weiter. Dieselbe Visite mußten wir uns am 23 von einem französischen Kaper gefallen lassen, da wir in stolzer Ruhe nahe an Kalabriens Ufern in der Nähe von St. Maria hinschwammen. Aber daß unser Kapitän ans Land gehen und sechs Stunden damit in der Fahrt versäumen mußte, gefiel um so weniger, da wir, wie die Matrosen versicherten, als bessere Segler den Franzosen leicht hätten entgehen können.

Das Geschehene war nun nicht zu ändern. Als am 25 März die Sonne unterging, es war ein stürmischer Aschermittwoch gewesen, trat Kapitän Bosich zu uns und verkündete lächelnd,

Digitized by Google

daß wir nur noch fünfzig Meilen von Messina's Hafen wären. Angenehme Botschaft, welche mich selbst mit dem stürmischen Winde versöhnte, der den ganzen Tag in unserm Seilwerk gorgelt und das Schiff so umhergeworfen hatte, daß wir wie Betrunkene darin taumelten. Reisende und Matrosen, alle sahen wir freudig dem kommenden Tage entgegen, und den Erquickungen in Messina. Bald erzählte mir dieser, bald jener von der schönen Stadt Siziliens, von ihrer Pracht und dem Reichthum ihrer Genüsse. Fröhlich sprang ich am Abend in meine Hangematte; hundert kleine, angenehme Hoffnungen sprangen mir nach. Vor meiner Einbildungskraft gaukelten bald die hohen Paläste und langen Straßen einer fremden Stadt, bald heitere Lustgänge, in deren Schatten reizende Sizilianerinnen schwebten; bald weidete ich mich in den himmlischen Tönen einer Kirchenmusik, bald in den Düften eines Zitronen- und Pomeranzenwaldes. So schlummerte ich ein unter Träumen, sie konnten nicht schöner sein.

Der Schiffbruch.

Um Mitternacht brach ein schrecklicher Orkan aus. Das gebrechliche Schiff schlug gegen die Wellen des Meeres, wie gegen Felsen. Ich hörte das dumpfe Rauschen der Wogen, das schneidende Pfeifen des Windes, das Laufen und Fluchen der Matrosen, und in meiner Kammer endlich auch die Stoßseufzer eines Betenden. Es war nämlich ein Schneider, der sich mit seiner Andacht in meine enge Zelle retirirt hatte. Doch schon an das stürmische Element seit zehn Tagen gewöhnt ließ ich mich nicht stören. Ich flog in meiner Hangematte umher, wie in einer Wiege, und machte mich auf einen neuen Schlaf bereit. Aber daraus ward nichts.

Das starke Wanken des Schiffs warf mich mit einem plötzlichen Stoß aus der schwebenden Hangematte auf den bußfertigen Schneider hinunter, der mitten im Kämmerlein betend kniete, und nun sein Gebet in lasterliche Flüche und Scheltworte verwandelte. Ich war ziemlich hart auf ihn gefallen. Ein neuer Stoß des Schiffs und wir taumelten abermals gegen einander.

Ich trat hinaus. Es war finstere Nacht. Der Orkan spielte mit unserm Schiff, wie mit einer Feder. Die Wellen tobten um uns, wie tausend stürzende Wasserfälle am Gebirge. In allen Gesichtern las ich bange Muthlosigkeit. Selbst der Kapitän, der in seinen braunen Ueberrock gewickelt dastand, und das Schiff und den Sturm und die fliegenden Wolken des Himmels beobachtete, war ungewöhnlich ernst. Doch hatte er selbst noch Muth genug, uns damit zu trösten, daß sich der Wind mit anbrechendem Morgen legen oder wenigstens mildern würde.

Wie sehnlich erwarteten wir die Tageshelle! wie zählten wir die schleichenden Minuten, von denen jede uns in den kalten Abgrund des Mittelmeers zu begraben drohte. Die Wuth des Windes ward endlich so heftig, daß niemand von uns das schöne Licht der Sonne wieder zu erblicken hoffte.

Aber der langen nächtlichen Todesangst folgte endlich ein Tag des Entsetzens. Der Orkan wurde so unbändig, das Meer war so bis in seinen tiefsten Grund aufgerührt, daß man nicht länger in den Zimmern bleiben konnte. Tische und Stühle stürzten umher, die Spiegel von den Wänden nieder. Unsere Reisekoffer wurden so stark hin und wieder geschleudert, daß sie zersprangen; die Gewalt sprengte die Schrauben aus den Wänden, an deren Dielen wir uns wund schlugen. Um nicht zerschmettert zu werden, flohen wir erschrocken aus dem Zimmer; aber schon war die Thür in ihren Angeln verbogen und verschoben, daß wir nur mit Mühe hinauskriechen konnten.

Wir eilten zu den Matrosen aufs Verdeck. Welch ein Anblick, welch ein Getöse! Es war ein Weltuntergang. — Ueberall starre Augen, todtenbleiche Gesichter. Mit zitternder Hand zogen die Matrosen das Bildniß einer Mutter-Gottes am Mastbaum empor, während wir andern auf dem Verdeck uns fest an den Seilen hielten, um nicht vom Windsturm ins Meer geblasen, oder von den weit überschlagenden Wogen hinweggespült zu werden.

Zwischen 7 und 8 Uhr Vormittags schlug ein starker Stoß des Windes den hintern Mast ab, der doch so dick war, daß ich ihn nicht mit beiden Armen hätte umspannen können. Er fiel gegen den mittlern Mast und zerschlug dessen obern Theil. Das ganze Schiff erhielt durch das Gewicht der gesunkenen Maste, Seile und Segel eine ganz schiefe Lage, so daß es, wäre es nicht stark geladen gewesen, unfehlbar völlig umgestürzt sein würde.

Das Schrecklichste bei dem allen aber war, daß man kein Kommando mehr hörte. Der Schiffskapitän war von Schrecken und Furcht betäubt, wie die andern. Mit großer Mühe nur wurden endlich die Seile abgeschnitten, daß der Mast frei vom Schiffe ins Meer fallen konnte. Aber beim Hineinfallen ward durch die Ungeschicklichkeit des Steuermanns das Steuerruder gänzlich abgebrochen und verloren.

Jetzt erst stieg durch das Gebrüll der Wellen ein herzerschneidendes Geheul der Verzweifelung zum Himmel. Wir sahen uns rettungslos dem Spiel der Wogen und Stürme hingeschleudert. Der Sturz des Mastbaums hatte einem der Matrosen das Bein abgeschlagen. Aber keiner achtete des Unglücklichen, der in seinem Blute schwamm. Jeder war mit sich zu sehr beschäftiget, und bereitete sich auf den Augenblick des nahen unausweichlichen Todes. Keiner von den Matrosen arbeitete mehr; alles winselte und betete in gräßlicher Angst. — Die Wuth des Orkans wuchs; bald sank das Schiff in ein Wellengrab, wo das Wasser, gleich Mauern, zu beiden Seiten emporstand; bald sahen wir vom Gipfel einer gewaltigen Wassermasse rechts und links in schäumende Abgründe. Land war nirgends zu sehen.

Ich hatte meine Augen auf den Hrn. Bosich, unsern Kapitän, gerichtet. Er war mit der Karte beschäftigt. Ich sah, wie die letzte Hoffnung aus seinen Mienen wich. Er warf Bücher und Karte hin, trat dann mit einem schauerlichen, todtenhaften Gesicht gegen uns vor. Er wollte reden und konnte es nicht. Und als er es konnte, kündigte er uns den Tod an.

„Wir sind" sagte er, „noch dreißig Miglien vom Lande entfernt, und der Sturm treibt uns gerade gegen die Küste; sie ist von Klippen umgeben. Wenn sich Gott unserer nicht erbarmt und den Wind stillt, werden wir untergehen. In eben dieser Gegend von Calabria ultra sind seit den letzten drei Jahren vier Schiffe schon gescheitert, und bei zweihundert Personen ertrunken. Ich ermahne daher jeden, von welcher Religion er auch sei, den allbarmherzigen Gott um Verzeihung seiner Sünden und um ein seliges Ende zu bitten, indem wir sehr zuverlässig alle binnen wenigen Stunden den Gang zur Ewigkeit antreten müssen."

Als Hr. Bosich dies gesprochen hatte, zog er seinen Ueberrock aus und warf ihn ins Meer. Und wie er sich entkleidete, folgten schaudernd die andern seinem Beispiel; viele entkleideten

Digitized by Google

sich bis aufs bloße Hemd. Ich that, wie jeder. Meine Umhüllungen flatterten im reißenden Windsturz dahin. Mir gehörte hienieden nichts mehr; ich nur der Ewigkeit. Und um mich her lagen sie alle knieend, betend, den kalten Todesschweiß auf der Stirn, mit aufgehobenen Händen. Nur ein junger Engländer, der sich Georg Thoumoo nannte, saß unbeweglich in einer Ecke, als wäre er unserm Schicksal fremd.

Ich mag und kann es nicht sagen, was ich in diesen Momenten empfand, da ich frischen und gesunden Leibes den Tod empfangen sollte; ihn von jeder Welle, die sich wie ein wandelndes Gebirge gegen unser Schiff wälzte, erwartete, und die Verzweifelung der in Todesangst Vergehenden in mannigfaltig-gräßlichen Gestalten um mich her sah. Der Schiffskapitän stand wie eine Bildsäule, starr, und klapperte vor Frost mit den Zähnen. Einige Reisende lagen betäubt am Boden; andere winselten erbärmlich nach den Übrigen; andere überschrien das Brausen der Wellen mit ihrem Gebet.

Beinahe zwölf Stunden hatten wir schon in dieser Todesangst geschmachtet. Der Zustand war zu lang anhaltend und scheecklich, als daß nicht jeder das Ende desselben sehnlich gewünscht hätte. Der Tod ward uns lieber, als ein Leben, das alle Bitterkeiten des Sterbens hatte, und doch kein Sterben war.

Endlich erblickten wir fern von uns am Horizont das längst gefürchtete Land, dem unser Schiff mit reißender Gewalt zuflog. Je näher wir dem Lande kamen, je lauter waed das Heulen der Todesopfer und das Beten der Verzweifelnden. Seltsam konteaßirte damit das entsetzliche Fluchen des jungen Engländers, der wiederholt rief: „Wenn Beten und Seufzen nichts hilft, und wir doch zu Grunde gehen müssen, so wollte ich der Teufel holte das Schiff einmal!“

Wir kamen endlich der Küste von Calabria ultra in der Gegend von Siderno, ohnweit Gerace, so nahe, daß wir auf dem flachen, sandigen Ufer eine große Menge Menschen erblicken konnten, die unserm Unglück zusahen; aber helfen konnten sie uns nicht. Wie das Schiff bald nach dieser, bald nach jener Seite hingetrieben ward, liefen, wie wir deutlich bemerkten, auch die Zuschauer am Lande nach.

Wir hatten auf dem Schiffe zwei kleine Boote. Das eine wurde zur Probe hinabgelassen, um zu sehen, ob es sich auf dem Wasser halten würde; allein es war im gleichen Augenblicke von den ungestümen Wellen verschluckt und verschwunden. — Schon waren wir dem Gestade auf ein Paar Büchsenschuß nahe gekommen, ohne Klippen oder Felsen zu sehen. Ich gestehe es, der Anblick des Landes gab mir wieder Muth; ich meinte, es sei alle Noth vorüber, und wunderte mich über die steigende Angst des Kapitäns.

Auf einmal erhob sich unter und über und um uns ein betäubendes Krachen. Das Schiff war auf einen Felsen unterm Wasser gelaufen, und durch den gewaltigen Anstoß der Boden zersprungen, so daß gleich die ganze Ladung unten hinausfiel, und das Wasser zu unsern Füßen heraufdrang. Die noch vorhandenen Segeltücher zogen das zertrümmerte Schiff zum Sinken auf die eine Seite.

Der Engländer, ohne sich zu besinnen, warf sich mit ausgebreiteten Armen über Bord in die Wellen des Meers. „Wir sind verloren,“ rief Hr. Vosich; „keiner erreicht bei den hohen Wellen das Land!“ — Mehr hörte ich nicht. Ich hatte meine Seele schon Gott empfohlen, und sprang dem muthigen Sir Georg ins Wasser nach.

Die kalabresischen Bauern.

Ich kämpfte mit den Wellen, nicht um zu schwimmen, sondern nur obenauf zu bleiben. Ich lag plötzlich auf den Ufersand hingeworfen, mit blutigem, an den Felsen zerschundenen Fuße. Eiligst kroch ich weiter, um den wiederkommenden Wellen zu entrinnen. Als ich zur Besinnung gekommen war, sah ich ein Paar andere meiner Unglücksgefährten, auf dieselbe Art gerettet wie ich. Mit größter Gefahr unsers Lebens gingen wir dreimal gegen das Meer zurück, um noch einigen Schwimmenden zu helfen.

Am Ufer standen kalabresische Bauern, Weiber und Kinder, und gafften unserm Elend zu, ohne daß einer auch nur Miene machte, retten zu helfen. Es mochte des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr sein, am 26 März 1807. Es war der grüne Donnerstag.

Während die Geretteten weinend, zitternd, flehnend auf ihren Knien lagen und dem Himmel für das gefristete Leben dankten, hörte ich eine bekannte Stimme ächtbootsmännisch dazwischen fluchen. Siehe, da war auch unser Engländer wieder, der noch immer Leichen ans Land schleppte, und den kalabresischen, gefühllosen Bauern alles Unglück auf den Hals wunschte. Wie ich am linken Fuße, war er an der Brust hart durch die Felsen verwundet; das hinderte ihn aber nicht, alles zu verfluchen, noch Reisegefährten aufzufischen; doch half ihm niemand außer mir. Die Bauern waren so unmenschlich, da sie unsere Vorwürfe hörten, die Flinten auf uns anzuschlagen. Wir wären vielleicht erschossen, hätten die Weiber nicht abgewehrt, die sich den barbarischen Männern in die Arme warfen.

Nach und nach spielte das Meer zwei und vierzig Leichname unserer Unglücksgenossen ans Land aus. Von acht und fünfzig Personen, die auf dem Schiffe gewesen waren, befanden sich nur eilf noch am Leben. Unter den 42 Leichnamen befanden sich auch der des Hrn. Enrico Gregori von Malta, und der des Schiffskapitäns, dessen Kopf ganz zerschmettert war. Fünf andere Personen kamen aus dem Meere nie wieder zum Vorschein, und sind vermuthlich in den Klippen hangen geblieben, oder im Sande verschlemmt.

Man wird sich leicht von uns Jammergestalten eine Vorstellung machen können. Da standen wir, die meisten nur im Hemd, fünf in Hemd und Beinkleidern, viele blutend, alle triefend vom Meerwasser, bleich wie Gespenster von der Ermattung, dem Schrecken und der Todesangst.

In einiger Ferne von uns standen die Bauern, roh und gleichgültig auf uns hinstierend. Sie hatten alle ein wildes Aussehen. Sie schienen über unsern Mord zu deliberiren, um vermuthlich die gestrandeten Waaren desto sicherer zu erbeuten. Einer dieser Kerle hielt mir sein Gewehr mit gespanntem Hahn dreimal auf die Brust. Weiber und Kinder fielen vor den Unmenschen auf die Knie und baten weinend um unser Leben. Niemand von uns begriff, was sie wider uns hätte emporen können; keiner verstand ihr rohes Patois.

Der Kalabrese ist trotz seines christlichen Glaubens ein wahrer Halbwilder. Seine Lebensart, seine Wohnungen sind elend und unreinlich. Seine Kleidung grob und kothig. Alle tragen sie über ihrem schwarzen struppigten Haar eine große, zwei bis drei Schuh

Digitized by Google

lange, blaue Wollenmütze, welche oben zusammengedrückt wird. Die kurzen Beinkleider, wie die Jacke, sind von schwarzem, schlechtem Zeuge, unter welchem ein äusserst grobes, schmutziges Hemd sichtbar wird. Die Strümpfe sind ohne Füßlinge. Ein ungegerbtes Fell oder eine Schweinshaut, um den Fuß zusammengeschnürt, vertritt die Stelle des Schuhes. Ihr langer nackter gelber Hals, und das von der Sonne gefärbte Gesicht voll grober, trotziger Züge, die lebhaften Augen, der Bart, welchen sie spärlich abscheeren, gibt ihrem Aeussern etwas Barbarisches.

Zwei Stunden lang waren wir hilflos da gestanden im Sturm und frierend. Wiederholt baten wir um ein Feuer, uns trocknen und unsere Halbtodten durch die Wärme beleben zu können. Aber umsonst!

Nicht weit ins Land hinein lag ein Ort. Es war Siderno. Wir wagten uns nicht von der Stelle. Aber unsere Retter erschienen. Gewehre blitzten aus der Ferne her, und die Bauern hörten auf zu drohen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Da ich, wie Sie wissen, diesen Sommer theils in Mögelin, theils in Hofwyl verlebte, so werden Sie nicht ungern sehen, wenn ich Ihnen offen und partheilos meine Meinung über die landwirthschaftlichen Anstalten zu Hofwyl und Mögelin vorlege, deren Parallele in Nr. 92 der Miszellen für die neueste Weltkunde gezogen ward. Partheilos gewiß, da ich beide Männer — Thaer und Fellenberg — innig verehre und liebe, und stolz darauf bin, beide meine Freunde nennen zu dürfen. Es liegt mir daran, daß nach Verdienst gewürdiget werde, was über beide, ohne Vorkenntniß weder von Thaer und Mögelin noch von Fellenberg und Hofwyl, geschrieben wird.

Thaer, ein edler, aber strenger, ernster Mann, wählte schon vor vielen Jahren, da er noch als praktischer Arzt in Zelle lebte, den Landbau zur Lieblingsbeschäftigung in den Stunden seiner Muße. Lektüre englischer Schriften und Unterredung mit seinen Freunden, deren mehrere eifrige Landwirthe waren, leiteten ihn darauf, richtige Grundsätze auf feste Gesetze der Natur gegründet, für die dem Naturforscher ein so weites noch so wenig bearbeitetes Feld darbietende Kunst des Landbaues zu finden und aufzustellen. Seine frühern Studien, seine gründlichen Kenntnisse in allen Zweigen der Naturkunde, thaten ihm treffliche Dienste. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen wurden durch schöne Resultate belohnt. Er trat endlich mit seiner Anleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft auf, und erregte allgemeines Aufsehen, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes verdiente.

Vom preußischen Hofe unterstützt, errichtete er in Mögelin eine landwirthschaftliche Lehranstalt; mit dem trefflichen Chemiker Einhof verbunden, setzte er hier seine Arbeiten ununterbrochen fort. Beider Männer Bemühungen und Thaers ausgebreiteter Ruf zog bald eine ziemliche Anzahl Zöglinge nach Mögelin. Jeder bewunderte mit Recht das rein systematische des Vortrags, die durchdachten Plane und Anordnungen, die Thaer für die Verbesserung seiner Felder machte. Aber mit Bedauern sieht man auf den Feldern, im Hofe und in den Stallungen, wie wenig der Geist dieses Mannes geschaffen ist, sich zu den Details einer Wirthschaft herabzulassen. Alle Arbeiten werden mit unerträglicher Schläfrigkeit verrichtet, die vortrefflichsten Plane werden schlecht ausgeführt, bleiben oft halb vollendet liegen, und beleidigen das Auge des Kenners, das nirgends oder hier Vollendung zu finden glaubt. Bald hat Thaer seinen Zweck erreicht. Er wollte den Landbau zur Wissenschaft erheben. Vielleicht ist ihm schon jetzt sein edles Streben gelungen. Sein neuestes angekündigtes Werk: Theorie des Landbaues, in vier Bänden, wird es zeigen.

Fellenberg ist ein Mann von warmem Herzen, festem Karakter, unerschütterlicher Liebe für die Menschheit und für sein Vaterland, für deren Wohl er gern mit seltener Uneigennützigkeit sein eigenes opfert. Er war zuerst bestimmt, sich als Berner Patrizier den öffentlichen Geschäften zu widmen; seine Eltern hatten ihn dazu erzogen, ein Vater des Volks zu werden, dessen Sitten und Bedürfniße er aufs gründlichste erforsche; indem er abwechselnd mit jeder Klasse der Gesellschaft lebte, ward er mit den Gebrechen von allen bekannt, und es wurde ihm zum dringendsten Bedürfniß, durch Verbreitung von wahrem Menschenwerth und häuslichem Glück seinem gesunkenen Vaterlande wieder aufzuhelfen.

So kam Fellenberg auf den schönen Entschluß, seine Kraft, seine Kenntnisse, sein Leben, dem Erziehungswesen und dem Landbau zu widmen. Er gründete seine Plane zur Verednung des letztern auf die große noch so selten erkannte Wahrheit: „daß die Nothwendigkeit einer allzustrengen, geistlosen und mechanischen Landarbeit weder zum Besten des Einzelnen noch zum Vortheil des Staates gereiche. Sein früherer Beruf hatte seinen Studien eine von Thaers ganz verschiedene Richtung gegeben, daher standen ihm nicht die gleichen Hilfsmittel, wie Thaer, zu Gebot; zu der landwirthschaftlichen Laufbahn eignete sich Fellenberg bloß durch seine Kraft und seinen festen guten Willen.

Er sah die mißlungenen Versuche so vieler theoretischen Landwirthe, die zu der Zeit in der Schweiz lebten, und beschloß, bei der Bewirthschaftung von Hofwyl zuerst den entgegengesetzten Weg zu gehen. Im Anfange behielt er die gewöhnliche schweizerische Wirthschaft bei, lernte ihre Mängel kennen und verbesserte sie. Er hörte etwas von Pferdehaken und Säemaschinen, verschaffte auch dergleichen machen zu lassen, und vervollkommnete seine Gerathschaften immerfort, bis er zum gegenwärtigen Apparat von Hofwyl gelangt ist. Tulls, Arthur Youngs und Thaers Werke, die ihm erst spät in die Hände fielen, bestätigten ihm immer mehr die Richtigkeit seiner Ansichten und seiner landwirthschaftlichen Grundsätze. Mit seltener Ausdauer überwand er ungewöhnliche Schwierigkeiten, setzte mit rastlosem Eifer seine Untersuchungen fort, und brachte seine Anstalten zu dem Flor, in dem wir sie sehen, und besser noch, als durch Escher, durch des Baron von Imhofs Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätze zu den Briefen über die Fellenbergische Landwirthschaft beschrieben finden.

Fellenberg ist einer von den wenigen Menschen, die, ein großes, fernes Ziel im Auge haltend, sich nicht scheuen, auch ins Detail einzudringen; und auch bei kleinen Arbeiten mit Liebe und Fleiß verweilend, nie den Pfad verlassen, der sie dem erhabenen Zwecke näher bringt. Fellenbergs Zweck ist, durch Erziehung und Landbau wohlthätig auf sein Vaterland zu wirken, und auf alle Staaten, denen am Glück ihrer Völker liegt.

Beschränkte Menschen, die nichts Großes fassen! keinen Vaterlandsliebe, denen Aufopferung für Andere Wohl Schimäre ist! die keinen edleren Beweggrund kennen, als — Nutzen und Ruhm! — Eigennutz ist der Geist des Jahrhunderts und — seine Schande!

v. L — e.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 96. — den 30 November 1808.

Der Schiffbruch bei Siderno an Kalabriens Küsten.

(Fortsetzung.)

Die Steinhütte bei Siderno.

Eine Kompagnie französischer Soldaten, fünfzig Mann stark, eilte gegen uns zum Gestade, wahrscheinlich in der Erwartung, daß unser Schiff ein englisches gewesen sei, und Beute gemacht werden könne. Der Hauptmann fragte mich sogleich, ob ich der Kapitän des zertrümmerten Schiffes sei? — Ich wies ihm den Leichnam desselben, erzählte ihm den ganzen Verlauf unserer Begebenheiten, zeigte ihm die kleine Zahl der Geretteten, unter welchen ausser mir acht Italiener, ein Grieche von Konstantinopel, und ein Engländer waren, schilderte ihm die Hartnäckigkeit der Kalabresen und flehte ihn für uns um Schutz an.

Die Soldaten, auf ihre Flinten gelehnt, hörten mit sichtbarer Rührung meine Erzählung an. Einigen traten die Thränen in die Augen; andere fluchten und schielten mit fürchterlichen Blicken auf die Kalabresen hin, die ehrerbietig mit den Kappen in der Hand fern davon standen. Der Hauptmann, vom Mitleiden überwältigt, wandte sich lange Zeit von uns hinweg und konnte kein Wort mehr mit mir reden.

Endlich sagte er: „Lieber Stauffacher, die verunglückten Gefährten kann ich nicht mehr auferwecken. Was aber euch Lebende anbetrifft, will ich für euch sorgen, wie für mich selbst.“ Die Bauern mußten sogleich Wein und Brod herbeischaffen, auch ein Schaf schlachten, und eine elende Hütte von Steinen, nahe am Ufer, ward uns einstweilen zum Aufenthalt angewiesen. Bald loderte ein Feuer vor derselben, und ein Strohlager unter dem armseligen Obdach ward uns als Nachtlager bereitet.

Während dieser Zurüstungen sagte mir der brave Hauptmann, er heiße Lucerne, sei nicht weit von Straßburg daheim, gehöre zur Armee des Generals Reynier, liebe die Schweizer wie seine Landsleute, und sei einem, Namens Kubli, ebenfalls aus dem Kanton Glarus, das Leben oder wenigstens die Freiheit schuldig, indem ihn derselbe am 6 Juli vergangenen Jahrs auf der Ebene von St. Eufemia im Treffen bei Maida von den Engländern gerettet, deren Kriegsgefangener er schon gewesen.

Bei diesem Anlaß erfuhr ich, daß die Kalabresen uns, ungeachtet unsers Mitleiden-erregenden Zustandes und ungeachtet der Fürbitte ihrer Weiber, gewiß aus der Welt geschafft haben würden, wenn sie nicht Furcht vor den in Gerace stehenden französischen Truppen gehabt hätten. „Bei diesen Menschen“ fuhr er fort, „sind Meuchelmorde und Selbstmorde so wenig selten, als in andern Ländern Geburten. Wer einen andern niedermacht, entfernt sich nur ein Paar Wochen von seinem Ort, kommt dann wieder straflos heim, und ist ehrlicher Mann, nach wie vor. Finden andere den Ermorderten, knien sie nieder, beten für seine arme Seele, und begraben ihn. Hat er sich selbst ums Leben gebracht, so thun sie das Gleiche, und damit ist die Sache abgethan.“

Mit der Abenddämmerung kehrten der Hauptmann und seine Kompagnie nach Gerace zurück. Wir Ermatteten suchten die Ruhe.

Schilderung der kalabresischen Küste.

Wir lagerten uns auf das Stroh; jeder warf schaudernd seinen Blick auf den Schreckenstag zurück, der uns des größten

Digitized by Google

Theils unserer Reisegefährten und unserer Habe beraubt, und in ein Land geworfen hatte, wo wir des Lebens noch immer so unsicher als auf dem wilden Meere waren. Fern von Verwandten und Freunden, ohne Kleider und Geld, in einer Gegend, die zugleich noch der Tummelplatz eines mit grausamer Erbitterung geführeten Krieges war, sahen alle einer trüben Zukunft entgegen. Nur Sir Georg hatte noch 300 Dukaten, im Gurt der Beinkleider eingenähet, und ich 25 Louisd'or. Aber wir durften unsern Reichthum nur nicht kund thun, um keine neue Gefahren über uns zu bringen.

Unsere Augen suchten den Schlaf; aber wenige fanden ihn. Und die, welche in einen leichten Schlummer vor Ermüdung sanken, wachten mit einem tödtlichen Angstgeschrei wieder auf. Auch ich, wenn der Schlaf mich zu beschleichen anfing, ward von grausen Bildern des vergangenen Tages aufgeschreckt, tummelte wieder mit Todesangst unter Gespenstern auf dem zerbrechenden Schiffe, und fluthete zwischen Leichnamen und Sterbenden. Mehrmals ward die Stille der Nacht durch das Geheul der Erwachenden unterbrochen, und alle stimmten unwillkührlich in das allgemeine Klaggeschrei ein. Es war eine Nacht, schrecklicher als die Nacht des Sturmes. Da der Morgen kam, lagen wir unaussprechlich ermattet und im Schweis gebadet.

Wir gingen früh hinaus. Die Luft war still, der Himmel heiter. Die Sonne ging über dem dunkeln Spiegel des unendlichen Meeres hervor, und bestrahlte eine wunderschöne Landschaft, deren Hintergrund die leicht bewaldeten Appenninen füllten. Am Gestade wuchsen in fünf bis sechs Fuß hohen Gesträuchen die indianischen Feigen (cactus opuntia). Weiterhin im Lande fanden wir einzelne angebaute Stellen. Die Erdäpfel standen schon in schönster Blüte (27 Mäez) und die sogenannten Saubohnen waren schon zeitig. Aber noch größere Strecken des fruchtbarsten Bodens lagen verwildert, von hohen Gesträuchen nutzlos überwuchert. Vom Wiesenbau schien hier noch niemand zu wissen, und zahlreiche süße Quellen bewässerten vergebens den ergiebigen Grund. Von Olivenbäumen sahen wir, möcht' ich sagen, ganze Wälder.

Auffallend war mirs, so weit das Auge reichte, kein Dorf im Thale oder in der Ebene auf dieser Seite der Appenninen zu erblicken. Sie liegen alle auf dem Gipfel der Anhöhen. Nur selten begegnete dem Auge eine einsame, elende Hütte in der Fläche. Die Einwohner müssen ihre Lebensmittel und Getränke aus der Tiefe hinaufschleppen zu ihren Wohnungen. In Gerace zum Beispiel holt man das Wasser eine Viertelstunde weit auf Eseln und Maulthieren den Berg hinauf.

Man entdeckt bekanntlich in Kalabrien noch viele Ruinen alter Städte, Trümmer des ehmaligen Großgriechenlandes, und alle liegen sie gemeinlich in den Ebenen, am Fuße der wirklich vorhandenen Ortschaften. Ein Beweis, welche reiche Bevölkerung ehmals dies Land zum Paradiese machte, und den Boden baute, und die Pfützen und Seen austrocknete, welche jetzt oft aus Mangel der Arbeiter die Luft vergiften. Zu ihrer Sicherheit siedelten sich in den barbarischen Zeiten des Faustrechts die Kalabresen auf den Berghöhen an; sie genossen da reinere Luft und mehr Schutz gegen Ueberfälle — Vortheile, die diesem verwilderten Volke, dessen Boden das Blut zahlloser Meuchelmorde befleckt, noch heutiges Tages zu statten kommen.

Gegen Mittag erschien ein Kommando von zwölf französischen Soldaten bei unserer Steinhütte. Ihre Bestimmung war, unsere Personen und die gestrandeten Waaren des Schiffs gegen die Raubsucht der Bauern zu schützen. Zugleich ließ uns der Hauptmann melden, daß er die ganze Begebenheit dem französischen Obergeneral nach Monteleone gemeldet habe, wo das Hauptquartier war, und daß unsere Todten am 29 begraben werden sollten, indem zur Bereitung der Särge schon Befehl gegeben worden sei.

Erst als der Abend graute, sammelten wir uns wieder bei der Hütte, wo wir durch die gütige Fursorge unsers braven Beschützers abermals frischen Wein, Brod und Fleisch fanden. — Traurig verzehrten wir in der Nähe der zwei und vierzig Leichname die Speise und legten uns auf das nämliche Lager nieder. Aber gleichwie in der vorigen Nacht umgaukelten uns beim ersten Eintritt des Schlafes höllische, fieberhafte Träume, von welchen jeder mit durchdringendem Zetergeschrei auffuhr. Unser Blut war in Gährung, jeder Nerv in wilder Bewegung. Uebermüde lechzten wir nach Schlummer, und schauderten vor demselben zurück.

Elend, wie die vorigen Tage, verlebten wir den folgenden. Unsere Wunden verbanden wir mit im Wasser aufgelösetem Brod. Schlaflos und von peinigender Angst geplagt brachten wir, wie die vorigen Nächte, auch die folgende zu.

Das Begräbniß der Schiffbrüchigen. — Beschreibung von Siderno.

Am 29, Morgens um 8 Uhr, fanden sich die französischen Musikanten vom drei und zwanzigsten Infanterie-Regiment ein. Die kalabresischen Bauern brachten Särge, worin sie die Todten legten. Der brave Hauptmann selbst war zugegen, und viel Volks aus benachbarten Ortschaften.

Die Trauermusik erscholl, und so ging der große Zug von zwei und vierzig Säegen dahin — meistens waren es Leichname von Familienvätern, deren Weiber und Kinder noch freudig ihre Rückkunft erwarteten. Wir, dann das französische Militär und der Haufe des Landvolks, folgten zu einer Kapelle. Ein kalabresischer Geistlicher hielt eine ziemlich passende Rede — aber welcher Italiener ist nicht Redner? — und die lange Reihe der Särge unserer vorausgegangenen Brüder sank in den Schoos der guten Mutter Erde. Wir nachgebliebenen Unglückssöhne weinten ihnen bittere Thränen der Sehnsucht nach, und suchten unsere einsame Hütte wieder auf.

Wie dankbar schlug mein Herz für die edelmüthigen Franzosen! Mit Freuden würde ich mich für jeden Unglücklichen dieser Nation aufopfern, deren Söhne uns, wo eine Gelegenheit war, menschenfreundlich und gefühlvoll beistanden.

Sorgsam sandte der Kapitän Lucerne am folgenden Tage kleine, schwarze Pülverchen als Arzenei gegen unsere fortwährende Schlaflosigkeit. Nachher erschien sogar ein französischer Feldarzt, der auf Befehl des Generals Reynier bis zu unserer Genesung bei uns bleiben mußte. In der That gaben uns seine Mittel die verlorne Ruhe allgemach wieder. Nur zwei noch weckten uns durch ihr fürchterliches Geschrei noch einige Nächte lang; der eine war ein Italiener, Namens Variente, und der andere unser Engländer Sir Georg.

Dieser junge Mann und ich hatten uns in diesen Tagen innig, wie Brüder, aneinander gehängt. Gemeinschaftlich verbanden wir unsere Wunden und machten wir unsere Spaziergänge. Auch schien der Kommandant von Gerace für uns die meiste Aufmerksamkeit zu haben; er schickte unserer jedem ein Paar Stiefeln und einen Ueberrock zur Bedeckung.

Digitized by Google

Jetzt wagten wir schon weitere Exkursionen ins Land. So besuchten wir am 5 April auch den zwei Miglien von uns entfernten, auf einem Berge liegenden, kleinen Ort Siderno. Der Weg dahin ging durch eine blühende, üppige Landschaft, welche laut die Unthätigkeit des Volks anklagte, das weite Felder mit schuhhohem Unkraut dicht überwachsen ließ.

Wir kamen endlich den Berg hinauf nach Siderno. Ich glaube, es will eine Stadt sein. Ein trauriger Ort, aus niedrigen Steinhütten zusammengesetzt, wie man bei uns in der Schweiz auf den hohen Alpen zu erblicken pflegt, wo der Holzwuchs aufhört. — In diesen Kabanen, die es wahrlich gar nicht vermuthen lassen, daß sie in der Nähe des Landes stehen, dessen ehmalige Bewohner, die Sybariten, durch ihre Weichlichkeit und ihren Luxus noch jetzt im Sprichworte aller Europäer leben — in diesen Kabanen, sage ich, genieſſet alles gleiche Rechte. Hier haben der Herr vom Hause, die Frau, die Kinder, der Gast, das Gesinde, die Sau, das Pferd, der Esel und die Kuh bei Tag und Nacht gleiche Zimmer.

Die Hütten hatten alle nur ein Erdgeschoß. Ein Gebäude, welches das Gemeindshaus vorstellen sollte, hatte ein Stockwerk. Die Fenster fehlen überall; die Dienste derselben versehen schmale lange Löcher in den Mauern, wie bei uns die Ställe zu haben pflegen. Selbst das hiesige Kloster hat keine Fenster, und unterscheidet sich von den andern Steinhütten nur durch eine ungewöhnliche Länge.

Die Leute liefen uns auf den Straßen nach. Allerdings waren wir diesen Kalabresen so auffallend, wie sie uns. Einige hatten die Höflichkeit, uns in ihre Wohnungen zu nöthigen. Die Weiber sind nicht viel eleganter, als ihre Männer. Alle haben sie von demselben groben, beuteltuchartigen Zeuge, woraus sie ihre Hemden bereiten, einen fein sollenden Schleier über dem Gesichte. Dies Tuch ist hinten an ihrer schwarzen, großen Haube befestigt, und vorn mit zwei runden Löchern versorgt für jedes Auge, um durchzusehen.

Viel Unterhaltung fanden wir also in Siderno nicht. Die meisten kleinen Ortschaften Kalabriens sehen dieser ähnlich.

Wir eilten wieder in die freie schöne Natur zurück, und durchwanderten die Haine von Oliven- Pomeranzen- und Zitronenbäumen. Für einen Gran kauften wir drei bis vier Pomeranzen, und für eben die kleine Summe oft sechs bis acht Stück Zitronen. Ein Gran aber beträgt ungefähr den Werth eines Kreuzers.

Unglück bessert nicht immer.

Während unsers Aufenthalts in der Steinhütte an der Marina, oder dem Gestade, brachten wir den Tag meistens damit zu, die vom Meere ausgeworfenen Waaren des gescheiterten Schiffes aufzusuchen, ans Land zu ziehen und zu trocknen. Es waren größtentheils Wollen- und Baumwollentücher. Gewöhnlich mußte neben den französischen Schildwachen auch immer einer von uns eilfen des Nachts bei diesen Waaren wachen, damit sie nicht von den Kalabresen gestohlen wurden. Der Werth derselben betrug sich noch immer auf 15,000 bis 20,000 Gulden.

Unser Beschützer, der Kapitän Luzerne, machte den Vorschlag, sämmtliche gestrandete Waaren zu verkaufen und den Ertrag unter die Schiffbrüchigen zu vertheilen. Ich bemerkte ihm aber, daß ich, ohne ausdrücklichen Befehl des Obergenerals, das Schiffgut zu keinem Gemeingut der Schiffbrüchigen machen könne, deren die meisten, ausser ihrer Kleidung, nichts mitgebracht hätten; sondern schlug vor, sämmtliche Waaren zur Disposition der Assekuranzkammer in Triest zu magaziniren, oder den Meistbietenden zu verkaufen, und den Geldbetrag an die Assekuranz nach Triest zu schicken. Der Obergeneral ward nun darüber in einem ausführlichen Schreiben angefragt.

Aber auch die Wächter aus unserer eigenen Mitte waren nicht immer die zuverlässigsten.

Eines Tages erhob sich gewaltiger Streit in der Hütte zwischen zwei frommen Italienern, Namens Giuseppe Variente und Lorenzo Viro. Beide hatten uns vor und nach dem Schiffbruch durch ihr vieles und eifriges Beten oft bis zum Ueberdruß erbaut. Alle Versuche, den Zwist dieser frommen Leute zu stillen, war vergebens, bis sie selbst den Anlaß dazu verriethen. Beide hatten heimlich Tücher entwandt, den Bauern verkauft und konnten nun über die Theilung des Sündengeldes nicht einig werden. Sir Georg gerieth über diese andächtigen Beter ganz ausser sich, und fluchte alles Unheil über sie. Ich klagte den Diebstahl unserm braven Kapitän; die Kalabresen mußten das gekaufte Tuch, und die Diebe das Geld zurückgeben. So war der Handel geschlichtet.

Sollte man glauben, daß der Mensch zu solchem Grade der Verderbtheit sinken, daß der, welcher erst vor wenigen Tagen und nach den heiligsten Gelübden, der Todesnoth entronnen, sogleich seine Hand wieder zu Verbrechen ausstrecken könne? Unsere Vorwürfe rührten das Herz der beiden Italiener nicht viel. Sie murrten und gingen wieder zur Kapelle und beteten eins.

Der Obergeneral Reynier gab endlich den Befehl zur Versteigerung der Waaren. Sie wurden in den Städten Gerace und Siderno ausgerufen, und am 10 April bei unserer Steinhütte verkauft. Der Erlös aus sämmtlichen Tuchwaaren betrug 18,549 fl. 52 kr., welche Summe auch der Assekuranzkasse von Triest durch Veranstaltung des Obergenerals übermacht worden ist.

Schilderung von Gerace und der Gegend.

Schon einige Tage vorher waren alle aus dem Schiffbruch Gerettete auf Befehl und Kosten des menschenfreundlichen Generals Reynier neu gekleidet worden; eben so hatte derselbe Befehl gegeben, uns bei den Bürgern von Gerace einzuquartiren, mit der strengen Erinnerung, daß unsere Wirthe „für jeden meuchelmörderischen Angriff auf unser Leben, so lange wir ihnen anvertraut wären, mit ihrem eigenen Leben verantwortlich sein sollten.“

Wir nahmen also Abschied von der traurigen Steinhütte an der Marina. Sie wird mir ewig unvergeßlich sein.

Als wir in Gerace ankamen, welches auf einem ziemlich hohen Berge mit einem durch Erdbeben zertrümmerten Schlosse liegt, zankten sich die Einwohner beinah um die Ehre, uns beherbergen zu können. Ich kam zu einem Bürger, welchen man für einen der Reichsten hielt; er hieß Pasquale Capogrego, ein guter, gefühlvoller Mann. Sein Haus hatte noch beweitem nicht den Luxus einer schweizerischen Bauernhütte, und eben so wenig Fenster, als jedes andere in der Stadt. Demungeachtet that es mir wohl, in einer guten, freundlichen Familie zu leben, die mich so gut hielt, als sie konnte. Mittags pflegte ich mit Sir Georg immer bei unserm lieben Kapitän Luzerne zu speisen; Nachmittags bis zum Abend durchwanderte ich mit meinem Freunde die Gegenden vor der Stadt.

Oft glaubte ich in diesen anmuthigen, fruchtbaren Gefilden eines meiner heimathlichen Schweizerthäler zu sehen. Die Be-

Digitized by Google

völkerung Kalabriens könnte um die Hälfte größer sein, und der Boden wäre reich genug, sie mit Ueberfluß zu nähren. Die Olivenbäume bilden ganze Wälder, und ihre Früchte werden kaum alle benutzt. Die Schafheerden versinken im hohen Grase, daß sie kaum sichtbar sind. Weingarten und Fruchtfelder, umschattet von Aepfel- Kirsch- Nuß- und Zitronenbäumen, liefern mehr, als das Bedürfniß des Eigenthümers begehren mag. Und doch, wie elend ist der Mensch in diesem Elysium, wo er bisher keinen Tag seines Lebens sicher war, wo keine Polizei sein Eigenthum gehörig schirmte, keine Justiz den Verbrecher zurückschreckte! Als ich meinem Wirthe erzählte, daß man in Deutschland, in der Schweiz und andern Ländern so sicher, als in seinem Zimmer, mehrere hundert Stunden ohne Wehr und Waffen Tags oder Nachts reise, schüttelte er unglaubig den Kopf, und ließ sich mein Mährchen, wie ers nannte, nicht aufbinden.

Gerace ist im Schooße der prächtigsten Fluren eine arme Stadt; ein elender Haufe niedriger Steinhütten, fast eben so sehr von Pfaffen als Bürgern bevölkert. Als ich mit Sir Georg eines Tages vor der Stadt spazieren ging, fanden wir eine Viertelstunde von derselben zwei Geistliche und vier Bauern, die, in der heissen Sonne auf der Landstraße sitzend, Karten spielten. Wir machten über diese Gruppe unsere Glossen; noch sonderbarer aber war sie, da wir des gleichen Weges zurückkamen und die Seelenhirten mit ihren geistlichen Schafen in Schlägerei begriffen fanden. Solche Szenen sind hier zu Lande nicht selten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Portugall.

— Nach der bekannten Kapitulation des Herzogs von Abrantes räumten die erste, zweite und dritte Division der französischen Armee Portugall sogleich Sodald sie sich nach Frankreich eingeschifft hatten, und die Portugiesen die Flotte im hohen Meere sahen, fingen sie an, die Räumung Portugalls von den Franzosen auf eine schauerliche Art zu feiern.

Alle die unglücklichen Franzosen, welche sich an diesem Tage noch zerstreut in Lissabon oder auf den benachbarten Dorfschaften befanden, selbst diejenigen, welche schon seit mehr als dreißig Jahren in diesem Lande etablirt waren, oder auch diejenigen, von denen man wußte, daß sie mit Franzosen nur in einiger Verbindung gestanden hatten — alle wurden ermordet!

Es schollen die Sturmglocken weit und breit durchs Land. Kanonen- und Flintendonner bezeugten die Freude am Tage, Illuminationen zur Nacht. Der rasende, feige Pöbel verdammte das Bildniß des französischen Kaisers und seiner Feldherrn, im lächerlichen Triumph.

Die politischen Fanatiker trugen ein rothes Band um den Kopf, mit der Inschrift: Es lebe Don Juan, Prinz von Portugall; Krieg und Tod den Franzosen! Wer sich für die Insurrektion erklärete, wand zwei weiße Bänder um den linken Arm. Wehe dem, der sie nicht trug!

Vor allen zuerst waren die Priester auf dem Platze, bewaffnet mit Säbeln und Pistolen, in der erhobenen Rechte das Kruzifix. So predigten sie dem Volke, daß man keines einzigen Franzosen schone.

Alle diese Greuel fanden schon statt, während noch ein Theil der französischen Kavallerie im Flecken Belem, unweit Lissabon, stand, um sich für die Einschiffung mit nöthigen Lebensmitteln zu versorgen. Sie mußten Zeugen seiner Ausschweifungen sein.

Aus Italien.

— Der Bruder des sogenannten unverbrennlichen Spaniers, Isidor Rogers (dessen die Miszellen f. d. n. Weltkunde Nr. 61 gedachten), machte seine Kunststücke seit geraumer Zeit zu Neapel, wo nun der dasige Chemiker, He. Puliy, nach mehreren Versuchen das Geheimniß enträthselt hat. Die Komposition der Farbe, womit sich der Wundermann die Haut präparirte, um dem Brande zu widerstehen, kann auf verschiedene Art gemacht werden, immer aber ist sie entweder aus Neutral-Salzen oder Metall-Oxiden bestehend.

Diejenige, welche dem Chemiker Puliy am besten wirkte, und womit er die vorzüglichsten und auffallendsten Feuerproben des „Unverbrennlichen“ glücklich nachmachte, besteht aus einem Gemenge von salzigsaurem Mineralalkali (*muriate de soude ferrugineux*) und schwefelsaurer Thonerde (*sulfate acide d'alumine*) zu feinem Pulver zerrieben und mit Aether oder Alkohol angemacht. Indem sich Pulio mit diesem Gemenge die Haut einrieb, konnte er mit aller Sicherheit glühendes Eisen anfassen, und sich mit demselben über Arme, Beine, Haare fahren, ohne daran etwas zu verbrennen. Der stärkste Hitzegrad, den er empfand, überstieg nicht 57 Grad Reaumur.

Eben so gut gelang es ihm, wenn er noch zu dem oben beschriebenen Pulver unvollkommenen Magnesiumkalk (*Oxide de Manganese*) und ein wenig Fett that. Mit dieser Art von Pommade rieb er sich die Füße ein, wenn er mit ihnen geschmolzenes Blei umrühren und kneten wollte.

Die Entdeckung ist allerdings für die menschliche Gesellschaft von großer Wichtigkeit, und führet zu noch interessantern Beobachtungen.

Aus Frankreich.

— Der Professor an der medizinischen Schule zu Paris, Hr. Chaussier, hat zwei von ihm angestellte Beobachtungen über die Vipern bekannt gemacht.

He. Chaussier setzte nämlich eine trächtige Viper in ein geräumiges, wohl verschlossenes Glas. Hier lebte sie nun ohne die geringste Nahrung zu haben. Sie brachte mehrere junge Vipern zur Welt, die alle, wie sie, ohne Futter lebten, und in ihrem gläsernen Gefängniß nach und nach einige Zoll wuchsen. Noch nach drei Monaten ihrer Einkerkerung befanden sich die Thiere ganz wohl, und der Mangel aller Nahrung schien auf sie gar keinen Einfluß zu haben.

Die andere Beobachtung ist diese. So wie das flüchtige Alkali für uns als ein Heilmittel gegen den Vipernbiß gilt, ist es für die Vipern selbst ein schnell wirkendes Gift. Er goß ihnen nur äußerst wenig vom flüchtigen Alkali in die Kehle; sogleich zogen sie sich in gewaltsamen Bewegungen zusammen und starben mitten unter Konvulsionen schnell weg.

Die letzte Beobachtung ist vielleicht die interessanteste. Denn daß die Viper eine so langsame Verdauungskraft hat, daß eine von ihr verschlungene Kröte noch nach vier Wochen unverdaut bei ihr gefunden wurde, hat schon Boie beobachtet; daß sie alljährlich sechs ganze Monate in der Erde liegt, ohne zu fressen, ist eben so bekannt, wie auch, daß sie die darauf folgenden sechs Monate ohne Nahrung schon mehrmals in Pharmazien aufbewahrt worden sind, und doch frisch und munter blieben.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nro. 17.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend, — Nro. 97. — den 3 Dezember 1808.

Der Schiffbruch bei Siderno an Kalabriens Küsten.

(Fortsetzung.)

Reise über die Appenninen. — Die kalabresischen Räuber oder Briganti.

Ohne Geschäfte und mit der Aussicht auf ein ungewisses Schicksal, kann endlich auch ein Paradies höchst langweilig werden. Bis auf weitern Befehl des Obergenerals mußten inzwischen alle Schiffbrüchigen in Geraee bleiben. Ich und mein Britte schlossen uns in diesem Exil desto inniger zusammen, und erwarteten mit jedem neuen Tage die Erlösung.

Am 15 April kam Befehl, daß der Kommandant von Geraee fünfzig Mann von seinen Truppen, nebst Sir Georg und mich, ins Hauptquartier nach Monteleone schicken sollte. Dem Engländer war bei Ankündigung dieser Nachricht eben nicht wohl zu Muthe; er fürchtete, als Kriegsgefangener behandelt zu werden. Ich redete ihm die Furcht aus, und am 17 Morgens um vier Uhr machten wir uns mit unserer starken Escorte auf den Weg, die noch durch ein anderes Geleit von fünfzig Bürgern aus Geraee auf Geheiß des französischen Kommandanten verstärkt ward.

Der Weg von Geraee nach Monteleone geht über einen Berg der Appenninenkette, welcher der Berg von Castellonovo genannt wird, und wo man auf einer Strecke von fünfzehn Miglien keine Ortschaften im Gebirge von einiger Bedeutung findet, bis man auf der andern Seite des Berges den Ort Castellonove erreicht. Diese Einöden waren der vornehmste Schlupfwinkel der durch die Zeitungen bekannt genug gewordenen kalabresischen Briganti oder Räuber.

Ehmals hielt ich den Namen brigands für nichts mehr und nichts weniger, als für eine diplomatische Redensart der französischen Amtsberichte, um die, ihrem alten König Ferdinand getreuen, Insurgenten Kalabriens verächtlich zu bezeichnen. Ich hatte mich aber geirrt. Es ist wirklich Räubergesindel, aus allen Winkeln Kalabriens und Siziliens zusammengelaufen, das einen Diebesstreich ausführt, sich zerstreuet und wieder zusammentritt, wenns Anlaß dazu gibt. Die ruhigen Einwohner in Dörfern und Städten leben selbst in unaufhörlicher Furcht vor diesen Banden, welche sich kein Gewissen daraus machen, die Ortschaften ihrer Mitbürger zu überfallen und rein auszuplündern. Entfernen sich die Franzosen aus einem Dorfe, so kehren die dahin gehörigen Mitglieder der Räuberbande ohne Furcht zurück, und verzehren ihre Beute in der heimathlichen Hütte. Die Einwohner hüten sich wohl, sie zu beleidigen, weil eine schreckliche Rache unfehlbar erfolgen würde. Nähert sich ein französisches Detaschement, so fliehet das Gesindel wieder davon, und beginnt die vorige Lebensart in den Gebirgen. Von Geraee allein waren zehn bis zwölf Kerl dabei, wie man mir sagte.

Diese Briganti, welche damals in den Appenninen bei 5000 Mann stark waren, sind ohne militärische Ordnung und Disziplin, und ohne andere Uniform, als die jeder kalabresische Bauer trägt, wie ich sie oben beschrieb. Sie ernennen und verabschieden ihre Hauptleute nach Gefallen, und gehorchen den Engländern nur, wenn sie dafür bezahlt werden. Sie rühmen sich immer, die Sache der Religion und des Königs Ferdinand zu führen, und heißen jeden ruhigen Bürger Ketzer, Franzosen, Vaterlandsverräther und Patrioten. Städte und Dörfer Kalabriens sind daher beständig gegen die Briganti auf der Hut und unter Waffen.

Digitized by Google

Nicht vergebens also hatte der Kommandant von Geraee unser Detaschement durch Bürger verstärkt, die, mit Flinten, Pistolen und Stileten bewaffnet, uns in der Wildniß der Appenninen bis Castellonovo begleiteten.

Erst zwischen 10 und 11 Uhr des Morgens erreichten wir die Höhe des Berges. Hier wurden wir Zeugen der grausamsten Mordthat, die vermuthlich erst in der vergangenen Nacht oder am vorigen Tage verübt war. Drei französische Soldaten lagen bei der großen Hitze, mit auf den Rücken gebundenen Händen, mitten in der Straße. Man hatte ihnen die Nasen abgeschnitten und die Augen ausgestochen. Zwei waren schon ohne Leben; der dritte athmete noch schwach, konnte aber nicht mehr sprechen, und gab den Geist auf, während man sich mit ihm beschäftigte. Es waren drei schöne Männer, die wahrscheinlich als Ordonnanzen über den Berg geschickt worden sind.

Die Wuth der Franzosen beim Anblick ihrer Brüder, die eines so fürchterlichen Todes hatten sterben müssen, war unbeschreiblich, und stieg fast bis zur Raserei. Es fehlte wenig, sie hätten alle bei uns befindliche Geraeesen ums Leben gebracht; der brave Kapitän konnte sie nur mit vieler Mühe durch Bitten und Drohen zurückhalten. Sie verfluchten alle Kalabresen, und meinten, man hätte sie längst schon mit Habe und Gut verbrennen sollen.

Die Leichname wurden auf die Seite geschafft, und wir stiegen in die angenehmen Schatten eines zwei Miglien langen Olivenwaldes hinab. — Nach einigen Stunden erreichten wir Castellonovo, ein großes, ziemlich schönes Dorf, worin auch hölzerne Häuser zu sehen waren, die jedoch nur den kleinen Bergdäusern auf den Alpen glichen. Aber das Auge ward nicht müde in den Reizen der wunderbar lieblichen Landschaft zu schwelgen.

Castellonovo liegt noch auf der Höhe der Appenninen, an der westlichen Halde derselben. Man erblickt von da in der Ferne, verschwimmend mit dem Horizont, das Mittelmeer, in welchem Sizilien und die liparischen Inseln ruhen. Unter unsern Füßen breitete sich ein blühendes Feenland zwischen Oliven- und Zitronenhainen aus. Weingarten, Aecker und lange Reihen von Fruchtbäumen wechselten mit ungeheuern Räumen der wilden Natur überlassenen Bodens ab, auf welchen einzelne Heerden zwischen Gesträuchen umherirrten. Wir erquickten uns hier mit Brod und Wein, und kamen Abends in Polistria an, einem Dorfe, dem vorigen ähnlich, wo wir übernachteten.

Der Hauptmann, mein Freund Georg und ich, wurden bei einem gewissen Baron Oliva einquartirt, der uns aufs beste bewirthete. Seine Gemahlin und seine beiden Töchter bildeten mit einander eine liebenswürdige Familie, in deren Gesellschaft wir einen frohen Abend verlebten. Man muß sich aber unsern kalabresischen Baron nicht besonders elegant denken. Er glich in seiner Kleidung, nur daß sie etwas feiner war, vollkommen einem Bauer; doch trug er Schuhe von gegerbtem, aber ungefärbtem rohem Leder. Die Damen waren mehr französisch gekleidet, doch trugen auch sie, nach Landessitte, ausser dem Hause den Schleier.

Der gute Baron konnte sich an der Erzählung von unserer Schweiz, den Merkwürdigkeiten derselben und den Sitten und Gebräuchen unsers Landes nicht satt hören. Ich mußte am folgenden Morgen damit fortfahren. Er begleitete uns deswegen nach Monteleone, und gab mir und dem Engländer jedem ein Pferd; auch dem Hauptmann bot er es an, der es aber ausschlug.

Von vier Uhr Morgens bis Nachmittags reiseten wir beständig in ebenem Lande, durch Wälder und wilde Wiesen, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken. Es war eine unermeßliche Einöde, recht für das freie Leben der Briganti geschaffen. An einem kühlen Brunquell hielten wir unser einfaches Mittagsmahl, gelagert im schuhhohen Grase, das dem fruchtbaren Boden umsonst entsproß. Erst gegen Abend zogen wir durch ein kleines, elendes Dorf, und einige Stunden später trafen wir zu Monteleone ein.

Monteleone. — General Reynier. — Eine Erderschütterung.

Monteleone hat durch das große Erdbeben von 1783 sehr gelitten; es ist eine Stadt oder vielmehr ein geräumiger Flecken, dessen Gebäude kein vortheilhaftes Zeugniß vom Wohlstand der Einwohner geben. Das Hauptquartier war in einem zwei Stock hohen Hause, das trotz seiner ausgezeichneten Größe nur einem gemeinen Bauernhause glich.

Der Obergeneral Reynier, ein schöner junger Mann von etlichen dreißig Jahren, empfing uns mit der zuvorkommendsten Güte. Es waren noch einige Generale bei ihm, von denen der eine, glaub' ich, Abbé hieß. Wir mußten mit ihnen zu Nacht speisen. Sie befragten uns mit vieler Theilnahme über unser schreckliches Schicksal.

Ich hatte dem General Reynier am folgenden Tage auf sein Verlangen das Verzeichniß von den Namen und dem Beruf der noch lebenden eilf Personen unserer Schiffsgesellschaft eingereicht. Er erklärte mir darauf, wir hätten noch so lange in Kalabrien zu bleiben, bis von Triest ein Zeugniß zu seinen Händen gebracht sei, daß wir wirklich die Personen wären, für welche wir uns ausgäben; bis dahin aber würden wir in Geraee unentgeltlich verpflegt werden.

Schlechter Trost für uns, mit dem wir nach Geraee zurückkehrten, und der den dort zurückgelassenen Reisegefährten so übel behagte, daß sie uns von dem Tage an kein freundliches Gesicht mehr machten. Diese Menschen bildeten sich fest ein, wir hätten sie an die Franzosen verkauft.

Gleich den Tag nach unserer Heimkunft in Geraee erlebten wir ein ächt kalabresisches Abentheuer. Es war am 22 April. Ich hatte mich am schwülen Nachmittage im Zimmer des Signor Pasquale gemächlich auf eine Bank hingelagert, als mich ein starkes Erdbeben von dem harten Ruhebett auf die Erde hinabwarf. Erschrocken sprang ich auf. Alles war in bangem Aufruhr. Was in den Häusern war, flüchtete auf die Straßen, von den Straßen zum Thor hinaus, den Berg hinunter ins freie Feld. Greise und Säuglinge, Männer und Weiber, lagen unter offenem Himmel mit emporgehobenen Händen und beteten mit lauter Stimme.

Das französische Militär, und wir Schiffbrüchige mit demselben, eilten bis zum Gestade des Meers, wo wir uns der dort befindlichen Fischerboote bemächtigten und hineinsetzten. Die ganze Nacht hörten wir das Schreien der Kinder und das lärmende Gebet der Geraeesen auf den Feldern; zur Abwechselung fluchten unsere Soldaten dazwischen, und wünschten, daß nur das Glück so groß sein möchte, ganz Kalabrien in den Tiefen des Ozeans versunken zu sehen. Mit vergeblichen Sorgen verbrachten wir in sehr unbequemer Lage die Nacht auf den kleinen Schiffen, und kehrten, weil keine weitere Erderschütterung nachfolgte, des Morgens in die Stadt zurück.

Digitized by Google

Signor Pasquale versicherte mich, daß man faſt alle Jahre dort Erdbeben erlebe; aber ſeit dem 5 Febr. 1783 bemächtige ſich bei jedem Erdſtoß ein paniſcher Schrecken aller Gemüther.

Der Rückzug von Gerace.

Ich bin überzeugt, die Erdbeben ſind an der Entvölkerung und Verödung des fruchtbaren Kalabriens ſo unſchuldig, als an andern Orten die heftigen Gewitter an der wachſenden Population Schuld ſein mögen. Aber die Verwahrloſung des Volks durch die ehmalige Dynaſtie des neapolitaniſchen Throns, die Abweſenheit ſtrenger Polizei und partheiloſer Juſtiz, die Ueberladung der kalabreſiſchen Städte mit Kloſtern — an manchen Orten zählt man wohl eben ſo viel geiſtliche, als weltliche Einwohner! — die Unwiſſenheit und Sinnlichkeit der Pfaffen, die Verſäumung des öffentlichen Unterrichts in Dörfern und Landſtädten, mußten Sittenloſigkeit, Entartung und Verminderung des Volks nothwendig erzeugen.

Mein Freund Georg war krank. Der treffliche Menſch war meinem Herzen ſo theuer geworden, daß ich alle Tage und Nächte an ſeinem Bette zubrachte. Und gerade in dieſer Zeit meldete uns der jetzige Militär-Kommandant von Gerace, Kapitän Abraham, daß er Ordre erhalten habe, mit allem, was den Franzoſen gehöre, eiligſt nach Monteleone aufzubrechen. Er erzählte uns nebenbei, daß die Briganti in wenigen Tagen Gerace beſetzen würden, weil ſie von den Engländern Verſtärkung erhalten hätten; daß ferner der Prinz von Heſſen-Philippsthal vorgedrungen wäre, und General Reynier alle im Lande zerſtreuten Truppen an ſich zöge, um dem Feinde mit Nachdruck zu begegnen.

So ſehr ich mich aus dieſem Lande, oder vielmehr von dieſem Volke, wegſehnte, war mir die Nachricht doch ein Donnerſchlag — denn ich ſollte meinen Freund verlaſſen. Er konnte uns unmöglich folgen. Er aber war nur für mich beſorgt. „Fliehen Sie! nichts kann Sie vor den Kalabreſen ſchützen," ſagte er, „ich aber bin ein Kaufmann, der den Barbaren gleichgültig iſt und den ſie folglich nicht fürchten; noch mehr, ich bin Engländer und werde mich im Nothfall bei meinen Landsleuten geltend zu machen wiſſen. Ich bin geborgen; aber Sie ſind's nicht."

Die Franzoſen brachen am 24 Mai des Morgens zum Abmarſch auf. Weinend ſchied ich von Sir Georg. Von allen unſern Mitſchiffbenöthigen war ich der Einzige, welcher den Franzoſen folgte. Die übrigen wollten ihr Heil unter der Herrſchaft der Briganti verſuchen, indem ſie ſich von dem albernen Vorurtheil nicht losreiſſen konnten, ich habe ſie den Franzoſen verkauft.

Als wir die Höhe des Caſtellonover Berges erſtiegen hatten, eilte uns der vorausgeſandte Kundſchafter athemlos entgegen, und brachte die Nachricht, daß gegen 700 Briganti und neapolitaniſche Truppen aus Sizilien, den Weg verlagernd, uns bei Caſtellonove erwarteten. Wir waren nur 150 Mann, begleitet von ſieben Bauern mit eben ſo vielen Maulthieren, die das Gepäck trugen. Zu Gefechte konnten wir uns gegen die Uebermacht nicht wohl einlaſſen. Dennoch ſetzte der Kapitän ſeinen Marſch nach Poliſtria fort, aber auf vielerlei Umwegen, damit Caſtellonovo vermieden ward. Sehr ermattet von der Hitze des Tages und dem Eilmarſch über das Gebirge, gequält von Durſt und Hunger, kamen wir Abends um fünf Uhr in Poliſtria an.

Die Einwohner des Orts berichteten uns, daß die Briganti ſchon vor zwei Stunden durch Poliſtria gezogen, und wir von Monteleone durchaus abgeſchnitten wären. Die Zahl der zuſammenlaufenden Bauern ward immer größer, und zuletzt, vom Gepäck der ſieben Maulthiere vermuthlich lüſtern gemacht, ſchienen ſie ſogar den beſten Willen zu haben, das Militär zu entwaffnen und uns gefangen zu nehmen. Der Kapitän gab ihnen aber zu verſtehen, wenn einer es wage, ſeine Hand an einen franzöſiſchen Soldaten zu legen, werde alles, was in Poliſtria Athem habe, gnadenlos niedergemacht.

Die Drohung machte Eindruck. Die Kalabreſen ſteckten die Hände in ihre ſchwarzen Jacken, ſchüttelten den Kopf, ſprachen ſehr demüthig, wir aber mußten ohne Trank und Speiſe unſern Marſch in der Nacht gen Monteleone fortſetzen.

Die Wege, welche unſer Führer einſchlug, waren freilich ſicherer, als die offene Straße, aber auch mühſamer. Bald marſchirten wir queer durch Kornfelder, bald wateten wir bis über die Knie im Waſſer reiſſender Bäche. Ein franzöſiſcher Soldat ward hinkend; auch ich hatte einen Fuß wund gegangen und konnte zuletzt ſo wenig, als der Soldat, dem ſchnellen Schritt der übrigen folgen. Wir verloren ſie bald aus den Augen, und unter Furcht und Schmerzen wanderten wir allein.

Erſt zwiſchen 10 und 11 Uhr in der Nacht kamen wir in ein Dorf. Der Soldat konnte vor Müdigkeit nicht weiter; ich verſchmachtete vor Durſt. Wir vernahmen ein verworrenes Getöſe von Männerſtimmen. Uns ward nicht wohl dabei. Ein Frauenzimmer winkte mir mitleidig zu einem Hauſe. Ich trat hinein und bat um einen Trunk Waſſers. Meine Ermattung, meine Jugend mochten das Herz der guten Kalabreſin rühren. Sie brachte mir ihren beſten Labetrank, und nun erfuhr ich, daß man von hier bis Monteleone noch fünf Miglien zähle; daß die erſten Schaaren der Briganti ſchon vor einigen Stunden durchmarſchirt ſeien gegen Monteleone, und die Franzoſen erſt vor einer Stunde unterhalb des Dorfes durch die Saatfelder geeilt, vermuthlich nun aber ſchon gefangen oder niedergemacht wären.

Entkräftet und in banger Unentſchloſſenheit ſaß ich da. Die gütige Kalabreſin ſprach mir tröſtend zu. „Wohin wollt ihr fliehn in der Nacht?" ſprach ſie, „die Briganti ſchwärmen überall umher. Die Wege ſind unſicher; der Mond ſcheint hell. Ihr wäret des Todes draußen. Ich will euch verſtecken; niemand ſoll euch finden."

Indem ich ihr dankte, unterbrach uns das fürchterliche Jubelgeſchrei vieler Briganti vor dem Hauſe, wo der franzöſiſche Soldat meiner an der Thür gewartet hatte. Sie hatten ihn gefunden. Wahrſcheinlich werden ſie ihn erbärmlich ums Leben gebracht haben. Das tödtliche Geſchrei, welches der Unglückliche ausſtieß, ließ mich meiner wunden Füße vergeſſen. Ich ſprang ſchaudernd zur Hinterthür des Hauſes hinaus durch den Garten, wo mir noch die zitternde Kalabreſin den Weg zeigte, welchen ich durch den nahen Wald nach Monteleone nehmen müſſe.

Erſt im Gehölze athmete ich wieder freier. Lange hörte ich noch durch die Stille der Nacht das Jauchzen der Kalabreſen im Dorfe, und dazwiſchen gellte der Todesſchrei des Soldaten in meinen Ohren.

Indeſſen verlor ich den Weg. Ich ſchleppte mich auf Gerathewohl weiter. Mehrmals fürchtete ich an ſteinigten Abhängen des Berges Hals und Bein zu brechen. Wo ich den wankenden Schatten eines Baumes ſah, ſpiegelte mir meine durch die Schrecken des Abends erhitzte Fantaſie einen lauernden Kalabreſen vor.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Schon lange wird beinahe in allen Zeitschriften Deutschlands dem Werke der Frau von Stael über die deutsche Nation mit dem größten Verlangen entgegen gesehen. Welch eine Frau, die den Ausspruch über eine ganze Nation wagen! und wie demüthig die Nation, die diesem Ausspruch mit Sehnsucht entgegen harrt! H.

Aus Frankreich.

— Die wichtigen und delikaten Untersuchungen über die Länge des Pendels an verschiedenen Orten des französischen Reichs werden mit der strengsten Genauigkeit fortgesetzt. Der Zweck dieser schwierigen Beobachtungen ist, vereint mit andern ähnlichen Beobachtungen, ein Gesetz über die Abnahme der Schwere in den Hauptpunkten des französischen Meridians zu entdecken. Die Herren Biot und Matthieu befanden sich zu dieser Absicht, vom Längen-Bureau in Paris beauftragt, im Laufe des Monats Oktober zu Bordeaux. Auch zu Aurillac und Dünkirchen werden die gleichen Experimente wiederholt, die an mehreren andern Orten schon gemacht sind.

— Bald ist nun im Museum Napoleon zu Paris die große Sammlung alles dessen, was Griechenland, Rom und Aegypten an Kunstwerken Vortreffliches erzeugt hat, vollständig vereinigt. Noch vor wenigen Tagen erschien ein langer Zug von acht Frachtwagen, begleitet von einer Feldschmiede und einer Kompagnie Infanterie. Die Wagen waren hoch mit Kisten beladen, worin die kostbaren, antiken Statuen sorgfältig in Stroh oder Wolle eingepackt waren, welche einst zu der berühmten Sammlung der Villa Borghese bei Rom gehört hatten, und die der französische Kaiser angekauft hat. Auch der borgheſische Fechter, der Achilles, die Venus victrix befanden sich bei diesem Transport.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. November 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	27. 1 9/10	27. 1 8/10	+ 6	+ 9	+ 6	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 1 5/10	27. 1 5/10	+ 5	+ 7	+ 6	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	27. 9/10	27. 8/10	+ 6	+ 6	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
4	26. 9 7/10	26. 8 8/10	+ 3	+ 3	+ 3	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
5	26. 9	26. 9 9/10	+ 1	+ 6	+ 4	—	—	—	Reif	O.	N. O.	—	heiter	heiter
6	27.	26. 9 9/10	+ 1	+ 6	+ 4	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
7	26. 9 9/10	26. 9 7/10	+ 2	+ 5	+ 4	—	—	—	—	O.	O.	V. u. N.	bewölkt	bewölkt
8	26. 9 7/10	26. 9 4/10	+ 4	+ 6	+ 4	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	V. u. N.	bewölkt	bewölkt
9	26. 9	26. 8 6/10	+ 3	+ 9	+ 5	—	—	—	—	W.	W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
10	26. 6 2/10	26. 6 7/10	+ 5	+ 10	+ 7	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	heiter
11	26. 7 4/10	26. 7 8/10	+ 3	+ 9	+ 7	—	—	—	—	N. W.	N.	Vorm.	heiter	heiter
12	27. 2/10	27. 1	+ 4	+ 6	+ 4	—	—	—	—	S. O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
13	27. 1	27. 1 1/10	+ 4	+ 6	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
14	27. 1	27. 1	+ 5	+ 7	+ 5	—	—	—	—	O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
15	27. 1 2/10	27. 1 6/10	+ 5	+ 7	+ 5	—	—	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
16	27. 1 3/10	27. 1	+ 3	+ 5	+ 4	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	heiter
17	26. 9 8/10	26. 9	+ 1	+ 3	+ 2	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	V. u. N.	bewölkt	bewölkt
18	26. 6 6/10	26. 7 1/10	+ 1	+ 4	+ 4	—	Regen	Regen	Reif	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	26. 8 4/10	26. 8 3/10	+ 3	+ 7	+ 5	Regen	—	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
20	27. 7/10	27. 1	+ 2	+ 5	+ 4	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	27. 1 1/10	27. 1 3/10	+ 5	+ 7	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 1 4/10	27. 1 4/10	+ 6	+ 8	+ 7	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 1 9/10	27. 1 7/10	+ 4	+ 7	+ 6	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 1 4/10	27. 1 6/10	+ 5	+ 7	+ 6	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
25	27. 9/10	27. 9/10	+ 5	+ 6	+ 6	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	27. 1	27. 7/10	+ 6	+ 7	+ 7	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
27	26. 9 3/10	26. 7 4/10	+ 6	+ 8	+ 6	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 6 1/10	26. 7 9/10	+ 2	+ 3	+ 1	Regen	N. u. S.	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 8 8/10	26. 9 3/10	— 2	+ 1	0	—	—	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
30	26. 6 8/10	26. 6 2/10	0	0	+ 2	Schnee	Schnee	S. u. R.	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Auffallend waren in diesem Monate einige tiefe Barometerstände, die ohne großen nachfolgenden Wetterwechsel blieben. So stand am 10 Vormittags das Quecksilber 26″ 6 2/10‴, und am 30 des Mittags war es sogar auf 26″ 4 6/10‴ gefallen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 98. — den 7 Dezember 1808.

Der Schiffbruch bei Siderno an Kalabriens Küsten.

(Beschluß.)

Treffen bei Monteleone und Mileto.

Nach Mitternacht, es mochte zwei Uhr sein, trat ich endlich aus dem Walde wieder ins Freie vor. Ich verdoppelte meine Schritte, da ich zu meiner Freude nun einen betretenen Weg gefunden hatte. Bald aber bannte mich ein neuer Schrecken, da ich zwanzig Schritte von mir das Blitzen eines Gewehrs im Mondschein, und eine hinter Gesträuchen wandelnde Schildwache erblickte. Ungewiß, ob ich den Briganti, oder den Truppen des Königs Ferdinand von Sizilien in die Hände laufe, oder ob hier schon französische Posten ständen, schlich ich lauernd und leise auf allen vieren der Schildwache näher. O Freude, es waren Franzosen! Wie lieblich klang mir, als ich aufstand, das qui vive? der Schildwache!

Ich fand dieselben Truppen, hinter denen ich hatte zurückbleiben müssen. Der Kapitän Abraham umarmte mich mit Entzücken. Auf die Erzählung hin von den Begebenheiten im Dorfe, ließ er sogleich durch einzelne dumpfe Schläge der Trommel die Soldaten wecken, welche kaum seit anderthalb Stunden hier gelagert waren. Die Bauern mußten ihre halbtodten Maulthiere wieder bepacken, und so ging der Marsch fort.

Monteleone sollte von diesem Lagerplatz nur noch eine starke Stunde entfernt sein, und doch kamen wir erst gegen sieben Uhr Morgens daselbst an, nachdem wir 47 kalabresische Miglien in 27 Stunden, Tag und Nacht, ohne Speise und Trank zurückgelegt hatten. Die Soldaten lagerten sich vor Müdigkeit auf der Straße. Der General bezeugte den Offizieren seine größte Zufriedenheit. Er hatte uns schon verloren gehalten, weil die Briganti und Neapolitaner den Tag vorher, Abends um sieben Uhr, zwei Stunden von Monteleone, in Mileto, eingerückt wären.

Jetzt pflegte ich meines Leichnams und überließ dem General Reynier die Sorge, mir vor den Kalabresen Ruhe zu schaffen. Die Franzosen standen in drei verschiedenen Lagern bei Monteleone. Sie erwarteten noch Verstärkungen.

Am Nachmittag aber mußte ich schon Zeuge eines Treffens sein. Die Neapolitaner und ihre schwarzen Gehülfen, die Briganti, machten eine Viertelstunde vor Monteleone den Angriff. Ich sah in langen, schwarzen Haufen die Kalabresen aus den Gebüschen vordringen, aber eben so schnell wieder auseinanderspringen, da die französischen Chasseurs unter ihnen aufräumten. Die Affaire dauerte keine halbe Stunde; der Prinz von Hessen-Philippsthal ward bis Mileto verfolgt, in welchem Städtchen sein Hauptquartier war. Von den Franzosen blieben ein Offizier und zwei Gemeine; mehrere waren verwundet. Die Sizilianer hatten viele Todte und verloren 36 Gefangene. Die Briganti wurden, sogleich wie sie gefangen waren, erschossen.

Erst am Abend des folgenden Tages bekamen die Franzosen ihre längst erwartete Verstärkung, und den 28 Mai rückten sie mit Tagesanbruch gegen das sizilianische Lager bei Mileto zum Angriff vor. Das Treffen war so entschieden glücklich für die Franzosen, daß der Prinz von Hessen-Philippsthal schwerlich mehr als zweihundert Mann nach Messina zurück-

Digitized by Google

brachte. Er selbst war, wie man mir erzählte, schon durch einen französischen Chasseur gefangen genommen, welcher ihn auf die höflichste Weise behandelte. Indem der Peinz in die Rocktasche griff, um dem Sieger die Börse zu überreichen, zog er statt derselben eine Pistole vor, schoß dem Chasseur die Kugel durch beide Backen, und sprengte davon. Die Briganti flohen meistens in die Wälder und Berge, um sich zu verstecken. Zwei komplete sizilianische Regimenter wurden kriegsgefangen nach Monteleone eingebracht, wo die Einwohner dem Siege zu Ehren am Abend des folgenden Tages alle Häuser illuminirten.

Die Fahrt nach Sizilien.

Ich aber sehnte mich herzlich von diesen Freuden und Illuminationen hinweg, besonders seit General Reynier, bei dem inzwischen beruhigende Berichte aus Triest angekommen waren, mir die Freiheit angekündigt hatte. Auf mein Ansuchen fertigte er mir auch einen Paß nach Messina in Sizilien aus, rieth mir aber, nicht eher dahin zu gehen, als bis ein Parlamentärschiff hinübersegeln würde. Das dauerte aber meiner Ungeduld zu lange. Es war mir darum zu thun, sobald als möglich in Messina zu sein, und von da nach Triest zurückzueilen.

Ohne Verzug machte ich mich also am 13 Juni von Monteleone auf. Ich wollte übee Seminara nach Palma, um daselbst ein Schiff zur Ueberfahet zu suchen. Es wae ein schöner Tag. Wohlgemuth wanderte ich im Schatten eines Gehölzes, als mit starken Schritten sechs bewaffnete Bauern hinter mir her eilten, und einmal ums andre ihr „ferma! fermatevi!“ riefen. So wenig in andern Ländern der Rock den ehrlichen Mann vom Bösewicht unterscheidet, unterscheidet er die kalabresischen Bauern von ihren Briganti. Ich ergab mich in mein Schicksal, drehte mich um, und ging ihnen selbst ganz gelassen entgegen, wenigstens verbarg ich meine Angst.

Nachdem sie mich ausgefragt, erfuhr ich, daß sie, statt Briganten zu sein, auf dies Gesindel Jagd machten, welches an dem gleichen Tage und in eben diesem Walde zwei Einwohner ihres Orts umgebracht hatte, von denen der eine, ein Wollentuchhändler, mit Geld nach Palma hatte gehen wollen. Gern folgte ich ihnen in ihr Dorf, wo ich meinen vom Obergeneral ausgestellten Paß vorzeigte, und der Präsident der Munizipalität mir zur Sicherheit zwölf bewaffnete Männer bis Seminara mitgab.

Ungeachtet Seminara nur eine kleine Stunde von Palma entfernt ist, wagte ich mich doch am Abend nicht weiter, sondern blieb in diesem großen und lebhaften Flecken, dessen zerfallenes Schloß ihm ein romantisches Ansehen gibt.

Als ich am andern Morgen in Palma Schiffleute zur Ueberfahrt nach Sizilien suchte, wollte aus Furcht vor den kalabresischen Räubern, kein einziger mit mir. Ich beklagte mich bei dem französischen Platzkommandanten. Ee hieß Frey, sprach sehr gutes Deutsch, und erkundigte sich angelegentlich um das Schicksal der Schweiz, wiewohl er, der Sprache nach, kein Schweizer zu sein schien. Er schaffte sogleich Rath, und befahl zwei Schiffern, mich zu Wasser nach der Festung Seiglio zu führen, die noch von den Engländern besetzt, und von der aus das Uebersetzen nach Sizilien leicht war. „Und bringt ihr“ setzte der Kommandant hinzu, „kein Zeugniß von diesem Reisenden zurück, daß ihe ihn glücklich nach Seiglio geführt habt, so lasse ich euch mit Haus und Weib und Kind verbrennen!“

Die Schiffer verneigten sich tief, und sagten die verbindlichsten Dinge. Am 19, Morgens um 6 Uhr, stiessen wir von Palma ab, Nachmittags um 3 Uhr waren wir in Seiglio. Unterwegs fluchten die Schiffer zum Zeitvertreib auf mich und die Franzosen in einem Athem.

Seiglio, ein artiges Städtchen, macht mit seinem felsigen Vorgebirge und dem festen Schlosse am Kanal einen malerischen Prospekt. Das Schloß ist groß, vielfach befestigt, und ruhet weitherrschend auf einem ins Meer hinaustretenden Felsen. Die Schiffe können bis nahe an denselben hinfahren. Ein in denselben gehauener Weg führt vom Wasser empor zum Schlosse. Man hielt es von der Landseite für unerobertich.

Ich degab mich sogleich zum Kommandanten aufs Kastell. Er empfing mich ungemein freundschaftlich; er war ein Berner, vom Schweizerregiment Wattenwyl in englischem Dienste. Nicht genug, daß er mir auf der Stelle den Paß nach Messina verschaffte, begleitete er mich noch den gleichen Abend selbst dahin.

Es war ein herrlicher Mondscheinabend, da wir über den sizilianischen Kanal auf unserm Boote hinschwammen. Das theure Vaterland war unser Gespräch. Der Kommandant sehnte sich, die Alpen wiedee zu sehen; ihn ekelte Sizilien mit all seiner Herrlichkeit an; denn wem mag es unter diesem verwilderten Volke gefallen, das mitten unter den Schätzen einer verschwenderischen Natur größtentheils in Armuth seufzet? — Auch lebten die englischen Truppen mit den Sizilianern, ihren Bundesgenossen, in übler Harmonie. Die Soldaten und Offiziere haßten und verachteten sich gegenseitig. — Um Mitternacht stiegen wir in Messina ans Land.

Wiederfinden in Messina.

Es lagen vier brittische Regimenter in Messina, wo General Fox kommandirte, und der größte Theil des Schweizerregiments Wattenwyl, in welchem aber mehr Polaken, Deutsche u. s. w. als wirkliche Schweizer zu finden waeen. Schon in Aegypten ist es auf 400 Mann zusammengeschmolzen gewesen. Seit der Schlacht von St. Eufemia hatte es sich mit Schweizern, die daselbst gefangen genommen wurden, ziemlich wieder rekrutiren können. Diese aber, wie ich hörte, waren mit dem englischen Dienste sehr unzufrieden, besonders weil sie bei ihrem Regiment in französischem Dienste mehr Freiheit hatten.

Ich mußte fast bei allen Offizieren, meinen Landsleuten, die Runde machen. Wir lebten einige fröhliche Tage beisammen, und das Vaterland war unser Gespräch. Doch mitten in dem Saus und Braus vergaß ich meines Zwecks nicht — ein Schiff, das in wenigen Tagen nach Corfu und Triest segelte, sollte mich mit sich nehmen.

Aber noch eine hohe Freude war mir vorbehalten. — Als ich eines Morgens auf dem Molo, dem prächtigsten Platze Messina's am Meere, voll herrlicher Paläste, mit dem Kommandant im Gespräche auf und nieder ging, näherte sich uns ein schoner junger Mann, in blauem Frack und weißen Gilet, dem man die brittische Herkunft schon am Aeussern ansah. Er breitete plötzlich die Arme aus, flog auf mich zu. Wir lagen einander stumm und freudig Herz an Herz. Ach, es war mein Engländer; es war Sir Georg, den ich in Gerace längst begraben glaubte! Wieviel hatten wir, die das gemeinsame Unglück so innig verbrüdert hatte, nun einander zu fragen und zu antworten!

Digitized by Google

Ein Paar Tage nach meiner Abreise von Gerace hatte es sich mit seiner Gesundheit gebessert. Durch Hülfe eines neapolitanischen Offiziers war er glücklich nach Messina gekommen. Wie es aber unsern übrigen Geflüchteten in Gerace gegangen, ob sie ihr Leben gerettet, oder es durch die Briganti verloren hatten, wußte er nicht.

Von nun an ließ mich Sir Georg nicht mehr von sich; selbst wenn ich noch Landsleute besuchte, blieb er an meiner Seite. Er war naher Verwandter des in Sizilien kommandirenden Generals Fox; er wohnte in dessen Hause. Auch ich mußte nun bei ihm wohnen, bei ihm schlafen, bei ihm speisen. Allen erzählte er seine Freude — wenn Brüder sich nach vieljähriger Trennung wieder zusammenfinden, sie können nicht glücklicher sein, als wir beide jetzt waren.

Nur zu früh überraschte uns die Scheidestunde. Ich mußte, um die erste Gelegenheit nach Corfu zu benutzen, schon am 24 Juni zu Schiffe gehen. Sir Georg begleitete mich zum Hafen. Wir hatten bei der Trennung keine Worte mehr, nur Thränen. Edler Georg, schirme dich Gott; und sehen wir uns hienieden nicht wieder, unsere Herzen werden noch im Tode für einander schlagen!

Aufenthalt in Corfu.

Die Schiffsgesellschaft war eben nicht die angenehmste. Ich befand mich auf einem brittischen Transportschiffe, worauf 150 Arrestanten vom Regiment Frohberg, Schweizer, Deutsche, Polaken, Türken, Albanesen u. s. w. waren, die in Malta gegen ihre Offiziere rebellirt und mehrere derselben getödtet hatten. Neben uns segelte ein zweites Transportschiff; hinter uns, statt der Wache, eine englische Brigg, die allzeit fertig war, unser Schiff in den Grund zu bohren, wenn das Gesindel Meuterei und Aufruhr beginnen wollte. Wahrhaftig angenehme Aussichten!

Die Fahrt ging inzwischen ziemlich ruhig. Die Arrestanten flößten mir nicht halb soviel Furcht ein, als jeder Wind, der sich das Vergnügen machte, in den Wimpeln unserer Masten zu spielen. Ich schauderte beim Anblick der kalabresischen Küsten, und die Steinhütte bei Siderno kam mir in allen Träumen vor.

Doch ohne Abentheuer zu erleiden, sah ich schon am 30 Juni die Insel Corfu aus dem Schooße des Meeres hervorsteigen. Den Hafen der Stadt verdeckt ein kleines Eiland, welches nach allen Seiten aufs stärkste befestigt ist. Auf einer Felseninsel im Meer liegt das Schloß mit geräumigen Kasernen, zu dem man von der Stadt aus über eine Pfahlbrücke gelangt.

Die Stadt Corfu selbst, obgleich lebhaft durch Handel und Wandel, ist schlecht gebauet; die Straßen sind sehr unrein und die hölzernen Trottoirs an den Seiten der Häuser entschädigen den Fußgänger wenig. Das Volk ist im Ganzen sehr arm, und die Lebensmittel sind ungemein theuer, oder waren es wenigstens damals; sogar das Wasser muß bezahlt werden. Auf Eseln wird es in kleinen Fässern zur Stadt geführt und ausgerufen. Man verkauft es vor den Kaffeehäusern den Vorübergehenden. Ein Glas Wasser, worin einige Tropfen Branntewein gegossen waren, kostete zwei Paroli.

Eben so verhält es sich mit den Speisen. Die Wirthshäuser sind unreinlich und ihrer dazu. Ein einziges Nachtessen, aus Suppe, Fleisch, einem Beefsteak und einer Bouteille Wein bestehend, und ein elendes Bett dazu über Nacht, mußte ich mit zwei und einem halben Piaster bezahlen.

Vielleicht aber hatte auch die hier befindliche russische Garnison die Preise gesteigert. Die Corfuneser beklagten sich ohnehin bitterlich über diese Schutzengel; denn die russischen Soldaten machten sich wenig daraus, zuweilen am hellen Tage, zu stehlen, was ihnen anständig schien, trotz der strengen Disziplin, welche die Offiziere übten. Darum aber war man den Franzosen gar nicht gewogener. Man haßte sie hier mit einem Grimm, wie kaum in Kalabrien. Die bei Vocche di Cattaro gefangenen Franzosen mußten, wenn sie ausgingen, durch russisches Militär eskortirt werden, um vor Mißhandlungen des Pöbels sicher zu sein; und ein Italiener, der nur im Scherz auf der Straße jemand französisch antwortete, ward auf der Stelle arretirt und weggeschleppt. So sehr war das Volk gegen den französischen Namen fanatisirt.

Was bei aufgeklärten, polizirten Nationen der Enthusiasmus oder die Begeisterung ist, welche aus der eigenen Ueberzeugung des Wahren und Guten, aus dem Selbstgefühl des Werths und des Rechts hervorspringt, das ist bei halbrohen Nationen der Fanatismus, oder jene Wuth, die, ein Kind der wilden Leidenschaft und vorgefaßten Meinung, blindlings fremden Autoritäten folgt, alle Prüfung verdammt und immer im Bunde höherer Wesen zu stehen wähnt.

Auch ich haßte einst, gereizt durch die Abscheulichkeit und den Hohn, mit welchen die französischen Regierungen alle Völkerrechte zu Boden traten, das französische Volk. Aber ich fand in den französischen Kriegern nachmals die menschlichsten, gefühlvollsten Krieger; sie wurden die Retter meines Lebens, meine Beschützer, meine Wohlthäter, ohne Aussicht auf Vergeltung. Mit allen seinen Fehlern hat das französische Volk Vorzüge, durch welche es vor vielen andern Nationen geadelt wird, und Wahnsinn ists, ein ganzes Land zu verdammen, um der Verbrechen einzelner Machthaber willen.

Die Corfuneser sind, soviel ich sie während der einunddreißig Tage meines Aufenthalts in ihrer Stadt kennen zu lernen Gelegenheit hatte, im Ganzen äußerst unwissend und ziemlich roh. Ich möchte sagen, man merkt ihnen die türkische Nachbarschaft an. Dafür sind sie in ihrem Glauben, Katholiken wie Griechen, desto eifriger. Ihre Kirchen sind prachtvoll und reich. Im Beten wetteifern sie mit den Kalabresen.

Ich hatte mit einem jungen Corfuneser aus guter Familie Umgang. Während eines heftigen Gewitters über der Stadt, da alles in die Kirche strömte, wollte auch er mich mit dahin schleppen, um unsere Andacht zum heiligen Markus zu verrichten. „Fürchten Sie sich vor dem Einschlagen des Blitzes?“ fragte ich ihn. — „Allerdings!“ gab er zur Antwort. — „So bleiben Sie bei mir, denn der Blitz zieht eher den hohen Thürmen nach, als einem niedrigen Hause. Sie sind dort noch weniger sicher, als bei mir.“ — Der Corfuneser, als wäre er vom Donner gerührt, sah mich mit großen Augen an, ging fort und brach alle Gemeinschaft mit mir ab.

Da ich nach den Merkwürdigkeiten von Corfu fragte, erzählte man mir von einem Hause vor der Stadt, worin Judas Ischarioth gewohnt haben soll. Dies Haus, hieß es, hat noch zur Stunde die wunderbare Eigenheit, daß alle Steine davon ihre Stätte getreu bleiben. Nimmt man einen davon, schleppt ihn hundert Meilen weit fort, er wird verloren gehen, und wieder an seiner alten Stelle erscheinen. — Ich hatte nachher bei einem Spaziergange zufällig Gelegenheit, das Wunderhaus zu sehen; es war eine alte, schlechte Steinhütte, die einem verfallenen

Digitized by Google

Stall glich, und mich an die Cabane auf der Marina von Siderno wahnte.

Die Felder um die Stadt her sind wohl angebaut. Es ist ein fruchtbar-schönes Land, welches wohl einst die herrlichen Garten des Alcinous getragen haben mag. Aber von der heftigen Sonnenhitze, welche dem Wein dieses Landes ihr Feuer hinterläßt, waren jetzt die Wiesen schon so gelb und abgestorben, wie wir sie bei uns nur erst spät im Winter sehen.

Die meisten und vorzüglichsten Handwerker in Corfu sind ursprünglich fremde Ansiedler. So fand ich auch einen Schweizer hier schon seit Jahren als Wagner ansäßig; er hieß Joh. Riesch von Chur in Graubünden, der sich in der neuen Heimath mit Weib und Kindern recht wohl zu gefallen schien.

Heimkunft nach Triest.

Erst, wie gesagt, nach einem vollen Monat konnt' ich Korfu verlassen, weil ich, ungeachtet meiner wiederholten Bitten und Vorstellungen bei den österreichischen und englischen Konsuln und beim russischen Platzkommandanten, keine Päße erhalten konnte. Noch 84 andere Schweizer, Verabschiedete vom Regiment Wattenwyl, die in ihr Vaterland zurückkehren wollten, hatten mit mir das gleiche Schicksal, oder vermuthlich ihrentwillen ich das ihrige. Am 2 August empfingen wir endlich die Päße, und sogleich gingen wir folgenden Tags auf einer Trabaccala mit päpstlicher Flagge unter Segel nach Triest.

Unser Kapitän, Namens Antonio Tagliaventi, war keiner der habilsten Seemänner; ein großes Glück, daß ihn die Orkane nicht auf harte Probe nahmen. Das Fleisch, mit dem er uns zu bewirthen die Ehre haben wollte, mußten wir schon in den ersten acht Tagen über Bord werfen, weil es mit seinem Gestank die Luft verpestete; das Wasser war voller Würmer und faul. Reiß und uralte Macaroni waren unsere einzige Nahrung. Unsere Schiffsküche hätte auf einer Entdeckungsreise um die Welt nicht übler bestellt sein können.

Ich gönnte ihm daher den kleinen Schreck wohl, welchen ihm am 16 Aug. eine englische Fregatte verursachte. Wir waren unterwegs, ausser von einem türkischen Schiffe, schon zweimal von englischen Schiffen visitirt worden. Jene Fregatte gab uns auch Signale, die Don Tagliaventi vermuthlich falsch verstand, denn eh er's sich versah, flog ihm eine respektable Kanonenkugel durchs Segel. Geschwind zog er die weiße Flagge auf. Die Britten kamen, examinirten alle Päße aufs strengste, verwiesen dem Herren Kapitän seine Unvorsichtigkeit und wünschten uns glückliche Reise.

Am 18 Abends sahen wir den Hafen von Fiume, und am folgenden Tag berührte unser Fuß wieder den lieben deutschen Boden.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— Als Anhang zur neunten Vorlesung vom Präsidenten der Züricher Hilfsgesellschaft, Hrn. Oberstadtarzt Hirzel, erschien ein Beitrag zur Geschichte des Taubstummen-Unterrichts in der Schweiz vom Hrn. Altstatthalter Ulrich, welcher selbst diesen Unterricht geübt und sehr vervollkommnet hat, und der als der schweizerische de l'Epée angesehen werden kann.

Er machte im Jahre 1778 mit dem Pfarrer Kelter zu Schlieren im Kanton Zürich Bekanntschaft; dieser hatte einige taubstumme Zöglinge in seinem Hause, unterrichtete sie mit vielem Glück, und stand mit dem ehrwürdigen Abbé de l'Epée im Briefwechsel. Ulrich, durch die Neuheit des Gegenstandes angezogen, widmete sich demselben mit so lebhaftem Interesse, daß ihm der biedere Pfarrer zurief: „Er müsse Lehrer der Taubstummen werden.“

Ulrich ward es. Drei Jahre lang widmete er diesem edeln Zweck seine Kräfte. Als Heinicke damals in Leipzig mit seinem Taubstummeninstitut Aufsehen erregte, wandte sich Ulrich auch an ihn, um von ihm zu lernen. Dieser aber erklärte zu Ulrichs Erstaunen, daß er nicht ungeneigt sei, das Geheimniß seiner Kunst mittelst Aufopferung einiger hundert Dukaten ihm zu eröffnen.

Während Heinicke aus der Kunst, wohlthätig zu sein, ein Geheimniß machte, erbot sich der edle Franzose de l'Epee, den jungen Ulrich zu unterrichten; doch unter der einzigen Bedingung, man solle ihm, dem Lehrer, nie eine Retribution, von welcher Art sie auch sei, für seine Bemühungen anbieten. Mit Hilfe des menschenfreundlichen Lavater und des ehrwürdigen Oberstadtarztes Hirzel (des noch lebenden) kam Ulrich also nach Paris. Hier gab ihm der tugendhafte de l'Epee ein Jahr lang in seiner Kunst den sorgfältigsten Unterricht.

Als er nach Zürich zurückkam, fand er einige Taubstumme, aber meistens von armen Eltern. Er legte die Proben seiner Geschicklichkeit ab, ohne aber Unterstützung zu erhalten. Dies nöthigte ihn, nach Genf zu gehen, um dort in dem Hause einer reichen Particularperson den Unterricht einer taubstummen Tochter zu übernehmen. Seine Arbeiten in Genf wurden vom Glück belohnt, mit Ruhm gekrönt.

Nach einem neunjährigen Aufenthalt in Genf kam Ulrich nach seiner Vaterstadt Zürich zurück. Die Regierung ernannte ihn, wiewohl noch ohne Gehalt, zum Lehrer der Taubstummen; er legte eine Privatanstalt an; Pläne zu einer öffentlichen Anstalt wurden entworfen — aber die Revolution der Schweiz brach aus, und die Entwürfe lagen zerrissen da. Ulrich betrat die politische Laufbahn.

Erst seit einigen Jahren beschäftigt er sich wieder ernster damit, der Schweiz durch seine Kenntnisse nützlich zu sein. Er nahm einen talentvollen Waisenknaben, Konrad Näf, zu sich, und ward sein Lehrer in der Kunst des Taubstummen-Unterrichts. So sorgte er dafür, daß seine vielfachen und durch lange und glückliche Erfahrungen bewährten Kenntnisse in dem Vaterlande fortgepflanzt würden, auch wenn er selbst nicht mehr wäre.

Wirklich ist die vortreffliche Hilfsgesellschaft von Zürich gegenwärtig im Begriff, Mittel hervorzusuchen, jener unglücklichen Menschenklasse Beistand zu leisten, die vielleicht in keinem Lande Europens zahlreicher, als in der Schweiz ist. Nach den neuesten deßfalls eingezogenen amtlichen Berichten befinden sich nur im Kanton Zürich gegenwärtig unter 141 Gemeinden hundert und neun und dreißig Taubstumme beiderlei Geschlechts, worunter wenigstens 46 durch die Anstrengungen ihrer Fähigkeiten des zweckmäßigsten Unterrichts würdig wären.

Vielleicht ist es kein ganz vergeblicher Wunsch, daß die menschenfreundlichen Regierungen aller schweizerischen Kantone das Leben und die edle Thätigkeit Ulrichs (des Einzigen, der sich diesem Lehrfach methodisch und ganz ausschließlich gewidmet hat) benutzen möchten, um etwas in seiner Art und für die Bedürfnisse des Landes Vollkommnes zu Stande zu bringen. Nur eine Zentral-Taubstummen-Lehranstalt der Schweiz würde allgemein verbreiteten Segen mit einem verhältnißmäßig geringen Kostenaufwand bewirken können.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 99. — den 10 Dezember 1808.

Züge aus dem Künstlerleben J. T. Prestels.

Das Museum in Frankfurt am Main (bekanntlich eine literarisch-artistische Gesellschaft) hält noch immer alle vierzehn Tage seine Versammlungen. Am 21 Okt. hielt Hr. Ritter daselbst eine Rede zum Andenken des kurzlich verstorbenen Prestel, eines genialen, kraftvollen Künstlers, aus welcher ich Ihnen hier einige historische Notizen mittheile.

Joh. Theoph. Prestel wurde am 18 Nov. 1739 in dem schwäbischen Dorfe Grünbach an der Iller geboren, wo sein Vater Tischler und Landbauer war. Er wuchs in der Werkstätte des Vaters heran, und genoß dabei der besondern Gunst der Mönche in der schönen Abtei Grünberg, unter welchen er sich oft herumtrieb. — Sein vertrautester, ihm stets unvergeßlicher Freund war ein Junge, der die Ochsen hütete, und welcher in seiner Art auch ein Virtuose war. Er konnte meisterhaft jede Musik nachpfeifen, alle Vögelstimmen nachmachen, sehr künstlich in Holz schnitzen (Prestel hat später ein von ihm in Holz geschnitztes Basrelief in Kupfer gestochen), war der beste Tänzer im Dorfe und ein netter Junge, voll Feuer und Leben.

Prestel lernte das Handwerk seines Vaters, und wußte besonders auch sehr geschickt die Särge zu bemalen, worauf man in der Gegend viel hielt. Während einer epidemischen Krankheit, welche in der Gegend wüthete, wollten manche Tischler, aus Furcht vor Ansteckung, die Todten nicht mehr bedienen. Prestel legte eine Menge derselben in die schön angestrichenen Särge, und wurde so mit allen gräßlichen Bildern, die ein solches Geschäft mit sich bringt, vertraut.

Er wanderte eine Zeit lang als Tischlergeselle; kehrte aber bald zurück, voll Unlust gegen sein Handwerk, welches er gegen die Kunst sehnlich zu vertauschen wünschte. Deswegen erklärte ihn jeder in seinem Dorfe für einen Faullenzer, und man hieß ihn nur den Taugenichts.

Damals wurde die Klosterkirche in der Abtei Ottobeuern reparirt, und von zwei Tirolern, Jakob und Franz Zeiller, al Fresco ausgemalt. Hierdurch erhielt seine Kraft und sein Streben die bestimmte Richtung, und er wurde sich seines Künstlerberufs inniger und kräftiger bewußt, wenn er seinen Sinn an dem Anschauen der großen Wand- und Deckengemälde nährte. Er legte sich auf die Erde nieder, schaute begeistert die Figuren in der Kuppel des Domgewölbes, und zeichnete sie mit solcher Genialität nach, daß er die Verwunderung der Maler erregte. Die Brüder Zeiller nahmen sich des rohen, aber viel versprechenden Jünglings an. Sie gaben ihm Zeichnungen und Kupferstiche, an denen er sich einen ganzen Winter hindurch mit unermüdlichem Fleiße übte.

Als sie im folgenden Frühjahr seine Fortschritte sahen, nahmen sie ihn in ihre Werkstätte auf, wo sie ihn bald allen seinen Gefährten als Muster aufstellen konnten. Der Neid, den dies erregte, trieb ihn von da weg: er konnte seinem Hang, Italien zu besuchen, nicht länger widerstehen, und ging 1760, mit zwanzig Batzen in der Tasche, in seiner schwäbischen Bauerntracht, ohne ein Wort italienisch zu verstehen, durch Tirol und Oberitalien nach Venedig. Er eilte ungeduldig und mit der größten Schnelligkeit zu Fuße durch das Land; denn der größte Aufwand von Körperkräften, jede Entbehrung, war ihm ein leichtes Spiel.

Während er in einer Kirche Venedigs ein Altargemälde

Digitized by Google

kopirte, kniete ein bejaheter Mann vor ihm nieder, um seine Andacht zu verrichten. Es war Giuseppe Nogari, der Verfertiger dieses Gemäldes, welcher ihn nun kennen lernte. Dieser nahm ihn in sein Haus auf, wurde sein Lehrer und gewann ihn sehr lieb. Nogari hatte eine junge Nichte bei sich erzogen, welche er seinem Liebling zur Gattin und sein ganzes Vermögen zur Mitgabe anbot. Prestel weigerte sich, und zog sich dadurch den Unwillen seines Wohlthäters in einem solchen Grade zu, daß er ihn, mit den Worten: ingrato tedesco! von sich stieß. — Sein Lehrer, der geschickte Kupferstecher Joseph Wagner, war nun sein Rath und Trost. Da Prestel vor Nogari's Rache nicht sicher schien, so verschaffte ihm Wagner Gelegenheit, mit einem Mainzer Domherrn unentgeltlich nach Rom zu reisen.

Die Schätze dieser Wunderstadt fesselten ihn vier volle Jahre. Anfangs fand er die Werke der römischen Schule nicht so bewunderungswürdig, als er erwartet hatte; indessen studirte er die Antiken, und besuchte fleißig die großen Maler der damaligen Zeit. Pompejo Battoni, dessen büßende Magdalena eine Zierde der Dresdener Gallerie ist, und welcher einen großen Ruhm als Porträtmaler besaß, wurde hierin Prestels Lehrer.

Der schlummernde Genius erwachte immer mehr in der Brust des jungen rohen Künstlers; wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; er erkannte immer mehr die Erhabenheit und die unendliche Schönheit in den Werken der göttlichen Meister. — Er malte fleißig, und kopirte glücklich; aber je tiefer er in den Geist seiner Vorbilder eindrang, desto unerreichbarer schienen sie ihm. Je höher die Bewunderung und Verehrung der herrlichen Künstler stieg, desto größer wurde sein Mißtrauen in die eigenen Kräfte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner. Er fühlte sich unwürdig, den Pinsel zu führen, warf seine Zeichnungen in eine Ecke, und wurde ein Handlanger der Kunst; bereitete Farben und machte Pinsel, womit er sich kummerlich nährte. Es machte ihn wüthend, wenn seine Freunde ihn ermunterten, zur Kunst zurückzukehren; er zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück und wurde Menschenfeind.

Ein edler Mann, seltenen Geistes, dem durch einen Zufall Prestels Zeichnungen in die Hände fielen, wurde durch weise Behandlung Prestels Retter. — Oft mußte Prestel auch ausser dieser Gemüthskrankheit den Druck des Schicksals dulden. Mehr als einmal hatte er mit dem größten Mangel zu kämpfen, wie noch manche andere genievolle Künstler in Rom, welche seine Zeitgenossen und Freunde waren. Sie hatten eine gemeinschaftliche Wohnung, ein Lager, besorgten abwechselnd die Küche selbst, und weckten so in sich einen Trotz gegen das Schicksal.

Prestel verließ Rom im Jahre 1766, und ging nach Florenz, wo damals Großherzog Leopold die Künste und Wissenschaften neu belebte. Er wurde mit Auszeichnung behandelt, und man suchte ihn durch das Versprechen einer Pension festzuhalten. Er nahm sie aber nicht an, und reisete 1769 über Bologna und Venedig in sein Vaterland zurück.

Er ging nach Augsburg; von da nach Nürnberg. Hier ließ er einen sonderbaren, allgemein bekannten Menschen zu sich kommen, malte ihn, und stellte das Porträt öffentlich aus. Dadurch erregte er die öffentliche Aufmerksamkeit, und bekam soviel zu thun, daß er sich förmlich etablirte. Er malte Porträte (in Oel und Pastell), gab Kupferstiche heraus, und ertheilte Unterricht im Zeichnen und Malen. Hier heirathete er seine talentvolle Schülerin, Maria Katharina Höllin.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung. Zur künftigen Biographie von Schiller.

In der Jenaischen allgem. Literaturzeitung 1806, Februar, Intell. Blatt Nr. 13, S. 108 u. f. wurde aus Armbrusters schwäbischem Museum 1785 ein Aufsatz, den verewigten Schiller betreffend, aufgenommen, welcher (wie der Einsender sagt) „zu merkwürdig ist, als daß er dem künftigen Biographen Schillers vorenthalten werde."

Dieser Biograph und das ganze gebildete Publikum, dem es nicht gleichgültig sein kann, aus welchen Quellen man Materialien zur Biographie eines der ausgezeichnetsten Schriftsteller schöpfe, wird ohne Zweifel gern der Wahrheit zu Ehren jenen Armbrusterschen Aufsatz näher beleuchtet sehen.

Wenn eine Stelle in Schillers Räubern, welche die ganze Bündnersche Nation auf eine harte Art angriff *), nicht als jugendliche Uebereilung mit bloßem Stillschweigen übergangen sondern gerügt wurde; so durfte dies Hrn. Armbruster nicht befremden, dessen deutschen Mitbürgern schon der geringste literarische Tadel wichtig genug scheint, um die erbittertsten Federkriege zu beginnen.

Das durch jene Stelle allgemein in Bünden erregte Aufsehen bewog einen Bündner, Hrn. Heinrich Bansi, damals Pfarrer zu Fläsch, im April 1782 Schillern selbst schriftlich zu fragen: „Ob er sich durch Thatsachen zu solchen Ausdrücken berechtigt finde? Im Gegenfall erwarte man von ihm, er werde als Mann von Ehre seine Uebereilung gestehen und die Beschuldigung widerrufen." Erst als auf diese gewiß nicht unbillige Zumuthung gar keine Antwort erfolgte, wurde Hr. Walter, herzogl. würtemb. Garteninspektor, ersucht, Schillern zu fragen: Ob er ein Schreiben aus Bunden erhalten habe? Und hierauf erfolgte Hrn. Walters Brief vom 2 Sept. 1782, der im schwäbischen Museum (und in obigem Intelligenzblatte) abgedruckt stehet, jedoch mit einer, zur richtigen Beurtheilung des Ganzen keineswegs unbedeutenden, Auslassung. Das Original des Briefes sagt nämlich buchstäblich: „Der Komedienschreiber ist ein Zögling unserer Akademie, er hat einen Graubündner, Namens Couplet **), zum Aufseher gehabt, und um sich an diesem zu rächen, will der Thor die ganze Nation angreifen. Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie" u. s. w. — Indem also Hr. Armbruster die Worte von „er hat" bis „angreifen" ausließ, gab er dem Beurtheiler dieses Vorfalls nicht die vollständigen unverfälschten Materialien.

Weil das Kongressual-Dekret verordnet, Hrn. Walter zu decken, im Fall sich seine Verwendung bestätigen würde, so bemühete sich Hr. Bansi, genau zu erfahren, worin eigentlich das bestünde, was sein Korrespondent für Bündens Rechtfertigung gethan habe. Inzwischen erfuhr er, daß Hr. Armbruster Waltern kenne, und über dessen Karakter manches Widrige sage; so daß zu befürchten war, es habe sich vielleicht persönliche Abneigung in Walters Verfahren gegen Schiller gemischt. Auf die Frage: „Ob Armbruster hierüber zuverläßige Data geben könne, weil man in diesem Falle sich für Schiller verwenden würde, damit er nicht die Folgen von Walters Privathaß zu entgelten

*) Der im obigen Intelligenzblatt erwähnte ungenannte Verfasser, welcher glaubt, Schillers Ausdrücke seien „eine in Schwaben nicht ungewöhnliche Art über die Graubündner zu reden", würde von jedem ungartheiischen Schwaben die Grundlosigkeit dieses Vorgebens erfahren.

**) Vielleicht Kupli.

Digitized by Google

habe“ verlangte Armbruſter jene Waltkrſchen Briefe, und erhielt ſie auch im Jahre 1783 (während ſeines Dienſts als Schreiber bei Hrn. Pfarrer Lavater), bloß zu dem eben erwähnten Behuf und in dem Vertrauen, er werde keinen andern Gebrauch davon machen, woran er, ſo wie zur Zurückgabe der Briefe, wiederholt erinnert wurde.

Armbruſter bemühete ſich indeſſen keineswegs, unpartheiſche Erläuterung des Vorfalls einzuziehen, ſondern bediente ſich der anvertrauten Briefe, bloß um Waltern ſeinen Haß empfinden zu laſſen, den er (wie man nachher erfuhr) gegen ihn gefaßt hatte, als er bei ihm in der Lehre geweſen war. Er publizirte nicht nur Walters Briefe in ſeinem Muſeum, ſondern fügte ihnen „Anmerkungen des Einſenders“ bei, die er ſelbſt verfaßt hatte.

Sobald Hr. Banſi dieſen Mißbrauch der Briefe und ſeines Zutrauens erfuhr, wandte er ſich an ſeine Freunde in Zürich, wo Armbruſter damals wegen anderer Stücke ſeines Muſeums in Verhaft ſaß, und erhielt nachſtehende Erklärung und Abbitte (Nr. 1), deren Bekanntmachung damals aus Nachſicht unterlaſſen wurde, nunmehr aber nöthig ſcheint, da Armbruſters unredliche Bekanntmachung aufs neue benutzt werden will.

Armbruſters Leidenſchaftlichkeit vereitelte alſo die Hoffnung, den wahren Verlauf der Sache zu erfahren. Auch von andern Seiten bemühete man ſich vergebens um Aufſchlüſſe. Folgende Nachricht (Nr. 2), von einem in dieſer Sache ganz unpartheiſchen Manne, ſcheint indeſſen zu beweiſen, daß Walters Benehmen bei weitem keine ſo nachtheilige Folgen für Schiller hatte, als Herr Armbruſter das Publikum glauben machen wollte; auch daß an Schillers Entfernung andere Umſtände mehr, als jene Stelle in den Räubern, Antheil hatten.

---

1. Erklärung und Abbitte, von Unterzeichnetem.

Daß Tit. Herr Pfarrer Heinrich Banſi zu Fläſch in Bünden mir drei an ihn gerichtete Briefe des Herrn Garteninſpektors Walter in Ludwigsburg, de Dato 2 Sept. und 7 Okt. 1782, und 1 Febr. 1783, ſo wie auch diesfalls das Kongreſſual-Dekret vom 10/21 März 1783, den Herrn Doktor Schiller betreffend, durchaus nicht zur Publikation, ſondern bloß zur freundſchaftlichen Einſicht, nach einem Geſpräch über den Gegenſtand, ermeldeter Briefe und Aktenſtücks mitgetheilt, auch mir expreſſe mehrmalen geſchrieben, keinen Gebrauch von dieſen Papieren zu machen; daß alſo Herr Banſi durchaus nicht, weder Verfaſſer noch Einſender, des dem erſten Bande meines ſchwäbiſchen Muſeums, Seite 255 u. f. f. unter der Aufſchrift: Beiträge zu einem ſchwäbiſchen Martyrologium u. ſ. f. eingerückten Aufſatzes ſei, ſondern derſelbe, ſo wie die beigedruckten Anmerkungen, ganz von mir herrühre;

Ich mich auch als einziger Verfaſſer derſelben im zweiten Bande des ſchwäbiſchen Muſeums nennen, und Herrn Banſi aller Theilnahme davon öffentlich und feierlich entſchlagen werde:

Erkläre ich hiemit unter aufrichtigem Danke gegen mehrermeldeten Herrn Banſi, und ſtelle gegenwärtige Abbitte gegen den würdigen Mann, Herrn Rathsherrn Fueßli in Zürich zu Handen, den ich bitte, gegenwärtiges Blatt auch in das ſchweizeriſche Muſeum einrücken zu laſſen!

Sign. Johann Michael Armbruſter,

Zürich, 2 März 1786. Herausgeber des ſchwäbiſchen Muſeums.

2. Aus einem Briefe.

Stuttgard, 3 März 1783.

— — Diene auf Dero Anfrage, 1) daß es wirklich an dem ſei, daß der geweſene Regiments-Feldſcherer Schiller aus Lieſigen Dienſten ohne Abſchied gegangen iſt, und von dem Manheimer Theater mit gutem Gehalt aufgenommen worden. 2) Iſt es eben nicht wahr, daß er wegen ſeiner geſchriebenen Komedie in Arreſt gekommen, ſondern derowegen geſchehen iſt, weil er, ohne Erlaubniß des Herzogs, zuvor nach Manheim gegangen und vermuthlich Unterredung mit daſiger Geſellſchaft gepflogen hat. 3) Iſt hier, wider beſagten Schiller, nichts geſchrieben worden und auch nichts davon bekannt. Sodann 4) habe ich noch nicht erfahren können, was eigentlich der Inſpektor Walter zu Favor Ihrer Bundesgenoſſen gethan habe; ſo wie ich vernommen habe, ſolle es blos eine mundliche Defenſion geweſen ſein. Dieſes kann ich Ihnen alles mit aufrichtiger Wahrheit verſichern, mit weitern aktenmäßigen Verhandlungen aber nicht dienen. Es wäre denn, daß dieſe wirklich verhandelt worden ſeien, und daß man ſelbe ohne Präjudiz Ihnen und Ihrem Freunde verſchaffen könne.

Sig. Jakob Friedrich Weiß.

Daß obige Abſchriften den Originalien gleichlautend ſeien, beſcheint

Samaden, 10 März 1807. Nikolaus Ant. Jenatſch,

Landſchreiber des Hochgerichts Ober-Engadin.

Eingeſandt durch den Beſitzer der Originalſchriften H. Banſi, kaiſerl. kön. franz. Hauptmann.

Stoff zu Parallelen.

Merkwürdiger Fund.

Wo irgend ein Elefantenzahn, oder das Gerippe eines wilden Thiers, das jetzt in Afrika heimathlich iſt, in Europa gefunden wird, macht man davon ein Aufhebens, das die ganze Sache vielleicht gar nicht verdient. Was will man am Ende damit beweiſen? Daß das europäiſche Klima einmal heißer als jetzt geweſen ſein, oder die Stelle, wo London oder Paris ſteht, einmal unter der Linie gelegen haben könne? — Vielleicht haben die ungeheuern Strömungen in der Urwelt nicht bald ſo viel Gerippe und Elefantenzähne nach Europa gebracht, als die Kriege der Römer und ihr Luxus.

Intereſſanter für die Geſchichte der Menſchheit iſt es wohl, wenn man in friſchentdeckten Ländern, wie Amerika, das Innere Afrika's, oder Sudindien, unverkennbare Spuren europäiſcher Kunſt fände.

Nachdem Gonzalo Vello die Azoren entdeckt hatte, ſchickte Prinz Heinrich von Portugall, im Jahre 1461, die erſten Kolonien zur Bevölkerung der unbekannten Inſeln dahin. Da fand man auf Cuervo, einer der Azoren, unverhofft eine wohl gearbeitete, noch aufgerichtete Statue. Ein Reiter, von einem Mantel umhüllt, aber mit entblößtem Haupt, ſaß zu Pferde; mit der Linken hielt er des Roſſes Zügel, mit der Rechten deutete er gegen Sonnenuntergang. Unterhalb der Statue ſtanden in einem Felſen einige Buchſtaben eingegraben, die aber niemand zu leſen wußte. *) Wie bei Gründung des Kapitols

*) *Prevost hist. gén. de voy.* Paris 1746. 1 Th. S. 32.

Digitized by Google

einſt das gefundene Menſchenhaupt eine Vorbedeutung der römiſchen Weltherrſchaft ſein ſollte, ſchien dieſe Bildſäule mit ihrer Hand zur Entdeckung Amerika's hinzuwinken.

Wer hatte ſie hinterlaſſen und dahin gepflanzt? Phönizier? Karthaginenſer? — Wohin iſt ſie endlich gekommen? Hat niemand einige Aufmerkſamkeit dieſer Bildſäule gewidmet, welche noch über die Geſchichte der Entdeckungen der Vorwelt Licht gegeben haben würde?

So haben die Entdecker von Sofala, dem an Gold und Elfenbein reichen Lande an Afrika's Oſtküſte, welches Kant für das berühmte Ophir des Alterthums halten möchte, daſelbſt Antiken gefunden, welche auf eine unbekannte, ſehr polizirte Vorwelt hindeuteten. Als Pedro de Annaya daſelbſt ein Fort errichtete im Jahre 1508, fanden die Portugieſen, im Innern des Landes, Gebäude von wunderbarer, nie geſehener Bauart, auch noch in ihren Trümmern Größe, Pracht und Geſchmack verrathend. Hie und da erblickte man Inſchriften an den Steinen; aber niemand kannte die Schriftzeichen. — Die Einwohner von Sofala konnten über den Urſprung dieſer alten Gebäude durchaus keine Erklärung geben; ſelbſt die Sage darüber war ſchon erloſchen.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Man hat in Paris neuere Nachrichten von dem, durch ſeine Reiſen im Weſten der Alleghany-Gebirge rühmlich bekannten, Naturforſcher Hrn. Michaux. Er befand ſich Ende Juli's zu Philadelphia, und war im Begriff, ſich nächſtens mit ſeinen reichen Sammlungen nach Europa einzuſchiffen. Unter andern fand er in den Wäldern der Alleghany-Berge einen von der bekannten *pavia lutea* ganz verſchiedenen Pavia-Baum, mit zahlreichen, weißen Blumen, der bei 10 Zoll Durchmeſſers 25 Schuh hoch wird, und immer eine ſehr ſchöne Form behält; eine Silberlinde, *tilia argentea*, mit dicken, dunkelgrünen, unterhalb weißen Blättern, die gänzlich von der *tilia canadensis* und *americana* verſchieden iſt; ferner an den Ufern des Ohio ganze Wälder einer noch nie beſchriebenen Ahornart, und davon er einige Samenkörner nach Paris geſchickt hat, die jetzt ſchon Schößlinge getrieben haben. Michaux erklärt des Engländers Lambert Werk über die amerikaniſchen Nadelholzarten für unvollſtändig und ſehr ungenau abgefaßt. Auch mit einer neuen Art der *juglans squamosa* wird uns Michaux bekannt machen. — Begierig erwartet man ſeine Ankunft.

Aus der Schweiz.

— * Die Verſammlung der Stellvertreter der geſammten helvetiſchen Nation hat bereits in ihrer Sitzung vom 7 Juni 1807 beſchloſſen, das landwirthſchaftliche Inſtitut zu Hofwyl einer Prüfung zu unterwerfen, durch die ihr eigenes Urtheil und die öffentliche Meinung über dieſen ſeit einiger Zeit ſo allgemein und vielſeitig zur Sprache gekommenen Gegenſtand feſtgeſetzt werden möchten. Der Bericht der Kommiſſion, die zu dieſem Zweck von dem Landammann der Schweiz, als Stellvertreter der ausübenden Gewalt der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, ernannt worden iſt, hat nun die Preſſe verlaſſen. Wir ſehen aus der Einleitung dieſes wichtigen Aktenſtücks, daß die bemeldete, aus fünf angeſehenen Schweizern verſchiedener Kantone zuſammengeſetzte, Kommiſſion Hofwyl zu mehreren Malen beſucht hat, um die dortigen landwirthſchaftlichen Anſtalten aufs gründlichſte zu unterſuchen. Sie heftet ihre Blicke zuerſt, und gelegentlich auch bei der fernern Ausführung ihrer Arbeit, auf den Stifter dieſer Unternehmung und auf ſeinen mit ihr eingeſchlagenen Gang; ſie ſpricht von ſeiner Reputation, von ſeinem Karakter und von ſeiner Wirkſamkeit; ſie trachtet die Langſamkeit zu entſchuldigen, mit der man ihm in der Schweiz entgegenkommt; ſie erklärt auch, wie ſie ſich der Anfrage, mit der ſie ſich in Beziehung auf Hofwyl beladen hat, genauzuthun gedenkt. Nach dieſer Einleitung wird entwickelt, in welchem Zuſtande Herr Fellenberg Hofwyl übernommen, und was er ſeither in ſeinem Wirkungskreiſe geleiſtet habe durch Austrocknung der Wieſen und Felder — durch Tiefgründung von dieſen — durch Erdmiſchungen — durch in einander greifende Bewäſſerungs- und Entwäſſerungs-Anſtalten — durch neue Anlagen zur Vermehrung und Beſſerung der Düngungsmittel — durch neue Gebäude, wovon in dem Bericht zwei Kupferſtiche vorkommen. Ferner wird von den landwirthſchaftlichen Inſtrumenten in Hofwyl gehandelt; weiterhin von Hrn. Fellenbergs und ſeiner Familie patriarchaliſcher Lebensweiſe. Der Bericht wendet ſich hernach auf den Viehſtand von Hofwyl; auch das Düngungsweſen dieſes Platzes wird beſchrieben. Einer kurzen Schilderung ſeines Feld- und Wieſenbaues folgt eine ſehr genaue Prüfung des Fellenbergiſchen Kulturwechſels; nachher das Rechnungsweſen. Unter der Rubrik der Unterrichtsanſtalten findet ſich die Abhandlung des landwirthſchaftlichen Lehrinſtituts, des Korreſpondenz-Bureau der Landwirthſchaft, und der Induſtrieſchule. Das Ganze beſchließen mehrere Betrachtungen über die wahrſcheinlichen Folgen der Fellenbergiſchen Unternehmungen und eine Ueberſicht des ganzen Berichts.

Aus Deutſchland.

— Man verbreitet von England aus neue Hoffnungen über die Exiſtenz des berühmten Reiſenden Mungo Park, der im Jänner 1805 von England abreiſete, um in das noch von keinem Europäer geſehene Innere Afrika's zu dringen, dort verſchwand, und ſeitdem, laut Berichten von Reiſegefährten und Sagen, für todt gehalten ward.

Briefe aus Afrika vom 20 Auguſt melden nun, daß Mungo Parks ehmaliger Dolmetſcher mit einer anſehnlichen Karavane binnen 105 Tagen von Tombuktu nach Marokko durch die Wüſte Sahara gekommen ſei, und daß man von ihm nichts erfahren habe, was den Tod des verdienſtvollen Reiſenden wahrſcheinlich mache.

Das mag wohl ſein; aber darum läßt ſich wenig Hoffnung für das Daſein eines Mannes ſchöpfen, deſſen Tod den engliſchen Faktoreien in Afrika ſo förmlich angezeigt worden iſt, deſſen wohl bekannte Bekleidung auf dem Leibe einiger Neger geſehen, deſſen Leichnam mit geſchmettertem Haupte in der Sandwüſte gefunden ſein ſoll, und von welchem ſeitdem nie wieder die geringſte Kunde laut geworden iſt.

Druckfehler.

In den Variétäten von Nr. 96, Sp. 1 Zeile 5 v. u. ſoll es heißen Salbe, ſtatt Farbe.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 100. — den 14 Dezember 1808.

Die deutschen Almanache für 1809.

Wir haben in unsern Blättern nun seit zwei Jahren schon einen, wenn gleich nur flüchtigen, Blick auf die Almanachs-Literatur der Deutschen geworfen, und wiederholen ihn gern. Keine Nation kann mit der unsrigen wetteifern in diesen reizenden Geschöpfen des geistigen Luxus, wo wetteifernd das Lied lieblicher Dichter und der Grabstichel sinnvoller Künstler das Gemüth entzückt.

Dankbar nennen wir vor allen zuerst die schöne Gabe, welche W. G. Becker uns abermals mit seinem Taschenbuch zum geselligen Vergnügen gewährt. Ihm scheinen seine frühen Freunde Langbein und Pfeffel, Haug, Louise Brachmann die Empfindungsvolle, und Tiedge die besten ihrer Blumen aufbewahrt zu haben, welche sie am Pindus pflückten. Tiedge's salomonisches Lied allein wiegt an Wohllaut und Lieblichkeit Tausende der neuesten Sonnetten auf. Auch unter den jüngern Dichtern, welche sich in diesem auserwählten Kreise zeigen, wie Dambeck, Reissig u. a. m. steht keiner der Versammlung ganz unwürdig. Fast beklagt man, von den Einfällen des derben Epigrammatikers von Kyaw nur so wenige zu finden, dessen Zeitglosse wir zur Erbauung hersetzen:

Die festen Burgen der Jungfrauschaft
Hat Zeit und Sitte so weggerafft,
Daß keine, wie die Erfahrung lehrt,
Nach Troja's Weise, zehn Jahr sich wehrt.
Die Kommandantinnen in der Burg,
Die Ritterwehr hassend, wie das Verzichtn,
Kapituliren wie — — Magdeburg,
Oder fallen wie — Spandau und Cüstrin.

Das Taschenbuch der Reisen von E. A. W. v. Zimmermann, muß, wie immer, zu den unterhaltendsten und nützlichsten Geschenken des neujährlichen Luxus gezählt werden. Lehrreich ist der Rückblick des Verfassers auf die neue Welt, worin er den Werth der Entdeckung Amerika's würdigt, und den höchsten findet in der Entstehung nordamerikanischer Freistaaten und deren Konstitution. Die Schicksale der europäischen Nationen in unsern Tagen haben das Herz des würdigen Mannes mit Bitterkeit gefüllt. Dann gibt er die Ansichten des Nordens und des östlichen Asiens, angenehm, wenn auch wenig Neues enthaltend, es wären denn die interessanten Winke über die Verwandtschaft der Völker Nordasiens und Nordamerika's.

Das Frankfurter Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet ist durch die Schönheit der Kupfer und die gehaltvolle Lieblichkeit seines Inhalts werth unter den ersten Opfern zu glänzen, welche Liebe und Freundschaft am neuen Jahre darbringen. Mit ästhetischem Zartgefühl sind die meisten der aufgenommenen Dichtungen ausgewählt, denen Jean Paul auch einen willkommenen Nachtrag zu seiner Levana beifügte.

Ferdinand Loos hat uns in seinem Taschenbuch für 1809 ein Tempe eröffnet, mit Blüten deutscher Dichter gefüllt. Die Blüten freilich sind von unsern besten Dichtern, aber meistens schon bekannt und unzählige Mal abgedruckt. Die illuminirten Kupfer geben freilich Ansichten von schönen Gegenden Sachsens, sind aber doch wohl etwas zu bilderfibelartig.

Werther durch Neuheit und geschmackvolle Auswahl ist das Heidelbergische Taschenbuch, womit uns A. Schreiber beschenkt hat. Es mangelt dem Ganzen vielleicht noch eine gewisse Eigenthümlichkeit des Karakters, wodurch es sich von andern

Digitized by Google

zahllosen Geschwistern unterscheiden soll, und nicht alle Aufsätze fesseln durch ein höheres Interesse — aber es ist ein Versuch, der zu freundlichen Hoffnungen berechtigt, so wie J. H. Voß, des ehrwürdigen Dichters Sohn, welcher hier wieder einige schöne Zeugnisse herrlichen Talents mittheilt, zu den besten Hoffnungen des deutschen Parnasses gehört.

Doch ein anderes jüngeres Taschenbuch kündet sich gleich bei seiner ersten Erscheinung als etwas Vollendetes an. Es ist Minerva. Der Meistergriffel des genialischen Ramberg verschönte es mit sechs herrlich gelungenen Zeichnungen nach Ideen aus Schillerschen Liedern. Wetteifernd mit dem Schmuck der Kupfer ist der sorgsam gewählte Inhalt. Nur die Blumenlese aus dem Stammbuch von Dorchen Weiße allein wiegt schon ein Dutzend der gemeinen Taschenbücher auf, welche das Neujahr so zahlreich produzirte. Jeder Aufsatz verdiente eigenen Ruhm. Möge auch in künftigen Jahren dieses schöne Taschenbuch des Namens seiner Göttin würdig bleiben, dann werden wir es immer zu den besten der deutschen Jahrsopfer zählen!

Mit unverlöschenem Glanze erscheint auch Iris wieder in ihren schönen Farben am literarischen Horizont. Nicht ohne Wehmuth aber hören wir des geliebten Greises Jacobi neueste Gesänge; sie gleichen leisen Schwanenliedern. In allen athmet stille Resignation und Ahnung des Verschwindens: wie am Schluß des lieblichen Gesangs an eine welkende Hortensia:

Laß der Natur uns geben,
Was sie begehrt!
Oft raubt ein läng'res Leben
Des Lebens Werth.
Das Lob, das wir erworben,
Wird uns versagt;
Drum lieber früh gestorben,
Als unbeklagt!

Möge der liebenswürdige Dichter noch lange des harmlosen Glücks genießen, das ihm Zufriedenheit und Tugend in seiner Wohnung zu Freiburg gewähren, die er im Briefe an die Schwestern so einnehmend zu schildern weiß: möge er noch manches Jahr ums die freundliche Iris zuführen, vereint mit seinen Freunden, dem Vater Pfeffel, dessen Thierwelt mehr Weisheit, als manche akademische enthält, dem geist- und gemüthvollen v. Ittner, der in keiner Region menschlichen Wissens als Fremdling wandelt, der zartfühlenden Friderike Brun, des sinnreichen Haug u. s. w.

Der Berlinische Damenkalender, mit dem Bildniß der ehrwürdigen Sophie von Laroche an der Spitze, erzählt deren Biographie zugleich, mit Hinweisung auf das Bessere, was uns Wieland vorbehält. Dieser, Sophiens Jugendfreund, bearbeitet jetzt seine eigene Lebensgeschichte, die aber erst nach seinem Tode bekannt werden soll; eine Bedingung, die Schuld daran ist, daß sie niemand zu lesen wünscht. Außer dem, was von jener Schriftstellerin erzählt wird, gibt uns der Kalender eine Geschichte der Hussiten, von welcher schwer zu begreifen ist, wie sie sich in einen Kalender für Damen verirrt hat.

Der Berlinische historisch-genealogische Kalender bleibt seiner bekannten Einrichtung auch in diesem Jahre getreu. Außer dem chronologischen Verzeichniß der merkwürdigsten Erfindungen und Entdeckungen seit Christi Geburt, liefert er einen interessanten Aufsatz des Hrn. Eschke über die Zeichensprache der Taubstummen, und die etwas leicht gearbeitete Beschreibung von der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1204.

Seit langer Zeit hörten die Theateralmanache auf, ihr Glück zu machen. Iffland hatte angefangen, sie unter neuer Form wieder in Gang zu setzen. Ein Prager Theateralmanach drängte sich schon im vorigen Jahre her, und bewahrt auch nicht ganz ohne Verdienst für sein Publikum die Existenz. Außer dem Personal und Repertorium des Prager Theaters (die illuminirten Kupfer liefern auch einige Kostüme) enthält der Almanach einige lesenswerthe Aufsätze für Kunstjünger.

Kotzebue erneuert in diesem Jahre, und nun zum siebenten Mal, unser Vergnügen mit seinem Almanach dramatischer Spiele. Leichter Sinn, munterer Scherz, fließende Sprache auch hier, wie immer; aber auch hier, wie immer, jene Kotzebuismen, die das beste verderben, schlüpfrige Stellen, Unanständigkeiten, die nicht einmal im häuslichen Kreise ohne Erröthen vorgelesen, geschweige auf einer Bühne, wär's auch nur auf einer Privatbühne, auch nur bei einem Sprichwörterspiel, gegeben werden können. Den deutschen Patrioten, eigentlich den patriotisirenden Kannegiessern zu gefallen, ist vom Dichter reichlich für Ausfälle auf die Franzosen, auf ihre Kriege, auf ihre Verheerungen gesorgt, directe und indirecte. Es ist schwer zu begreifen, wozu es nützt, Bitterkeiten zu erregen. Jeder Krieg führt seine Uebel mit sich. Vermuthlich hätte, wenn die Deutschen gesiegt haben würden, Hr. von Kotzebue Siegeshymnen geschrieben, und über die Franzosen gespottet, wenn sie sich über das Kriegsglück der Deutschen geärgert hätten. Besser zur rechten Zeit muthig aufopfern, muthig kämpfen, als hintennach — weibisch schimpfen.

Das Tübinger Taschenbuch für Damen, von Cotta gesammelt, erhielt diesmal von Pfeffel und Lafontaine seinen vorzüglichsten Schmuck, wiewohl auch die Namen Göthe, Schiller und Jean Paul das Aushängeschild schmücken. — Die Priesterinnen der Sonne und das Lied von Schiller gehören zu den Mittelmäßigkeiten, die der große Verewigte selbst nie bekannt gemacht haben würde. Die pilgernde Thörin, eine Erzählung von Göthe, ist weder in dieser Sammlung noch von Göthe's Arbeiten das Gelungenere. Man sollte sie, dem Tone und der Schreibart nach, für eine Uebersetzung aus dem Französischen halten. Auch Fr. Schlegel hat einige seiner herzschmelzenden Klinggedichte hinzugethan, vermuthlich, damit es den Damen, welchen der Almanach geheiligt ist, auch nicht an Stoff zum Lachen fehle. Der welke Kranz von Schlegel ist das Muster kindisch-spielender Reimerei: Schade, daß ein talentvoller Mann, wie dieser, der sich frischere, vielleicht unverwelkliche Kränze winden könnte, mit den elenden Sumpfblumen vorlieb nimmt! Als Merkwürdigkeit und Probe der Schlegelschen Muse stehe hier nur der erste Vers aus seinem welken Kranz, den er in den Cottaischen Almanach niederlegt:

Es war noch Mai, da hast du sie gebrochen,
In Blumen aufgesprochen, selber Blüte,
Was blühend im Gemüthe schon sich regte,
Und heilig sich bewegte,
Was kindlich acht der Freund so gerne hegte,
Wenn sie ihr Herzchen legte an das seine
Wo ich nun ewig weine.

Der in Leipzig herausgekommene ewige Musenalmanach junger Germanen enthält manchen schönen Sang, der Ewigkeit werth; der Musenalmanach selbst, nur eine Kompilation älterer und neuerer deutscher Gedichte, macht aber auf Unsterblichkeit keinen Anspruch. Sein bescheidenes Verdienst besteht in ziemlich guter Auswahl (jeder hat seinen Geschmack) und sauberm Druck.

Digitized by Google

Reich ausgestattet mit anziehenden literarischen Curiositäten wird der Göttingische Taschenkalender in diesem Jahre den Beifall seiner Leser erneuern. Alles darin hat Interesse, wenn schon manches nicht immer den Werth der Neuheit. Auch über die Ahnen der Bonaparte'schen Familie theilt er einige kurze Notizen mit. Ein italienischer Gelehrter hatte schon im Jahre 1800 über diesen Gegenstand etwas gesagt, und an einen freilich sehr obskuren Cesar Bonaparte erinnert, der zu Sargana im funfzehnten Jahrhundert lebte. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sprechen schon Urkunden von gewissen Bonaparte's, die in Florenz lebten und dort mitunter angesehene Stellen bekleideten.

(Der Beschluß folgt.)

Züge aus dem Künstlerleben J. T. Prestels.

(Beschluß.)

Im Jahre 1775 verlebte Prestel ein sehr glückliches halbes Jahr in der Schweiz, deren biedern, kunstliebenden Bewohnern er von ganzem Herzen zugethan ward. Besonders genau war er mit Lavater verbunden, in dessen Hause er den größten Theil dieser Zeit wie ein Glied der Familie aufgenommen war. Der Kreis trefflicher Männer und Frauen, welcher sich um den ehrwürdigen Pfarrherrn aus der Nähe und Ferne bildete, war ihm unvergeßlich, und nie dachte er ohne Rührung an diese schönste Periode seines Lebens zurück, wo er von den vorzüglichsten Männern seiner Nation aufgesucht, wo sein innerer Werth anerkannt wurde.

Lavater setzt der Genialität seiner Arbeiten und der Eigenthümlichkeit seiner Person in dem dritten Theile seiner physiognomischen Fragmente ein merkwürdiges Denkmal. Er schreibt S. 171 zu Prestels Porträt, von ihm selbst gezeichnet und gestochen, unter andern Folgendes:

„Dieser Künstler wird immer mit Geist und mit Feuer, selten mit reiner Zärtlichkeit arbeiten. Er hat Gefühl für Größe und Erhabenheit, aber ist zu unbiegsam, zu hartknochigt, um die zarten Umrisse der Erhabenheit nachzuahmen. Sein Gesicht ist nicht aufgehellt genug, und so auch seine Arbeiten. Kaum einen Maler und Zeichner sah ich, der seinen Karakter und sein Temperament, seine Leibfarbe sogar, in alle seine Gestalten hinein physiognomisirte, wie dieser. Fast sollte man aus seinen Werken mit Sicherheit schließen können: der Mann muß schwarze Haare haben und von braungelber Farbe sein" u. s. w.

Lavater pflegte ihn oft den Mann mit der eisernen Stirne zu nennen.

Unter den Schätzen einiger Kunstsammlungen in Nürnberg, besonders in der des Hrn. von Praun, fand Prestel eine Reihe von Handzeichnungen der größten Meister, und er faßte den großen Entschluß, sie in ihrer eigenthümlichsten Gestalt in Kupfer zu arbeiten. Der Gedanke ist ächt künstlerisch und die Ausführung meisterhaft. Diese Realisirung einer sehr kühnen Idee trug bald seinen Namen durch das ganze gebildete Europa. Er arbeitete bis zu Anfang der achtziger Jahre drei große Werke aus (das erste 48 Blätter in Real-Folio; das zweite 30 Blätter in eben dem Format; das dritte 36 Blätter in kleinerm Format), welche ewige Beweise seiner Talente in Besiegung der mechanischen Schwierigkeiten, ächten Kunstsinns und Künstlerfleißes sein werden. In ihrer Bearbeitung schuf Prestel eine eigene neue Kunst das Kupfer zu behandeln, die Handzeichnungsmanier. Er brachte es darin zu einer solchen Vollendung, daß sich selbst ein ausgezeichneter Kunstkenner und Sammler, der damalige russische Gesandte am Hofe Marien Theresiens, Fürst Gallizin, die fünf ersten Kupferstiche Prestels als Handzeichnungen verkaufen ließ, und seinen Irrthum erst inne wurde, als er bei einem Besuche in Nürnberg Prestels zu seiner freudigen Ueberraschung an dem Werke arbeiten sah.

Der große Beifall, welchen diese Werke fanden, brachte ihn mit vielen ausgezeichneten Menschen in Verbindung; bald waren seine Blätter vergriffen, und die beiden ersten Werke sind gar nicht mehr zu haben.

Dies ist Prestels glücklichste und ruhmvollste Periode, wo er als Künstler groß, und als Gatte und als Vater glücklich lebte.

Von dieser Zeit an malte er selten mehr mit dem Pinsel; aber er gab noch viele treffliche Blätter heraus, welche meistens von ihm gezeichnet und unter seiner Aufsicht gearbeitet wurden.

Er wollte aber nun durch Selbstverlag Vortheile von seinen Werken ziehen. Doch zu allem Oekonomischen und Merkantilischen war er verdorben; und durch den originellen Starrsinn, womit er weitumfassende Plane verfolgte, von welchen ihm seine Fantasie nahe goldene Früchte verkündigte, vernichtete er die Ruhe seines Alters. Diese letzte Periode seines Lebens brachte er seit 1783 in Frankfurt zu, wo er eine sehr freundschaftliche Aufnahme fand, besonders in dem Hause des verewigten großen Malers Chr. George Schütz.

Da seine Familie zahlreicher wurde, beschloß seine treffliche Gattin, die in seinem Umgange zur ausgezeichneten Künstlerin gebildet war, nach England zu gehen, wo sie sich großen Ruhm erwarb. Ihre Blätter in Aquatinta gearbeitet, übertrafen alle andere an Seele und Kraft. Sie erwarb bedeutende Summen, schickte sie ihrer Familie, und sorgte aufs trefflichste für die Erziehung ihrer Kinder. Jeder beklagt den zu frühen Tod dieser vortrefflichen Frau! Sie starb in London, ungefähr im J. 1798.

Prestel trieb auch Gemäldehandel, und erwarb sich dadurch, unter andern, die große Gunst des Hrn. von Brabek, dessen Gallerie zu Söder seiner Mithülfe einen Theil ihres Glanzes verdankt. Manches bedeutende Stück derselben hatte Prestels Scharfblick aus dem Staube hervorgesucht und der Vergessenheit entrissen. Denn er war Meister in Wiederherstellung alter Gemälde. Er selbst besaß ein bedeutendes Gemäldekabinet.

In den letzten Jahren lieferte seine Künstlerwerkstätte mehr als sechszig Kupferplatten nach den vorzüglichsten Originalen aus den Kabinetten des Hrn. Grafen Stadion, des Hrn. v. Brabek, und des Hrn. J. Fr. Städel aus Frankfurt.

Selbst in den (äusserlich) unglücklichsten Perioden seines Lebens fehlte es nie an Menschen, die seine Größe erkannten, seinen Umgang suchten, und ihn zuweilen großmüthig unterstützten.

Freunden der Kunst schloß er seine ganze Seele auf, und war in solchen Momenten höchst liebenswürdig, geistreich und belebend. Da er hingegen zu andern Zeiten verschlossen, kalt, einsylbig erschien.

In der letzten Zeit seines Lebens, als selbst seine Körperkräfte schon abnahmen, entbrannte noch einmal seine feurige Liebe zur Kunst, wie eine lodernde Flamme, die zum letzten Male sein ganzes Wesen durchglühte.

Digitized by Google

Die ächt poetische Idee zu einem Altargemälde für die Leonhardskirche in Frankfurt (welche zum katholischen Gottesdienst neu eingerichtet wird), hatte seine ganze Seele erfüllt und beschäftigte ihn Tag und Nacht. Seine Fantasie war noch jugendlich warm, und seine Vorstellung des heil. Andreas, wie er vor dem Kreuze, in heiliger Weihe, zum Märtyrthum in sich selbst verklärt, hinsinkt, durch eigene Miene, Blick, Haltung, Ausdruck, wahrhaft plastisch. Der edle Fürst Primas wurde hierdurch veranlaßt, ihm einen Beweis der Anerkennung seines Verdienstes zu geben, indem er ihm die Ausführung eines Gemäldes auftrug, wozu er sich den Stoff selbst wählen sollte, und wofür ihm eine sehr bedeutende Summe zugesichert wurde. Zwei Tage vor seinem Krankenlager überreichte er dem Fürsten den Entwurf zu diesem Gemälde. Der Fürst machte einige vortreffliche Bemerkungen, welche ihn bewogen, den folgenden Tag sich noch mit einigen Veränderungen der Zeichnung zu beschäftigen. Die Nacht darauf rührte ihn der Schlag. Er starb nach einem kurzen Krankenlager, am 5 Okt. 1808, 69 Jahre alt.

So erheiterte und verschönerte die Huld eines erhabenen Kenners und Beschützers der Musen noch den Lebensabend eines würdigen Künstlers.

Sein Künstler- wie sein Menschenleben war ein zusammenhängendes Ganze; beides hatte sich innig durchdrungen. Ueberwiegend war im Leben sein Gemüth über die Erkenntniß, sein Gefühl über den Gedanken; in der Kunst beherrschte seine Kraft die Grazie, sein Ausdruck die Form, seine Wahrheit das Schone.

Er hatte sich ganz selbst gebildet; daher war in ihm keine Harmonie, aber viele Eigenthümlichkeit; er war durch Erfahrungen auf die Stelle gebracht, die er nun auch mit Hartnäckigkeit behauptete. Alles was er besaß, hatte er errungen, und in diesem Ringen hatte er oft als Held gesiegt. Diesen Stolz trug er in sich selbst; denn auf die Aussenwelt hat er nie viel geachtet. Jugendbildung, Weltbildung besaß er nicht; aber die Natur hatte ihn reichlich ausgestattet, und ein reiner, biederer, treuer Sinn entschädigte ihn reichlich für den Abgang der Form, die oft nichts als eine bloße Huldigung des Zeitalters ist. Gern sah er die bunten Reihen der Menschen in allen ihren Wechseln, fand darin oft seine stille Erholung, und erinnerte sich seiner eigenen glücklichern Tage, nicht ohne Wehmuth. Aber eben so erquickend war es für ihn, still und einsam seinen Blumenflor zu betrachten und sich selbst in dieser stillen Freude zu vergessen. Er bedurfte immer eines vertrauten Umgangs; nicht um seine Schmerzen mitzutheilen, denn die verschloß er in sich selbst, sondern seine Ideen und Hoffnungen; denn was er Gutes besaß, das theilte er gern mit.

An jüngern Personen, welche Kunstsinn verriethen, nahm er das lebhafteste Interesse; jede Spur davon suchte er durch sein Feuer zu erheben und zu beleben. Ja er hat oft auf die großmüthigste Weise talentvollen Jünglingen von seinem Eigenthum mitgetheilt, und sie nicht verlassen, wenn auch alle Welt sie verließ, und alle ihre äussern Hoffnungen vernichtet waren.

Ich würde Ihnen aus der gehaltvollen Gedächtnißrede auf den gehaltvollen Künstler noch mehr mittheilen, wenn nicht zu hoffen wäre, daß sie gedruckt und dadurch ein interessanter Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte so allgemein und so vollständig bekannt gemacht würde, wie er es verdient.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Freilich ist die Universität Halle seit beinah einem Jahre wieder aus ihren Trümmern hergestellt, aber leider ist sie nur kaum noch der Schatten von dem, was sie ehmals war; auch dürfte sie schwerlich jemals zu ihrem alten Flor zurückkommen. Sie hat an Wolf, Schmalz, Schleiermacher, Konopak, Gebler u. a. m. äusserst schätzbare Männer verloren. Die drei ersten sind bekanntlich nach Berlin gegangen, wo, nach dem dem Könige längst gemachten Vorschlag, die allgemeine Landesuniversität errichtet werden soll. Sie wird nun auch bestimmt zu Stande kommen, und dann ists ganz um Halle gethan. Denn auch Reil, der nach Loders Abgang die medizinische Fakultät empfohlen, soll nun nach Berlin gehen. Von 1000 Studirenden ist in Halle die Zahl auf 150 zusammengeschmolzen, und diese sind meistens Stipendiaten, oder unbemittelte Leute. Sonst existirten in Halle, ausser dem Waisenhause und dem Pädagogium, noch zwei gelehrte Schulen, nämlich das lutherische und das reformirte Gymnasium. Beide sind jetzt mit dem Waisenhause vereinigt, und bilden eine Art von Landesgymnasium. — Ach dieser unselige Krieg, wie manche ehrwürdige segensvolle Stiftung der Väter ist er in Deutschland nieder!

Die Nähe der Universität von Berlin dürfte auch der Universität zu Frankfurt an der Oder Gefahr bringen, wiewohl die Auflösung der Halle'schen Anstalten ihr einen momentanen Glanz gab. Die Einwohner dieser Stadt haben durch den Krieg unbeschreiblich gelitten. Ueberhaupt sind die ohnedem von der Natur wenig begünstigten Marken durch die letzten Jahre so erschöpft, daß sie zu dem vormaligen Wohlstand, ohne ein Wunder, in einem Jahrhundert nicht zurückkommen.

Die Berliner erwarten die Ankunft ihres Königs mit einer unglaublichen Sehnsucht. Die Bürgerschaft wird ihn, doch ohne Prunk, einholen und bis zum Schlosse begleiten. Kann man einem geliebten Landesvater mit größerer Pracht, als mit Millionen Freudenthränen, entgegeneilen? Auch sagt man, daß Berlin und das ganze Land dem Könige alles überflüssige Silbergeschirr zum Einmünzen darbieten wolle. Wirklich muß man den Berlinern den Ruhm lassen, daß, obgleich sie im Anfange des Krieges keinen sonderlichen Patriotismus zu besitzen schienen, sie sich zuletzt dennoch durch die Liebe für ihren König, durch Ausdauer in Ertragung aller Lasten, und durch eine Standhaftigkeit auszeichneten, die ihres Gleichen sucht.

Aus Frankreich.

— Eine Gesellschaft von Freunden der Literatur beschäftigt sich gegenwärtig in Paris damit, dem Andenken von Madame und Mademoiselle Deshoulieres ein Monument zu errichten. Es soll in einer der Kapellen der Kirche St. Roch zu stehen kommen, wo die Leichname jener berühmten Schriftstellerinnen ruhen, und mit goldener Schrift auf schwarzem Marmor die dankbare Nachwelt ihren Gegen über die Asche von Mutter und Tochter ausspricht.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 101. — den 17 Dezember 1808.

Die Neapolitaner unter Joachim dem Ersten.

(Aus einem Briefe von Neapel an den Herausgeber.)

Ehmals flog man, wenn man nach dieser Stadt zog, dem geliebten Baja zu, von dem Plinius spricht. Man unterredete sich auf dem Wege mit Horaz und Cicero, und ließ sich von Virgil nach dem Avernus und in die elysäischen Felder führen. Für diese schönen Illusionen hat man jetzt mit ganz andern Dingen zu thun. Unter dem alten Anzur stößt man auf mehrere Piquetwachen; bei Cicero's Grabmal hört man den Nachhall von der Belagerung von Gaeta; in Baja denkt man an die aus dem gegenuber liegenden Capri vertriebenen Engländer und an die gegen sie aufgeführten Uferbatterien. Mit den elysäischen Feldern ist es ganz aus; besonders wenn man eben von einem Galgen kommt, an dem ein halbes Dutzend Briganti aufgeknüpft wurden. Kurz, die ganze Welt ist so prosaisch geworden, daß man sich ärgern möchte, es nicht ganz aus seinem Gedächtnisse entfernen zu können, daß es einst eine poetische gab, oder doch eine solche, die sich durch einen magischen Flor ansehen ließ.

Napoli è un paradiso abitato da diavoli, sagte man zwar immer; doch man ließ sich in seinem Genusse dadurch so wenig stören, als ein guter Christ sich in seiner Freude durch die Lehre von der Existenz des Teufels stören läßt. Jetzt sieht man Neapel wie eine Schöne an, die, in einen steifen Reifrock eingepreßt, ohne freie Bewegung die Schritte ängstlich mißt, und doch sieht man es ihr an, daß sie zu einer Tänzerin geboren war. O der Reifrock! — Doch hat er auch sein Gutes, denn in jenem Kostüm lassen sich keine Walzer tanzen.

Daß alles in Neapel ordentlicher geworden ist, ist nicht zu leugnen. Nachts sind alle Straßen erleuchtet, selbst wenn der Mond seine große Ampel, die nirgends schöner glänzt als hier, ausgehängt hat; und in Toledo, wo es sonst aussah, wie in einer großen Vorrathskammer oder Küche eines nie endigenden Jahrmarkts, kann man jetzt comme il faut gehen und fahren, weil den Verkäufern andere Marktplätze angewiesen sind.

Wer aber das ehmalige Toledo gesehen hat, liesse sich doch gern noch einmal den ehmaligen Wirrwarr gefallen; denn es war ein Anblick, den man wohl nirgends in der Welt so hatte. Als hätten alle Jahreszeiten hier ihre Opfer gebracht, alle nur von dem Ueberflusse dessen genommen, was Erde und Meer aus ihrem Schoos dargeboten, und was Luft und Sonne Reizendes und zu heiterm Genuß Einladendes bereitet hatten — stand man da, staunend und kaum seinen Augen trauend. Es war hier nicht etwa ein mühsam zusammengesuchter Reichthum, das Auge zu blenden; Toledo erschöpfte sich hundertmal in einem Tage, und hundertmal, ja mit jedem Augenblick, strömte die neue Fülle her. Zu einer Tafel von achtzig Couverts, und zwar zu einer ausgesuchten Tafel, hätte man in dieser einzigen Straße alles nöthige und zwar in einer Stunde finden können. Inzwischen ist Toledo dem Fremden noch immer ein anziehendes Schauspiel, und ungeachtet Polizeidiener den Verkäufern, die sonst auf dem Boden lagerten, häufig andeuten, daß sie sich anderweitig zu verfügen haben, so zieht die alte Gewohnheit sie immer doch wieder dahin, wo sie des schnellsten Absatzes gewärtig sein können.

Man hat gesagt, die Lebensmittel seien theurer geworden. Das möchte aber höchstens von den Fischen gelten; denn da die

Digitized by Google

Fischer nicht weiter als bis zu einem gewissen Zeichen, nie ohne täglich erneuerte Erlaubnißkarte, und nie früher oder später als nach dem kommandirenden Kanonenschuß, ins Meer dürfen: so verlieren sie die zum Fischen bequemste Zeit. — Man hätte glauben sollen, daß durch Aufhebung der Kommunikation mit Sizilien die Orangen hätten seltener werden müssen; aber Neapel und die umliegenden Gegenden haben sogleich eine solche Menge von Orangen und Zitronen dargeboten, daß diese Lücke im Augenblicke gefüllt worden ist. Es fehlte mir an Gelegenheit, diese Früchte abzusehen, denn man gab gewöhnlich den Messinischen und die von der nördlichen Küste Siziliens kamen, den Vorzug. Sono più dolci, sagten die Neapolitaner; das kann der Fremde aber kaum unterscheiden. — Welch ein Ueberfluß von Gemüse sich besonders in diesem Jahre findet, davon hat man keine Vorstellung, und die mehrsten Gemüse sind fast durchs ganze Jahr zu haben, wenigstens vom März an bis zum Dezember.

Selbst die Franzosen, denen ihr Paris über alles gehet, müssen doch eingestehen, daß es auch nur Ein Neapel gebe, und selbst der Minister des Innern, in seiner neuesten Relation über den Zustand des Reichs in den Jahren 1806 und 1807, die im März 1808 erschien, nennt dieses Land ein in Ansehung seiner Lage und Fruchtbarkeit einziges und ausserordentliches Land.

Bei alle dem findet in dem reichsten Lande der Erde verhältnißmäßig große Armuth statt. Der Adel, oder die meisten ehmaligen Reichen, die nicht durch einen Zweig der Industrie ihre Einkünfte den Ausgaben oder gehabten Verlusten gleichstellen können, stecken in Schulden, und viele unter ihnen geradezu in Armuth. Dagegen haben sich andre aus geringern Klassen in die Höhe geschwungen und fahren in Kutschen (diese Beispiele sind jedoch selten), während viele von denen, die ehmals fuhren, zu Fuß gehen. Das eigentliche Elend aber sieht man nicht, wie fast überall. Gewiß ists, daß die Stadt voll Hülfsbedürftiger ist. Dazu hat selbst die Aufhebung der Klöster viel beigetragen. Eine große Menge Armer fand in den Klöstern täglich ihre Nahrung, und die Verzweifelung, in welche viele geriethen, als gewisse Klöster aufgehoben wurden, äusserte sich laut genug, obgleich sie nirgends Ausschweifungen oder Aufruhr veranlaßte.

Die Neapolitaner sind ordentlicher geworden. Jene aufbrausende Lebhaftigkeit des Temperaments, die dies Volk so sehr auszeichnete, und dem Beobachter zu einer interessanten Erscheinung machte, hat der Besonnenheit oder der Furcht Platz gemacht; doch diese Furcht ist immer nicht sklavische Scheu, sondern nur Folge von Beurtheilung eines von Natur scharfsichtigen Volkes. — Die Zahl der Diebstähle hat sich nach dem erwähnten Bericht des Ministers um ein Drittel, die Zahl der Ermordungen um zwei Drittel vermindert. — Schade wäre es, wenn die dem ächten Neapolitaner sonst so eigene Gemüthlichkeit und Drolligkeit, kurz sein nationaler Ausdruck des ganzen Innern, verloren gehen sollte, wie es bei der Mittelklasse immer mehr der Fall zu sein scheint.

Im Ganzen läßt es sich kaum denken, daß irgend etwas Aeusseres diesem Volke seine Eigenthümlichkeit nehmen werde. Weit weniger als iede andere Nation wird es sich zu fremden Sitten und zu einer ihm fremden Denkungsart fügen. Dies verdankt es der Fülle, mit der es von der Natur ausgestattet wurde; diese innere Fülle gibt man nicht für fremdes Neue hin. Der Kontrast macht jene dem Neapolitaner fühlbarer, und man kann insofern sagen, daß die gegenwärtige Zeit eine wahre Schule der Bildung für dies Volk ist, denn es lernt Karakter haben, wozu die Anlage in ihm liegt. Man wird, bis auf den gemeinsten Mann herab, nicht leicht ein Volk sehen, das in seiner Sprache wie in seinem Thun dezidirter zu sein wüßte, und es hat eine unwillkührliche Achtung für jeden Ausdruck von Entschlossenheit. Deswegen haben die Neapolitaner immer noch einen von Furcht unabhängigen Respekt für die Franzosen, wenn sie gleich deren Freunde nicht wären.

(Der Beschluß folgt.)

Die deutschen Almanache für 1809.

(Fortsetzung.)

Das alsatische Taschenbuch hat sich, wie es scheint, nach einem flüchtigen Dasein wieder verloren, so willkommen es auch seinen Freunden einst war. Dagegen begrüßt uns Alruna zum drittenmal aus der väterlichen Vorwelt, um, wie sie spricht, ihre trauernden Freunde und Freundinnen am florumwundenen Altar des Vaterlandes zu trösten, und, wo möglich, den letzten sterbenden Funken der Vaterlandsliebe noch im hoffnunggewährenden Glimmen erhalten zu helfen. Man kennt den Geist und Ton dieses niedlichen Almanachs aus den beiden vorigen Jahrgängen; er ist auch diesmal unveraltet derselbe. Auch diesmal haben uns die beiden herrlichen Künstler von Zurich, Usteri und Lips, die deutsche Vorwelt in zehn gelungenen Zeichnungen vor Augen und Seele zurückgezaubert. Der wichtigste und interessanteste von den Aufsätzen ist die angenehme lehrvolle Erzählung, die goldene Halskette. Aber auch die Klage E. Müllers über den Ruin seines deutschen Vaterlandes, eine Klage, die um so lauter tönt, um so tiefer eindringt, da sie neben den schönen Erinnerungen altdeutscher Mannkraft und Sitte wach geworden ist, verdient gelesen zu werden.

„Das Zeitalter deutscher Kraft" wird da gesagt, „ist vorüber! Ans Thuiskons und Hermanns markvollen Söhnen sind Zärtlinge geworden, die auf den Pfühlen der Verweichlichung unzählige Bedürfnisse erträumen, und die der Luxus allen Völkern der Erde zinsbar macht. Der hohe Mannsinn der Selbstständigkeit, der vormals den Deutschen so groß, so geachtet, so unüberwindlich machte, ist zum gemeinen Sklavensinne herabgesunken, der bei jeder Drohung von aussen zusammengeschüchtert wird, der seine kampfscheue Hand willig der fremden Fessel, ist sie nur mit irgend einem modernen Namen der Politik gestempelt, darreicht und das Schicksal des Vaterlands unbesorgt den Stürmen des unruhigen Zeitalters preisgibt. Auf den Herrscherstühlen hat dies Uebel zuerst begonnen, und bis in die Hütten hinab hat es sodann sich fortgepflanzt. Das Band der deutschen Eintracht hat sich aufgelöset, die Kaiserkrone ist von Germaniens Haupte gesunken, seine tausendjährige Reichsverfassung zertrümmert und undurchdringlich dunkel breitet sich der Schleier der Zukunft über sein kunftiges Geschick dahin. So liegt sie, ein ernstes mit Nachdruck belehrendes Buch, vor uns, die beschlossene Periode. Und welchem unverdorbenen Deutschen wäre es wohl möglich, das, was sie predigt, mit kaltem Blute anzuhören?"

Allerliebst kontrastirt mit diesen Kraftworten, gesprochen zur Belebung alter deutscher Kraft und Sittenstrenge, der dritte Jahrgang von Cotta's Kartenalmanach, welcher sich selbst ein Geschenk „des Gottes Capricio" nennt, eines Gottes, der,

Digitized by Google

wie wir wissen, in dem armen Deutschland jetzt mehr als jemals zu hausen beliebt. Nicht immer gar sinnreich lassen sich die Erfindungen nennen, wo die Caros, Piks, Treffes und Coeurs den Amoretten und Amorinen bald zu Flügeln, bald zu Spenfern, bald zu Karrikaturgesichtern, bald zu Urnen, bald zu Strickbeuteln dienen. Aber durch ein anderes Verdienst zeichnet sich der Kartenalmanach vor allen seiner Brüder aus. Alle jene niedlichen, zarten Zeichnungen sind keine Abdrücke von Kupfern, sondern von Steinplatten, und beweisen hier die Güte der neuen Erfindung auf unwidersprechliche Weise.

Ein Taschenbuch für die elegante Welt, das goldene ABC für Herrn und Damen in und ausser der Ehe betitelt, fehle hier nicht in unsern kurzen Anzeigen, ungeachtet dies Taschenbuch für 1809 eigentlich keinen Kalender trägt, der ohnedem bei den meisten nur Zugabe und Nebending ist. Es gibt uns in der That mehr, als der Titel verspricht; enthält in alphabetischer Form und leicht und angenehm vorgetragen manche Lehre, manchen Wink, den unsere Eleganten nie entbehren sollten, und ihnen um so willkommener sein sollte, da er nur mit Lacheln gegeben wird. In der That kann kein wahrer Freund seiner Freundin ein zweckmäßigeres Neujahrsgeschenk geben als dies Taschenbuch, über dessen Mängel (wie z. B. die sehr uneleganten Verse einer alten Jungfer) nicht leicht viele andere Vorzüge vergessen werden können. Zur Probe zeichnen wir den Buchstaben W aus, betitelt das Weibchen, wie ich es mir wünsche, nämlich:

Ein Weibchen, das der Turteltaube
An Sanftheit und an Treue gleicht;
Das anspruchslos in schlichter Alltagshaube
Die niedern Segel gern vor stolzen Flaggen streicht;
Nicht kan den Gatten vor der Welt nur ehrt,
Und stillentbrannt auf andre Siege sinnt;
Das für ihn lebt, und was sein Fleiß gewinnt,
Durch kluge Häuslichkeit vermehret;
Nicht Stunden, die der Küche heilig sind,
Im Sofa beim Roman vorträumt, beim Putz verliert,
Noch jeden Gallatag der Göttin Mode feiert;
Das für Natur und Tugend glüht,
Und seine Kinder selbst erzieht.

(Der Beschluß folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Der König von Sennaar.

In den von Harry Wilkens herausgegebenen Bruchstücken von Mungo Parks neuester und letzter Reise im Innern von Afrika finden sich im vierten Kapitel folgende Stellen, die als Beiträge zu Montesquieu's esprit des loix und zur neuesten Kulturgeschichte jetzt lebender Nationen hervorgehoben zu werden verdienen.

Das Land Sennaar in Nubien ist im Besitz einer Negernation, die vorher am westlichen Ufer des Abiad wohnte, in ihrem Lande Schilluck hieß, und im Jahre 1504 in Canots und Booten über den Fluß setzte. Sobald sie sich durch das Recht des Stärkern dieser heissen Gegend bemächtigt hatte, wo der Thermometer im Schatten bis auf 119 Grad steigt, baute sie am westlichen Ufer des Nilstroms, auf einer vor Ueberschwemmungen gesicherten Anhöhe, die Hauptstadt Sennaar, welche gegenwärtig ungefähr zehn tausend Einwohner haben mag.

Der König ist noch heutiges Tages verbunden, einmal während seiner Regierung ein Stück Feld zu pflügen und zu besäen. — Hätte dies Montesquieu gewußt, er würde es gewiß eben so gut eine institution admirable genannt haben, wie die durch du Halde bekannt genug gewordene Zeremonie des chinesischen Kaisers, mit der er alljährlich die Kunst des Ackerbaus ehrt.

Aber der afrikanische Monarch kommt mit dieser Bedingung noch nicht davon. Er muß sich auch das Staatsgesetz gefallen lassen, ohne welches er den Thron von Sennaar nie besteigen darf: daß er gesetzmäßig von seinen Unterthanen, wenn es das Wohl des Staats erfordert und seine Minister entschieden haben, hingerichtet werden kann.

Man sieht daraus, das Innere von Afrika ist für den Philosophen gewiß nicht minder wichtig, als fur den Geographen, Naturforscher und Kaufmann.

Ein heimliches Gericht.

In der correspondance secrete, politique et littéraire, einem achtzehn Duodezbände starken, nun fast vergessenen Werke, wird folgende Anekdote bekannt gemacht, die freilich etwas romanhaft klingt, dort aber für nichts weniger als Roman gegeben wird.

Im Jahre 1777 empfing der Scharfrichter von Landau einen anonymen Brief, mit dem sonderbaren Auftrage, sich ohne Verzug nach Nancy zu begeben, und sein Richtschwerd mitzubringen. Seine Reise, hieß es, werde ihm wohl belohnt werden, noch mehr aber seine prompte Erscheinung. Als er vor das Thor von Nancy kam, warteten schon drei Bewaffnete auf ihn, die ihn empfingen, in ihren Wagen nahmen, und ihm die Augen verbanden. Sie versicherten, daß ihm kein Leid geschehen sollte, und sie von ihm nichts als Verschwiegenheit und Gehorsam verlangten. Die Reise währte ununterbrochen zwölf Stunden lang. Der Scharfrichter glaubte bemerkt zu haben, er sei über den Rhein gebracht worden.

Endlich hält die Kutsche still. Man steigt aus. Des Scharfrichters Augen bleiben verbunden; man reicht ihm einige Erfrischungen; es gehn ein Paar Stunden vorüber, er ist immer streng bewacht, keiner spricht mit ihm.

Endlich wird er durch einige Gänge hingeführt, verschiedene Treppen auf und ab. Man läßt ihn zuletzt stehen, und bindet ihm die Augen auf. Er steht in einem erleuchteten, schwarz tapezirten Zimmer. Mehrere Herrn sind mit verhüllten Gesichtern gegenwärtig. In der Mitte des Zimmers sitzt eine ganz verhüllte Person, an der nichts als der Hals entblößt war. Ihr Kopf steckte in einer Art kleinen Sacks, der sich unter dem Kinn zuschloß. Man konnte nicht errathen, wessen Geschlechts sie sei. Sie gab auch keinen Laut von sich, sondern seufzte nur leise auf.

Man überreicht dem Scharfrichter sein Schwerd, und bedeutet ihm, diese Person zu enthaupten. Sein Weigern kam jetzt zu spät. Zwei Pistolen mit gespanntem Hahn lagen ihm beim ersten Achselzucken, mit dem er sich entschuldigen wollte, auf der Brust. Er hatte nur die Wahl, zu todten oder getödtet zu werden.

Kaum war durch seine Kunst der Kopf vom Rumpf geflogen, so reichte man ihm eine Börse mit zweihundert Louisd'or, verband ihm die Augen, setzte ihn in den Wagen, und führte ihn unter nämlicher Bewachung wieder davon.

Der Wagen hielt endlich nach zwolf Stunden Weges. Der

Digitized by Google

Scharfrichter mußte aussteigen, und eh er sich noch besonnen und die Binde von den Augen losgerissen hatte, war die Kutsche davon gefahren. Er stand wieder vor dem Thor von Nancy; es war Nacht.

Sollte diese Geschichte, welche sich erst vor dreißig Jahren, und in der Mitte gesitteter Völker zugetragen haben soll, wirklich mehr als ein müßiges Mährchen sein?

B.

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Frankfurt am Main, im November. Während die Politiker die Köpfe zusammenstecken und die Kaufleute klagen, gehen Wissenschaft und Kunst ihren Gang still und doch kräftig und emsig fort.

In diesem Jahre hat sich eine Wetteraulsche Gesellschaft für die gesammte Naturkunde gebildet, welche viele ausgezeichnete Männer aus Frankfurt, Offenbach, Hanau, Aschaffenburg, Darmstadt, Giessen, Marburg, Fuld u. s. w. unter ihre Mitglieder zählt. Diese Gesellschaft ist sehr thätig, steht mit den ersten Männern des In- und Auslandes in ihrem Fache in Verbindung, hat schon den Grund zu interessanten Sammlungen gelegt, und der Herzog von Batmo (Marschall Kellermann) hat ihr, als General-Gouverneur der Grafschaft Hanau, ein sehr passendes Lokal im ehmaligen Residenzschlosse eingeräumt. Die beiden Direktoren der Gesellschaft sind in ihren Fächern aufs rühmlichste bekannt: Herr Gärtner in Hanau als Botaniker, und Herr Hofrath Meyer in Offenbach als Botaniker und Ornitholog. Künftige Ostermesse wird wahrscheinlich schon der erste Band der Verhandlungen dieser kräftig ausübenden Societät ans Licht treten.

Von den Rheinlandschaften, welche Wilmans herausgibt, gezeichnet von Schütz, in Aquatinta gearbeitet von Radi, ist nun das dritte Blatt erschienen; es stellt Ehrenbreitstein vor seiner Zerstörung, mit seiner reizenden Umgebung dar. Ein treffliches Blatt!

Der Architekt Ulrich hat einen Plan von Frankfurt und seinen nächsten Umgebungen mit soviel Genauigkeit und Sauberkeit entworfen, daß man dem Erscheinen desselben mit Verlangen entgegen sieht.

— * „Eine hier (in Preußen) noch nie bemerkte Naturerscheinung zeigt sich diesen Herbst!" (So beginnt in einem der jüngsten Blätter eines deutschen Journals ein Korrespondentartikel aus Preussen.) „Ein schmutzig zweifarbiger Wurm mit bräunlichem Kopfe, in seinem Bau den Würmern in dem Obste ähnlich, wohnt in den neu besäeten Feldern. Er frißt das sprossende Samenkorn. Die emporgetriebenen Keime werden gelb und vertrocknen. Große Flurem verwüstet dieses Heer neuer bei uns noch nie gesehener Feinde" u. s. w. — Wer lächelt hier nicht bei der pathetischen Beschreibung der bekannten Maikäferlarven, oder Engern, die dem preußischen Naturbeobachter so feind sind, daß er die unerhörten Dinge der Welt öffentlich mittheilen muß! Es ist also doch wahr, daß man der Bilderbücher für Kinder noch nicht genug hat, so groß auch ihre Legion ist.

Aus England.

— Aus der durch den Kapitän Mac-Cullum im Jahre 1803 nach der Insel Trinidad gemachten Reise, deren Beschreibung zu Liverpool 1804 herauskam, ergibt sich, daß, ausser den bekannten Küstenorten, acht Dörfer noch von den ursprünglichen Einwohnern der Insel bewohnt sind, die als mäßige, arbeitsame, friedliebende Leute gelten. Seit der Eroberung der Insel Trinidad durch die Engländer im Jahre 1797 hatten diese Dörfer überhaupt nur 1082 Einwohner. An der Spitze eines jeden stand ein katholischer Missionär, der unbeschränkte Gewalt übte. — Die Population der gesammten Insel betrug damals 16,525 Seelen, worunter nur 2081 Weiße waren, und der Sklaven 10,009. Seitdem aber hat die Bevölkerung ausserordentlich zugenommen. Nach einer Zählung vom Jahre 1803 betrug sie schon 28,000 Seelen, worunter nur 663 Engländer waren. Auch die Waarenausfuhr hat sich seitdem ansehnlich vermehrt. Nur im Jahre 1802 wurden für brittische Rechnung 69,551 Zentner Zucker, 29,537 Gallonen Rum, 3327 Zentner Kaffee, und 1,239,573 Pfund Baumwolle ausgeführt. Der größte Theil dieser Artikel gehet aber nach den nordamerikanischen Freistaaten.

Die Insel ist ungemein fruchtbar, trefflich bewaldet und von sieben schiffbaren Flüssen durchzogen.

Merkwürdig ist, daß der Glaube an Hexerei, der in Europa längst untergegangen ist, in Westindien und fast überall im spanischen Amerika noch so fest gehalten wird. In dem Jahr, da Mac-Cullum auf der Insel war, befanden sich gar viele Neger in den Kerkern, wegen Hexerei angeklagt, die man mit schwerer Grausamkeit behandelte.

Aus Frankreich.

— Aus den Briefen der französischen Gesandtschaft in Persien erfährt man, daß die Perser die besten Leute von der Welt, ihre Höflichkeiten aber eine Reihe ungeheurer Uebertreibungen sind. Tritt man in ein Haus, so erklärt der Herr, das ganze Haus stehe zu Befehl, man könne damit nach Belieben schalten. Ein Vezier versichert, seine ganze Provinz stehe zur Disposition.

Man reiset übrigens in Persien heutiges Tages mit der größten Sicherheit. Von Räubern hört man gar nichts.

Feth-Ali-Schah regiert über zwanzig Millionen Unterthanen. Seine Armee besteht aus 60,000 Mann Infanterie, und mehr als noch einmal so vieler Kavallerie. Die Artillerie ist gar unbeträchtlich. Die persische Kriegskunst hat sich im achtzehnten Jahrhundert sehr verbessert. Demungeachtet hält sie mit der europäischen durchaus keinen Schritt.

Hr. Trezel, ein französischer Offizier, meldete der Gesandtschaft von Ispahan aus, daß diese Stadt gegenwärtig nichts als eine unermeßliche Einöde sei, wo man oft Stunden lang immer zwischen Ruinen wandert. Die erst gebauten Moscheen, die ungeheuren, regelmäßigen, öffentlichen Plätze geben noch von der Herrlichkeit der alten Könige. Reiche haben, wie Familien, ihre Wechsel.

Tebreau, die jetzige Hauptstadt des Reichs, hat während des Winters über 50,000 Einwohner; im Sommer bleiben nur die Armen darin. Im Juli und August zerstreuet sich der größte Theil der Volksmasse der Stadt in die benachbarten Dörfer. Die Hitze steigt dann auf 27 bis 28 Grad.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 102. — den 21 Dezember 1808.

Die resp. Abonnenten auf die Miszellen der neuesten Weltkunde werden hierdurch erinnert, sich vor Verfluß dieses Jahrs wegen Erneuerung des Abonnements zu erklären, um keinen Aufenthalt in der Versendung mit dem Anfange des neuen Jahres zu erfahren. Diejenigen neuen Abonnenten, welche sich für das nächste Jahr abonniren wollen, belieben sich an die bekannten Herrn Kommissionärs oder an die löbl. Zeitungsexpedition ihres Orts zu wenden, und den Betrag mit 8 Schweizerfranken für den halben, und 16 Schweizerfranken für den ganzen Jahrgang voraus zu entrichten.

H. R. Sauerländer, Buchhändler und Buchdrucker in Aarau.

Miszellen aus Berlin.

Berlin, 6 Dez. 1808.

Mit dem heutigen Tage beginnt endlich für den preussischen Staat eine neue Epoche. Heute ist der Tag, wo Berlin und mit ihm der ganze preussische Staat, sagen kann, daß sie ihrem Könige wiedergegeben sind.

Sonnabends wurden von dem Kommandanten, auf Befehl des Marschalls Davoust, die Schlüssel der Stadt dem Prinzen Ferdinand übergeben.

Der Marschall Davoust hat sich hier den Namen eines rechtlichen und sehr gebildeten Mannes erworben. Noch wenige Tage vor seiner Abreise besuchte er das Invalidenhaus, und die Achtung für die Manen Friedrichs, die Gefühle der Ehrfurcht, die ihn beim Aufenthalt unter den Trümmern seines Heldenmuths begeisterten, veranlaßten ihn, dieser Anstalt ein Geschenk von tausend Thalern zu überreichen.

Ueberhaupt soll Davoust ein Mann von sehr guten literarischen Kenntnissen und vieler Welt sein, und dies ist vielleicht auch Ursache, daß er sich um die Aeusserungen und die Denkart mehrerer Männer von Einfluß, als auch um das Treiben der Tagesschriftsteller, nachdrücklicher und anhaltender bekümmert als alle seine Vorgänger. Aus öffentlichen Blättern haben Sie schon erfahren, daß der geheime Rath Schmalz von ihm in strenge Verantwortung gezogen ward. Dieser Mann beging die Unbesonnenheit (so kann man es nun nennen), und ließ eine Adresse an das Volk, die einem sogenannten Volksblatte vorgesetzt werden sollte, ohne die Zensur befragt zu haben, setzen und ein Exemplar zur Korrektur abziehen, und dieser Schritt, welcher verrathen worden sein muß, brachte ihn in den Verdacht, daß er etwas ohne Vorwissen der Regierung ins Publikum verbreiten wollte, und versetzte ihn in die unangenehmste Lage. Auch der Redacteur des Beobachters an d. Spree (ein sogenanntes literarisches Pis-aller) mußte einige Tage, wegen eines zu patriotischen Ausfalls, dem Arrest sich unterwerfen, und der Kriegsrath Mühler sollte ebenfalls wegen einiger von ihm in Zirkulation gewesenen Gedichte zur strengen Verantwortung gezogen werden.

Einen Tag vor seiner Abreise ließ Davoust mehrere Prediger, Schauspieler, Gelehrte und verschiedene höhere Beamten vor sich laden, und gab ihnen die nachdrückliche Weisung: ihrer Pflicht eingedenk zu sein, und eine bessere Stimmung im Volke zur Ergebenheit in sein Schicksal zu erhalten.

Sehr human empfing Davoust die hier anwesenden preussi-

Digitized by Google

schen Offiziere, welche mehrere Tage nach erhaltener Erlaubniß, ihre Uniform wieder tragen zu dürfen, sich zu ihm hinbegaben, um ihn zu begrüßen. Er tröstete sie über das ihnen widerfahrene Schicksal, und sagte ihnen, daß es ihnen keine Schande sein könne, von einer Armee überwunden worden zu sein, die der große Held anführte. Die Franzosen, fügte er hinzu, sind einst von Friedrich dem Großen geschlagen worden; einst könnte auch eine siegreiche Periode für Preussen wieder eintreten. Vorzüglich ließ er der preussischen Artillerie viel Gerechtigkeit widerfahren, und machte ihr das Kompliment, daß ohne deren gute Bedienung die Russen den Franzosen nicht so viel Schaden hätten thun können.

Gestern Abend um fünf Uhr hat das französische Gouvernement aufgehört, das der bisherige Kommandant, General St. Hilaire, nach der Abreise des Marschalls Davoust handhabte. Der General St. Hilaire begibt sich nach Stettin, als Gouverneur der dortigen Festung.

Im Gefolge der höhern französischen Autoritäten, welche Berlin dieser Tage verliessen, befindet sich auch der Herausgeber des Telegraphen, der, wie verlautet, dies Blatt in Hannover fortsetzen wird.

Jetzt, nach Abzug der französischen Truppen und Behörden, herrscht zwar eine mäßige Stille in unserer Stadt, die aber nur bald wieder belebt werden wird, durch die Vorbereitungen, welche sowohl zum Empfange der preussischen Truppen als des Hofes getroffen werden.

Ueber das Schicksal des Ministers von Stein lebte das Publikum bis jetzt in der größten Ungewißheit. Gestern langte endlich die Nachricht aus Königsberg an, daß er seinen Abschied gefordert und erhalten. An seine Stelle tritt, nach einem vorläufigen Gerücht, der Graf von Dohna, bisheriger Präsident der Kammer zu Marienwerder, als Finanzminister, und der geheime Rath von Altenstein als Minister des Innern.

In der Umgebung der Königin ist auch eine Veränderung vorgegangen. An die Stelle der Frau von Voß ist die Frau von Berg als Dame d'Atour getreten.

Vor einigen Tagen machte auch der alte Möllendorf dem Berliner Publikum seinen erhaltenen Abschied bekannt. An seine Stelle tritt der Generallieutenant Lestocq, der auch vorgestern schon hier angelangt ist. Unser Gouvernementshaus hat nun die Hoffnung, ein frischeres Ansehen zu erhalten, das mit dem zunehmenden Alter Mollendorfs gleichsam eine grämliche Physionomie annahm. Zum Kommandanten von Berlin ist der Oberst Graf von Chassot ernannt, ein rascher, thätiger und ächt patriotischer Mann.

Bis die französischen Truppen sich völlig in die drei Festungen Küstrin, Stettin und Glogau zurückgezogen, sollten die preussischen Truppen nicht über die Oder kommen. Bis zum 6 Dez. dürfte dies erfolgt sein, so daß also die preussischen Truppen den 9 in Berlin eintreffen können. Es sind 10,000 M. Franzosen, welche in die drei Festungen verlegt werden. Stettin bekommt 4500, Glogau 3500 und Küstrin 2000 Mann. Sie werden von den verschiedenen Kreisen verpflegt, und zugleich werden die Festungen förmlich verproviantirt. In letzterer Hinsicht sind von Seiten der Regierung sehr bedeutende Kontrakte mit den Lieferanten geschlossen worden.

In einem Handschreiben an eine wichtige Militärperson hat sich der König von Preussen geäussert, daß er seine Armee aus politischen Gründen jetzt nicht verstärken würde. — Nach genauen Nachrichten ist sie jetzt ungefähr 50,000 Mann stark.

Nach dem vor mir liegenden Entwurf der preussischen Militärangelegenheiten wird die preussische Armee dereinst bis auf 100,000 Mann verstärkt werden. Die Offiziere, welche nicht gleich angestellt werden, bekommen Wartegelder, aber nur unter der Bedingung, sich beim Kriegskollegium auf Ehre schriftlich verbindlich zu machen, daß sie kein eigenes Vermogen besitzen und einer Unterstützung bedürfen.

Die in den von den französischen Truppen besetzten drei preussischen Festungen sich befindenden Kammern werden während des Aufenthalts der fremden Truppen in andere Städte verlegt.

Seit einiger Zeit lebt hier schon der russische Gesandte am preussischen Hofe, Graf von Stakelberg.

Ueber das Schicksal der Bürgergarde weiß man noch nichts Bestimmtes. Letzten Sonntag deutete ihrem Generalstab der neue Kommandant an, daß der König verordnet: die Soldaten sollten vor den Bürgergarde-Offizieren salutiren, dafür sollten aber die Bürgergardisten vor den Militär-Offizieren präsentiren. Dieser Antrag erregte unter der Bürgergarde große Bewegung. Die Bürgergardisten wollen sich nicht dazu verstehen, vor dem besoldeten Militär zu präsentiren. Man muß nun erwarten, was hierüber entschieden werden wird. — Wie es heißt, soll die Bürgergarde eine andere Uniform erhalten.

Trotz der bestimmten Aussicht zur Rückkehr der alten Ordnung haben sich die preussischen Fonds nicht sehr gehoben, sondern sind vielmehr bedeutend gefallen. Ein Beweis, daß der Geldmangel größer ist, als man wohl geahnet haben mag.

Die Neapolitaner unter Joachim dem Ersten.

(Beschluß.)

Man hat gewöhnlich durch zwei hauptsächlich auffallende Züge die Neapolitaner zu karakterisiren gesucht; nämlich durch Leidenschaftlichkeit und durch planmäßige kalte Rachsucht. Diese Züge werfen der ersten Ansicht nach einen Schatten auf diese Südländer, aber im Grunde beweisen sie nichts anders, als daß die Grundzüge zu einem edlen kraftvollen Volke in ihnen liegen müssen. Beleuchten wir die Sache näher, indem wir diese Menschen in verschiedenen Beziehungen, wozu uns die neueste Geschichte Anlaß gibt, betrachten: so werden wir dem Neapolitaner, ungeachtet seiner scheinbaren oder auch wirklichen Fehlerhaftigkeit, unsere Achtung nicht versagen können.

Daß der Neapolitaner thätig und von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt ist, davon finden sich die deutlichsten Spuren, besonders wenn man ihn mit dem römischen Nachbar vergleicht. In allem seinem Elend läßt er sich nicht unterdrucken. Immer glüht noch ein Lebensfunke in ihm, der treibt, auch wenn er verdorrt scheint, wie das Reis der blätterlos daliegenden Rebe. Er hat oft nichts, ist arm und elend, wie ein Thier, das ohne Dach und ohne Herrn lebt; und doch sollte man oft, wenn man diese Menschen sieht, die man meistens Lazari nannte, glauben, sie hätten eben ein Glück gemacht, oder hätten das Unglück nie gekannt, so kraftvoll, so diogenisch blicken sie in die Welt und das Leben.

Eben so merkwürdig ist eine, diesem Volke eigenthümliche, Anhänglichkeit gegen ihre ehmalige Regierung, ungeachtet die

Digitized by Google

Fehlerhaftigkeit derselben jederman bekannt war. Mit jedem Jahre wuchsen die Auflagen; man sah die Schwächen der Regierung und die persönlichen Mängel der Regierenden ein: und doch wäre nirgends weniger, als beim neapolitanischen Volke, eine Volksrevolution zu befürchten gewesen. Es war auffallend, wie sehr man im Ganzen die letzte Wortbrüchigkeit der ehmaligen Königin mit mißfälligem Auge ansah; doch äusserte sich dieses Mißfallen stärker vorher als nachher. Es war, nachdem im Jahre 1805 Napoleon Tarent wieder überliefert hatte und seine Truppen sich zurückzogen, als beseelte nur Ein Wunsch die Herzen: Wollte Gott, daß unsere Königin sich mäßigte! — Dennoch, als die Folgen die Besorgnisse des Volks gerechtfertigt hatten, und das Volk wirklich sich als ein Opfer der falschen Politik ansehen konnte, hätte es dennoch sein Aeusserstes für die alte Regierung gethan, wenn es nur die geringste Wahrscheinlichkeit gehabt hätte, einen Erfolg zu haben.

Kalabrien und die in Neapel immer neu entdeckten Verschwörungen sind ein Beweis, zu welchen größern Zügen dies Volk fähig gewesen sein würde, wenn es menschlich behandelt worden wäre. Die Zeit hat jederman über das Benehmen der vorigen Regierung aufklären müssen, und doch hat, was die Gesammtmasse anbetrifft, die vorige Dynastie noch genug der Ergebenen. Ferdinand und Karoline können immer an Neapel denken, denn ein solches Volk und eine solche und so unverdiente Anhänglichkeit finden sie nicht wieder, auch wenn sie sich mit dem engsten Ausschuß ihrer Lieblinge umgürten wollten.

Alle Greuel, die im Neapolitanischen vorfielen, waren Folge der Regierung. Wäre Gerechtigkeit und Polizei dagewesen, das Volk hätte sich mit einem bloßen Winke leiten lassen. Kann aber irgend ein Volk, in welchem nicht ein tiefer Fond von Gutmüthigkeit und Karakter liegt, einer solchen Anhänglichkeit für seine Regierung fähig sein? — Daß es den Franzosen schwerer wird, das Zutrauen zu gewinnen, liegt unter andern Ursachen darin, daß das Volk sie nicht als etwas Nationales ansieht, und gleichwohl werden selbst die Franzosen sich die Herzen des Volkes gewinnen, wenn nicht das Zeitalter selbst dazu wirkt, die Hoffnungen der Volker immer von neuem zu vereiteln.

Was man von dem Haß und der Rachsucht der Neapolitaner sagt, ist nicht übertrieben; aber man muß es mit der gehörigen Beschränkung ansehen. Ein Volk, das lieben und anhänglich sein kann, muß auch hassen und seinen Haß nähren können. Das liegt in der Natur der menschlichen Seele, in welcher bei jeder Kraft ihre verhältnißmäßige Tendenz zur Zerstörung neben dem Prinzip der Wirksamkeit liegt, und es müssen die äussern Umstände erwogen werden, welche die Wirkung in einer oder in der andern Beziehung hervorbringen.

Dieses Volk, ungeachtet es seit einer langen Reihe von Jahren aller Volkserziehung entzogen war, hat dennoch immer Sitten gehabt. Selbst in der gewühlvollen Stadt Neapel, bei allem Einfluß des Klima, und bei der gehaltlosesten, oft in bloßes Possenspiel ausartenden Religion, die es hatte oder erhielt, herrschte die Sitte, wie man sich das im Auslande nicht denkt.

Ja es ist die Frage, wo mehr Sittenstrenge gefunden würde, wenn alles gegeneinander gewogen würde, bei dem feurigen Neapolitaner oder bei dem kalten Nordländer? Hier ist die Tugend der Enthaltsamkeit, der Mäßigung, Verdienst und Folge einer höhern Besonnenheit. Ein Faktum, das fast den Glauben übersteigt, ist dieses, daß die Anwesenheit eines zahlreichen Militärs hier eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat, als anderswo. Mütter und Töchter, als hätten sie sich verabredet, blickten vor ihren Thüren sitzend nur nicht auf, wenn Truppen vorbei defilirten. Selbst die Phrynen verschwanden, und es war den Fremdlingen ein unerklärbares Phänomen, Frauenzimmer allein ausgehen zu sehen, bei denen gleichwohl kein Engagement zu finden war.

Häufig sind übrigens die Beispiele vorgekommen, daß arme Mädchen, die auf irgend eine Weise das Opfer ihrer Lage wurden, bei dem ersten Anlaß sich herauszureissen, eine Stärke und Standhaftigkeit der Seele und eine so edle Schamhaftigkeit zeigten, daß sie zu wahren Phänomenen gehören. Auf der andern Seite muß man aber ebenfalls sagen, daß die Männer, so sehr sie sich auch dem Hang zum Vergnügen überlassen, dennoch das Weib achten, und jene Grundsätze, die das Weib so tief herabwürdigen, als etwas sie selbst Entehrendes von sich stoßen.

Könnte man übrigens alle die Züge von Aufopferung, Mildthätigkeit, Herzensgutmüthigkeit und Herzensgröße sammeln, welche die Neapolitanerinnen, selbst aus den ärmsten Klassen, während der Revolutionsflammen in ihrem schönsten Lichte zeigten: es würde dies ein wahres Geschenk an die Menschheit sein, und beweisen, daß doch noch ein tiefer Grund in den Menschen vorhanden ist, der ein Gutes von der Zukunft hoffen läßt, auch wenn das Bild des offener daliegenden Lebens den Beobachter um allen Glauben an die Menschheit zu bringen drohte.

Dies sind einige allgemeine Züge zu dem Karakter dieses Volks, das unter den dermaligen existirenden Völkern gewiß eins der interessantesten ist, und gewiß alle Theilnahme verdient, wenn es nicht die Glückseligkeit geniessen kann oder erlangen sollte, zu der es längstens Fähigkeit und Ansprüche gehabt hätte.

Die deutschen Almanache für 1809.

(Beschluß.)

Der in Leipzig erscheinende Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen gewährt auch diesmal den jungen Schönen, was er verheißt, wenn sie ihr Vergnügen nicht in faden Süßigkeiten oder modischen Frivolitäten zu finden verwöhnt sind. Elisa von der Recke, Schreiber, Burd und andere beliebte Dichterinnen und Dichter, geben dazu von ihren jüngsten Blüten, welche, wie die trefflichen Kupfer nach Zeichnungen der Meister Jury, Schnorr, Schubert, Zierden des Almanachs sind. Drei moralische Erzählungen, unter welchen sich besonders die Geschwister durch ihre Tendenz auszeichnen, die Fragmente aus der Länder- und Volkerkunde (diesmal eine Schilderung Ostindiens und der Freundschafts-Inseln), die Beschreibung der Korallen, des Mahagonyholzes, die Bruchstücke über Beförderung weiblicher Schönheit und Gesundheit, über körperliche Erziehung u. s. w., werden durch Nützlichkeit das Vergnügen erhöhen.

Glänzender als jemals ist in diesem Jahre Ifflands Almanach fürs Theater ausgestattet. Denn ausser den Portraits von den Schauspielern Franz Mattausch, Fr. Jonas Beschort und Therese Eunike, empfangen wir als Extrabeilage, nicht mit in den Almanach eingebunden, den sauber illuminirten großen Kupferstich, welcher den Zug nach dem Reichstagspalast in Worms aus Werners Weihe der Kraft darstellt.

Digitized by Google

Aber auch dem Inhalt des Büchleins selbst gebricht es nicht an Reichhaltigkeit, welche für Künstler und Freunde der dramatischen Kunst anziehender selbst, als der äussere Schmuck ist. Nur nicht ganz angenehm ist es, daß unter den für Kunstjünger sehr gehaltvollen kleinen Aufsätzen auch verschiedene Fortsetzungen von Fortsetzungen erscheinen, welche nach einem Jahre wieder fortgesetzt werden sollen, wie z. B. die Abhandlung über körperliche Beredsamkeit, oder über die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne. Doch auch diese lehrreichen Fragmente können unsern Schauspielern nicht dringend genug zur Beherzigung empfohlen werden.

Das Verzeichniß sämtlicher deutscher Theater und ihrer Mitglieder füllt das zweite Drittel des Almanachs. Eine in mehr als einer Hinsicht lehrreiche und nützliche Rubrik, freilich nicht ganz was sie zu sein verspricht, kein Verzeichniß von sämtlichen, sondern nur von ungefähr zwanzig deutschen Bühnen, und ein Verzeichniß vollständiger als das andere. Von den auf deutschen Theatern in Deutschland, Preussen und Rußland gegebenen Stücken sind in dem Theaterjahr 1807 — 1808 die meisten von Schröder, Beil, Schiller, Iffland, Göthe, Kotzebue, Ziegler, Zschokke, Theodor Hell, Madame Weissenthurm, Klingemann, Schmid, Steigentesch, Collin, Fr. Walther, Holdein, Jul. von Voß u. s. w. Doch neben Kotzebue's Arbeiten werden keine so vielfältig gegeben und wiederholt, als die der Frau von Weissenthurm.

Das letzte Drittel des Almanachs füllt ein Dialog (?) für Gesellschaftstheater, eigentlich ein recht braves Nachspiel in einem Akt, die Einung betitelt, worin ausser den Dialogen auch Pentalogen vorkommen.

Der helvetische Almanach, gänzlich seiner bisherigen Form getreu, gibt uns in diesem Jahre die geographisch-statistische Darstellung des Kantons Glarus, begleitet von einigen malerischen Ansichten dieses Gebirgslandes in radirten Blättern, und illuminirter Abbildung Glarner Volkstrachten. Dieser schweizerische Almanach ist einer der wenigen, unter seinen vielen Brüdern, welcher durch innern Gehalt seine Existenz an kein flüchtiges Jahr knüpft, sondern als Theil einer größern statistischen Gallerie bleibenden Werth empfangen hat.

Unter dem besondern Titel: Malerische und historische Reise in Spanien, aus dem Französischen des Alexander de la Borde, gibt uns das Leipziger Taschenbuch für 1809 den Anfang eines geschmackvollen Auszugs aus dem großen Labordischen Werke, welches in siebenzig Lieferungen erscheinen soll, aber bei weitem noch nicht zur Hälfte öffentlich vollendet ist. Ein Unternehmen wie dieses, verdient allerdings Achtung und Aufmunterung. Auch konnte kaum zu einer Zeit Spanien mehr als jetzt das beobachtende Auge der Deutschen anziehen.

Nach einer historischen Einleitung, größtentheils das ältere Spanien berührend, folgt die Erklärung von 29 vortrefflichen Kupfern, zwar nur Kopien der Labordischen, aber Kopien von den Meisterhänden eines Meno Haas, Frenzel, Schumann, Darnstedt, (die Ansicht des Montserrat von der Einsiedelei S. Michael aus ist ganz vorzüglich gelungen) Hammer, Frosch, Hüllmann u. s. w., die mit den Originalen oft wetteifern.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Basel, 13 Dez. Wer Basel vor zehn Jahren sah, und jetzt wieder dahin kommt, wird sich in manchen Stücken schwerlich mehr erkennen. Es sind mehrere Anstalten gegründet worden, welche eine vernünftige Annäherung der Gebildetern jedes Standes befördert haben, so daß wir in wenigen Jahren mit den vorzüglichsten Städten Deutschlands hierin werden wetteifern können.

In dem Erdgeschoß unsers Lesegesellschaftsbaues ist seit zwei Monaten eine Art von Casino gebildet worden, zu welchem jedes Mitglied jener Gesellschaft, wohlverstanden gegen eine besondere Retribution von 1 Louisd'or jährlich, den Zutritt hat. Drei sehr geräumige Zimmer sind zum Behuf dieser Anstalt eingerichtet worden; in einem derselben befindet sich ein Billard, und die andern zwei werden zu gesellschaftlichen Spielen oder zur Konversation benutzt.

Unsere Winterkonzerte mit den damit verbundenen Bällen haben ebenfalls keinen geringen Einfluß auf jenen wohlthätigen Zweck der gesellschaftlichen Verfeinerung. Jeder rechtliche Einwohner, sei er Bürger oder Einsaß, Prinzipal oder Commis, hat den Zutritt zu diesen verschiedenen Anstalten, in welchen man wenig mehr von jenem Zwange wahrnimmt, der ehmals die gemeinschaftliche Unterhaltung dominirte. — Zwei Männern, welche durch ihren thätigen Eifer alle Hindernisse besiegten, haben wir den Bau und die gefälligere Einrichtung unsers Theaters zu verdanken, das wohl nicht mehr der Gegenstand der Satire zu sein Gefahr lauft, obschon noch manches zu wünschen übrig bleibt. Eben so verdanken wirs auch dem einen der Unternehmer desselben, Hrn. Oswald, daß er mit vieler Aufopferung und unermüdetem Eifer, so gut es sich nur in der Kürze der Zeit thun ließ, aus der Ferne und Nähe eine ziemlich wohl bestellte Schauspielergesellschaft von etlichen zwanzig größtentheils sehr brauchbaren Subjekten zusammenbrachte. Für die Oper ist freilich noch nicht gesorgt, allein unser Publikum ist nicht fühllos für das, was bereits geleistet worden. Hr. Oswald verdient wirklich für seine Aufopferungen alle Unterstützung, wenn man bedenkt, daß er sich einzig eine Last aufgeladen hat, welcher in mehrern größern Städten ganze Societäten unterliegen.

Man arbeitet jetzt an dem Plan zu einer allgemeinen Beleuchtung der Straßen, welches aber schwerlich für diesen Winter noch zur Reife gelangen dürfte. Dem Gassenbettel hinwegen ist durch sehr zweckmäßige Anstalten abgeholfen worden. Die Darreichung der Rumfordschen Suppen, so wie manche andere wohlthätige Einrichtung, gehen ihren ehmaligen Gang fort.

Aus Deutschland.

— * Berlin. Fürs künftige Jahr werden wieder einige Zeitschriften das Licht des Tages erblicken, denen man eine lange Dauer zu versprechen hoffen darf. Prof. Schmalz wird ein Journal: Politische Annalen herausgeben. Sehr viel Gutes verspricht man sich von einer periodischen Schrift, die eine vielseitigere Tendenz haben wird, und unter dem Titel: Pharus; eine Zeitschrift für Politik, Philosophie und Literatur, in zwanglosen Heften erscheinen wird.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt, nebst einem Intelligenzblatt Nro. 18.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 102.

Schweizerischer Nationalbericht

über die landwirthschaftlichen Anstalten zu Hofwyl, im Kanton Bern.

Rezensent, der den letzten Sommer in Hofwyl zubrachte, findet in dem Berichte einige Irrthümer, die zum Nachtheil der Sache von Hofwyl gereichen könnten; er hält es daher für Pflicht, sie hier zu berichtigen. — Die Zitationen beziehen sich auf die französische Ausgabe des Berichts.

Die eidsgenössischen Kommissarien verkennen Seite 25 ihres Berichts einen wesentlichen Nutzen, den die unterirrdischen Bewässerungsanstalten des Hrn. F. für entwässerungsbedürftige Wiesen haben müssen. Ohne solche Aufhaltungsmittel einer bloß periodisch nothwendigen Entwässerung verliert sich meistens das zur überrieselnden Bewässerung der Wiesen aufgeführte Wasser durch ihre verdeckten Entwässerungskanäle, bevor die beabsichtigte Ueberwässerung vollendet ist: so daß das Wasser unterirrdisch wegfließt, ohne seine befeuchtenden Theile auf der Oberfläche abgesetzt zu haben, wie das doch allerdings geschehen sollte. Bei der Methode zu Hofwyl muß das zur Ueberrieselung aufgeführte Wasser nothwendig über die Oberfläche hinfliessen, weil es, so lange der Landwirth die Entwässerungskanäle verschlossen hält, in dem Untergrunde weder Raum noch Oeffnung zum Ausfliessen finden kann. Die unterirrdischen Bewässerungsanstalten des Hrn. F. haben sich überdies auch als ein sehr gutes Mittel bewährt, die Wiesen von Mäusen zu befreien.

S. 31 wird ein großer, hauptsächlich jungem Hornvieh gewidmeter Stall, als bloß der Eselszucht bestimmt, angegeben.

S. 73 bedarf der Bemerkung, daß in den Rechnungen von Hofwyl das Tagewerk eines Pferdes schon lange zu 10 Batzen angesetzt wurde.

S. 78 kündet nur zwei Abtheilungen der Sennerei an, da sich doch schon zu drei solcher Abtheilungen hinlängliche Stallungen zu Hofwyl befinden. Daß im letzten Sommer die Stelle der einen mit Ochsen besetzt war, wird wohl als eine zufällige Ausnahme von der Regel betrachtet werden müssen.

S. 80 bedarf der Bemerkung, daß die Oeffnung, durch welche die Erdäpfel zum Dampfkochen aufgeschüttet werden, dem obern Umfange der hölzernen Kufe gleich ist.

S. 89 gibt zwölf Stück als den vollen Betrag der Schweinszucht von Hofwyl an, da sie doch im letzten Sommer meistens doppelt so stark war, und künftig mit der Sennerei verhältnißmäßig zunehmen wird.

S. 92 — 93 wird der Viehstand für die Zukunft zu gering angegeben. Bis jetzt konnte er nicht stärker sein, weil die ganz neulich mit roher Erde überführten Wiesen noch nicht verraset waren, und daher nicht soviel Futter abtragen konnten, als man in Zukunft mit Zuverlässigkeit davon erwarten darf. Auch wird der Betrag des Mischeldüngers viel zu gering geschätzt, und die angegebene Düngung von 22 Fudern für die Juchart würde auf die Dauer auch gar zu stark sein. Sie geht wohl an, so lange die tiefere Begrundung der Aecker zunimmt; aber sobald die aus der Tiefe heraufgebolte Erde einmal verwittert und gedüngt sein wird, müßte eine so starke Düngung bei der Pferdehackenkultur unausbleiblich ein allgemeines Fallen der Früchte bewirken.

S. 107 wird dem Hrn. F., gleich wie in des Hrn. Baron von Imhof sonst so vortrefflichen Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätzen zu den v. Escherschen Briefen über die Fellenbergische Landwirthschaft, die Meinung beigemessen, daß die aromatischen Alpenpflanzen in den Thälern gleich gut wie auf den Gebirgen gezogen werden könnten. Dagegen lasen wir letzthin in den gemeinnützigen Nachrichten von Bern die hier nachfolgende, von Hrn. F. selbst unterzeichnete Erklärung:

„In Absicht auf die Kultur der besten Alpenkräuter bin ich zwar allerdings überzeugt, daß uns ihre sorgfältige Pflege auf den Gebirgen eine reiche Quelle von Handlungserwerb eröffnen würde; aber ihre Verpflanzung in Thalgegenden und die Versendung ihrer Samen halte ich für durchaus zweckwidrig. Es kommt mir unzweifelhaft vor, daß die Alpenkräuter besser auf unsern Gebirgen, als irgendwo sonst gedeihen, und ich ehre das Band, das selbst die verschiedensten Länder der Erde durch die Eigenheit der Produkte eines jeden und durch das Bedürfniß ihres gegenseitigen Austausches unter einander verknüpft. Daher rührt auch ein guter Theil des Interesse, das mich für die Alpenkultur belebt, durch die der Schweiz ein früherhin beispielloser Wohlstand zugeeignet werden könnte."

S. 110 führt einen zu frühzeitig umgebrochenen Luzernen-Acker an, über den hier bemerkt werden muß, daß die nordwestliche Lage des Ackers und seine kalkquellichte thonichte Unterlage bewirkt haben, daß die Luzerne, mit der er besetzt war, vier Jahre nach ihrer Aussaat wieder abgestanden, oder unschmackhaft geworden ist. Zudem hatte die Cuscuta europea, gegen deren Saamen man sich damals noch nicht wie jetzt verwahren konnte, diesen Acker so sehr in Besitz genommen, daß er nur durch ein völliges Umackern wieder davon befreit werden konnte.

S. 139 wird der Düngerbedarf der Kultur von Hofwyl, wie schon oben bemerkt worden ist, auf die Dauer zu hoch berechnet.

S. 143 — 144 hingegen ist der Bohnen- und der Waizenertrag zu niedrig angesetzt. Noch viel auffallender ist aber die Angabe von

S. 157, indem von der Juchart Bewässerungswiesen regelmäßig nur 39 1/3 Entr. Futter als Jahresertrag angenommen werden, da doch eine Juchart solcher Wiesen von besserer Qualität im Kanton Bern nur in Heu und Emd der Regel nach zwischen fünfzig und sechszig, ja noch mehr, Zentner Futter abwirft. In den Jahren 1807 und 1808 wurden die Wiesen von Hofwyl durchaus mit frischer Erde überführt, ihre Vegetation wurde dadurch sehr gehemmt, auch jetzt sind sie noch nicht verraset, wie der Bericht es S. 23 selbst anerkennt. Die Futtererndte von 1807 sollte also keineswegs zum Maasstabe des künftigen Jahresertrages dieser Wiesen angenommen werden, da er sich in Zukunft wenigstens um einen Drittheil höher belaufen wird. Der Einfluß dieses Umstandes

Digitized by Google

auf den Viehstappel und auf den Betrag des Düngers ist leicht zu berechnen. Nach den Angaben des Berichts soll die Hofwyler Kultur das Doppelte des Ertrags produziren, den die sonst im Kanton Bern allgemein angenommene, bereits sehr vervollkommnete Bebauungsart auf einem gleich großen Flächenraume gewährt; siehe S. 166 des Berichts.

S. 188 vermissen wir die Würdigung dessen, was Einhof in der Agrikulturchemie geleistet hat. Wie dürfte wohl irgend ein landwirthschaftliches Institut das von ihm gegebene Beispiel hintansetzen, ohne sich eine arge Beschränktheit zu Schulden kommen zu lassen. Die Zersplitterung der Berufskraft und die Oberflächlichkeit, welche die Berichterstatter von Seite der Hilfswissenschaften der Agronomie zu befürchten scheinen, darf man hier keineswegs besorgen, so lange sich die diesen Unterrichtsfächern vorgesetzten Lehrer, gleich wie Fellenberg selbst, vor nichts so sehr scheuen, als vor jenen Fehlern eines Zeitalters, das so gerne über Dinge entscheidet, die es nicht versteht, und das die Gründlichkeit so wenig leiden kann, daß es ihre zuverlässigsten Quellen beschuldiget, Oberflächlichkeit zu erzeugen. Uebrigens wird man die Ruralarchitektur und das landwirthschaftliche Rechnungswesen in dem Studienplan von Hofwyl allerdings gehörig gewürdigt finden.

Rezensent hat viel mehr ökonomische Kraft bei Hrn. F. wahrgenommen, als der Bericht ihm beizumessen scheint. Schon in seiner frühesten Jugend fing dieser sonderbare Mann an, von seinen Monatsgeldern, die sein Hr. Vater für ihn bestimmt hatte, so viel zu ersparen, daß er im zwanzigsten Jahre seines Alters ein kleines Kapital auf Zinsen ausleihen konnte. Da er seither, wie es scheint, immerfort im gleichen Geiste gehandelt, und sich während seiner Universitätsjahre, wie auf seinen Reisen, oft nur mit Wasser und Brod oder mit Haferkörnern ernährt hat: so müssen seine Ersparnisse bis zu dem Zeitpunkte, da die Unternehmung von Hofwyl sie in Anspruch nahmen, sich hoch belaufen haben. Früher fand er keine Gelegenheit, sie auf eine ihrer Bestimmung genugthuende Weise zu gebrauchen; von dem Augenblicke ihrer Weihe an aber betrachtete er sie nicht mehr als sein Privateigenthum, sondern als ausschließlich einem guten und großen Zwecke angehörend. Auch jetzt noch ist seiner ökonomischen Sorgfalt kein Detail zu gering, so wie seiner Person keine Entbehrung zu beschwerlich zum Behufe seiner Zwecke. So leidenschaftlich er auch immerfort z. B. nach der Verwirklichung seiner Idee einer Industrieschule hinstrebt, so hat er doch seit zehn Jahren schon eine Menge darauf hinzielender Versuche wieder eingestellt, um seine Endzwecke späterhin desto zuverlässiger erreichen zu können. Und so scheint denn auch die unüberwindliche Ausdauer, welche Hr. F. zu Hofwyl, selbst in den gleichförmigsten und geringfügigsten Vorbereitungen zur Ausführung seiner Plane beweist, durchaus kein Uebergewicht seiner Einbildungskraft über seine Klugheit anzuzeigen. Rezensent kann daher nicht umhin, die Besorgnisse, die der Bericht in dieser Hinsicht andeutet, einzig und allein gegnerischen Einflüsterungen beizumessen, die den erstaunlichen Erfolg von Fellenbergs Bestrebungen benutzen, um ihm einen über seine Kräfte gehenden Vermögensaufwand zur Last zu legen. Eben so verhält es sich auch mit der Beschuldigung, daß weder die intellektuellen noch die moralischen Kräfte eines einzigen Menschen, noch die Dauer seines Lebens hinreichen konne, um zu vollführen, was Fellenberg alles begonnen habe. Fellenberg hat zuverlässig an nichts weniger gedacht, als an den tollen Einfall: in seiner Landwirthschaft, in den Werkstätten von Hofwyl, für seine Familienerziehung, für das Agrikulturinstitut, für die Schulmeisterbildungsanstalt und für die Industrieschule nur durch sich allein alles in allem zu leisten. Ganz anders verhält es sich mit dem Vorhaben auf dem Platze von Hofwyl. Zur Besorgung aller dieser Anstalten ausgezeichnet fähige Männer zusammenzuziehen, und diese im harmonischen Vereine auf den gleichen Zweck hinzuführen, nämlich zur Erhebung des Vaterlandes und zur Veredelung des Menschengeschlechts, das ist Fellenbergs Meinung. Die erwähnten Anstalten sind übrigens so innig mit einander zu einem einzigen Ganzen verflochten, daß eine jede allen andern, selbst zu ihren besondern Zwecken, die wesentlichste Hilfe gewährt.

Nach allen Beobachtungen, die Rezensent in Hofwyl gesammelt hat, faßt er recht gut, daß Fellenberg bei jedem Gliede dieser schönen Kette, durch die er sich immer fester an seine Laufbahn fesselt, eben so viel Erholung als Beschwerde finden muß, und daß ihm nur durch die Vollendung eines solchen Ganzen die volle Freude eines lückenlosen Lebens zu Theil werden kann. Diesen Erfolg garantirt auch der eidsgenössische Bericht, indem er S. 58 und 59 versichert: „Hr. F. habe sich ganz den Pflichten geweiht, die ihm als Ehegatten, als Hausvater, als Familienhaupt und als Vorsteher seiner Unternehmungen obliegen. Kein äusserer seinen Zwecken fremder Gegenstand vermöge seine Aufmerksamkeit von seiner Landwirthschaft und von den moralischen Endzwecken seiner Anstrengung abzulenken. Alles, selbst seine Zerstreuungen, führen ihn darauf zurück. Er habe seine ganze Lebensart also kombinirt, daß jeder Bestandtheil derselben ihn immer fester an seine Aufgabe fessle. Zudem sei ihm die religiöse Erhebung eigen, die den Muth stärkt und gegen widrige Zufälle unbiegsam macht. Von dem Enthusiasmus belebt, durch welchen allein große Unternehmungen gelingen, besitze er auch die Beharrlichkeit, welche durch Schwierigkeiten wohl erbittert, aber niemals zurück geschreckt werden kann."

S. 201 bis 206 schliessen die eidsgenössischen Kommissarien ihren Bericht über Fellenbergs Anstalt zu Hofwyl mit folgenden Worten:

„Wir haben gesehen, wie Hr. F. im Besitze eines befriedigenden Vermögens sich ein ausgedehntes Landgut kaufte, und als glücklicher Ehegatte und Vater seine Güter verbessernd und die darauf verwendete Kultur vervollkommnend, sein Leben nützlichen Arbeiten weihet. Wir sahen ihn, wie er die besten Kulturmethoden verschiedener Länder auffaßt und in einen Bund vereinigt, um sie auf die Lokalität, die er bewohnt, anzuwenden. Wir sahen ihn, wie er, mit der Erfindung und Verbreitung neuer Instrumente beschäftigt, unter seiner Aufsicht auch vervollkommnete Nachahmungen verschiedener nützlicher Geräthschaften ausführen und anwenden ließ, um seine Erndten schöner, ergiebiger und sicherer zu machen. Seine Güter sind zu einem Schauplatze nützlicher Experimente geworden, zu einem landwirthschaftlichen Musenplatze, dessen Stifter jedem Lernbegierigen gerne alle Erklärungen ertheilen läßt, durch welche seine Kulturverbesserungen verbreitet werden können."

„Wir sahen ihn zuweilen empört durch die Hindernisse, die ihm der Wille der Menschen und die Langsamkeit ihrer Beistände entgegensetzen; bloß an den guten Zwecken hangend, die er sich vorsetzt, achtet er weder die Schwierigkeiten, welche der Ausführung seiner Plane im Wege stehen, noch die Opfer, die sie erheischen. Durch Hindernisse, durch Widerstand und Verdrießlichkeiten läßt er sich nie ermüden. Dem beharrlichen Karakter, den er aufs höchste treibt, immer gleich getreu, erweiset er sich auch immer gleich religiös, und moralisch zuverlässig, und bereit, als Freund der Menschheit, ihr sein eigenes Vermögen aufzuopfern."

„Wir sahen, wie die Anstalten von Hofwyl schon eine ganze Menge von Vortheilen zur Ausbildung von Landwirthschaftsbeflissenen in ihrem Schooße vereinigen, und sich immer mehr einer sehr befriedigenden Vervollkommnung nähern. Wir nahmen endlich noch andere Plane wahr, die alle der Veredelung des Menschengeschlechts und der Vermehrung seines Wohlstandes geweihet sind."

Die eidsgenössischen Kommissarien überlassen es einer andern Behörde, Schlußfolgen aus ihrem Bericht zu ziehen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 103. — den 24 Dezember 1808.

Friedrich August,
König von Sachsen, Großherzog von Warschau.

Geboren den 23 Dezember 1750.

(Zu seinem Bildnisse.)

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Dresden, 18 Nov. 1808.

Ich fühle mich Ihnen ungemein verpflichtet. Sie fordern mich zum Entwurf einer Skizze vom Leben und Karakter unsers allgeliebten Königs auf. Könnt' ich von ihm reden, ohne das Lob dieses tugendhaften Vaters der Seinigen auszusprechen? Und dürft' ich es aussprechen, ohne zu fürchten, meine Ehrfurcht gegen ihn zu verletzen? Ein Diener dieses Königs kommt bei einer solchen Aufgabe in die allergrößte Verlegenheit. Es ist unwandelbarer Grundsatz bei uns, zu handeln, aber davon nicht zu sprechen. Wer nun dagegen sündigt, ist ein ungerathener Sohn, vergißt das große Muster seines Vaters, und zieht sich verdienten Tadel zu.

Der König selbst verwirft mit unerbittlicher Strenge jede noch so gerechte Lobpreisung. Das muß man, sagt er stets, der Nachwelt überlassen. So ist der Minister, der bei der Eröffnung und Schliessung des alle sechs Jahre verfassungsmäßig zu haltenden Landtages die Stände anredet, oft in der peinlichsten Verlegenheit, um die Verdienste des Monarchen nur berühren zu können. Wo Andere sich darüber den Kopf zerbrechen, daß sie nicht zu wenig sagen mögen, ist hier das zuviel der Stein des Anstoßes.

Als jüngst eine Preismedaille für Bürger- und Künstlerverdienste geprägt werden sollte, wollte man es wagen, dem Namen des Königs das Patri Patriae beizusetzen. Aber dies gestattete der König durchaus nicht: der Lebende könne so etwas nicht annehmen. Festigkeit in Gerechtigkeit und Wahrheit, das sind die Grundzüge unsers frommen und weisen Königs. Die Welt wird einst erstaunen, wenn die Belege dazu aus seinem öffentlichen und Privatleben bekannt gemacht werden. Herder in der Adrastea nennt ihn den Aristides unter den Fürsten Europa's. Auch die Clemenza di Tito würde in seiner frühern Lebensgeschichte ein treffendes Seitenstück finden.

Im Jahre 1792 schlug er die polnische Krone aus, ohne zu ahnen, daß er fünfzehn Jahre später doch in dem Königspalast zu Warschau als Vater der Sarmaten auftreten würde. Auch jetzt gehorchte er bloß dem Rufe, den durch ihr großes Organ die göttliche Vorsehung aussprach. War es vielleicht Vergeltung für jene Genügsamkeit, womit er allein unter allen Fürsten Deutschlands, als das alte Vaterland neu vertheilt wurde, nichts begehrte, selbst den einleuchtenden Staatsgründen, womit die edeln Minister des wohlgelegenen Erfurts Erwerb unterstützten, festen, unbestechlichen Willen entgegensetzte?

Welcher Stoff für einen neuen Plinius! Allein Friedrich August der Gerechte ist schon darum über Trajan, weil kein Plinius von ihm zu reden je die Erlaubniß erhalten würde.

Nicht unwichtig ist für die Regierungsgeschichte dieses Monarchen die Lebensgeschichte Gutschmids *), des unvergeß-

*) Es befindet sich aus der Feder eines Staatsmannes, aus den Sachsen als den blickt, der uns einst selbst ein Gutschmid werden könne, in Schlichtegrolls Nekrolog, und ist auch besonders bei Perthes in Gotha abgedruckt, im Jahre 1803.

Digitized by Google

lichen Kabinetsministers; aus dem weisen Lehrer des Fürsten ward sein eifriger Freund und treuer Rathgeber.

Doch es bleibt dabei: das Lob unsers Königs wird, dem Willen des Allgeliebten gehorsam, kein loyaler Sachse im Panegyrikus verkündigen wollen. Dies könnte nur nach seinem Tode geschehen, und welcher Sachse kann den Gedanken ertragen, einen solchen König, in dem wir alle unsern einzigen Schutzengel im Orkan dieser alles umwälzenden Zeit kennen, auch nur einen Tag überleben zu wollen? Lesen Sie beiliegendes Freimaurerlied; es ist von einem unserer ersten Staatsdiener gedichtet, und vorgestern von mehr als anderthalb hundert Brüdern bei Einweihung eines neuen Logensaals in Dresden in Gegenwart vieler der ersten Staatsbeamten gesungen worden. — Der strenggerechte Monarch gewährt auch dieser wohlthätig wirkenden Brüderschaft seinen Schutz, denn er kennt sie aus seinen Früchten.

Sehen Sie, mein würdiger Freund, ich wollte Ihnen nur sagen: ich kann, ich darf von unserm guten Könige nicht sprechen, und doch entfloß meiner Feder, was sie nicht schreiben sollte. Sagen Sie, wenn Sie das Bild dieses Monarchen Ihrer gehaltreichen Weltkunde beifügen wollen, lieber gar nichts, als etwas Unvollkommenes und Einseitiges. Sagen Sie: dies ist der König, den selbst der größte Sieger seiner Freundschaft werth hielt; oder setzen Sie unter seine milden Züge:

Iustum et tenacem propositi virum
Gaudet coronasse ipse Napoleo.

Denn Napoleon ist ja die unsichtbare Hand aus den Wolken, um eine neue Welt-Aera an die Tafeln unsers alten Welttheils anzuschreiben! Das mag uns der zart und tief fühlende Villers in seinem neuen Werke: Le plan de Napoléon et de la providence, am deredtesten auseinander setzen.

Für den König.

(Zum goldnen Apfel. 16 November 1808.)

Wo weitumgebreitet von Pol zu Pol
Die Halle des Bundes sich ründet,
Da bleibe auf der Länder und Brüder Wohl,
Auf Ordnung und Treu sie begründet,
Gehorsam dem König und Ehrfurcht für Recht
Vereinigt die Logen vollkommen und ächt!

Der Lieb' und der Dankbarkeit Rosenband
Hält uns fest an den König gekettet.
Wir lieben im König das Vaterland,
Das er schirmend vom Untergang rettet.
Er wacht an dem Ruder, ein weiser Pilot,
Und steuert durch Riffe und Brandung das Boot.

Ob unter den älteren Söhnen er weilt,
Im Lande der reifenden Saaten;
Ob jüngern er hülfreich entgegeneilt,
Ein Schutzgeist dem Volk der Sarmaten:
Ihm folge der Segen von Ort zu Ort,
Im Rautenkranz hier wir im Adler dort!

Drei Regeln lehret uns die Maureneflucht:
„Die Weisheit begründ' und erfinde!
„Es umglänze die Laue der Wahrheit Licht!
„Der Fleiß und die Ordnung vollführe!"
Diese Regeln im heiligen Drei verklärt,
Hat des Königs Vorbild als ächt bewährt!

Es beginnt sie den Maurer der Arbeitstag!
Uns soll er nicht dankles entweichen!
Laut ertöne der heilige Hammerschlag
Nach des Bundes alten Gebräuchen!
„Gott erhalte den König!" stimmt Jeder an,
„Gott erhalte im König den besten Mann!"

Die Landung der Franzosen in Irland, im J. 1798.

Folgendes Gemälde von der Landung der Franzosen in Irland enthält viel neue, wenigstens nicht sehr bekannte Thatsachen. Es ist aus der Erzählung eines anonymen Augenzeugen, *A report of the rebellion of Ireland and of the descent of the french general Humbert etc.* aus den Berichten des D. Stok, Bischofs von Killala, der 32 Tage mit seiner Familie in der Gewalt der Franzosen war, geschöpft, und nach welchem Gordon, Rektor des Kirchspiels Killegny, in seiner erst vor kurzem erschienenen Geschichte von Irland, die bis zum Jahre 1801 geht, selbst gearbeitet hat. Eben darum verdiene die ausführliche Darstellung jenes berühmten, wenn gleich unglücklichen Landungsversuches wohl die Stelle in einer Zeitschrift, welche der neuesten Geschichte vorzüglich geweiht ist.

Landung des Generals Humbret an der irischen Küste.

Es war des Nachmittags am 22 August 1798, als durch die Straßen von Killala das Geschrei drang: „die Franzosen! die Franzosen!" Man hielt es anfangs in der Stadt für blinden Lärmen. Der Schrecken ward erst allgemein, als der Wirbel der Trommeln die Garnison zusammenrief. Da ergriff ein tiefer Unmuth alle Herzen, und selbst diejenigen, welche mit Sehnsucht die Landung eines französischen Heeres gewünscht hatten, wurden einen Augenblick durch den Gedanken empört, bewaffnete fremde Völker auf der irländischen Küste zu sehen.

Drei französische Fregatten, zwei von 44, eine von 38 Kanonen, lagen in der Bai von Killala, und hatten ihre Truppen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit ans Ufer gesetzt. Denn die Garnison des Städtchens hatte kaum Zeit zusammenzutreten und auszurücken, als sie schon von einigen Kompagnien Franzosen, die den Vortrab bildeten, angegriffen ward. Das Gewehrfeuer vor dem Thore dauerte nicht lange. Die ganze Garnison bestand nur aus 50 Mann, meistens Milizen des Regiments Prinz von Wales. Sie ergriff die Flucht. Zwei Mann wurden getödtet, und 21 fielen in französische Gefangenschaft.

Die Franzosen besetzten sogleich die Thore und Wachten. Inzwischen hatten sich die Zurückgebliebenen auf den Marsch gemacht. Sie rückten mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in die Stadt ein, an ihrer Spitze der Obergeneral Humbert.

Die ganze gelandete Macht bestand am Ende nur aus 1100 Mann, unter welchen man 70 Offiziere zählte. Billig erstaunte jeder über das Wagestück einer so geringen Schaar, die, durchs Weltmeer von ihrem Vaterlande getrennt, sich in ein fremdes, feindliches Land warf, um ein Königreich zu erobern, welches

Digitized by Google

Großbrittannien mit aller seiner Macht zu decken entschlossen war. Um so williger glaubte man der einstimmigen Aussage der Offiziere und Soldaten, daß sie nur die Avantgarde einer größern Armee wären, die bald nachfolgen und auf verschiedenen Küstenpunkten landen würde.

Der Oberfeldherr Humbert war ein Mann in der vollen Kraft seines Alters; durch Tapferkeit war er vom gemeinen Soldaten zum Generalsrang gestiegen. Er konnte kaum seinen Namen schreiben. Durch die Rohheit seiner Manieren flößte er Furcht ein. Alles mußte seinen Worten unbedingt und schnell gehorchen. Er berechnete den Werth aller Umstände mit sicherm Blick; er säumte nie in seinen Entscheidungen, und vollzog seine Entschlüsse eben so rasch, als sie genommen waren.

Durch Kühnheit und Eil seiner Bewegungen schien er die Schwäche seines Heerhaufens ersetzen oder verdecken zu wollen. Schon am andern Morgen rückte ein Detaschement gegen Ballina, sieben Meilen südwärts Killala. Nachdem die Wachtpiquets zurückgeworfen waren, besetzten die Franzosen die Stadt in der Nacht vom 24. Die Garnison hatte sich auf Foxford, zehn Meilen südwärts, zurückgezogen.

Damaliger Zustand des Landes.

Lord Cornwallis, dieser würdige Staatsmann und Feldherr, war erst seit zwei Monaten an Lord Camdens Stelle in Irland; aber mit aller seiner Thätigkeit war es ihm noch nicht gelungen, Ordnung unter den brittischen Truppen und Ruhe im Lande herzustellen. Hätte Humbert statt 1100 nur 11,000 Mann gebracht: Irland würde für Großbrittannien verloren gewesen seyn.

Dies Königreich war durch die Mängel seiner Verfassungen zu Grunde gerichtet. Es hatte ein protestantisches Parlament, ein katholisches Volk. Daraus entsprangen von jeher Religionskriege und politische Partheien, die nie endeten und durch kurzsichtigen Despotismus derjenigen Männer nur vergrößert wurden, die von London kamen, um alle Unruhen zu stillen. Ein solcher Vermehrer des öffentlichen Unheils war der gewaltthätige Camdrn gewesen. Durch sein Verfahren hatte er den blutigen Ausbruch der Rebellion befördert.

Die Soldaten waren ohne Disziplin, und die Geissel selbst der ruhigen Burger, zu deren Schutz sie bestimmt sein sollten. Die Vexationen nahmen kein Ende. Wo man nach der allgemeinen Entwaffnung noch ein Gewehr verborgen fand, ward das Haus verbrannt. Viele Bürger verloren den schönsten Theil ihres Vermögens. Auf bloßen Verdacht hin arretirte man. Man schnürte den Gefangenen den Hals fast zum Ersticken zu; andern setzte man eine Kappe auf, die mit Pech gefüttert war, und nicht wieder abgenomen werden konnte, ohne Haut und Haar mitzunehmen; andern schor man den Kopf, und oft ein Stück vom Ohr mit weg. Solche Barbareien belustigten den wilden Soldaten. Wer kleegrüne Kleidungsstücke oder kurzes Haar trug, galt schon für einen Defender oder Rebellen. Das Wort Croppy (kurzes Haar) bezeichnete einen Feind der Regierung. Die Obrigkeiten wußten sich nur durch Spioniren und Annehmen von Denunziationen Ansehen zu geben; der Bosheit und Rachsucht ward durch dies gräßliche System freies Spiel eröffnet, in welchem Volk und Obrigkeiten zu Grunde gehen mußten.

Lord Cornwallis, eben jener General, der in Amerika einst überwunden, und in Ostindien Sieger gewesen war, zeigte, sobald er in Irland die Würde des Vizekönigs trug, den Karakter eines erfahrnen Kriegers, eines tiefblickenden Staatsmanns. Hätte ihn das Londoner Kabinet eher nach Irland geschickt, so würden einige tausend Bürger weniger ihr Leben und ihr Eigenthum eingebüßt haben. Seine Thätigkeit, seine Klugheit, seine Leutseligkeit, seine volle Hingebung in die Geschäfte, waren ein ganz neues Phänomen in einem Lande, wo die Vizekönigschaft nur bisher gedient hatte, den Glanz des brittischen Thrones zu repräsentiren.

Obgleich er seine militärischen Dispositionen noch nicht beendet hatte, denn seine Administration war erst mit dem 20 Juni angefangen, sammelte er doch in der Geschwindigkeit gegen Humberts Angriffspunkte eine Macht, die vollkommen hinreichend schien. General Hutchinson kam in größter Eil am 25 August nach Castlebar; ihm folgte in der Nacht darauf General Lake, der auf der Westküste der Insel en Chef kommandirte.

Aber man kann sich von der Desorganisation der Milizen eine Vorstellung aus folgender Anekdote machen. Von ohngefähr oder mit Fleiß ging der Flintenschuß eines Soldaten aus einem Fenster. Sogleich schrie alles; man schießt auf die Miliz von Longfort! — Mord und Brand drohten schon die Folge dieses Ereignisses zu werden. Hutchinson hatte mit seinen Offizieren alle Mühe, den Auflauf zu stillen. Kaum war der Lärm stiller, so hieß es: „Der Feind ist da!“

Das Treffen bei Castlebar.

Wirklich zeigte sich General Humbert am 27, Morgens um sieben Uhr, zwei Meilen von Castlebar, um diesen Posten wegzunehmen, eh er stärker besetzt würde, und durch einen kühnen Streich den Muth der Insurgenten zu heben. Darum, statt über Foxford zu gehen, wo General Taylor stand, seine Bewegungen zu beobachten, hatte er den Weg queer über das Gebirge genommen, und durch ein Defilé, das man für eine Armee gar nicht für gangbar hielt. Seine Artillerie bestand aus zwei kleinen Kanonen, auf Karren geführt, von denen einer unterwegs gebrochen war. Er hatte nur 800 Franzosen bei sich, die seit einigen Tagen schlaflos gewesen und abgemattet waren; ferner tausend irländische Bauern, die ihm gar nichts helfen konnten.

Ihm gegenüber stand ein Heer frischer, kräftiger Soldaten von wenigstens 3000 Mann, mit einer wohl bedienten und gut vertheilten Artillerie von vierzehn Stücken. Die französischen Offiziere glaubten unter diesen Umständen, hier sei kein anderer Ausweg, als das Gewehr zu strecken, besonders da ihre Truppen vor dem mörderischen Feuer der brittischen Artillerie sich zurückziehen mußte, die Kapitän Shortall dirigirte.

Aber Humbert ließ die Hoffnung noch nicht fahren. Er theilte seine Truppen in Pelotons, ließ sie rechts und links abmarschiren, um den Feind in die Seiten zu nehmen. Vom panischen Schrecken befallen, brach die englische Armee auseinander, und statt den Angriff auszuhalten, flüchtete sie in größter Unordnung durch die Stadt, richtete ihren Lauf nach Tuam und ließ ihre Artillerie und Munition in der Gewalt der Franzosen. Erst in Tuam, 38 Meilen vom Schlachtfelde, spät in der Nacht, machten die Flüchtlinge Halt. Aber nur für wenige Stunden. Sobald sie sich erholt hatten, liefen sie noch bis Athlone, wo die ersten von ihnen am 28 um 1 Uhr Mittags ankamen. In 27 Stunden also hatten sie achtzig englische Meilen gemacht. Wer weiß, wie weit sie noch gelaufen wären, wenn

Digitized by Google

nicht der Vizekönig zu gleicher Zeit von einer andern Seite her mit frischen Truppen in Athlone erschienen wäre.

Die Franzosen hatten im Treffen bei Castlebar mehr Mannschaft verloren, als wir Engländer. Unser Verlust bestand nur in 53 Todten, 34 Verwundeten und 279 Gefangenen oder Verlaufenen. Von den letztern gingen aber die meisten zum Feind über. Hutchinson hätte dennoch, trotz der Feigheit unserer Truppen, den Feind geschlagen; er hatte das Zutrauen der Armee und des Volks, er kannte das Terrain, sein Plan war vortrefflich. Allein Lake, als Oberbefehlshaber an der Stelle des braven Abercombie, hatte ihn vom Kommando verdrängt. — Hutchinson war nachmals der würdige Nachfolger eben dieses Abercombie in Aegypten; er führte dort eine triumphirende Armee, und sein Souverän beehrte ihn zum Lohn seiner Tapferkeit mit dem Titel eines Lord Hutchinson von Alexandrien.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin. An literarischen Produkten ist die Zeit nicht sehr fruchtbar gewesen. Aus Königsberg ist hier die vom Erzieher des Kronprinzen, Delbrück, am Geburtstage seines hohen Zöglings gehaltene Rede, unter dem etwas sonderbaren Titel: Niemals verzweifeln, erfordert und gibt Seelenstärke, in Umlauf gekommen. Sie ist in einem etwas prätiosen Styl geschrieben, und der allgemeinen Verständlichkeit nicht sehr angemessen.

Delbrück hat seinen Abschied erhalten. Wie man sagt, soll er aller Anstellung und Pension entsagt haben, und sich in sein Vaterland Westfalen wieder zurückziehen. Seine Stelle wird durch den Prediger Ancillon besetzt. Als Gouverneur des Kronprinzen hat der General Tauenzien die Anstellung erhalten.

Das Leben der Gräfin Lichtenau wird hier stark gelesen. Als Herausgeber desselben nennt man den Professor Schummel in Breslau. Die Lichtenau rechtfertigt sich darin nachdrücklichst gegen die Vorwürfe, die man ihr in öffentlichen Schriften und Privatgesprächen machte. Diejenigen aber, welche Gelegenheit hatten, ihr Treiben und Wirken in Berlin mit eigenen Augen zu sehen, wird sie so nicht überzeugen. Sie hat die goldene Regel vergessen: Man muß nicht bloß sein, sondern auch scheinen.

Von dem Verfasser des Gedichts: Mnemosine, Nachfeier bei Berlins Denkmälern, ist wieder ein Gedicht: Hymnus an die Freunde des Vaterlandes, erschienen, das seines Vorgängers würdig ist.

In Hinsicht der Kunst ist mir eben nichts Bedeutendes aufgestoßen. Doch kann ich des Vergnügens nicht unerwähnt lassen, das mir die Ansicht einiger Probeblätter *en maniere lavée* gewährte, und welche einen Theil des ersten Heftes eines artistischen Unternehmens ausmachen, das, wenn es einige Unterstützung finden sollte, gewiß der deutschen Kunstfleißindustrie nicht wenig Ehre machen wird. Die Gebrüder Henschel, Schüler von Gerard, Maler und Kupferstecher, auch akademische Künstler, haben den Plan entworfen, die ausdrucksvollsten Szenen in unsern beliebtesten dramatischen Produkten, worin unsere künstlerische Talente sich auf der Bühne präsentiren, heftweise *en maniere lavée* herauszugeben. Jedes Heft soll aus sechs Blättern bestehen und das erste wird drei Szenen aus Kotzebue's Intermezzo und drei aus dem Ranedo enthalten.

— * Von Weimar wird die Nachricht gegeben, daß in der Nacht vom 3 zum 4 Dezember der durch seine römische Studien rühmlichst bekannte Jeenow an der Zerplatzung einer Pulsadergeschwulst gestorben sei. Wer wird die Literatur nicht um den Verlust dieses geistvollen Mannes beklagen, dessen zur feinsten Zartheit gebildetes Kunstgefühl uns aus seinen Studien, aus Kaestens Leben und aus der neuen Ausgabe von Winkelmanns Schriften so belehrend anspricht! — Der Tod unterbrach ihn in einer großen, interessanten Arbeit. Er wollte den Deutschen gewissermaßen eine Geschichte der italienischen Kunst und Poesie in einer Reihe von Lebensbeschreibungen der außerordentlichen Männer liefern, welche jenes von den Musen geliebte Land erzeugte, eines Rafael, Correggio, Michel Angelo, Ariosto, Tasso, Petrarka, Dante u. s. w. — Seine Geschichte Ariosto's ist wirklich schon bei Heinrich Geßner in Zürich unter der Presse; sie ist gleichsam Jenows letztes Vermächtniß an das Publikum. Aber sein Plan wird nicht mit ihm untergehen, sondern von einem seiner Freunde dennoch ausgeführt werden.

Aus der Schweiz.

— * Der Winter von 1808—1809 scheint demjenigen, der um eben diese Zeit gerade vor hundert Jahren so empfindlich war, an Strenge nicht weichen zu wollen. Schon seit mehrern Wochen fällt fast täglich Schnee, und man fürchtet viel Unglück von den Lawinen in den Hochgebirgen. Eine solche stürzte erst neulich in der Nähe von Gersau auf der Südseite des Rigi nieder, und begrub mehrere Gebäude, und eine zahlreiche Familie, von welcher nur ein junges Mädchen am Leben blieb.

Die Wiede der eidsgenössischen Landammannschafte fällt mit dem ersten Januar 1809 wieder an den Direktorialkanton Freiburg, wo der Schultheiß Hr. Ludwig von Affry dieselbe zum andernmal empfangen wird.

Die Akademie von Bern blüht unter schönen Hoffnungen auf. Der gegenwärtige Prorektor derselben ist Hr. Friedrich Trachsel, Professor der Mathematik, dessen Rede beim Antritt des Prorectorats: „Ueber die Gründlichkeit im Studieren" eben so sehr seine Bescheidenheit als seinen Geist ehrt.

Das „akademische Archiv von Bern", ein Journal, von dem erst einige Stücke erschienen sind, hat wieder aufgehört. Dagegen haben wir vom Professor Schnell daselbst „Abhandlungen über verschiedene wichtige Theile des Bernischen Zivilrechts." Bern, 1809. 8. 330 S. erhalten, welche durch den Reichthum ihres Inhalts, durch die Tiefe und Klarheit der Darstellung, nicht nur ein wichtiges Geschenk für jeden schweizerischen Rechtsgelehrten und Geschichtsforscher sind, sondern eben so sehr dem deutschen Zivilisten, durch die Vergleichungen, zu denen sie mit der neuern Zivilgesetzgebung Anlaß geben, sehr anziehend sein müssen. Wir haben von eben diesem verdienstvollen Gelehrten nächstens ein Handbuch des Bernischen Zivilprozesses zu erwarten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 104. — den 28 Dezember 1808.

Die deutschen Dramen neuester Art.

Der Tod Schillers ließ eine große Leere. Wer füllt seine erhabene Stelle aus? Ihrer viele sind gekommen, aber keiner tröstete die um den Liebling tief betrübte Mutter Germania. Was geben sie uns? Statt warmer Originalität und Natur trockene Karrikatur, welcher man den Schweis der Kunst ansieht, oder Nachahmerei von Styl, Manier und Sylbenmaas. Auch die beste Nachahmung ist zuletzt immer ein Schatten, welcher nur von den Füßen der königlichen Gestalt ausgeht. Die Nachahmung bringt die Kunst um keinen Schritt weiter, als der Fuß des erhabenen Vorbildes ging.

Nur einer schien sich bisher über das nachbetende Volk erheben zu wollen, indem er nach Eigenthümlichkeiten rang, die ihm Natur selbst versagte. Seine Eigenthümlichkeit ist mehr Kunstsache, Neuheit der Manier, und entartet daher oft zur Sonderbarkeit, ohne Seltenheit zu haben. Ich spreche vom Verfasser der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft, von Werner, der uns nun wieder eine neue romantische Tragödie in fünf Akten, den Attila, König der Hunnen gab, ein bizarres, wildes Gemälde, mit Sälvator Rosa's Pinsel und Farben aufgetragen.

Es ist möglich, die brennenden Städte, Schlachten, Feldlager, Tänze, Kampfspiele u. dgl. können von der Bühne herab ein herrliches Schaugericht sein, wenn der Decorateur kein Pfuschwerk treibt; aber die prächtigsten Bataillen und Feenschlösser sind immer nur schlechte, entbehrliche Ingredienzien des guten Trauerspiels, wenn kein hoher Geist durch das verworrene Ganze webt, Einheit in die zerstreuten Gruppen bringt, und sie alle und das Gemüth des Zuschauers durch sie bewegt.

Attila, ein roher bis zur Widerlichkeit grausamer Hunne, dem der Dichter, um keinen förmlichen Teufel aus ihm zu machen, noch einige Funken Rechtgefühls ließ, ist die Hauptfigur in dem vollreichen Gemälde. Sein Erscheinen aber zieht nicht an, sondern stößt zurück. Die zweite Hauptfigur ist Hildegunde, die ihn wie ein böser Dämon beständig umschleicht, daß man wirklich glauben muß, sie sei vom Satan besessen. (Der Dichter scheint dies gewollt zu haben, denn zuletzt bringt er Heilige und Wunder des geweihten Kelchs in die Sache hinein, wo man sie am wenigsten erwartete.)

Nachdem diese beiden Unmenschen ihr Sengen, Brennen und Morden von Aquileja bis Rom getrieben, naht sich bei der Belagerung Roms die Katastrophe. Hildegunde wird dem Attila vermählt, und in der Brautnacht ermordet sie erst seinen Sohn, und schlägt ihm dann selbst das Mordbeil, mit dem er einst Hildegundens Liebhaber köpfen ließ, tödtend in die Brust. Die Tragodie ist damit aber noch nicht zu Ende.

Attila hat sich, auf Hrn. Werners Geheis, in die hetrurische Erbfürstin Honoria, ein junges, schönes, passives Mädchen, das er nie weder im Original noch im Bilde gesehen, verlieben müssen — das ist freilich romantisch; aber auch Honoria hat sich in den alten, häßlichen, blutdürstigen Attila, den sie nie gesehen, trotz ihrer Frömmigkeit verliebt — und der Streich ist noch romantischer. Allein das allerromantischste kommt hintennach; der heilige Bischof Leo, der mit dem geweihten Kelch in der Hand Armeen zurücktreibt und Teufel bannt, kopulirt in der Geschwindigkeit die beiden Liebenden, die er zusammenführt, unter Mord und Todschlag, und spricht den wüsten Attila und die im Selbstmord gefallene blutdürstige Hildegunde selig, sobald er den bösen Geist von ihnen getrieben durch Anrühren ihrer Stirn mit dem geweihten Kelch.

Digitized by Google

Kein Zug von Anmuth, Würde, Hoheit, Seelenadel, die uns aus Schillers Gestalten überall anstrahlen, liegt in dieser Schöpfung Werners. Sie ist nichts, als ein dramatisirtes Mönchsmährchen, das, dem bessern Gemüthe fremd, es niemals rührt. Mögen die Herrn Romantiker auch den Verstand noch so sehr hassen, sie bessern ihren Handel damit nicht. Was Unsinn ist, und selbst durch des Dichters Magie nicht einmal den täuschenden Schleier des Wahrscheinlichen empfing, wird immerdar entweder ins Lächerliche oder Widerliche ausarten.

Werners Sprache ist bekannt; sie ist nicht die melodische Sprache der Götter, die Göthe und Schiller sprachen, wenn sie dichteten. Selbst wenn die Fürstin Honoria in Sonetten (!) spricht, veredelt sich dadurch nichts. Hr. Werner wollte vermuthlich mit seinem Attila das Problem lösen, wie das weltberüchtigte Fatum verchristlicht werden könne. Er machte sich Marionetten, und zog sie bei den Haaren gen Himmel, während der Teufel die Schuhe behielt.

Nach allem, was Werner bisher geliefert hat, lassen sich von seiner Muse kaum viel höhere Erwartungen nähren. Es mangelt ihm die schöpferische Kraft des Genies, unter deren Zauber sich alle rohe Stoffe verklären. Nicht was man darstellt, sondern wie man darstellt, bezeichnet die Genialität.

Heinrich von Kleist, minder bekannt als Werner (vielleicht zählt ihn das schreiende Heer der Romantik nicht zu ihren Kreuzzugsfahnen), Verfasser einiger dramatischen Versuche, wie die Familie Schrofenstein, der zerbrochene Krug u. s. w. die noch ganz Versuche sind einer ungeübten und ungereiften Kraft, verräth ungleich mehr Originalität und ächtpoetisches Talent, als Werner. Ihm scheint nur noch jene Fülle von Welterfahrung, Menschenkenntniß, jener Schatz mannigfaltigen Wissens zu fehlen, durch deren Benutzung das Genie sich erst verherrlichen kann. — Aus Nichts schafft man nichts. Genie ohne Reichthum vielseitiger Anschauung der Welt und der Kenntnisse, bleibt einseitig und dürftig. Napoleons Geist ward erst bemerkt in der Größe seiner Kraft, da er an der Spitze großer Heere stand; als lebenslänglicher Artillerielieutenant hätte weder die Welt ihn, noch er sich selbst erkannt.

Auch Kleists neuestes Trauerspiel Penthesilea, die Königin der Amazonen, muß nur noch als ein solcher Vorübungsversuch angesehen werden. Aber die Funken eines vielverheißenden Geistes leuchten überall auch in dieser Uebung. Er kommt mir wie ein werdender Shakespear vor, der sich in den tragischen Formen des Sofokles bewegen möchte.

Noch mangelt ihm nicht sowohl das Vermögen der Ausschmückung des Einzelnen, als der sicher ordnende Ueberblick, wodurch alle zerstreute Partien des Gemäldes ein harmonisches Ganze bilden, welches seiner Wirkung auf das Gemüth gewiß ist. Das Drama ist ein Akkord, in dem kein Ton vergebens angeschlagen werden soll, der nicht verbunden mit allen andern für den Gesammtklang gehört.

Penthesilea ist im Wahnsinn eine Furie, die Abscheu erweckt, statt Grausen. Sie läßt den Achill von ihren Hunden zerreissen, und der Dichter zerriß muthwillig die Theilnahme, welche er zuvor in uns für die wunderbare Amazone entspann. Er beleidigt den Geschmack und empört das Zartgefühl, wo er nur Entsetzen hervorbringen wollte. Das Ekelhafte ist niemals Objekt der schönen Kunst.

Die Sprache dieses jungen Dichters ist sich noch allzuungleich; bald erhaben, bald burlesk; bald einfach, bald mit Bildern überladen. Penthesilea z. B. fährt den Herold Achills, der sie zum Kampf auffordert, mit folgenden Worten an:

Daß dir vom Wetterstrahl die Zunge lose,
Verwünschter Redner, eh' du wieder sprichst!
Hört' ich doch einen Sandblock just so reden,
Endlosen Falls, bald hier, bald dort anschmetternd,
Dem klaftenhohen Felsenriß entrollen.

Die Klafterhöhe steht hier mit der Endlosigkeit in schlechter Nachbarschaft. — An einer andern Stelle shakespearisirt die erste Priesterin über eine Thräne, welche die wahnsinnige Penthesilea weint, folgendermaßen:

O! eine Thräne, die Hochhell'ge,
Die in der Menschen Brüste schleicht,
Und alle Feuerglocken der Empfindung zieht,
Und: Jammer! rufet, daß das ganze
Geschlecht, das leichte bewegliche, hervor
Stürzt aus den Augen, und, in Seen gesammelt,
Um die Ruine ihrer Seele weint.

So etwas pflegte man vorzeiten, da man noch auf das sah, was man Geschmack hieß, wohl Schwulst zu heißen. — Aber auch Verirrungen, wie diese, sind dem Kenner nicht unlieb. Shakespear und Schiller vergaßen sich in ihren Erstlingsstücken eben so; der übersprudelnden Fülle läßt sich nehmen, aber der magern Mittelmäßigkeit nichts geben.

Viel nüchterner erscheint der Freiherr von Berglas, Verfasser des Trauerspiels Catilina. Hier kein Funken hoher Genialität, kein schwelgerisches Uebermaas von Bildern und Gefühlen. Wir bleiben vom Anfang bis zum Ende in harmloser Ruhe, ungeachtet selbst Cicero's catilinarische Rede: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra, in Jamben uns entgegen tönt:

Du wagst es, Catilina, hier noch zu erscheinen?
Wie lang mißbrauchst du unsere Geduld?
Bis wohin treibt doch deine Zügellosigkeit?
Du achtest nicht der Wachten im Pallaste,
Nicht das Geschrei ergrimmter Völker,
Nicht den Zusammentritt der Guten,
Nicht diesen Göttern selbst geweihten Ort u. s. w.

Der Verfasser des neuen Trauerspiel Johanna die Erste (diese Johanna war eine jetzt ziemlich vergessene Königin von Neapel) hebt sich ebenfalls nicht über die goldene Mittelstraße hinaus. Eine in Jamben eingeschachtelte wortreiche, doch fliessende Prosa erzählt uns Dinge, die am Ende wenig erbauen. Der elenden Geschichte allzugetreu, macht der gutmüthige Verfasser seiner poetischen Gerechtigkeit zuletzt in einer langen Prophezeiung Luft, welche die Selbstmörderin Johanna gegen die meisten Personen um sich her ausspricht. — Lieber lese ich inzwischen noch, als diese Jamben, die Alexandriner, in welchen uns ein Herr Robert des Hrn. Baour-Lormians Omasis oder Joseph in Aegypten aus dem Französischen ungemein glücklich übersetzt hat. Die Rede kann von diesem Drama hier nicht sein, weil es die Frucht eines fremden Bodens, und noch dazu keine der vollkommensten ist. Aber dem Uebersetzer gebührt im Vorbeigehen doch ein Dank, daß er es wagte, unser Ohr wieder mit wohllautenden Alexandrinern vertraut zu machen.

Eigentlich nicht von diesem Mittelgute, sondern von Werners und Heinrichs von Kleist Versuchen wollte ich reden. Aber auch von diesen will ich schweigen, um die Aufmerksamkeit meiner Leser einer neuen Erscheinung entgegenzulenken, die einer hohen Theilnahme werth ist. Ich spreche von einem Manne, der schon jetzt mehr ist (nach meinem Gefühl) als Werner und

Digitized by Google

Kleist; genialischer als jener, kraftvoll gewandter als dieser. Dies ist Friedrich Baron de la Motte Fouqué, in welchem, möge meine Weissagung nicht trügen, der deutschen Literatur ein neuer Gewinn aufgeht.

Sein Sigurd der Schlangentödter, ein Heldenspiel in sechs Abentheuern, ist eine der originellsten Dichtungen, welche wir je empfangen haben. Hätten die Deutschen jemals einen Ossian gehabt: so und nicht anders würde er die altnordischen Fabeln erzählt haben. Es ward mir beim Lesen, als hörte ich die Stimmen der fabelhaften Edda. Unbeschreiblich wunderbar ergreift uns die hohe Einfalt der Dichtung — und bei dieser Einfalt, welche Kraft und Klarheit in den verschiedenen Karakteren! Was unsere griechelnden Dichter mit ihrem Fatum Spuk trieben, es erscheint als Tand neben dem Fatum dieser rauhen nordischen Welt. Es erweckt darin alles zum blinden Glauben; alles ist wahrhafter Geist alter Volkssage.

Die Sprache des Dichters ist kraftvoll, aber oft allzuhart, oft dunkel. Gern verzeih' ich ihm die Dunkelheit, welche eben seinem antiken Bilde noch den Firnis höherer Wahrheit geben kann; aber die Härten der Sprache hätte er überwinden sollen, die Mißtöne meiden, die häufigen Elisionen mindern. Der Sprache Fehler sind nie der Dichtung Schonheiten.

Schwerlich wird Sigurd der Schlangentödter auf deutschen Bühnen sobald gesehen werden; darum nicht minder gebührt unter den neuesten Dichtern Deutschlands dem Baron de la Motte Fouqué der Kranz. Er schwang sich über das Alltagsvolk empor.

Die Landung der Franzosen in Irland, im J. 1798.

(Beschluß.)

Das Gefecht bei Coloony.

Cornwallis berechnete ohne Mühe die fatalen Folgen des verlornen Treffens. Er mußte eilen, es wieder gut zu machen. Er marschirte mit seiner Armee ohne anders auf Castlebar los, um die Franzosen anzugreifen. Aber Abends, den 4 September, erfuhr er zu Hollymount, nur noch vierzehn Meilen von Castlebar, der Feind habe den Posten verlassen und sich gegen Foxford gezogen.

Der Sieg bei Castlebar hatte eine große Menge Bauern, besonders von den Gebirgen von Mayo, und aus dem östlichen Irland, unter die Fahnen der Franzosen gelockt. Die von ihnen aus Frankreich mitgebrachten Waffen reichten für die Menge der Herbeiströmenden gar nicht hin. Schon zu Killala hatte man 5500 Gewehre ausgetheilt. Aber diese Bergbauern konnten mit den Flinten gar nicht umgehen. Die Franzosen sahen ihre Anstrengungen von allen Seiten schlecht unterstützt, sahen, daß sie von Frankreich aus keine Nachhülfe empfingen, und merkten endlich, daß sie aufgeopfert waren. Aber als rechtschaffene Krieger wollten sie ihre Pflichten bis zum letzten Augenblicke erfüllen, und nicht eher weichen, bis die eiserne Noth ihnen das Gesetz geben würde.

Humbert hatte also die in Killala zurückgelassenen Truppen an sich gezogen, und am 4 September frühe Castlebar verlassen, um über Foxford nach Sligo, und von da vielleicht in die Grafschaft Donegal zu kommen, wo man mit Zuversicht alle Tage auf eine neue französische Truppenlandung zählte. — Cornwallis seinerseits verlor ihn nicht aus den Augen. Mit der Hauptarmee marschirte er beständig in paralleler Richtung mit den Franzosen fort, deren Arrieregarde der Oberst Crawford unterstützt von einem andern Korps unter General Lake unaufhörlich hareeliren mußte, ohne sich in ein reguläres Gefecht einzulassen. Eine dritte Division unter General Moore mußte die Bewegungen des Feindes in einer noch weitern Ferne beobachten.

Der französische General, so von allen Seiten verfolgt, hatte noch ein anderes kleines Detaschement vor sich. Der Oberst Verreker war mit 300 Limmeriker Milizen und zwei Stück reitender Artillerie von Sligo aufgebrochen, und begegnete seinem Feind am 5 Sept. vor Coloony. Es kam zum Gefecht und beide Theile waren in Irrthum. Der Oberst glaubte nämlich, er habe es nur mit der feindlichen Avantgarde zu thun, und wollte in der Geschwindigkeit gegen sie einen Streich ausführen, ehe die Hauptarmee nachkäme. Humbert seinerseits meinte auch, der Oberst führe nur einen Vortrab an, wollte ihn daher nur zurückwerfen, ohne ihn zu umwickeln. Verreker zeigte sich während des Gefechts als ein gewandter Militär und ward nach der Aktion vom französischen General mit Lob überhäuft. Nach einer Stunde war alles entschieden. Der Oberst mußte nach Sligo retiriren, seine Artillerie im Stich lassen, und seine kleine Armee in der Geschwindigkeit nach Ballyshannon ziehen.

Treffen bei Ballynamuk. — Beschluß.

Diese Erscheinung bewog aber doch den General Humbert, seinen Plan auf Sligo aufzugeben. Er marschirte über Drummahair gegen Manorhamilton in der Grafschaft Leitrim, und ließ, um nicht verzögert zu werden, drei Sechspfündner ganz demontirt zurück, so wie er drei andere Kanonen noch über die Brücke von Drummahair in den Strom warf. Unweit Manorhamilton schwenkte er sich ploylich rechts gegen Drumkerim, vermuthlich um in die Grafschaft Longford einzubrechen, wo die Insurrektion in vollem Gange war.

Immer vom Feinde unabläßig verfolgt und geneckt kam er am 8 Sept. zu Ballynamuk an; seine Arrieregarde war so nahe von den Britten verfolgt, daß sie keine Zeit behielt, die Brücke von Ballintra abzuwerfen. Ihm entgegen durch die Grafschaft Longford über St. Johnstown kam der Vizekönig mit der großen Armee. So stand Humbert nun, von 30,000 Mann englischer Truppen umschlossen, die von einem der geschicktesten Generale kommandirt waren.

Auch in dieser verzweiflungsvollen Lage wollte er noch wenigstens die Ehre des französischen Namens retten. Humbert stellte sein geringes Häuflein in Schlachtordnung. Crawford warf sich mit Ungestüm gegen seine Arrieregarde, und ungefähr 200 Mann mußten das Gewehr strecken. Der Ueberrest schlug sich eine volle halbe Stunde mit unglaublicher Furie. Als nun aber noch das Armeekorps des Generals Lake erschien, ergaben sich die Franzosen.

Sie hatten gleich Anfangs des Treffens den Lord Roden gefangen genommen, der an der Spitze eines Dragonerkorps in ihre Linien eingebrochen war, um sie zu zwingen, das Gewehr zu strecken. Als sie es nun nach beendetem Gefecht thaten, befahl Roden seinen Leuten zurückzutreten, und hinderte auf diese Weise längeres Blutvergiessen. Fünfzehnhundert Insurgenten,

Digitized by Google

die den Franzosen gefolgt waren, verliefen sich, sobald sie die Franzosen verloren sahen, sogleich in Berg und Busch. Doch kamen ihrer noch auf der Flucht ungefähr fünfhundert von den nachsehenden Engländern um.

Humberts kleine Armee bestand jetzt nur noch aus 748 Soldaten und 96 Offizieren. So scheint er also seit dem Tage seiner Landung 256 Mann verloren zu haben. — Eigentlich sollte sein Häuflein wohl nur der Vortrab eines größern Heeres sein; allein England ward durch die Saumseligkeit und vermuthlich Geldarmuth der französischen Regierung gerettet, die nicht so geschwind die zweite Flotte equipiren konnte.

Inzwischen landete doch eine von Frankreich kommende Brigg auf der Insel Rutland, nordwestlich von Donegal. Auch Napper Tandy, der bekannte warme Verfechter der irischen Demokraten, welcher nachmals wider alles Völkerrecht zu Hamburg arretirt, im Jahre 1801 zu Lisford in England zum Tode verurtheilt, wieder begnadigt ward, nach Frankreich zurückging, und bald darauf dort starb — auch er war auf der Brigg. Er hatte den Titel eines französischen Brigadegenerals. Da er aber Humberts Niederlage und Gefangenschaft hörte, und den Kanton nicht zum Aufruhr bewegen konnte, segelte er mit der Brigg wieder den französischen Küsten zu.

Endlich am 11 Oktober erschien die französische Hauptbewaffnung an den Küsten von Donegal. Sie bestand aus dem Linienschiffe le Hoche und acht Fregatten mit 4000 bis 5000 Soldaten. Es war zu spät. Das Geschwader kam gar nicht zum Landen. Die englische Flotte unter Sir John Borlase Waren ertappte es, eroberte nach blutigem Gefechte am 12 Okt. das Linienschiff und sechs Fregatten, und vereitelte so die letzte Hoffnung.

Eine andere französische Escadre von drei Fregatten mit 2000 Mann Truppen schien den Nachtrab des Landungsheeres ausmachen zu wollen, und warf am 27 des gleichen Monats Anker in der Bai von Killala. Aber bestürzt floh sie zurück, als sie sehr unverhofft daselbst feindliche Kriegsschiffe erblickte.

So endete dieser Landungsversuch, der, wäre er gelungen, vielleicht England schon längst zum Frieden oder Ruin geführt, und die Gestalt des Kontinents unversehrt erhalten haben würde.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Basel, im Dez. Der zu Ende vorigen Monats hier verstorbene Staatsrath Friedrich Münch war einer der verehrungswürdigsten Schweizer; nicht nur die Trauer aller Mitbürger seines heimathlichen Kantons, auch die tiefe Hochachtung aller Eidgenossen begleitete die Asche des tugendhaften und verdienstvollen Greises zum Grabe.

Er war am 6 Aug. des Jahrs 1729 geboren; seine seltenen Talente zeichneten ihn schon als Jüngling aus. Er widmete sich den Wissenschaften, und nahm 1747 die Würde eines Magisters an. Schon im zwanzigsten Jahre bewarb er sich um das erledigte Professorat der Moralphilosophie und des Natur- und Völkerrechts, bei welchem Anlaß er sein *Specimen de mendaciis officiosis* vertheidigte; demungeachtet fuhr er fort, sich vorzüglich den theologischen Wissenschaften und mit besonderer Vorliebe den orientalischen Sprachen zu weihen. Aber sein Vater, von Profession ein Weißbeck, starb. Seine Mutter hatte in dem Gewerbe Beistand vonnöthen. Die zärtliche Liebe des Sohnes tröstete sie. Er entsagte dem geistlichen Stande, und übernahm das Gewerbe seines verstorbenen Vaters. Doch den Musen ward er niemals treulos; sein Horaz begleitete ihn in die Werkstätte.

Ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, durch den gesunden, richtigen Blick seines Geistes, riefen ihn seine Mitbürger aus der Dunkelheit hervor, und wählten ihn in den großen Rath; und von nun an diente er seinem Vaterlande in den verschiedensten und wichtigsten Anlegenheiten und Aemtern über ein halbes Jahrhundert. Bis in sein hohes Alter blieben Scharfsinn des Geistes und hohe Güte des Gemüths in ihm gepaart; behielt er das Vertrauen seiner Mitbürger, welches sich in dankbare reine Ehrsucht gegen seine Verdienste auflöste. Denn unter allen Staatsmännern seines Freistaates war Münch einer von denjenigen, welcher, ohne in die politische Träumerei und Verblendung seines Zeitalters einzugehen, unter allen Verhältnissen liberale Grundsätze behauptete, und die ewigen schönen Gesetze der Humanität nicht aus den Augen ließ. In einem Alter, wo andere, wie am Ziele, zu ruhen pflegen, arbeitete er mit einer Thätigkeit für das Gemeinwohl, als wollte er erst eine Laufbahn beginnen. Er starb am 27 November, in einem Alter von 79 Jahren, während dessen er über siebenzig verschiedene Aemter, Gesandtschaften und Missionen von Bedeutung mit Ruhm bekleidet hatte.

Größere schriftstellerische Arbeiten haben wir keine von ihm; wohl aber ist er, dem auch Latiums Musen den Lebenswinter verschönten, Verfasser mehrerer zerstreuter lateinischen Gedichte, die sich durch Anmuth der Gedanken, und Leichtigkeit und Reinheit der Sprache, vortheilhaft auszeichnen.

Aus Rußland.

— Des Staatsraths Fries geographische Beschreibung von Russisch-Finnland, welche Bertuch in seinen vortrefflichen geographischen Ephemeriden (Sept. 1808) mitgetheilt hat, enthält eine naturhistorische Seltenheit von dem See Purnuwesi im Nyslottschen Kreise, die zur Aufmerksamkeit der Naturforscher sehr hervorgehoben zu werden verdient. „Dieser See" heißt es, „ist wegen der außerordentlichen Durchsichtigkeit seines Wassers merkwürdig, in welchem man sechs Klafter tief sehr kleine Gegenstände sehen kann." — Diese Merkwürdigkeit aber findet man noch bei vielen andern Seen, besonders bei solchen, welche von einem Flusse durchströmt werden. Die Schweiz z. B. hätte manches Seitenstück dazu. „— Es hat aber noch eine bewundernswürdigere Eigenschaft, nämlich diese, daß es die Kröpfe heilt. Die Einwohner von Karelien, die alle damit geplagt sind, begeben sich in Menge dahin, und sie dürfen nur von diesem Wasser trinken, um vollkommen wiederhergestellt zu werden."

Ist in dieser Erzählung wirklich mehr als Volkssage? — Und wenn das Wasser des Purnuwesi-Sees wirklich die bewundernswürdige Eigenschaft besitzt, hat noch kein Chemiker die Bestandtheile desselben analysirt?

(Das zu Nr. 103 gehörige Bildniß Sr. Maj. des Königs von Sachsen wird nächstens nachgeliefert.)

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nro. 18.)

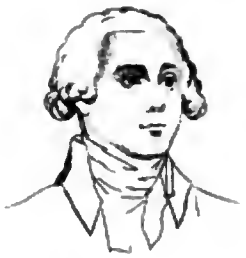
Digitized by Google

Lord Keith

Mr. Arthur Young

Lord Duncan.

Mrs Billington



Lord Grenville

Erskine

Wilberforce

Digitized by Google

Digitized by Google